DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.



DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 4 (Heft 40—52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1913.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Seite

Andresen, Ingeborg: Das Haus . . 2005
Beaulieu, H. v.: Zwei Menschen und ein Hund 1962
Engel, Georg: Der Fahnenträger 2075, 2119, 2161, 2203
Lasdohn, Leonie: Die Weihnachtskrücke . 2182
Lo-Lott: Drei Jäger nach der Pirsch . . 2048
Mewis, Marianne: Vom Himmel gefallen 2165
Niese, Charlotte: Der Junge mit den Hampelmännern 2150
Tovote, Heinz: Durchs Ziel (Fortsetzung) 1687, 1729, 1773, 1817, 1859, 1903, 1947, 1989, 2033, 2091, 2136, 2175, 2218
Urban, Henry F.: Der König von Santa Rosalia 1875
Winter, Kurt von: Die späte Rose . . 1916
Wohlbrück, Olga: Sonnenbrut (Fortsetzung und Schluß) 1704, 1746, 1789, 1833

Belehrende Aufsätze.

Dichter und Bühnen. Von Hans Brennert 1801
Dienstbotenversicherung. Von *.* 1713
Ehrenamt, Vom. Von Professor Dr. Hugo Preuß 2059
Empor die Herzen. Von Walter Bloem . 1757
Gehalt-Schiebevertrag, Der sogenannte. Von Justizrat Eduard Goldmann 2017
Griechenland, Menschen und Dinge in. Von Professor Eduard Engel 2019, 2187
Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie, Das. (Mit 5 Abbildungen) 2008
Kinderhorte, ihre Ziele und Bedeutung. Von Bürgermeister Konrad Maß 1909
Kleinbahnen. Von Dr.-Ing. Kayser 1994
Kraftspeicher. Von Hans Joachim . 1779
Kriminalistisches Reichsinstitut, Ein. Von Prof. v. Liszt 1845
Luftschiffe, Die Sicherheit der, vor Explosionsgefahr. Von Prof. Raoul Pictet 1887
Mongolei, Die Zukunft der. Von Hermann Consten. (Mit 8 Abbildungen) 1919
Oberlyzeum und Studienanstalt. Von Direktor Dr. Gruber 1973
Pflanzenleben unter dem Schnee. Von Professor Dr. Udo Dammer . . . 2208
Phonetische Laboratorium in Hamburg, Das. Von Dr. G. Panconcelli-Calcia. (Mit 4 Abbildungen) 1792
Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit. Von Senatspräsident Dr. Viezens 1671
Reichsland, Das. Von Prof. Dr. W. Rein 2103
Seeunfällen, Von. Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter 1843
Töne, Der Markt der. Von Hans Brennert 1931
Weihnacht, Fröhliche! Von Hof- und Domprediger Vits 2145

Unterhaltende Aufsätze.

Seite

Admirale unserer Hochseeflotte, Die. Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter. (Mit 9 Abbildungen) 2210
Affenhaut und Teddybär. Plauderei von Ola Alsen 1890
Albanien. Von Franz Genthe. (Mit Karte) 1761
Alte Dinge in neuem Kleid. Plauderei von Hans Dominik 2124
Amerikanische Schauspielerinnen. Von Georg von Skal. (Mit 22 Abbildung.) 2126
Armee-Fechtturnier, Vom 2. deutschen. (Mit 2 Abbildungen) 2192
Berliner Festzug am 19. Oktober, Der. (Mit 5 Abbildungen) 1806
Berliner Herbstflugwoche, Die. Von Karl Heinz Bernius. (Mit 7 Abbildg.) 1675
Berliner Schauspielerinnen, Neue. Von Paul Felix. (Mit 13 Abbildungen) . . 1954
Birnen und Aepfel. Von Wilhelmine Bird 1804
Bisonjagd im Auto. Von Heinz Karl Heiland. (Mit 7 Abbildungen) 2140
Braunschweig. Von Walter Tiedemann. (Mit 5 Abbildungen) 1846
Braunschweig, Die Einzugsfeierlichkeiten in. (Mit 5 Abbildungen) . . . 1891
Buenos Aires, Beim deutschen Gesandten in. Von Werner Witte. (Mit 3 Abbildungen) 1911
Cecilienhilfe. Von Else von Boetticher (Mit Abbildung) 2022
Chamäleon, Das. Von Aenny Fahr. (Mit 6 Abbildungen) 2222
Currygerichte. Von Wilhelmine Bird 1976
Deutschlands nördlichster Punkt. Von F. Willfang. (Mit 9 Abbildungen) . . 1870
Diele, Die. Plauderei von Käthe Damm 2012
Engel, Georg. Von Martin Feuchtwanger 2064
Federhüte. (Mit 6 Abbildungen) . . . 1708
Gesellschaftsmoden, Neue. (Mit 10 Abbildungen) 2095
Gesellschaftstrophäen. Plauderei von Dr. Ernst Franck 2225
Glückliche Fahrt. Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter 2062
Goldgräbertum, Das moderne. Von Fr. Bock. (Mit 6 Abbildungen) . . . 1959
Griechenland, Das neue. Von Otto Riemasch. (Mit 14 Abbildungen) . . . 1867
Hamburg aus der Vogelschau. Von Dr. Marx Möller. (Mit 9 Abbildungen) . . 2132
Hausgäste und Nachbarn, Stille. Von Dr. Fritz Bernhardt 1865
Hellerauer Zinn. (Mit 5 Abbildungen) 2143
Herrenhutmoden. Von Dr. C. Salomon. (Mit 3 Abbildungen) 2053
Holländisches Schloß, Ein altes. (Mit 3 Abbildungen) 1709
Jagdhund, Der. Von Fritz Skowronnek 1735
Japanische Schuhe. Von Bigetsu Koyama. (Mit 9 Abbildungen) 1794
Java, Ein Bummel durch. Von Robert Saudek. (Mit 9 Abbildungen) 1699

Seite

Japanische Tänzerinnen. Von Robert Saudek. (Mit 8 Abbildungen) 2214
Kartoffelkrautfeuer, Beim. Von Hanns Fechner 1969
Kasernen in Ruh. Von Generalleutnant z. D. Frhr. von Seckendorff 1674
Kirchenkünstlers, In der Werkstatt des. Von G. S. Urff. (Mit 7 Abbildungen) 2179
Kochköchin, Die. Von Ola Alsen . . . 1882
Kopenhagen, Der „grönländische Handel“ in. Von Paul Elsner. (Mit 8 Abbildungen) 1781
Körte, Werner. Zum 60. Geburtstag. Von Prof. Dr. J. Boas 1760
Lanke bei Berlin. Von Reinhold Cronheim. (Mit 5 Abbildungen) 1718
Leipzig, Das Völkerschlachtdenkmal bei. Von Charlotte Gräfin Rittberg. (Mit 7 Abbildungen) 1758
Liebesbriefe. Plauderei von Lo Lott 1797
Ludwigs, Zur Thronbesteigung König. (Mit 5 Abbildungen) 1977
Lüneburg. Von Walter Schultz. (Mit 7 Abbildungen) 2001
Maria und das Jesuskind in der Emailmalerei. Von Else von Boetticher. (Mit 9 Abbildungen) 2169
Maskenball an Bord. Von Heinz Karl Heiland. (Mit 7 Abbildungen) 1750
Moden für den Winter, Die ersten. (Mit 7 Abbildungen) 1924
Moden in Berlin, Wiener 1677
Monokels, Zur Naturgeschichte des. Von Siegmund Feldmann 2190
Montmartre, Das andere. Von Siegmund Feldmann. (Mit 10 Abbildg.) 1695
Nordpolgebiet, Neues Land im. Von Professor Otto Baschin. (Mit Karte) . . 2023
Nuance, Die. Theaterplauderei von Adolf Winds 2038
Offiziersdamen im Sattel, Deutsche. Von Thea von Puttkamer. (Mit 10 Abbildungen) 2040
Operettenkomponisten, Erfolgreiche. Von Ludwig Klinenberger. (Mit 5 Abbildungen) 2082
Ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im Belgischen Kongo, Die. Von Emil Zimmermann. (Mit 7 Abbildungen) 2050
Pelzmode, Die neue. (Mit 6 Abbildg.) 1742
Pelzwaren und Pelzmoden. Von Oskar Klaußmann 1953
Ratsweinkeller, Der. Von Johannes Trojan 1934
Rhein, Sicherheitsdienst auf dem. Von G. S. Urff. (Mit 11 Abbildungen) 1965
Säntis, Auf dem. Von Anton Krenn. (Mit 12 Abbildungen) 1736
Schaumburg-Lippe, Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu, in Bückeburg. (Mit 5 Abbildungen) 1936
Scherls Jungdeutschlandbuch. Von Reinhold Cronheim. (Mit 2 Abbildungen) . 1889

Seite
Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich". An Bord des. Von Eberhard Freiherr von Wechmar. (Mit 13 Abbildungen) . 2086
Schwäbische Dorf, Das. Von Hermann Schönleber. (Mit 8 Abbildungen) . . . 1785
Schwedische Königshaus. Das. Von Dr. Cajus Möller. (Mit 8 Abbildung.) 1997
Schweizer Nationalpark, Ein. Von Anton Krenn. (Mit 8 Abbildungen) . . 2044
Seelotsen hinaus vor die Elbmündung, Mit dem. Von Gustav Hopf. (Mit 9 Abbildungen) 1824
Sonnenwende. Plauderei von Margot Isbert 2107
Soziale Hilfsbereitschaft. Von Else von Boetticher 1805
Sternwarten der Erde, Große und berühmte. Astronomische Plauderei von Felix Erber. (Mit 11 Abbildungen) . 1828
Tanzlust. Von Ola Alsen 1717
Tirol, Preisausschreiben für 1715
Trauring, Vom alten und neuen. Von Willy Bauer. (Mit 16 Abbildungen) . 1913
Ungarische Nationalspeisen. Von Dagobert Winter 1823
Unsichtbaren, Die. Theaterplauderei von Robert Wach 1693
Vorsagen, Vom. Von Prof. W. Mettin 2081
Vorweihnachten auf der Straße. Von Adelheid Weber 2105
Wasserstraßen, Verkehr auf deutschen. (Mit Karte) 2065
Weihnachten auf dem Gutshof. Von Thea von Puttkamer 2155
Weihnachten auf dem Ozean. Von Walter Tiedemann. (Mit 6 Abbildungen) . 2173
Wiesbaden als Winterkurort. Von Erwin Lüdeking. (Mit 8 Abbildungen) . 1878
Zider, Der. Von Siegmund Feldmann. (Mit 6 Abbildungen) 1838

Gedichte, Sprüche.

Berlepsch, Karl Freiherr von: Stiller Oktobertag 1736
Bruger, Ferdinand: Aphorismen . . . 2226
Dehmel, Paula: Weihnachts-Besuch . . 2163
Hesse, Hermann: Liebe 1779
Reicke, Ilse: Festliches Mahl 1796
Rieß, Richard: Weihnacht im Dorfe . . . 2147
Scheffer, Thassilo von: Träume . . . 1996
Wegner, Paul: Meeresstille 1865
Winder, Ludwig: Der Verliebte 1824
— Sonniger Wintertag 2082
Winder: Erscheinung 2210
Wragge, Joh.: Morgen im Spätsommer 1707
— Kommt ein leises Klagen 1909

Komposition.

Nedbal, Oskar: Weihnachtsstimmung . . 2148

Ständige Rubriken.

Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen) 1679, 1721, 1765, 1809, 1851, 1895, 1939, 1981, 2025, 2067, 2111, 2157, 2195
Tage der Woche, Die sieben 1671, 1713, 1757, 1801, 1843, 1887, 1931, 1973, 2017, 2059, 2103, 2145, 2187
Toten der Woche, Die 1678, 1720, 1764, 1808, 1850, 1894, 1938, 1980, 2024, 2066, 2110, 2194
Unsere Bilder 1677, 1719, 1762, 1807, 1848, 1893, 1937, 1979, 2023, 2065, 2109, 2156, 2193
Welt, Bilder aus aller 1711, 1753, 1798, 1841, 1883, 1927, 1971, 2013, 2056, 2099, 2144, 2186, 2227

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

Seite
Abicht, Dr., Geh. Reg.-Rat 2110
— (Porträt) 2112
Achelis, Johannes, Senator 2024
Achmed Fuad, Prinz 1678
— (Abbildung) 1682
Adam, Julius, Professor 1678
Adams, Maude, Schauspielerin . . . 2131
— (Porträt) 2127
*Admirale unserer Hochseeflotte, Die . 2210
Affenhaut und Teddybär, Plauderei . 1890
Ahlfeld, Friedrich, Prof. Dr., Geh. Med.-Rat 1842
— (Porträt) 1841
Albanien, Die Internationale Kontrollkommission für 1980
— (Abbildung) 1984
— Vom Aufstand in 1671, 1677, 1757, 1801
— — (Abbildungen) 1682
*Albanien 1761
Albanischen Grenzen, Die internationale Kommission für die Feststellung der 1763
— (Abbildung) 1766
Allen, Viola, Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2130
Alsen, Ola 1717, 1882, 1890
Alte Dinge in neuem Kleid, Plauderei . 2124
Amerika, Vom neuen Tarifgesetz in . . 1757
*Amerikanische Schauspielerinnen . . 2126
Anders, Konsul 2110
— (Abbildung) 2116
Andresen, Ingeborg 2005
Anglin, Margaret, Schauspielerin . . . 2128
— (Porträt) 2129
Anhalt-Dessau, Prinzessin Eduard von 1808
— (Porträt) 1815
— Marie Auguste Prinzessin von . . . 1808
— — (Porträt) 1815
Apfel, Birnen und 1804
Aphorismen 2226
Archangel, Der Damen-Hockey-Klub in (mit Abbildung) 1753
*Armee-Fechtturnier, Vom zweiten deutschen 2192
Athen, Besuch des Ministers Take Jonescu in 1980
— (Abbildung) 1984

B

Baden, Luise Großherzoginwitwe von . 2066
— (Porträt) 2071
Baden-Baden, Vermählung des Herrn Herbert Gutmann mit Frl. v. Frankenberg-Ludwigsdorf in 1678
— (Abbildung) 1684
Badenweiler, Vom Bädertag in . . 1808
— (Abbildung) 1816
Baldwin, Miß, Tänzer (Abbildung) . . 1771
Barnekow, Baronin 2014
— (Abbildung) 2013
Barrymore, Ethel, Schauspielerin . . 2130
— (Porträt) 2128
Bartels, Hans von, Prof., Maler 1713, 1720
— (Porträt) 1722
Barthou, Das französische Ministerium . 2059
— (Abbildung) 2066
Baschin, Otto, Professor 2023
Bassewitz, Gerdt von 2194
Bastanier, Prof. Dr. (mit Abbildung) . 1799
Bates, Blanche, Schauspielerin . . . 2126
— (Porträt) 2131
Battenberg, Louis Prinz von, Admiral 1763
— (Abbildung) 1767
Battistini, Mattia, Sänger 1980
— (Porträt) 1986
Bauer, Willy 1913
Bayern, Ludwig Prinzregent von 1671, 1678, 1763
— (Abbildungen) 1684, 1765
— Ludwig III. König von 1893, 1931, 1937, 1973, 1978, 1979
— — (Porträt) 1895
— — (Abbildungen) . . . 1940, 1978, 1983
— Maria Therese Königin von . . 1894, 1978
— — (Porträt) 1895
— — (Abbildungen) 1978, 1983
— Rupprecht Kronprinz von 1979
— — (Abbildungen) 1684, 1978
— Franz Prinz von (Abbildung) . . . 1978
— Leopold Prinz von (Abbildung) . . . 1684
— Luitpold Prinz von 1808
— — (Abbildung) 1815
*Bayern, Zur Thronbesteigung König Ludwigs von 1977
Beaulieu, H. v. 1962
Beckerathsche Majolikasammlung in Berlin, Die 1894
— (Abbildung) 1902
Bedford, Herzog von 2194
— (Porträt) 2200
Behnisch, Korvettenkapitän (Porträt) . 1814
Behrend, Max, Hofrat 2066
— (Porträt) 2072
Belgien, Albert König von 1938
— (Abbildung) 1940
— Marie José Prinzessin von 2066
— — (Porträt) 2071
*Belgischen Kongo, Die ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im 2050
Belkis Scheffet, Lehrerin 2156
— (Abbildung) 2158
Bender, G., Professor (Abbildung) . . 1811
Bennosky, Gräfin von 2156
— (Porträt) 2159
Berchtesgaden, Prinzregent Ludwig von Bayern in 1763
— (Abbildungen) 1763, 1765
Berenberg-Goßler, John Freiherr von, Generalkonsul 2110
Berger, Rudolf, Kammersänger (mit Porträt) 1884
— Frau (mit Porträt) 1884
Berlepsch, Karl Freiherr von 1736
Berlin, Aufführung der Oper „Der Satansweg" in 1938
— (Abbildung) 1942
— Aufführung der Operette „Polenblut" in 1938
— — (Abbildungen) 1945
— Aufführung der Posse „Wie einst im Mai" im Berliner Theater in 1720
— — (Abbildung) 1726
— Aufführung der „Tangoprinzessin" im Thalia-Theater in 1720
— — (Abbildung) 1726
— Aufführung des Komödienspiels „Die drei Brüder von Damaskus" im Schauspielhaus in 1720
— — (Abbildung) 1726
— Das neue Heim des amerikanischen Botschafters W. Gerard in 1938
— — (Abbildungen) 1946
— Der Mercedes-Palast der Daimler-Motoren-Gesellschaft in 1884
— — (Abbildung) 1886
— Der russische Minister Sasonow in 1801, 1808
— — (Abbildung) 1808
— Die Ausstellung „Alt-Berlin" in . . . 2109
— — (Abbildungen) 2117
— Die Einweihung des Osthafens in 1671, 1677
— — (Abbildung) 1680
— Erste Sitzung der Preuß. Zahnärztekammer in (mit Abbildung) 1971
— Vom Wohltätigkeitsfest für verschämte Arme in 2066
— — (Abbildung) 2069
— Vom zweiten Krupp-Prozeß in . . . 1931
— Von den Vorführungen des Marionettentheaters Münchner Künstler in . . 1764
— — (Abbildung) 1772
— Von der Aufführung des Märchenspiels „Peterchens Mondfahrt" in . . 2194
— — (Abbildung) 2200
— Von der Internationalen Konferenz zur Bekämpfung der Tuberkulose in 1848, 1848
— — (Abbildung) 1852
— Vortrag von Prof. R. Pictet über Verhütung von Unfällen bei Luftschiffen in 1848, 1849
— — (Abbildung) 1858
— Wiener Moden in 1677
— — (Abbildungen) 1686



Seite

*Berliner Festzug am 19. Oktober, Der 1806
*Berliner Herbstflugwoche, Die 1675
*Berliner Schauspielerinnen, Neue 1954
Berndt, Dr. (mit Porträt) 1841
Bernhardt, Fritz, Dr. 1865
Bernius, Karl Heinz 1675
Berson, Marguerite, Geigerin (mit Porträt) 2057
Bethmann, Helene Freifrau von (Porträt) 2099
Bethmann Hollweg, von, Reichskanzler 1713, 1757, 2023, 2103, 2109
— (Abbildungen) 2027, 2113
Beyschlag, Franz, Prof. Dr., Geh. Bergrat 2066
— (Porträt) 2072
Bielitz-Biala, Das Maria-Theresien-Schutzhaus bei (mit Abbildung) 2014
Bienvenu-Martin, Minister 2109
— (Porträt) 2115
— (Abbildung) 2150
Bingen, Die neue „Festhalle am Rhein“ in (mit Abbildung) 1754
Bingham, Amelie, Schauspielerin (mit Porträt) 2131
Bird, Wilhelmine 1804, 1976
Birnen und Äpfel 1804
*Bisonjagd im Auto 2140
Blaschnik, Artur, Maler (mit Porträt) 2100
Blaß, Opernsänger 2156
— (Abbildung) 2158
Bloem, Walter 1757
Boas, J., Prof. Dr. 1760
Bock, Fr. 1959
Boege, Johanna (mit Abbildung) 2042
Boetticher, Else von 1805, 2022, 2169
Böhe, Ernst, Hofkapellmeister 2014
— (Porträt) 2013
Boltetinaz, Issa, Albanierführer 1678
— (Porträt) 1682
*Bord, Maskenball an 1750
Bornhöved, Gedenksteinenthüllung in 2110
— (Abbildung) 2112
Borscht, von, Dr., Oberbürgermeister 1978, 2193
— (Abbildungen) 1684, 1982, 2197
Bowater, S. B., Sir, Lord-Mayor 1720
— (Abbildung) 1727
Brandenburg a. H., Vom Generalkapitel des Domstiftes in 1678
— (Abbildung) 1679
Brasilien, Deutsche Künstler in (mit Abbildung) 1971
Braunschweig, Ernst August Herzog zu 1843, 1887, 1893
— (Porträt) 1898
— (Abbildungen) 1892, 1893, 1897
— Viktoria Luise Herzogin zu 1887, 1893
— — (Porträt) 1899
— — (Abbildungen) 1892, 1893, 1897
*Braunschweig 1846
*Braunschweig, Die Einzugsfeierlichkeiten in 1891
— (Abbildungen) 1897—1899
Braunsdorf, Tunneleinsturz bei 2145, 2194
— (Abbildung) 2202
Bray, Yvonne de, Schauspielerin 2024
— (Abbildung) 2032
Breitmayer, Georges 2024
— (Abbildung) 2026
Bremermann, Friedrich, Direktor 1850
— (Porträt) 1856
Brennert, Hans 1801, 1931
Brentano, Antonie (Porträt) 2099
Breunner-Enkevoirth, Agathe Gräfin 1928
— (Abbildung) 1929
Briesen, Künstlerische Gartenanlagen bei Schloß (mit Abbildungen) 1711
Brondson, Tänzer (Abbildung) 1771
Bruck, Alfred, Prof. Dr. (mit Porträt) 1971
Bruger, Ferdinand 2226
*Bückeburg, Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe in 1936
*Buenos Aires, Beim deutschen Gesandten in 1911
Bühnen, Dichter und 1801
Bulgarien, Ferdinand König von 1713, 1931, 2059
Bülow, Bernhard Fürst von 1678
— (Abbildung) 1679
Bunsen, William Ernest de, Botschafter 2066
— (Porträt) 2071
Bünte, Wilhelm, Kapellmeister (mit Porträt) 1756
Burnett, David, Sir, Lord-Mayor (mit Abbildung) 1884
Busch, Adolphus, Großindustrieller 1764
— Marineoberingenieur (Abbildung) 1814
Busley, Karl, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat 1757, 1764
— (Porträt) 1764
Bussche-Haddenhausen, Hilmar Freiherr von dem, Geh. Leg.-Rat, Gesandter 1911, 1912
— (Abbildung) 1911
— Eleonore Freifrau von dem 1912
— — (Abbildung) 1911
Butze, Nuscha, Hofschauspielerin (Porträt) 2110
Byern, Rudolf von, Reichstagsabgeordneter 1850

C

Caillaux, Minister 2103, 2109
— (Porträt) 2115
— (Abbildung) 2159
Callaghan, Admiral 1763
— (Abbildung) 1767
Cambon, Henry 1849
— (Abbildung) 1858
— Jules, Botschafter 1849
— — (Abbildung) 1858
Cambridge, Mr. Sayre mit Gattin beim Besuch eines College in 2156
— (Abbildung) 2159
Cardiff, Bergwerkkatastrophe in 1757
Carranza, General 2017
Caspar, Referendar, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
*Cecilienhilfe 2022
*Chamäleon, Das 2222
Chamonix als Wintersportplatz 2066
— (Abbildung) 2073
Charlottenburg, Vom Stiftungsfest des Jungdeutschlandsvereins in (mit Abbildung) 1793
— Von der Probe zur Oper „Das Nothemd“ in 1808
— — (Abbildung) 1814
— Wagners „Parsifal“ im Opernhaus in 2156, 2194
— — (Abbildungen) 2157, 2158, 2198
Chemnitz, Tunneleinsturz am Harrasfelsen bei 2194
— (Abbildung) 2202
Christiania, Hundertjahrfeier der norwegischen Studenten-Union in 1720
— (Abbildung) 1724
Churchill, Winston, Mr., Minister 1763, 2145, 2187
— (Abbildung) 1767
— Randolph, Lady 2110
— — (Abbildung) 2114
Claparède, Alfred von, Dr., Gesandter 1678
— (Abbildung) 1680
Clemence, Miß, Tänzerin (Abbildung) 1771
Cleming, Hofschauspieler 1720
— (Abbildung) 1726
Collier, Price, Schriftsteller 1894
Colonna, Sciarra, Fürstin 2066
Connaught, Arthur Prinz von 1720
— (Abbildung) 1725
Consten, Hermann (mit Abbildung) 1919
Coundouriotis, Admiral (Porträt) 1870
Countiß, Cathrine, Schauspielerin 2131
— (Porträt) 2128
Cowl, Jane, Schauspielerin 2130
— (Porträt) 2128
Cromarty, Von der Marinekonferenz in 1763
— (Abbildung) 1767
Cronheim, Reinhold 1718, 1889
Croy, Rosa, Prinzessin (Abbildung) 1770
Cruchaga, Miguel, Don, Gesandter 2110
— (Porträt) 2116
Cumberland, Ernst August Herzog von 1719
— (Abbildung) 1727
— Thyra Herzogin von 1719
— — (Abbildung) 1727
— Olga Prinzessin von (Abbildung) 1727
Currygerichte 1976

D

Dahlem, Das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie in (mit Abbildung) 1883
Damm, Käthe 2012
Dammer, Udo, Prof. Dr. 2208
Dänemark, Waldemar Prinz von (Abbildung) 1727
— Besuch des Herzogspaares von Cumberland in 1719
— — (Abbildung) 1727
Danglis, Generalstabschef (Porträt) 1869
Danzig, Stapellauf des Dampfers „Kolumbus“ in 2187
Dato, Eduardo, Ministerpräsident 1843, 1894
— (Porträt) 1900
Daucourt, Flieger 2058
— (Abbildung) 2057
Daude, Prof, Dr., Geh. Regierungsrat 1678
— (Porträt) 1684
Dazie, Frl., Tänzerin (Abbildung) 1771
Dean, Julia, Schauspielerin 2131
— (Porträt) 2130
Dedjulin, Wladimir, Generalleutnant 1938
Dehmel, Paula 2163
Deimling, von, Generalleutnant 2103, 2109
— (Abbildung) 2113
Delia, Wanda, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1958
Demmel, Joseph, Bischof 1980
— (Porträt) 1986
„Der Haag“, Die holländische Residenz, vom Ballon aus 2228
— (Abbildung) 2230
Deutschland, Wilhelm II. Kaiser von 1713, 1719, 1757, 1801, 1808, 1843, 1848, 1887, 1894, 1931, 1937, 1973, 2017, 2059, 2065, 2103, 2109, 2145, 2187, 2193, 2194
— (Abbildungen) 1723, 1809, 1813, 1853, 1896, 1941, 2067, 2112, 2113, 2197
— Auguste Viktoria Kaiserin von 1801, 1887, 1931, 2017, 2145, 2187, 2193
— — (Abbildung) 2197
*Deutschlands nördlichster Punkt 1870
Diamond, Miß, Tänzerin (Abbildung) 1771
Dichter und Bühnen 1801
Dick, Vizeadmiral, Frau (Abbildung) 2069
Dieffenbach, Karl Wilhelm, Maler 2194
— (Porträt) 2198
Diele, Die, Plauderei 2012
Dienstbotenversicherung 1713
Diesel, Rudolf, Dr. 1720
— (Porträt) 1727
Diomidis, A. N., Finanzminister (Porträt) 1868
Dohna-Schlobitten, Fürst zu (Abbildung) 1723
Dohrn, Heinrich, Dr., Reichstagsabgeordneter 1720
Dölitz, Das Völkerschlachtdenkmal bei 2110
— (Abbildung) 2114
Dollmann, Alfons, Lehrer (mit Porträt) 1799
Dominik, Hans 2124
Donaueschingen, Vom Kaiserbesuch in 2059, 2065, 2103, 2109
— (Abbildungen) 2067, 2113
Doumergue, Ministerpräsident 2103, 2109, 2156
— (Porträt) 2115
— (Abbildung) 2159
Doutrelepont, Jos., Prof. Dr., Geh. Med.-Rat (mit Porträt) 1971
Dragumis, J., Generalgouverneur (Porträt) 1868
Drei Jäger nach der Pirsch…, Skizze 2048
Dresden, Einweihung der Technischen Hochschule in 1763, 1764
— (Abbildungen) 1768
Dryander, Oberhofprediger (Abbildung) 1679
Dschavid-Bei, Minister 1894
— (Porträt) 1900
Dujardin-Beaumetz, Unterstaatssekretär a. D. 1678
Dülfer, Martin, Prof. Dr., Geh. Hofrat 1808
— (Porträt) 1814
Dulong, Elsa von, Opernsängerin 2194
— (Porträt) 2200
Durchs Ziel, Roman 1687, 1729, 1773, 1817, 1859, 1903, 1947, 1989, 2033, 2091, 2136, 2175, 2218

E

Ehrenamt, Vom 2059
*Elbmündung, Mit dem Seelotsen hinaus vor die 1824
Elliott, Maxine, Schauspielerin 2129
— (Porträt) 2127
Elsner, Paul 1781
*Emailmalerei, Maria und das Jesuskind in der 2169



Seite

Emmich, v., General der Inf. 1938
— (Abbildung) 1940
Empor die Herzen 1757
Engel, Eduard, Professor 2019, 2187
— Georg . . . 2064, 2075, 2119, 2161, 2208
— — (Porträt) 2074
England, Alexandra Königin von (Abbildung) 1727
— Viktoria Prinzessin von (Abbildung) 1727
— Viktoria Alexandra Prinzessin von (Porträt) 1725
Erber, Felix 1828
Erdberg, Matthias v., Rezitator (mit Porträt) 1971
Erscheinung, Gedicht 2210
Erzerum, Reschid-Pascha Wali von 2110
— (Abbildung) 2116
Essad-Pascha 1678
— (Porträt) 1682
Essig, Herrmann, Dichter (mit Porträt) 2057
Eysler, Edmund, Komponist 2085
— (Abbildung) 2084

F

Fahnenträger, Der, Roman 2075, 2119, 2161, 2208
Fahr, Aenny 2222
Fährmann, Karl Gustav, Reichstagsabgeordneter 1764
Falkenhayn, von, Generalleutnant, Kriegsminister . . . 2059, 2065
Fall, Leo, Komponist 2065
— (Porträt) 2083
Fallières, Präsident a. D. 2023
— (Abbildung) 2029
Fechner, Hanns 1969
*Federhüte 1708
Feldmann, Siegmund . . 1695, 1838, 2190
Felix, Paul 1954
Felsegg, Rosa, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Ferguson, Elsie, Schauspielerin 2130
— (Porträt) 2129
Festliches Mahl, Gedicht 1796
Ferrero, Willy, Wunderdirigent 2024
— (Abbildung) 2030
Fethi-Bei, Fliegeroffizier 2156
— (Abbildung) 2158
Feuchtwanger, Martin 2064
Fiedler, Flieger (Abbildung) 1677
Fife, Herzogin von 1720
— (Abbildung) 1725
Fischer, Adolf, Professor 1928
— Theodor, Prof. Dr., Architekt 1848
Fiske, Maddern, Mrs., Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2131
Fitschew, General 1798
— (Abbildung) 1799
Fitting, Hauptmann (mit Abbildung) 2193
Fleischer-Edel, Katharine, Sängerin (mit Porträt) 2144
Fleitman, Leita, Miß 2194
— (Abbildung) 2201
Florenz, Die „Mona Lisa" in den Uffizien in . . 2145, 2193
— (Abbildungen) 2199
Floßmann, Joseph, Professor 1848
Flotow, Ludwig Freiherr von, Dr. 2024
— (Porträt) 2028
Flotte, Das Auslandsgeschwader der deutschen 1938
— (Abbildungen) 1944
Fodroczy, Mark Aurel von, Vizebanus (mit Porträt) 1927
Franck, Ernst, Dr. 2225
Frank, Adolf, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat 1980
— (Porträt) 1986
Frankenberg-Ludwigsdorf, Daisy von 1678
— (Abbildung) 1684
Frankfurt a. M., Stafettenwechsel in der Paulskirche in 1808
— (Abbildung) 1811
— Von der Hundertjahrfeier des Frauenvereins in (mit Porträten) 2099
Frankfurt a. O., Das neue Rathaus in 1884
— (Abbildung) 1886
Frankreich, Eugenie Exkaiserin von 2066
— (Abbildung) 2070
— Zur Einführung der geheimen Wahl in (mit Abbildungen) 1800
Freihard, Mizzi, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Freyer, Kapitänleutnant (Porträt) 1814
Friedländer-Fuld, Marianne von 1849
— (Porträt) 1858
Friesen, Freiherr von, Gesandter (Abbildung) 1981
Fuldaschleuse bei Kassel, Die neue 2099
— (Abbildung) 2100
Funke, Konteradmiral (mit Porträt) 2213
Fürstenberg, Max Egon Fürst zu 2059
— (Abbildung) 2067
— Fürstin zu (Abbildung) 2067

G

Gädeke, Konteradmiral (mit Porträt) 2212
Gallach, Forstmeister (Abbildung) 1941
Gallier, Mme., Fliegerin 1980
— (Porträt) 1988
Gans, Friedrich Ludwig von 1980
— (Porträt) 1986
Ganse, Wirkl. Geh. Rat 1848
— (Porträt) 1853
Gauernitz, Vermählung der Prinzessin von Schönburg-Waldenburg mit dem Reichsgrafen von Hochberg-Fürstenstein in 1808
— (Abbildung) 1815
Gehalt-Schiebevertrag, Der sogenannte 2017
Genthe, Franz 1761
Geoffray, Botschafter 1849
— (Abbildung) 1858
Gerard, James Watson, Mr., Botschafter 1938
— (Porträt) 1946
Gerasch, Alfred, Schauspieler 1980
— (Abbildung) 1987
Gerolstein, Die Einweihung der Erlöserkirche auf dem Krongut Villa Sarabodis in 1808
— (Abbildungen) 1813
*Gesellschaftsmoden, Neue 2095
Gesellschaftstrophäen, Plauderei 2225
Geyer, Leutnant 2066
— (Porträt) 2072
Gilbert, Jean, Komponist (Abbildung) 2085
Glasenapp, Otto von, Dr., Geh. Oberfinanzrat 1678
— (Porträt) 1684
Gluck, T., Professor, Geh. Med.-Rat 2066
— (Porträt) 2072
Glückliche Fahrt, Artikel 2062
Gluud, Kapitän (Porträt) 1814
Goelet, Robert, Mrs. 2194
— (Abbildung) 2201
Göhrde, Die Hofjagd in der . . . 1887, 1894
— (Abbildung) 1896
— Gedenkfeier für das Gefecht an der (mit Abbildung) 1712
Goldberger, Ludwig Max, Geh. Kommerzienrat . . . 1757, 1764, 1849, 1850
— (Porträte) . . . 1764, 1856
*Goldgräbertum, Das moderne 1959
Goldmann, Eduard, Justizrat 2017
Gomperz, Max Ritter von 1988
Gotthardbahn, Eisenbahnunglück auf der 1757
Gottlieb, H., Frl., Opernsängerin 2156
— (Abbildung) 2157
Grafenegg, Die 80. Geburtstagsfeier der Gräfin Agathe Breunner-Enkevoirth auf Schloß 1928
— (Abbildung) 1929
Grätz, Vom Jagdbesuch des Reichskanzlers beim Fürsten Lichnowsky auf Schloß 2023
— (Abbildung) 2027
Grelle, Frido, Theaterdirektor (mit Porträt) 1928
Grethe, Carlos, Professor, Maler 1850
Griechenland, Konstantin König von 1713, 1868, 2187
— (Porträt) 1867
— Sophie Königin von (Porträt) 1867
— Georg Kronprinz von (Porträt) 1867
— Alexander Prinz von (Porträt) 1867
— Paul Prinz von (Porträt) 1867
— Helene Prinzessin von (Porträt) 1867
— Irene Prinzessin von (Porträt) 1867
Griechenland, Menschen und Dinge in, Artikel . . 2019, 2187
*Griechenland, Das neue 1867
*„Grönländische Handel" in Kopenhagen, Der 1781
Groß, von, Leutnant, Dr. jur. (mit Porträt) 1711
Grubenpfeife, Die Erfinder der 1928
— (Abbildung) 1930
Gruber, Dr., Direktor 1973
Gruitsch, General 1894
Grulich, Oskar, Dr., Oberbibliothekar 1850
Grünberg, Elsa, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Grunwald, Ellen Marion (Abbildung) 2200
Günther, Ilse von (mit Abbildung) 2041
Gunz, Hofschauspieler (mit Porträt) 1927
Gurnigel, Ein diplomatisches Diner auf 1678
— (Abbildung) 1680
Guszalewicz, Alice, Kammersängerin (mit Porträt) 1928
Gutmann, Herbert, Bankdirektor 1678
— (Abbildung) 1684

H

Haber, Dr., Geh. Reg.-Rat 1928
— (Abbildung) 1930
Hackelberg, Gertrud, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1956
Hajos, Mizzie, Schauspielerin (Abbildung) 2081
Hamburg, Wohltätigkeitsfest des deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz in 2024
— (Abbildung) 2029
*Hamburg aus der Vogelschau, Neu- 2132
*Hamburg, Das Phonetische Laboratorium in 1792
Hanau, Abfahrt des Eisenbahnregiments Nr. 2 nach (mit Abbildung) 1678
Hannover, Die Dienstwohnung des Oberbürgermeisters von (mit Abbildung) 2186
Hansen, Irmgard von, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1957
Harrasfelsen, Eisenbahnkatastrophe am 2194
— (Abbildung) 2202
Harriman, Herbert, Mrs. 2194
— (Abbildung) 2201
Hartbrich, Leutnant (mit Abbildung) 2193
Hartmann, George, Direktor (mit Porträt) 1711
Hartung, Hugo, Industrieller (mit Porträt) 1883
Hasemann, Wilhelm, Professor, Maler 2066
— (Porträt) 2072
Haslinde, Jobst, Komponist (mit Porträt) 2100
Haus, Das, Novelle 2005
Hausgäste und Nachbarn, Stille 1865
Hausmann, Marineoberingenieur (Porträt) 1814
Headley, Lord 2024
— (Porträt) 2032
Heide, von der, Kapitän (mit Abbildung) 2068
Heiland, Heinz Karl 1750, 2140
— (Abbildung) 2142
Heims, Else, Schauspielerin 1678
— (Abbildung) 1683
Hell, Franz, Dr., Generalveterinär 1850
*Hellerauer Zinn 2143
Hellmuth, Mia, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1957
d'Hengelière, Elisabeth (mit Abbildung) 2042
„Her little Highneß", Operette, Aufführung der 2024
— (Abbildungen) 2031
*Herrenhutmoden 2053
Hertwig, Oskar, Prof. Dr., Geh. Rat 1850
— (Porträt) 1856
Hesse, Hermann 1779
Heymann, Hermann, Kommerzienrat 1894
— (Porträt) 1900
Hiller, Gustav, Industrieller (mit Porträt) 1883
Hipper, Konteradmiral (mit Porträt) 2213
Hochberg-Fürstenstein, Gottfried Reichsgraf von 1808
— (Abbildung) 1815
Hohenau, Graf, Leutnant 1764
— (Abbildung) 1770
*Holländisches Schloß, Ein altes 1709
Hopf, Gustav 1824
Hoppe, Oberregierungsrat 1894
— (Porträt) 1900
*Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg 1936
Hübner, Ulrich, Maler 1938
— (Porträt) 1943
Huerta, Präsident 1843, 1887, 1938, 1973, 2017, 2103
— (Porträt) 1930
Huhn, A. E. von (mit Porträt) 2024
Humphrey, Alderman (mit Abbildung) 1884



Seite

Huntington, Helen, Miß . . . 2024
— (Porträt) . . . 2026
Hutformen, Mittelalterliche . . . 2228
— (Abbildungen) . . . 2228, 2229

J

Jacobi, Florence (Abbildung) . . . 2200
— von, General . . . 2109
— — (Abbildung) . . . 2116
Jagdhund, Der . . . 1735
Japan, Eine Jeanne d'Arc in . . . 1678
— (Abbildung) . . . 1683
*Japanische Schuhe . . . 1794
*Java, Ein Bummel durch . . . 1609
*Javanische Tänzerinnen . . . 2214
Jenatzy, Camille . . . 2110
Jenisch, Hugo, Branddirektor . . . 2194
— (Porträt) . . . 2198
Illington, Margaret, Schauspielerin . . . 2130
— (Porträt) . . . 2131
Ingenohl, von, Admiral . . . 2212
— (Porträt) . . . 2211
Joachim, Hans . . . 1779
Joachimsthal, Die Mitglieder des Balneologenkongresses in (mit Abbildung) . . . 1798
Johannisthal, Flugvorführungen des Fliegers Pegoud in . . . 1843, 1848
— (Abbildungen) . . . 1850, 1851, 1852
— Zur Katastrophe des Marineluftschiffes „L 2" in . . . 1801, 1808
— — (Abbildungen) . . . 1808, 1814
Jonescu, Take, Minister . . . 1980
— (Abbildung) . . . 1984
— Frau (Abbildung) . . . 1984
Jonsson, Grete, Sängerin . . . 2014
— (Porträt) . . . 2013
Irland, Parforcejagdsaison in . . . 1756
— (Abbildung) . . . 1755
Isbert, Margot . . . 2107
Italien, Viktor Emanuel König von . . . 2059, 2066, 2100
— (Abbildungen) . . . 2068, 2116
— Die deutsche Militärmission in . . . 2109
— — (Abbildung) . . . 2116
— Die Parlamentseröffnung in . . . 2059, 2066
— — (Abbildungen) . . . 2068
Juanschikai, Präsident . . . 1713, 1757, 1894
— (Abbildung) . . . 1901
— Am Tage der Amtseinführung des (mit Abbildung) . . . 1849
*Jungdeutschland-Buch, Scherls . . . 1889
Junge mit den Hampelmännern, Der, Erzählung . . . 2150

K

Kaiser, Exzellenz . . . 2110
— (Abbildung) . . . 2114
*Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie, Das . . . 2008
Kamerlingh Onnes, Heike, Prof. Dr. . . . 1973, 1980
— (Porträt) . . . 1985
Kartoffelkrautfeuer, Beim . . . 1969
Kasernen in Ruh . . . 1674
Kassel, Die neue Fuldaschleuse bei . . . 2099
— (Abbildung) . . . 2100
— Die Jahrtausendfeier in . . . 1671, 1677
— — (Abbildungen) . . . 1681
Kastner, Oberleutnant . . . 2066
— (Porträt) . . . 2072
Katsura, Tara, Fürst, Minister a. D. . . . 1757, 1763, 1764
— (Porträt) . . . 1767
Kayser, Adolf, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat (mit Porträt) . . . 1753
— Dr.-Ing. . . . 1994
Kellner, Marie (Porträt) . . . 2099
Kiamil-Pascha, Großwesir . . . 1980
— (Porträt) . . . 1986
Kießling, Flieger (mit Abbildung) . . . 1676
Kinderhorte, ihre Ziele und Bedeutung . . . 1909
*Kirchenkünstlers, In der Werkstatt des . . . 2179
Kirchner, A., Opernsänger . . . 2156
— (Abbildung) . . . 2157
Klaar, Irma, Schauspielerin . . . 1959
— (Porträt) . . . 1957
Klaußmann, Oskar . . . 1953
Kleinbahnen . . . 1994
Kleyer, Heinrich, Kommerzienrat . . . 2110
— (Porträt) . . . 2114
Kline, Ardolph, Bürgermeister . . . 1756
— (Abbildung) . . . 1755
Klinenberger, Ludwig . . . 2082
Klingemann, Generalsuperintendent (Abbildung) . . . 1813
Klose, Florian, Reichstagsabgeordneter . . . 1713
Knelke, Gerte, Schauspielerin . . . 1959
— (Porträt) . . . 1957
Knipping, Hubert, Dr., Generalkonsul . . . 2227
— (Porträt) . . . 2228
Knoblauch, Gustav, Baurat . . . 1850
— (Porträt) . . . 1856
Koch, Julius, Oberbaurat . . . 2194
Kochköchin, Die . . . 1882
Kokowzew, W. N., Ministerpräsident . . . 1973, 1980, 2017
— (Porträt) . . . 1980
Köln, Das Museum für ostasiatische Kunst in (mit Abbildungen) . . . 1928
Köln-Deutz, Der neue Bahnhof (mit Abbildung) . . . 2058
Kommt ein leises Klagen . . ., Gedicht . . . 1909
Kongo, Die deutsch-französische Grenzregulierung am . . . 1849, 1850
— (Abbildungen) . . . 1854
— (Karte) . . . 1850
König von Santa Rosalia, Der, Skizze . . . 1875
Königsberg, Das als Museum geplante Haus im Park „Luisenwahl" in . . . 2194
— (Abbildung) . . . 2202
— Der Kaiser in . . . 1718, 1719
— — (Abbildung) . . . 1723
Königswusterhausen, Hofjagd in . . . 1931, 1937
— (Abbildungen) . . . 1941
Konstantinopel, Der Flieger Daucourt auf dem Flugplatz San Stefano bei . . . 2058
— (Abbildung) . . . 2057
— Friedensvertrag zwischen der Türkei und Bulgarien in . . . 1671
Kopenhagen, Ankunft des Aviatikers Reiterer in . . . 1764
— (Abbildung) . . . 1770
*Kopenhagen, Der „grönländische Handel" in . . . 1781
Körte, Werner, Prof. Dr., Geh. San.-Rat . . . 1760
— (Porträt) . . . 1767
Kossuth, Franz v., Wirkl. Geh. Rat . . . 2156
— (Porträt) . . . 2159
Koyama, Bigetsu . . . 1794
Kraftspeicher, Plauderei . . . 1779
Krause, Geh. Baurat . . . 1677
— (Abbildung) . . . 1680
Kraußneck, Hofschauspieler . . . 1720
— (Abbildung) . . . 1726
Krenn, Anton . . . 1736, 2044
Kretschmer, Otto, Prof., Geh. Marine-Baurat (mit Porträt) . . . 1712
Krieger, Wanda von . . . 2040
— (Abbildung) . . . 2041
Kriminalistisches Reichsinstitut, Ein . . . 1845
Krügener, R., Dr. . . . 1798
— (Porträt) . . . 1799
Krüger, Ferdinand, Dr., Geh. Sanitätsrat (mit Porträt) . . . 1841
Krummacher, Generalmajor z. D. (mit Porträt) . . . 1799
Kühlwetter, von, Kapitän zur See a. D. . . . 1843, 2062, 2210
Kühnberg, Leontine, Schauspielerin . . . 1959
— (Porträt) . . . 1956
Kullak, Franz, Professor (mit Porträt) . . . 2110
Kurt, Melanie, Opernsängerin . . . 2194
— (Abbildung) . . . 2198
Kurz, Isolde, Schriftstellerin . . . 2066
— (Porträt) . . . 2072
— Selma, Hofopernsängerin (Abbildung) . . . 1770
Kutner, Robert, Prof. Dr. . . . 1713, 1720
— (Porträt) . . . 1722

L

Laffert, Max von, General der Kav. . . . 2066
— (Porträt) . . . 2071
Laitsch, Flieger (mit Abbildung) . . . 1675
Landshut, Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in München auf Burg Trausnitz bei . . . 1720
— (Abbildung) . . . 1728
*Lanke bei Berlin . . . 1718
Lans, von, Vizeadmiral . . . 2212
— (Porträt) . . . 2211
Lasdohn, Leonie . . . 2182
Lauscha-Wallendorf, Die neue Bahnstrecke (mit Abbildung) . . . 2014
Lavery, John, Mrs. . . . 2110
— (Abbildung) . . . 2114
Ledebur, Karl Freiherr von, Generalintendant (mit Porträt) . . . 1894
Lehár, Franz, Komponist . . . 2083, 2084
— (Porträt) . . . 2083
Lehmann, Jon, Dr. . . . 2110
Lejdstroem, Karl, Opernsänger . . . 1842
— (Porträt) . . . 1841
Leipzig, Das Völkerschlachtdenkmal bei . . . 1678
— (Abbildung) . . . 1685
— Der Deutsche Saalbesitzer-Bundestag vor dem Völkerschlachtdenkmal bei (mit Abbildung) . . . 1753
— Die Abordnung des südwestafrikanischen Kriegerverbandes bei der Völkerschlachtfeier in . . . 2014
— — (Abbildung) . . . 2016
— Vom Internationalen Reiterturnier in . . . 1764
— — (Abbildung) . . . 1770
— Von den Eilbotenläufen der deutschen Turnerschaft nach (mit Karte) . . . 1764
— Von der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in . . . 2066
— — (Abbildung) . . . 2074
— Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in . . . 1801, 1807, 1808
— — (Abbildungen) . . . 1809—1812
— Winterfest des Vereins für das Deutschtum im Ausland in (mit Abbildung) . . . 2102
*Leipzig, Das Völkerschlachtdenkmal bei . . . 1758
Leiser, Dr., Privatdozent (mit Abbildung) . . . 1930
Leistner, Margarete, Violinistin (mit Porträt) . . . 1754
Lemcke, Prof. Dr. (mit Porträt) . . . 2013
Leo, Julius, Dr. . . . 2023
— (Porträt) . . . 2028
„Le Phalène", Erstaufführung von Henri Batailles . . . 2024
— (Abbildung) . . . 2032
Lerchenfeld-Koefering, Graf von, Gesandter . . . 1720
— (Porträt) . . . 1722
Lettinger, Rudolf (mit Abbildung) . . . 1971
Lettow-Vorbeck, von, Oberstleutnant . . . 2194
— (Porträt) . . . 2198
Lewald, Ferdinand, Dr., Geh. Rat . . . 1980
— (Porträt) . . . 1986
Lichnowsky, Fürst, Botschafter . . . 2023
— (Abbildung) . . . 2027
Liebe, Gedicht . . . 1779
Liebesbriefe, Plauderei . . . 1797
Liechtenstein, Hanna, Prinzessin (Abbildung) . . . 1770
Liegnitz, Viktor von, General d. Inf. z. D. . . . 1808
Liman von Sanders, Generalleutnant . . . 2109, 2145
— (Porträt) . . . 2111
— (Abbildung) . . . 2110
Lindpaintner, Flieger (Abbildung) . . . 1676
Liszt, v., Professor . . . 1845
Lockroy, Eduard, Politiker . . . 2024
Loerke, Oskar, Dichter . . . 2024
— (Porträt) . . . 2030
Lolott . . . 1797, 2048
London, Der Lord-Mayor als Gast der deutschen Reserveoffiziere in . . . 1883
— (Abbildung) . . . 1884
— Die „Escalade" im Variete in (mit Abbildung) . . . 1842
— Die Exkaiserin Eugenie in . . . 2066
— — (Abbildung) . . . 2070
— Die „Tango Teas" in . . . 1800
— — (Abbildung) . . . 1799
— Ein Arbeitgeber-Schutzverband in . . . 1671
— Hutformen aus der Aufführung des Musikdramas „Die Jungfrau von Orleans" in . . . 2228
— — (Abbildungen) . . . 2228, 2229
— Vom Bilderball in . . . 2110
— — (Abbildungen) . . . 2114
— Zum Verkauf des „Covent-Garden"-Viertels in . . . 2194
— — (Karte) . . . 2194
— — (Abbildungen) . . . 2200
Loubet, Präsident a. D. . . . 2023
— (Abbildung) . . . 2029
Lüdeking, Erwin . . . 1878
Ludwig, Hubert, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat . . . 2024

Seite

Ludwigsburg, Von der Hundertjahrfeier des Dragonerregiments Königin Olga in 2103, 2109
— (Abbildungen) 2112
Luftschiffe, Die Sicherheit der, vor Explosionsgefahr 1887
„Luisenwahl“ in Königsberg, Das als Museum geplante Haus im Park . . 2194
— (Abbildung) 2202
Lummer, Prof. Dr. 2059
Lüneburg, König Albert von Belgien in 1938
— (Abbildung) 1940
*Lüneburg 2001
Luque, General, Minister (Abbildung) . 1768
Lutherbrunnens in Mansfeld, Enthüllung des 1894
— (Abbildungen) 1900
Lyautey, General 1762
— (Abbildung) 1768
Lyncker, Freiherr von, General der Inf. (Abbildung) 2113

M

Madrid, Besuch des Präsidenten Poincaré in 1713, 1762
— (Abbildungen) 1768
Majolikasammlung des Herrn von Beckerath, Die 1894
— (Abbildung) 1902
Mallaby-Deeley, Harry, Mr. 2194
— (Porträt) 2200
Mann, Ritter von, Kapitän zur See (mit Porträt) 2213
Mannering, Mary, Schauspielerin (mit Porträt) 2130
Mansfeld, Von der Enthüllung des Lutherbrunnens in 1894
— (Abbildungen) 1900
Manzel, Ludwig, Professor 1848
Marchesi, Mathilde, Gesanglehrerin . . 2024
— (Porträt) 2030
Marcora, Giuseppe, Präsident . . 2059, 2066
— (Porträt) 2068
*Maria und das Jesuskind in der Emailmalerei 2169
Markolf, Rezia, Schauspielerin . . . 1959
— (Porträt) 1958
Marlowe, Julia, Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2130
Martin, William, Zeremonienmeister . . 1980
— (Porträt) 1986
*Maskenball an Bord 1750
Matz, Konrad, Bürgermeister 1909
Maubach, Ed., Dr., Wirkl. Geh. Oberregierungsrat (mit Porträt) 1799
Mauritz, Luise 2040
— (Abbildung) 2044
Mauve, Kapitän zur See (mit Porträt) . 2212
Mc. Mahon, Tänzer (Abbildung) . . . 1771
Mecklenburg, Johann Albrecht Herzog von 1887, 1892, 2024
— (Abbildungen) 1896, 2029
— Elisabeth Herzogin von 1887, 2024
— — (Abbildungen) 1896, 2029
Meeresstille, Gedicht 1865
Meery, Hans, Geh. Hofrat, Oberregisseur 2194
— (Porträt) 2198
Mellini, Hermann, Theaterdirektor (mit Porträt) 2144
Mercuris, Sp. G., Bürgermeister (Porträt) 1869
Merkyl, Wilmuth, Schauspieler (Abbildung) 2031
Mettin, W., Prof. Dr. 2081
Metzner, Franz, Professor 1808
— (Porträt) 1812
Mewis, Marianne 2165
Mexiko, Von den Unruhen in . . . 1973, 2017
Meyer-Waldeck, Kapitän z. See (Abbildung) 1849
Michahelles, G., Dr., Gesandter . . . 2194
— (Porträt) 2198
Michalokopulos, A., Handelsminister (Porträt) 1870
Mingbau, Befehlshaber der Mongolen (mit Abbildung) 1920
Minningerode, Wilhelm Freiherr von, Abgeordneter 1980
Mirbach, von, General (Abbildung) . . 1813
Mitchel, John Purroy, Mr., Bürgermeister 1938
— (Porträt) 1942
Mitford, Jack, Mr. 1849
— (Porträt) 1858
*Moden für den Winter, Die ersten . . 1924
Moden in Berlin, Wiener 1677
— (Abbildungen) 1686
Möller, Cajus, Dr. 1997
— Marx, Dr. 2132
— Sofus (mit Porträt) 2057
Moltke-Moe, Professor 2194
Mona Lisa, Zur Wiederauffindung der 2193
— (Abbildungen) 2199
*Mongolei, Die Zukunft der 1919
Monofels, Zur Naturgeschichte des . . 2190
Montagnini, Carlo, Dr., Bischof . . 1850
Montois, Mitglieder der Ersten Elsässischen Kammer auf einer Instruktionsreise in 1720
— (Abbildung) 1724
*Montmartre, Das andere 1695
Moßner, von, Leutnant 2024
— (Porträt) 2028
*Muiden bei Amsterdam, Schloß . . . 1709
Müller, E. A., Geh. Justizrat 1980
— Eduard, Bundespräsident 1678
— — (Abbildung) 1680
— Paula 2041
— — (Abbildung) 2043
München, Besuch des Königs Friedrich August von Sachsen in 1979
— (Abbildung) 1981
— Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in, auf Burg Trausnitz bei Landshut 1720
— — (Abbildung) 1728
— Die Feier der Thronbesteigung König Ludwigs in 1931, 1937, 1977
— — (Abbildungen) 1940, 1978, 1979, 1982, 1983
— Enthüllung des Prinzregentendenkmals in 1671, 1678
— — (Abbildung) 1684
— Generalversammlung des Teilvereins Deutschland des Verbandes der Hotelangestellten in 1971
— — (Abbildung) 1972
— Vom Besuch des Kaiserpaares in 2187, 2193
— — (Abbildungen) 2197

N

Nan-Shan-Gurun, Sand, Fürst, Ministerpräsident 2110
— (Abbildung) 2115
Nationalflugspende, Die Bewerber um die Preise der 1894, 2187
— (Porträte) 1902
— Drei Preisträger der 2066
— — (Porträte) 2072
Nazimova, Alla, Schauspielerin . . . 2128
— (Porträt) 2131
Neapolitanischen Volksleben, Adventsfeier im (Abbildung) 2177
Nedbal, Oskar, Komponist 1938, 2148
— (Porträt) 1945
Neuberg, Prof. Dr. 2010
— (Abbildung) 2011
Neublüte eines alten Volkes, Die 2019, 2187
Neufville, Sophie de (Porträt) . . . 2009
Neumann, Baurat (Abbildung) 1814
— Hauptmann 1764
— — (Abbildung) 1770
Neu-Mecklenburg, Ermordung von Deutschen auf 2187
Neuyork, Aufführung der Operette „Her little Highneß“ in 2024
— (Abbildungen) 2031
— Der moderne Tanz in 1764
— — (Abbildungen) 1771
Neuyorker Damen beim Rennen . . 2194
— (Abbildungen) 2201
Nicodemi, Danio 1980
Niese, Charlotte 2150
Nobelpreisträger, Die diesjährigen 1973, 1980
— (Porträte) 1985
Nordpolgebiet, Neues Land im (mit Karte) 2023
„Nothemd, Das“, Von der Probe zur Oper 1808
— (Abbildung) 1814
Novelly, Martha, Schauspielerin (mit Porträt) 2156
Nuance, Die 2038
Nürnberg, Das Bismarckdenkmal für . 1848
— (Abbildungen) 1855
Nusch, Altbürgermeister, Gedenktafel für (mit Abbildung) 2014

O

Oberlyzeum und Studienanstalt . . 1973
Ochrida, Die Stadt 1671, 1678
— (Abbildungen) 1682
Oehlschlägel, Charlotte, Eislaufkünstlerin (mit Abbildung) 2014
Oesterreich, Franz Josef Kaiser von 1801, 1808, 1843, 1848, 1931, 2017
— (Abbildungen) 1811, 1853
— Franz Ferdinand Erzherzog von 1887, 1894, 1973
— — (Abbildung) 1896
*Offiziersdamen im Sattel, Deutsche 2040
Oktobertag, Stiller, Gedicht . . . 1736
*Operettenkomponisten, Erfolgreiche 2082
Opp, Julie, Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2128
Oreglia di Santo Stefano, Luigi, Kardinal 2109, 2110
— (Porträt) 2115
*Ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im Belgischen Kongo, Die 2050
Osterberg, Leutnant (mit Abbildung) . 2193
Ottmann, Marie, Operettensängerin (Abbildungen) 1945
*Ozean, Weihnachten auf dem 2173

P

Pagay, Hans, Schauspieler 1850
— (Porträt) 1856
Painter, Sheriff (mit Abbildung) . . . 1884
Panas, Minister (Porträt) 1869
Panconcelli-Calcia, G., Dr. . . . 1792
Paris, Ein politisches Duell in 2024
— (Abbildung) 2026
— Erstaufführung von Henri Batailles „Le Phalène“ in 2024
— — (Abbildung) 2032
„Parsifal“, Wagners, im Charlottenburger Opernhaus 2156, 2194
— (Abbildungen) 2157, 2158, 2198
Paschen, Fregattenkapitän 1938
— (Porträt) 1944
Pegoud, Adolphe, Flieger 1843, 1848
— (Abbildungen) 1851, 1652
Pellnj, Ada, Opernsängerin 2110
— (Porträt) 2118
*Pelzmode, Die neue 1742
Pelzwaren und Pelzmoden 1953
Périquet, Administrator 1850
— (Abbildungen) 1854
Pescatore, Ludwig, Geh. Justizrat (mit Porträt) 1927
„Peterchens Mondfahrt“, Von der Aufführung des Märchenspiels . . . 2194
— (Abbildung) 2200
Petersburg, Der Wunderdirigent Ferrero in der Adelsversammlung in . . 2024
— (Abbildung) 2030
— Eine mongolische Mission in 2110
— — (Abbildung) 2115
Pflanzenleben unter dem Schnee . . 2208
*Phonetische Laboratorium in Hamburg, Das 1792
Piccaver, Hofopernsänger (mit Porträt) 2100
— Frau (mit Porträt) 2100
Pictet, Raoul, Prof. Dr. 1849, 1887
— (Abbildung) 1858
Pielenz, Gustav, Direktor 2024
— (Porträt) 2030
Pinkerton, Mr. (mit Abbildung) . . . 1720
Plotho, Edler Herr und Freiherr von, Oberstleutnant 2193
— (Abbildung) 2196
Poincaré, R., Präsident 1713, 1757, 1762, 2023, 2059
— (Abbildungen) 1768, 2029
„Polenblut“, Operette, Aufführungen der 1938
— (Abbildungen) 1945
Ponfick, Emil, Dr., Geh. Medizinalrat 1894
Popowitsch, Tamjan, Oberst (mit Porträt) 1678
Portland, Herzog von (Abbildung) . . 1968
— Herzogin von, Oberhofmeisterin . . . 1980
— — (Abbildung) 1988
Portugal, Manuel Exkönig von . . . 2194
— (Abbildung) 2196
— Auguste Viktoria Königin von . . . 2194
— — (Abbildung) 2196



Seite
Potonié, Henry, Prof. Dr. (mit Porträt) 1894
Predoehl, Dr., Bürgermeister . . 2103, 2110
— (Porträt) 2116
Preece, William, Sir, Elektrotechniker 1938, 1960
— (Porträt) 1998
Preuß, Hugo, Professor Dr. 2059
Preußen, Wilhelm Kronprinz von 2145, 2193
— (Abbildung) 2196
— Cecilie Kronprinzessin von 2066
— — (Abbildung) 2069
— August Wilhelm Prinz von (Abbildung) 1681
— Friedrich Wilhelm Prinz von 1928
— — (Abbildung) 1929
Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit 1671
Puttkamer, Thea von . . 2040, 2155
Püttner, Richard, Maler 1894
Pütz, Everilda von, Schriftstellerin 2099
— (Porträt) 2100

R

Raktivan, K., Justizminister (Porträt) 1868
Rambouillet, Jagdbesuch des Königs von Spanien in 2023
— (Abbildungen) 2029
Rampolla, Mariano, Kardinal . 2187, 2194
— (Porträt) 2198
Ramsay, M. von, Hauptmann a. D. 1850
— (Abbildung) 1854
Ratsweinkeller, Der 1934
Raven, von, Oberleutnant 1843
Rebeur-Paschwitz, von, Konteradmiral 2023
— (Porträt) 2025
Reichsland, Das 2103
Reichstag, Die Zabernaffäre im 2103
Reichstags, Eröffnungsitzung des 2017
— (Abbildung) 2024
Reicke, Ilse 1796
„Reiherbusch, Der", Aufführung des Schauspiels in Wien 1980
— (Abbildung) 1987
Rein, W., Prof. Dr. 2103
Reiterer, Aviatiker 1764
— (Abbildung) 1770
Remus, Flieger (Abbildung) 1676
Rendsburg, Die neue Hochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei (mit Abbildungen) 1754
Retemeyer, Oberbürgermeister (Abbildung) 1897
Reuß j. L., Charlotte Prinzessin 2193
— (Abbildung) 2196
— Heinrich XXXVII. Prinz 2193
— — (Abbildung) 2196
— Heinrich XXXVIII. Prinz 2193
— — (Abbildung) 2196
— Heinrich XLII. Prinz 2193
— — (Abbildung) 2196
*Rhein, Sicherheitsdienst auf dem 1965
Rhen, Erika von, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1955
Ricci, Corrado, Direktor (Abbildung) 2199
Richet, Charles, Professor . . 1887, 1938
— (Porträt) 1942
Riemasch, Otto 1867
Rieß, Richard 2147
Rieffer, Jakob, Prof. Dr., Geh. Justizrat 1938
— (Porträt) 1942
Ritscher, Helene, Schauspielerin 2110
— (Abbildung) 2118
Rittberg, Charlotte Gräfin 1758
Rittner, Rudolf, Regisseur 1720
— (Porträt) 1726
Romanones, Ministerpräsident 1843
Röpenack, Musikdirektor (mit Porträt) 1753
Rose, Die späte, Skizze 1916
Rothenburg o. d. T., Gedenktafel für Altbürgermeister Rusch in (mit Abbildung) 2014
Rumänien, Elisabeth Königin von 2193
— (Porträt) 2195
— Elisabeth Prinzessin von 1719
— — (Porträt) 1722
Russel, Lillian, Operettendiva 2102
— (Abbildung) 2101
Russell, Annie, Schauspielerin 2132
— (Porträt) 2127
Rußland, Maria Kyrillowna Prinzessin von (Abbildung) 1929
Kira Kyrillowna Prinzessin von (Abbildung) 1929

S

Sablatnig, Dipl.-Ing. 1676
— (Abbildung) 1675
Sabo, Oskar, Schauspieler 1720
— (Abbildung) 1726
Sachsen, Friedrich August König von 1764, 1931, 1937, 1973, 1979
— (Abbildungen) . . . 1768, 1809, 1941, 1981
Sachsen-Koburg-Gotha, Viktoria Adelheid Herzogin von 2014
— (Porträt) 2015
— Johann Leopold Erbprinz von 2014
— — (Porträt) 2015
— Sibylle Prinzessin von 2014
— — (Porträt) 2015
— Hubertus Prinz von 2014
— — (Porträt) 2015
— Karoline Mathilde Prinzessin von 2014
— — (Porträt) 2015
Salomon, E., Dr. 2053
*Säntis, Auf dem 1736
Sarsen, Ellen, Sängerin (mit Porträt) 1928
Sasonow, Minister . . 1801, 1806
— (Abbildung) 1808
„Satansweg, Der", Aufführung der Oper 1938
— (Abbildung) 1942
Saudek, Robert . . 1699, 2214
Sayre, Francis B. . . 2023, 2156
— (Porträt) 2028
— (Abbildung) 2159
— Jessie . . 2023, 2156
— — (Porträt) 2028
— — (Abbildung) 2159
Schack, Vizeadmiral 1894
— (Porträt) 1900
Schaezler, Anny Freifrau von 2041
— (Abbildung) 2041
Schaper, Theaterdirektor 2058
— (Porträt) 2057
Schaumburg-Lippe, Adolf Fürst zu 1936
— (Abbildung) 1937
— Stephan Prinz zu (mit Abbildung) 1937
— Viktoria Prinzessin zu 1848
— — (Porträt) 1857
*Schauspielerinnen, Amerikanische 2126
*Schauspielerinnen, Neue Berliner 1954
Scheer, Vizeadmiral 2212
— (Porträt) 2211
Scheffer, Thassilo von 1996
Scheffer-Boyadel, Frhr. v., Gen. d. Inf. (Abbildung) 1681
Scherer, Geh. Rat 1894
Schimmelmann, Adeline Gräfin 2024
— (Porträt) 2032
Schlegel, Ernst, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
Schleswig-Holstein, Ernst Günther Herzog zu 1763
— (Abbildung) 1769
— Dorothea Herzogin zu 1763
— — (Abbildung) 1769
Schmieden, Alfred, Dr., Intendant 2194
— (Porträt) 2198
Schmidt-Metzler, Mathilde (Porträt) 2099
Schmitz, Bruno, Prof. Dr., Geh. Baurat 1808
— (Porträt) 1812
Schneider, Elisabeth, Hofschauspielerin (mit Porträt) 1938
Scholl, Friedrich von, Generaloberst 1808
— (Porträt) 1812
Scholz, Dr., Oberbürgermeister (Abbild.) 1681
Schönborn-Wiesentheid, Friedrich Karl Graf von 2194
Schönbrunn, Vom Besuch des Deutschen Kaisers in . . 1843, 1848
— (Abbildung) 1853
Schönburg-Waldenburg, Eleonore Fürstin von 1884
— (Porträt) 1885
— Mathilde Prinzessin von 1808
— — (Abbildung) 1815
Schöneberg, Abfahrt des Eisenbahnregiments Nr. 2 von (mit Abbildung) 1678
Schönleber, Hermann 1785
Schönthan, Franz von, Lustspieldichter (mit Porträt) 2066
Schreiber, Paul, Prof. Dr. 2066
— (Porträt) 2072
Schuchardt, Fedor, Dr., Geh. Medizinalrat 1938
*Schuhe, Japanische 1794
*Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich", An Bord des 2086
Schultz, Walter 2001
Schulze, Gustav, Branddirektor (mit Porträt) 1711
Schulzenheim, Ida von, Schriftstellerin 2014
— (Abbildung) 2013
Schütz, Konteradmiral . . 1938, 2212
— (Porträte) . . 1944, 2211
*Schwäbische Dorf, Das 1785
Schwarzenberg, Karl Fürst . . 1713, 1720
Schweden, Gustav V. König von (mit Porträt) 1997
— Gustav Adolf Kronprinz von . . 1719, 1999
— — (Porträte) . . 1721, 1999
— Margarete Kronprinzessin von (mit Porträt) 1999
— Wilhelm Prinz von 1999
— — (Porträt) 1998
— Maria Prinzessin von 1999
— — (Porträt) 1998
— Karl Prinz von (mit Porträt) 2000
— Ingeborg Prinzessin von (mit Porträt) 2000
— Eugen Prinz von (mit Porträt) 2000
*Schwedische Königshaus, Das 1997
*Schweizer Nationalpark, Ein 2044
Schwerin, Vom Schloßbrand in . 2145, 2194
— (Abbildung) 2202
— Von der mecklenburgischen Jahrhundertausstellung in 2156
— — (Abbildungen) 2160
Seckendorff, Freiherr von, Generalleutnant z. D. 1674
— Wirkl. Geh. Rat, Gesandter (Abbildungen) . . 1849, 1901
*Seelotsen, Mit dem, hinaus vor die Elbmündung 1824
Seeunfällen, Von 1843
Seibel, Gustav Adolph, Dr. (mit Porträt) 2057
Seiffert, Frau (mit Abbildung) 2043
Senius, Felix, Kammersänger (mit Porträt) 1764
Sent M'ahesa, Tänzerin 2110
— (Porträt) 2118
Sera, Marie, Schauspielerin (mit Porträt) 1958
Serajewo, Das neue Landesmuseum in (mit Abbildung) 2227
Serda, Julia, Schauspielerin 2194
— (Abbildung) 2200
Servaes, Dagny, Schauspielerin 1959
— (Porträt) 1955
Shannon, Effie, Schauspielerin 2132
— (Porträt) 2129
Shorley, Paul, Professor 1980
— (Porträt) 1986
Skal, Georg von 2126
Skinner, Robert S., Generalkonsul 2066
— (Porträt) 2071
Skowronnek, Fritz 1735
Sonnenbrut, Roman 1704, 1746, 1789, 1833
Sonnenwende, Plauderei 2107
Soziale Hilfsbereitschaft 1805
Spanien, Alfons König von 1713, 1757, 1762, 1843, 2017, 2023
— (Abbildungen) . . 1768, 2029
— Don Carlos Infant von (Abbildung) 1768
— Alvaro Prinz von (Abbildung) 1929
*Spätsommer, Morgen im, Gedicht 1707
Spitzberg, Die Einweihung des Jungdeutschlandheims auf Fort 1980
— (Abbildung) 1988
Spohr, Emma, Konzertsängerin 1764
Stackmann, Regierungsrat a. D. (mit Porträt) 1841
Städel, Rosette (Porträt) 2099
Starck, Wilhelm von, Wirkl. Geh. Rat 2066
Steffen, Oberleutnant . . 1671, 1678
— (Porträt) 1678
*Sternwarten der Erde, Große und berühmte 1828
Stettin, Das neue Kaiser-Friedrich-Denkmal in 1848
— (Abbildung) 1856
Stiefvater, Otto, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
Stiploschek, Flieger (Abbildung) 1676
Stockholmer Künstlerinnenbundes, Der Vorstand des 2014
— (Abbildung) 2013
Stöffler, Viktor, Flieger . . 1671, 1894, 2066
— (Porträt) 2072
— (Abbildung) 1902
Stollwerck, Heinrich, Kommerzienrat (mit Porträt) 1883
Stolten, Reichstagsabgeordneter 1801
Stratos, N., Marineminister (Porträt) 1870



Seite

Straus, Oskar, Komponist 2084
— (Abbildung) 2085
Strauß, Dr., Geh. Reg.-Rat 2065
— (Abbildung) 2067
Stroß-Karlweiß, Frau (mit Porträt) 1884
Strunz, Irma, Schauspielerin 1958
— (Porträt) 1955
Stukenbrok, August, Kommerzienrat (mit Porträt) 1711
Szapary, Friedrich Graf von, Botschafter 1763
— (Porträt) 1767

T

Tagore, Rabindranath, Schriftsteller 1973, 1980
— (Porträt) 1985
Taille, Marguerite de la 1849
— (Abbildung) 1858
Tam-ding-zurun, Feldherr der Mongolen 1923
— (Porträt) 1920
„Tango Teas“ in London 1800
— (Abbildung) 1799
Tanz, Der moderne, in Neuyork 1764
— (Abbildungen) 1771
Tanzlust 1717
Taschner, Ignatius, Professor, Maler . 2066
Taylor, Laurette, Schauspielerin . . . 2130
— (Porträt) 2128
Teck, Helena Fürstin von (Porträt) . . . 1725
— Mary Fürstin von (Porträt) 1725
— May Fürstin von (Porträt) 1725
Tellier, Charles 1808
Teyte, Maggie, Opernsängerin 1678
— (Abbildung) 1683
Tharau, Die neue Ordenskirche in (mit Abbildung) 2186
Thaw, Evelyn, Tänzerin (Abbildung) . . 1771
Thelen, Robert, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
*Therapie, Das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle 2008
Thieme, Clemens, Geh. Hofrat 1806
— (Porträt) 1812
— (Abbildungen) 1809, 1810
Thiergen, O., Prof. Dr., Hofrat . . . 1928
— (Porträt) 1930
Thimig, Frl., Hofschauspielerin (Abbildung) 1726
Thorbecke, Kapitän z. See 1938
— (Porträt) 1944
Thoresen, Ida C., Bildhauerin 2014
— (Abbildung) 2013
Tiedemann, Walter 1846, 2173
Tiedemann-Seeheim, Heinrich von, Major a. D. 1808
— (Porträt) 1814
Tirol, Preisausschreiben für 1715
Tölz, Der Markt der 1931
Torcom, Leutnant 2024
— (Abbildung) 2026
Tovote, Heinz 1687, 1729, 1773, 1817, 1859, 1903, 1947, 1989, 2033, 2091, 2136, 2175, 2218
Träume, Gedicht 1996
Traunstein, Begrüßung des tausendsten Gastes im Kaufmannserholungsheim in 1764
— (Abbildung) 1772
*Trauring, Vom alten und neuen . . 1913
Trautmann, Heino, Prof. Dr. 1938
Trenk, Kapitänleutnant (Porträt) . . . 1814
Treuenbrietzen, Der Hohenzollernbrunnen mit dem Denkmal Friedrichs I. in (mit Abbildung) 2227
Trojan, Johannes 1934
Trotha, von, Kapitän z. See 1938
— (Porträt) 1944
Trott zu Solz, von, Minister (Abbildung) 1813
Tschalchensen-gigen, Fürst . . . 1920
— (Porträt) 1923
Tschirschky und Bögendorff, Heinrich Leonhard von, Botschafter . 1980
— (Abbildung) 1985
— Maria von 1980
— — (Abbildung) 1985
Tsingtau, Von der internationalen Sportwoche in 2024
— (Abbildungen) 2032
Tsirimokos, F., Kultusminister (Porträt) 1869
Tupschoewski, Paul, Oberstleutnant a. D. (mit Porträt) 1971
Türkei, Die deutsche Militärmission für die 2109
— (Abbildung) 2110
Tyszka, Erika von, Opernsängerin (mit Porträt) 1841

U

Ungarische Nationalspeisen 1823
Unsichtbaren, Die, Plauderei . . . 1693
Urban, Henry F. 1875
Urff, G. S. 1965, 2179

V

Venizelos, E., Ministerpräsident 1867, 1869
— (Porträt) 1667
— (Abbildung) 1984
Verliebte, Der, Gedicht 1824
Vibrans, Oekonomierat 1928
— (Porträt) 1930
Viezens, Dr., Senatspräsident 1671
Vits, Hof- und Domprediger 2145
„Volturno“, Dampfer, Die Explosion auf dem 1757, 1763
— (Abbildung) 1763
Vom Himmel gefallen, Erzählung . . 2165
Vopelius, Malwine von (mit Abbildung) 2043
Vorsagen, Vom 2081
Vorweihnachten auf der Straße . . 2105

W

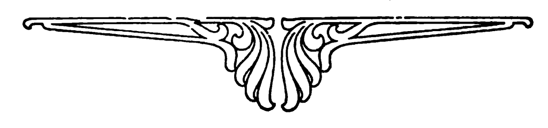
Wach, Robert 1693
Waldow, Charlotte, Schauspielerin . . 2110
— (Abbildung) 2118
Walker, Charlotte, Schauspielerin . . 2130
— (Porträt) 2129
Wallace, Alfred Russel, Dr. 1938
— (Porträt) 1942
Walsh, Blanche, Schauspielerin 2126
— (Porträt) 2127
Wannfried, Die Gedenktafel für Major Hellwig in (mit Abbildung) 2056
Wartenburg a. d. Elbe, Jahrhundertfeier in 1720
— (Abbildungen) 1723
Wassermann, August von, Prof. Dr., Geh. Med.-Rat (mit Porträt) 1883
— (mit Abbildung) 2009
Wasserstraßen, Verkehr auf deutschen (mit Karte) 2065
Weber, Adelheid 2105
Wechmar, Eberhard Freiherr von . . . 2086
Wedel, von, Oberst (Abbildung) . . . 1723
— Ernst August Graf von, Obertruchseß 2066
— — (Porträt) 2071
— Graf von, Statthalter 2108, 2109
— — (Porträt) 2113
Wegner, Paul 1865
Weihnacht, Fröhliche 2145
Weihnacht im Dorfe, Gedicht 2147
Weihnachten auf dem Gutshof, Plauderei 2155
*Weihnachten auf dem Ozean 2173
Weihnachts-Besuch, Gedicht . . . 2163
Weihnachtskrücke, Die, Skizze . . . 2182
Weihnachtsstimmung, Komposition 2148
Weinberger, Charles, Komponist . . 2014
— (Porträt) 2013
Weinek, Ladislaus, Prof. Dr. (mit Porträt) 1883
Weise, Lisa, Schauspielerin 1720
— (Abbildung) 1726
Werginz, Rosy, Schauspielerin 1958
— (Porträt) 1956
— (Abbildung) 1945
Werner, Alfred, Prof. Dr. 1973, 1980
— (Porträt) 1985
Wessel, Ludwig, Dr. (mit Porträt) . . 2144
Whitney, Joan, Miß 2194
— (Abbildung) 2201
Wied, Wilhelm Prinz zu 2023
— (Abbildung) 2027
— Sophie Prinzessin zu 1763
— — (Porträt) 1766
— — (Abbildung) 2027
Wien, Aufführung der Operette „Polenblut“ in 1938
— (Abbildung) 1945
— Aufführung des Schauspiels „Der Reiherbusch“ in 1980
— — (Abbildung) 1987
— Das neue Wetterhäuschen im Stadtpark in 2102
— — (Abbildung) 2100
— Aus dem Johann-Strauß-Film in . . 1764
— — (Abbildung) 1770
— Von der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht in 1808
— — (Abbildung) 1811
Wiener Moden in Berlin 1677
— (Abbildungen) 1686
*Wiesbaden als Winterkurort 1878
Wieting, Werner, Flieger 1894
— (Abbildung) 1902
Wilckens, Dr., Oberbürgermeister . . 2066
— (Porträt) 2072
Willfang, F. 1870
Willmer, Else 2041
— (Abbildung) 2042
Winder, Ludwig 1824, 2062, 2210
Winds, Adolf 2038
Winter, Dagobert 1823
— Kurt von 1916
Wintertag, Sonniger, Gedicht . . . 2082
Witte, Werner 1911
Wohlbrück, Olga . . 1704, 1746, 1789, 1833
Wohlgemuth, Else, Schauspielerin . . 1980
— (Abbildung) 1987
Woikowsky-Biedau, v., Prof. . . 1808
— (Abbildung) 1814
Wolf-Czapek, Karl Wilhelm, Schriftsteller 2066
— (Porträt) 2072
Wollenberg, Dr., Oberregierungsrat . 2066
— (Porträt) 2072
Wragge, Joh. 1707, 1909
Wülcknitz zu Bernburg, Adalbert von, Oberst z. D. 1928
— (Porträt) 1927
Wülfing, Johann Ernst, Dr. 1894
Wülzburg, Das Veteranenerholungsheim auf der 2227
— (Abbildung) 2226
Württemberg, Wilhelm König von 2108, 2109
— (Abbildung) 2112

X

Xylander, W. F., Kunstmaler 1808

Z

Zabern, Zu den Vorgängen in 2059, 2103, 2145, 2187
Zahnärztekammer in Berlin, Erste Sitzung der preußischen (mit Abbildung) 1971
Zapounzakis, General (Porträt) . . 1868
Zavitsanos, K., Kammerpräsident (Porträt) 1868
Zehlendorf, Einweihung der Kolonie des Beamten-Wohnungsvereins in (mit Abbildung) 1756
Zeppelin, Graf (mit Abbildung) . . . 1806
Zezen-beese, Generalgouverneur . . 1922
— (Abbildung) 1919
*Zider, Der 1838
Zimmermann, Emil 2050
*Zinn, Hellerauer 2143
Zürn, Reichstagsabgeordneter 2017
Zwei Menschen und ein Hund, Skizze 1962



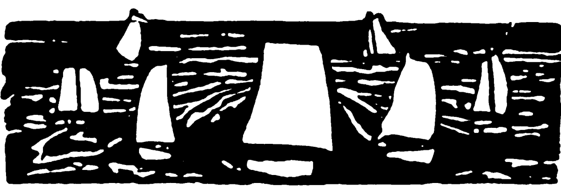
DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 4. Oktober 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.

Seite

Die sieben Tage der Woche 1671
Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit. Von Senatspräsident Dr. Biezens . . 1671
Kasernen in Ruh. Von Freiherrn von Seckendorff, Generalleutnant z. D. 1674
Die Berliner Herbstflugwoche. Von Karl Heinz Bernius. (Mit 6 Abb.) 1675
Wiener Moden in Berlin 1677
Unsere Bilder 1677
Die Toten der Woche 1678
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 1679
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung) 1687
Die Unsichtbaren. Theaterplauderei von Robert Wach 1693
Das andere Montmartre. Von Siegmund Feldmann. (Mit 10 Abbild.) 1695
Ein Bummel durch Java. Von Robert Saudek. (Mit 9 Abbildungen) . 1699
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Fortsetzung) 1704
Morgen im Spätsommer. Gedicht von Joh. Wragge 1707
Federhüte. (Mit 6 Abbildungen) 1708
Ein altes holländisches Schloß. (Mit 3 Abbildungen) 1709
Bilder aus aller Welt 1711



Die sieben Tage der Woche.

24. September.

In Belfast wird die sogenannte provisorische Regierung von Ulster konstituiert, die für den Fall der Einführung der Home Rule in Irland die Revolution in Ulster leiten soll.

In Serbien wird durch dringlichen Ukas die Mobilisierung der Moravadivision sowie eines Teils der Reserve aller Divisionen angeordnet.

25. September.

In Frankfurt a. M. tritt das Comité juridique international de l'Aviation zur Vorbereitung einer internationalen gesetzlichen Regelung des Luftschiffahrtswesens zusammen.

Aus London wird gemeldet, daß daselbst ein Arbeitgeber-Schutzverband für das Vereinigte Königreich gegründet wurde, um die Rechte und die Freiheit der Unternehmer im Verkehr mit den Arbeitern und dem Tade Unions zu wahren.

Der serbische Kriegsminister wird durch einen Erlaß des Königs ermächtigt, Offiziere und Mannschaften des zweiten Aufgebots zu mehrwöchigen Uebungen einzuberufen.

In Serbien eingefallene Albanier bedrohen, nachdem sie Galitschnik und Mawrowo eingenommen haben, Struga und Ochrida (Abb. S. 1682).

In der Lissaboner Vorstadt Cintra werden drei Syndikalisten, die ein Attentat auf den Ministerpräsidenten Alfonso Costa planten, festgenommen.

26. September.

In Kassel wird die Jahrtausendfeier mit der Aufführung des Festspiels „1385" eröffnet (Abb. S. 1681).

In Görlitz wird die 26. Generalversammlung des Evangelischen Bundes mit einem Begrüßungsgottesdienst eingeleitet.

Der deutsche Aviatiker Viktor Stöffler fliegt in vier Stunden und zwei Minuten von Warschau nach Berlin-Johannisthal; er legt in dieser Zeit 600 km zurück.

Meldungen aus Serbien besagen, daß die Mobilmachung auf Schwierigkeiten stößt, da sich viele Reservisten weigern, der erneuten Einberufung Folge zu leisten.

27. September.

Die Kommission zur Ausarbeitung des Entwurfs eines neuen Strafgesetzbuchs beendigt ihre Arbeiten.

Im württembergischen Landtagswahlkreis Rottweil siegt bei der Nachwahl der Nationalliberale Gärtnermeister Müller über den Zentrumskandidaten.

Japan verlangt von China in einem Ultimatum die Erfüllung seiner Sühneforderungen binnen drei Tagen. In den Gewässern von Nanking sind 10 mit Marinetruppen voll besetzte japanische Kriegsschiffe versammelt.

28. September.

In München wird in Gegenwart des Prinzregenten Ludwig ein Reiterstandbild des verstorbenen Prinzregenten Luitpold enthüllt (Abb. S. 1684).

In Berlin wird der neue Osthafen feierlich eingeweiht (Abb. S. 1680).

Aus Belgrad wird gemeldet, daß die Serben die Albanier an verschiedenen Punkten völlig geschlagen haben.

Der chinesische General Changsuen entschuldigt sich persönlich auf dem japanischen Konsulat in Nanking wegen der in der Stadt vorgekommenen Zwischenfälle.

29. September.

In Konstantinopel wird der Friedensvertrag zwischen der Türkei und Bulgarien unterzeichnet.

30. September.

Aus Kalkutta wird gemeldet, daß der Polizeichef Sarigade Bay von drei jungen Bengalen auf offener Straße ermordet wurde.



Prozeßtaktik und Prozeßwahrheit.

Von Senatspräsident Dr. Biezens.

Auf dem Breslauer Anwaltstag ist die Frage lebhaft erörtert worden, ob im Zivilprozeß die Partei oder ihr Bevollmächtigter ein Recht auf Lüge hat. Ein anständig denkender Laie, der so glücklich ist, mit Prozessen nichts zu schaffen zu haben, würde wohl zunächst mit der Gegenfrage antworten: „Kann denn solche Frage überhaupt aufgeworfen werden?" Ach ja, sie ist nicht nur neu, sondern praktisch überaus schwerwiegend, und der Anwaltstag hat sie schließlich zwar verneint, aber gegen heftigen Widerspruch und mit Beschränkungen, die der Verneinung den praktischen Wert wieder fortnehmen. Dabei muß daran erinnert werden, daß der Gesetzentwurf von 1908 die Feststellung der Wahrheitspflicht im Zivilprozeß wegen des Widerspruchs der Anwaltskammern abgelehnt hat.

Meines Erachtens ist die Frage von drei Gesichtspunkten aus zu prüfen. Erstens nach der Prozeßtheorie, den sogenannten „großen Grundsätzen". Bekanntlich gibt es nichts in der Welt, für das sich der Deutsche mit größerer Hartnäckigkeit einsetzt und nötigenfalls totschlagen läßt, als Theorien, und zwar ohne Unterschied von Beruf, Partei und Glauben. So ist es eigentlich selbstverständlich, daß auch die Zivilprozeßordnung von 1879 eine ganze Anzahl „großer Grundsätze" ihr eigen nennt, und daß ihre Freunde sich von diesen kein Jota rauben lassen wollen. Zu diesen großen Grundsätzen gehört in erster Reihe die sogen. „Verhandlungsmaxime", d. h. der Satz, daß die Parteien, weil sie beide über ihr streitiges Recht

frei verfügen, z. B. sich darüber vergleichen können, auch befugt sind, **darüber** zu entscheiden, **was** zum Angriff oder zur Abwehr vorgebracht werden soll. Daraus wird gefolgert, daß mit diesem Gerippe sich der Richter zu begnügen und nicht nach mehr zu fragen hat, und zwar auch dann noch, wenn es nicht der Wirklichkeit entspricht. Dieses Gerippe wird in der mündlichen Verhandlung vorgetragen. Alles, was außerhalb dieses Verhandlungsgerippes lebt und webt, ist für den Richter nicht vorhanden. Weiß er z. B. als Privatmann ganz genau, daß das Vorgetragene ganz oder teilweise falsch ist, so muß er sich doch so stellen, als wüßte er es nicht, und erst dann, wenn harmlose Dritte, als Zeugen vor ihn geschleppt, ebenfalls sagen, daß es falsch ist, darf er selber in seinem Urteil das **auch** sagen. Das nennt man freie Beweiswürdigung. Als Beispiel für die Verfügungsfreiheit der Parteien ist angeführt worden, daß zwei über Auslegung eines Grundstückskaufvertrages streiten, der nicht die erforderliche Form (gerichtlich oder notariell) hat und deshalb nichtig ist. Sie wollen aber, daß er **trotzdem** gelten und nur vom Gericht **ausgelegt** werden soll; sie tragen deshalb wissentlich unwahr vor, sie seien einig, daß er notariell geschlossen sei und folgenden Inhalt habe usw. Diese Theorie hat drei Löcher: Erstens, wenn die Parteien über den streitigen **Anspruch** durch Vergleich usw. verfügen können, es aber nicht tun, vielmehr den Staat um Hilfe anrufen und seine Entscheidung darüber haben wollen, wer von ihnen im Recht sei, so sind sie deshalb noch nicht befugt, dem Staat das **Verfahren** vorzuschreiben, mittels dessen er ergründet, wer von ihnen recht hat. Darauf läuft aber jene Theorie hinaus, denn sie fordert, daß der Staat oder seine richterlichen Vertreter bei Prüfung des Rechts nur **einen** Schritt tun und dann Halt machen sollen: sie sollen nur prüfen dürfen, ob der Inhalt des Vertrages, **wenn** dieser überhaupt verbindlich ist, den Anspruch der einen Partei für die andere verbindlich macht. Obendrein ist dieser eine der **zweite** Schritt; der **erste**, d. h. die Prüfung, ob der Vertrag von vornherein **überhaupt verbindlich** ist, soll gar nicht erlaubt, d. h. von den Parteien nicht erlaubt sein. Wenn der Staat aus vielen, seit mehr als hundert Jahren bewährten Erwägungen heraus vorschreibt, daß gewisse Verträge ohne gewisse Formen nicht gelten, woher nimmt eine Partei das Recht, diese Vorschrift zu umgehen und, nachdem sie es getan, obendrein die Umgehung **gegen** den Willen des Staats, aber mit seinen eigenen Machtmitteln durchzusetzen, indem sie ihn belügt? Das zweite Loch der Theorie ist die Annahme, daß die Parteien mit der Lüge nur über ihr eigenes Recht verfügten. Ein Kollege erzählte mir vor einigen Jahren ganz ergrimmt, daß er als beauftragter Richter acht bis zehn Zeuginnen über die Beschuldigung des mit ihnen begangenen Ehebruches habe vernehmen müssen. Allesamt verneinen entschieden die Beweisfrage und fragen entrüstet, wie sie dazu kämen, über derartig beleidigende Unterstellungen vernommen zu werden. Auf entsprechende Frage des Richters erklärt die anwesende Partei: „Ach, mein Mann ist ein leichtsinniges Huhn, und da habe ich einfach alle in der Nähe wohnenden weiblichen Personen wegen Ehebruchs benannt." Der Fall zeigt in grellem Licht, zu welchem unerhörten Unfug die Lügenfreiheit führt. Man denke daran, daß die Ehemänner der Zeuginnen Anlaß nehmen, aus solcher auffälligen Ladung Verdacht zu schöpfen. Die Folgen sind Zerrüttungen dieser Ehen. Auch an solchen Fällen hat es tatsächlich nicht gefehlt. Und dabei lag im erwähnten Fall die Lüge, d. h. die bewußte Unwahrheit, noch nicht einmal zutage. Es war eigentlich nur die sogenannte und mit Recht so beliebte „Prozeßbehauptung", d. h. das Va banque des Spielers, eine Behauptung, die bei verlorener Sache lediglich auf gut Glück hin aufgestellt wird, in der Hoffnung, noch irgendetwas herauszuschlagen. Wie kommt, auch abgesehen von der besonderen Färbung des Beispiels, ein Dritter dazu, sich für erfundene Angaben vors Gericht schleppen, dort mit Fragen hin und her zerren, häufig auch verletzende Vorhaltungen machen zu lassen, Zeit und Geld zu vergeuden — alles das nur, weil es einer beliebigen Partei beliebt, zu lügen?! Daß es kein Vergnügen ist, vor Gericht als Zeuge zu erscheinen, weiß jeder, und nicht weniger, daß die sogen. Zeugengebühren alles eher denn eine ausreichende Entschädigung für den materiellen Schaden sind, vom ideellen zu schweigen.

Das dritte Loch: Wenn beide Parteien **gemeinschaftlich** über den streitigen Anspruch verfügen dürfen und daraus irgendwelche Prozeßbefugnisse zu folgern wären — woher nimmt die **eine** von beiden das Recht zur Prozeßlüge gegen die **andere**? **Der** Fall ist doch die Regel, um die es sich handelt, und die gemeinschaftliche Lüge nur eine seltene Ausnahme. In einer ganzen großen Gruppe von Prozessen kann aber auch gar nicht die Rede davon sein, daß die Parteien selbst gemeinschaftlich über das streitige Recht verfügen dürften, und das sind gerade die Prozesse, in denen die Lüge am üppigsten und giftigsten blüht, nämlich die Familien-, besonders die Scheidungsprozesse. Hier behält sich der Staat sogar ausdrücklich die Mitwirkung durch den Staatsanwalt vor und will, daß die Ehe möglichst aufrechterhalten werde. Wo soll da das Verfügungsrecht der Parteien als Lügengrundrecht herkommen?

Aber trotz dieser großen drei Löcher darf man sich nicht verhehlen, daß in Deutschland gegen - Theorien selbst Götter vergebens kämpfen. — Zweiter Gesichtspunkt für Prüfung der Lügenfreiheit ist die Moral. Auch sie ist vorgeführt worden, wohlverstanden nicht nur gegen, sondern auch für die Lügenfreiheit: Notwehr, Notstand, Notlüge. Letztere, hier verwendet, bietet eine neue Philosophie. Bisher galt als Notlüge diejenige, die dem Besten des Betrogenen dienen soll, z. B. der kranken Mutter wird vorgelogen, daß ihr Sohn sich wohl befindet, während er tatsächlich in Gefahr ist, und dgl. Als Notlüge im Sinne einer solchen, die nur der eigenen augenblicklichen Geldklemme abhelfen soll, läßt sich schließlich jede frisieren. Völlig neu ist auch der Begriff des Notstandes. Bisher galt als solcher nach § 54 StGB. nur eine **unverschuldete, auf andere Weise nicht zu beseitigende** Gefahr für **Leib** und **Leben**. Einen **Vermögensnotstand** kennt das Gesetz aus guten Gründen nicht. Notwehr ist nach § 53 a. a. O. diejenige Verteidigung, welche zur Abwendung eines gegenwärtigen, **rechtswidrigen** Angriffs **nötig** ist. Der Prozeßgegner des Lügners müßte also **rechtswidrig** angreifen. Dessen Verteidiger lassen die Lüge aber auch gegen den **redlichen** Gegner zu. Sodann ist die Lüge ja auch gar nicht **geeignet**, also auch nicht nötig zur Abwehr des Angriffs; denn sobald sie sich als Lüge erweist, so fällt die Abwendung in sich zusammen.

Endlich werden die Verfechter der Lüge wohl auch die unausweichlichen Folgerungen ziehen müssen, d. h., legt der Richter dem Lügner über seine Lüge den Eid auf, so **muß** er den **Meineid leisten**! Er ist ja in Notwehr und deshalb obendrein straflos! Man sieht, welche



glänzenden Perspektiven die Prozeßlügentheorie eröffnet!

Aber die Kämpen der Moral haben noch mehr Pfeile im Köcher. Eine Pflicht, im Prozeß die Wahrheit zu sagen, nicht zu lügen, ist ein nebelhafter „moralischer Imperativ", gleich der „Erklärung der Menschenrechte" in Frankreich und ähnlichen Halbheiten. Das Recht „hält bewußt die Hand vom Zwang zurück, weil für das Individuum die Grenzen zwischen moralwidrigen Verstößen gegen fremde Interessen und starker Entfaltung der eigenen Persönlichkeit flüssig sind". Der Richter der österreichischen Zivilprozeßordnung mit ihrer Wahrheitspflicht (mit der dort Anwälte und Richter zufrieden sind) ist „ein orientalischer Kadi", „das Ideal des österreichischen Scheinkonstitutionalismus"! Das sagt nicht etwa ein Witzblatt, sondern ein deutscher Professor in Freiburg. Wenn also der Beklagte behauptet, gezahlt zu haben, obgleich er es nicht getan hat, oder die Echtheit seiner Unterschrift unter einer Quittung bestreitet, trotzdem er sie schrieb, so sind die Grenzen zwischen zahlen und nicht zahlen, zwischen schreiben und nicht schreiben eben „flüssig". Wozu ein Diebstahlsverbot? Der Eigentumsbegriff ist „flüssig". La propriété c'est le vol. Und endlich „die Wahrung der individuellen Freiheit, das Rührenkönnen der Schwingen ist (nebenbei zwar ein schauderhaftes Deutsch, aber —) ein „An-Sich-Zweck". Hut ab vor der Modernität solcher Moral! Sie ist die restlose Parallele zum Recht der Gegenwart, sich „auszuleben". Mit der Moral ist also, das sieht wohl jeder, den Lüge- und Lebejünglingen nicht beizukommen.

Deshalb bleibt dem, der die Lüge nun mal gern unterdrücken oder wenigstens eindämmen möchte, schließlich nur noch der dritte Gesichtspunkt für die Prüfung übrig, also, wie schon zu erraten, da solcher Unterdrücker nichts weiter als „ein orientalischer Kadi" sein kann, der Gesichtspunkt der G e w a l t. Diese Gewalt ist die praktische N o t w e n d i g k e i t, im deutschen Zivilprozeß der Gegenwart der B a n k r o t t. Daß Zahl, Umfang, Dauer der Prozesse ins riesenhafte schwellen, ist bekannt und eine deutsche Eigentümlichkeit. Der Vorschlag, immer fleißig im gleichen Verhältnis die Richter zu vermehren, anstatt dem Prozeß zu Leibe zu gehen, ist ebenfalls echt deutsch, zumal wenn der Richter auch in Zukunft ein Knecht der Verhandlungs- und anderer gleichwertiger Maximen bleiben soll. Das Ziel ist: Für jeden Prozeß ein besonderer Richter. Aber auch ohnedem steht der Bankrott der Maximen und des Prozesses vor der Tür. Das „Sich-Ausleben" ist zwar schön und modern, aber ein Luxus, den die Justiz auf die Dauer nicht aushält. Möglich, daß, wenn die Rechtsbeflissenen noch eine Weile weiter die Köpfe in den Busch stecken, der Bankrott noch ein Weilchen unsichtbar bleibt, d. h. für die Rechtsbeflissenen; aber er wird sich schließlich auch im Busch bemerkbar machen. Dann werden alle genötigt werden, die großen Maximen in die kleine Tasche zu stecken und darüber nachzudenken, welcher Prozentsatz an Prozessen wohl durch die chemisch reine Lüge (also abgesehen von Selbsttäuschungen und ähnlichem Nebenwerk) verursacht oder wesentlich verschlimmert wird. Man wird einwenden, daß solche Schätzung unmöglich sei. Genau ziffernmäßig gewiß! Auf Grund einer etwa dreißigjährigen richterlichen Erfahrung habe ich aber die feste Überzeugung, daß jener Prozentsatz nicht unter 25 beträgt, glaube auch, daß mir viele Richter und Anwälte beipflichten werden, letztere besonders dann, wenn sie die ihnen vom Staat freundlich auferlegten Armensachen nicht vergessen. Dann wird man sich vielleicht endlich aufraffen, der Prozeßlüge einen Riegel vorzuschieben, aber einen wirksamen. Die theoretische Verbeugung vor der Wahrheitspflicht wie im Beschluß des Anwaltstages („innerhalb der streitigen Behauptungen ist es unzulässig, wissentlich unwahre Behauptungen aufzustellen oder wahre zu bestreiten") ist zwar dankenswert, aber, soweit Anwälte in Betracht kommen, hat auch bisher schon ihr Ehrengerichtshof denselben Satz aufrechterhalten, im erfreulichen Gegensatz zu der sehr nachsichtigen Praxis des Reichsgerichts gegenüber den Parteien. Die letzteren aber — und darauf kommt es doch zuletzt an — werden sich schwerlich an den Beschluß des Anwaltstages kehren, zumal wenn sie daran denken, daß er gegen eine Minderheit von vierzig Stimmen gefaßt wurde, und daß bei der Frage des Numerus clausus der Beschluß des Würzburger Anwaltstages durch die von den rheinisch-westfälischen Anwälten veranlaßte Abstimmung mit der vernichtenden Mehrheit von 6000 gegen 900 beseitigt worden ist. Wenn also auch in Zukunft der Anwalt an Stelle der alten, oft angeführten Mahnung: „Mir hat Er die Wahrheit zu sagen, das Lügen besorge ich!" seinem Klienten jedesmal eine Ausfertigung des Breslauer Beschlusses vorzeigt, so wird der Klient nichtsdestoweniger weiter lügen und sich damit trösten, daß die Grenzen der Lüge „flüssig" sind. Deshalb ist die Lüge nicht nur im P r o z e ß g e s e t z z u v e r b i e t e n, sondern unter öffentlich rechtliche S t r a f e zu stellen. Sie verdient regelmäßig nicht mehr Mitleid als der gewöhnliche Betrug. Alle Beklemmungen, die geäußert worden sind wegen „Drangsalierung" des armen Lügners durch den bösen „Kadi", wegen der Schwierigkeit festzustellen, was Lüge, was Selbsttäuschung usw. ist, könnte man ebenso geltend machen gegen die Drangsalierung des armen, wegen Betruges oder Diebstahls Angeklagten.

Sollte die deutsche Gesetzgebungsmaschinerie sich zu solchen Vorschriften aufraffen — ich gebe zu, daß das eine optimistische Erwartung ist — so bliebe für das Bedürfnis der Parteien, „sich auszuleben", „die Flügel zu regen", noch immer das schier-unermeßliche Gebiet der „Prozeßbehauptungen", gegen die bei uns sicher nie ein Kraut wachsen wird.



Kasernen in Ruh.

Von Generalleutnant z. D. Freiherrn v. Seckendorff.

So wird manchmal die Zeit bezeichnet und angesehen, die sich der Rückkehr der Truppen aus den Manövern unmittelbar anschließt. Zunächst kommen noch einige Tage lebhafter Tätigkeit im Interesse der zur Entlassung kommenden Reservisten. Montur und Waffen müssen gereinigt und ordnungsmäßig abgegeben, die Stammrollen unterschrieben oder Verhandlungen über noch entstandene Dienstbeschädigungen aufgenommen und die eigenen Angelegenheiten für Anzug und Reise geregelt werden. Nur selten wird noch der Entlassungsanzug mit gerollten Achselklappen angefordert. Schön ist er auch nicht, wenn auch ganz und sauber! Der eigene neue oder ältere Zivilanzug waltet vor als Zeichen der Parole: Heimat! Die Schützenschnüre werden sorgfältig verwahrt als ehrenvolle Erinnerung, um dann später zu Haus bei dem Gruppenbild des Jahrgangs angebracht zu werden. Eine Flasche mit bunter Schnur wird umgehängt und eine lange Pfeife in die Hand genommen. Hier und da tritt ein Stock mit bunten Bändern hinzu, und das Bild des Reservemannes ist fertig. Während er sich so entlastet und neu ausstattet, singt er das nunmehr erlaubte Lied „Reserve hat Ruh" in allen Tonarten, und froh blickt die Mehrzahl der Heimat und Zukunft entgegen! Alle gönnen ihnen dies schöne Gefühl, besonders ihre Vorgesetzten! Nachdem der Regiments-, Bataillons- oder Abteilungskommandeur ihnen Lebewohl zugerufen, treten sie zuletzt noch vor ihren Kompagnie-, Eskadron- oder Batteriechef. Ihm verdanken sie das meiste, und wenn das richtige Verhältnis bestanden und die nötige Selbsterkenntnis eingekehrt ist, dann kommt dies Gefühl auch überall zum Ausdruck. Für den Chef selbst, solange er es auch sein mag, bleibt die Entlassung eines braven Jahrganges immer ein ernster Augenblick. Jeden einzelnen kennt er genau, ebenso seine häuslichen Verhältnisse. Während zweier oder dreier Jahre hat er für sie gesorgt und alles getan, sie zu tüchtigen Soldaten und Männern zu machen. Dafür haben sie zum ehrenvollen Bestehen seiner militärischen „Familie" als vollwertiges Kriegsinstrument nach Kräften beigetragen. Auch er weiß ihnen Dank dafür und bringt ihn bei seiner Abschiedsrede mit aufrichtigen Wünschen für jedes einzelnen Wohlergehen zum Ausdruck. Dann folgt alter Gewohnheit gemäß noch eine ernste Mahnung, festzuhalten in der Treue und sich nun an nationaler Arbeit, wo irgend möglich auch an der Jugendpflege zu beteiligen. Ein kräftiges Hurra auf den Kriegs- oder Kontingentsherrn erschallt, und nach einem Händedruck tönt ihnen zum letztenmal die Stimme ihres Hauptmanns entgegen: „Lebt wohl, Leute!" — Der Strom ergießt sich dann in die liebgewordene Garnisonstadt zum Abschiednehmen und -feiern! In den Offizierfamilien gibt es noch rührende Abschiedszenen. Der treue Bursche setzt noch schnell einmal seinen Liebling, den jüngsten Sohn des Hauses, auf den Ungar im Stall. Die Köchin ist schon den ganzen Tag auffallend still, und schließlich ist die ganze Familie in die Lebewohlstimmung verwickelt! Treue um Treue; es ist recht so! Auf Wiedersehen! —

Am Morgen, nach Abgang der Reservistenzüge, atmet einer erleichtert auf, nachdem ihm keiner wiedergebracht ist — der Feldwebel oder Wachtmeister! Nun soll die Ruhe über ihn kommen, aber zunächst lassen ihn die Gewohnheit und ein fortgesetztes Klopfen nicht zu der beabsichtigten Fortsetzung des Schlafes kommen. Was ist das nur? Sonst hatte man die lobenswerte Gewohnheit, die Erneuerungsarbeiten während des Manövers auszuführen. Zunächst folgt ein guter Wunsch für die rücksichtsvolle Garnisonverwaltung. Bei der Mutter der Kompagnie usw. hört aber das Vorausdenken auch im Ruhezustand nicht auf. Die bedeutungsvollen Folgen der Heeresverstärkung werden ihm wieder gegenwärtig. Er hatte sie unter dem Druck der Verhältnisse nur vergessen. Die Räume für „Etatserhöhung" und die neue Maschinengewehrkompagnie werden hergerichtet. — Das ging nicht so schnell, denn die Bewilligung des Reichstags war ja erst Ende Juni erfolgt. In Gedanken versöhnt er sich wieder mit der sonst so sehr auf Wahrung der Truppeninteressen bedachten Garnisonverwaltung, und er ist dankbar, daß die Kompagnie oder Eskadron nicht zur Bildung eines neuen Bataillons oder Regiments bestimmt worden ist! Seine davon betroffenen Kameraden mußten gleich aus dem Manöver in die neuen Standorte, um dort alles neu einzurichten. Ruhe gibt es für diese und die vorausgegangenen Offiziere überhaupt nicht. Einmal durchschlafen genügt ja auch, denkt er, und lange dauert die sogenannte Ruhepause überhaupt nicht. Anfang Oktober kommen die Rekruten, und jetzt haben wir Ende September! Vor Einführung der zweijährigen Dienstzeit war dies besser, aber die Mehrzahl hat von der über sechswöchigen Zwischenzeit nur erzählen hören. — Mit der Zusammenstellung und Sonderausbildung des Rekrutenausbildungspersonals muß ungesäumt begonnen werden. Da sich dieser wichtige Dienst zumeist innerhalb der Kaserne, in nahegelegenem Gelände abspielt und die nicht dazu gehörigen Mannschaften und Pferde auch nur kleineren Dienst haben, so hat alles einen ruhigeren Anstrich nach innen und außen. Beurlaubungen von Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften, Abkommandierungen zu noch übenden Reserveverbänden beschränken die Unternehmungslust zu weiter reichenden Übungen. Nur Jagdreiter und Pferde beginnen ihre herzstärkenden, für kriegsmäßiges Reiten so notwendigen frischen Galopps über die herbstliche Flur. Auch unseren neueren Lufttruppen bringen die Reservistenentlassungen und zahlreichen Neuformationen einen vorübergehenden Stop! Aber die notwendige Kleinarbeit für Zurechtstellung von Personal und Material nimmt doch alle Kräfte genügend in Anspruch. Das Trommeln, Pfeifen und Signalblasen der neuen Spielleute und Trompeter ist selbst für unmusikalische Gemüter kein Ohrenschmaus. Das sonst so gern gehörte ruhige Signal des Zapfenstreichs wirkt zunächst noch manchmal beängstigend, bis die Künstlerschaft zu lang getragenen, sicher durchhaltenden, melancholischen — unreglementarischen Tönen gelangt. So scheint sich alles gleichmäßig zu wiederholen, und doch bringt jedes Jahr Neuerung und Fortschritt auf allen Gebieten. Vor allem ist es der unausgesetzte Wechsel der Menschen und Pferde, deren individuelle Ausbildung und Behandlung erst zu jenem festen organischen Gefüge unseres großen Heeres führt.

Der wichtigste Dienst in dieser Zeit ist sicherlich der der Vorbildung des Rekrutenausbildungspersonals. Ein neuer Rekrutenoffizier, ein größerer Teil junger Unteroffiziere und naturgemäß durchweg neues Unterpersonal erfordern eine eingehendere persönliche Teilnahme des



Kompagnie=, Eskadron= oder Batteriechefs. Er beginnt dabei schon mit einer seiner wichtigsten Aufgaben, der Vorgesetzten= und Führerausbildung. Die ersten Unterweisungen wird er daher persönlich vornehmen. Dabei gilt es vor allem, das wichtige Kapitel der Behandlung der Rekruten eingehend und ernst zu behandeln und zu individueller Ausbildung des einzelnen Mannes anzuleiten. Zuerst muß die Seele des jüngeren Soldaten erfaßt und ausgebaut werden. Wort und vor allem das Beispiel der Vorgesetzten müssen jenes Vertrauensverhältnis anstreben, das den sogenannten entgegenkommenden Gehorsam herbeiführt. Aus ihm entsteht die rechte Selbsttätigkeit und Selbständigkeit im Rahmen des Ganzen, ohne die der Erfolg nicht denkbar ist. Lust und Liebe zum Dienst und das Erfassen des Wesens jeder Sache sind die weitere Folge. Der Rekrutenoffizier stellt den Plan nach den Weisungen seines Chefs auf, so daß jederzeit die erforderliche Vorbereitung rechtzeitig erfolgen kann. Ohne solche ist ein regelmäßiger, gründlicher Fortschritt nicht zu erreichen. Während der Vorbereitungzeit wird nun von dem Personal die gesamte Einzelausbildung theoretisch und praktisch durchgearbeitet. Jeder dazu Gehörige muß alles selbst tadellos vormachen können. Von großer Bedeutung ist die Erziehung zur richtigen Abhaltung des theoretischen Unterrichts, durch den denkende, frische Soldaten erzogen werden. So müssen die wenigen zur Verfügung stehenden Tage tüchtig ausgenutzt werden, auch wenn schon vor dem Manöver mit der Ausbildung begonnen worden ist. Nicht minder wichtig ist die Bereitstellung eines tadellosen Ausbildungsmaterials. Scheiben aller Art, Zielapparate, Hilfsmaterial, Fecht= und Turngerät, Mittel zum Entfernungschätzen usw. müssen neu beschafft oder erneuert werden. Genaue Besichtigung aller dieser Sachen und entsprechende Verteilung an das Personal erfolgt durch den Kompagniechef. Seine Hauptaufgabe bleibt aber, vorzusorgen, daß jedem Mann eine gut durchgesehene und richtig erprobte Waffe rechtzeitig in die Hand gegeben wird. Neben allem ist die Fürsorge für gute, gesunde Unterkunft, reichliche und vorzügliche Verpflegung, rechtzeitige ausreichende Beleuchtung und Heizung sowie praktische hygienische Einrichtung zu treffen.

So sieht die Ruhezeit nach dem Manöver aus. Sie ist hauptsächlich dem Wohl der jungen Soldaten gewidmet.

****

Die Berliner Herbstflugwoche.

Von Karl Heinz Bernius. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen der „Woche".

Wie erstaunlich schnell sich die Menschheit mit der Tatsache des Fliegens abgefunden hat, kann man am besten bei der diesjährigen Berliner Herbstflugwoche sehen. Während noch vor drei Jahren einfache Dauer- und Höhenflüge von wenigen Minuten und noch weniger Meter genügten, um zur Flugwoche zahlreiche Besucher anzulocken, die kamen, um den Menschen in seiner Beherrschung der Luft bewundern zu können, sind heute viele Zuschauer schon so verwöhnt, daß sie selbst den Anblick kühner Kurvenflüge und nervenerregender Gleitflüge als langweilig empfinden. Die Flug- und Sportplatz G. m. b. H. Johannisthal, die Veranstalterin der Berliner Flugwochen ist, hat deshalb in das Programm der jetzigen Herbstflugwoche zahlreiche Wettbewerbe aufgenommen, die zum größten Teil geeignet sind, das Interesse des Publikums für den Flugsport wach zu halten und von neuem anzuregen.

In erster Linie sind das die Flugzeugrennen, wobei nach einem gleichzeitigen Start die Flieger je eine etwa 10 Kilometer außerhalb des Flugplatzes sich befindende Wendemarke zu umfliegen haben, um dann wieder nach dem Flugplatz zurückzukehren. Diese Flugzeugrennen, die für Ein- und Doppeldecker gesondert veranstaltet werden, können, wenn einigermaßen gleichwertige und gleich schnelle Maschinen am Start erscheinen, sehr spannend und aufregend werden. Leider aber sind bis jetzt noch in Johannisthal unter den Ein- und Doppeldeckern die schnellen Maschinen nicht in der Mehrzahl. Von den Rennen des ersten Tages gewann Laitsch auf seinem Eindecker das Rennen für schwere Eindecker, und das Rennen für Doppeldecker, das erst am Ende der Flugwoche stattfindet, wird der schnelle Zweidecker, den Janisch oder Rupp steuert, kaum verlieren können.



Dipl.-Ing. Sablatnig (Höhenrekord von 2100 m mit 2 Passagieren).



Laitsch (Sieger im Rennen für schwere Eindecker).



Erfreulicherweise wurde in der diesjährigen Herbstflugwoche auch nach langer Zeit wieder einmal ein neuer deutscher Rekord aufgestellt. Der Flieger Dipl.-Ingenieur Sablatnig stieg mit zwei Passagieren auf eine Höhe von 2100 Meter und schlug damit den seither von V. Stoeffler mit 1740 Meter gehaltenen Höhenrekord für einen Flug mit zwei Passagieren, wobei der Doppeldecker, den er benutzte, eine Nutzlast von 206,5 Kilogramm zu tragen hatte. In kurzem Anlauf stieg



Flieger Lindpaintner.

das Flugzeug auf und überwand schnell die Zone der ziemlich heftigen Böen, die an diesem Nachmittag in der Nähe des Bodens herrschten.

An verschiedenen Tagen der Flugwoche fanden auch die Wettbewerbe um die Preise des Kriegsministeriums statt, das ingesamt 16250 Mark gestiftet hat. Für diese ausschließlich technischen Konkurrenzen wurden nur Flugmaschinen zugelassen,



Remus (Zweiter im Dauerflug am 2. Tag).

die bei allen Wettbewerben imstande waren, außer für 4 Stunden Betriebstoffe (Benzin und Oel), ferner außer den Instrumenten und Werkzeugen eine Nutzlast von 200 Kilogramm tragen zu können. Da für diese Bedingungen die Doppel-



Skiploschek (Sieger im Dauerflug am 1. u. 2. Tag).

decker wegen ihrer größeren Tragfähigkeit viel besser geeignet sind als die schnelleren Eindecker, so nahmen an den Wettbewerben um die Preise des Kriegsministeriums in erster Linie auch fast nur Doppeldecker mit Erfolg teil. Von ihnen gelang es Kießling, den Preis des Kriegsministeriums für die größte Steigfähigkeit zu gewinnen, da er es fertigbrachte, mit seinem Doppeldecker trotz der vorgeschriebenen Belastung in 7 Minuten 45 Sekunden auf die verlangte Höhe von

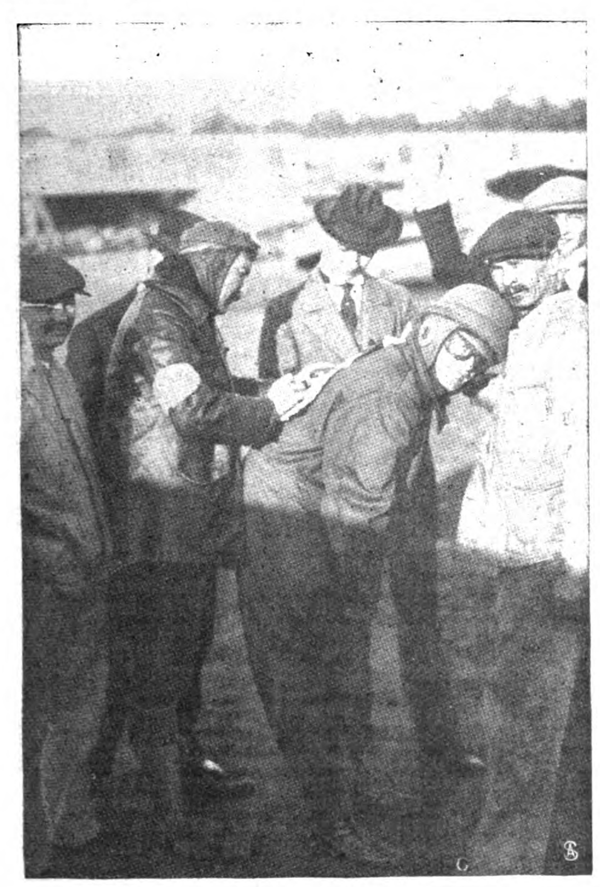


Kießling [×] (Sieger im Wettbewerb des Kriegsministeriums um die größte Steigfähigkeit).

800 Meter zu steigen. Von den andern Wettbewerben des Kriegsministeriums gewann Ernst Stoeffler, der Bruder des Fernfliegers Viktor Stoeffler, den Preis für den kürzesten Anlauf, während die ebenfalls noch in das Programm der Flugwoche aufgenommenen kriegsministeriellen Wettbewerbe um den Preis für den kürzesten Auslauf und den Preis für den größten Unterschied zwischen der größten und kleinsten Geschwindigkeit erst am Ende der Flugwoche zum Austrag gelangen.

Das Wetter war für die Flüge fast immer günstig. Abgesehen von dem stets strammen Wind, der aber unsere Flieger an ihrer Tätigkeit nicht mehr zu hindern mag, herrschte ständig ein herrliches, fast noch sommerlich warmes Herbstwetter, das





Flieger Fiedler
besichtigt die Rennstrecke auf der Karte.

oftmals, besonders an dem Sonntag, viele Tausende von Zuschauern auf den Flugplatz Johannisthal lockte, unter denen vor allem die Vertreter der Behörden und viele Offiziere, besonders von unserer Verkehrs- und Fliegertruppe, zu bemerken waren.

Wiener Moden in Berlin.

Hierzu die Abbildungen auf S. 1686.

Die Wiener bringen einen wahren Farbenrausch, Farbenkompositionen von erstaunlicher Kühnheit. Ihre Linien zeugen von künstlerischer Freizügigkeit, von einer fast an Naivität grenzenden Selbstverständlichkeit, die mit weiten Schwingen den Alltag hinter sich läßt.

Wien scheint Paris an Phantasie überflügeln zu wollen; was man hier andeutet, wird dort zu beredter Wirklichkeit. Eine innere Verwandtschaft jedoch, eine gegenseitige Befruchtung ist unleugbar. Die Wiener lehnen sich gegen die gekünstelte Figur auf und erstreben eine Gewandung, die den Körper nicht beengt und seiner natürlichen Linien beraubt. Diese Tendenz läßt sie ein wenig über das Ziel schießen und schafft manche Form, an die sich das Auge schwer gewöhnen wird.

Ihre gesamten Darbietungen sind jedoch reich an Interessantem, reich an Anregung für die ganze Frauenkleidung. Die Interpretinnen der Wiener Modekunst (meist Entwürfe des Architekten E. J. Wimmer) tragen die Kompositionen mit vorbildlicher Grazie und wissen jede der fein durchdachten Einzelheiten wirksam zur Geltung zu bringen. Es sind nicht nur Kleider und Mäntel, sondern interessante und amüsante Anregungen über das Thema: „Wie setze ich mich am besten in Szene?" Da gibt es mancherlei zu sehen. Der eigenartige Schmuck der Haarreifen, die koketten Tüllhauben, weniger sensationell als kleidsam, die köstlichen Halsgehänge, die eigenartige Fußbekleidung, alles sucht eigene Pfade, jedoch immer mit dem Bestreben, den Gesamteindruck zu heben.

Am bedeutungsvollsten sind natürlich Mäntel und Kleider. Die Massigkeit der Mäntel, die unerhört weiten Formen in schweren Stoffen setzen in Erstaunen. Da ist ein Mantel aus Duvetine in einem eigenartigen blauen Ton, der in Gemeinschaft mit der dazu gehörenden Kapuze wie ein Nonnenmantel wirkt. Dann eine Mönchskutte aus flimmerndem Perlstoff, von grellbunter Steinkette umgürtet. Ein orangefarbener Mantel trägt goldrote Füchse, und ein buntgemusterter Plüschmantel, dessen Weite durch einen breiten Pelzansatz gehalten wird, weist ein ganzes Oberteil und Aermel aus schwerem Opossum auf.

Die prächtigen seidenen Abendmäntel haben hauptsächlich die Absicht, ihre Trägerinnen in den Logen zu schmücken. Pelz wird überall mit geradezu pompöser Verschwendung angewandt. Ein schweres weinrotes Seidenkleid mit faltigem, weit abstehendem Schoß mit Pelzeinfassung würde überall als besonders geschmackvoll auffallen, ebenso mehrere ähnliche Straßenkostüme, während ein schwarzes Seidenkostüm mit drapierter, von breitem Chinchilla eingefaßter Tunika, sehr breitem Chinchillagürtel, dazu eine spitze, pelzumsäumte, schwarze Samtkappe ebensolches Aufsehen erregen würde wie das schwarze Straßenkleid, dessen faltigen Schoß und Rock regelrechte Reifen ausspannen.

Die Gesellschaftstoiletten flammen in leidenschaftlichen Farben, locken mit weichen, gebatikten Stoffen in wundersam getönten, fließenden Geweben, die das große künstlerische Können der Wiener verraten.

Hausgewänder für Feierstunden und streng sachliche Kleidung, durch bunt gehäkelte Tücher, durch lebendig gefärbte Schals ein wenig aufgeheitert, wechseln mit neuartiger Sportkleidung, mit grellbunten Tenniswesten und Skidresses.

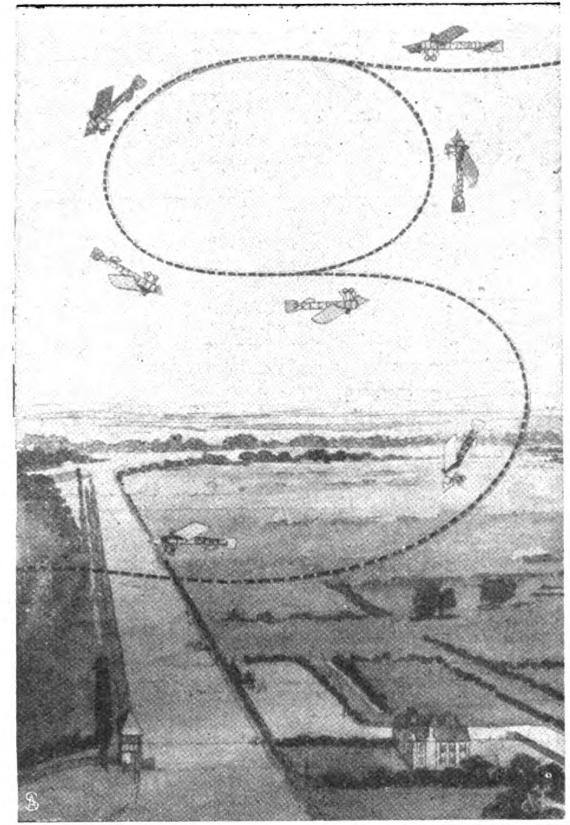
Mit liebenswürdiger Sachlichkeit gaben die Verkünderinnen und Meisterinnen dieser neuen Schule belehrenden Anschauungsunterricht. Auf dem Podium vor den Spiegeln drapierten sie sich mit den Tüchern, legten mit kunstvollen Griffen die phantastischen Mantelgebilde über ihre teils sehr entblößten Schultern und lehrten die Kunst des Gürtelarrangements durch farbenprächtige Bänder, deren Mitwirkung sie wohl zu schätzen wissen, denn die belebende Note des geschickt geknoteten Gürtels fehlte bei wenigen Toiletten

Unsere Bilder

Die Kasseler Jahrtausendfeier (Abb. S. 1681). In einer Urkunde König Konrads I. wird zum erstenmal der Ort Chassala erwähnt, aus dem sich im Lauf der Zeiten die jetzt über 100 000 Einwohner zählende Haupt- und Residenzstadt Kassel entwickelt hat. Daher feiert der Ort in diesen Tagen das Jubiläum seines tausendjährigen Bestehens, ein Jubiläum das von langer Hand sorgsam vorbereitet worden ist. Ein Festspiel wurde gedichtet, mit dem die offizielle Feier begann, und ein historischer Festzug wurde veranstaltet, in dem sie nach außen hin gipfelte.

Die Einweihung des Berliner Osthafens (Abb. S. 1680), die am letzten Sonntag in feierlicher Form vollzogen wurde, ist ein für die Reichshauptstadt bedeutsames Ereignis. Der neue Hafen, eine mit Speichern, Kranen usw. versehene Kaianlage, soll dem Umschlagsverkehr zwischen Wasserstraßen und Eisenbahnen dienen; man erhofft von ihr eine Stärkung des Verkehrs auf den märkischen Wasserstraßen und eine Förderung der Verbindungen mit großen Handelsplätzen, wie Hamburg, Stettin, Breslau und Magdeburg. Der Schöpfer der Anlage ist der Chef der Berliner Tiefbauverwaltung Stadtbaurat Krause.

Albanien (Abb. S. 1682). Wer da glaubte, daß mit dem Abschluß des Friedens von Bukarest auf dem Balkan für die Dauer die Ruhe eingekehrt sein würde, sieht sich schwer enttäuscht. Zwischen der Türkei und Griechenland ist noch lange nicht alles in die Reihe gebracht, in Westthrazien herrscht eine starke Gärung, und vor allem droht von Albanien her die Gefahr neuer Verwicklungen. Die Londoner Botschaftervereinigung hat beschlossen, daß ein selbständiger Staat Albanien entstehen solle, und sie hat dessen Grenzen festgesetzt. Aber die Albanier nehmen das Geschenk, das ihnen die europäischen Großmächte machen, keineswegs mit überquellender Dankbarkeit entgegen, sie wollen mehr, als sie erhalten sollen, gönnen insbesondere Montenegro nicht, was diesem Königreich zugesprochen wurde. Immerhin lassen sie sich hier noch an dem Kampf mit Worten genügen, während zwischen ihnen und den



Nach einer Zeichnung von G. Bron.

Graphische Darstellung von M. Pégouds Schleifenfahrt.

Serben der Kampf mit den Waffen geführt wird, der schon manch blutiges Opfer gefordert hat. Da die Albanier unter Führung von Bolietinaz mehr als einen Erfolg errungen haben, sieht sich Serbien zu neuen Rüstungen genötigt und muß dabei die Erfahrung machen, daß die Kriegslust, die während der beiden Balkanfeldzüge überall die Oberhand hatte, in manchen Teilen des Volkes geschwunden ist. Die Mobilisierung gewisser Truppenkörper stößt auf Schwierigkeiten, da viele Reservisten der erneuten Einberufung nicht Folge leisten wollen. Indessen wird sich die Stimmung vielleicht wieder ändern, denn die Serben, die behaupten, von den Feinden ohne Grund angegriffen zu sein, wissen neuerdings von Siegen zu berichten. Dabei sind die Albanier untereinander keineswegs einig, namentlich ist Essad-Pascha, dem man eine Zeitlang sogar nachsagte, er strebe nach der Krone, immer noch geneigt, seine eigenen Wege zu gehen. Hier und da meint man, die albanischen Wirren würden am ehesten gelöst werden, wenn der neue Staat seinen Fürsten erhalte. Aber es steht noch nicht fest, wer es werden wird. Einer der Prätendenten, der ägyptische Prinz Achmed Fuad, weilt gegenwärtig in Berlin.

Ein Denkmal des Prinzregenten Luitpold (Abb. S. 1684) ist am Sonntag in München unter Teilnahme des Prinzregenten Ludwig feierlich enthüllt worden. Es ist ein Reiterstandbild, das vor dem Neuen Nationalmuseum seinen Platz gefunden hat, ein Meisterwerk des Münchner Bildhauers Professor von Hildebrand.

Ein Generalkapitel des Domstiftes in Brandenburg (Abb. S. 1675), bei dem zwei neue Würdenträger in ihre Aemter eingeführt wurden, fand am letzten Sonntag statt. Unter den Domherren, die daran teilnahmen, war auch der frühere Reichskanzler Fürst von Bülow.

Ein diplomatisches Diner (Abb. S. 1680), an dem die Mitglieder des Schweizer Bundesrats und seiner ausländischen Gesandten teilnahmen, fand vor kurzem auf Gurnigel statt. Wir bringen im Gruppenbild die Teilnehmer, unter denen sich der Gesandte in Berlin Dr. von Claparède, der Bundespräsident Eduard Müller und viele andere namhafte Persönlichkeiten der Diplomatie befinden.

Am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig (Abb. S. 1685) werden die patriotischen Feiern zum Andenken an die große Zeit vor hundert Jahren ihren Höhepunkt erreichen. Auf dem Schlachtfeld, auf dem Napoleon die große Niederlage erlitt, erhebt sich das gewaltige Denkmal, zu dem der Grundstein bereits im Jahr 1900 gelegt wurde. Am 18. Oktober wird es eingeweiht werden, und der Feier werden nicht nur Deutsche, sondern auch Fremde beiwohnen, vor allem wird auch Oesterreich offiziell vertreten sein.

Jeanne d'Arc in Japan (Abb. S. 1683). Die Greueltaten, die von Chinesen in Nanking an Japanern begangen wurden, haben in dem Inselreich des fernen Ostens eine ungewöhnliche Aufregung hervorgerufen, und um ein Haar wäre es darüber zum Krieg gekommen. Nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen waren in helle Empörung geraten, und eine Art Johanna von Orleans tauchte auf, die wenigstens kampfbereite Reden hielt.

Looping the Loop im Aeroplan (Abb. nebenst.). Das Looping the Loop genannte, waghalsige Kunststück, mit dem früher Radfahrer im Zirkus Staunen erregten, macht jetzt in England der Flieger Pégoud im Aeroplan nach. In Schleifenfahrten üben sich wohl alle Aviatiker, die Hervorragendes leisten wollen. Aber die Schleifen nicht horizontal, sondern vertikal zu ziehen, so daß das Flugzeug zeitweise verkehrt in der Luft schwebt, war Herrn Pégoud vorbehalten. Zuerst durchflog er S-förmige Bahnen, neuerdings aber auch kreisförmige.

Maggie Teyte (Abb. S. 1683), eine Sängerin aus Chikago, gastierte kürzlich im Königlichen Opernhaus zu Berlin als Madame Butterfly in der bekannten Puccinischen Oper. Die Partie wird von Sopranistinnen, von Soubretten sowohl wie von dramatischen Sängerinnen, namentlich auch von den amerikanischen, sehr geschätzt, und so war es nicht verwunderlich, daß auch Miß Teyte sie wählte, um sich dem Berliner Publikum vorzustellen.

Torquato Tasso (Abb. S. 1683) ist neuerdings in den Spielplan des Deutschen Theaters in Berlin aufgenommen worden. Es war eine Ueberraschung, und man durfte gespannt sein, wie sich Max Reinhardt, der modernste aller Regisseure, mit der Inszenierung dieses klassischen Werkes abfinden würde. Nun, er hat sich als fein empfindender Künstler bewährt, indem er auf alle Reinhardtschen Effekte verzichtete und Goethe allein die Herrschaft überließ. In seiner Gattin Else Heims stand ihm eine ausgezeichnete Prinzessin zur Verfügung.

In Baden-Baden (Abb. S. 1684) fand die Vermählung des Direktors der Dresdner Bank in Berlin Herrn Herbert Gutmann mit Fräulein v. Frankenberg-Ludwigsdorf statt.

Dr. Otto von Glasenapp (Portr. S. 1684) der Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums, vollendete am 30. September sein 60. Lebensjahr. 1853 in Schivelbein geboren, trat er 1874 in den preußischen Justizdienst ein, ging später zur Verwaltung über, und 1896 trat er als Geheimer Oberfinanzrat in das Reichsbankdirektorium ein, zu dessen Vizepräsidenten er 1907 ernannt wurde.

Geheimrat Daude (Portr. S. 1684), der Berliner Universitätsrichter, ist in der Nacht vom Sonntag zum Montag, 62 Jahre alt, gestorben. Dr. Paul Daude trat nach Beendigung seiner juristischen Studien in den preußischen Justizdienst. Mehrere Jahre war er in Marienwerder und Berlin als Staatsanwalt tätig, bis 1885 seine Ernennung zum Universitätsrichter erfolgte.

Die Toten der Woche

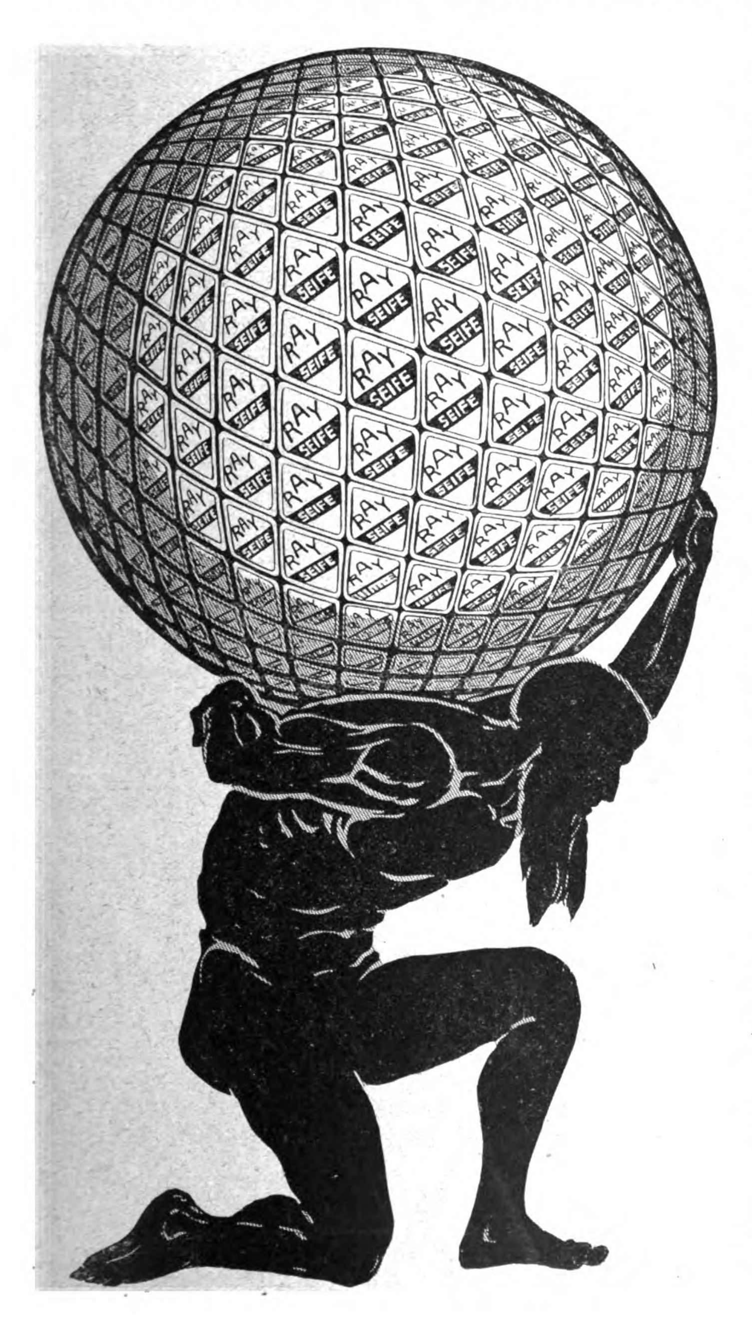
Professor Julius Adam, bekannter Tiermaler, † in München am 23. September im Alter von 68 Jahren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Daude, Berliner Universitätsrichter, † in Berlin am 29. September (Portr. S. 1684).

Unterstaatssekretär a. D. Dujardin-Beaumetz, † in Paris am 27. September im Alter von 61 Jahren.

Ein Weltartikel

im wahrsten Sinne des Wortes ist die in Deutschland fabrizierte und durch **Deutsches Reichspatent** geschützte Ray-Seife. Sie ist in allen Erdteilen heimisch geworden und erfreut sich selbst in den entferntesten Ländern einer grossen und treuen Anhängerschaar.



Diese enorme Verbreitung über die ganze zivilisierte Welt verdankt Ray-Seife ihrer unerreichten Güte und dem bekannt vorzüglichen Einfluss, welchen das in ihr enthaltene **natürliche, frische** Hühnerei auf die Schönheit und Gesundheit der Haut ausübt. Dieser Spezialbestandteil der

Ray-Seife

welcher sich durch künstliche Zutaten nicht ersetzen lässt, hat eine doppelte Wirkung. Erstens erzeugt er eine frische, gesunde und sammetweiche Haut und zweitens einen prächtigen Schaum von wunderbarer Weichheit und ganz eigenartiger Konsistenz, welcher die Ray-Seife zur angenehmsten Toilettenseife für den täglichen Gebrauch macht.

Sollten Sie zu den wenigen Personen gehören, welche Ray-Seife noch nicht probiert haben, so säumen Sie nicht mit einem Versuch. Sie wird Ihnen ebenso unentbehrlich werden wie vielen Millionen Anderen, sobald Sie ihre wohltätige Wirkung am eigenen Körper kennen gelernt haben. Preis pro Stück 50 Pfg. Ueberall käuflich.


DER EWIGE REIGEN
White Star „sec"
Moët & Chandon
maison fondée en 1743.
(Franz. Erzeugnis)
Brut Impérial „extra sec"

Nummer 40.

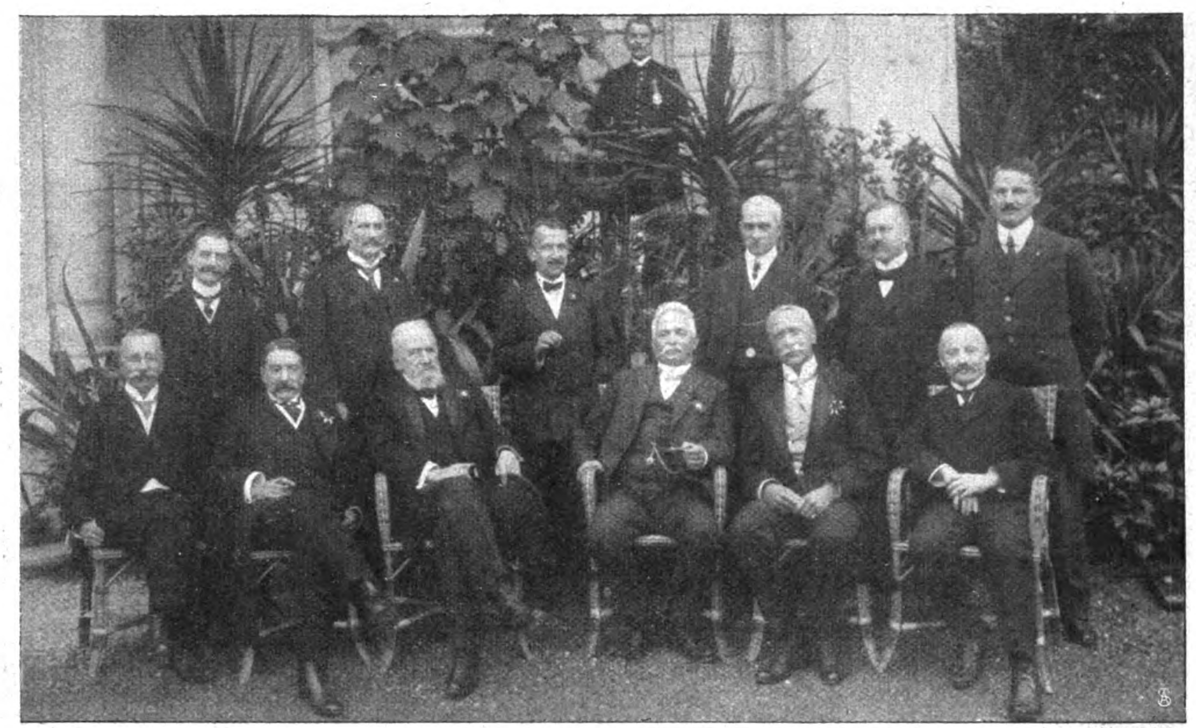
DIE WOCHE Bilder vom Tage

Seite 1679.

Phot. Sanden

Der frühere Reichskanzler Fürst Bülow (×) begibt sich mit Oberhofprediger Dryander (××) zur Stiftkirche.

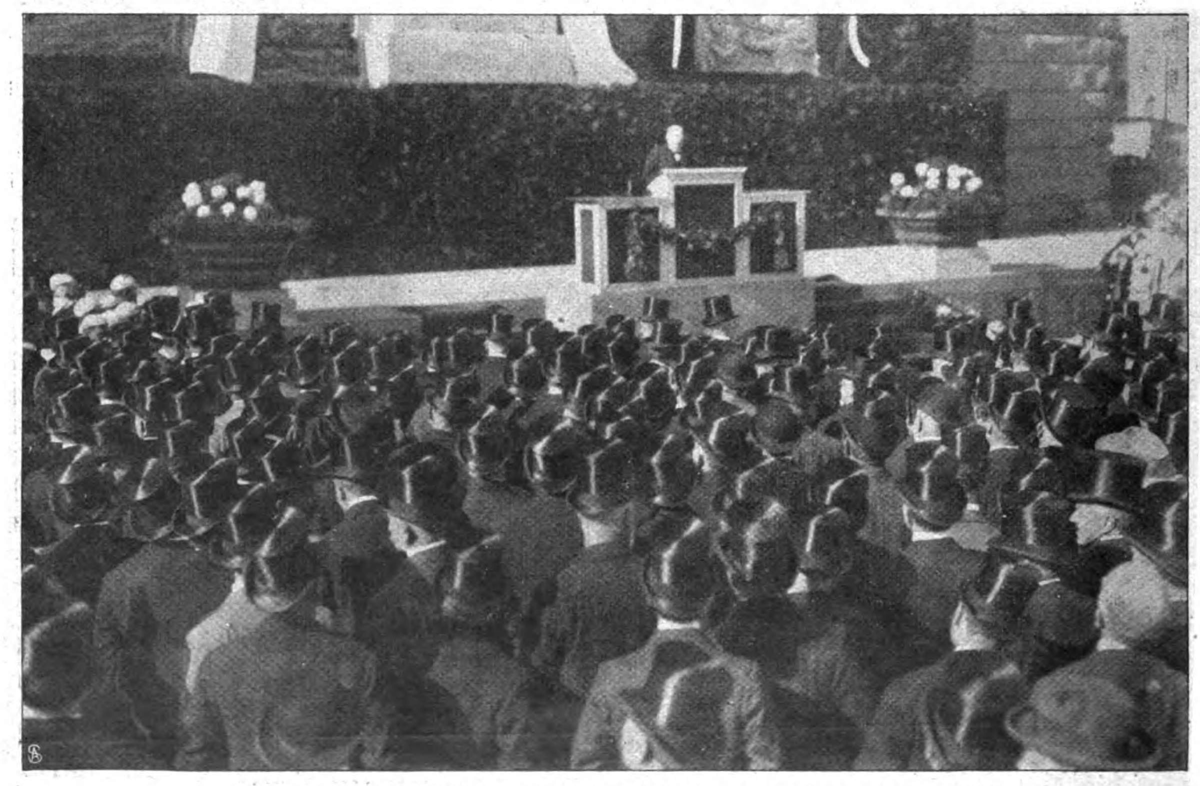
Vom Generalkapitel des Domstiftes in Brandenburg a. d. H.



Phot. Keller.

Sitzend von links: Arthur Hoffmann, Vizepräsident des Bundesrats; Eduard Odier, außerordentlicher Gesandter in St. Petersburg; Dr. Alfred von Claparède, außerordentlicher Gesandter in Berlin; Eduard Müller, Bundespräsident; Dr. Gaston Carlin, außerordentlicher Gesandter in Großbritannien und den Niederlanden; Giuseppe Motta, Bundesrat. — Stehend von links: Paul Dinichert, Sekretär-Adjutant des politischen Departements; Dr. Felix Calonder, Bundesrat; Ferdinand von Salis, außerordentlicher Gesandter in Tokio; Dr. Karl Bourcart, Sekretär des politischen Departements; Edmund Schultheß, Bundesrat; Dr. Alfred Bonzon, Vizekanzler der Eidgenossenschaft.

Die Teilnehmer eines diplomatischen Diners des Schweizer Bundesrats und seiner ausländischen Gesandten auf Gurnigel.

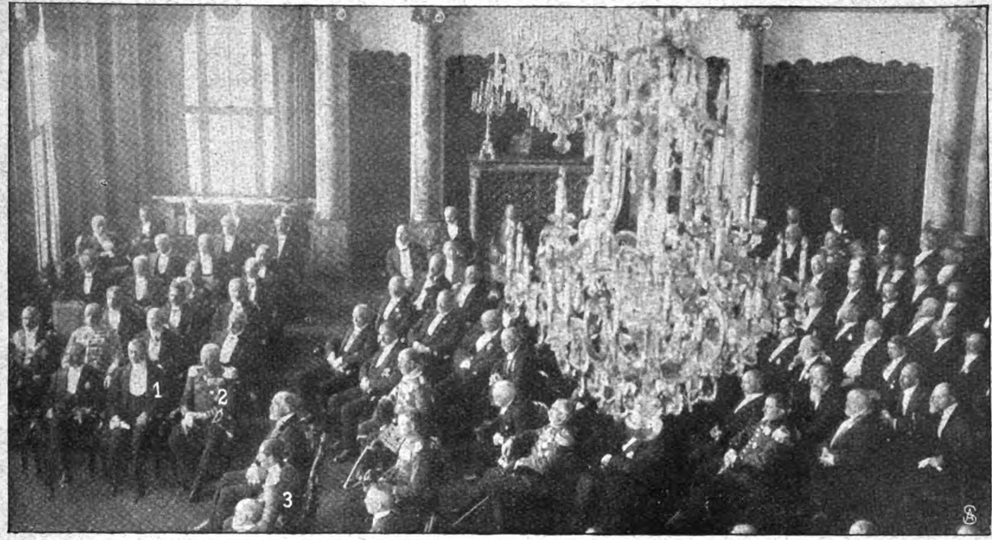


Die Einweihung des Osthafens in Berlin: Geh. Baurat Krause am Rednerpult.

Die Jahrtausendfeier in Kassel.

Rechts: **Festsitzung im Rathaus.** Hofphot. Eberth.

Unten: **Bilder aus dem Festzug.**



1. Oberbürgermeister Dr. Scholz. 2. General v. Scheffer-Boyadel. 3. Prinz August Wilhelm.



Phot. Hohlwein.

Landgraf Karl und Gemahlin um 1713.



Hofphot. Eberth.

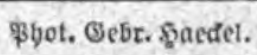
Der „Herkules“ im Festzug.



Hofphot. Eberth.

Die Germania im Festzug.

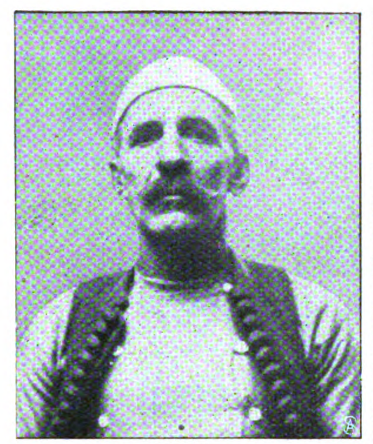




Phot. Gebr. Haeckel.

Kunst und Wissenschaft um 1613.





Issa Boljetinaz,
bekannter Albanierführer.



Die Stadt Ochrida in Neu-Serbien, von den Albaniern bedroht: Blick von der Seeseite.

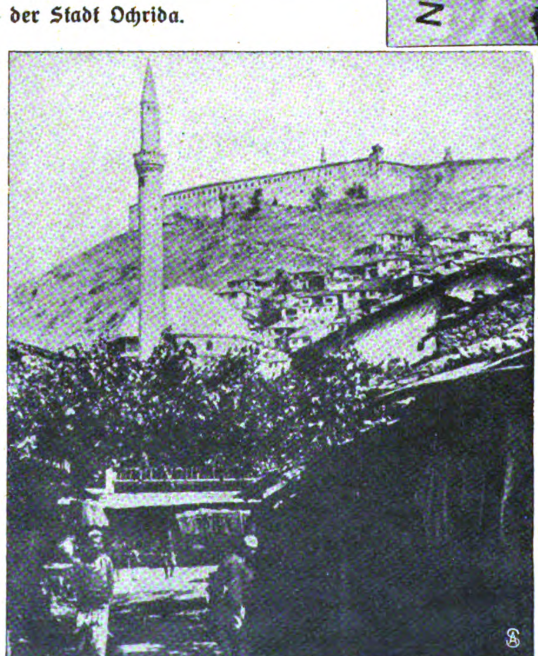


Straßenbild aus der Stadt Ochrida.



Orientierungskarte.
Die Pfeile bezeichnen den Vormarsch der Albanier.

Prinz Achmed Fuad von Aegypten,
Thronprätendent für Albanien, in Berlin.

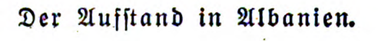


Die von den Albaniern genommene Stadt Dibra.



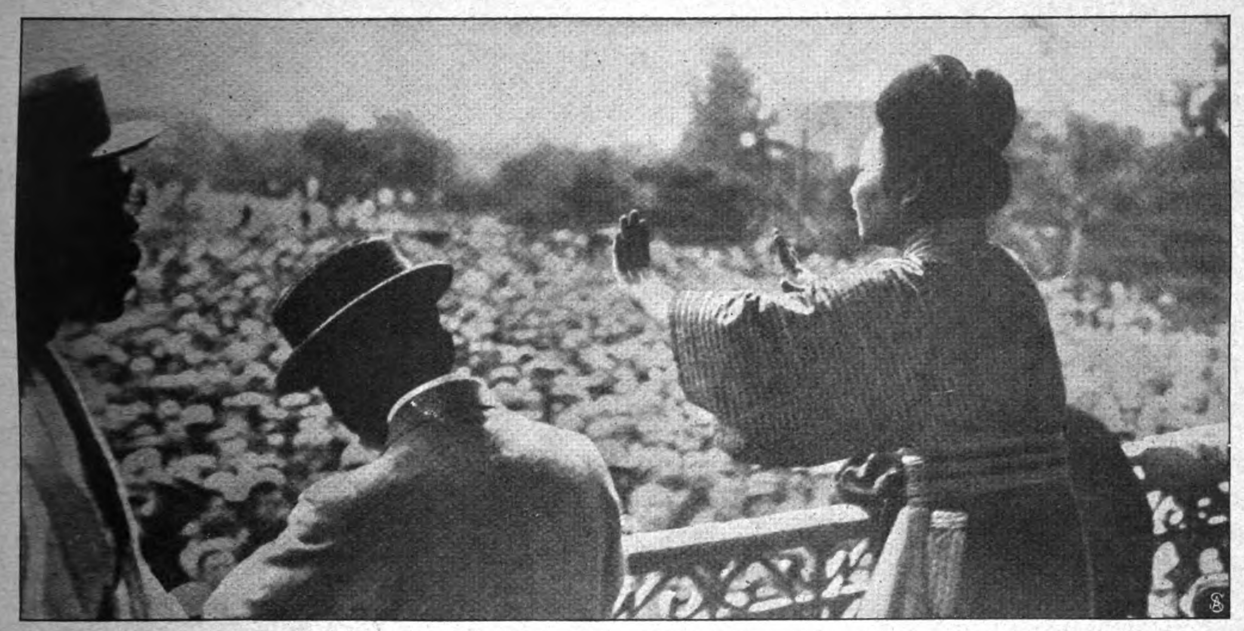
Phot. Harlingue.

Essad-Pascha,
der „König" von Albanien.



Der Aufstand in Albanien.





Jeanne d'Arc in Japan: Eine junge Japanerin feuert die im Hibiya-Park in Tokio versammelte Menge zum Vorgehen geg. China an.



Phot. Schneider.

Maggie Teyte,
Zu ihrem Gastspiel als Madame Butterfly a. d. Berliner Hofoper



Phot. Becker & Maaß.

Else Heims als Prinzessin.
Von der Tasso-Aufführung am Deutschen Theater in Berlin.





Geh. Reg.-Rat Dr. Daude †
Universitätsrichter in Berlin.



Geh. Ob.-Finanzrat Dr. v. Glasenapp,
Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums,
wurde 60 Jahre.



Phot. Nikolas Aluf.

1. Oberbürgermeister von Borscht. 2. Prinzregent Ludwig. 3. Prinz Leopold. 4. Prinz Rupprecht.

Von der Enthüllung des Prinzregentendenkmals in München.



1. Frhr. v. Rüdt. 2. Freiin v. Goeler. 3. Fr. Direktor Schuster. 4. Frl. Scheitlin. 5. Fr. Daysy Gutmann, geb. v. Frankenberg. 6. Herr Herbert Gutmann. 7. Frl. v. Stutterheim. 8. Frl. v. Landau. 9 Herr Fritz Gutmann. 10. Frhr. zu Puttlitz. 11. Frhr. von Willich. 12. Frl. Ruth von Frankenberg. 13. Frl. Pussy v. Frankenberg. 14. Fr. Geh. Rat Gutmann. 15. Geh. Rat Gutmann. 16. Rittmstr. von Frankenberg-Ludwigsdorf. 17. Freifrau von Frankenberg. 18. Herr Kurt Gutmann. 19. Fred von Frankenberg. 20. Kammerherr von Frankenberg. 21. Graf Wartensleben. 22. Baronin E. A. von Goeler. 23. Herr Max Gutmann. 24. Herr Direktor Schuster. 25. Exz. Frhr. v. Marschall. 26. Frhr. E. A. van Goeler. 27. Fr. von Porbeck. 28. Freifrau von Seckendorff. 29. Herr Dr. Gründler. 30. Frau H. Gutmann. 31. Marquis de Montagliari. 32. Frau Orsine Baroni. 33. Herr H. Gutmann.

Von der Vermählung des Herrn Herbert Gutmann mit Frl. v. Frankenberg-Ludwigsdorf in Baden-Baden. — Phot. H. Kühn.



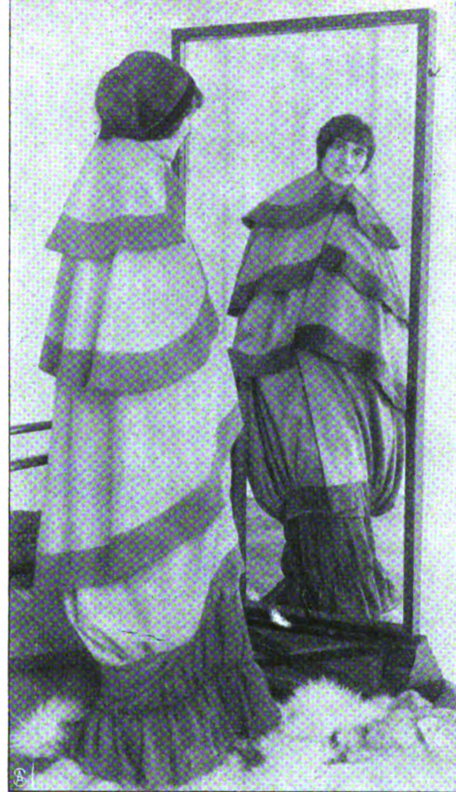
Phot. König.

Das am 18. Oktober zur Einweihung gelangende Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.





Schwarzweißer Gesellschaftsmantel.



Lindengrüner Mantel mit lila Samtstreifen.



Weiße Toilette mit schwarzem Ueberkleid.



Buntgemusterter Plüschmantel mit Opossum.



Schwerer schwarzseidener Mantel mit Silberstickerei.

Wiener Mode in Berlin: Eigenartige Mäntel und Kleider in leuchtenden Farben.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

4. Fortsetzung.

Das Tennisspiel nahm seinen Fortgang. Georg von Röbbeln, der eben hinzugekommen war, beobachtete Gerda. Und sie gefiel ihm außerordentlich. Schlank und rassig im Tenniskostüm, schwang sie ihr Rakett mit Sicherheit und Anmut.

Ihre Wangen waren gerötet, die Augen blitzten, und man sah ordentlich, wie ihre Pulse flogen. Alle Gemessenheit, auf die sie sonst so stolz war, und die sie seit ihrem Aufenthalt in England noch übertrieben, war verflogen.

Sie war zu Herrn von Röbbeln liebenswürdiger, als sie sonst zu den anderen Herren des Regiments zu sein pflegte.

Es schien ein netter Mensch zu sein; sehr sympathisches Gesicht. Offenbar von großer Gutmütigkeit und recht gewandt.

Er hatte Gerda sofort in ein Gespräch verwickelt, das offenbar sehr anregend sein mußte. Denn sie vergaß darüber vollkommen ihr Spiel mit Widding, der auf der anderen Seite des Netzes mit Greuther und Berndall stand und mit dem Rakett sich an das Knie schlug.

Er kam sich wie entthront vor und spielte endlich mit Klitzing, um ihn ein wenig zu trainieren.

Mitten in ihr Spiel hinein kam da ein ganz fremder Mensch, und da wurde *er* einfach an die Seite gestellt.

Der hätte auch bleiben können, wo er gewesen.

„Aber Widding! Was haben Ihnen denn die armen Bälle getan, daß Sie sie mir so zuschmettern? Ich kann nicht so toll herumspringen. Das geht mir zu rasch und zu wild."

„Entschuldigen Sie. Also bitte, so!"

Gerda war mit Röbbeln herbeigetreten und sah zu, wie jetzt Lotte Archim mit Widding spielte. Sie hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, und Herr von Röbbeln stand vor ihr, ein wenig über sie gebeugt.

Na, dachte Widding, so habe ich mich nun nie zu ihr hingestellt; der kennt sie seit fünf Minuten und erlaubt sich das.

Er hatte große Lust, ihn zur Rede zu stellen; aber schon fing er auch mit ihm an zu plaudern, und nach ein paar Minuten gestand Widding sich, daß dieser Herr von Röbbeln ein ganz passabler Herr sei, dem man nicht böse sein konnte. Seine Art war nett, daß er einen mit dem ersten Wort gefangennahm.

Es war offenbar nicht viel dahinter, und was er sagte, bot nichts Aufregendes — aber wie er sich gab, das war überaus angenehm, so daß man ihm gern zuhörte.

Er war wirklich harmlos und sehr ungeniert. Wenn man soviel Geld hinter sich hatte, brauchte man freilich nach niemand zu fragen.

Das verfluchte Geld! Was halfen einem alle Ahnen, deren er eine hinreichende Anzahl besaß, wenn man nur solch einen Vater hatte wie Röbbeln, selbst wenn man mit ihm herumprozessieren mußte.

„Sagen Sie, Herr von Widding, Sie sind passionierter Rennreiter?"

„Wenn auch das nicht."

„Doch, doch! Ich habe Ihr Bild in allen Zeitschriften gesehen, der erste Sieger. Halten Sie sich nur dran, daß Sie am Schluß auch der Sieger unter den Siegern bleiben."

„Sehr hübsch gedacht — aber —"

„Aber! Was? — Ich möchte Ihnen meinerseits furchtbar gern eine Chance bieten. Ich habe mir da zu meinen elenden Steeplern ein paar neue Nummern gekauft, die sich sehen lassen können. Oldfather von Gouverneur aus der Saga und Idealist, einen Hannibalsohn a. d. Hekate. Könnte ich da — natürlich ganz unverbindlich — vielleicht einmal auf Ihre Hilfe rechnen?... Sie werden gewiß nicht schlecht dabei abschneiden. Ich selbst traue mich nicht recht, so vor alle Welt mich hinauszustellen, habe Lampenfieber. Ich habe auch keinen rechten Ehrgeiz, und da lasse ich lieber laufen und sehe zu, statt daß ich selbst oben sitze. Da habe ich an *Sie* gedacht, wie man so was tut. Man hört einen Namen, fünf-, sechsmal, da sagt man sich: Donnerwetter, wenn du *den* mal haben könntest!"

„Ich weiß nicht, ob ich..."

„Aber ich bitte Sie! Es war ja nur ein flüchtiger Gedanke. Wenn Sie gerade Lust haben und es sich macht. Manchmal geht einem ja im letzten Augenblick ein Reiter flöten, sagt ab oder stürzt, und da sitzt man dann in Verlegenheit. Wenn man dann weiß..."

„Dann gern! . . . Aber sonst habe ich wirklich noch nicht das Zutrauen, mich auf unbekannte Gäule zu setzen."

„Sie können sie kennen lernen, mit Vergnügen. Also sagen Sie nichts — nicht ja, nicht nein! Es wird sich alles ergeben. Sie sollen auch nur in Frage kommen, wenn es eine sichere Sache ist. Sonst würde ich's Ihnen gar nicht anbieten. Ein paar Siege wären Ihnen sicher. Aber das hat Zeit. Meine Pferde kommen nicht so früh. Nun wollen wir Sie aber nicht länger aufhalten, was, Greuther? Wir empfehlen uns!" . . .

Und mit Verbeugung nach allen Seiten gingen sie. —

„Nicht übel", sagte Gerda, als Widding auf dem Heimweg sie nach dem Eindruck fragte, den der neue Herr auf sie gemacht hatte.

„Gibt sich wenigstens Mühe, liebenswürdig zu scheinen, obgleich mir das nicht paßt, wie er mir anbot, seine Pferde zu reiten."

„Aber Herr von Widding! Das klang doch so nett."

„Wahrhaftig! Als ob ich bloß dazu da sei, meine Knochen für seinen Stall zu riskieren."

„Er glaubte, Ihnen einen Gefallen zu tun."

„Ich danke schön!"



„Na, da hätten Sie früher nur einmal Graf Balk sehen sollen, wie der hinterher war, als er das erste Dutzend Siege hinter sich hatte. Wo sich nur eine Gelegenheit bot, da nahm er sie wahr. Und erst Archim. Jeder Schinder draußen war ihm zu einem neuen Sieg recht."

„Die Passion habe ich nicht."

„Sagen wir noch nicht! Balk ist bis auf die entlegensten Dörfer gezogen. Alle möglichen kleinen Rennplätze, wo es nur etwas zu holen gab. Der hätte Herrn von Röbbeln umarmt bei einem Vorschlag, wie er Ihnen eben gemacht worden ist."

„So bin ich nun nicht!"

„Nein, der Herr Baron sind schrecklich stolz!"

„Bin ich gar nicht."

„Doch! Das sind Sie; und können steif sein, daß man sich vor Ihnen graulen könnte."

„Stimmt nicht."

„Dagegen nehmen Sie sich mal diesen Herrn von Röbbeln zum Muster! Wie liebenswürdig der ist."

„Junger Adel verpflichtet."

„Ach? Glauben Sie, daß Sie weniger liebenswürdig zu sein brauchen, weil Sie mehr Ahnen haben?"

„Das nicht gerade."

„Na also, Fritz Widding! Seien Sie friedlich und nett, und stoßen Sie die Leute nicht vor den Kopf. Wissen Sie, zur Diplomatie dürfen Sie nicht gehen. Dazu haben Sie nicht die notwendigen Fähigkeiten. Ihr Gesicht verrät Sie — verrät alles."

„Ach? Was verrät es denn?"

„Nun, es verrät, daß Sie es sehr ungern gesehen haben, wie Röbbeln sich eben mit mir unterhalten hat, sehr nett unterhalten hat. Dafür bin ich immer dankbar. Ich lerne gern zu und höre auf Menschen, die mehr von der Welt kennen, als ich das in meinem engen Kreis kann."

„Er scheint ja tiefen Eindruck auf Sie gemacht zu haben."

„Ach, Widding. Das böse Gesicht steht Ihnen nicht. Sie sind doch mein guter Freund, aber eifersüchtig dürfen Sie nicht sein. Das mag ich nicht. Das heißt immer nur: sich Rechte anmaßen, die man nicht hat. Eigentlich ist das eine Beleidigung. Auch von Ihnen. Es ist ein Zeichen des Mißtrauens, und bei guten Freunden darf es so was nicht geben."

„Ich denke gar nicht daran, eifersüchtig zu sein."

„Na, na, es schien mir aber fast so."

„Also wirklich nicht!"

„Um so besser. Denn es liegt auch gar kein Grund dazu vor. So etwas wollen wir zwischen uns nicht einreißen lassen. Es erschwert nur den Verkehr. Also, ich habe mich getäuscht. Es war nichts und kommt nie wieder vor."

Er verbeugte sich stumm — und sie sprachen von anderen Dingen.

* * *

Gerda hatte doch recht in ihrer Befürchtung. Widding war eifersüchtig. Er hatte keinerlei Rechte auf sie, aber der Gedanke, daß ein Fremder sich zwischen sie drängte und die freundschaftlichen Beziehungen störte, die sie verbanden, erfüllte ihn mit einem unangenehmen Gefühl, dem er keinen Namen zu geben hatte.

Empfand er doch tiefer, als er sich eingestehen wollte? War es Liebe? — Er war sich nicht klar, sah vor allem den guten Kameraden in Gerda, hatte nie mit ihr geflirtet, ihr nie ein Kompliment gemacht.

Er war sich nicht klar, ob sie eigentlich schön war.

Seine Anschauung war: ein liebes, nettes Mädchen. Damit war sein Empfinden bisher erschöpft.

Im ganzen Regiment war bisher niemand, der für sie in Betracht kam. Die einen waren verheiratet, die anderen dachten nicht daran, sich zu binden. Er selbst sah der Zukunft ruhig entgegen. Es war natürlich, daß er sich einmal eine Frau nahm, und es wäre ihm lieb gewesen, wenn sie Gerda geglichen hätte.

Das war doch ein ganzer Kerl. Schade, daß ihre Vermögenslage, seine wie die ihre, so wenig günstig war. Der Oberst konnte wohl die Kaution aufbringen, mehr aber kaum, so arg war er durch den Konkurs eines Bankhauses in Verlust geraten. Selbst wenn sie noch so rechneten, konnten sie eben nur eine bescheidene Leutnantsexistenz führen, aber schwerlich bei den Wuthenower Ulanen.

Fünftausend Mark oder besser sechs brauchten sie mehr, als sie zusammen hatten.

Dann hätte man daran denken können. So war es besser, diese Vorstellung erst gar nicht aufkommen zu lassen. Vom Oberleutnant bis zum Rittmeister vergingen noch Jahre.

Hete war auch noch da; auch sie verlangte einmal ihre Mitgift, und wenn man sich vorstellte, daß man selbst wieder Kinder hatte und das bißchen Geld wieder und wieder geteilt werden sollte, so gehörte viel Mut dazu, eine Familie zu gründen.

Aber der Gedanke, daß ein anderer sich für Gerda interessierte, war ebenso peinlich.

Dieser Herr von Röbbeln kam ihm sehr in die Quere. Schon daß sie sich seinetwegen beinah gezankt hatten, war bedenklich.

In den stillen Teich war ein Stein gefallen, der nun seine Kreise zog. Es blieb alles noch an der Oberfläche, aber das gewohnte Gleichgewicht war doch gestört.

Wie das plötzlich auftauchte: Millionen! . . .

Eine Fata Morgana, die sich für ihn selbst immer in Nebel auflösen würde.

* * *

Ein paar Tage später erfuhr er, daß dieser Röbbeln sich eine der schönsten Villen gemietet hatte, und dann kamen die Handwerker und bauten um und statteten aus, und eine in dem stillen Städtchen, wo alles langsam ging, ungewohnte Geschäftigkeit begann, daß die Leute stehenblieben, wenn sie die Umwälzungen anstaunten, die aus dem alten Ding eine funkelnagelneue, ganz moderne Wohnstätte machten.

Das allein schon mußte ein unheimliches Geld kosten. Wenn man bedachte, daß das alles nur auf ein paar Jahre sein konnte, bis er versetzt wurde oder abging, falls der Alte ihn doch einmal brauchte!



Bei dem spielte Geld so gar keine Rolle, trotzdem er darum prozessieren mußte. Ungeniert vertraute er auf die Zukunft.

Und man selbst sah in ein unbestimmtes graues Etwas — eine kleine Garnison, französische oder russische Grenze, wo die in Frage kommenden Wohnungen seltener waren und kein so ausgedehnter Verkehr — wo man so viel Dienst hatte und wieder Dienst.

Das war nicht verlockend.

Aber einen Trost gab es, die Freude an den Pferden. Das war doch etwas, brachte ein wenig Glanz hinein in das Einerlei, bot die Möglichkeit sogar, sich ein Stück Mammon zu erringen. Aber darauf war leider wenig Verlaß, darauf konnte man kein Leben aufbauen.

Am nächsten Sonntag hieß es, in Strausberg in den Sattel steigen. Damit waren gleich allerhand Unkosten verknüpft, denn hinterher konnte man sich nicht drücken. Er hatte auch gar nicht die Absicht, sondern dann saß man zusammen, man nutzte die Anwesenheit in Berlin noch aus, und es hieß ordentlich in den Geldbeutel greifen. Das schadete aber nichts, im Gegenteil, das erfrischte wieder einmal.

Er hatte auf Mister Walters Wunsch Black Head einmal in der Hürdenkoppel von Hoppegarten geritten. Der Hengst hatte in die Umzäunung nicht hineinwollen. Unter Widding tat er es und sprang sämtliche Hürden tadellos, dann hatte er noch ein paar Sprünge auf der Ideabahn bekommen, über die lebenden Hecken, neben denen die dicken Büsche des gelbblühenden Ginsters aufflammten, und eines Morgens war er mit ihm auch auf der Strausberger Bahn gewesen.

Auf der kleinen Waldbahn hatte er es nur mit einer mäßigen Gesellschaft zu tun. Mit der sollte er schon fertig werden. Man konnte gern ein paar Goldstücke auf den eigenen Ritt setzen. Wenn auch nicht viel dabei herauskommen würde, durfte man es sich doch nicht entgehen lassen. Wie in Wuthenow war es gewiß nicht mehr, wo Black Head als krasser Außenseiter ins Rennen ging. Diesmal hatten die Sportzeitungen auf ihn hingewiesen, und er trug das hauptsächlichste Vertrauen. Wenn es viel gab, würde Pari herauskommen. Einen Blauen konnte man aber riskieren, meinte Widding bei sich. —

* * *

Der strahlende Himmel war an diesem Sonntag verschwunden, und grau und winterlich war es. Schneidend pfiff zuweilen der Wind. Man hörte ihn an den Coupéfenstern sausen.

Enggequetscht saßen und standen die Menschen in den überfüllten Abteilen. Bequemer hatte es Widding, der im reservierten Wagen fuhr.

Eine lange Fahrt hinaus nach Strausberg. Sie schien kein Ende nehmen zu wollen. Er saß zwischen zwei fremden Menschen, spielte mit dem Riemen seines Krimstechers oder blätterte zur Abwechslung in seinem Programmheft.

Am Bahnhof stürzte sich alles auf die Wagen, und es war im Augenblick kein Platz mehr. Da ging er die kurze Strecke durch den Wald. Das war nicht weiter schlimm, er hatte Zeit, und man vertrat sich ein wenig die Beine, die man sich steif gesessen hatte. Uniform und Sattel waren schon draußen.

Eigentlich erinnerte die Bahn auf dem Quast ein wenig an die heimische, nur daß sie umbuschter, wellig und voller unangenehmer Kurven war. Das Gelände ungleich, das ging hinauf und hinunter, daß man aufpassen mußte und nur schwer die Pace taxieren konnte, weil ein Gaul bald im Schwung bergab ging, dann sich beim Ansteigen verlangsamte. Das wollte richtig erkannt werden, daß man nicht drauflos stürmte und wieder etwa die Fahrt forcierte, wenn alle gleichmäßig langsamer werden mußten, da man sich sonst leicht um alle Chancen bringen konnte.

Von dem einen Mal, daß er sich die Bahn mit Black ansehen konnte, hatte er nicht viel gehabt. Da hieß es doch im richtigen Rennen liegen, ehe man ein Urteil darüber hatte.

Gut, daß er zuerst auf Yok saß, einem sicheren Springer, der die Bahn schon öfters absolviert hatte, und dem die Hindernisse nichts Neues mehr waren.

Widding ging gleich in den Ankleideraum. Er stieg erst im dritten Rennen in den Sattel, aber war im Handumdrehen umgekleidet.

Jetzt ging ein Hagelschauer nieder, daß alle Menschen sich auf die Tribünen drängten. Ein Schubsen und Stoßen, als ob diese trockenen Eiskörner ihnen wirklich was tun konnten, die nicht einmal von Erbsengröße waren und gleich wieder schmolzen, sobald sie auf den Erdboden fielen. Nur an einigen Stellen blieben sie ein wenig länger liegen.

Wenn einem das gerade ins Gesicht schlug, mitten in voller Fahrt, hieß es aufpassen, daß diese weißen Körner einen selbst und den Gaul nicht irritierten.

Er hatte sich auf die Tribüne begeben, das Glas scharf vor den Augen, denn er sah zum erstenmal ein Rennen hier und wollte beobachten, wie die Sprünge waren.

Graf Balk ritt seine Lona, die damals in Wuthenow so völlig versagt hatte und nicht in Schwung kam, weil sie schlecht vom Start abgesprungen war und dann lustlos hinterherzottelte.

Heute war das anders. Die Stute war auf dem Posten und lag vorn an sicherer Stelle. Balk hatte die Chancen immer in der Hand und spielte mit seinen Gegnern, denen er nach Belieben auf und davon ging.

Im zweiten Rennen brach Zollers aufgeregte Wegwarte weg, jagte wie sinnlos um die Bahn, bis sie endlich über die Barriere sprang und sich die Hinterhand verletzte, daß sie aus dem Rennen gezogen wurde. Nach dreimaligem falschem Start wurde das Feld endlich ganz schlecht entlassen. Es war ein Gänsemarsch, und da die beiden favorisierten Pferde stürzten, war es ein ganz verfehltes Rennen.

Dazu war man nicht herausgekommen, um solch einer Affenkomödie beizuwohnen. Über den Starter wurde weidlich geschimpft.

Jetzt kam das dritte Rennen, und Widding stieg in den Sattel. Er musterte rasch seine fünf Konkurrenten. Die Tiere waren wirklich schlechte Klasse, und es hätte ihn nicht gereizt, eins davon unter sich zu haben, sie sahen alle ziemlich ruppig aus. Er bekam sofort einen Vor-



geschmack von der engen Bahn, denn zwei Pferde drängten und tanzten, und man hatte seine Not, den Startplatz zu behaupten. Aber es gab einen leidlichen Ablauf, und dann brauchte er sich eigentlich kaum um das Rennen zu kümmern.

Yok legte sich neben den Führenden und behielt die ruhige Pace bei, galoppierte langsam bergauf, wurde schneller beim abfallenden Terrain, sprang ruhig und sicher, ohne daß man irgendeine Hilfe zu geben brauchte, und so gewann er mit einer halben Länge, hatte aber das Gefühl, daß er dem Feld auch mit zehn oder zwanzig fortlaufen konnte.

Der Ritt ging eindruckslos vorüber.

Das war ihm sehr lieb, denn so hatte er sich wohl überlegen können, wie er Black Head am vorteilhaftesten steuerte. Die schräge Hecke drüben am Wald schien ihm am bedenklichsten.

Aber die sprang Black tadellos, hatte sich brav an den Start gestellt und ging ebenso ruhig wie vorhin Yok; und genau ebenso hatte Widding das Gefühl, daß er aus seinem Schwarzen ganz etwas anderes herausholen konnte, so daß dieses Rennen für ihn nur ein Spaziergang war. Er hielt den Hengst zurück; es war nicht nötig, daß er das Tempo angab und alle Welt offenkundig sah, wieviel in ihm steckte; er blieb also an zweiter Stelle.

Beim letzten Bogen, kurz vor der schrägen Hecke, wurde er seitlich gedrängt — eine unruhige kleine Stute quetschte sich zwischen ihn und den Ersten. An der Hecke sprang sie schräg, Black Head folgte ihr, sprang gleichfalls schräg, kam ins Stolpern und fiel fünf Längen hinter dem Hindernis.

Der Hengst sprang gleich wieder auf, lief ein paar Schritte und blieb ruhig stehen, während Widding sich halb aufrichtete und ganz verdutzt auf dem Rasen saß.

Er dachte gar nicht daran, ob ihm was passiert sei — er fragte sich nur verwundert, wie das hatte kommen können.

Black Head war schräg gesprungen. Weshalb er aber dann noch gefallen war, verstand Widding nicht. Das war völlig unerwartet. Er hatte einfach nicht aufgepaßt, sonst hätte es nicht geschehen dürfen.

So richtete er sich endlich auf, denn der Mann, der an dem Hindernis stand, kam herbeigelaufen, weil er glaubte, es sei dem Reiter was passiert.

Nein, er war ganz heil, nur schmutzig, und seine Peitsche fand er nicht gleich. Die Mütze hatte er auf dem Kopf behalten. Er ging auf Black Head zu, der sich ruhig beim Zügel fassen ließ, und so gingen sie beide zurück.

„Black Head, was war denn das?“ sagte er leise vor sich hin. „Was machen wir da vor aller Welt für Geschichten? Das war doch höchst unnütz und kostet uns zweitausend M, die uns so gut wie sicher waren. Schade, alter Kerl, schade, daß wir uns so blamiert haben.“

Der Gaul ging ganz brav neben ihm, den Kopf gesenkt, und so im Schritt verließen sie die Bahn.

„Oh, Herr Oberleutnant, das war Pech, aber auch ausgerechnet“, sagte Mister Walters. „Eine ganz sichere Sache. Sie sind angeritten!“

„Ich glaube nicht.“

„Doch! Ich hab es genau gesehen. Aber das müssen Sie doch wissen, ob Sie angeritten sind.“

„Weiß ich nicht. Black Head ist über seine eigenen Beine gestolpert.“

„Nun! Ein andermal.“

„Ja“, lachte Widding. „Diesmal war's freilich nichts. Da muß es schon ein andermal sein.“

Aber es ärgerte ihn doch. Mußte ihm das gleich beim ersten Mal passieren. Und die hundert Mark waren auch futsch, die er auf seinen Ritt hatte setzen lassen. Er hatte sich zu sicher gefühlt. Black Head war eben nicht wie Yok, dem man alles überlassen konnte. Er war beim Schrägsprung schlecht gelandet und so ins Stolpern geraten. Dafür mußte der Reiter aufpassen.

„Ja,“ sagte Balk, als er an ihm vorbeiritt zum nächsten Rennen, „ja, lieber Widding. Das wird Ihnen noch öfter so gehen. Machen Sie sich nichts draus. Ich habe schon hundertmal und öfter so die Erde geküßt. Das bringt das Geschäft so mit sich.“

Der hatte gut lachen. Ihm war nicht danach zumute. Es wurmte ihn, daß er so auf dem Gras gesessen hatte. Das mußte höchst komisch ausgesehen haben. Er hatte eine ganze Weile in der Stellung verharrt. Das war das einzige, was er genau wußte.

Trotz der Sonne, die jetzt durchbrach, fröstelte ihn, und er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, daß man von der Uniform nichts sah, damit niemand ihn erkannte.

Fort konnte er jetzt nicht. Es ging kein Zug, und er mußte eben aushalten, mischte sich unter das Publikum, stieg auf die Tribüne und sah von dort aus, wie Graf Balk einen prächtigen Reitersieg sich erkämpfte.

„Das soll ihm mal einer nachmachen“, hörte er neben sich sagen.

„Ein schneidiger Ritt. — Er ist doch unser Bester.“

Freilich! Daran war nicht zu zweifeln. Deshalb gaben die letzten Trostworte Balks ihm wieder Mut. Es konnte selbst dem Besten jeden Tag passieren, daß er mit dem Pferd stürzte. Dagegen war kein Kraut gewachsen. Er hatte nicht mehr das peinliche Gefühl, daß er sich bis auf die Knochen blamiert hatte und nun einpacken konnte, wie er anfangs meinte.

So schlug er denn auch den Mantelkragen wieder herunter. Wenn ihn die Leute schon erkannten! Er bildete sich das auch wohl nur ein — was schadete es viel. Mochten sie! Das Rennen war längst vergessen. Und er zeigte eine möglichst gleichgültige Miene.

Ein Schneesturm fegte jetzt über die Bahn. Die Pferde, die schon zum Start aufgekantert waren, verschwanden wieder für eine Weile, weil es Unsinn gewesen wäre, sie jetzt laufen zu lassen.

Das Wetter ging ebenso rasch vorüber, wie es gekommen war, und die Pferde konnten abgelassen werden, während noch vereinzelte Flocken fielen. Dann zum Schluß ging der Sturm auf die Wagen los, die wie toll die Chaussee zum Bahnhof jagten, und der erste Zug fuhr noch so zeitig ab, ehe der Hauptschwarm eintraf, daß man behaglich nach Berlin kam.

„Gott bewahre, Widding, Sie bleiben mit uns zusammen“, sagte Graf Balk. „Ihr letzter Zug geht zu



früh, und der erste morgen ein bißchen spät. Aber wir haben Röbbeln bei uns mit seinem Auto. Er ist in Berlin, wir treffen uns; und er hat mir schon einen Platz für Sie angeboten. Ich soll Ihnen das bestellen, wenn Sie wollen. Seien Sie kein Frosch, und kommen Sie mit."

„Ich weiß doch nicht."

„Wir essen zusammen und so weiter."

„Und so weiter — geht nicht. Ich habe nur Uniform mit, sonst freilich!"

„Na, wissen Sie: auch 'ne Idee, am Sonntag! Da muß man immer seinen Frack nachher haben. Jeuen tun Sie nicht? Was?" ...

„Nein, ich lasse es lieber."

„Haben ganz recht. Aber tanzen, Mensch. Es gibt kein besseres Training, sich den Kommißspeck abzutanzen."

„Ja, ich habe gehört, daß Sie ..."

„Die ganze Nacht durch, wenn's sein muß. Wenigstens ist es die amüsantere Art, um schlank zu bleiben."

„Ja, ja, die Sklaven des Gewichts."

„Sie sollen sehen: eines Tages spüren Sie das an sich selber. Mit einem Mal bekommt man Angst — und dann kontrolliert man sich, und die Not beginnt. Wenn man vorher immer gedacht hat, es könne einem gar nicht passieren, daß man schwerer wird, mit einem Mal ist es so weit."

„Wollen Sie denn immer so leicht bleiben?"

„Freilich! Es ist mir ein zu großes Vergnügen, junge Pferde zu reiten. Aus einem alten ausgedienten Steepler, der mindestens 75 Kilo schleppt, und dem womöglich der Elan zum Schluß fehlt, mache ich mir nicht viel. Zum Spazierenreiten bin ich mir zu schade. Also, wenn das heut abend auch nicht viel mit ihnen ist, bis zum letzten Zug bleiben Sie. Sie treffen nur noch Archim und Eiger. Das ist der Kreis, in den Sie hineingehören. Sie zählen jetzt zu uns: also gleich mit 'nem Kopfsprung hinein."

„Ich denke nur dran, mich gelegentlich zu versuchen."

„Das sagen Sie so; aber es wird bald anders sein. Sie müssen das von heute wieder auswetzen."

„Na also! Da sagen Sie selber nun, daß ich mich blamiert habe."

„Nein, ich sage das nicht — aber Sie selber denken so. Hand aufs Herz! Und deshalb sitzen Sie nächsten Sonntag bestimmt wieder im Sattel."

„Vielleicht! Wenn es sich so macht."

„Sehen Sie, Widding, da hat Sie der Teufel schon in den Krallen. Sie wollen Revanche nehmen. Damit fängt es an! Aber es ist gut so. Es soll sogar so sein, sonst hätte man ja kein Herz im Leibe. Also, holen Sie sich so rasch wie möglich Ihren verloren gegangenen Sieg."

„Vorläufig spüre ich einmal Hunger."

„Ich auch, aber ich zähme das Raubtier."

„Ich habe bloß ein bißchen gefrühstückt."

„Was denken Sie, was ich getan habe? Kaum das. Aber an Sonn- und Feiertagen und nach der Arbeit bin ich kein Kostverachter. Ich sage Ihnen ja: Ich habe ein probates Mittel und tanze mir hinterher alles wieder ab. Bis zum Ostermontag muß ich anderthalb Kilo weniger haben, sonst kann ich La Tourelle nicht reiten. Ich bringe es fertig. Sie sollen sehen, und wenn ich weiß Gott was nehmen müßte. Aber für solche Kuren bin ich nicht. Da ist man dann so schlapp, daß der Gaul einen nicht spürt und nicht reagiert. Keine Gewaltmittel."

„Pfui Deubel! Sie wollen einem den Appetit verekeln?"

„Keineswegs."

„Aber Sie tun es. Seit meiner Kindheit habe ich nicht dran glauben müssen. Fürchterlicher Gedanke: Einnehmen!" ...

„Das bringt das Metier so mit sich. Es sind eine Menge wenig appetitlicher Sachen dabei im Spiel. Und jeder muß das am eigenen Leibe durchmachen. Das ist gesünder, als wenn man am Gängelband geführt wird."

Der Zug hielt am Bahnhof Friedrichstraße, wo sie ausstiegen.

„Kommen Sie mit auf meine Bude. Ich habe noch immer eine hier. Das ist mir bequemer. Da können Sie sich ein bißchen ausruhen und frisch machen, während ich mich umziehe. Dann wollen wir losbummeln, wenn es mit Ihnen auch nicht weit führt. Ein andermal holen wir das nach."

„Ist es weit?"

„Keine Spur, nur ein paar Schritte. Aber Sie brauchen das den andern nicht zu verraten."

„Wie sollte ich?"

„Wissen Sie, da kommt sonst alle Augenblicke einer und quält, daß man ihm aus Gefälligkeit sein kleines Home zur Verfügung stellen möchte. Daß Sie nicht so

sind, weiß ich. Sie sind mit vom Bau, und da ist das 'ne andre Chose. Sonst will man sich nicht gern in die Karten gucken lassen. So, da sind wir, bitte, gehn Sie zu. Eine Treppe ist es nur."

Damit schob er Widding freundschaftlich in den Hausflur, dessen Tor er mit seinem Drücker geöffnet hatte.

Es waren zwei hübsche Zimmer mit Bad und Dienerstube, Wohn- und Schlafzimmer, mit orientalischen Teppichen und all seinen Rennpreisen vollgestopft, so daß es einen gar bunten Eindruck machte, aber alles war wohl abgetönt und stimmte in den Farben zusammen. Ein wenig zu üppig und paßte im Stil nicht recht zu der überschlanken Figur des Grafen; aber wenn man ihn sah, wie er jetzt zwischen den Kissen saß und seinem Gast Schnaps und eine Zigarette anbot, befremdete es nicht weiter.

Graf Balk konnte sich jeden Luxus leisten, aber er blieb bescheiden. Seine Lebensführung in der Garnison unterschied sich in nichts von der seiner Kameraden. In Berlin freilich sollte er manchmal anders auftreten, da spielte Geld keine Rolle. Er selbst hatte große Besitzungen in Schlesien und galt außerdem als einstiger Erbe seines Onkels Roderich Balk, dessen Vermögen Millionen zählte. Er brauchte sich also keine Sorgen um die Zukunft zu machen.

Er war im allgemeinen ein sparsamer Haushalter und hatte nur immer vier oder fünf Pferde, mit denen er kleine Expeditionen machte. Seltsam, daß ihm alle fremden Pferde mehr Glück brachten als die eigenen, die, wenigstens um Berlin herum, oft versagten. Aber das irritierte ihn nicht, er war restlos glücklich, wenn er seine dünnen Beine anziehen konnte und fast auf dem Hals des Pferdes kniete, als ob er jeden Augenblick über den Kopf weg vornüber schießen würde.

Widding sah sich um. Eine Fülle von Photographien hingen und standen zwischen den silbernen Humpen und Pokalen herum, hübsche und weniger hübsche Frauen, wild durcheinander.

„Ach, Sie sehen sich das an? Ja, das ist so eine Art Erinnerungsharem. Manche hat man gar nicht gekannt, andere wieder zu genau. Alles Vergangenheit! Aus der Gegenwart ist nichts dazwischen."

„Hat das einen Grund?"

„Freilich! Das ist hier so eine Art Schädelstätte, der Erinnerung geweiht; vor allem deshalb hier aufgehängt, daß man nicht vergißt, wie dumm man gewesen, ein stetes Memento mori. Warnungzeichen, die man aber bei voller Fahrt doch nicht beobachtet. Das ist das Komische, daß man durch Schaden durchaus nicht klug wird, wie das Sprichwort sagt. Überhaupt: Sprichwörter lügen so entsetzlich. Man müßte sie alle auf neu bearbeiten, wenn sie ihren Wert nicht ganz verlieren sollen."

„Das wäre ja mal eine Arbeit für Ihre Mußestunden in künftiger Zeit."

„Ja! So als Mummelgreis, als Schloß- und Ahnherr. Nee, lieber ein jähes Ende auf dem grünen Rasen. Wissen Sie, am sichersten reitet man, wenn man sich aus seinen Knochen gar nichts macht, wenn man mit Tod und Leben spielt. Ich habe mal solch eine Zeit gehabt. Da kam Sieg auf Sieg. Damals habe ich alle Rekorde geschlagen. Es war wie verhext. Ich dachte, es müsse ein Ende nehmen, müsse mal schlecht ausgehen, aber die Gäule schienen zu spüren, daß ich fast den Teufel im Leibe hatte, und es passierte mir n i c h t s, rein gar nichts."

„Das war vor zwei Jahren?"

„Ja, d a war es! Wie verhext ging es zu; hinterher wurde ich ruhiger und glaubte mich gefeit, da wurde ich gleich ein paarmal ganz unerwartet geschlagen und habe mir drei Rippen gebrochen und dann auch den linken Arm."

„Ich entsinne mich", sagte Widding.

Er wußte genau, wann jene Zeit gewesen war, als Balk im Winter Vortänzer bei Hof gewesen. Man munkelte, daß eine Prinzessin sich in den Grafen Balk verliebt hatte. Der alte Herr hätte vielleicht eingewilligt, um dem Glück der Tochter nicht im Wege zu stehen, aber die Mutter hatte sich dagegen gewehrt. Die Prinzessin durfte auf kein Rennen mehr, und Graf Balk wurde plötzlich von Wuthenow an die Grenze versetzt, unter Gründen, die ganz anders lauteten und nur dazu dienen sollten, den Leuten Sand in die Augen zu streuen.

Es sollte eine ernste Liebe gewesen sein, die die beiden erfaßt hatte. Aber es war ganz aussichtslos, und sie hatten sich auch keinerlei Hoffnungen gemacht.

Es wurde erzählt, daß der Vater der Prinzessin eine lange und ernste Unterredung mit dem Grafen Balk gehabt habe und seine Machtlosigkeit eingestanden hatte, daß er gegen die Tradition sich nicht auflehnen könne. Wir lebten ja nicht in Österreich. Ihm seien nun mal die Hände gebunden, und die hohe Frau war noch nie so energisch gewesen. Für die Tochter hatte sie ganz andere Pläne. Sie hatte auch gegen seine ganze Lebensführung was einzuwenden gehabt. Alles mögliche Schlimme hatte man ihr zugetragen, wie er die Nächte hinbringe. Das war sehr böse. Wenn man die Frauen nicht auf seiner Seite hatte, die sonst immer auf der Gefühlseite standen, war das eben ganz aussichtslos.

Und ganz bewegt waren sie geschieden, und Balk hatte das Versprechen gegeben, die Prinzessin nicht wiederzusehen; und er hatte sich versetzen lassen und war nicht mit einem Wort den unsinnigen Gerüchten entgegengetreten, die über ihn und die Gründe seiner Versetzung im Gange waren.

Seitdem hatte er skeptische Anwandlungen; zuweilen war er melancholisch — aber man respektierte das, obgleich man es mehr auf sein Bummelleben zurückführte, in das er von Zeit zu Zeit wieder verfiel — wie die Gutgesinnten meinten, um sich zu betäuben, nach Meinung der andern, weil er nicht anders konnte.

Er hatte keine Lust, als Trauerkloß durch die Welt zu laufen. Er hatte es nie für möglich gehalten, daß seine Wünsche sich je verwirklichen könnten; aber gespielt hatte er mit der Möglichkeit, in der sicheren Annahme, daß er dieses Spiel, wie schon so manches in seinem Leben, verlieren würde.

Mit keinem Menschen hatte er je darüber gesprochen, er wußte auch gar nicht, wieviel die andern erfahren haben mochten. Er ging seine Wege für sich! Und dabei drängten sich die Leute an ihn heran. Mit seiner über-



schlanken Figur und der nachlässigen Haltung fiel er auf, er posierte ein wenig mit Blasiertheit, aber in der Intimität ließ er sich gern gehen; und so lernte Widding ihn erst heute recht kennen. Er war einer jener wenigen, mit denen man sich befreunden konnte. —

Als sie später gemütlich in einem großen Restaurant beim Wein saßen, Widding allein in Uniform, lernte er den Grafen von einer neuen Seite kennen, als amüsanten Plauderer. Er erzählte von sich und seinen ersten Anfängen als Reiter, mit wieviel Widerwärtigkeiten er zu kämpfen gehabt hatte, bis ihm endlich der erste bescheidene Erfolg zufiel.

„Ja, lieber Widding, mir ist es nicht so leicht geworden wie Ihnen, der gleich beim ersten Mal, beim Debüt, so vom Erfolg begünstigt worden ist. Sie können freilich lachen."

„Na, und heute?"

„Großartig! An zwei Renntagen bei vier Rennen drei Siege herausreiten, und da wollen Sie noch maulen? . . . Ich bin schon dreimal in den Sattel gestiegen und habe erst e i n e n Sieg. Es hätte nichts gefehlt, und Ihre ersten vier Ritte wären a l l e vier erfolgreich geworden. Aber der Himmel sorgt dafür, daß man nicht allzu übermütig wird; deshalb haben Sie rasch zur Ernüchterung einen kleinen Klaps auf den Schädel bekommen."

„Hab's auch gespürt, wenn auch mehr moralisch."

„Werden's auch noch am eigenen Leib zu spüren kriegen. Prosit!"

Als Widding sich losriß, um seinen letzten Zug zu erreichen, tat es ihm leid, daß die Uniform ihn nach Haus zwang; aber es ging nicht anders, am andern Morgen mußte er früh auf dem Posten sein.

Lieb war ihm nur, daß er Röbbelns Anerbieten, in seinem Auto zu fahren, nicht anzunehmen brauchte. Der war im letzten Augenblick zu ihnen gestoßen, als Widding schon aufbrechen mußte.

Wie Balk eine Nacht durchzusumpfen, hatte er noch nicht gelernt, um am andern Morgen frisch zu sein wie einer, der sich neun Stunden in den Federn herumgewälzt hatte.

Vielleicht war auch d a s Übung und konnte gelernt werden. Heute hätte er es nicht können. Deshalb war es besser so, daß ihm definitiv die Gelegenheit abgeschnitten war.

(Fortsetzung folgt.)

o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱o✱

Die Unsichtbaren.

Theaterplauderei von R o b e r t W a ch.

Premiere! — Der letzte Akt ist zu Ende! — Und nun setzt der Beifall ein.

Die Schauspieler treten dankend vor den Vorhang.

„Dichter!" — „Dichter!" rufen verschiedene Stimmen aus dem Publikum. Und der Dichter erscheint, von stürmischem Jubel begrüßt, der sich steigert, wenn der blasse Mann im schwarzen Rock da oben neben den Schauspielern sich recht ungeschickt und linkisch benimmt.

Immer wieder muß der Glückstrahlende Hand in Hand mit den Schauspielern heraus.

Doch das Publikum ist heute in seiner Gebelaune noch nicht zufrieden.

„Regisseur!" rufen einige. Andere: „Direktor!" — Und auch die erscheinen. Nehmen huldvoll den Dank der Menge entgegen.

Bis die unten endlich müde werden, der Zuschauerraum sich allmählich leert und der eiserne Vorhang knarrend und rasselnd aller Herrlichkeit ein Ende macht. —

Doch noch lange zittert bei den Zuschauern der Eindruck der Vorstellung nach.

Am Abend in den Restaurants, in der Familie, an den nächsten Tagen unter Bekannten, in Gesellschaften spricht man von ihr. Von den Schauspielern, von dem Dichter. Von der glanzvollen Regie.

Lobt und kritisiert.

Nur von denen spricht man nicht, die doch auch an dem guten Gelingen ihr Teil beigetragen, vielleicht ihre ganzen Kräfte dafür eingesetzt haben. Deren Wirken und Schaffen jedoch den Augen der Zuschauer verborgen geblieben ist. Von den Unsichtbaren. Die das Dunkel der Kulissen verbirgt.

Und von denen will ich heute sprechen.

Ruhmlos und still ist ihre Arbeit. Auch die eingehendste Kritik erwähnt ihrer nicht.

Der Laie weiß kaum etwas von ihnen. — Und doch ruht ein großer Teil des Bühnenerfolges auf ihren Schultern. Auch der Regisseur gehört zu ihnen. Doch steht wenigstens oben auf dem Zettel sein Name verzeichnet. Und der nicht ganz Ahnungslose hat ungefähr so eine Vorstellung von seiner schweren, oft recht undankbaren Tätigkeit. — Und auch einen andern kennt man noch. Der in dem kleinen, gewölbten Kasten vorn hinter der Rampe haust. Den Unterirdischen. Den Souffleur. Denn wenn er auch unsichtbar, so soll es doch vorkommen, daß er mitunter nicht ganz unhörbar ist. — Doch so viele gibt es noch, von denen der Fernstehende fast nichts weiß, deren Existenz er nicht einmal ahnt. —

Da ist zunächst der Inspizient. (Régisseur de la scène, sagt anerkennender der Franzose.) Man macht sich kaum eine Vorstellung, was dieser Mann alles zu tun hat. In welchem Maß von seiner Aufmerksamkeit das Wohl und Wehe eines Theaterabends abhängt. Er hat dafür zu sorgen, daß jeder Schauspieler rechtzeitig auftritt. Und das ist oft nicht so leicht. Denn besonders bei Wiederholungen verlassen sich die Mitwirkenden ganz auf ihn. Sie bleiben in ihren Garderoben, bis er ihnen das elektrische Klingelzeichen gibt. Oder plaudern im Konversationzimmer. Und da geschieht es denn nicht selten, daß sie die mahnende Glocke überhören. Dann muß der Inspizient eilig herbeilaufen und sie holen. —

Dann hat er dafür zu sorgen, daß alle die notwendigen „Geräusche" hinter der Szene aufs Stichwort kommen. Er muß das Zeichen für Donner und Blitz geben. Muß das „Volksgemurmel" dirigieren. Muß Pistolenschüsse abfeuern lassen. Den Bühnenmusikern hinter der

Szene muß er genau angeben, wann Trompetenstöße und Trommelwirbel ertönen sollen. Er muß darauf achten, daß der Wind zur rechten Zeit heult. Der Regen rauscht. Und haarscharf, aufs Stichwort, auf die Sekunde muß alles das kommen. Sonst stockt die ganze Vorstellung. Und das Gespenst der Lächerlichkeit schwebt über die Bühne. —

Ein Beispiel:

Hinter der Bühne hat auf ein gegebenes Stichwort ein Schuß zu fallen.

Dieser Schuß gibt dem Stück eine ganz neue Wendung. Kündet die Katastrophe an. — „Horch, ein Schuß!" Das hat der Schauspieler auf der Szene zu sagen. Angstvoll. Mit zitternder Stimme. — Das Stichwort fällt. Doch der Schuß kommt nicht. Der Schauspieler wartet. Umsonst. Und der Schuß muß kommen. Sonst ist das Stück aus. — Und der Schauspieler muß sich selber zu helfen suchen.

Er muß das Publikum überzeugen, daß der Schuß gefallen ist. Daß er ihn wenigstens gehört hat. Und so sagt er angstvoll, mit zitternder Stimme: „Horch, ein Schuß!" Und kaum ist es ausgesprochen, so ertönt er wirklich hinter der Szene verspätet: Bumm! — Das Publikum lacht! Die Stimmung ist hin. Das Stück ist — wie der Theaterausdruck lautet — geschmissen! —

Der Inspizient hat ferner dafür zu sorgen, daß die notwendigen Requisiten an Ort und Stelle sind, hat die Statisten zu drillen, daß sie zur rechten Zeit begeistert: „Heil Cäsar!" oder: „Es lebe der Kaiser!" rufen.

Er hat für Ruhe und Ordnung hinter den Kulissen zu sorgen, darauf zu achten, daß niemand zu laut spricht oder zu laut auftritt, kein Ueberufener sich hinter der Bühne aufhält. — Überall muß der Inspizient seine Augen und Ohren haben. Und wenn am Abend alles gut gegangen, die Vorstellung einen großen Erfolg errungen, Darsteller, Dichter und Regisseur Lorbeeren und Ehren geerntet haben, der Inspizient geht leer aus. Er erhält kaum einen flüchtigen Dank. Aber alle Donnerwetter der Erde hageln auf ihn nieder, wenn er etwas versehen oder unterlassen hat. — Und dabei ist seine Besoldung eine recht kärgliche. Der kleinste Chargenspieler steht sich meist besser als er.

Eine überaus wichtige Persönlichkeit ist auch der Maschineriedirektor. (Oder Maschinenmeister, wie er auch genannt wird.) An größeren Bühnen ist er heute meist ein Mann mit akademischer Bildung, ein Ingenieur. Denn das moderne Theater ist technisch ein Großbetrieb. Weit mehr als zu Goethes Zeiten werden heute „Prospekte und Maschinen" nicht geschont.

Ihm untersteht die gesamte technische Leitung der Bühne, der Dekorationen, der Maschinerien. Ein Heer von Handwerkern und Arbeitern ist ihm unterstellt. Da sind: Theatermeister, Schnürmeister, Versenkungsmeister, Tischler, Schreiner, Drechsler, Monteure, Heizer, Tapezierer, Theaterarbeiter, Theatermaler, Farbenreiber und andere. Allen diesen Leuten hat er ihre Arbeit anzuweisen, die Tag und Nacht nicht ruht. Denn ein modernes großes Theater hat seine eigene Schreinerei, Tischlerei, seinen Malersaal, seine eigene Licht- und Heizungsanlage. Viele, viele Hände sind ununterbrochen am Werk, um den Erfolg eines Theaterabends zu ermöglichen. Doch der Zuschauer sieht nur die Gesamtwirkung ihrer mühevollen Tätigkeit, das Schaffen des einzelnen bleibt unsichtbar.

Da ist ferner der Beleuchtungsinspektor. Abends, während der Vorstellung, steht er vor einem mächtigen Brett mit vielen, vielen Hebeln. Da läßt er, ein moderner Zeus, Sonne, Mond und Sterne auf- und untergehen. Zaubert zarte Abendstimmungen und poesiedurchhauchte Mondscheinnächte hervor. Läßt Blitze zucken und Wolken jagen. Und ihm unterstehen wieder zahlreiche „Beleuchter", die mit ihren Reflektoren im Dunkel der Seitenkulissen oder hoch oben auf den Galerien hocken. —

Dann ist der „Requisiteur". Der haust in einer dunklen Kammer, die, im wahrsten Sinn des Wortes, von „Urväter Hausrat" vollgestopft ist. Hausrat aus allen Jahrhunderten. Er muß auch „Cacheur" sein. Er muß aus Pappe alle möglichen leckeren Dinge formen können, wie schön knusprig gebratene Gänse, Hühner, Enten, die dann auf der Bühne bei prächtigen Diners auf der Tafel prangen. — Zu den „Unsichtbaren" gehört auch der Friseur. Er hat den Darstellern die Perücken herzurichten und ihnen die Bärte zu kleben. (Jedoch nicht sie zu schminken, wie das vielfach vom Publikum geglaubt wird. Das besorgt jeder Darsteller selber.) Ferner der Obergarderobier und die Obergarderobiere mit ihren zahlreichen männlichen und weiblichen Untergebenen. Sie sind am Tag in der Theaterschneiderei tätig, in der die historischen Kostüme fertiggestellt werden, und am Abend haben sie die Darsteller anzukleiden. — Sie sind es, die mit den ausübenden Künstlern am nächsten in Berührung kommen, ihre kleinen Schwächen kennen, ihre Leiden und Freuden.

Der Dienst, den alle diese Leute haben, ist durchaus kein leichter. Und ihre Bezahlung ist im Verhältnis zu den geforderten Leistungen recht gering. Weit geringer, als sie ihre Fachkollegen in anderen Wirtschaftsbetrieben erhalten. Und doch bleiben die meisten beim „Theater".

Hängen an ihr mit der gleichen Liebe, wie der ausübende „Künstler". Zwei besonders markante Fälle sind mir da im Gedächtnis. In einer kleinen märkischen Stadt traf ich einst einen Theaterfriseur. Der Mann hatte das bestgehende Ladengeschäft, war Hausbesitzer, Stadtverordneter — ein wohlsituierter, angesehener Bürger. Und doch ließ er sich seinen Friseurposten an dem primitiven Stadttheater nicht nehmen. Brannte jeden Abend den Herren Komödianten die Haare und klebte ihnen die Bärte. Die Bezahlung, die er dafür erhielt, wird sicher nur ganz minimal gewesen sein; er erhielt sie meist auch wohl nur „versprochen". — Und abends nach der Vorstellung sammelte er gern die Mimen in der Kneipe um sich herum und hielt sie frei. Das war sicher auf die Dauer recht kostspielig, denn es waren recht durstige Kehlen darunter. —

Und an den alten Garderobier Pepifax muß ich denken. (Pepifax hatten die Mimen ihn seiner kleinen Körperfigur wegen getauft.) Der machte plötzlich eine ansehnliche Erbschaft, die ihn instand setzte, eine behagliche Existenz zu führen, ohne weiterhin arbeiten zu müssen. Er legte auch a tempo seinen Posten nieder. — Doch nur wenige Wochen hielt er es aus. Dann erschien er plötzlich wieder in der Garderobe, zog die Schauspieler an und ließ sich geduldig anschnauzen, ganz wie früher. Er hatte ohne Theaterluft nicht leben können. — Ja, der Kulissenzauber! — Auch die „Unsichtbaren" schlägt er in seinen Bann! —

Das andere Montmartre.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Das andere? Jawohl, es gibt ein anderes, das freilich, rein topographisch genommen, genau das gleiche ist. Nur haben Sie keine Ahnung davon, weil Sie Ihre Zeit in Paris nicht richtig anwenden. Sie haben sooft gehört und gelesen, daß Montmartre der Hauptsitz der übermütigen Bohème, die Hochschule echt gallischer Fröhlichkeit, der Tummelplatz erotischer Ungeniertheit und parodistischer Künstlerlaune sei. Dieses Schauspiel mußten Sie natürlich auch genießen. Und daher sind Sie wie so viele Tausende vor und nach Ihnen gleich nach Ihrer Ankunft durch die von gerissenen Spekulanten mit falschem Ateliérkram ausgestatteten Nachtlokale da droben gewandert, in denen ein paar leichtgeschürzte Figurantinnen die Lebenslust, ein paar zu Malern frisierte Kellner die Kunst und ein paar heisere Bänkelsänger für das Abendbrot die Poesie markieren. Und dann krochen Sie wieder in Ihr Auto, todmüde, aber mit dem Gefühl, nun ebenfalls Montmartre kennen gelernt zu haben. — Da dieses Gefühl Sie zu beglücken scheint, will ich es Ihnen nicht trüben. Indes wenn Sie vorher mich gefragt hätten, würden Sie auch das andere Montmartre, das wirkliche, viel besser kennen. Ich hätte Ihnen vor allem geraten, sich diese Gefilde einmal erst bei Tage anzusehen. Da hätten Sie sofort gemerkt, daß Montmartre nicht bloß eine Art Vogelwiese mit snobistisch aufgestutzten Fremdenfallen für bessergestellte amerikanische und europäische Brasilianer ist, sondern eine alte Siedelung, die sich sogar ihre Eigenart erstaunlich gut bewahrt und dem modernen Fortschritt, dem modernen Verkehr und selbst der modernen Reinlichkeit tapfer widerstanden hat. Alle diese modernen Errungenschaften reichen just bis zur Hälfte des Weges, bis zu den Punkten, die der von der Reklame irregeleitete Vergnügungzügler auch noch erreicht. Bis dahin klingelt die Elektrische, bis



Restaurant zum Kuckuck.



Der „Lapin Agile“ in der Rue St.-Vincent.

dahin rollt die Untergrundbahn, und blendende Glühlichtlampen streuen ihr Licht von hohen Masten auf ein weltstädtisches Gewimmel. Aber ganz hart an dieser Grenze beginnt ohne Uebergang die entlegenste Provinz.

Man traut in der Tat seinen Augen nicht, wenn man über das sehr fragmentarische Pflaster dieser kleinen, engen, gewundenen, fortwährend um die Ecke biegenden, zumeist steil aufsteigenden Gäßchen, zwischen den niedrigen, windschiefen Häusern, den vorsintflutlichen Kramläden und halbmorschen Bretterzäunen hinschlendert, und hätte man nicht vor kaum einer halben Stunde selber zur Vendomesäule oder zur Großen Oper hinaufgestarrt, dann würde man es keinem Menschen glauben, daß man sich wirklich noch im Weichbild von Paris, im 18. oder im 19. Arrondissement bewegt. Und die friedlichen Bewohner, die zur



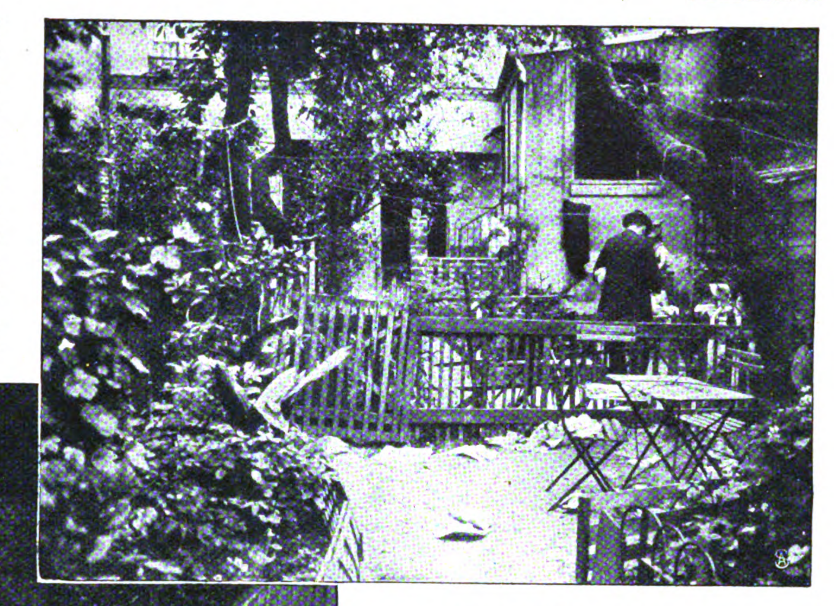
Eine Malschule im Freien.

Abendzeit in Hemdärmeln und Pantoffeln den Spielen ihrer Kinder unter freiem Himmel zusehen (Abb. S. 1698), würden einem diesen Zweifel kaum benehmen. So ungezwungen ländlich-sittlich läßt man sich nur tief drinnen in der Provinz gehen. Darum zögert auch Monsieur Dalechamp, der bekannteste Althändler von Montmartre, keinen Augenblick und schert im Nebenamt auf offener Straße seinem Jungen den Kopf (Abb. nebenst.).

Das Schaufenster des Citoyen Dalechamp verrät uns, daß er auch stark „in Kunst macht“. Er versorgt sich allerdings nicht auf den großen Versteigerungen, wo die Millionen um die Velasquez und die Raffael nur so herumfliegen, doch dafür ist er die Vorsehung so manches flaumbärtigen Zukunftsraffael geworden, dem er in der Klemme rasch irgendeinen „Kitsch“ (im französischen Atelierjargon sagt man „croûte“) abgekauft oder christlich belehnt hat. An solchen Zukunftsgenies fehlt es in Montmartre nicht und noch weniger an Motiven für den Kitsch, denn alle paar Schritte stößt man auf einen malerischen Anblick. Der „Moulin de la Galette“ zum Beispiel (Abb. S. 1697), die einzige und letzte der Windmühlen, die einst auf diesem Berg die Flügel drehten, kann anspruchslosen Gemütern fast eine Reise nach Holland ersetzen, und Straßen wie — aufs Geratewohl einige aus vielen — die Rue Cortot (Abb. S. 1697), die Rue Saint-Vincent, die Rue de la Barre

Herr Dalechamp als Friseur.

mit der dahinter aufragenden Kuppel der neuen Herz-Jesu-Basilika (Abbildung S. 1698), dürften sich ohne große Ueberhebung für Veduten aus einer eingeschlafenen italienischen Kleinstadt ausgeben. Und gar erst in der über hundert ausgetretene Stufen sich niederschlängelnden Rue de l'Abreuvoir mit ihren rosenrot, hellgelb oder himmelblau getünchten, da und dort von Kletterpflanzen grün betupften Häusern, da ist die Vortäuschung des Südens

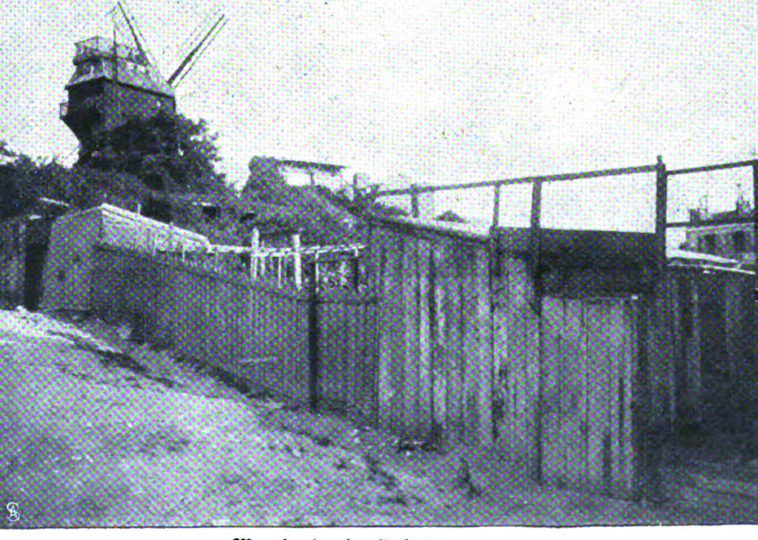


Ein Hofgärtchen in Montmartre.

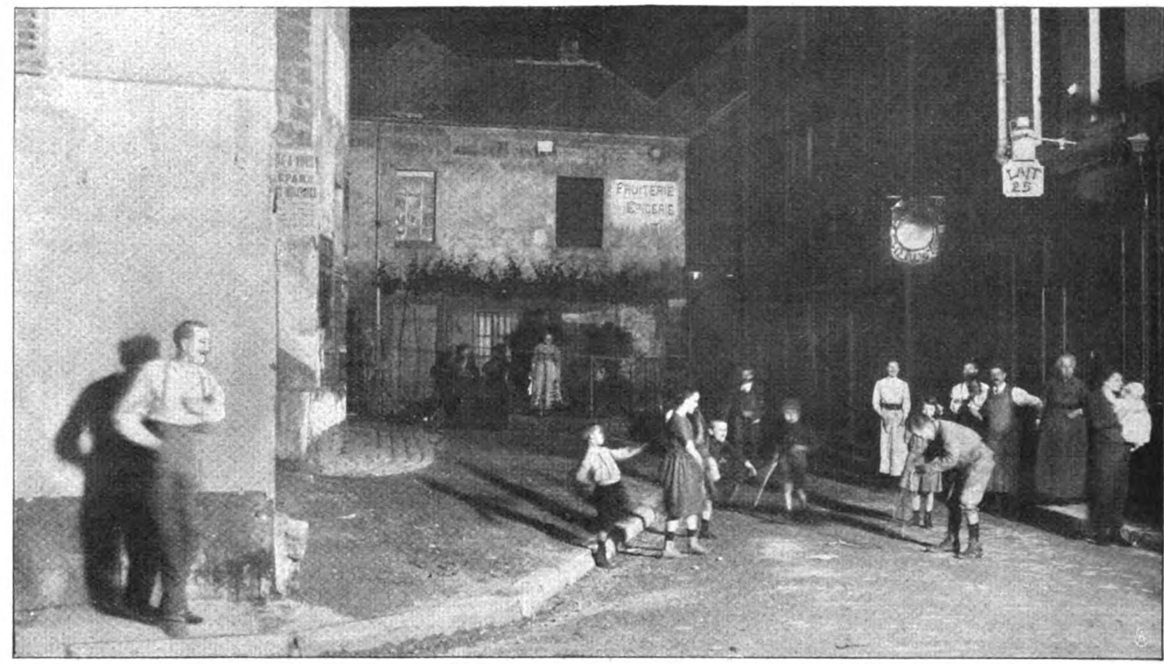


Die Rue Cortot bei Nacht.

vollständig. Hier trifft man noch immer mehr und minder langhaarige Pinselfritzen, die auf ihren Klappstühlchen vor der Staffelei sitzen und einen Vorschuß auf ihre Unsterblichkeit nehmen. Und auf dem Platz, auf den diese Straße mündet, und der die Perspektive nach unten hat, ist, solange die Sonne scheint, stets eine Malschule im Freien aufgeschlagen (Abb. S. 1696). — Vor hundert Jahren noch standen der Moulin de la Galette und die andern Windmühlen mitten in den Feldern, deren Korn sie mahlten. Das Korn wogt nicht mehr da droben, von den Feldwegen aber ziehen sich noch manche an den verbröckelnden hohen Mauern hin, hinter denen große Gärten feierlich verwildern. Wer sollte sie auch hegen und pflegen? Montmartre ist längst kein Villenort mehr wie in den Tagen des Hector Berlioz, des Tönerüttlers, dem es nur wohl wurde, wenn er sich in die Einsamkeit seines Landhauses (Abb. S. 1698) einspinnen konnte. Heute wuchert ein kleiner Urwald um dieses Haus wie um so manche verfallende Besitzung auf diesem „Buckel von Paris“. Niemand macht diesen einst so wohnlichen Stätten den Bo-



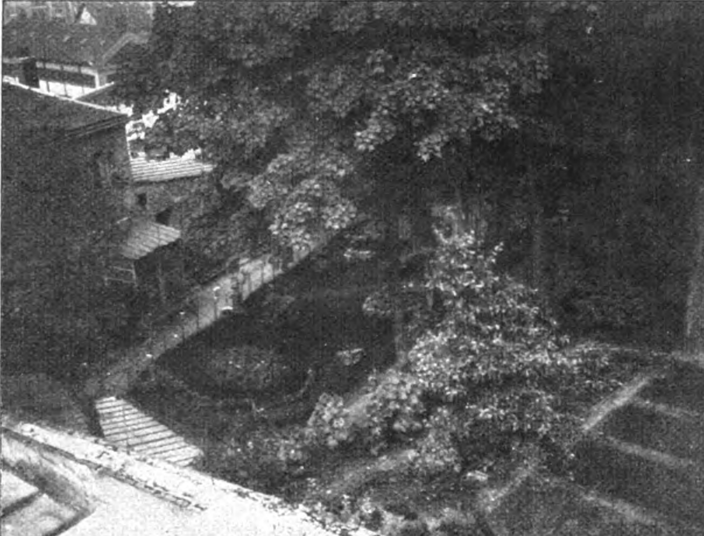
Moulin de la Galette.





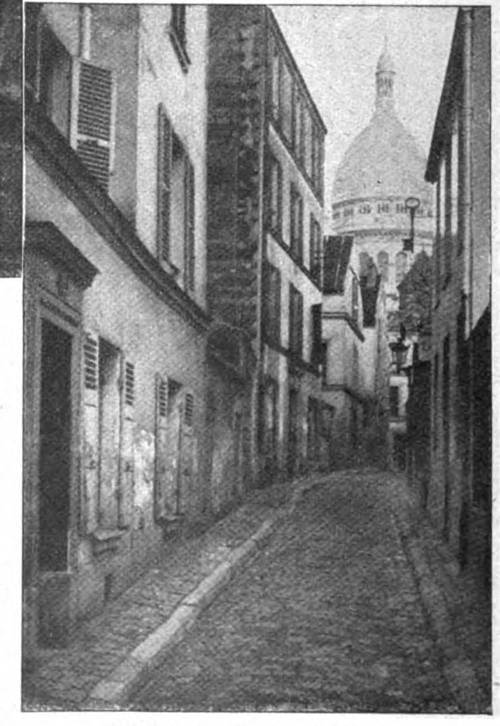
Abend in der Rue de Norvins.

Dieses Provinznest hätte ich Ihnen nun gezeigt, wenn Sie mich vorher um Rat gefragt hätten, anstatt gleich auf den Genuß im „Moulin Rouge“, der „Toten Ratte“ und einschlägigen faulen Zauber hereinzufallen. Ihr Auto hätten Sie freilich drunten lassen müssen, denn durch dieses Winkelwerk hätte es sich nie durch-



Haus und Garten von Hector Berlioz.

den streitig. Paris ist seither um das Doppelte gewachsen, aber es hat sich, dem Naturgesetz des geringsten Kraftaufwands gehorchend, nach allen Himmelsrichtungen in die Ebene ringsum ausgedehnt und den Berg vernachlässigt, der sich so wenig zum Ausschlachten von Grundstücken eignete und dem Verkehr seine steilen Wände trotzig entgegenstemmt. Vor den Launen dieses Terrains duckte sich bisher selbst die verwegenste Bauspekulation. Nur an der Seite, wo es sanfter abfällt, wagt sie sich mit ihren Spitzhacken heran und kleckst hohe Mietkasernen mit protzigen Bierhallen und aller dazu gehörigen Groschenkultur hin. Das Zerstörungswerk geht aber nur ganz langsam vor sich, die Höhe wird es nie erklimmen, und die Leute von Montmartre werden sich lange noch ihres stillen Provinznestes erfreuen dürfen, worin sich in jedem Hof ein paar Bäume krümmen und vor oder hinter jeder Hütte wenigstens eine Handbreit Grün lagert, zu dem der Dunst und der Lärm der großen Stadt (Abb. S. 1697) nicht hinausdringen.



Blick in die Rue de la Barre.

geschlagen, aber um so besser hätte Ihnen dann, nachdem Sie sich müde geklettert, das Diner im Restaurant zum Kuckuck geschmeckt (Abb. S. 1695). Es hat zwar schon viel von seiner Schlichtheit, Ursprünglichkeit und Lokalfarbe eingebüßt, seitdem die Basilika auf dem Platz vollendet ist und die Drahtseilbahn so viele geputzte Herren und Damen vom Boulevard hinaufschleppt; aber man sitzt immerhin im Freien, man hat unterwegs allerlei putzige Eindrücke eingesackt, und wenn man sich ein bißchen den Hals ausreckt, kann man sehen, wie tief drunten die Seine durch eine endlose Welt von Dächern läuft, aus der sich der Eiffelturm größenwahnsinnig zum Himmel schwingt.

Uebrigens würde uns niemand hindern, nach dem Diner im Kuckuck auch den „Lapin Agile" in der Rue St.-Vincent aufzusuchen (Abb. S. 1695), um dort nach französischer Sitte unser Gläschen Kognak in die Kaffeetasse zu schütten. Warum dieses Haus das bewegliche Kaninchen heißt, das ist eine der zahllosen Geschichten, die an dieser uralten Kneipe wie Spinngewebe hängen, und wenn ich da einmal ins Erzählen geriete, fände ich kein Ende.

Es ist aber auch viel vernünftiger, wir lassen das Schwatzen sein und gucken uns lieber in dieser Herberge, dem wirklichen Kabarett des wirklichen, des „andern" Montmartre, um, dessen Wände Besnard, Willette, Picasso, Vollon und viele andere ehemalige und heutige Stammgäste mit Erinnerungen bedeckt haben, und durch dessen Räume der ungebundene, zigeunerhafte Künstlergeist flackert, den man Ihnen drunten für Ihr gutes Geld bloß vorgegaukelt hat. Aber sagen Sie's nicht weiter. Sonst rutschen die Brasilianer auch noch da hinauf, und dann ist es mit der ganzen schönen Gemütlichkeit wieder zu Ende.

Ein Bummel durch Java.

Von Robert Saudek. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Ganz nahe an der großen ostasiatischen Touristenstraße liegt ein Wunderland. Aber die Herren des Landes sind keine Engländer. Deshalb strömt das Heer der Fremden an dem Tor, das zu einem Paradies führt, vorbei nach Britisch-Indien, Siam, den Häfen Chinas und Japans und vergißt oder weiß vielleicht gar nicht, daß die schönsten Flecken Erde östlich von Suez im niederländisch-indischen Reich liegen. Und dennoch kann man mit aller Annehmlichkeit und Bequemlichkeit und unter einem vollendeten Komfort auf den Dampfern des Norddeutschen Lloyd bis zu einem Punkt reisen, von wo man in knapp zweitägiger Reise nach Batavia gelangt.

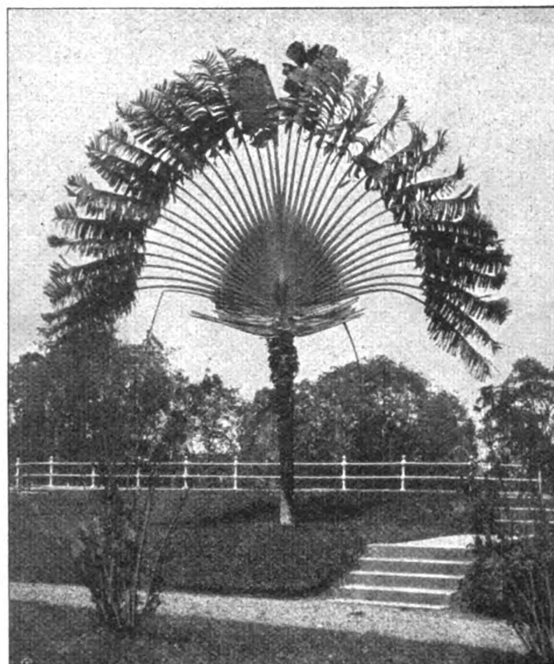
Die Weißen, denen man auf Java begegnet, sind Holländer, Amerikaner und Australier, fast nie Deutsche. Dieses Zauberland, das die deutsche Empfindungswelt besonders innig erregen müßte, ist für uns noch unentdeckt.

Kaum haben wir unsern Fuß auf indischen Boden gesetzt, da schwindet auch schon jedes Wertmaß der Zeit in uns und um uns. Vergangenheit und Zukunft entrücken, und wir leben nur noch dem Augenblick. Wir sehen zu viel Neues, um Vergleichsmöglichkeiten aus früher Erlebtem heranziehen zu können, Eindrücke, Erlebnisse, Genüsse jagen einander, uns scheint manchmal, als würde die tropisch schwüle Luft unsere Sinne



Javanischer Kupferschmied.





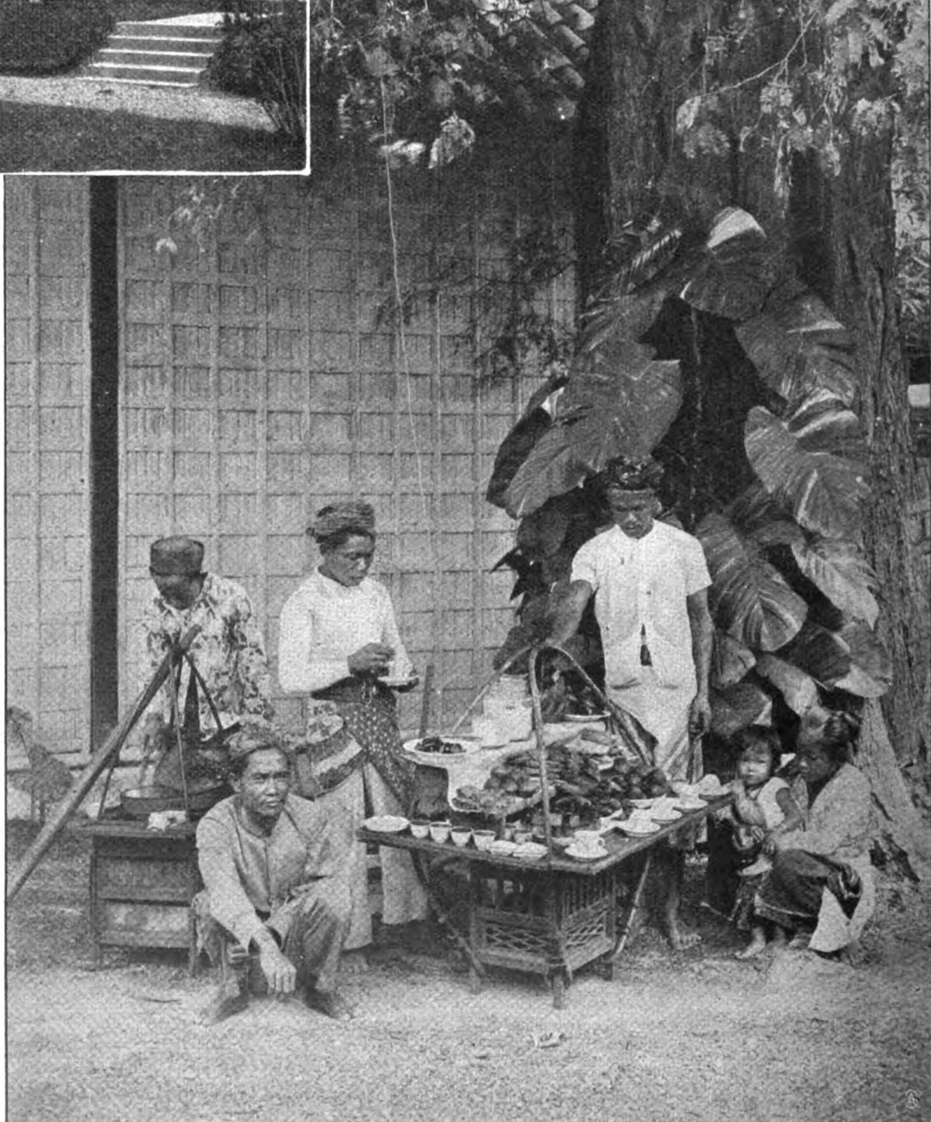
Palme der Reisenden.

auf einer Höhe, der Wald liegt hinter uns, und ein gigantisches Tal weitet sich zu unsern Füßen. Welch ein Tal! Jenseit auf dem Gipfel der gegenüberliegenden Gebirgskette zeichnet sich das matte Grün der Palmenwipfel gegen das Blau des Horizonts, und dazwischen liegt ein riesenhaftes Amphitheater von Reisfeldern.

Das Maß der Jahreszeiten ist aus dem Kalender der Tropenmenschen gestrichen. Man sät nicht im Frühling, man erntet nicht im Herbst, das Feld liegt im Winter nicht brach und im Sommer nicht in Blüte. Nein, das ganze Jahr über gibt es Ernte, das ganze Jahr über gibt es Saat. Neben uns wiegt sich der reife Reis in den Rhythmen des leichten Windes, und

nicht abstumpfen, sondern empfangsbereiter, fruchtbarer, dankbarer machen, und als wären wir in einer plötzlich emporlodernden Erkenntnisfähigkeit den Geheimnissen der Natur nähergerückt.

Was unser Körper hier entbehrt, das wird unserer Seele doppelt geschenkt. Tags und nachts atmen wir erhitzte Luft. Das macht uns schlaff und müde. Dann bedauern wir wohl für kurze Augenblicke die weißen Menschen, die jahraus, jahrein unter diesem Druck leben müssen, dann träumen wir von den frischen flatternden Herbstwinden, die daheim über die Stoppelfelder jagen, und vom Duft nordischer Wälder nach einem Gewittersturm. Und müde reiten wir über eine schmale Straße im Urwald. Aber **plötzlich stehen wir**

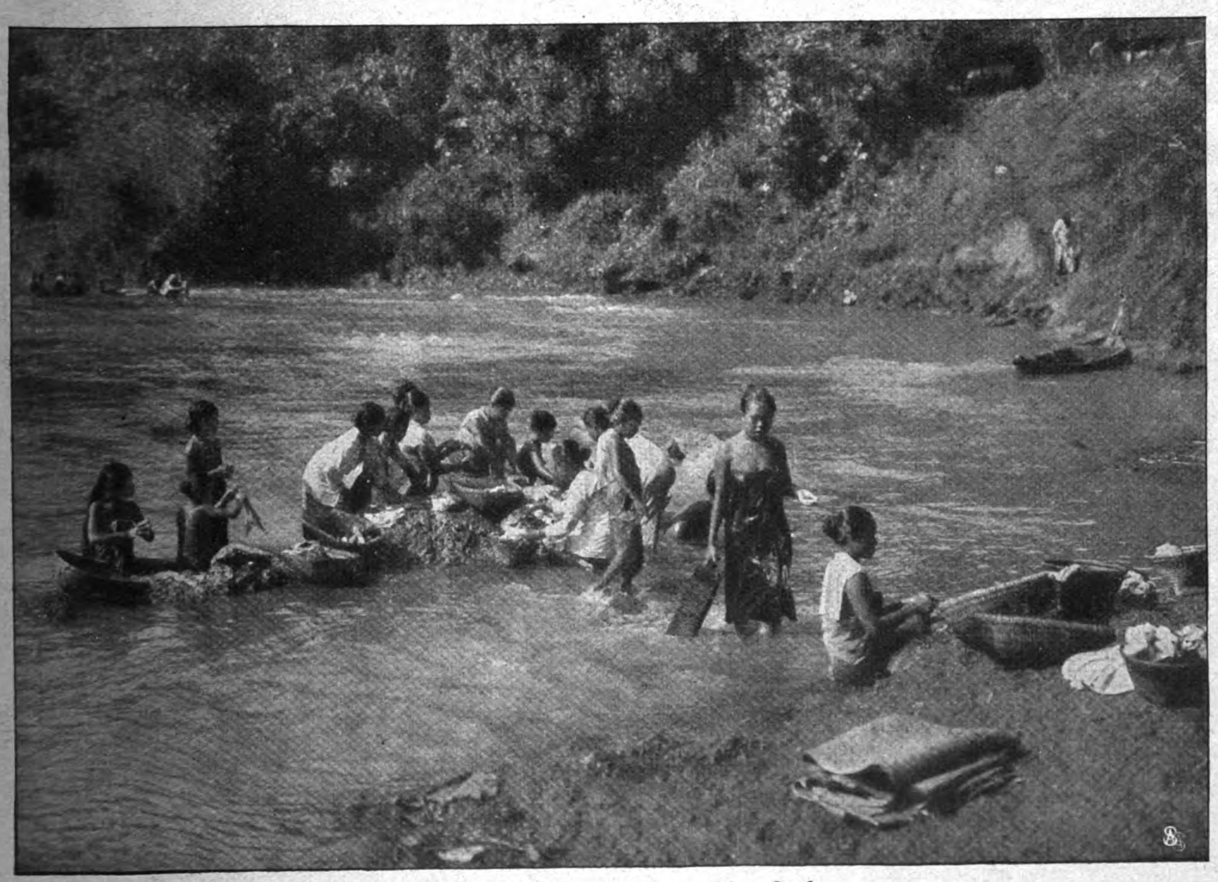


Fliegendes Restaurant auf Java.



Marionettenschnitzer für javanische Puppentheater.

Phot. Kurkdjian.



Große Wäsche in einem javanischen Dorf.



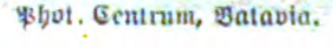
hundert Schritte weiter blickt das erste, ganz schüchtern emporlugende grüne Hälmchen der gleichen Pflanze aus dem Wasserspiegel. Eine einzige Frucht in einem Dutzend von Farben, im satten Grün des winzigen Babypflänzchens, lachend von Lebenskraft wie die pausbäckige Röte eines wohlgenährten Kindskopfes, das hellere Grün der schon emporgeschossenen Halme, das Hellgelb der beginnenden Reife, das Schwefelgelb der Erntebereitschaft. Und dazwischen das Braun der zum Schlamm durchwässerten Erde, der aufblitzende Widerschein des in der Sonne sich spiegelnden Wassers. Und dieses ganze Riesenfeld ist mit so feinem architektonischem Geschmack angelegt, als hätten ästhetische Triebe und nicht der nackte Vorteil der möglichst praktischen Bewässerung beim Werk gewaltet. Es gibt nichts in der europäischen Landschaft, was dem Anblick der von Berg zu Tal angelegten Reisfelder vergleichbar wäre.

Wir nähern uns einem Dorf. Immer häufiger begegnen wir den leichtgekleideten, barfüßigen Menschen, die an zwei Enden einer Bambusstange ihre Lasten über die Straße schleppen. Unter hundert Menschen sieht man kaum einen, der seinen Korb, seine Feldgeräte, seine Flasche in der Hand trüge. Die Javaner haben ebensowenig Taschen in ihren Kleidern wie die Japaner, wie die meisten braunen oder gelben Menschen des fernen Ostens. Und sie halten ihre Hände immer frei und transportieren die leichtesten wie die schwersten Lasten, halbe Pfunde wie Doppelzentner, auf schweren oder leichteren Bambusstangen quer über der Schulter. Nur ihre Kinder tragen die javanischen Frauen in breiten, bunten Hüftentüchern schräg vor den Leib gebunden.

Noch bevor wir die erste Hütte erreichen, reiten wir auf der Landstraße an den fliegenden Restaurants vorbei, die sich hier vorgelagert



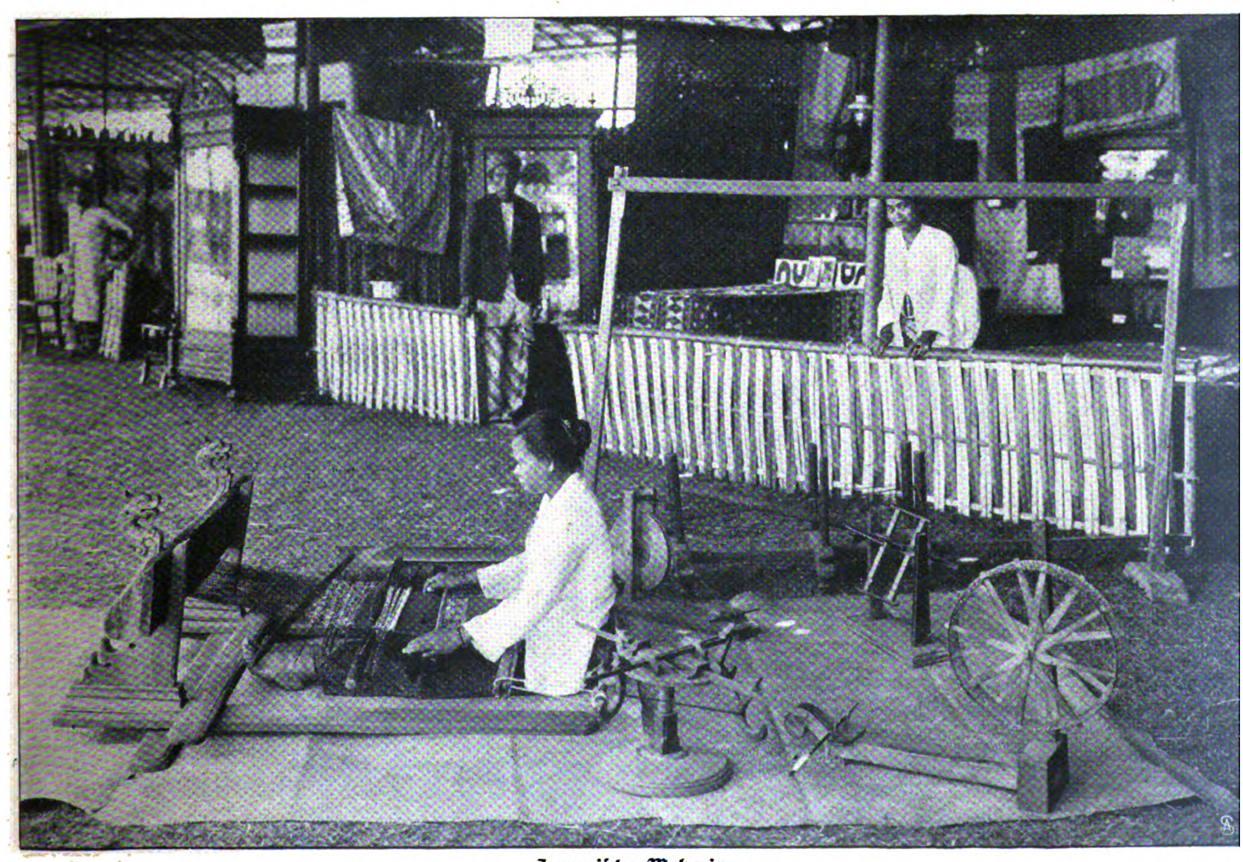
Dorfmusikanten. Oberes Bild: **Javanerin im Brautstaat mit Krone.**


Phot. Centrum, Batavia.

haben, um den „Restaurateuren" des Dorfes die Kunden abzufangen. Auf zwei Körben, durch deren obere Henkel die Bambusstange gezogen wird, und die beim Transport leicht balancierend vorn und hinten an ihrem Besitzer auf und nieder schaukeln, ist der ganze Vorrat geschichtet: Früchte, getrocknete Fische, in Palmenblätter gewickelter gekochter kalter Reis und auf Kohlen gewärmter Tee. Die ganze Familie, Weib und Kind und Brüder des glücklichen Eigentümers dieser Herrlichkeiten, hockt neben ihm im Staub der Landstraße und wartet geduldig auf die Wanderer, die für ein oder zwei Cents etwas von den Kostbarkeiten erstehen werden.



Hutflechterinnen auf Java.



Javanische Weberin.

Im Dorf selbst gibt es ein Fest, eine Hochzeit. Da geht es hoch her. Soviel Menschen kann das armselige Dorf sonst gar nicht beherbergen. Aus der ganzen Gegend scheinen Gäste zusammengeströmt zu sein. Die Braut trägt schwere Ketten um den Hals, goldene Ringe um den Arm und die große Brautkrone auf dem Haupt (Abb. S. 1702). Und auf der Erde hockt unter freiem Himmel die Musikbande, die dem Fest zusammen mit den Schatten- oder Menschenspielen erst die richtige Weihe gibt.

Nicht weniger als elf verschiedene Instrumente gehören zu einer richtigen Musikkapelle. Nicht die Melodie, sondern der weiche und harmonisch instrumentierte Rhythmus ist es, durch den die malaiische Musik gefangennimmt und eine wundersam wehmütige Stimmung auszulösen vermag. Das klappert und klimpert und bimmelt und brummt und grollt und kichert so lustig und doch mit so wehmütigen Untertönen durcheinander, daß es schon von fern sich unverkennbar als malaiische Musik von aller andern Musik der Welt unterscheidet.

Die Sonne neigt sich dem Abend zu. Noch steht sie über dem Horizont, aber schon in einer Stunde wird es Nacht sein. Denn weder Morgen- noch Abenddämmerung mildert hier am Aequator die Härten von Hell und Dunkel. Schon jetzt aber ist die stärkste Sonnenglut gewichen, und wir empfinden dreißig Grad im Schatten beinah als Kühlung. Aus den Häusern der vereinzelten Hütten kommen die Frauen hervor und tragen auf Bambusstäben über der Schulter oder auf ihren Köpfen Körbe voller Wäsche.

Wie Tiere, so sind sie mit der Natur verwachsen und huschen behend ohne Hindernisse durch das Dickicht der abschüssigen Ufer zum Wasser. Mit ein paar Griffen sind die Lendentücher gehoben und festgesteckt, und bis über die Knie stehen die schlanken Frauen im Fluß, schlenkern die Waschfetzen im Wasser gegen die Strömung, ringen sie aus und schlagen dann die nassen Tücher gegen die Steine des Ufers (Abb. S. 1701).

Zwischendurch lösen sie den Haarknoten, tauchen ganz unter, ringen ihr Haar aus und lassen es im letzten Schein der Abendsonne trocknen. Nirgends aber steht ein neugieriger Mann oder Jüngling, um den badenden Frauen zuzusehen. Man ist hier keuscher als in manchen europäischen Seebädern.

Auch im Ort selbst wird es jetzt plötzlich lebendig. Es ist, als ob jetzt erst, plötzlich, eine Ahnung über die Menschen gekommen wäre, daß das Auge des Tages (wie die Sonne auf malaiisch heißt) jetzt gleich schon, in Minuten untergehen würde, und als müßten sie in Augenblicken nachholen, was sie am Tagewerk in Stunden verträumt und versäumt haben.

Noch bevor die Männer und Frauen von der Feldarbeit heimkehren, eilen alle, die daheim geblieben sind, mit ihrer Arbeit vor die Tür, um in der Stunde der „Abkühlung" noch bei Tageslicht mit der Arbeit ein wenig vorwärts zu kommen. Da weben sie Tücher, da färben sie mühselig die Batiken (die bunten Lenden- und Kopftücher) mit Pflanzensäften, da schneiden sie Marionettenpuppen für ihre Schattenspiele, da wird der Reis gedroschen und enthülst, die Fische, die tagsüber in der Sonne brieten, gewaschen, entgrätet, mit Mehl vermengt und in Kuchen verwandelt.

Vielerlei Heimtätigkeit haben die Malaien und Javaner freilich nicht, aber was geschehen soll, das geschieht jetzt schnell, noch in der letzten Stunde des Tages. Denn schon setzt sich am Horizont ein leichter roter Streifen an, schon schwindet ein Teil der Sonnenkugel. Schon wird es Abend und Nacht. Ein Wandel von wenigen Minuten.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

19. Fortsetzung.

Ohne weiter auf Lou zu achten, beugte sich Gerhard aus dem Fenster und atmete das Mondlicht ein.

Ein höhnisches, kaltes Lächeln zog seine Mundwinkel herab, als er daran dachte, daß die Großmutter ihm das schöne, junge Ding fortgenommen hatte — als wäre er ein kleiner Junge, dem man ein Spielzeug wegschließt.

Und jetzt schickte ihn Gareto mit einer hübschen, koketten Rede in das Land zurück, das ihm nie eine Stunde Glück gegeben, jetzt wollte man die ganze, große, heiße Sonne der Provence wegschließen, weil er Oberwall hieß, Graf Oberwall wie sein Vater, sein Großvater. Weil seine Urahnen Generale und Feldmarschälle waren — die Schlachten gewonnen und Disziplin im Leibe hatten. Darum sollte er im kalten, weißen Haus am Kupfergraben wohnen? Darum sollte er frieren unter grauem Himmel? Darum sollte er darben unter kühlen, korrekten Menschen, die ihr Leben methodisch nach dem Zifferblatt ihrer Verpflichtungen einteilten?

Er lachte plötzlich auf, hart und bitter: „Gareto als Moralist!" . . .

Lou richtete sich verwirrt auf: „Wie meinst du? . . . Was sagtest du?"

Er wiederholte höhnischer noch als das erstemal: „Ich sagte: Gareto als Moralist! Zum Radschlagen! Neue Nuance eines spanischen Stierkämpfers!" . . .

Er zog heftig die Holzläden zu, schloß die Fenster. Ohne noch einmal das Licht anzudrehen, warf er sich auf sein Bett.

Lou aber starrte in die Finsternis und trocknete die Tränen nicht, die schwer und brennend über ihre Wangen tropften, da sie darüber sann, wie von allen Menschen um sie herum nur ein fremder spanischer Stierkämpfer erraten und verstanden hatte, was sie hier unter der brütenden Sonne an Angst und Heimweh ausstand in bangen, schwülen Nächten, an langen, heißen Tagen. . . .

Als Frau Vidal um elf Uhr morgens die Hotelrechnung begleichen wollte, sagte man ihr, Sennor Gareto hätte die Herrschaften selbstverständlich als seine Gäste betrachtet, da er ja auch ihr Gast gewesen war vor wenigen Tagen.



Frau Vidal und Susanne nickten lächelnd: „Das war eigentlich selbstverständlich von einem Gareto."

Als aber der Wirt auf Lou zuging und sie im Auftrag des Sennor Gareto bat, die zwei Rosen anzunehmen und das Bild, das er ihr versprochen hatte, da standen sie steif und streng in ihren schwarzseidenen Kleidern, Mutter und Tochter. Und es war, als rissen sie mit ihren Augen Blumen und Bild aus den Händen der jungen Frau und alle Hüllen von ihrer Seele.

* * *

Seit einem Vierteljahrhundert hatte es keinen Sommer gegeben in der Provence wie dieses Jahr.

Die Sonne stand wie ein feuriger Ball über dem Hof, und es war, als ergössen sich mit ihren Strahlen Ströme geschmolzenen Goldes über das Land. Der heiße, gelbe Sand brannte die Bastschuhe der Knechte durch, riß die Haut von den Füßen der Mägde und färbte sich rot von ihrem Blut.

Der Professor saß tagsüber auf den Kellertreppen und bohrte mit seinem Stock die großen, schwarzen Spinnen an die Mauer, hielt sich mit einem Handbesen die feisten Tausendfüßler vom Leib, die wie braune Fransen aus den Ritzen hervorkrochen, und die gerunzelten, schleimigen Asseln.

„Hier ist es kühl und gut, kleine Gräfin!"

Sie hatte es versucht, eine halbe Stunde neben ihm auszuhalten. Ihr ekelte vor den Tieren. Es war ihr, als kröchen sie ihr über den Körper, als nestelten sie sich ihr am flockigen Haar fest.

„Ich kann nicht, Professor ... lieber noch ertrage ich die Hitze."

Er antwortete nicht. Er stieß noch immer mit dem Stock an die Mauer und fuhr mit dem Besen über die Stufen — soweit der Arm reichte. Er zwinkerte mit den Lidern, die ihm jetzt immer rissig und rot über die entzündeten Augen hingen.

„Die Sonne hat mir die Augen ausgebrannt. Ich soll Feuchtigkeit einatmen. Dem Kasper hat auch die Sonne die Augen ausgebrannt . . . das kommt von den weißen Stufen. Frau Vidal sagt, es sei alles Unsinn. Ihr hat die Sonne das Herz ausgetrocknet. Sie war gut früher und weich. . . . Jetzt ist sie ausgedörrt wie morsches Holz." . . .

Lou schleppte sich mit geschlossenen Augen über den Hof, am Haus entlang, dessen vorspringendes Dach Schatten spendete, dessen Mauern Hitze ausstrahlten gleich glühendem Eisen. Bis vor wenigen Tagen hatte man die Mauern mit einer großen Gartenspritze sechsmal am Tag gekühlt — jetzt wurde das Wasser knapp. Man mußte sparen.

Sie hatte Gerhard unter Tränen beschworen, heimzureisen, nicht nach Haus, wenn er wollte — nur irgendwohin, wo es kühler war, wo man atmen konnte, wo es Wälder gab und Wasser und kühle, erfrischende Abendstunden.

Sie sollte allein fahren, wohin sie wollte. Wenn sie das Klima nicht vertrug — müßten sie sich eben ein paar Wochen trennen. Er wollte noch bleiben. Er mußte noch bleiben. Ihm schadete die Hitze nichts.

Und abends redeten die Mütter zu.

Gewiß. Sie sollte nicht eigensinnig sein. Wenn es ihrem Mann so gut gefiel hier, wenn er glücklich war. . . Er war der Mann. Er hatte zu bestimmen, wo sie zu wohnen hätten. Wenn ihre Gesundheit darunter litte, freilich . . .

„Ich muß doch auf das Kind Rücksicht nehmen, das wir haben werden." . . .

Da hatte Mémère sich vor der Mutter Gottes niedergeworfen, geweint und gelacht und gebetet und Lou an ihre Seite zu sich herabgezogen.

„Ein Kind! Sein Kind! . . . Du darfst jetzt nicht fort von mir, Lou . . . du darfst nicht. Ich will alles tun . . . alles. . . Nur bleibe — — ich beschwöre dich, bleibe!" . . .

Sie hatte ihr die Hände geküßt, hatte ihre Knie umklammert. Sie hatte Truhen ausgepackt und Dutzende von feinen, zarten Linnenjacken herausgekramt, Windeln und Wickelbänder.

„Sieh, was ich alles habe . . . alles noch von Gerhard, fühle . . . wie zart. Sieh die Spitzen . . . wie für einen Prinzen. . . . Drei Frauen haben daran gearbeitet Tag für Tag, durch Wochen und Wochen. Seine Badewanne ist da und die Wiege, an der ich gewacht habe. . . . Hast du die Wiege nie gesehen? So prächtig geschnitzt, mit Daunen ausgepolstert und mit Seide ausgeschlagen." . . .

Lou hatte nichts entgegnen können. Wie gelähmt stand sie der Glückseligkeit dieser Mutter gegenüber. Wortlos. Willenlos.

Gerhard sagte: „Wo das Kind zur Welt kommt, ist doch gleichgültig. Und es ist doch noch lange Zeit bis dahin. . . . So lange". . . .

Er küßte sie. Bat sie, nichts davon nach Hause zu schreiben.

„Man weiß doch nie, Lou, was wird . . . Denk an die Großmama . . . an Papa . . . Es sind alte Leute. Man darf sie nicht aufregen so lange vorher. Sie können die Verhältnisse nicht beurteilen."

Da hatte sie sich abgewendet von ihm, empört und beschämt.

Es war ihm nichts das Kind, das sie ihm schenken sollte.

Es störte ihn nur. Er dankte es ihr nicht. Wie ausgelöscht war alles in ihr, was ihr Hoffnung gegeben hatte für die Zukunft. . . .

Und als er sie in seine Arme nehmen wollte, betroffen von dem Ausdruck ihres Gesichts, da schob sie ihn nur leise und behutsam von sich mit müdem, leerem Lächeln. . . .

Sie las nicht mehr wie früher, um über die Glut des Tages hinwegzukommen, und sie schrieb keine Briefe mehr am Abend, wenn die Kerzen brannten auf dem Schreibtisch und die Nachtfalter und Käfer gegen die Fliegenfenster schlugen.

Sie lag mit offenen, starren Augen im schwülen Bett, schlich mit gesenktem Kopf durch die Zimmer, irrte ruhelos herum im dumpfen, dunkeln Haus, im versengten, verdorrten Garten, und ihr Atem ging schwer und kurz, als schritte sie durch dampfende Lohe, und die Luft senkte sich ihr auf die Stirn wie siedendes Blei, daß sie mit beiden Händen nach ihrem Kopf griff und laut aufstöhnte in ihrem Elend, in Hilflosigkeit und Verzweiflung.

Sie merkte es kaum, wie wenig sie Gerhard sah. Stumpf ließ sie die Tage an sich vorüberziehen mit der flammenden Sonne, und stumpf die Nächte mit den flimmernden Sternen.

Unter dem Vorwand, daß er oft um vier Uhr aufstünde, um in die Camargue hinauszureiten, schlief er in einem Gastzimmer, das Monsieur Olivier zur Ver-



fügung gestellt worden war. Er blieb dann drei, vier Tage, manchmal eine Woche fort, tauchte plötzlich auf zur Mittagzeit oder abends, wenn sie auf den Stufen saßen.

Er küßte die Großmutter, die Mutter, er küßte auch Lou. Aber sah keiner in die Augen, und er sprach viel und lachte laut. Einmal kam er mit einem verbundenen Arm zurück.

Mémère wurde ganz bleich.

„Was ist dir geschehen, mein Liebling?"

Sie rief das ganze Haus zusammen, die Mägde und die Knechte vom Hof. Eimer voll kostbaren Wassers ließ sie anbringen und Berge von Scharpie und Watte. Kasper mußte kommen und die Kräuter besprechen, die Frau Vidal mit der Scharpie vermischte.

Er lachte dabei: „So ein Aderlaß tut ganz gut!"

Und er erzählte, wie es gekommen war. Am Abend hatten sie sich mit einem Stier vergnügt, er und ein paar junge Schäfer. Man hatte ihm einen Bastschuh als Kokarde an den Hörnern befestigt, hatte ihn unter das runde, pilzförmige Regendach der Herde getrieben und nun ein kleines Spiel improvisiert. Er selbst hatte sich daran beteiligt — und da hatte er den Denkzettel bekommen. Das nächstemal wollte er schon geschickter sein. . . .

„Böser Liebling", sagte Mémère.

Aber ihre Augen leuchteten.

Lou murmelte: „Das geht doch nicht . . . das geht doch nicht so". . .

Heftig unterbrach er sie: „Was geht nicht? Warum fängst du wieder an? Ich bin doch kein kleines Kind . . . soll ich dich um Erlaubnis fragen?"

„Nicht, nicht", beschwichtigte Mémère. „Kaum seid ihr zusammen, so zankt ihr euch!"

„Er weiß nicht, was er tut! Er hat das Gefühl dafür verloren."

Lou nestelte die Finger ineinander, ihre lichten Augen wurden ganz dunkel. Sie sprach Deutsch, und Frau Vidal fragte hart: „Was sagt sie?"

„Sie gibt mir gute Lehren wie eine deutsche Gouvernante", höhnte Gerhard.

Ein leichtes Wundfieber machte ihn noch reizbarer als sonst. Er riß den leichten Mullvorhang beinah entzwei, ging in die Wohnstube, holte die Kognakflasche aus dem Kredenzschrank und schenkte sich ein großes Schnapsglas voll. Der Blutverlust heute hatte ihn geschwächt. Ganz elend war ihm zumute. Und Lou mit ihren dummen Bemerkungen machte ihn rasend. Warum reiste sie denn nicht ab? Er hielt sie nicht. Er konnte es ganz gut ein paar Wochen und auch ein paar Monate aushalten ohne sie. Dort oben würde er wieder der zahme, brave, kleine Junge sein, als den sie ihn kennen gelernt hatte. Dort oben würde sie ihn wieder lieben und wieder glücklich sein. Hierher paßte sie nicht. Er aber wollte sich seine frohe, glückliche Zeit nicht verderben lassen durch sie.

Die Fenster waren bereits offen. Er beugte sich heraus. „Sagt Lou doch, daß sie ruhig fahren soll, wenn sie will. Ich bin ihr gar nicht böse, wenn sie fährt."

Lou hatte die Knie hochgezogen und verbarg den Kopf in beiden Händen.

Wie silberiges Daunengeflock schimmerte ihr Haar zwischen den dunklen Köpfen der Damen Vidal.

Sie antwortete nicht. Gerhards Worte trafen ihr Herz wie giftschwere Pfeile.

Susanne Oberwall hob ihren Kopf, sah ihr angstvoll, beschwörend in die wie erloschenen Augen.

„Willst du fort? Sag, willst du wirklich fort?"

Lou schüttelte langsam den Kopf.

„Ich bleibe, wo mein Mann bleibt", sagte sie ausdruckslos.

Und ihre feuchten Wimpern strichen über die Hand der Schwiegermutter wie die Flügel eines matten Falters.

„Mann und Weib sind ein Leib, und er soll dein Herr sein." . . .

Frau Vidal machte das Zeichen des Kreuzes, erhob sich und ging ins Haus. Vor dem Schlafengehen, als die Tochter ihr gute Nacht wünschte, sagte sie finster: „Sie liebt uns nicht. Und sie liebt ihn nicht!"

Am nächsten Morgen fuhr Susanne Oberwall mit Gerhard nach Arles, um den Arzt zu Rate zu ziehen. Frau Vidal meinte zwar, Kasper hätte noch ganz andere Wunden geheilt. Aber dann entschloß sie sich im letzten Augenblick, auch selbst mitzufahren, um in der Seitenkapelle der heiligen Trophimekirche vor dem Bild des kleinen Jesus mit den Königen aus dem Morgenland zu beten. Und auch, um zu beichten. Denn es hatten sich böse Gedanken in ihrer Seele angesammelt gegen die blonde Frau ihres Enkels.

Als gegen Abend Frau Vidal mit ihrer Tochter heimkehrte, fragte Lou: „Und Gerhard?"

Mémère strich ihr über die Wange.

„Er ist in der Stadt geblieben. Der Doktor will noch einmal nachsehen. Vielleicht muß er noch zwei, drei Tage bleiben. Du brauchst dich nicht zu ängstigen, Herz!"

Lou sagte: „Da könnte ich doch zu ihm fahren, um ihn zu pflegen."

„Wenn er das gewünscht hätte, so hätte er es dir sagen lassen", antwortete Frau Vidal.

Sie versuchte, sehr sanft zu sprechen. Wollte keine neue Sünde auf ihr Gewissen laden.

„Ja . . . aber". . . murmelte Lou.

„Es wird wohl Zeit, daß wir essen," sagte Mémère, „komm, du mußt hungrig sein.". . .

Lou berührte ihren Teller nicht.

Aus dem dunkeln Nebenzimmer hörte man den Professor mit einem Löffel gegen die Schüssel klappern, aus der er einen dicken Maisbrei aß. Er durfte nicht ins Licht sehen, und abends kam Kasper mit einem Tassenkopf besprochener Ziegenmilch, und Frau Vidal träufelte ihm die Milch in die schmerzenden Augen.

Mémère aber gähnte und suchte ihre abgegriffenen Patiencekarten wieder hervor.

„Wo ist Gerhard abgestiegen?" fragte Lou leise, mit trocknen Lippen.

„Bube . . . Dame . . . König . . . Wo er abgestiegen ist? In unserm Haus natürlich, am Kanal. Gerade gegenüber dem Boulevard. Aber da kann eine Dame kaum mehr wohnen. Es ist alles so vernachlässigt. Wenn es Gerhard gefällt — wollen wir es von Grund aus aufbauen. Dann kann man schon leben dort. Im Sommer ist dreimal wöchentlich Musik auf dem Boulevard. Da geht die ganze Stadt am Kanal spazieren. Und die Cafés sind voll von Menschen. Es ist sehr lustig dort . . . Bube . . . zehn . . . neun". . .

„Gute Nacht!" sagte Lou.

Mémère blickte nicht auf von ihren Karten. Sie hatte einen sehr ernsten, sehr gespannten Ausdruck im Gesicht, zählte sehr aufgeregt.



Sie merkte es gar nicht, daß die Tür aufging, und Lou verschwand.

Lou aber setzte sich nach langen Wochen zum erstenmal wieder an den Schreibtisch, um einen Brief zu schreiben an Pastor Thaysen.

Zwölf lange, engbeschriebene Seiten wurden es. Zwölf Seiten, in denen sie ihr Leben schilderte unter der sengenden Sonne der Provence und ihre Angst, die grauenhafte Angst, die sie würgte wie ein rotglühendes, gespenstisches Ungetüm.

„Ich soll fort, sagt Gerhard. Nach Hause. Nicht, weil ich kein Zuhause habe, bleibe ich. Ich weiß, was es das Haus Oberwall gekostet hat, eine Hörselkamp aufzunehmen. Und ich weiß, wozu mich der Name verpflichtet, den ich trage. Wenn ich Gerhard verlasse, so ist er nicht nur mir, er ist auch seinem Vaterhaus verloren. Ich habe einen Oberwall zu heiraten geglaubt — ich bin die Frau eines Vidal! Ich liebte Gerhard Oberwall mit aller Kraft meiner Seele — vor dem Gerhard der Vidal habe ich Angst. Ihm fehlt die reine, naive Güte seiner Mutter. Er hat nur ihr heißes Blut, ihre Phantasie und die blinde Liebe für ihr Land und seine Sitten. Ich zittere um ihn vom ersten Augenblick, da ich die Augen aufschlage, bis zur frühen Morgenstunde, da ich halbtot vor Erschöpfung einschlafe. Ich bin ihm fremd geworden — weil ich geblieben bin, was ich war, als er mich liebte. Bald wird er mich hassen. Hassen — weil ich mich nicht freuen kann an dem, was ihn beglückt. Sie würden lächeln, mein lieber, mein verehrter Herr Pastor, mit Ihren großen, jungen Augen, fassungslos lächeln, wenn ich Ihnen sagen wollte — wer allein es unternommen hat, ihn an die Pflicht zu erinnern, die er gegen die Tradition seines Hauses hat. Aber es blieb auch das vergeblich, weil er nicht verstehen wollte. Und doch kamen die Worte von einem Mann, den er bewundert hat wie nie zuvor einen anderen. Ein Mann, dessen Beruf uns unverständlich, fast verächtlich ist, und der doch Millionen von Menschen in seinen Bann zwingt durch seinen Mut und seine Selbstbeherrschung. Gerhard freilich sieht nur den Mut. Und wenn die Sonne wirklich alle Instinkte ausbrütet — wie mir das ein alter ehemaliger Lehrer hier sagte, der Land und Leute kennt — dann sind es unheimliche Instinkte, die auf dem Grund von Gerhards Seele geschlummert haben. Nur Sie — der Sie ihn erzogen haben, der Sie alles wissen von seiner Kindheit — können mir raten, können mir helfen, das Unheil abzuwenden, dem er entgegengeht, ein Unheil, vor dem ich mich bange, und das ich doch nicht erkenne. Wie ich es in der Rauchstraße nicht erkannt habe, als das Wesen meines Vaters und seine Kunst sich wandelten unter der Leidenschaft für seine Frau. Diese Frau war die Sonne im Leben meines Vaters. So befruchtend und fruchtbar, wie es die Sonne der Provence ist. Ich war machtlos meinem Vater, ich bin machtlos meinem Mann gegenüber.

Ich danke Ihnen für alles, was Sie tun wollen, und bleibe in Liebe und Dankbarkeit

Ihre Lou."

Pastor von Thaysen las diesen Brief an einem der letzten Tage des August in der kleinen Laube seines stillen Gärtchens, während der Duft frischgerösteten Kaffees aus dem geöffneten Küchenfenster zu ihm drang, ihn an die freundliche und üppigere Sonntagsvesper mahnend.

Es war seine Gewohnheit, Sonntagsbriefe von lieber Hand immer erst um diese Zeit zu lesen, wenn Körper und Geist gestärkt waren durch die Mahlzeit und eine kurze Siesta nach der Predigt, die ihm von Jahr zu Jahr mehr bedeutete als nur Erfüllung seiner Amtspflicht.

„Sie liebt ihn nicht," sagte er zu seiner Frau, als sie den überzuckerten Napfkuchen auf das blaugemusterte Kaffeetuch stellte, und „sie liebt ihn nicht", sagte er dem Sohn, der eine halbe Stunde darauf mit eiligen, festen Schritten das Gärtchen betrat.

Es waren karge, festliche Stunden, wenn Bruno Thaysen zu den Eltern herauskam, Stunden, von denen Frau von Thaysen alles fernhielt, was Mißmut erwecken konnte. Die Kleine hatte es wahrhaftig schlecht getroffen mit ihrem Brief. Aber sie konnte nicht verlangen, daß der Vater und der Jung sich jetzt nur mit ihr beschäftigten.

Sie schenkte ein bißchen ärgerlich den Kaffee ein, schnitt den Kuchen auf, sprach von der Predigt, fragte nach den Geschäften. Wie gut alles ging, wußte sie aus den blauen Scheinen, die der Sohn ihr heimlich in die Hand gedrückt hatte. Aber es machte ihr Freude, zu fragen. Und wenn er in sieben oder achtstelligen Zahlen sprach, dann war ihr, als flösse etwas von dem ungeheuren Gold der amerikanischen Milliardäre auf indirektem Weg auch in ihre alte, blecherne Zigarettenschachtel, die noch immer in der obersten Lade ihrer Kommode das Safe war, in dem sie die Spargroschen des Hauses aufzubewahren pflegte.

Bruno Thaysen beantwortete ihre Fragen zum erstenmal kurz, fast ungeduldig. Er faltete den Brief in vier, dann in acht, dann in sechzehn Teile, entfaltete ihn wieder, strich sich mit dem Daumen immer wieder über die Oberlippe. Den englischen Schnurrbart hatte er der amerikanischen Sitte geopfert. Sein Gesicht sah jetzt noch schärfer aus als früher. Der fast ausschließliche Umgang mit Menschen — die in kürzester Zeit die wichtigsten Entschlüsse fassen und über die größten Summen disponieren mußten, hatte ihn gelehrt, das Wesentliche sowohl einer Situation wie eines Menschen zu erfassen. (Fortsetzung folgt.)

Morgen im Spätsommer.

Ein Silbernebel wallt und zieht
Durch Feld und Flur; der Morgenwind
Regt leise sich in Busch und Ried.
Im Dämmerlicht die Nacht zerrinnt.

Der Heide rotes Wunderland
Liegt noch verhüllt; die Vöglein sind
In tiefem Schlafe — traumgebannt — —
Die Welt ist wie ein schlafend Kind.

Doch wenn die Sonn am Waldesrand
Zerteilt die Nebelhänge leicht
Und scheucht den bangen Traum der Nacht —
Dann spürt das Kind die Mutterhand,
Die leise ihm die Stirne streicht — —
Und schlägt die Augen auf und lacht

Joh. Wagge.



Federhüte.

Hierzu 6 Aufnahmen von Manuel.

Wie jeder andere Vogel erneuert auch der Reiher in der Mauserzeit sein Federkleid. Nur die hierbei ausfallenden Federn dürfen gesammelt und in den Handel gebracht werden. Jene Grausamkeiten, von denen man erzählt, um die Damen zu schrecken, gehören der Vergangenheit an. Wenn diese Bedenken also zum größten Teil fortfallen, so besitzen die


1. Samthut mit japanischen Möwenflügeln.

Reiherfedern eine andere, vielen recht unsympathische Eigenschaft — ihren hohen Preis. Dieses und die empfindsamen Bedenken, die in den meisten Fällen der Unkenntnis der wirklichen Tatsachen entspringen, haben in Paris sehr stark zu dem großen Interesse für Phantasiefedern geführt. — Besonders zum Trotteurhut findet das einfache Federmaterial Verwendung. Denn diese Hüte in ihren feschen Formen besitzen die spezielle Eigenschaft eines schlichten Straßenhutes. Der größte Teil ihrer Garnituren ist aus dem Gefieder des Nutz- und Wildgeflügels hergestellt. So schlingt sich um die flotte



2. Zierliche Glocke aus changierend gefärbten Federn.


3. Elfenbeinfarbener Plüschhut mit Fasanenfedern.

Plüschform in Elfenbeinton (Abb. 6) eine bandartige Fasanenschweifgarnitur. — Die Garnitur des kleinen braunweißen Felbelhutes (Abb. 5) verdankt ihren Ursprung russischem Schwanengefieder. Fast alle Schwanenfedern, die zu dem Schmuck von Hüten verwandt werden, haben ihre Heimat in Rußland. Dort tritt der Schwan in großen Massen auf. Seine Federn werden nach Paris geschickt, um dort zum Hutschmuck verarbeitet zu werden. — Die kleine Glocke, die ganz aus changierend gefärbten Federn geklebt ist (Abb. 2), ist einfacheren Ursprungs. Sie verdankt einfachen Gänsefedern ihre Herstellung, die jedoch, schön gefärbt und kunstvoll arrangiert, einen hübschen und tadellosen Hut ergeben. — Ueber der feschen schwarzen Samtform (Abb. 1) liegen zwei Flügelpartien von ungleicher Größe. Die Federn, die von dem Miracol, einer japanischen


4. Schwarzer Samthut mit weißem Gesteck.

Gefieders (Abb. 5) auf der weißen Felbelform stammt auch aus der Familie der Reiher. Die Federn des Randes kommen von dem grauen Reiher, während man das daunenartige Gefieder kleinen weißen Reihervögelchen verdankt. Die Zusammenstellung dieses Hutes zeigt einen außerordentlich feinen Geschmack und vertritt eine sehr beliebte Richtung. — Auch die modernen schwarzen Samthüte schmückt man gern mit dem zarten weißen Gefieder. Das flotte Phantasiegesteck, das den schwarzen Samtrand schmückt, kennzeichnet die charakteristische Manier des Trotteurhutes (Abb. 4), der keinen Anspruch auf große Eleganz erhebt, sondern sich mit der Tatsache bescheidet, fesch, flott und von der Mode begünstigt zu sein.



5. Kleiner weißer Felbelhut
mit schwarzem Federkranz und hochstehendem weißem Gefieder.



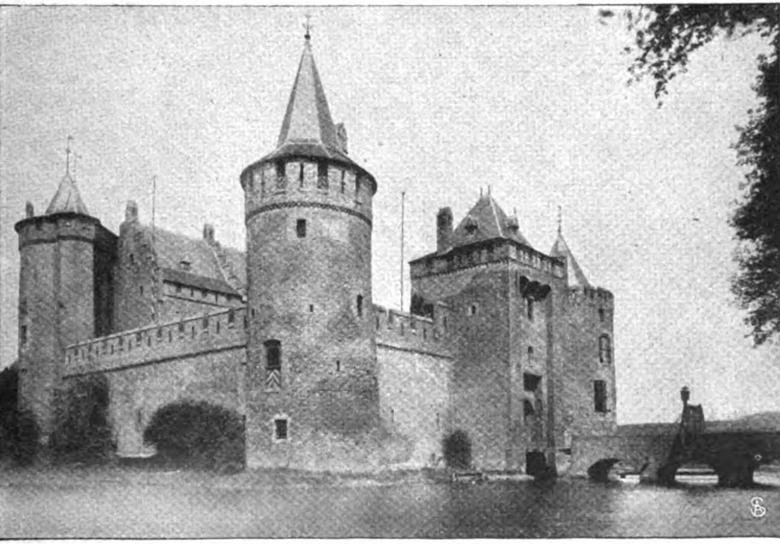
6. Felbelhut mit russischem Schwanenfederschmuck.

Möwenart, stammen, zeigen eine interessante Färbung. Auch auf die Abschießung dieses Vogels, der der Fischzucht sehr schadete, hat man in Japan eine Prämie ausgesetzt. — Aber nicht nur die prächtigen Reiherfedern finden Verwendung. Die Garnitur des schwarzen Federkranzes und des weißen, flaumigen, hochstrebenden

Ein altes holländisches Schloß.

Hierzu 3 Aufnahmen von Boer en Moussault.

In den Kreis der festlichen Veranstaltungen, die in diesem Sommer das Jubiläum der Unabhängigkeit Hollands mit sich brachte, ist auch ein altehrwürdiges Kastell gezogen worden: das Schloß von Muiden bei Amsterdam, dessen Ursprung in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Wie so mancher alte Zeuge aus dem Mittelalter, hat auch dieser Trutzbau die eigenartigsten Schicksale erlebt, ehe er zu dem Ausstattungstück geworden, als das er sich jetzt darstellt. Mit den Kämpfen zwischen Bauern und Edelleuten war das Kastell eng verbunden; Graf Floris V. von Holland, ein Freund der Bauern, schmachtete hier sechs Jahre hindurch als Gefangener verräterischer Adliger, die ihn auf der Jagd überfallen hatten. Als die Bauern 1296 zum Entsatz anrückten, wurde Graf Floris von den Adligen fortgeführt und in den Kämpfen bei diesem Abzug getötet. Auch die späteren Zeiten brachten kriegerische Ereignisse, und eine Aenderung trat erst ein, als 1609 der junge Peter Corneliszoon Hooft, Sohn des Bürgermeisters von Amsterdam, Burgvogt von Muiden wurde. Nach der Restau-



Das Schloß von Muiden bei Amsterdam.

ration der Burg im Jahr 1612 fanden sich stets viele berühmte holländische Persönlichkeiten, Staatsmänner, Professoren und Künstler bei dem gastfreien Schloßherrn ein, der selbst als Dichter eine Berühmtheit war. Diese Glanzzeit des Schlosses währte bis 1647, in welchem Jahr Hooft starb. Es folgten dann prosaischere Zeiten; der Wert des Schlosses als Feste schwand dahin, und im Jahr 1825 war der einst so glanzvolle Bau derart verfallen, daß er auf Abbruch versteigert werden sollte.

Der Neuzeit blieb es vorbehalten, dieses stolze Wahrzeichen holländischer Größe wieder neu zu gestalten, und das jetzige Jubiläumsjahr hat zu der Restauration der äußeren Erscheinung die Ausschmückung des Innern hinzugefügt. Aus dem reichen Besitz holländischer Patrizier, namentlich der Nachkommen Hoofts, wurden kostbares altes Mobiliar und prächtige Dekorationstücke, wie Gobelins, Bilder, Silber usw., hergeschenkt. So ist das Schloß wieder eine Sehenswürdigkeit geworden, deren Schätze von stilechten Landsknechten und Beschließerinnen den Besuchern vorgewiesen werden und uns einen Einblick gewähren in das tägliche häusliche Leben vergangener Geschlechter. R. R.



Blick in das Speisezimmer.



Der große Rittersaal des Schlosses.



Bilder aus aller Welt.



Gustav Schulze,
Delitzsch, Branddirektor und Stadtrat, wurde 75 Jahre.



George Hartmann,
Bielefeld, begeht sein 25jähr. Jubiläum bei den Dürkoppwerken A. G.



Leutnant v. Groß,
Schwerin, promovierte zum Dr. jur.



Hofphot. Sellin.
August Stukenbrok,
Einbeck, wurde zum Kommerzienrat ernannt.

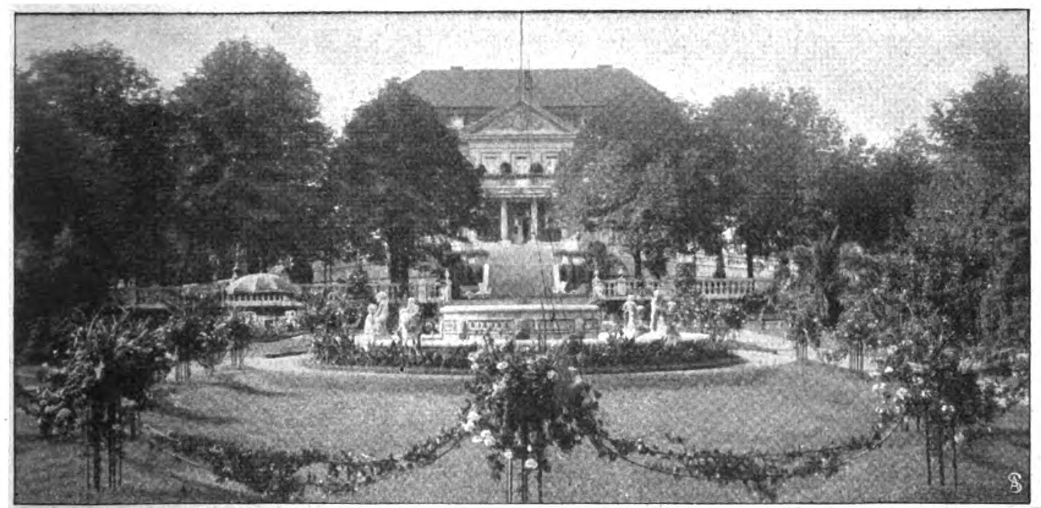
In Delitzsch beging der Stadtrat und Branddirektor G. Schulze in voller Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar erfreut sich in Feuerwehrkreisen eines sehr guten Rufes und gilt als tüchtiger Fachmann.

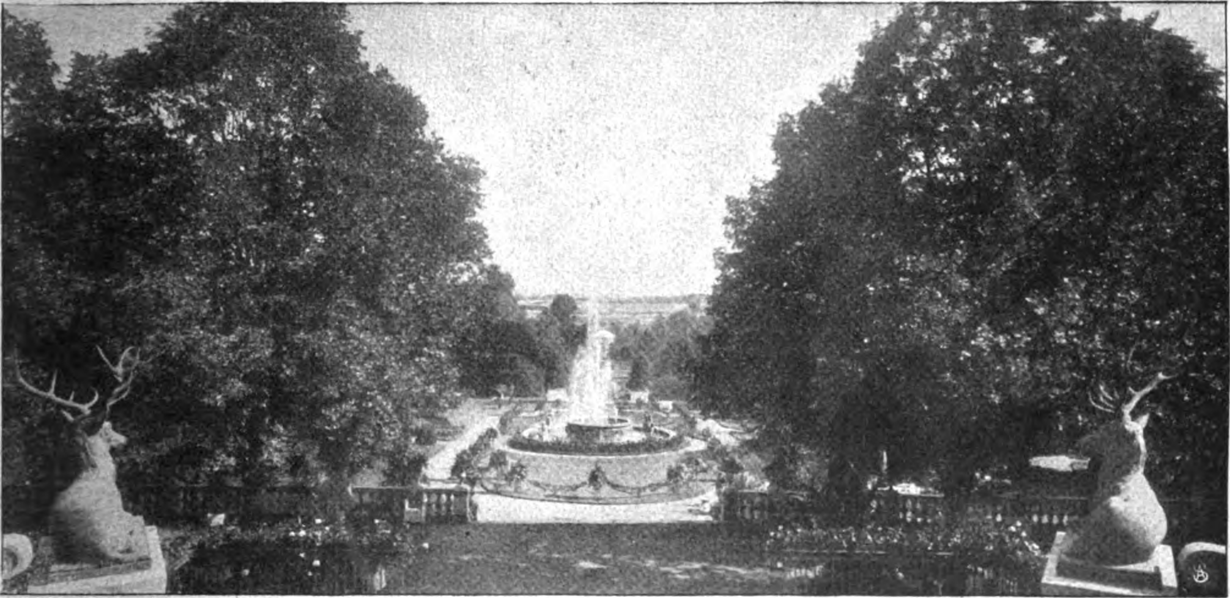
Sein 25jähriges Jubiläum im Dienst der Dürkoppwerke A.-G. in Bielefeld begeht Direktor George Hartmann. In Automobilistenkreisen und in der Sportwelt ist Hartmann als Herrenfahrer und Sportman sehr bekannt.

Leutnant von Groß vom Großherzoglich Mecklenburgischen Grenadierregiment Nr. 89 promovierte als zweiter aktiver Offizier zum Doctor juris.

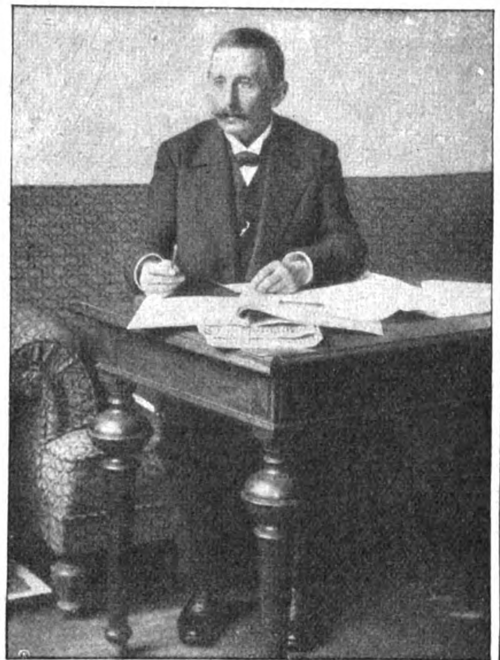
Der durch seine Geschäftstüchtigkeit bekannte Großkaufmann August Stukenbrok in Einbeck wurde durch die Verleihung des Kommerzienratstitels geehrt. Seine Firma „Deutschland-Fahrradwerke und Versandhaus“ genießt Weltruf.

Herrliche Park- und Gartenanlagen hat das in der Mark gelegene Schloß Briesen. Der jetzige Besitzer Direktor Jentz hat mit großen Opfern aus dem so wenig be-

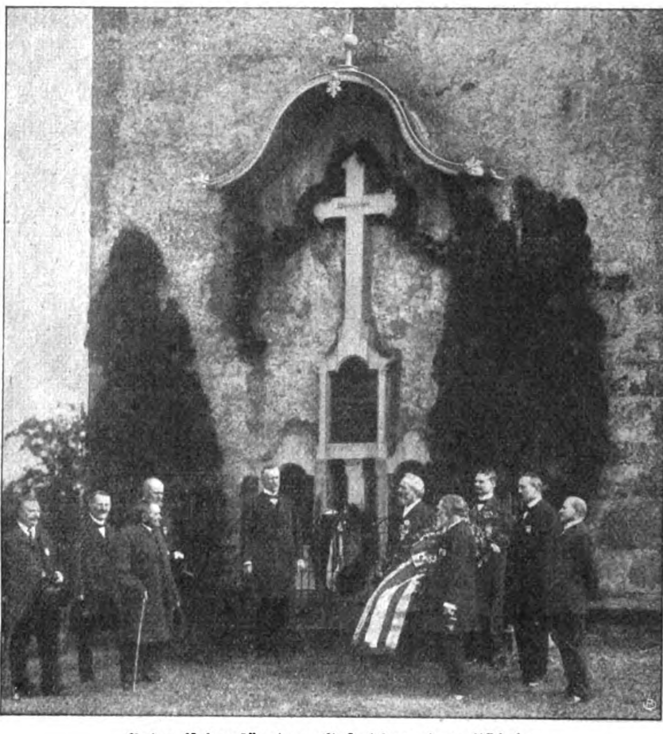




Künstlerische Gartenanlagen in der Mark: Schloß Briesen.
Der Park von der Terrasse aus gesehen. Oben: Blick auf die Terrasse.



Geh. Marine-Baurat Prof. O. Kretschmer,
Charlottenburg, trat von seinem Lehramt zurück.



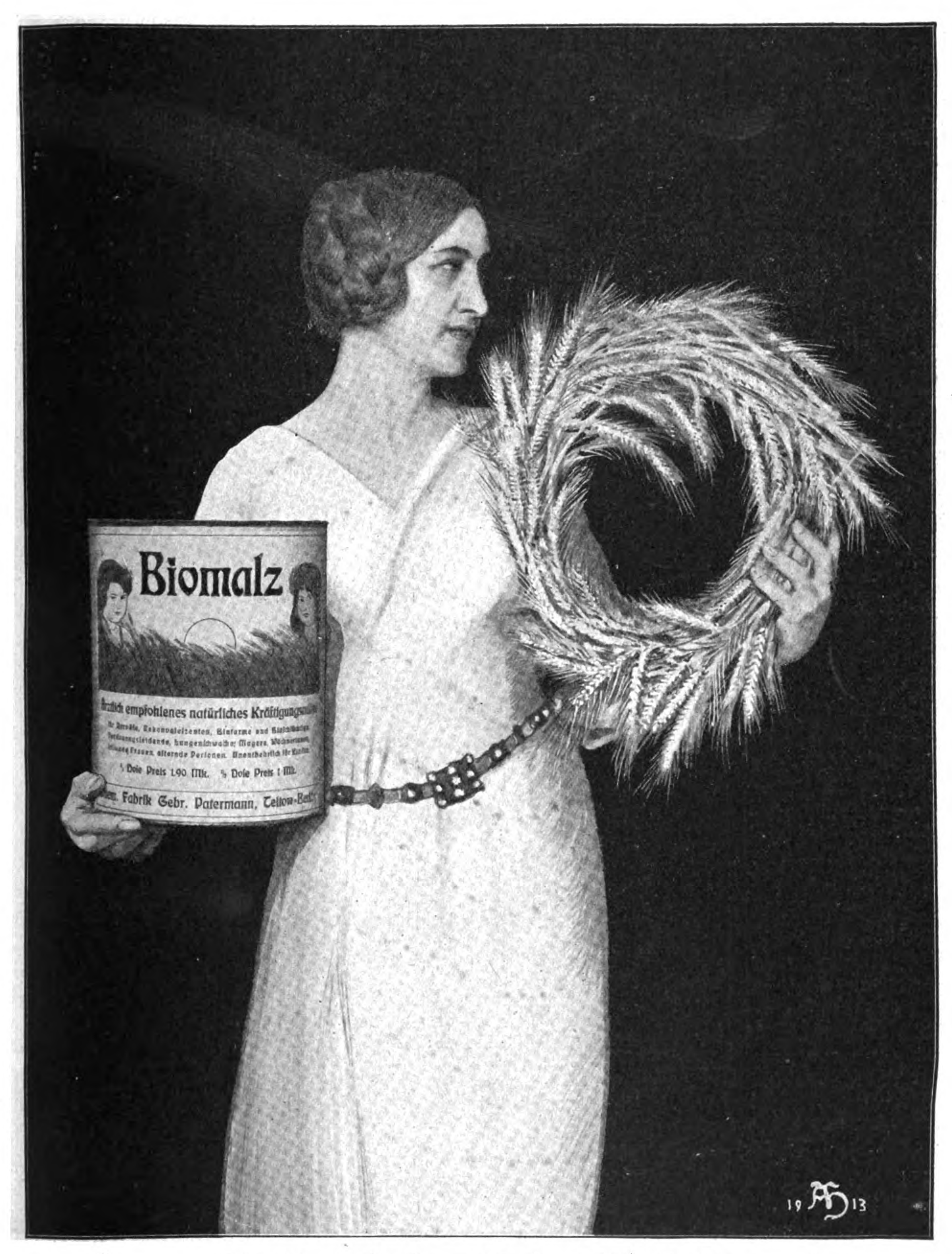
Gedenkfeier für das Gefecht an der Göhrde.
Am Grabe des Siegers wird ein Kranz niedergelegt.

günstigten märkischen Boden herrliche Gartenanlagen erstehen lassen. Unsere Bilder zeigen dies deutlich.

Der Geheime Marinebaurat Professor Otto Kretschmer, Charlottenburg, trat von seinem Lehramt zurück.

Zur Hundertjahrfeier des Sieges der Preußen und Hannoveraner über die Franzosen in der Schlacht an der Göhrde wurde eine Feier veranstaltet, an der viele Besucher teilnahmen. Am Grabmal des Siegers Reichsgrafen von Wallmoden an der Kirche in Heinde wurde ein Kranz niedergelegt.

Schluß des redaktionellen Teils.



Für alternde Personen, überhaupt für alle, die der Kräftigung und Auffrischung bedürfen, ist

Biomalz

ein ausgezeichnetes Nähr- u. Kräftigungsmittel.

Dies und das.

Das Polytechnikum in Tomsk, das aus einer höheren Mittelschule hervorgegangen ist, zählt unter seinen angestellten Lehrern auch einen Deutschen, den früheren Lithographen Franz J. Havelka. Aus Probstau bei Teplitz in Böhmen gebürtig, arbeitete sich der jetzt einunddreißigjährige Mann durch ernstes Studium herauf und nimmt nun eine geachtete Stellung im Kreise der Fachwissenschaftler ein.

Die deutsche Frau im Ausland und in den Schutzgebieten. Nach Originalberichten aus fünf Erdteilen von Leonore Niessen-Deiters. (Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin 1913.) Das Leben, Streben und Arbeiten deutscher Frauen fern von der Heimat wurde — seltsam genug — erst sehr spät ein Gegenstand eingehender Beachtung. Die Frauenbewegung, die sich aller Berufsklassen, aller Organisationen und Vereinsgruppen in Deutschland in so hervorragender Weise annahm, fand zunächst keine Verbindung mit den vielen Verstreuten, die der Kampf ums Dasein aus dem Vaterland fortgetrieben. Erst gelegentlich der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf“ sammelte Frau Therese Said-Ruete in London, die verantwortliche Vorsitzende der Gruppe „Die Deutsche im Ausland“, eine Fülle von Material nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen im Ausland und gab damit so interessante Mitteilungen und sehr beachtenswerte Winke, daß es geboten schien, das Gegebene in Buchform erscheinen zu lassen. Es handelt sich in diesen mit großer Sachkenntnis und warmem Herzen für das Wohl aller deutschen Frauen geschriebenen Aufsätzen nicht um statistische Berichte und trockene Aufzählung der Leistungen unserer deutschen Mitschwestern, sondern vielmehr um Aufklärung, Unterweisung, Vorbereitung, Anregung und Warnung für alle die, die — freiwillig oder gezwungen — in die Fremde ziehen. Unzählige Fälle haben bewiesen, wie sehr die ins







Weshalb spielen Sie nicht Klavier?

Haben Sie keine Zeit zum Üben? Jst Jhnen die Technik zu schwer?

Spielen Sie PIANOLA-PIANO! Es erfordert keine technische Uebung und gewährt Jhnen in der Tat die Ausübung künstlerischen Spiels unter Wahrung des persönlichen freien Vortrags. Verlangen Sie erläuternde Broschüre H

Pianola und Pianola-Pianos können ohne Verbindlichkeit probiert werden.

Choralion Co.

Berlin W 9, Bellevuestr. 4 (Potsd. Platz)
Zweigniederl. Dresden A, Pragerstr. 49.

Einmal erprobt, immer verlangt

Für Feinschmecker:

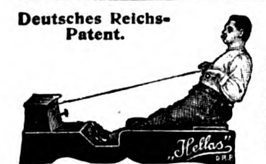
Lobeck's

Firma gegr. 1838 — Marke: Dreiring

CHOCOLADE CACAO DESSERT

Hofl. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Deutsches Reichs-Patent.



Ruderapparat „Hellas"

hat folgende Vorzüge: 1. Natürliche Wiedergabe des Ruderns im Boote. 2. Feine Regulierbarkeit der Leistung. 3. Völlig geräuschloses Arbeiten. 4. Geringstes Raumbedürfnis, da der Apparat aufrechtstehend aufbewahrt wird. Zu beziehen durch alle **Sanitäts-Geschäfte** oder durch die Fabrik **Sanitas, Berlin,** Friedrichstraße 131 d.

Prämiiert mit I. Preisen. Anerkennungen aus allen Ländern.

Wichtig für Damen **Einen Weltruf**

haben die **Meißner Smyrna-Knüpfarbeiten**

als **hochinteressant, angenehme, praktisch. Handarbeit,** zur Selbstherstell. **prachtv. Teppiche** in jed. Größ., **Vorleg.** für **Bett, Piano, Schreibtisch; Treppenläufer, Fenstermäntel. Bezüg. f. Sofas, Diwans, Fauteuils, Schaukel-** u. **Ruhestühle,** f. **Stühle, Sessel** j. Art, **Ofenbänke, Salontritte, Fußkissen** u. **Bänke, Rücken-, Fenster-, Stuhl-** u. **Reisekissen** etc. Man lasse Preisliste u. Mustervorlagen **mit Angabe des Gewünschten** kommen. Jede Arbeit wird gratis angefangen. Leichte Erlernung nach gedruckter Anleitung. **F. Louis Beilich, Meißen 25.**

Sämtl. Knüpfarbeiten auch fertig u. montiert zu haben.





Spezialfabrik moderner Selbstfahrer u. Krankenfahrstühle aller Art. Erstklassige Ausführungen. Mäßige Preise. Illustrierter Katalog gratis und franko.

Ein vorzüglicher Stoff



ist es, den wir direkt an unsere Kundschaft versenden. Verlangen auch Sie mal portofreie Zusendung einer Musterkollektion unserer neuesten Stoffe für Damen und Herren. Sie haben keine Kosten und kein Risiko, aber ganz bedeutende Vorteile.

Tuchausstellung Wimpfheimer & Cie. Augsburg 15

„Welt-Detektiv".

Auskunftei Preiss-Berlin W 1, Behrenstraße 49, Eckh. Friedrichstr., Nähe U. d. Lind. Beobachtungen (a. **Reisen,** i. **Badeort.** pp.), Ermittlung., spez. i. Zivil- u. **Strafprozessen! Heirats-Auskünfte** (Vorleb., Lebenswand., Vermög. pp.) **an allen Plätzen der Erde!** Diskret **Grösste Praxis! Zuverlässigst!**



Geh doch gerade! Geh nicht so krumm!



Elastisch federleicht

Nur **Partout** ist nach orthopäd. ärztlich. Grundsätzen der einzig zweckmäßige Rückenhalter

! Unerreichte Wirkung! Prospekt gratis — Preis M. **15—18**

Heinr. Loewy K. K. Hofbandagist **Berlin C,** Dorotheenstraße 77/78



Briefmarken für Sammler zu besonders vorteilh. Preisen. Reich illustr. hochinteressante **Gelegenheitsangebote** auf Kunstdruckpapier u. Preisl. üb. ca. 15,000 versch. Sorten sendet jedem kauflustigen Sammler kostenfrei **Markenhaus Ferd. Redwitz, Stuttgart 4.**

Ha, ha, ha, ich habe mir schicken lassen: **„Das große Kalauer Witzbuch"** 2000 der drolligsten, tollsten Späße, nur für Liebhaber eines prickelnden Humors, **Mk. 2,20** portofrei. Das große Buch z. Totlachen **„Die Humorkiste",** die originellsten Witze, Anekdoten, Scherzfragen, Vortragsstücke und Couplets. Gesammelt, gestammelt, gedichtet und gesichtet von Fidelius Witzikus, **Preis Mk. 1,70** portofrei. Beide Bücher zusamm. **Mk. 3,20** portofrei, dazu **gratis:** 1/2 Dtzd. Vierschwaben, ein Liebesorakel, größter Spaß, 1/2 Dtzd. hochinteressante Scherzkarten. **Richard Rudolph, Dresden 373,** Kaulbachstraße 19.

Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim.

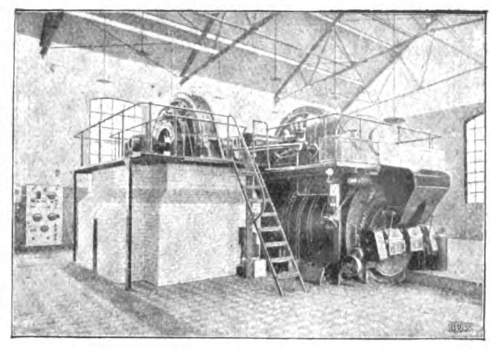
Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile“.

Zu den außerordentlichen Vorteilen, die die Lokomobile dadurch bietet, daß kein besonderes Kesselhaus mehr erforderlich ist, und daß sich somit nicht nur die Anlagekosten und die Fundamentierung, sondern auch die Wartung der Maschine wesentlich billiger stellt, kommt noch hinzu, daß die Lokomobile durch ihren inneren Ausbau auf eine so hohe Stufe der Wirtschaftlichkeit gebracht worden ist, wie sie von keiner anderen Dampfmaschinengattung erreicht wurde.

Die größte Errungenschaft im modernen Lokomobilbau aber ist die von Heinrich Lanz, Mannheim, vollzogene Einführung der Ventilsteuerung „System Lentz“, denn kein anderes Steuerungssystem vermag mit so einfachen Mitteln und mit nur einfacher Ueberhitzung eine für die Dauer so weitgehende Ausnützung der Vorteile des überhitzten Dampfes zu bieten. Es sind heute kaum fünf Jahre darüber vergangen, daß die Firma Heinrich Lanz ihre Ventillokomobilen auf den Maschinenmarkt gebracht hat, und schon arbeiten rund 300,000 Pferdestärken in allen Teilen der Welt.

Daß diese Neuheit in so kurzer Zeit einen solchen Erfolg aufweisen konnte, hatte seinen Grund selbstverständlich darin, daß sie von einer Weltfirma auf den Markt gebracht wurde, von der man wußte, daß nur erstklassige Maschinen ihre Werkstätten verlassen. Lanzsche Ventillokomobilen sind heute unstreitig Präzisionsmaschinen ersten Ranges von größter Oekonomie, höchster Einfachheit der Gesamtanlage und zählen zu den bevorzugtesten und modernsten Kraftanlagen für industrielle Betriebe. Sie werden mit Leistungen bis 1000 PS. und für elektrische Betriebe mit direkt gekuppelter Dynamo geliefert.

Welche Bedeutung den Lanzschen Werken aber auch volkswirtschaftlich in der deutschen Großindustrie zukommt, geht daraus hervor, daß dieselben über 4400 Arbeiter und 800 Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 410,000 Qudratmeter beschäftigen und in der Lokomobilfabrikation allein jährlich über 2000 Stück produzieren, so daß die Lanzschen Werke in ihrer Art die größten der Welt sind.



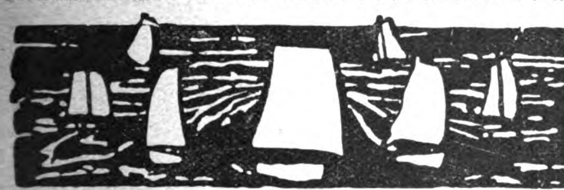
Zentrale Hohenschönhausen der Nordöstlichen Berliner Vorortbahn A.-G., Berlin
Das Maschinenhaus enthält (neben einer älteren Riemenlokomobile) eine 510—660 PS Lanzsche Heißdampf-Verbund-Lokomobile mit Ventilsteuerung „System Lentz“. Bemerkenswert ist die direkte Kupplung der Lokomobile mit einer Dynamomaschine.

DIE WOCHE

Nummer 41. **Berlin, den 11. Oktober 1913.** **15. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 41.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1713
Dienstbotenversicherung. Von ***	1713
Preisausschreiben für Tirol	1715
Tanzlust. Von Ola Alsen	1717
Lanke bei Berlin. Von Reinhold Cronheim. (Mit 5 Abbildungen)	1718
Unsere Bilder	1719
Die Toten der Woche	1720
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1721
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1729
Der Jagdhund. Ein Kapitel vom Weidwerk. Von Fritz Skowronnek	1735
Stiller Oktobertag. Gedicht von Karl Freiherr von Berlepsch	1736
Auf dem Säntis. Von Anton Krenn. (Mit 12 Abbildungen)	1736
Die neue Pelzmode. (Mit 6 Abbildungen)	1742
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Fortsetzung)	1746
Maskenball an Bord. Von Heinz Karl Heiland. (Mit 7 Abbildungen)	1750
Bilder aus aller Welt	1753



Die sieben Tage der Woche.

2. Oktober.

Aus Deutsch-Südwestafrika kommt die Nachricht, daß der Norden des Schutzgebietes neuerdings durch Buschleute beunruhigt werde. Die 4. Kompagnie hat Streifzüge gegen sie unternommen, dabei 15 Buschleute getötet und eine große Anzahl gefangengenommen.

Der österreichisch-ungarische Geschäftsträger in Belgrad erinnert angesichts der militärischen Maßnahmen Serbiens das Auswärtige Amt an die Notwendigkeit, die Londoner Beschlüsse über Albanien und seine Grenzen zu respektieren. Die serbische Regierung erwidert, daß sie nur Verteidigungsmaßregeln gegen albanische Angriffe getroffen habe.

3. Oktober.

Der Kaiser begibt sich von Rominten über Königsberg nach Langfuhr bei Danzig.

In Fiume wird eine Dynamitbombe gegen das Regierungsgebäude geworfen. Die Explosion richtet großen Schaden an.

In Griechenland werden durch königliches Dekret neue Jahrgänge der im August entlassenen Evzonenreserve wieder zu den Fahnen einberufen.

In Amerika tritt der neue Zolltarif in Kraft, durch den die meisten Zölle erheblich herabgesetzt werden.

Bei der Insel Grande, südwestlich von Rio de Janeiro, wird der zur brasilischen Kriegsmarine gehörige Schleppdampfer „Guarany" von dem Dampfer „Borborema" angerannt und in den Grund gebohrt. Dabei ertrinken 20 Personen.

4. Oktober.

Der Kaiser kehrt von Langfuhr nach Potsdam zurück.

In Loewitz in Oberschlesien stirbt, 67 Jahre alt, der dem Zentrum angehörende Reichstagsabgeordnete Florian Klose.

Auf seinem Schloß Worlik in Böhmen stirbt, 54 Jahre alt, Fürst Karl von Schwarzenberg, der Führer der Rechten im österreichischen Herrenhaus.

Der König der Helenen Konstantin trifft von seiner Auslandsreise wieder in Athen ein.

5. Oktober.

Der Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg trifft, einer Einladung des Prinzregenten Ludwig zur Jagd nach Lindenhof folgend, in München ein.

In München stirbt, 56 Jahre alt, der Aquarellmaler Professor Hans von Bartels (Portr. S. 1722).

In Berlin stirbt, 47 Jahre alt, der Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen, Professor Dr. Robert Kutner (Portr. S. 1722).

6. Oktober.

König Alfons von Spanien und Präsident Poincaré tauschen bei dessen Ankunft auf spanischem Boden in Irun Begrüßungsdepeschen aus.

Der Kaiser begibt sich vom Neuen Palais in Potsdam über Berlin zu achttägigem Jagdaufenthalt nach Hubertusstock.

In Breslau tritt unter dem Vorsitz des Berliner Oberbürgermeisters Wermuth der Preußische Städtetag zusammen.

Die chinesische Nationalversammlung in Peking wählt Juanschikai im dritten Wahlgang mit 507 von 703 Stimmen auf fünf Jahre zum Präsidenten der Republik.

7. Oktober.

Der Präsident der französischen Republik Poincaré trifft in Madrid ein.

König Ferdinand von Bulgarien tritt von Sofia eine Reise ins Ausland an.

Die rumänische Regierung bietet in Athen und Belgrad ihre Vermittlung zur Verhütung eines dritten Balkankrieges an.

8. Oktober.

Aus Peking wird gemeldet, daß nach der Wahl des Präsidenten alle Mächte die Republik China anerkannt haben.



Dienstbotenversicherung.

Von ***

Seit langen Jahrzehnten steht unser großes, schönes Vaterland unter dem Zeichen des Versicherungzwangs. Wer als Arbeiter in der Industrie, im Gewerbe, im Handel und Verkehr, in landwirtschaftlichen Betrieben im festen Arbeitsverhältnis sich sein Brot erwirbt, ist gegen alle Zufälligkeiten und Unbilden des Lebens versichert: das Reich hat für das ungeheure Heer der gegen Lohn beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen die Rolle des sorgenden Versicherungsvaters übernommen und Organisationen geschaffen, die alle Versicherten gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und die Gebresten des Alters sicher stellen sollen.

Wir selbst sind stolz auf diese unsere sozialen Einrichtungen, wir freuen uns, wenn wir von Ausländern gelobt werden, wenn wir hören, daß das geeinte Deutsche Reich in sozialer Beziehung an der Spitze aller Kulturvölker steht. Und fraglos hat das Bestreben, dem wirtschaftlich Schwachen beizustehen, ihn vor Unglück und Untergang zu bewahren, in menschlicher Beziehung etwas durchaus Sympathisches, ja diese Forderungen sind bei uns so populär geworden, daß wir sie heute schon als etwas Selbstverständliches zu betrachten geneigt sind. Indessen, wo viel Licht ist, wird auch mancherlei Schattenhaftes angetroffen. Das große Netz des allgemeinen reichsgesetzlichen Versicherungswesens, das sich über das ganze Land ausbreitet, lastet mit seinen riesenhaften

Verwaltungsapparaten und seinen vielseitigen, bis ins kleinste und kleinlichste geregelten Bestimmungen recht empfindlich auf den Beteiligten, auf den Versicherten sowohl wie auf den Versichernden. So gut und unanfechtbar die Grundgedanken des Versicherungzwangs von Reichs wegen an sich sein mögen, so haben sich doch im Lauf der Jahre recht beträchtliche Unzuträglichkeiten herausgestellt, die heute schon darin gipfeln, daß unserem wirtschaftlichen Leben geradezu ungeheuerliche Kapitalien entzogen werden, deren Fehlen unserer allgemeinen finanziellen Entwicklung keineswegs förderlich ist. Ein anderer Schaden, der sich aus den staatlichen Versicherungsbestrebungen heraus entwickelt hat, ist der, daß man stets nach neuen Versicherungsobjekten suchte, bis denn heutigestags tatsächlich — außer dem Lumpenproletariat — nichts übriggeblieben ist, das von Gesetzes wegen nicht versichert worden wäre.

Auch die Dienstboten, die städtischen sowohl als auch die ländlichen, sind vom 1. Januar 1914 nach der Reichsversicherungsordnung der Krankenversicherung unterstellt. Das Gesetz über die Krankenversicherungspflicht der Dienstboten schreibt vor, daß im allgemeinen neben der staatlichen Versicherung Landkrankenkassen gebildet werden sollen. Wo eine solche nicht errichtet wird, sind die Dienstboten bei der zuständigen allgemeinen Ortskrankenkasse zu versichern. Das wird beispielsweise in Berlin geschehen müssen, da hier von der Errichtung einer Landkrankenkasse abgesehen worden ist, oder man muß dem „Dienstboten-Krankenversicherungsverein von Dienstherrschaften auf Gegenseitigkeit zu Berlin“ beitreten.

Es sind das tief einschneidende, ja grundstürzende Veränderungen in dem bisherigen Verhältnis der Dienstboten zur Dienstherrschaft, das sich in seinen ursprünglichen patriarchalischen Einrichtungen in ein Verhältnis von Arbeitnehmer zu Arbeitgeber umgewandelt hat. Heute kann und soll hier noch in keiner Weise entschieden werden, ob durch diese Neuordnung der Dinge eine Wendung zum Bessern in den Beziehungen der Dienstboten zur Herrschaft herbeigeführt oder angebahnt wird, soviel ist indessen sicher, daß dem Dienstgeber heute alle Lasten aufgebürdet sind, während der Dienstnehmer, der zwar auf dem Papier ebenfalls zu den Lasten herangezogen wird, in Wahrheit frei ausgeht. Jedenfalls stehen die jetzt geforderten Leistungen der Herrschaften zu den bisher gewährten in einem fast unnatürlichen Verhältnis, was schon daraus hervorgeht, daß der in Berlin bestehende Abonnementsverein von Dienstherrschaften seine Beiträge von 9 auf 36 Mark jährlich erhöht hat. Die Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin fordert 43 Mark 20 Pfennig jährlich, die Wilmersdorfer Landkrankenkasse 25 Mark jährlich. Die Gründe für die Verschiedenheit dieser Forderungen brauchen wir hier nicht auseinanderzusetzen, weil sie vorwiegend lokaler Natur sind, sie werden aber in Deutschland, wo die Verhältnisse ähnlich liegen, ungefähr von der gleichen Art sein. Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß diese Krankenkassenbeiträge — ganz gleichgültig zu welcher Art der Versicherung sich der Dienstgeber entschließt — ohne weiteres auf die Löhne aufgeschlagen werden müssen. Denn so, wie die Verhältnisse ganz besonders in den Großstädten bei dem herrschenden Dienstbotenmangel liegen, fällt es natürlich keinem Dienstnehmer ein, sich die gesetzlich allerdings zulässigen Lohnabzüge gefallen zu lassen. Die theoretische Versicherungstechnik steht hier der harten Praxis vollkommen hilflos gegenüber, denn man braucht nur ein einziges Mal in ein Vermittlungsbureau für Dienstboten zu gehen, um sich zu vergewissern, welche Ansprüche bestehen, und wie sehr die Dienstboten die Konjunktur auszunützen verstehen. Die bürgerlichen Haushaltungen werden also hier mit Beiträgen belastet, die gewiß nicht ohne weiteres freudig übernommen werden, und es ist auch ganz überflüssig, das einer Hausfrau des näheren auseinanderzusetzen. Es kann, und das wird gewiß nicht ausbleiben, die neue Dienstbotenversicherungsordnung zu allerhand schweren Komplikationen im Dienstverhältnis selbst führen. Die Ortskrankenkassen, die Landkrankenkassen und die privaten Vereine, die zur Versicherung zugelassen sind, gewähren je nach der Höhe der Beiträge auch sehr verschiedene Leistungen. Der Dienstbote, der einen Dienst bei einer Herrschaft antreten will, wird daher klug genug sein, sich im voraus zu vergewissern, wo die Dienstherrschaft ihre Dienstboten versichert. Dem Dienstboten wird daran liegen, im Krankheitsfall in der bestmöglichen Weise versorgt zu sein, und er wird den Dienst bei den Herrschaften meiden, die ihn bei der billigeren und daher weniger leistenden Landkrankenkasse versichern, und den anderen Herrschaften den Vorzug geben, die den teureren Verein oder die Ortskrankenkasse mit ihren besseren Leistungen in Anspruch nehmen. Und wo nur Landkrankenkassen bestehen, wird das ein Grund mehr für die „Landflucht“ sein.

Nun darf wohl gesagt werden, daß die Leistungen der Ortskrankenkassen und des Abonnementsvereins, dessen neue Statuten der Reichsversicherungsordnung angepaßt sind, leicht den Neid aller der erwecken können, die nicht unter den Reichsversicherungzwang fallen. Die Leistungen beider Institute sind ungefähr die gleichen. Der Abonnementsverein zahlte bei einem Beitrag von 9 Mark jährlich bisher nur die Kur- und Verpflegungkosten für die in ein Krankenhaus verbrachten Dienstboten, und zwar bei nicht erfolgter Kündigung bis zu 26 Wochen, sonst nur bis zum Ende des Dienstvertrages des Erkrankten. Der Transport nach dem Krankenhaus erfolgte, wenn nötig, gleichfalls auf Kosten des Vereins. Außerdem bezahlte der Verein die ärztliche Behandlung, aber nur bei der Konsultation in der Sprechstunde; Besuche bei erkrankten Dienstboten dagegen bezahlte er ebensowenig wie Arznei, Bäder, Verbandstoffe usw. Bruchbänder, Bandagen und Brillen wurden für jeden Dienstboten bis zum Höchstbetrag von 10 Mark in einem Jahr bewilligt. Zahnärzte durften nur zum Zahnziehen in Anspruch genommen werden.

Nach den neuen Statuten werden auf die Dauer von 39 Wochen gewährt: 1. freie ärztliche und zahnärztliche Behandlung; 2. Versorgung mit Arznei sowie Brillen, Bruchbändern und anderen kleinen Heilmitteln, unter besonderen Verhältnissen zu größeren Heilmitteln einen Zuschuß bis zur Höhe von 100 Mark; 3. Kur und Verpflegung in einer Krankenanstalt einschließlich des notwendigen Transports; 4. bei nachgewiesener Arbeitsunfähigkeit, sofern Unterbringung in einer Krankenanstalt nicht erfolgt, Krankengeld in Höhe von 1,50 Mark pro Tag, allerdings erst vom vierten Krankheitstag ab; 5. neben Krankenhauspflege ein Hausgeld in Höhe eines Viertels des Krankengeldes. Ferner wird vom Verein unter besonderen Voraussetzungen an Schwangere und Wöchnerinnen für mehrere Wochen eine Unterstützung in Höhe des Krankengeldes gezahlt und für Hilfeleistung bei der Geburt durch eine Hebamme bis zur Höhe von 15 Mark. Endlich ist auch ein Sterbegeld bis zu 90 Mark, mindestens aber von 50 Mark vorgesehen.





Preisausschreiben für Tirol.

Viele Tausende kennen und lieben Tirol, und diese Liebe zieht sie alljährlich wieder dorthin zurück; die einen nach dem Süden, wo Wein und edle Kastanien, Oliven und Feigen reifen, die anderen nach den Tannenwäldern und Wasserfällen des herberen Nordens. Welche Fülle von verschiedenartigen Eindrücken wird da gesammelt und in Tagebüchern, mit Hilfe der Kamera, mit dem Zeichenstift festgehalten: Diese verborgenen Schätze sinniger Beobachtung gilt es zu heben, und dazu soll ein allgemeiner Wettbewerb

„Tirol in Wort und Bild"

dienen. Wer sich als Rodler oder Schneeschuhläufer zur Winterzeit in Nordtirol getummelt oder als Zuschauer dem fröhlichen Treiben auf den schneebedeckten Hängen beigewohnt hat, der sei ebenso zu diesem Wettbewerb aufgefordert wie der Wanderer, der im Frühling und Sommer die blumigen Almen Südtirols durchstreifte, oder wer im Herbst die Farbenfülle der südtirolischen Landschaft genoß. Alle, die etwas zu sagen haben in Vers oder Prosa, mit photographischen Aufnahmen oder Zeichnungen von Land und Leuten, sind eingeladen, sich um die von uns ausgesetzten Preise zu bewerben. Wir stellen

8000 Kronen

(österr. Währung) für Preise zur Verfügung, nämlich:

für literarische Beiträge:
2 erste Preise von je . . . 2000 Kronen,
2 zweite Preise von je . . . 1000 Kronen,
2 dritte Preise von je . . . 500 Kronen,

für photographische Aufnahmen oder künstlerische Arbeiten:
2 erste Preise von je . . . 300 Kronen,
2 zweite Preise von je . . . 200 Kronen,

Die Preise sollen gleichmäßig verteilt werden für Beiträge über Nordtirol (im Winter) und für Beiträge über Südtirol (Etschland, Herbst oder Frühjahr). Außerdem behalten wir uns vor, weitere Arbeiten zu erwerben. Schlußtermin für die Beteiligung am Wettbewerb ist der 1. Dezember 1913. Durch die Einsendung von Beiträgen erkennen die Teilnehmer am Wettbewerb die umstehend abgedruckten Bedingungen als für sie verbindlich an. Die Namen der Preisrichter werden alsbald von uns veröffentlicht.

Berlin SW 68,
im Oktober 1913.

August Scherl
G. m. b. H.



Bedingungen des Wettbewerbs „Tirol in Wort und Bild":

1. Jedermann darf sich am Wettbewerb beteiligen und so viel Arbeiten einsenden, als er will, doch muß jeder Beitrag mit besonderem Merkwort versehen sein (siehe Nr. 3). Die Beiträge müssen Originalarbeiten und dürfen noch nirgends veröffentlicht sein.

2. In Betracht kommen:
   a) Erzählungen, Beschreibungen, Gedichte, Dialoge und sonstige Feuilletons im Höchstumfang von je 350 Zeilen zu 14 Silben, und zwar über Nordtirol im Winter oder über Südtirol.
   b) Photographien oder Schwarz-Weiß-Zeichnungen in Strich- oder Tusch-Manier aus den gleichen Gebieten.

3. Beiträge dürfen nur mit einem Merkwort unterzeichnet werden, nicht aber mit dem Namen des Verfassers. Beizulegen ist ein verschlossener Umschlag, der das gleiche Merkwort als Aufschrift trägt und eine Karte mit Namen und Adresse des Einsenders enthält.

4. Die Beiträge sind zu adressieren: „An die Redaktion der „Woche", Berlin SW. 68. Betrifft Preisausschreiben: „Tirol in Wort und Bild". Beiträge werden nur bis zum 1. Dezember 1913 (abends 7 Uhr) angenommen und später eingehende Beiträge nicht berücksichtigt.

5. Die Beiträge werden durch einen von der Redaktion der „Woche" gebildeten Prüfungs-Ausschuß gesichtet, der darüber zu entscheiden hat, welche Beiträge den Preisrichtern vorzulegen und welche dem Verlag zum Ankauf zu empfehlen sind. Die Preisrichter treffen danach die letzte Auswahl unter den ihnen vorgelegten Arbeiten und verteilen die Preise.

6. Durch Zahlung der Preise bzw. Honorare erwirbt der Verlag August Scherl G. m. b. H. alle Urheber- und Verlagsrechte an den Beiträgen auf unbeschränkte Zeit und ohne Einschränkung auf eine bestimmte Erscheinungsform.

7. Die verschlossenen Umschläge, welche die Adressen der Einsender erhalten, werden erst geöffnet, nachdem das Preisgericht entschieden hat. Erst nach Veröffentlichung der preisgekrönten Arbeiten werden diejenigen nicht verwendeten Beiträge zurückgeschickt, denen das Porto für die Rücksendung beigefügt war. Unter keinen Umständen findet eine vorherige Rücksendung von Beiträgen statt. Das Ergebnis des Preisausschreibens wird in der „Woche" und im „Berliner Lokal-Anzeiger" veröffentlicht.

Wir veröffentlichen diese Bezüge, wenn man sich so ausdrücken darf, nicht deshalb, weil man sie für allzu kulant halten soll, im Gegenteil: in einem Kulturstaat soll und muß dafür gesorgt sein, daß jedem kranken Menschen in ausgiebigster Weise Hilfe zuteil wird; aber es entsteht doch unwillkürlich die Frage, wer eigentlich den Mitgliedern des Mittelstandes, die diese großen Mittel für solche Krankenbehandlung aufbringen müssen, im Krankheitsfall eine ähnliche Behandlungsweise garantiert. Man braucht wirklich nicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse gewisser Beamtenkategorien, der Kleingewerbetreibenden, der Leute, die in freien Berufen leben, und vieler anderer Erwerbsgruppen näher einzugehen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß es vielen sogenannten Herrschaften, die Dienstboten zu halten gezwungen sind, im Fall der Erkrankung schlechter geht als den Angestellten, die in die Hausgenossenschaft aufgenommen sind. Das an sich schon hochgesteigerte Selbstgefühl der Dienstboten wird durch solche Darbietungen gewiß nicht gemindert, und es dürfte jede kleine Unpäßlichkeit, die jeder andere Mensch ohne weiteres überwindet, zu einem schweren Erkrankungsfall aufgebauscht werden. Wie wir bereits bemerkten, ist es bei den Beiträgen für die Allgemeine Ortskrankenkasse der Dienstherrschaft gestattet, zwei Drittel der Beiträge vom Lohn abzuziehen. Doch das ist genau so wie mit den Marken auf den Invaliditätskarten; ursprünglich klebte man 20-Pfennig-Marken, dann stiegen diese auf 24 Pfennig, und heute kosten sie 32 Pfennig; die Herrschaft ist ja da auch berechtigt, Abzüge zu machen, aber wo geschieht das wohl?! Allerdings gibt es bei der Krankenversicherung Fälle, in denen die Dienstherrschaft zu Abzügen verpflichtet ist, und zwar, wenn ihre Zahlungsunfähigkeit eingetreten ist oder dergleichen.

Mit der Neuordnung der Krankenversicherung ist nun für den Haushaltungsvorstand, was die Anmeldungen des Dienstpersonals anbetrifft, eine ziemliche Portion von Scherereien verbunden, die keineswegs zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehören, und wie das bei uns nicht anders sein kann, schwebt stets noch das Damoklesschwert harter Strafen über ihm. Denn wer seiner Pflicht zuwider Versicherungspflichtige nicht anmeldet, kann, wenn er vorsätzlich handelt, mit Geldstrafe bis zu 300 Mark, bei Fahrlässigkeit mit einer solchen bis zu 100 Mark bestraft werden. Mit 20 Mark Geldstrafe wird belegt, wer pflichtwidrig die Stellung von Anträgen oder Anzeigen unterläßt. Man kann nun wirklich nicht behaupten, daß derartige rigorose Bestimmungen besonders dazu angetan sind, ein solches Gesetz bei den Dienstherrschaften populär zu machen, schließlich hätte sich doch wohl auch ein Weg finden lassen, auch den Dienstnehmern einen Teil der Verantwortung für ihre richtige und ordnungsmäßige Anmeldung aufzuerlegen. Jetzt bleibt den Dienstboten eigentlich nur die Pflicht, für die Verminderung des Küchengeschirrs und anderer Haushaltungsgegenstände zu sorgen, für alles übrige hat die Herrschaft einzustehen.

Allerdings bleibt dem Dienstgeber eine Möglichkeit offen, sich dem Gesetz über die Krankenversicherung der Dienstboten zu entziehen, wenn er den Antrag auf Befreiung von der Zwangsversicherung stellt. Er kann das tun, wenn er den Nachweis führt, daß er ein Einkommen von 4500 Mark hat oder ein solches von 4000 Mark und ein Vermögen von 6000 Mark besitzt. Dann übernimmt er die oben erwähnten Leistungen für den Fall einer Erkrankung auf seine eigene Rechnung. Das kann unter Umständen recht kostspielig werden, andererseits muß man allerdings auch zugeben, daß das Risiko kein übermäßig großes ist. Denn die Dienstboten stellen im großen und ganzen einen gesundheitlich nicht ungünstig zu bewertenden Menschenschlag dar, aber es ist immer ein Risiko, und wer Pech hat, kann immerhin in die Lage kommen, eine größere Summe opfern zu müssen. So sieht man also auf der ganzen Linie, daß den Dienstherrschaften neben nicht unbeträchtlichen finanziellen Lasten auch noch ein ziemliches Quantum von Unbequemlichkeiten aller Art auferlegt ist. Ob in unendlich vielen Fällen, auf die im einzelnen hier ja gar nicht näher eingegangen werden kann, die Schultern der Dienstgeber um so viel stärker sind als die der Dienstnehmer, kann getrost den Leuten überlassen bleiben, die uns mit dieser neuen Wohltat beschenkt haben. Mag sein, daß der bureaukratische Versicherungstechniker eine Freude daran hat: der Mann, der im werktätigen und Erwerbsleben steht, dürfte von anderen Gefühlen beseelt sein.

Auf die scheint es allerdings gar nicht anzukommen, wenn es sich darum handelt, den gewaltigen Versicherungskategorien ein neues Rubrum zugefügt zu haben. Die Hauptsache ist, daß versichert wird, damit angeblich jedem, der schreien könnte, der Mund gestopft wird. Auf diesem Weg, auf dem wir Milliarden thesauriert

und dem Verkehr entzogen haben, und auf dem wir gewiß noch rüstig fortschreiten werden, haben wir es herrlich weit gebracht, unser Volk ist beruhigt, weil es gegen alles Übel versichert ist, und von Unzufriedenheit, immer mehr gesteigerter Begehrlichkeit und Umsturz ist in unserem Vaterland bekanntlich nicht das mindeste zu spüren.

Tanzlust.

Von Ola Alsen.

Der Umschwung der Neigungen in dem gesellschaftlichen Leben ist geradezu frappierend. In unserer jüngsten Erinnerung leben zum größten Teil Menschen, die den Gesellschaftstanz als sinnlose Betätigung ansahen, als Beschäftigung für solche, denen die Kunst der Unterhaltung mehr Mühe machte als die gleichmäßige Bewegung der Beine.

Selbst bei den Tanzveranstaltungen der Jugend, geringschätzig Lämmerhüpfen betitelt, hielten es die Intellektuellen unter ihnen angemessener, mit ihren bevorzugten Kameradinnen geistvolle Konversation zu machen, als sich im Tanz zu drehen. Ihre Anschauung hatte durch jahrelange Überlieferung fast traditionelle Rechte.

Man interessierte sich für den Tanz, abgesehen von den nie aussterbenden Ballettenthusiasten, als Vorführung, als künstlerische Darbietung und entschied sich je nach Geschmack und Temperament für indische, Traum- oder Nackttänzerinnen, bemühte sich, Verständnis und Unterscheidungsvermögen für wirkliche Kunstleistungen aufzubringen, um die Mode der Tanzbegeisterung bis zur Überzeugungstreue mitzumachen.

Aber die neue Mode begnügt sich nicht mit einer passiven Teilnahme, und die blasiertesten Salonhelden, Frauen an der Grenze des gefährlichen Alters, seriöse Ehemänner in Amt und Würden, deren Embonpoint und gewichtige Stimme im hohen Rat der plötzlichen Tanzneigung einen überraschenden Charakter geben, gehören allgemach zu den Umstürzlern der geselligen Gepflogenheiten.

Man tanzt! Diese Neigung, die im letzten Winter tastend, man kann sagen im vorbereitenden Sinn auftrat, hat jetzt einen fast leidenschaftlichen Anstrich.

Die vielen Regentage in den Sommerfrischen unterstützten die Entwicklung. Man versuchte, sich mit dem Studium der neuen Tänze die Zeit zu vertreiben, und kam sich und dem Tanzsport, dies ist wohl die zutreffendste Bezeichnung, näher.

Jedermann weiß, daß, wenn vom Tanzsport die Rede ist, nur die neuen Formen, wie Boston, Onestep, vor allen Dingen Tango, gemeint sein können. Er hält den heftigsten Anfeindungen stand — er ist der Gesellschaftstanz, der zweifellos die diesjährige Wintersaison beherrschen wird.

Mit dem ihrer Nation eigenen Geschäftsinn witterte eine Amerikanerin im letzten Winter die Tanzkonjunktur und eröffnete in Berlin eine moderne Tanzschule. Diese Akademie fand zahlreiche Nachahmer. Nun flattern fast alle Tage zierliche Brieflein in das Haus, die zur Teilnahme am Tanzunterricht auffordern.

Ihren Anregungen ist der erstaunlichste Erfolg beschieden, denn wer im Gesellschaftsleben steht, ist bereits der Gefahr ausgesetzt, als Outsider zu gelten, wenn ihm die Kenntnis des Tangos ein Buch mit sieben Siegeln bliebe.

Aus diesem Grund haben die Tanzhochschulen keine freie Stunde; am Tage tanzt, trotz Mutter- und Hausfrauenpflichten, die mondaine Damenwelt, und kaum sind am Nachmittag die Bureaus geschlossen, beginnen die Herren ihre Tanzübungen, deren Studium bis spät nach Mitternacht dauert.

In den Tanzinstituten, die ihren Ruhm in der Gesellschaft zu begründen verstanden, ist überhaupt kein Unterricht mehr zu bekommen, trotzdem die Tanzbeflissenen selten mehr als eine Stunde unter Aufsicht ihrer Meister üben.

Wie berechtigt dieser Eifer ist, beweisen die ersten Einladungen der Saison. Wo man sonst zu einem Souper gebeten wurde, steht auf der Karte: Kaltes Büfett und „Tango“. Statt zum Diner wird man am Sonntag zum Tangotee mit anschließendem Souper aufgefordert, und selbst die bisherigen soliden Skatabende müssen abwechselnden, in den Wohnungen arrangierten Tanzstunden weichen.

Kaum haben sich einige Personen zwanglos zusammengefunden, läßt ihnen die Tanzlust keine Ruhe. Der Teppich fliegt zur Seite wie einst, da man noch so unwahrscheinlich jung war, aber statt der eigenartigen Modetänze einen stimmungsvollen Walzer oder eine lustige Polka tanzte. Der Tango tritt sogar als Todfeind des jüngst noch so hochmodernen Bridges auf. Der Reiz des Bridges ist angesichts des Tangos verblaßt.

Man fühlt sich plötzlich verjüngt, merkwürdig sorgenfrei und bewegungslustig. Wer bisher liebte, sich leidenschaftlich in politische oder gar Kunstgespräche zu verstricken, tritt in die Reihen der Tangopassionisten. Der Tango hat auch seine guten Seiten. Er führt gelockerte Ehebande im Tanzschritt zueinander. Wo schon Langweile auf jedem Sessel lauerte und die eheliche Harmonie zu gefährden drohte, übt man bei den Klängen des Phonographen die sieben Hauptfiguren des Tanzes, eine nach der andern, mit einer Hingabe, die der Erreichung des höchsten Zieles würdig wäre. Man muß auf seine Partnerin einstudiert sein — also übe zu Hause, und du wirst in der nächsten Tanzstunde deinen Kollegen im Amt vor Neid erblassen sehen.

Der Tango wirkt nivellierend, verwischt Altersunterschiede. Väter und Söhne, Mütter und Töchter üben gleichzeitig, und wer das Glück hat, unter einer modernen Tanzfamilie zu wohnen, versichere sich gegen Nervenchoks, denn mit der Tangomanie kam bedauerlicherweise die Grazie nicht mit in die Welt, und die von Tanzprofessionisten vorgeführten, wie schwebend und gleitend aussehenden Bewegungen zeigen sich tanzentwöhnten oder weniger begnadeten Beinen recht widerspenstig.

Die Kenner stellen an die Tangotänzer eine Anzahl Bedingungen, die mehr in der Disposition der Menschen als in ihrem Willen liegen. Die Berechtigung dieser Ansprüche kann man bei den Tangotees, den Tangosoupers, den Tangodiners studieren, zu denen die Absagen immer seltener werden.

Statt des monotonen Empfangs, bei dem sich die Damen mit den Lorgnetten kritisch beäugten und die Herren ihre Interesselosigkeit kaum zu verbergen vermochten, wird ein Begrüßungstango getanzt. Die starre Langweile ist gebrochen. Bei Tisch beherrscht der Tango das Gespräch. Jeder begeistert sich aus einem andern Grund an ihm.

Den Vogel schoß eine ältere Dame ab, indem sie erzählte, daß ihr der Arzt das Tanzen anstatt der Marienbader Kur empfohlen habe. Dieser Ersatz wird Anklang

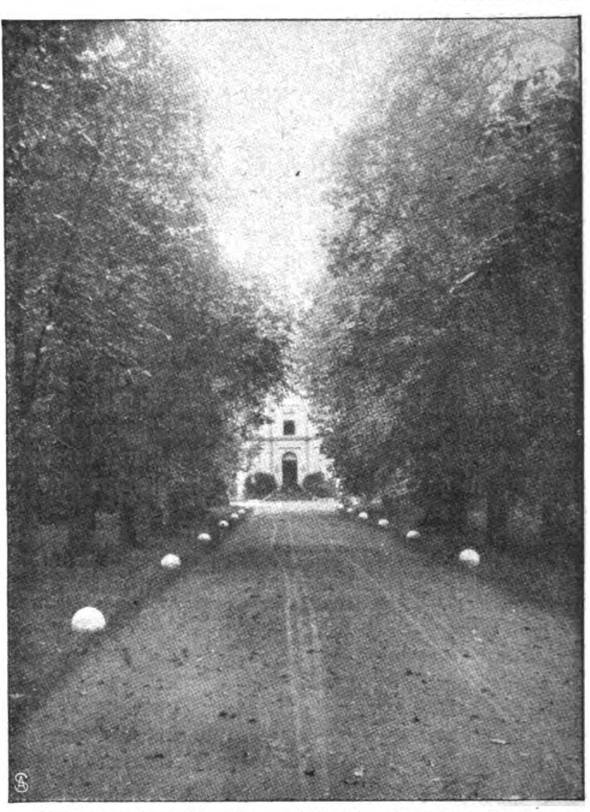
findet. Fürchtet doch unser bekanntester Theaterdirektor die Konkurrenz der Tangomanie mehr als die des Kinos. Welcher Triumph für den Tango, der verboten, verlästert und verpönt werden mußte, um so erhöht zu werden.

Nun ist er sittlich geworden, ein Reorganisator des Gesellschaftslebens, ein Jungbrunnen, ein Feind der Langweile und der müden Nerven. Man züchte den Tangobazillus bei Sekt, Austern und Kaviar und vermeide jede Kritik über Grazie und geeignete Qualitäten, wenn man nicht Gefahr laufen will, aller geselligen Freuden verlustig zu gehen. Denn solange noch kein Serum gegen die Modekrankheiten gefunden ist, fallen auch ihrer neusten Form täglich Hunderte zum Opfer.

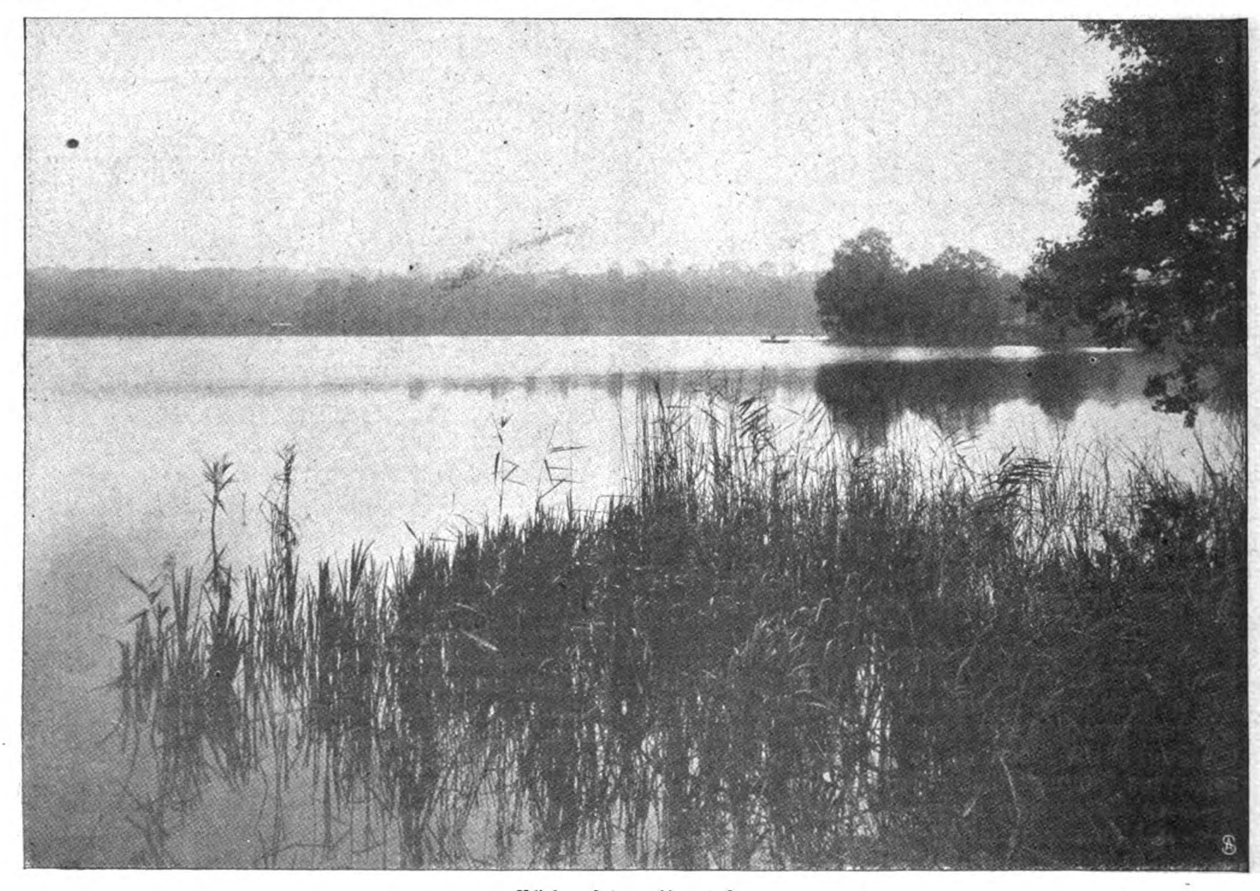
Lanke bei Berlin.

Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen.

Der Erwerb der Herrschaft Lanke bei Bernau durch die Stadt Berlin hat dieses herrliche Stück märkischer Erde in den Vordergrund des Interesses gestellt. Die Herrschaft ist uralter Besitz der gräflichen Familie von Redern, die noch in anderen Teilen der Mark begütert ist. Die Liegenschaft umfaßt außer Lanke noch Prenden und Arendsee mit etwa 4500 Morgen Acker- und Wiesenland und rund 13500 Morgen Wald. Er ist kein typisch märkischer Wald, der nur aus Sand und Kiefern besteht, sondern es finden sich treffliche Bestände von Buchen, Erlen und Birken. Dieser Waldbestand ist nur wenig durchforstet und daher sehr wertvoll, und die Jagd der Herrschaft Lanke ist in der weitesten Umgebung von Berlin berühmt.



Blick von der Chaussee auf Park und Schloß Lanke.

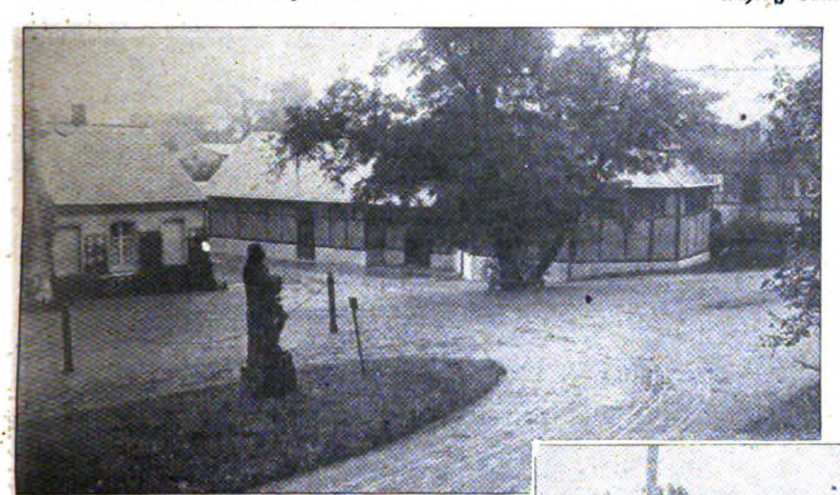


Blick auf den Liepnitzsee.
Zur Erwerbung der Herrschaft Lanke durch die Stadt Berlin.

Schloß Lanke liegt am Gellsee, der mit dem Ober- und dem Liepnitzsee in Verbindung steht. Schöner Laub- und Nadelwald umkränzen den Gellsee. Am Ostufer des Sees liegt ein Werder mit dem marmornen Grabdenkmal der Familie von Wülknitz, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Eine Urne mit Medaillonporträten auf einem mit Reliefs geschmückten Unterbau. Spiegelnd gibt der See das Bild der Wolken, gibt er all das Grüne wieder, das ihn umschließt, umrauscht. Ruhe ist hier und Frieden und die überraschende Ueppigkeit des Baumwuchses, die die sandige Mark entwickelt, wo irgendein langsam fließendes oder stehendes Wasser die Wurzeln in der Tiefe befruchtet. Das Schloß des Grafen von Redern ist ein alter Feudalbau mit runden Türmen und alten zinnernen Turmhauben. Einen wundervollen Blick auf das Schloß hat man von der Chaussee aus, die sogenannte „Schöne Allee“ mit uralten Bäumen führt direkt auf das Schloß zu.



Schloß Lanke bei Berlin.



Blick auf das Stallgebäude.

Hier herrscht noch überall weltverlorene, grüne Einsamkeit, die höchstens an Sonntagen von Touristen und Ausflüglern gestört wird. Bald wird es jedoch hier anders sein. Denn wenn die Stadt Berlin erst endgültig mit ihren Neuschaffungen eingedrungen ist, wird der Charakter der Gegend natürlich ein anderer werden. Aber der Wald und die Seen werden Tausenden von geplagten Großstädtern Erholung und Erquickung bringen, sie werden alle hinauslocken in Gottes freie Natur, die sonst fast niemals einen richtigen grünen Baum in dem steinernen Meer zu sehen bekommen. Und der Segen, den der Genuß der reinen und freien Natur bringen wird, ist gewiß ein Ersatz für das, was hier vielleicht dem einzelnen verloren geht.

Unsere Bilder

Der Kaiser in Königsberg (Abb. S. 1723). Der Kaiser, der von Rominten nach Potsdam zurückgekehrt und von dort nach Hubertusstock gefahren ist, hat auf seiner Reise in Königsberg in Preußen und in Langfuhr bei Danzig Station gemacht. In der alten Krönungsstadt hat er die neue Kaserne des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm I. (2. Ostpreußisches Nr. 3) besucht und im Kreis der Offiziere das Frühstück eingenommen. Auf unserm Bild sehen wir den Kaiser beim Verlassen des Kasinos.

Der Kronprinz von Schweden als Regent (Abb. S. 1721). Infolge der Erkrankung des Königs Gustav von Schweden ist der Kronprinz Gustav Adolf mit der Regentschaft während der Dauer der Krankheit des Königs betraut worden. Kronprinz Gustav Adolf ist am 11. November 1882 in Stockholm geboren und seit dem 15. Juni 1905 mit Margarete Prinzessin von Großbritannien und Irland vermählt. Der Ehe sind zwei Prinzen und eine Prinzessin entsprossen.

Das Gutsgebäude von Schloß Lanke.

Das Herzogspaar von Cumberland (Abb. S. 1727) hat unlängst auf Schloß Bernstorff in Dänemark, Heimat der Herzogin Thyra, geweilt. Zu dem dänischen Hof hat der Herzog Ernst August von jeher in sehr freundlichen Beziehungen gestanden, sein Verhältnis zum Hohenzollernhaus hat sich bekanntlich erst in der neuesten Zeit besser gestaltet. Allein die Versöhnung scheint doch nicht so vollkommen zu sein, wie man nach der Vermählung des Prinzen Ernst August mit der Prinzessin Viktoria Luise, der Tochter des Kaisers, annehmen durfte. Die endgültige Regelung der braunschweigischen Frage, die Thronbesteigung des Prinzen, die für diesen Monat erwartet wurde, ist einstweilen hinausgeschoben worden.

Prinzessin Elisabeth von Rumänien (Abb. S. 1722), deren neuste Porträtaufnahme wir bringen, ist die älteste Großnichte des Königs Carol von Rumänien, die Tochter des Prinzen Ferdinand. Die Prinzessin ist am 29. September 1894 auf Schloß Pelesch geboren.

Die Vermählung des Prinzen Arthur von Connaught (Abb. S. 1725) mit der Herzogin von Fife, der die englische Gesellschaft die größte Anteilnahme entgegenbrachte, dürfte auch in Deutschland Interesse erregen. Denn Prinz Arthur ist der Sohn einer Deutschen, der Prinzessin Luise Margarete, Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, mit der sich der Herzog von Connaught am 13. März 1879 vermählte.

Eine parlamentarische Instruktionsreise (Abb. S. 1724). In der Ersten Kammer des Landtags für Elsaß-Lothringen wird auf Kenntnis des praktischen Lebens gehalten. Eine größere Anzahl ihrer Mitglieder hat kürzlich, um sich durch den Augenschein über die Verhältnisse zu unterrichten,



Phot A. Groß.

Mr. Pinkerton (×), der König der Detektive, in Berlin.

eine Reise durch das lothringische Industriegebiet unternommen. Unsere Aufnahme zeigt die Teilnehmer in Montois bei St.-Privat.

Mr. Pinkerton (Abb. obenst.), der König der amerikanischen Detektive, der das vor 63 Jahren von seinem Vater gegründete Unternehmen zusammen mit seinem Neffen leitet, hat der Reichshauptstadt einen Besuch abgestattet. Er besichtigte mit Interesse das hiesige Kriminalmuseum, das seiner Ueberzeugung nach zu den besten der Welt gehört.

Graf von Lerchenfeld-Koefering (Abb. S. 1722), der bayrische Gesandte in Berlin, begeht am 14. d. Mts. seinen 70. Geburtstag. Er ist in Berlin geboren und hat, nachdem er verschiedene andere diplomatische Posten bekleidet hatte, seine Berliner Stellung seit dem 16. November 1880 inne.

Der Lord-Mayor von London (Abb. S. 1727) wird bekanntlich nicht wie die Bürgermeister bei uns für einen längeren Zeitraum gewählt, sondern immer nur auf ein Jahr. Trotzdem vollzieht sich der Wechsel in der Oberleitung der britischen Hauptstadt mit großer Förmlichkeit und Feierlichkeit. Unsere Aufnahme zeigt den Lord-Mayor für das kommende Jahr, Sir S. B. Bowater, auf dem Weg zu seiner Wahl.

Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in München (Abb. S. 1728) hielt kürzlich seine zehnte Jahresversammlung ab, zu der sich eine große Anzahl hervorragender Persönlichkeiten einfand. Die Teilnehmer begaben sich auch nach Landshut zur Besichtigung des dortigen Städtischen Museums. Unsere Aufnahme zeigt sie auf der Burg Trausnitz bei Landshut.

Jahrhundertfeier in Wartenburg a. d. Elbe (Abb. S. 1723). Gleich vielen anderen Orten hat auch das preußische Dorf Wartenburg a. d. Elbe seine eigene Jahrhundertfeier gehabt. Sie galt der Erinnerung an das bedeutungsvolle Treffen vom 3. Oktober 1813, in dem sich das Korps Yorks — der Tag brachte ihm den Ehrennamen Graf York von Wartenburg — besonders auszeichnete. Es wurde ein Denkmal des berühmten Heerführers enthüllt, das der verstorbene Berliner Bildhauer Arnold entworfen und der Berliner Bildhauer Werneking ausgeführt hat.

Die norwegische Studenten-Union in Christiania (Abb. S. 1724) hat kürzlich das Jubiläum ihres hundertjährigen Bestehens gefeiert, an dem sich auch die Universitätslehrer und die Staatsbehörden, an der Spitze die Minister, beteiligten.

Dr. Rudolf Diesel (Abb. S. 1727), der Erfinder des nach ihm benannten Motors, ist auf einer Ueberfahrt von Deutschland nach England plötzlich verschwunden, ein Ereignis, das natürlich allenthalben das größte Aufsehen erregt. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er den Tod in den Wellen des Meeres gefunden hat, aber ob ihm ein Unfall zugestoßen ist, oder ob er Selbstmord verübt hat, das erscheint als ein unlösbares Rätsel.

Aus Berliner Theatern (Abb. S. 1726). Nicht weniger als drei Berliner Theater brachten am letzten Tag der vergangenen Woche Neuheiten heraus. Am Königlichen Schauspielhaus ging zum erstenmal Alexander Zinns Komödienspiel „Die drei Brüder von Damaskus" in Szene. Aslan (Herr Clewing), der jüngste von drei verbannten Brüdern, kehrt heim, als gerade eine Empörung gegen den Sahib (Herr Kraußneck) im Gang ist, und tritt an die Spitze der Bewegung. Die Verhältnisse zwingen ihn, zeitweise nicht nur er selbst zu sein, sondern auch die Rolle seiner beiden Brüder zu spielen. — Das Thalia-Theater wartete mit der Posse „Die Tangoprinzessin" auf, zu der Direktor Jean Kren in Gemeinschaft mit Kurt Kraatz den Text und Jean Gilbert die Musik geschrieben hat. Ein tolles Verwechslungspiel, in dem die Damen Mizzi Freihard, Rosa Felsegg und Elsa Grünberg die weiblichen Hauptrollen kreierten. — Das Berliner Theater schließlich kam mit der Posse „Wie einst im Mai", um die schon vor der Erstaufführung ein Plagiatsprozeß entbrannt war. Die Verfasser Rudolf Bernauer und Rudolf Schanzer führen in dem stellenweise von Walter Kollo und Willy Bredschneider mit Musik versehenen Stück zuerst zwei Liebende vor, die sich nicht kriegen, um später die Schicksale der Kinder der beiden zu behandeln. Die Hauptrollen spielten Lisa Weise und Oskar Sabo. — Rudolf Rittner ist, nachdem er sich vor sieben Jahren in die Einsamkeit seines Gutes in Oberschlesien zurückgezogen hatte, jetzt zur Bühne zurückgekehrt. Er ist am Deutschen Künstlertheater, der Berliner Sozietätsbühne, als künstlerischer Beirat und Regisseur tätig. Wir bringen sein Bild nach einer Zeichnung von Frau Olden.

Todesfälle (Abb. S. 1722). In München ist der Maler Professor Hans von Bartels, 56 Jahre alt, gestorben. Der Künstler machte seine ersten Studien in seiner Vaterstadt, ging dann nach Düsseldorf und bildete sich auf ausgedehnten Reisen im Ausland weiter aus. Den Stoff seiner Bilder lieferten ihm das Meer, die Meeresküste und ihre Bewohner. — In Berlin starb am letzten Sonntag, 47 Jahre alt, Professor Dr. Robert Kutner, der als Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Er war auch als Arzt tätig und hatte namentlich als Urologe eine ausgedehnte Praxis.

Die Toten der Woche

Professor Hans von **Bartels**, bekannter Marinemaler, † in München am 5. Oktober im 57. Lebensjahr (Portr. S. 1722).

Dr. Rudolf **Diesel**, der Erfinder des Dieselmotors, † am 30. September im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 1727).

Dr. Heinrich **Dohrn**, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Florenz am 2. Oktober im 76. Lebensjahr.

Prof. Dr. Robert **Kutner**, Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen, † in Berlin am 5. Oktober im 47. Lebensjahr (Portr. S. 1722).

Fürst Karl **Schwarzenberg**, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, † auf Schloß Worlik in Böhmen am 4. Oktober im Alter von 54 Jahren.

Lecina-Seife

Was die Hautpflege des Kindes

versäumte, rächt sich im Backfisch- und Jünglings-Alter. Mitesser, Pusteln, leicht entzündete Haut sind die Folgeerscheinungen mangelhafter Hautpflege in der ersten Kindheit. Folgeerscheinungen von Verstopfung der Poren und Hautdrüsen durch Staub und Fett, die alltäglich mittels warmen Wassers und milder Seife — wie "Lecina-Seife" — gereinigt werden müssen. Die Haut gesunder Kinder ist stets gesund und bleibt es bei regelmässigem Gebrauch der "Lecina-Seife", die, milde, leicht schäumend und lecithinhaltig, in keinem Kinderzimmer fehlen sollte, aus hygienisch wie praktischen Gründen.

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich. — Preis 50 Pfg.; 3 Stück M 1.40.

Da zahlreiche Nachahmungen sich auf dem Markt befinden, achte man beim Kauf genau auf den ges. geschützten Namen "Lecina". Wunderbar-weicher Schaum; sehr ausgiebig im Gebrauch.

Alleiniger Fabrikant:

Ferd. Mülhens, Köln a. Rh.

(Gegr. 1792).



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Sandau.

Kronprinz Gustav Adolf von Schweden,
übernahm für seinen erkrankten Vater König Gustav V. die Regentschaft.



Phot. Maudy.

Prinzessin Elisabeth von Rumänien.
Neuste Aufnahme.



Phot. Koester.

Hans von Bartels †
München, bekannter Marinemaler.



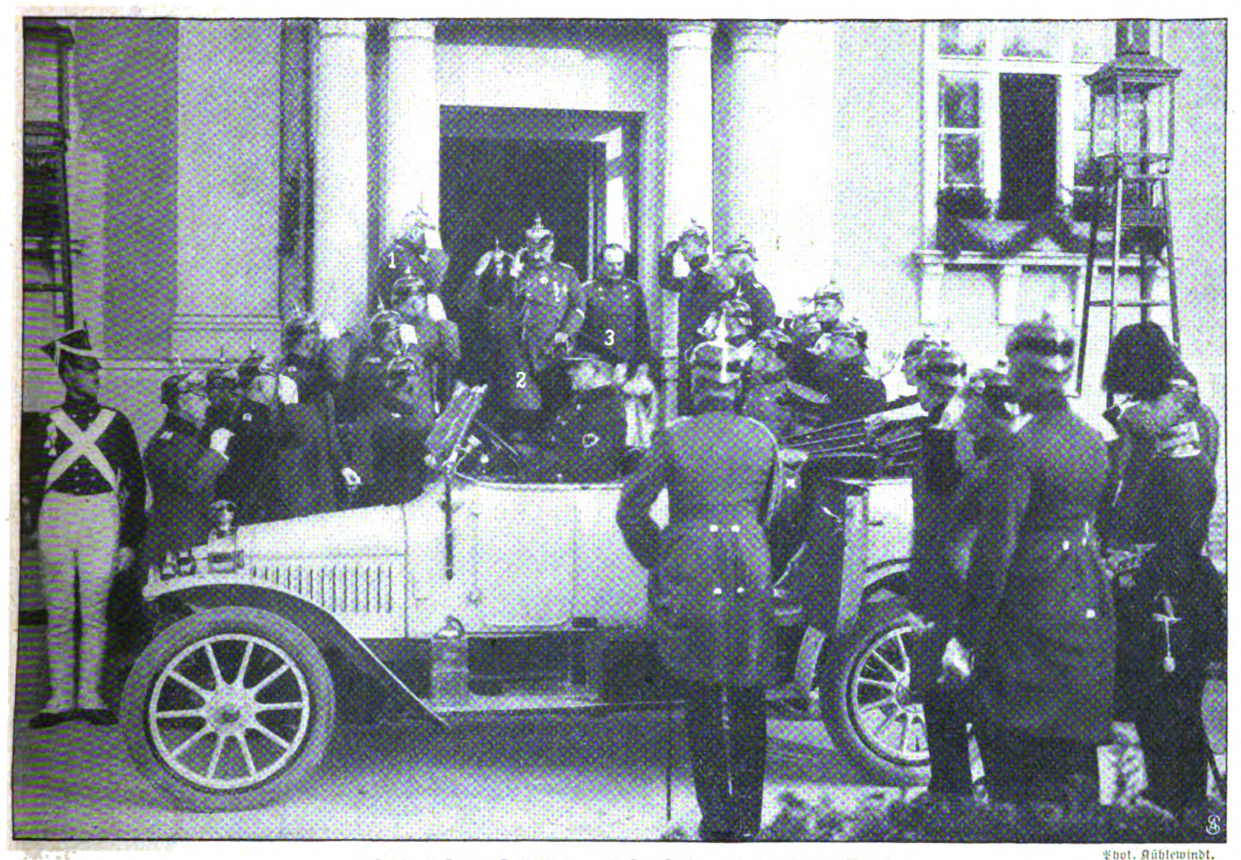
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Graf von und zu Lerchenfeld auf Koefering,
bayrischer Gesandter in Berlin, wird 70 Jahre.



Phot. Erwin Raupp.

Prof. Robert Kutner †
Berlin, Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses.



Phot. Kühlewindt.

1. Fürst zu Dohna-Schlobitten. 2. Der Kaiser. 3. Oberst von Wedel.

Vom Kaiserbesuch in Königsberg: Der Kaiser verläßt das Kasino der Dritten Grenadiere.



Phot. Groß.

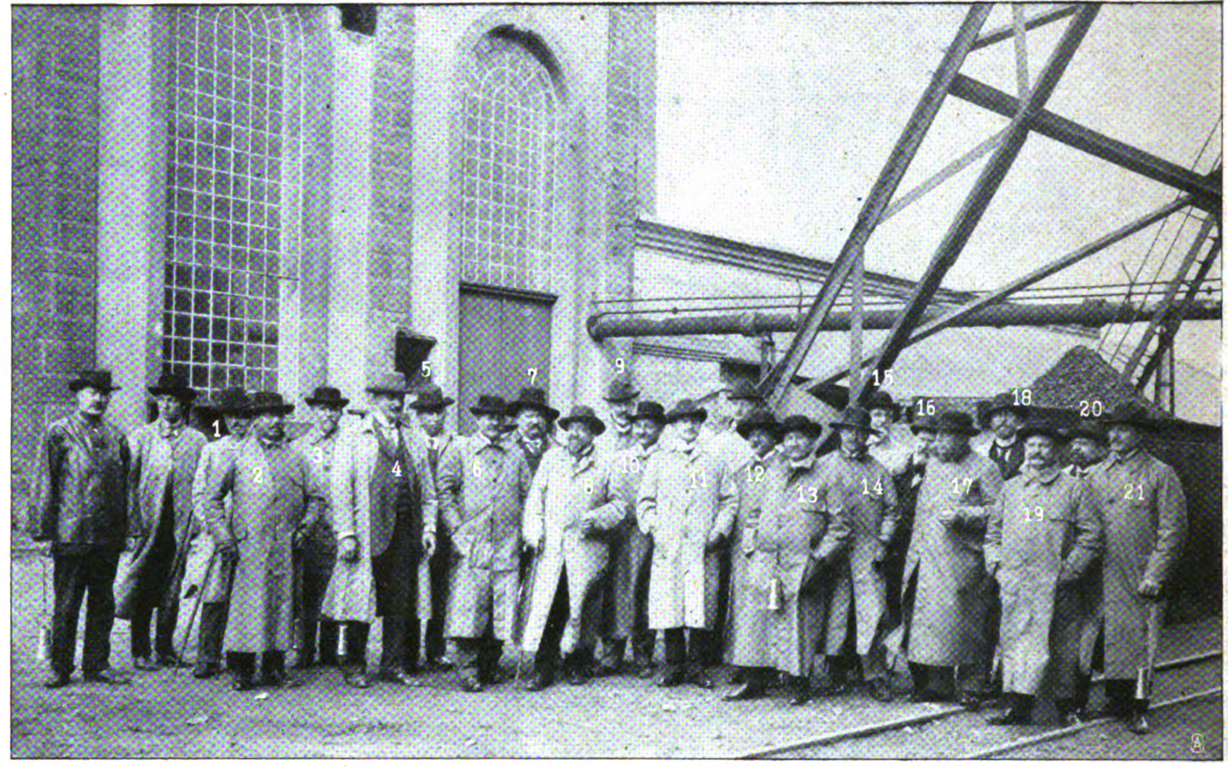
Die historische Gruppe der Spinnerinnen von 1813.



Phot. Hohlwein.

Das Denkmal für York von Wartenburg.

Zur Hundertjahrfeier der Schlacht bei Wartenburg an der Elbe.



1. Dr. Curtius. 2. Geheimrat Müller. 3. Prof. Dr. Bronnert. 4. Diebolt. 5. Baerst. 6. Gegauff. 7. Greiner. 8. Kommerzienrat Abt. 9. Justizrat Dr. Ruland. 10. Justizrat Grégoire. 11. Bürgermeister Dr. Schwander-Straßburg. 12. Bürgermeister Justizrat Blumenthal-Colmar. 13. Gymnasialdirektor Dr. Rech. 14. Baron v. Reinach. 15. Kommerzienrat Kiener. 16. Geheimrat Schlumberger. 17. Bian. 18. Miethe. 19. Landgerichtsrat Dr. Vonderscheer. 20. Bürgermeister Dr. Foret-Metz. 21. Ley.

Mitglieder der Ersten Elsässischen Kammer auf einer Instruktionsreise in Montois bei St.-Privat.

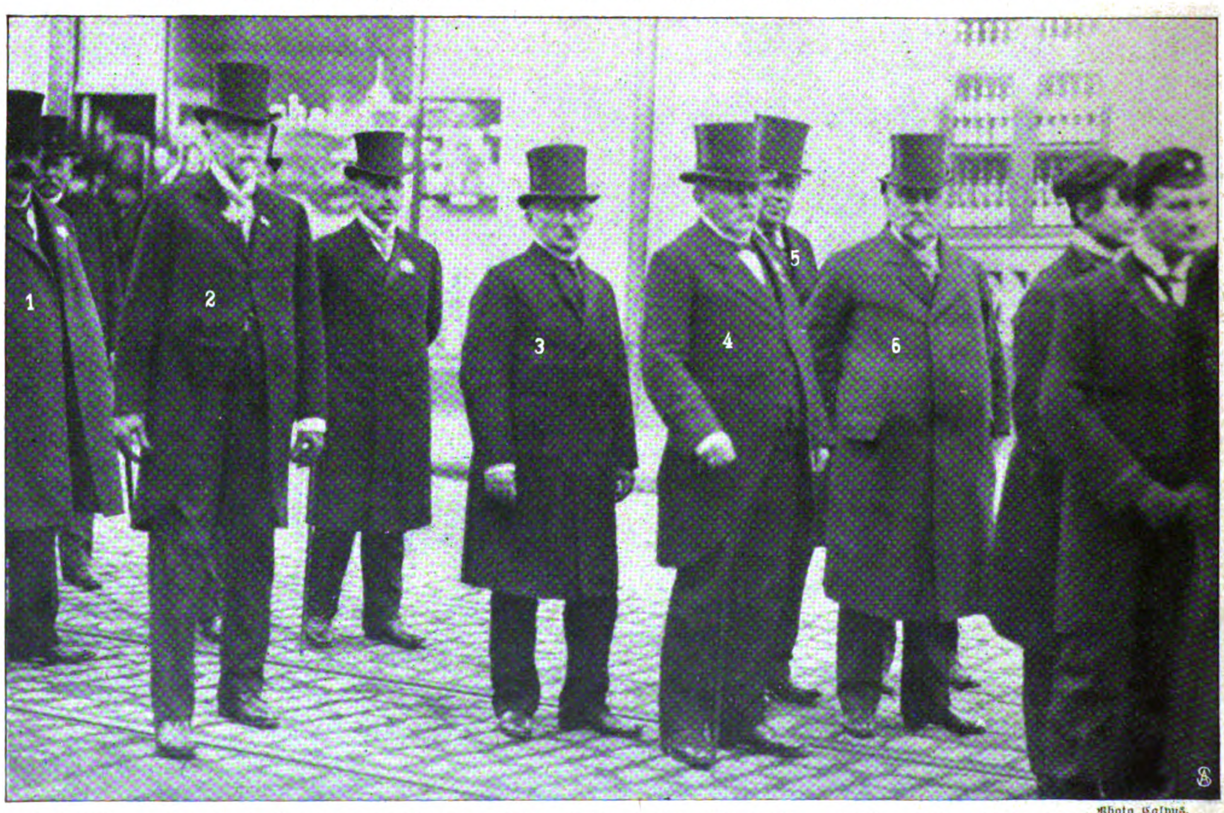


Photo Calpus.

1. Prof. Brogger, Exkanzler der Universität. 2. Rektor Morgenstjerne, Kanzler der Universität. 3. Staatsrat Keilhan, Kriegsminister. 4. Gunnar Knudsen, Premierminister. 5. Staatsrat Bryggesaa, Kultusminister. 6. Ihlen, Unterrichtsminister und Minister des Aeußern.

Von der Hundertjahrfeier der norwegischen Studenten-Union in Christiania: Festzug der alten Herren und Studenten.




Fürstin May von Teck.


Fürstin Helena von Teck.


Prinzess. Vikt. Alexandra v. Engl.


Fürstin Mary von Teck.

Die jugendlichen Brautjungfern.

Preß. Picture.

Das Brautpaar.

Zur bevorstehenden Vermählung der Herzogin von Fife mit dem Prinzen Arthur von Connaught.



Phot. Zander & Labisch

Kgl. Schauspielhaus: „Die drei Brüder von Damaskus".
Von links: Herr Clewing, Herr Kraußneck, Frl. Thimig.



Rudolf Rittner
von der Sozietätsbühne,
inszenierte „Hanneles Himmelfahrt" v. G. Hauptmann.
Nach einer Zeichnung von Frau Olden.

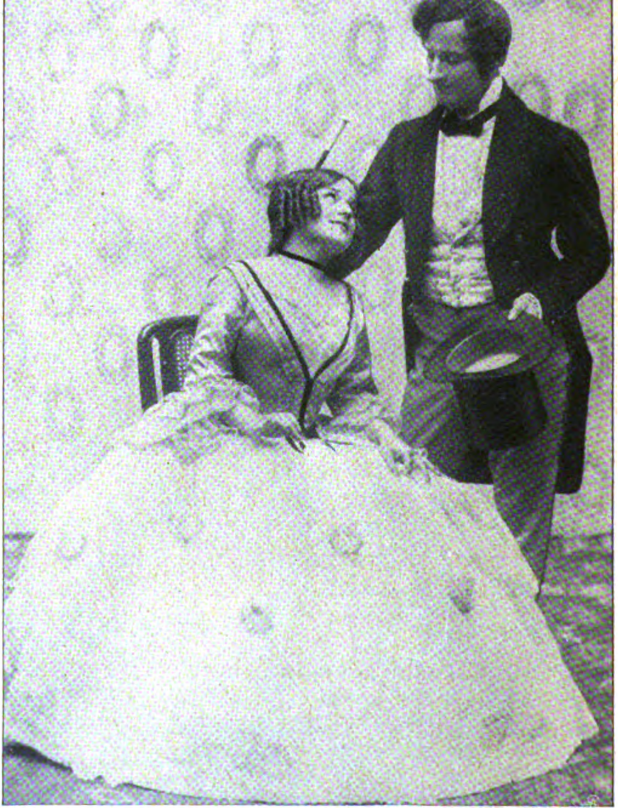
Aus Berliner Theatern.

Premieren im Kgl. Schauspielhaus, Sozietätsbühne, Berliner Theater, Thalia-Theater.



Phot. Willinger.

Thalia-Theater: „Tangoprinzessin": Die Hauptdarstellerinnen.
Von links: Frl. Freihard, Frl. Felsegg, Frl. Grünberg.



Phot. Willinger.

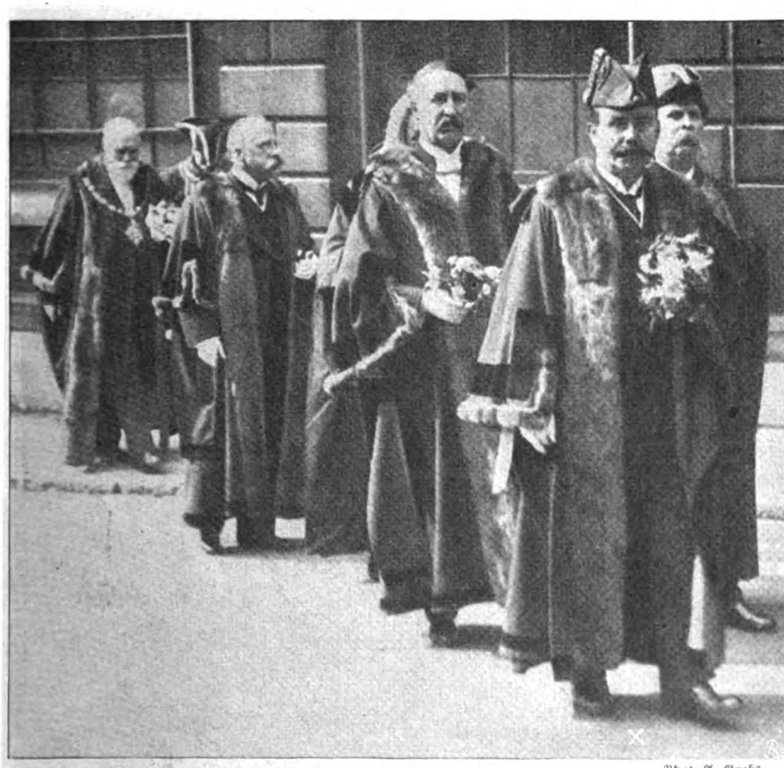
Berliner Theater: „Wie einst im Mai".
Lisa Weise und Oskar Sabo.



Phot. Hartwig.

Von links, sitzend: Herzog von Cumberland. Prinzessin Olga von Cumberland. Daneben die Kinder des griechischen Prinzenpaares. Von links, stehend: Prinzessin Viktoria von England. Prinz Georg von Griechenland. Prinzessin Georg von Griechenland. Königin Alexandra von England. Kaiserinwitwe von Rußland. Herzogin Thyra von Cumberland. Prinz Waldemar von Dänemark. Dessen Sohn Prinz Axel. Prinz Antoine von Orleans.

Vom Besuch des Herzogspaares von Cumberland in Dänemark auf Schloß Bernstorff.



Phot. A. Grohs.

Sir S. V. Bowater, der neue Lord-Mayor von London (×),
begibt sich zur feierlichen Verkündigung seiner Wahl.



Phot. Kester & Co.

Dr. Rudolf Diesel, München,
verschwand auf der Ueberfahrt nach London.



Phot. H. Hoffmann.

1. Geh. Rat Direktor Gölhausen. 2. Geh. Rat Müller, Breslau. 3. Dr.-Ing. Oskar v. Miller, Reichsrat, München. 4. Geh. Rat v. Dyck, München. 5. Exz. Graf v. Posadowsky-Wehner. 6. Exz. Staatsminister Dr.-Ing. v. Brettreich. 7. Geh Rat Professor Busley, Berlin. 8. Geh. Rat Bunte, Karlsruhe. 9. Geh. Rat Professor Seeliger. 10. Ministerialdirektor Lewald, Berlin. 11. Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner. 12. Direktor Professor Voller, Hamburg. 13. Exz. v. Delbrück. 14. Oberbürgermeister, Hofrat Marschall, Landshut. 15. Geh. Oberbaurat Bockhacker vom Reichsmarineamt 16. Direktor Schäfer vom Reichspatentamt. 17. Reg.-Rat Kerp, Direktor der Naturwissenschaftlichen Abteilung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes. 18. Geh. Ober-Reg.-Rat Freiherr v. Stein. 19. Geh. Hofrat Dr. Finsterwalder, Berlin. 20. Min.-Rat Schwörer, Karlsruhe. 21. Geh. Rat Dr. Wolf, Direktor der Heidelberger Sternwarte. 22. Dr. Bezold, Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg. 23. Geh. Rat Dr. Hagen von der Physikal.-Techn. Reichsanstalt. 24. Min.-Rat Geduly de Felsötömös, Direktor der ungarischen Staatsbahnen.

Der Vorstandsrat des Deutschen Museums in München auf der Burg Trausnitz bei Landshut

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

5. Fortsetzung.

Grauer Himmel herrschte an den Ostertagen, aber es war so warm, daß einem die Wintersachen zu schwer und doch die neuen Frühjahrsgewänder wieder zu leicht waren. Niemand wußte, wie er sich anziehen sollte; nur die Damen waren entschlossen, ihre neuen Hüte zu tragen, wie auch das Wetter sein mochte.

Der Ostermontag in Karlshorst galt trotz Wuthenow und Strausberg als der eigentliche Anfang der Rennsaison.

Die beiden kleinen Bahnen wurden nicht recht mitgezählt. Das war nur ein Auftakt.

Schon am Zoologischen Garten waren die Rennzüge besetzt, an der Friedrichstraße überfüllt, und nun gab es an jeder Station den üblichen Kampf zwischen drinnen und draußen, ein sinnloses Schimpfen, wenn die Türen zugehalten wurden und die Draußenstehenden Gewalt anwandten, wenn in ein bis zum Ersticken überfülltes Coupé sich noch einer eindrängte, der nicht eine Handbreit Boden mehr fand, auf dem er stehen konnte.

Die drei viertel Stunden dauernde Fahrt verleidete allen Menschen den Genuß und hielt viele Tausende ab, nach Karlshorst zu fahren. Für Damen war es ganz ausgeschlossen, und wer es nicht vorzog, im Auto verstaubt und durchgeschüttelt von dem holprigen Pflaster des Ostens auf dem Rennplatz anzukommen, der stieg zerzaust und aufgelöst von dem sinnlosen Gedränge aus der Eisenbahn.

Hier aber konnte man aufatmen, hier war Weite und freie Fläche, wenn man erst durch das sinnlose Geschrei der Programm- und Tipverkäufer hindurch war.

Wie das in die Ohren gellte, dieses beständige:

„Offizielles Programm! Zwanzich Fennije! Offizielles, zwanzich Fennije! — Der Tip! Der Tip zur Rennbahn! — Bleistift nicht vergessen! Bleistift zehn Fennije!"

Und die dicken Frauen, die sich hier schubsten, schrien sich heiser, als ob das Gebrüll irgendeinen Zweck hätte. Dabei konnten sie gar nicht so rasch ihre Programme verkaufen, wie sie ausriefen. Die Menschen drängten sich um sie, rissen ihnen fast die kleinen Hefte aus dem Arm. Sie hatten gegen die Leute anzukämpfen und brüllten doch wie besessen, krebsrot im Gesicht, mit hervorquellenden Augen ihr unentwegtes: „Offizielles Programm, zwanzich Fennije!"

Die tieferen Baßstimmen riefen: „Der Tip! Der Tip! Der heutige Tip! Sämtliche Sieger von heute!"

Und mitten in diesem Tohuwabohu, diesem Stimmengebrüll, dem heiseren Schreien saß jedesmal, das Gesicht dem Strom der Menschen zugekehrt, auf einem kleinen Klappstuhl eine blinde alte Frau und blies eine Blechflöte, wie sie die Kinder sich für einen Groschen kauften.

Da saß sie wie ein Fels mitten in der Menschenflut, mit ihren leeren Augen, eine blaue Küchenschürze über dem grauen Kleid, im Schoß einen Blechteller, auf dem ein paar kleine Münzen lagen.

Hie und da warf einer ein Nickelstück ihr in den Schoß: Abergläubische Wetter, die glaubten, sie könnten sich durch ein kleines Almosen das Glück gefügig machen.

Die dünne Melodie ertrank in dem Stimmengewirr; nie hatte einer mehr als drei, vier Töne zu hören bekommen, denn vom Eingang zur Rennbahn klangen die grausamen Töne der Leierkasten, die hier ihr Gedudel vollführten.

An den Kassen des Halbkreises, der mit Schlacke und Kies erfüllt war, herrschte fieberhaftes Gedränge, in langen Reihen standen die Menschen, um ihre Eintrittskarte zu erstehen. Zuweilen kam ein Mann heran und flüsterte: Herr Doktor, ich hätte heute wieder was Feines!"

Wenn man endlich durch das Tor hindurch war, kam es einem vor wie in einer anderen Welt —der breite, sauber mit gelbem Kies bestreute Waldweg, die ersten, noch schüchternen grünen Blättchen an den Büschen, ganz winzig noch. Die riesigen alten Eichen, die vereinzelt zwischen den hohen Föhren standen und das Ganze zu beherrschen schienen. Dieser angenehme Waldduft, der einen gleich umwehte, ließ alle Fährnisse vergessen, die man hatte durchmachen müssen.

Die eben noch hastenden Menschen wurden langsamer, man sah ja das Ziel vor Augen, die weiß und blaugestrichenen Tribünen, auf denen die Fahnen so lustig flatterten, links im Wald das alte hölzerne Stallgebäude, rechts vom Sattelplatz die strohbedeckten, idyllisch anmutenden neuen Boxen, wo die Pferde ihre letzte Toilette bekamen, während die für das erste Rennen schon auf dem eben sich frisch begrünenden Rasen im Kreis um sechs junge Eichen herumgeführt wurden. Sie waren von den Wettlustigen umstanden, die sich überzeugen wollten, wie die altbekannten Pferde durch den Winter gekommen waren, und welchem man wohl sein Vertrauen schenken konnte.

Die weite Rennbahn mit den schönen alten Bäumen, die hier und da sich erhoben, ohne doch den Blick zu behindern, lag frühlingsgrün da. Deutlich konnte man die verschlungenen breiten Streifen der einzelnen Kurse unterscheiden. Überall Hecken und Gräben, Zäune und Mauern, immer flankiert von den weißen und roten kleinen Flaggen, die den Kurs anzeigten.

Die Musik schmetterte, die Leute waren eifrig dabei, die angezeigten Reiter in die Programmhefte einzutragen, rasch noch einen Blick in eine rosa, grüne oder blaue Sportzeitung, ehe man sein Geld wagte — dann klang das erste helle Läuten vom Wageraum herüber — und die eigentliche Rennsaison konnte beginnen.

Alle Plätze waren überfüllt, drüben am Karlshorster Sprung war es schwarz von Menschen, und ganz rechts am Zweiten Platz wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen, ein unruhiges Hin und Her, in das erst Ordnung kam, als die ersten Pferde auf der Bahn erschienen und nun alles an die weißen Barrieren drängte, um sich nach der langen Winterruhe wieder einmal rennmäßige Pferdebeine zu besehen. Die bunten Farben der Jockeis leuchteten auf, denn sie hatten das erste Glückaufrennen zu bestreiten.

Von der Form der Pferde wußten heute die wenigsten, die Wetter gingen mehr nach den Zeitungen, nach Namen oder dem Reiter, von dem sie gehört und zu dem sie Zutrauen hatten.

Der Sieger, zu dem die Wissenden gehalten hatten, war vom Gros der Wettenden nicht besonders favorisiert, so daß es über achtfaches Geld gab.

Die Turfweisen meinten: für den Anfang ganz gut. Häufig war ja die Quote höher, da fast jedesmal als Auftakt ein krasser Außenseiter oder ein ganz dunkles Pferd herauskam.

Widding saß wie damals in seinem ersten Rennen in Wuthenow auf Graf Orligs Gesina. Er sollte diesmal mit einer Reiterklasse zusammentreffen, die sich sehen lassen konnte, sieben der bekanntesten Namen, unter denen er der Benjamin war. Balk und Zoller, Eiger und Archim darunter. Geschlossen ging das Feld auf die Reise, sprang Koppelrick und Tribünenbach wie beim Schwadronsreiten, und erst an der Eisenbahn löste sich die Gruppe langsam auf. Am Bach gab es eine Karambolage, und die Favoriten schieden aus. Olly blieb liegen und regte sich nicht.

Widding war über alle Hindernisse glatt hinüber. Archim war gefallen. Am Einsprung lag er bei den beiden vorderen Pferden, und so ging es auf die Taxushecke zu. Dann kam die letzte Hürde.

Da wieder ein heller Ruf auf den Tribünen, dann unruhiges Gemurmel, einer ist gestürzt. Wer ist es?

„Einer von den Ulanen. — Schon steht er wieder auf. Widding mit Gesina.“

Die Hürde war ihm zum Verhängnis geworden, er war über den Kopf des Pferdes weggeflogen, das nur in die Knie gebrochen war und gleich weiter lief.

Er sah wie der sichere Sieger aus, denn wer die Hecke zuerst sprang, hatte alle Vorteile für sich, wenn noch was in seinem Pferd steckte.

So kam diesmal ein ganz unbekanntes Pferd heraus, da die beiden Favoriten schon vorher gestürzt waren.

Die drei Reiter kamen zu Fuß von den verschiedensten Seiten der Bahn heran, während die Musik längst ihren Tusch geblasen und die ungeheure Menschenmenge vergeblich sich auf den Raum hinter der Tribüne zusammenzudrängen suchte, um die Anzeigetafeln zu beobachten.

Kaum schrittweise kam man vorwärts. Dann gab es nach langem Warten ein Hallo und einzelne sehr vergnügte Menschen, die einen Freudentanz aufführten, weil sie über 200 Mark für ihre Krone bekamen.

Inzwischen rasten die drei Pferde noch immer um die Bahn, kehrten an den Hindernissen um und verschwanden schließlich hinter dem Zweiten Platz.

Dort saßen einzelne Waghalsige oben in den Tannen und hingen zu dreien und vieren in den Birken, von dessen weißer Borke sie sich als schwarze Klumpen abhoben. Von weitem sah das ganz gefährlich aus, als ob solch ein dünner Zweig abbrechen könne und sie dann in diese enggedrängte schwarze Masse herabstürzen könnten.

Der Boden war aufgewühlt von den vielen tausend Füßen, und zuweilen ging ein kühler Wind über all die Köpfe hin, über die schwarzen Hüte der Herren, die bunten Mützen der Offiziere, über all die Reiher, langen Federn und bunten Bänder auf den Hüten der Damen, die sich zu dem Turnier heute geputzt hatten.

Rasch drängte sich Widding durch diese Menge, während in dem Auktionsring die Siegerin ausgeboten wurde; aber niemand hatte rechte Lust, sie zu erstehen, und mit zweihundert Mark Aufschlag behielt sie ihr Besitzer.

Widding mußte gleich wieder in den Sattel steigen. Er hatte auch im dritten Rennen May be seines Rittmeisters von Keßler zu reiten, genau die gleiche Bahn wie eben. Diesmal wollte er aufpassen und es sich merken, daß die letzte Hecke höher war in diesem Jahr als alle andern Hürden und Hecken, damit die Pferde nicht nur so durchrutschen, sondern auch wirklich sprangen.

Diesmal war es ein Zehnerfeld, unter den Uniformen der buntseidene Dreß von drei Herrenreitern, und diese hellen Farben leuchteten kräftig auf in dem blassen Sonnenschein, der über der Bahn lag.

So hoffnungsfreudig sah das alles aus, und so dachte auch Widding. Vielleicht blühte ihm das Glück: May be!

Der Start verzögerte sich, obwohl zu dem Jagdrennen nur ältere Pferde zugelassen waren, aber auch diese alten Kämpen hatten ihre Mucken, drehten sich am Start, brachen fort und machten allerhand Mätzchen.

Auch das nahm ein Ende, und schon brauste die Gesellschaft dahin. Achtsam saß Widding auf May be, recht leicht, um ihn nicht zu behindern. So kam der erste ernsthafte Sprung, nach dem Koppelrick der große Tribünenbach, und da, ganz im Anfang des Rennens, ereilte ihn das Geschick. May be kam mit den Hinterbeinen in den Graben, stolperte auf, und der Reiter flog aus dem Sattel, während das Pferd weiter galoppierte.

Widding war ganz benommen, er suchte Mütze und Peitsche auf und blieb eine Weile noch in den deckenden Wacholderbüschen, die den Graben flankierten, während die Aufmerksamkeit sich auf das eben aus dem Wäldchen am Eisenbahndamm hervorkommende Feld richtete. Dann überschritt er rasch das Geläuf.

An den Graben hatte er gar nicht gedacht, den hatte er mit der Gesina vorhin spielend genommen, und da mußte er nun schon nach den ersten paar hundert Meter scheitern. Zu dumm!

Mit dem Vielleicht! war es also nichts. Das Geschick hatte es böse mit ihm vor. Zwei Ritte so hart nacheinander, und jedesmal gestürzt. Er kannte die Bahn nicht, nur einmal von der Morgenarbeit her, trotzdem durfte ihm das nicht passieren.

Ob sein neuer Sitz daran schuld war, den er auf Balks Veranlassung angenommen hatte? Wahrscheinlich.

Er saß unsicher, und bei jedem Rumpler flog er offenbar glatt vorwärts über den Hals des Pferdes hinaus. Das ging alles so rasch, daß er gar nicht zur Besinnung kam. Er lag mitten zwischen den andern, im Nu war das Hindernis heran, ohne daß er recht taxieren konnte, und er flog darüber weg, aber gleich auf den Rasen, ehe er noch begriff, wie ihm geschah.

Der Ostermontag war recht verpatzt, und er hatte keine Lust, sich das Hauptrennen anzusehen, bei dem ein Dutzend Pferde sich um die zehntausend Mark bewerben wollten.

Am besten, er drückte sich einfach heimlich, ohne daß wer was merkte, denn rühmlich hatte er heute nicht abgeschnitten. Das Herz klopfte ihm, die Hände waren unruhig, und er war gerade dabei, sich umzuziehen, als drei Reiter des Rennens zurückkamen, unter ihnen sein Kamerad Zoller, der eben Zweiter geworden war.

„Sie, Widding, hören Sie mal, Sie könnten mir einen riesigen Gefallen tun."

„Ja, und?" —

„Reiten Sie meinen Ulan im nächsten Rennen."

„Aber Zoller!"

„Gewiß! Sie haben Pech gehabt, aber hier können Sie sich rausreißen. Der Ulan ist ganz sicher."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Ja, Menschenskind. Ich sage das nicht aus Ulk. Sehen Sie, ich bringe nicht unter 75 in den Sattel. Der Ulan hat nur 70 zu tragen. Ich diene Ihnen als Schrittmacher mit Berlinette aus meines Trainers Stall. Komische Sache, aber der Besitzer will's mal so. Ich reite gegen mein eigenes Pferd, aber all meine Kunst nutzt da nichts. Ich kann, wie gesagt, nur die ersten zweitausend Meter das Tempo angeben."

„Sie wollen mir wirklich den Ritt anvertrauen?"

„Also, Widding! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht? Sie tun mir einen Mordsgefallen, wenn Sie ja sagen."

„Gut! Aber ich habe meinen Pechtag. Ich garantiere für nichts. Lieber wäre es mir schon, wenn Sie wen anders nehmen wollten."

„Ich weiß niemand. Weshalb soll ich Ihr leichtes Gewicht nicht ausnutzen?"

„Schön! Dann übernehme ich den Ritt."

„Also dann kommen Sie noch rasch auf die Klubtribüne. Wir wollen uns den Osterpreis ansehen. Dann kann ich Ihnen auch noch Instruktionen über den Ulan geben. Er hat nicht viel gearbeitet, ist aber schon so oft über die Bahn gegangen, daß er darin im Vorteil vor den andern ist. Bloß die Gräben gefallen mir nicht mehr. Sie sind jetzt abgeschrägt und mit Wasser bis zum Rand gefüllt, sehen mordsgefährlich aus und sind dabei gar nichts mehr. Die hat der Ulan nie sonderlich geliebt, da müssen Sie ihn ein wenig treiben. Er nimmt das nicht übel, kann gern mal energisch aufgefordert werden, daß er seine alten Knochen zusammennimmt. Sonst geht er willig. Es ist schade, daß Sie nie darauf gesessen haben, müssen Sie nachholen!"

„Aber gern. Wer reitet denn heute Siglinde?"

„Ist ja gleich! Ein prachtvolles Pferd. Das wird ein famoses Finish werden, wenn sie einigermaßen zusammenhalten. Donnerwetter, eine anständige Pace! Wenn die durchgehalten wird, dann gratuliere ich. Die rennen sich ja den Hals ab. Natürlich, ein alter Kerl wie Praktikus macht das nicht mit. Sehr vernünftig, mein Junge! Du kommst noch immer früh genug. Wissen Sie, Widding, prinzipiell seinen ruhigen Stride behalten. Man muß immer noch die Hände voll haben. Immer so liegen, daß man herankommen kann, wenn es not tut. Sehen Sie, jetzt kommt Praktikus und wird gleich mit im Bild sein. So habe ich's gern! Beim letzten Sprung dicht auf oder doch bis auf zwei Längen heran sein. Die müssen noch im Pferd drin stecken und vom Teepavillon an reiten, was das Zeug hält, wenn nicht ein anderer mehr in sich hat, sonst bis zur Aufzugstafel warten und plötzlich vorwerfen, wenn der an den sichern Sieg glaubt und nachläßt. Ah, Little Boy ist vorn. Nein, mein Alter, den holst du heute nicht mehr, das ist ein fixes Kerlchen. Klar entschieden, er zieht davon. Sehen Sie, das Pferdchen hat man gar nicht gesehen, er ist aber gut in der Arbeit gewesen und hatte alle Vorteile für sich. Die klugen Leute haben sich gewiß drangehalten, ich hatte auch daran gedacht, habe mich aber doch für Praktikus entschieden. Vielleicht brauchte er nicht aufzugeben; aber schließlich ist es besser, seinen Gaul nicht zu forcieren. Tun Sie das auch nicht mit dem Ulan. Nachher ist er sonst so ausgepumpt, daß er die Luft verliert."

Zoller hatte unentwegt gesprochen und Widding nur einmal ein Ja oder Hm dazwischengeworfen. Er verfolgte eifrig das Rennen, war aber mit seinen Gedanken bei seinem Pech, das sich heute an ihn geheftet hatte. Er kam nicht so schnell darüber weg.

Er wußte nicht, ob Gerda Oettgen heute hier war. Sie war über die Ostertage nach Berlin gefahren, aber hatte nicht sagen können, ob sie mit ihren Freunden zum Rennen herauskam.

Er hatte sie vergebens gesucht. Das war eine Beruhigung. Aber es waren so viele Herren vom Regiment da, die erzählten ihr gewiß, was ihm heute passiert.

Das machte sich immer komisch, wenn einer hilflos und erstaunt auf dem Rasen saß — genau wie ein Mann komisch war, der hinter seinem Hut herlief.

Na, vielleicht ging es zum drittenmal gut. Zoller glaubte ja an einen Erfolg, und der Ulan war als Pferd nicht zu verachten. Er war auf dem einen Auge halb blind und dadurch unsicher, aber er kannte die Bahn und jeden Sprung.

Die Glocke rief zum Satteln, Widding war abgewogen. Und während die andern schon im Kreis auf dem Sattelplatz herumritten, kam er als letzter, so daß er sich hinten anschloß, nur einmal den von Menschen schwarz wimmelnden Platz umkreiste und gleich hinaus auf die Bahn kam. Aber auch da hieß es, am Richterhäuschen noch Karussell gehen. Dann bekamen die Pferde den Kopf frei zum Aufgalopp, und der Ulan sprang die Probehürde tadellos. Er schüttelte sich hinterher ein wenig, denn er war es offenbar nicht gewöhnt, mit so kurzen Bügeln geritten zu werden. Trotz Abratens von Zoller hatte Widding darauf bestanden. Er hatte sich schon so an den Sitz gewöhnt, meinte er, daß er nicht anders mehr könne.

„Gut," sagte Zoller, „wenn Sie wollen, aber ich

glaube, Sie geben einem Pferd wie dem Ulan, der es nicht gewöhnt ist, keine Hilfe damit."

Der Start war diesmal direkt vor den Tribünen, so daß aller Augen auf die Reiter gerichtet waren.

Der Ulan benahm sich sehr brav und blieb hübsch an seinem Platz, wohin er gehörte, während die andern unruhig hin und her tänzelten und einige kaum zu halten waren. Die rote Fahne senkte sich, die weiße Advanceflagge vorn verschwand, und es ging um den See auf den Waldsprung zu, die Pferde verschwanden, kamen im Rudel wieder an der Eisenbahn hervor. Das nächste Hindernis war der Erlengraben. Alle kamen hinüber, nur e i n e r stürzte. Und nach einer ganzen Weile leuchtete bei den Büschen, die den Bach umschlossen, die helle Wuthenower Ulanenuniform auf, bewegte sich hin und her, und jemand machte sich an seinem noch immer am Boden liegenden Pferd zu schaffen.

Es war Widding mit dem Ulan.

Der Steigbügel hatte sich ausgehakt, er fühlte sich unsicher, konnte den alten Gaul nicht genügend unterstützen, und sie hatten sich beide überschlagen. Eine Minute hatten sie dagelegen, dann hatte sich Widding aufgerappelt und sich um den Gaul bemüht.

Ein unruhiges Gemurmel hatte sich auf den Tribünen erhoben.

Jeder fragte, niemand wollte es recht glauben.

Zum drittenmal war Widding gestürzt? Unmöglich! Solch Pech g a b es doch gar nicht.

Aber es w a r so. Die Pferde kamen jetzt von der Nordhecke wieder schräg zum Einlauf, Berlinette ganz hinten; ihren Reiter schien das Schicksal von dem Ulan mehr zu interessieren als das Rennen.

Der Ulan stand wieder, und sein Reiter führte ihn am Zügel, aber er kam nur langsam vorwärts; denn auf dem linken Fuß schien er zu lahmen, trat ganz vorsichtig auf und hinkte eigentlich auf drei Beinen mehr, als daß er ging.

Widding blieb stehen, und seine Hand glitt prüfend über die Bandage. Vielleicht war es eine Sehnenzerrung. Gebrochen schien nichts.

Auch er selber hatte sich nichts getan. Wie er das fertigbrachte, verstand er selber nicht. Er kam an der toten Olly vorbei, die am kleinen Bach sich vorhin das Genick gebrochen hatte.

Er hatte eigentlich den Wunsch, daß es ihm e b e n s o ergangen wäre. Er blieb stehen, damit der Ulan sich ausruhen konnte, zog sich die Stiefelschäfte hoch und dachte, daß es am gescheitesten wäre, man schösse sich selbst wie sonst einem unnützen Gaul eine Kugel durch den Kopf, statt daß er nun zum d r i t t e n m a l zu Fuß nach Hause kam, statt auf dem Rücken des Pferdes.

Der Stallbursche und der Pferdehalter Zollers kamen ihm jetzt entgegengelaufen. Der Trainerjunge befreite den Ulan rasch von seinen Bandagen, die sich verschoben hatten, und untersuchte das Gelenk. Da war etwas nicht in Ordnung, aber es ging, wenn auch langsam, vorwärts. Und so wurde der Ulan gleich nach dem Stall geführt, während Widding auf die Tribünen zuging.

Dort saß und stand das vieltausendköpfige Ungeheuer, das seine drei Stürze mitangesehen hatte.

Er nahm all seinen Mut zusammen. Es mußte sein. Er konnte keinen Umweg machen. Am Ziel, direkt am Richterhäuschen mußte er hinein. Er sah, wie die Leute zusammenliefen und ihn erwarteten. Das war noch nicht vorgekommen, war etwas Absonderliches, daß einer dreimal aufsaß und dreimal herunterfiel.

Er hörte schon, während er das Geläuf überschritt, das erwartungsvolle Gemurmel. Ironische Bravos klangen heraus, ein paar ganz Geschmackvolle hielten es für angebracht, in die Hände zu klatschen.

Er hörte Lachen und sah grinsende Gesichter, und aus all dem Stimmengewirr, dem zu trotzen er sich vorgenommen hatte, hörte er das eine Wort: „Der kapriziert sich wohl, seine Rennen zu Fuß zu machen?"

Dann schlug das Gelächter darüber zusammen, und er schritt rasch dahin, hörte nichts mehr, hatte einen Augenblick eine Wallung, auf die Stelle loszustürzen, woher das Witzwort kam, und seine Reitpeitsche zu gebrauchen, blindlings in diesen Haufen hineinzuschlagen, um sie auseinanderzutreiben. Aber dann krampfte er die Hand darum und biß die Zähne zusammen. Er hob den Kopf, zog die Mütze fester und ging rasch durch die sich vor ihm bildende Gasse.

Am Eingang zum abgesperrten Wageraum stand Beckenstedt, der faßte flüchtig an die Mütze und sagte laut, voller Schadenfreude: „Na, Widding, geht's gut?"

„Danke! Macht sich!"

Er hatte es ganz kalt, wie selbstverständlich auf sein höhnisches Grinsen geantwortet.

Ihm hätte er zu gern die Antwort mit der Reitpeitsche gegeben, um ihm seine Schadenfreude zu versalzen. Aber das ging nicht, es war ja ein Kamerad.

Schließlich hatten sie recht, wenn sie ihn auslachten.

Mit welchen Hoffnungen war er nicht an die Öffentlichkeit getreten! Das vielversprechende junge Reitertalent — hatten sie über ihn geschrieben. Jetzt würden sie gewiß über ihn ulken, daß er so wenig gehalten hatte.

„Was ist denn mit dem Ulan?"

„Ich weiß nicht, Zoller. Der Bügel war ausgehakt, ich konnte ihm nicht recht helfen, und da ist er schlecht gelandet. Ich dachte schon, er hätte sich die Fesseln gebrochen. Ich werfe mir nur den Mantel über, daß mich nicht jeder kennt, und komme mit."

„Ich verstehe das gar nicht! An dem kleinen Bach!"

„Ja, Zoller, ich habe Ihnen genug abgeraten. An mir klebt heute Pech. Wenn ich Ihnen den Gaul nun zuschanden gemacht habe?"

„Na, na, Widding, nur nicht gleich so! Das ist nun mal beim Sport nicht anders. Ein Gaul, auch der beste Springer, bricht sich das Genick, und jeder Reiter trennt sich mal vom Pferd."

„Ja m a l, mag sein; aber nicht gleich s e r i e n w e i s e."

„Na also! Fassen Sie es humoristisch. Da heißt es eben, Lehrgeld zahlen. Glauben Sie mir, es liegt an Ihren zu kurzen Bügeln. Die Methode Balk gehört nicht hierher, paßt nicht für jeden. Das sind ganz andere Sprünge hier als in Strausberg oder auf unserem Exerzierplatz. Hier dürfen Sie nicht so leicht sitzen und ohne Pauschen. Das ist verfehlt oder bedarf langer Er-



fahrung, um das Richtige zu finden. Ich bin kein Freund von diesen Neuerungen. Unsere Pferde auch nicht."

„Gewiß, ich weiß, aber ich wollte es eben versuchen."

„Gewiß nicht! Heute nicht. Wissen Sie, die Leute glauben sicher, ich habe die Nacht verbummelt und sei nicht auf dem Posten. Keine Spur! Habe glänzend ge-



„Man muß Gewalt über das Pferd haben, nicht so locker draufhängen, daß jeder Windhauch einen runterbläst. Das ist beim Flachrennen sehr schön, aber wohl nicht bei 'nem Jagdrennen. Sie sind **kein** Beweis dafür."

schlafen und bin nie so frisch gewesen wie heute. Mit solcher Sicherheit wie heute werde ich wohl kaum wieder an ein Rennen herangehen. Die Zuversicht ist flöten."

„Kommt wieder wie alles. Keine Sorge deshalb."

Sie waren am Stall angekommen und traten in die Box vom Ulan ein. Zoller sagte: „Na, nun zeig mal her. Aber alter Kerl, was war denn?"

Er klopfte dem Gaul, der sich nach ihm umsah, den Hals und untersuchte dann die Fessel.

„Na, den Tierarzt wollen wir doch gleich zu Rate ziehen. Scheint ja Sehnenzerrung. Ja, mein Alter, da wirst du wohl eine Zeit aussetzen, im Stall stehen müssen und feiern. Nur gut, daß es nicht schlimmer ist. Aber wie kriegen wir ihn nach Hause?"

„Ach Herr Oberleutnant, wir können ja erst mal sehen, was der Doktor sagt. Vielleicht recht fest bandagieren, daß er es ziemlich steif hält und nicht angestrengt wird, dann kriegen wir ihn schon."

„Vielleicht, daß er über Nacht hier bleibt bis zum Mittwoch. Darüber läßt sich reden. Bin nur froh, daß es nicht ein Bruch ist. Du kannst dir deinen Hafer noch fein verdienen und sollst mir noch ein Sümmchen eintragen, wäre zu schade um dich. Kommen Sie, Widding!"

„Ja!" sagte der. „Ich muß mich umziehen, dann ist es Zeit, und ich fahre heim. Da kann ich ja dann auf meiner Bude ergründen, woher ein so ausgesuchtes Pech kommt."

„Hören Sie, Widding, ich würde gern mit Ihnen zusammenbleiben, aber ich bin eingeladen. Schließen Sie sich doch an irgendwen an, damit Sie sich nicht in Ihrer falschen Trübsal ganz verrennen. Es hat keinen Zweck."

„Nee, Zweck hat es freilich nicht! Aber was soll man tun?"

„Den Kopf nicht hängen lassen, das soll man tun! Was ein echter Reiter ist, den kann kein Mißerfolg klein kriegen. Einer kann immer nur Erster sein, und meist ist es ein anderer. Also Adieu, Widding! Ich sehe mir noch das letzte Rennen an, denn da läuft mein alter Polarkreis, der jetzt in den Stall von Erlenbach gekommen ist. Sehen Sie, den habe ich aufgegeben, weil er ein paarmal keinen Erfolg gehabt. Und nun könnte ich mir alle Tage ein paar Haare ausreißen, wenn ich Anlage dazu hätte, mich zu grämen, was der an Geld noch zusammengaloppiert!"

Widding zog sich um. Ihn interessierte das alles nicht mehr. Er verstand nicht, weshalb die Leute so rannten und liefen und sich aufregten, wenn sie für ihre zehn Mark, die sie wagten, ganze vier oder fünf dazu bekamen.

Da drängten sie sich wie besessen an den Schaltern und waren außer sich, wenn sie ihre paar Mark nicht mehr opfern konnten, weil das Rennen schon abgeläutet wurde. Hunderte drängten sich, um ein rotes, gelbes oder weißes Ticket zu bekommen, das sie nach drei, vier Minuten als wertlos fortwarfen.

Und müßig schlenderte er durch die Menschenmasse zurück, kam an den Stallgebäuden vorüber, blieb einen Augenblick stehen, weil ein hübscher Fuchswallach hier in seiner Box noch die letzte Toilette bekam. „Was hilft es?" sagte er sich. „Wenn du an einer Hürde schlecht springst, sind alle deine Hoffnungen begraben."

Die Menschen drängten sich vorn an der Rennbahn. Ganz hinten sah man die bunten Jacken herankommen, sich wechselnd verschieben, und die Zuschauer, die ihre Gläser fest vor den Augen hatten, riefen und schrien und stritten sich, wer vorn lag, und verhunzten die französischen und englischen Pferdenamen aufs entsetzlichste und erklärten Pferde für Sieger, die Längen hinter dem Felde lagen, und hörten nicht auf das, was die Kundigen ihnen sagten. Von hier aus konnte man nur schwer sehen, wer vorn lag; und sie warfen die Arme in die Luft, die einen voll froher Zufriedenheit, während andere, die ihre Farben aussichtslos hinterherlaufen sahen, sich ärgerlich abwandten und ihre Totokarten schon jetzt wegwarfen.

Komisch, dachte Widding, wie sie sich aufregen! Und alles ist doch nur ein Zufall. Von einem Loch in der Bahn, in das ein Pferd trat, hingen Tausende und aber Tausende von Mark ab.

Er wandte dem ganzen Betrieb den Rücken.

Zu töricht, daß er sich je dazu hergegeben hatte. Ein vernünftiger Mensch durfte nicht mittun. Und er ließ die Rennzüge links liegen und wandte sich dem Vorortbahnhof zu. Zwischen heimkehrenden Sonntagsausflüglern eingekeilt, fuhr er nach Berlin, saß im Wartesaal, wo er eine Kleinigkeit aß und sich in einer Ecke langweilte, bis endlich um halb acht Uhr sein Zug kam.

Eine ganze Reihe Kameraden fuhr mit. Aber er hatte sich gleich ein schon volles Coupé ausgesucht, wo nur Zivil saß, und so entging er ihnen. Da es ein Eilzug war, ohne Durchgangswagen, kam er mit ihnen nicht zusammen, und in Spandau bekam er einen Sitzplatz und konnte bis Wuthenow vor sich hindösen und über seinen glänzenden Reitererfolg nachdenken.

Auf dem schlecht beleuchteten Bahnhof nahm niemand weiter Notiz von ihm, und so kam er nach Hause, ohne daß jemand mit ihm gesprochen hatte.

Er war wirklich nicht in der Laune dazu, sich jetzt zu unterhalten. Über banale Sachen nicht und noch weniger über seine eigene Affäre heute.

Pfui Teufel! War das eine Blamage!

Aber es half nichts. Am andern Morgen mußte er sich doch vor aller Welt zeigen. Nur gut, daß er keinen Frontdienst hatte. Obgleich die Kerle allen Respekt vor ihm hatten und am besten wußten, daß er ein guter Reiter war, wäre es ihm doch peinlich gewesen; denn er war überzeugt, daß sie die Geschichte schon erfahren hatten. Ihnen brauchte er zwar den Gegenbeweis nicht erst zu liefern, überhaupt eigentlich niemand im Regiment. Das hatte er sich gestern abend noch überlegt, während er in seinem Bett lag und den Schlaf nicht finden konnte. Er war mit den schwierigsten Remonten fertig geworden.

Und die Sache mit Black Head galt doch auch was.

Ganz fremde Pferde reiten, war was anderes — und ein Bügelriemen konnte jedem reißen. Da sollte einer mal den Bach springen.

Den Gedanken, sich deshalb totzuschießen, der sich ihm aufgedrängt, hatte er rasch wieder von sich gewiesen. Das lohnte sich gerade, hätte so ausgesehen, als ob er sich schuldig fühlte. Das tat er aber gar nicht, sondern hielt sich allmählich für einen vom Schicksal unschuldig Verfolgten.

(Fortsetzung folgt.)



Der Jagdhund.

Ein Kapitel vom Weidwerk. Von Fritz Skowronnek.

Die gewaltigen Veränderungen, die das Weidwerk in dem halben Jahrhundert seit Erfindung der Hinterlader erfahren hat, sind nicht ohne Folgen für den treuen Jagdgefährten des Menschen, den Hund, geblieben. Die Zeiten, in denen er tollkühn sein Leben im Kampf mit einem stärkeren Gegner in die Schanze schlagen mußte, um seinen Herrn aus schwerer Not zu retten, sind schon lange dahin. Von den ritterlichen Kämpen, die dem Menschen kühn entgegentraten, ist in Deutschland nur noch das Schwarzwild übriggeblieben. Aber ach! Auch die „groben Sauen" und „grimmen Bassen" haben inzwischen mit dem kleinkalibrigen Teilmantelgeschoß so traurige Erfahrungen gemacht, daß sie sich der Meute nur im äußersten Notfall stellen.

Man weiß nicht recht, ob man es „begrüßen", wie die Parlamentarier sagen, oder bedauern soll, daß die Vervollkommnung der Schußwaffe den alten treuen Jagdgefährten des Menschen überflüssig zu machen droht. Vom Standpunkt des humanen Laien muß man sich freuen, daß die Wirkung der modernen Geschosse immer größer geworden ist, so daß jetzt Treffer, die man früher als Schlumpschüsse bezeichnete, das Wild in denkbar kürzester Frist töten.

Diese Tatsache wird auch der Weidmann nicht bedauern, aber sie hat doch zur Folge, daß der Schweißhund, der früher bei Hochwildjagden unentbehrlich war, seine Existenzberechtigung verliert. Im Bedarfsfall ersetzt ihn jetzt schon sehr oft der Hühnerhund, der als „Mädchen für alles" wirklich alles leistet, was man von ihm verlangt.

Ein Weidmann der „alten, guten Zeit", etwa wie der durch ein Denkmal ausgezeichnete „Jäger aus Kurpfalz", müßte den modernen Jagdbetrieb als einen Rückschritt ansprechen. Um das zu begreifen, braucht man nur in alten Jagdbüchern, z. B. in Döbels Jäger-Praktika, nachzulesen, was ein hirschgerechter Weidmann damals zu leisten hatte! Er mußte hundert Methoden der Fallen- und Schlingenstellerei beherrschen, er mußte verstehen, das Wild einzukreisen und einzulappen, er mußte mit der Kunst eines Pädagogen fünf, sechs verschiedene Hunderassen erziehen und für die speziellen Dienste, die sie zu leisten hatten, abrichten.

Es hat auch damals schon schlechte Kerle gegeben, die ihre hohe und schwere Kunst nicht mit sittlichem Ernst betrieben. Denn der brave Döbel klagt: „Bald scheint die Witterung nicht gut zu sein, bald hat der Schuh den vorigen Tag gedrückt, oder es hat sich Reißen an den Zähnen und in den Gliedern gefunden und dergleichen. Wenn es aber genauer betrachtet würde, so möchten andere Ursachen wohl ehender eintreffen. Wenn z. B. das Köpfchen des Abends vorher mit Wein- und Bierdunst oder mit vielen Studiis im Kartenspiel beschweret worden, so will es freilich des Morgens wieder vollkommen ausruhen." Und weiter klagt er, daß Räsoneure, die mit großbetitelten Personen ein Lomberchen und Bassetchen spielen und ein Passe-Piedchen tanzen könnten, den wohlerfahrenen Jägern vorgezogen würden. Es scheint, daß die Welt sich seitdem in diesem Punkt noch nicht allzusehr geändert hat. Es muß jedoch damals eine große Zahl braver Grünröcke gegeben haben, die noch keine Rechen- und Schreibknechte waren, sondern sich ihrer Kunst mit Eifer widmen konnten.

Man stelle sich nur vor, was es heißt, Dutzende von Hunden zu ganz verschiedener Arbeit auszubilden. Da waren in der „Equipage" eines großen Jagdherrn allein mehrere Leithunde, die nur dazu dienten, die Fährte eines Wildes zu bestätigen und auf ihr „nachzuhängen", bis der Standort des Wildes festgestellt war. Auch der Laie wird sich vorstellen können, wieviel Kunst und Ausdauer — von den Fähigkeiten des Zöglings ganz abgesehen — dazu erforderlich war, dem Hund beizubringen, daß er unter den vielen Fährten nur die eine verfolgt, auf die ihn sein Herr angelegt hat. Der eine Hund durfte nur auf Hirschfährte gearbeitet werden, der andere nur auf Wildschwein. Wenn man jemals gesehen hat, welche Anziehungskraft eine frische, warme Fährte auf die Nase jedes Hundes ausübt, dann wird man die Schwierigkeiten ermessen können, die der „Lehrprinz" bei der Dressur eines Leithundes zu überwinden hat.

Eine ähnliche Ausbildung bekam der Saufinder, der völlig selbständig auf der Spur des Wildschweins jagen durfte. Erst wenn er das Wild eräugte, durfte er Laut geben. Von diesem Geläute unterschied sich dann ohne Zutun des Jägers der Standlaut der Hunde, wenn das Wild sich stellte.

Wieder anders war die Dressur der Saupacker. Sie wurden erst „geschnallt", d. h. von der Leine losgelassen, wenn der Saufinder Standlaut gab. Ihre Aufgabe war es, den Schwarzkittel zu „backen", d. h., so fest zu packen und zu halten, daß der Jäger ihm mit der Saufeder, einem kurzen Spieß, den „Fang" geben konnte. Meistens verwendete man dazu die Dänischen und Ulmer Doggen, die jetzt zu einer Rasse verschmolzen sind. Bei nicht allzu schweren Gegnern genügten zwei starke Hunde, die den Schwarzkittel am Gehör packten. So schnell als irgend möglich kam ihnen ein Jäger zu Hilfe, indem er einen Hinterlauf des Schweines hochhob. Dann konnte der Jagdherr oder ein vornehmer Gast, dem diese Ehre zuteil werden sollte, in aller Gemächlichkeit und ohne jede Gefahr das Schwein totstechen.

Ja, es war an manchen Höfen Sitte, daß die Jäger das gedeckte Schwein nach allen Regeln der Kunst knebelten, auf eine improvisierte Bahre legten und dem Jagdherrn entgegentrugen, damit er ihm den Fang geben konnte. Und damals gab es noch andere Kerle unter den Schwarzkitteln als jetzt. So wog der Keiler, der Friedrich Wilhelm I. mit einer tiefen Wunde im Oberschenkel niederwarf, über $7^1/_2$ Zentner! Dem Vater Friedrichs des Großen wäre es wohl sehr übel ergangen, wenn nicht sein Leibjäger sich dem wütenden, von einer Kugel verwundeten Keiler entgegengeworfen und ihn mit der Saufeder abgefangen hätte.

Der Jagdhund im engsten Sinn begreift mehrere Rassen, die nichts weiter zu tun haben, als ein bestimmtes Stück Wild, auf dessen Fährte sie angelegt sind, so ausdauernd zu jagen, bis sie es ermüden. Sie unterscheiden sich vom Windhund, der nur das Wild verfolgt, das er sieht, dadurch, daß sie der Spur folgen oder vielmehr dem ersten Hund, der die Spur hält. Auf die Schnelligkeit kommt es dabei weniger an als auf die Ausdauer. Dazu muß noch eine sehr gute Nase kommen und eine sorgfältige Ausbildung, damit sie die angefallene Fährte nicht verlassen.

Ihre Glanzzeit ist bereits vorüber, denn die Parforcejagden auf Hirsch haben endgültig aufgehört. Die wenigen Meuten, die in Deutschland noch von fürstlichen Jagdherren oder Reiterregimentern gehalten werden,

müssen sich meistens mit einem halbwüchsigen Schwarzkittel begnügen, der eigens für diesen Zweck losgelassen wird. Ab und zu wird in Mecklenburg und Pommern noch der Lampe gehetzt, aber mit einigen Schwierigkeiten, wegen der vielen „Relaishasen".

Mit gutem Humor könnte man hier die Frage aufwerfen: „Instinkt oder Überlegung". In der Folge kommt es auf das gleiche hinaus, daß der gehetzte Löffelmann sich in der Nähe eines noch ganz frischen Kollegen plötzlich drückt, worauf dieser mit unverbrauchter Kraft das Hasenpanier ergreift. In England wird nicht nur Hase, sondern auch Fuchs mit halbhohen Hunderassen, den Harriers und Foxhounds, eifrig gehetzt. Die Bracken, die in den süddeutschen Gebirgen verwendet werden, sind nur Stöberhunde, d. h. ihre Tätigkeit besteht nur darin, aus den Dickichten, in die kein Mensch eindringen kann, das Wild auf die Schützenkette zu treiben.

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich noch an zwei große plumpe Köter, die in der Zeichnung dem Dackel glichen. Die Unterseite war brandrot, der Rücken schwarz, und über den Augen hatten sie die zwei hellen Flecke, die jeder echte Krummbein haben muß. Tagelang lagen sie faul und gefräßig in allen Winkeln herum. Erst wenn es zur Jagd ging, wurden sie lebhaft. Und jeder Lupus, der von ihnen aufgestoßen wurde, war verloren. Sie jagten ihn so lange, bis er einem Jäger zu Schuß kam. Daß einer hinter einem schlauen Reineke auf fremdes Gebiet geriet und an diesem Tag überhaupt nicht wiederkam, mußte man in den Kauf nehmen.

Jetzt hat die Verwendung laut jagender Hunde in Norddeutschland mit den Ausnahmen, bei denen es sich mehr um Reitsport als um Jagd handelt, völlig aufgehört. Das ist eine natürliche Folge der wirtschaftlichen Entwicklung, denn die einzelnen Jagdreviere sind so klein geworden, daß sie diese Jagdart nicht mehr gestatten. Aber auch die Besitzer oder Pächter großer Reviere sind davon abgekommen, weil die lauthals jagenden Hunde das Wild zu sehr beunruhigen. Das wäre unpraktisch in einer Zeit, wo man Mühe hat, seine Wildbahn gegen Grenzen zu schützen, wo allabendlich schießwütige Nachbarn auf der Kanzel oder in Erdlöchern lauern.

Will man sich in bescheidenen Grenzen das eigenartige Vergnügen gönnen, dann nimmt man einen scharfen Teckel dazu. Vor dem kleinen Krummbein fürchtet sich weder Reh noch Hase. In einem größeren oder kleineren Bogen kehrt es wieder zu seinem Standort zurück, so daß man sich nur dort anzustellen hat, wo die Jagd begann, um das Stück Wild zu Schuß zu bekommen.

Wenn es nicht Vereine gäbe, die sich in sehr dankenswerter Weise der schönen Hunderassen annähmen, die durch die moderne Entwicklung des Weidwerks ins Hintertreffen geschoben werden, dann wären sie wohl bald durch den Hühnerhund verdrängt. Er könnte nach dem vor mehr als einem halben Jahrhundert gefällten Urteil des Altmeisters Diezel alle anderen Rassen ersetzen, natürlich mit Ausnahme der Erdhunde, die so klein sein müssen, daß sie in Dachs- und Fuchsbaue einschliefen können.

Und die Entwicklung hat dem Altmeister recht gegeben. Der deutsche Gebrauchshund leistet bereits die Arbeit mehrerer Rassen. Er stöbert im Busch, er hängt auf der Schweißfährte nach und verbellt den erlegten Bock und Hirsch, er arbeitet im Wasser hinter Ente und Otter, und bald ist die Zeit nicht mehr fern, wo man ihn nur noch „den Jagdhund" nennen wird.

Stiller Oktobertag.

Trinken will ich dein Gold,
Stiller Oktobertag.
Allem, was einst ich gewollt,
Sinnt meine Seele nach.

Und ich schüttle mein Haupt:
Keines wurde wohl wahr.
Williger ward es geglaubt,
Wenn es der Zufall gebar. –

Nütze die Stunde der Lust,
Singt es im herbstlichen Wald.
In zufriedener Brust
Wird das Leben nicht alt.

Was deinen Händen entrollt,
Wein ihm kein Tränlein nach! –
Trinken will ich dein Gold,
Stiller Oktobertag. –

Karl Freiherr von Berlepsch.

Auf dem Säntis.

Von Anton Krenn. — Hierzu 12 Aufnahmen des Verfassers für die „Woche".

Das Säntis- oder Alpsteingebirge ist eine der eigenartigsten und interessantesten Gebirgsgruppen der Schweiz; es ist das beherrschende Wahrzeichen des nordschweizerischen Hügellandes wie des Bodenseegebietes. Obwohl in seinen höchsten Erhebungen nur bis zur Mittelgebirgshöhe ansteigend, scheint es doch von überragender Gestalt, da es ohne vermittelnde Uebergänge fast isoliert aus dem Rheintal und dem anschließenden Hügelland aufsteigt. Es ist daher nur natürlich, daß eine solche abseits stehende Felswarte einen ausgezeichneten Beobachtungspunkt für die übrige Alpenkette abgibt, und in der Tat ist der Säntis auch schon frühzeitig, als die Gebirgstouristik noch in den ersten Anfängen war, ein besuchter Aussichtsberg gewesen.

Trotzdem findet der Säntis in der fremden Touristenwelt noch nicht die Beachtung, die er verdient, nicht nur seiner berühmten Aussicht wegen, sondern auch wegen seiner intimen Reize und Sehenswürdigkeiten. Professor Heim, der bekannte Geologe, sagt von ihm, daß er an Kühnheit und Vielgestaltigkeit seiner Formen von keinem anderen Gebirge der Erde erreicht werde, und tatsächlich wird der Blick von der prächtigen Rundsicht immer wieder auf die seltsamen Formen der Nachbarschaft abgelenkt, die manchmal geradezu aben-



teuerliche Gebilde darstellen. Und auf Schritt und Tritt, von jedem neuen Weg und jedem Aussichtspunkt zeigen sich dem Auge neue, fesselnde Bilder. Aber nicht nur die bizarren Bergformationen und die tiefeingeschnittenen Täler und Schluchten sind eine Sehenswürdigkeit des Alpsteingebirges, sondern auch seine kristallklaren Seen und seine prächtigen Alpweiden, die oft über himmelanstrebenden Felswänden hingebettet liegen, und deren berühmteste, die Ebenalp, Scheffel in seinem „Ekkehard“ so traulich geschildert hat.

Der älteste und besuchteste Weg im Alpstein ist der von Appenzell über den Seealpsee zur Meglisalp und auf den Säntis, in den letzten Jahren sind aber eine ganze Reihe hervorragend schöner Zugänge vom Rheintal her, von Wildhaus und von Urnäsch aus erschlossen worden, die ein tagelanges, interessantes und abwechselungsreiches



Einstieg in die obersten Felsen mit der Wegsicherung.



Der Seealpsee mit dem Säntis (rechts), der Roßmaad (in der Mitte) und dem Altmann (links).





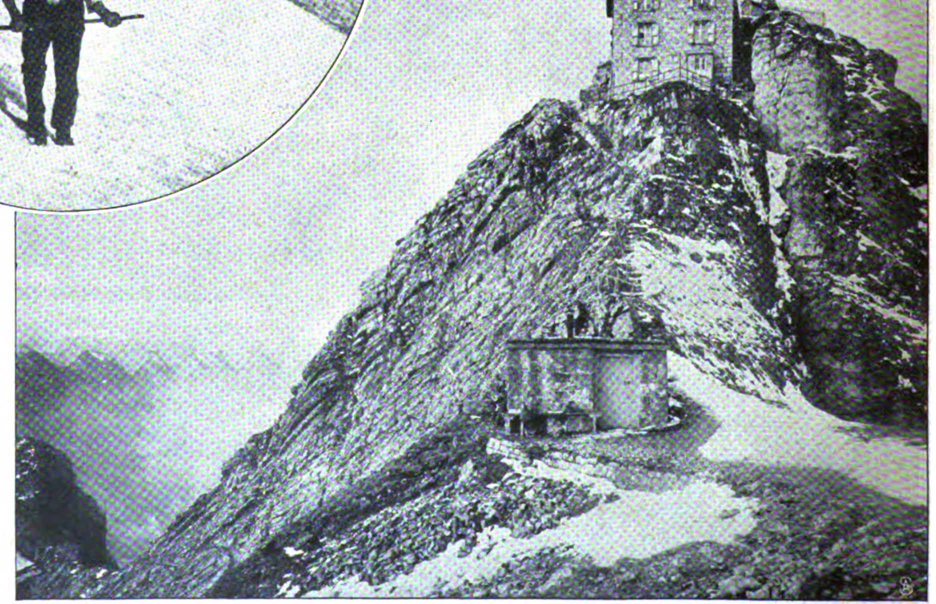
Ausblick vom Säntis ins Toggenburg und auf die Churfirsten.

Könnens; Altmann, Oehrli, Freiheit, Hundstein geben an manchen Stellen erprobten Kletterern eine harte Nuß zu knacken, nicht zu vergessen der prächtigen Kreuzberge, wo am VI. Kreuzberg (2058 Meter) noch die Ehre einer ganz schwierigen Erstbesteigung zu erringen ist. Was die Alpsteinwanderungen einigermaßen erschwert, sind die außerordentlich langen Anstiegrouten infolge der beträchtlichen Tiefanlage des Vorgeländes, der Weg vom Weißbad bis zum Säntisgipfel erfordert mindestens sechs Stunden und die übrigen Routen eher noch mehr, aber der ständige Wechsel in



Proviantträger
auf dem Wege zum Säntis.

Wandern ermöglichen, und deren Begehen dem Touristen das angenehme Bewußtsein einer vollbrachten, tüchtigen touristischen Leistung gewähren. Aber auch der geübte Bergsteiger, der außerhalb der sicheren Wanderpfade seine eigenen Wege sucht, findet im Säntisgebiet ein reiches Feld zur Betätigung seines



Die Säntisspitze mit dem meteorologischen Observatorium.





Das Säntisgasthaus mit Blick auf den Seealpsee. Oberes Bild: Das Gasthaus zum Aescher beim Wildkirchlein.

der eigenartigen Gebirgszenerie hilft über die Mühsale des Anstieges leicht hinweg. Wer es der Zeit wegen ermöglichen kann, sollte für den Auf- und Abstieg zwei Tage verwenden, um das einzigartige Schauspiel des Sonnenauf- und Unterganges auf dem Berggipfel beobachten zu können. Die Rundsicht ist zu



Säntisgipfel mit Gasthaus
und Observatorium, von Südosten gesehen.

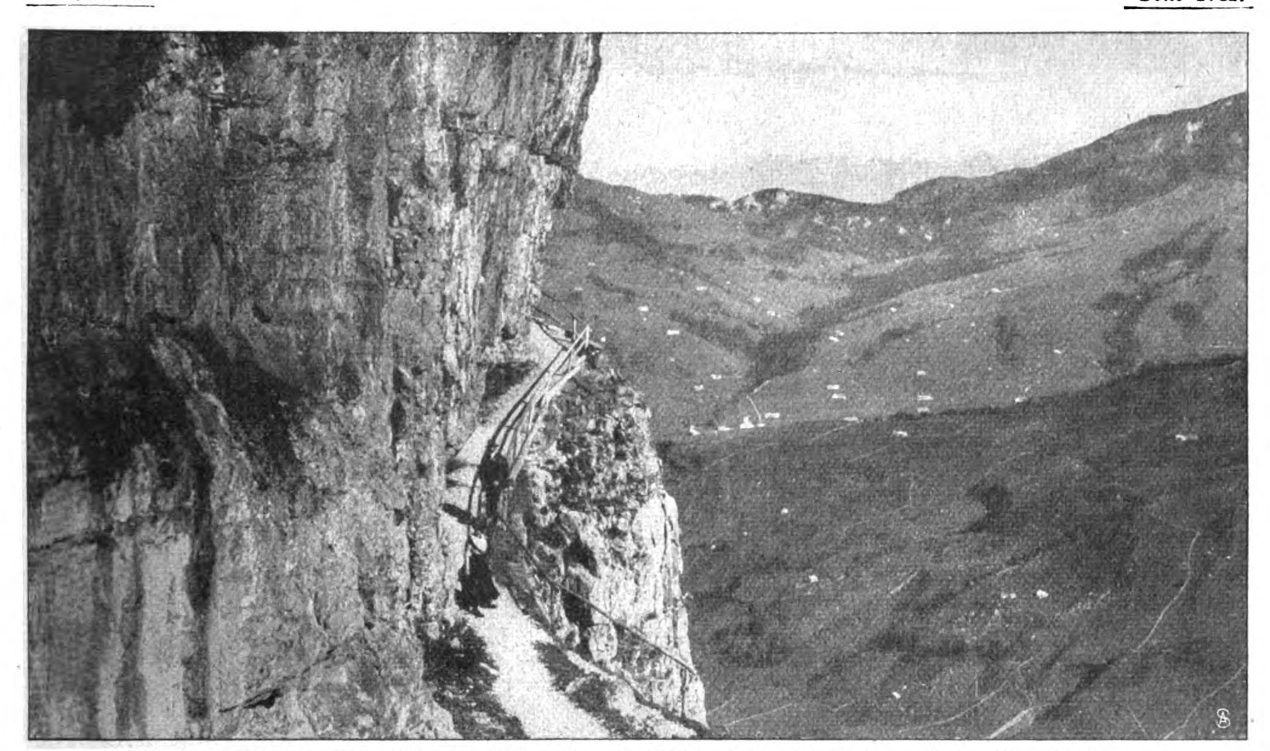


Einstieg vom „großen Schnee"
in die oberste Felspartie und Blick auf das Säntisgasthaus.

dieser Zeit am klarsten, und infolge des tiefen Sonnenstandes zeichnen sich die hintereinander liegenden Berggruppen in plastischer Weise voneinander ab. Das Gebirgspanorama reicht von der Zugspitze im Osten über die Ortler- und Berninagruppe bis zu den Viertausendern des Berner Oberlandes. In anmutigem Gegensatz dazu schweift der Blick nordwärts über das bunte Hügelland mit seinen unzähligen Häuschen und Ortschaften und dem hellleuchtenden Silberspiegel des Bodensees. — Der Gipfel des Säntis trägt das meteorologische Observatorium (Abb. S. 1738 u. obenst.), einen größtenteils im Felsen versteckten Steinbau, der die meiste Zeit des Jahres und besonders während der Wintermonate von wütenden Stürmen umtost wird. Der Wetterwart, ein Pionier der Wissenschaft im wahrsten Sinn



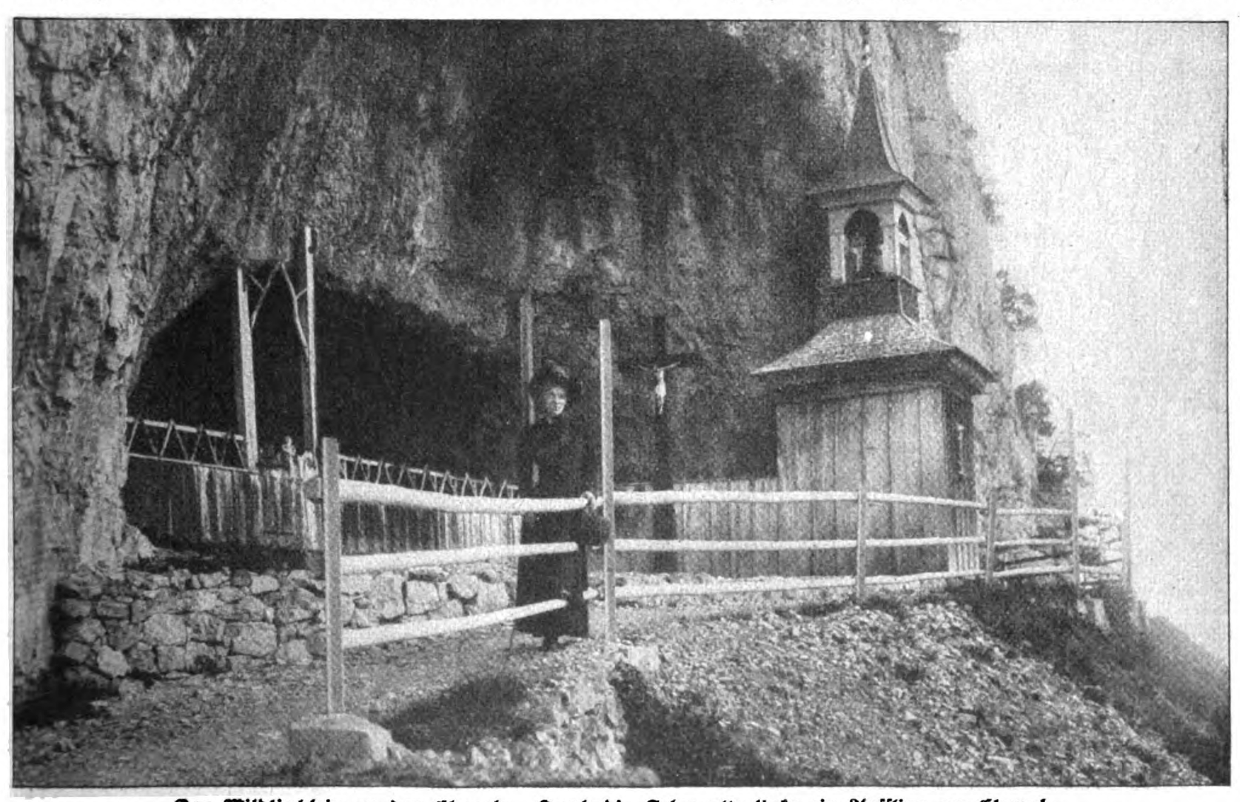
Die südwestlichen Ausläufer des Säntis mit dem Lütispitz im Wolkentreiben.



Weg vom Aeschergasthaus über die Felswand zum Wildkirchlein mit Blick ins Appenzeller Hügelland.

des Wortes, ist dann wochen- und monatelang von der Außenwelt abgeschnitten, trotzdem versieht er sein schwieriges Amt schon seit 24 Jahren und würde seinen liebgewordenen Posten mit keinem anderen vertauschen.

Nächst dem Säntis ist das Wildkirchlein an dem Steilhang der Ebenalp (Abb. untensteh.) und das dabei befindliche Aescherwirtshaus (Abb. S. 1739), wo Scheffel einige Wochen an der Lokalschilderung seines „Ekkehard" arbeitete, das beliebteste Ziel der Alpsteinwanderer, das ohne große Mühen einen reizvollen Einblick in die lieblichen Gefilde des Appenzeller Landes wie auch in die ganze Großartigkeit seiner Bergwelt gestattet.



Das Wildkirchlein an der Ebenalp. Durch die Felsgrotte links ein Aufstieg zur Ebenalp.



Die neue Pelzmode.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Austin, Paris.

Die neue Wintermode kündigt sich auf den Straßen der französischen Hauptstadt schon jetzt durch das Auftreten von vielerlei Pelzwerk am Frauenanzug an. In der Hauptsache sieht man über den Schneiderkleidern große Schals aus allerlei Rauchwerk; hin und wieder werden auch bereits große Muffen sichtbar. Aber auch Straßenmäntel, ganz aus Pelz oder doch zum mindesten reich damit besetzt, werden getragen. — Abb. 5 zeigt eine der sehr modernen großen Schalhüllen. Die breite Schärpe besteht aus weiß und braun gemustertem Fell, die Saumstreifen sind Skunks. Die Breite aller dieser sogenannten „kleinen Hüllen" ist stets eine derartige, daß sie im Rücken vom Hals bis über den Taillenschluß hinabreichen. Da man sie vorn doppelt kreuzt und überdies natürlich eine Jacke darunter trägt, halten diese Schalschärpen selbstverständlich sehr warm und sind sogar vielfach den Jacken oder Mänteln aus Pelz vorzuziehen, da letztere im geschlossenen Raum ganz abgelegt werden müssen, während man sich der Schalschärpen nur halb entledigt und dann noch immer die Jacke darunter trägt. Die modernen Muffen sind wie die auf Abb. 5 so groß wie im Vorjahr, werden aber aus stärkeren und langhaarigeren Pelzen und im ganzen weniger flach gearbeitet. Der mittelgroße Hut

1. Damastmantel mit lichtrotem Fuchs (links) und Tagesmantel aus sibirischem Zobel.

finden als Pelzbesatz an Tagesmänteln Anwendung oder werden als selbständiges Material für ganze Abendmäntel verwendet. — Der Mantel aus khakifarbigem schwerem Seidenmoiré (Abb. 2) ist mit schwarzem Fuchs besetzt. Dieser Besatz ist absichtlich so angeordnet, als sei er um Hals und Schultern als kleine Schalhülle gedacht. Dem genauen Beobachter wird nämlich auffallen, daß der dazu getragene Hut mit seinem hohen Spitzenkopf, aus dem der weiße Reiher steil aufragt, aus Roßhaargeflecht besteht. Er ist also noch sommerlich oder mindestens herbstlich, ebenso wie ja auch der Mantel durch seinen in der Kimonoform empordrapierten Seidenstoff. Mäntel dieser Art werden, wie man sagt, als Promenadenmäntel im kommenden Winter an der Riviera viel getragen werden. — Ein noch reicheres Modell der gleichen Art stellt Abb. 1 links dar. Der Kimono ist hier aus gold und weiß broschiertem Atlas mit vorn (an der

2. Seidenmoirémantel mit schwarzem Fuchs.

mit seinem schwarzen Samtkopf und weißem herabgebogenem Rand wird besonders modern durch die originelle zweiflügelige hochstrebende Tüllgarnierung. — Einen Pelzmantel, der mehr der Jackenform zuneigt, zeigt Abb. 4. Das Material ist hier für den oberen Teil Karakul, für den unteren kanadischer Otterpelz. Auch die kleine, in der Form sehr moderne, über den Kopf gezogene mützenartige und garniturlose Kappe ist aus Otter. Mäntel wie dieser, enganliegend und höchstens bis zu den Knien reichend, ersetzen in diesem Jahr die eigentlichen Pelzjacken vollständig. Für diese wählt man kurzhaarige, glatte Pelze in allerlei Zusammensetzungen. Langhaarige Arten dagegen



3. Großblumiger Seidenmantel mit weißem Fuchsbesatz.

4. **Jackenmantel aus Karakul**
mit kanadischem Otterfellbesatz.

Verschlußbahn) sichtbar werdendem Futter von weißem Seidenmusselin; der Kragen und die Manschettenaufschläge sind von lichtrotem Fuchs, dem Lieblingspelz der neuen Mode. Abb. 1 rechts zeigt einen Tagesmantel, echt winterlich und von nordischem Aussehen, ganz aus sibirischem Zobel, **in weiter,** um die Füße zusammengleitender Kimonoform. — Ebenfalls Zobel, **aber eine minder wertvolle** Abart, sogenannter französischer, dient dem Mantel auf Abb. 6 links zur Garnierung. Die immer noch an erster Stelle für Tages- und Abendmäntel stehende Kimonoform ist hier aus stumpfem Atlas, der in Pfauenblau und Silber licht broschiert ist, gefertigt. Die tiefhängenden Aermel mehr noch als die sonstigen Merkmale stempeln den Mantel zur Abendhülle, obgleich man seinesgleichen auch am Tag und auf der Straße und nicht nur im Wagen sehen wird. Auffallend an dem



5. **Schalgarnitur aus weiß und braun gemustertem Fell mit Skunksbesatz.**

6. **Abendmantel aus broschiertem Atlas mit Zobel (links) und Atlasmantel mit Fuchsbesatz.**

Modell ist außer der Zusammenstellung verschiedener Pelze (kleiner Hut aus Hermelin) noch die Drapierung des Stoffes um die Füße, eine Eigenartigkeit der langen Mäntel neuster Schöpfung, die gleichfalls für die Straße und für die Abendtoilette in Betracht kommen. — Abb. 6 rechts weist diese Fußumschnürung in hohem Maß auf. Der Mantel ist aus gold- und smaragdgrünbroschiertem Atlas. Sein Pelzbesatz grauer Fuchs mit Maulwurfsfellen. Der Hut wie die hochmodernen Samtmützen mit durchsichtigem Tüllrand. — Schneeweißer Fuchs gibt dem Mantel auf Abb. 3 ein besonders elegantes Gepräge und rettet ihn vor Schlafrockähnlichkeit. Der dunkelkhakigrundige, mit großen broschierten Silbermohnblumen durchsetzte Seidenstoff, eine allerneuste Musterzeichnung, wird nicht nur an den Mänteln, sondern auch an Kleidern in allen möglichen Stoffarten anderen Dessins starke Konkurrenz machen. Namentlich scheint die Großzügigkeit der Musterung bestimmt, die kleinen Zeichnungen aus den Stoffmustern zu verdrängen. So z. B. die orientalischen, sogenannten Balkanstickereien. Wir scheinen uns also jetzt nach den neusten Kriegs- und Aufstandsunruhen in China und Japan, was die Musterung unserer Kleiderstoffe betrifft, „orientieren" zu sollen. Das schwarze Kleid auf Abb. 3 links in seiner gefälligen, jugendlichen Form mit den langen, glatten Aermeln und dem spitzenumrahmten tiefen Taillenausschnitt ist gleichfalls sehr bezeichnend für die „Innenmode" der kommenden Monate. Klementine.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

20. Fortsetzung.

Bruno Thaysen überlegte einen Augenblick und sagte dann, ohne Vater und Mutter anzusehen: „Es muß jemand zu Lou hinunterfahren."

Pastor Thaysen nickte. Das war auch seine Meinung. Aber wer? Er glaubte nicht, daß Graf Andre Oberwall die Selbstverleugnung so weit treiben würde, das Haus der Vidal aufzusuchen, um sich seiner ihm aufgedrängten Schwiegertochter anzunehmen.

„Es handelt sich nicht nur um sie. Gerhard selbst scheint mir in Gefahr, den Namen Oberwall zu kompromittieren. Er weiß offenbar nicht mehr recht, was er tut. Die vielgefürchteten Instinkte sind wohl nichts anderes wie Grausamkeit. Ich habe ihn einmal ein Pferd zu Tode hetzen sehen. Er kannte sich nicht. Er zerfetzte ihm die Flanke mit den Sporen, weil es um eine Kopflänge hinter meinem zurückblieb. Und als er merkte, daß ich meinen Gaul geflissentlich zurückhielt — da sprang er ab und jagte seiner armen, mißhandelten Stute eine Kugel hinters Ohr. Als er das Blut über den weißen, zuckenden Pferdeleib sickern sah, da lächelte er. Da wurde er plötzlich wieder ruhig und vernünftig. In Afrika nennt man das Tropenkoller. Die Sonne brütet in gleicher Weise in der Provence wie — am Kongo."

Pastor Thaysen erinnerte sich plötzlich des Gesprächs, das er mit seinem einstigen Schüler gehabt — am Tage, da er Lou abgeholt hatte, um sie dem Vater als Braut zu bringen. Da hatte er gesagt: „Man muß nur fleißig Familienchronik lesen, um sich selbst zu erkennen." Bruno Thaysen lächelte bitter und umschloß seine Knie mit beiden Händen.

„Familienchronik! Ich halte es bald mit den Herrenhutern, die weder Vergangenheit noch Zukunft kennen — nur die Gegenwart. Wollte ich mich an meine Familienchronik halten, ich hätte als geschaßter Offizier Buchmacher werden müssen oder als weiß Gott was mit Frau und Kind von trockenem Brot leben. Der Name verpflichtet. Ganz richtig. Aber er verpflichtet nicht zum Atavismus."

Ganz genau verstand Frau von Thaysen nicht, was ihr Jung meinte. Aber es war gewiß das Richtige. Und die Kleine hatte dummes Zeug geschrieben, mit dem er nicht einverstanden war. Sie erschrak, als er aufstand, die Uhr zog und sagte: „Ich fahre mit dem nächsten Zug nach Berlin zurück. Ich traf Hörselkamp auf der Straße. Sie sind eben aus Italien zurück. Er muß runterfahren. Es muß sich doch jemand um die Frau kümmern."

„Geh, mein Sohn. . . . Schreib mir, was du ausgerichtet hast. . . . Ich muß die Kleine bald beruhigen, muß auch wissen, was ich dem Grafen sagen soll. Er ist leidend. Vor vierzehn Tagen war ich bei ihm. Ich erkannte ihn kaum wieder. Ich glaube, selbst wenn er es wollte — er könnte nicht runterfahren. All die Aufregungen . . . sein Diener sprach von zwei Ohnmachten, die er gehabt haben soll. . . . Er ist dem nicht mehr gewachsen. Der Sommer hat ihn mitgenommen, die Hitze. . . . Er hat sich zu keiner Reise entschließen können. Er meinte, es wäre nirgends so kühl und bequem wie bei ihm zu Haus. Aber das sagte er wohl nur so. Er will einfach die Mutter nicht allein lassen. Und dabei sehen sie sich kaum, ihm wird das Treppensteigen schwer — sie kommt nicht herunter. Sie schreiben sich kurze Briefe und warten auf Gerhard . . . oder auf den Tod."

Pastor Thaysen blickte zu seinem großen, stattlichen Sohn empor und zog die Frau, die große, magere Frau mit den dürren, geschäftigen Händen, ganz nah an sich heran. Es war ihm ein Bedürfnis, die Nähe zu betonen, in der er mit ihr lebte — wenn auch nur durch diese eine, innige Bewegung.

Bruno Thaysen lächelte nicht. Nur seine Lider zuckten. Er umschloß ihre beiden Köpfe mit seinen großen Händen — drückte sie aneinander.

„Ach ja . . . ihr zwei!". . .

Und er wußte plötzlich, woher ihm die Kraft kam, die ungeteilte, gesunde Lebenskraft. Sie wurzelte in der kraftvollen Güte des Vaters, in der arbeitsamen Selbstverleugnung der Mutter, in der unerschütterlichen Einigkeit dieser zwei Menschen, die unbewußt das Tiefste und Heiligste ihres Wesens von ihm erwarteten.

„Lauf zu, Jung, daß du dich nicht verspätest", sagte Frau Pastor Thaysen und wendete sich kurz ab, damit



er nicht sehen sollte, welches Opfer es ihr war, daß sie ihn die paar Stunden nicht für sich behalten konnte. Die armseligen paar Stunden — auf die sie sich oft wochenlang freute. . . .

Es war nun doch sechs Uhr geworden, als er im ersten Stock eines hübschen Hauses in der Hohenzollernstraße klingelte.

Ein junger Diener in allzu weiter Livree öffnete ihm. Im Vorzimmer standen Hutschachteln, offene Koffer. Die Türen zu den Zimmern waren weit offen. Auf allen Stühlen und Tischen lagen Kleider, Wäschestücke, Schuhe. Es roch nach Parfüms, es flimmerte von glitzernden Stoffen.

Er gab seine Karte ab.

Gleich darauf kam Frau Gina angelaufen in einem ihrer extravaganten Schlafröcke, wundervoll frisiert, duftend, mit geröteten Wangen. Sie war etwas stärker geworden, aber gleich lebhaft und völlig unbefangen.

„Wie reizend! Sehen Sie — ich sagte meinem Mann gleich: Laß mich nur nach Berlin kommen, und die alten Freunde finden sich wieder ein. Verzeihen Sie die Unordnung. Wir sind erst gestern gekommen. Die Leute sind so ungeschickt. Ich muß alles allein machen. Und Seraphine ist zu gar nichts zu brauchen — rein zu gar nichts. Aber was wollen Sie? Ich bin nicht kleinlich, sie ist ein altes Inventarstück, man muß sie eben ertragen! Wie finden Sie mein Boudoir? Ganz nett, nicht wahr? Man muß nur nicht vergleichen. Schließlich ist es ja nur ein Absteigequartier. Man muß erst sehen, wie sich alles macht. Wenn mein Mann großen Erfolg hat, dann ist eine Villa schnell gekauft. Es braucht ja nicht im Tiergarten zu sein. Draußen im Grunewald — ich bin heute schon hinausgefahren. Ich bin ganz allein — langweile mich furchtbar. Und dann die kleine Wohnung . . . unter uns, es ist doch schrecklich für mich! Sie begreifen — am Gardasee war's herrlich. Ein Motorboot hatten wir und Bekannte . . . von früh bis spät. Aber ich bin ja nicht wahnsinnig, die Villa zu behalten. Wer sagt mir denn, daß wir nächsten Sommer wieder dorthin fahren wollen. Ich habe sie zum Kauf angeboten. Man muß sich einrichten. Die Ausstellung kostet ja auch Geld — rasend. Denken Sie, der Transport allein! Mein Mann hat fleißig gearbeitet. ‚Die heilige Eva!‘ Wundervoll ist sie geworden . . . wundervoll! . . . Seit Antokolski ist so etwas nicht gemacht worden. Kennen Sie Antokolski? Unser größter Bildhauer!“

Bruno Thaysen unterbrach ihren Redeschwall mit keinem Wort. Er saß regungslos in einem kleinen, geblümten Sessel, in den sie ihn gezwängt hatte — und blickte auf seinen Hut, den er ausdauernd von links nach rechts und von rechts nach links drehte. Sie sprang plötzlich auf, bestellte Tee, riß ihm den Hut aus der Hand.

„Sie dürfen nicht gleich fortgehen. Sie müssen mir Gesellschaft leisten. Erzählen Sie mir von sich . . . was machen Sie?“

Trocken und hölzern, wie es seine Art war, wenn er nicht Fühlung fand zum andern, sagte er: „Ich danke, gnädige Frau, mir geht es nach Wunsch. Aber ich bin nicht hergekommen, um von mir zu sprechen. Ich möchte Ihnen einen Brief von Ihrer Frau Stieftochter mitteilen.“

Ein Schatten flog über das Gesicht der Fürstin Sukewitsch. „Lou . . . so? Sie stehen mit ihr in Verbindung? Wie merkwürdig! Uns schreibt sie gar nicht! Zwei Postkarten in der letzten Zeit. Erst die großen Phrasen und dann, wenn die Verliebtheit da ist — nichts. Das ist gar nicht hübsch von ihr . . . gar nicht.“

Sie setzte ein beinah strenges, würdevolles Gesicht auf: „Wenn auch die Oberwalls sich weiß Gott was einbilden — so ganz an die Wand drücken brauchen wir uns von ihnen nicht zu lassen. Und von Lou ist es taktlos . . . ja . . . ich habe keinen anderen Ausdruck! Taktlos!“

Bruno Thaysen wartete, bis sie ausgesprochen hatte.

„Der Brief ist an meinen Vater gerichtet. Der Schluß enthält private Mitteilungen, die kein Interesse für Sie haben. Gestatten Sie, daß ich Sie mit dem Inhalt des ersten Teiles bekannt mache.“

„Bitte, bitte, Herr von Thaysen. Ich bin sehr neugierig.“

Sie lächelte ein bißchen spöttisch, während er las. Und da der Brief lang war, und sie an „vieles andere zu denken hatte“, gähnte sie heimlich.

„Ich weiß wirklich nicht, wovor sie Angst hat, die Kleine, lieber Herr von Thaysen. Ich will zugeben, daß ein Graf Oberwall in diesem Milieu nicht recht an seinem Platz sein mag, aber wer hindert sie, hierherzukommen? Ihr Mann schlägt es ihr ja selbst vor. Sie war immer sehr übertrieben, die gute Lou! Immer von einer unbehaglichen Empfindsamkeit.“

Er unterbrach sie heftig: „Es handelt sich da nicht um Empfindsamkeit, gnädige Frau. Es scheinen dort unten wirklich Verhältnisse zu sein, die das Eingreifen eines vernünftigen Mannes verlangen, der dem jungen Oberwall mal ordentlich den Kopf zurechtsetzt, ihn aus der gefährlichen, überhitzten Atmosphäre dieses von Aberglauben und Affenliebe verseuchten Hauses herausreißt. Das ist unbedingt erforderlich!“

Frau Gina wurde unruhig, rührte mit dem Löffel in der Tasse, zuckte die Achseln.

„Ja . . . möglich . . . Herr von Thaysen . . . gewiß . . . aber wer soll da hinunterfahren? . . . Graf Oberwall wäre der Nächste.“

„Nein, gnädige Frau, der Nächste dazu ist Lous Vater.“

Sie sprang auf von ihrem Sessel, ihre Augen flammten: „Mein Mann! . . . Wieso denn mein Mann? Das ist ganz unmöglich! Kommen Sie ihm nicht damit! Das geht nicht — ich erlaube das nicht! Er hat jetzt an seine Ausstellung zu denken. Ein Vermögen steckt darin. Ich bin verantwortlich. Das raubt ihm acht Tage Zeit. Mindestens acht Tage Zeit. Er muß über Paris, Marseille fahren. Die schlechten Verbindungen . . . ich kenne Frankreich. Eher kommt man nach Ägypten. Nein . . . nein . . . davon kann nicht die Rede sein. In vierzehn Tagen soll die Ausstellung eröffnet werden . . . er muß mit jedem Tage geizen, mit jeder Stunde . . . der Sommer hat ein ungeheures Geld verschlungen. Das muß wieder herausgeholt werden.“. . .

Sie hatte Tränen in der Stimme, riß, wie es ihre Gewohnheit war, an den Spitzen, lief wie eine gehetzte Pantherkatze im Zimmer auf und ab.

Die Entreeklingel schrillte zweimal durch das Haus.

„Das ist mein Mann . . . ich bitte Sie“. . .

Dieser Mensch, dieser Thaysen stand da wie ein Klotz. Sie sah seine Züge nicht im grauen Dämmerlicht. Aber sie fühlte es: jede Linie seines Körpers drückt Unzugänglichkeit aus und herzlose Kälte.

„Was machen denn die Koffer noch immer hier?“



Hörselkamps Stimme schallte durch die Wohnung wie eine Fanfare.

Frau Gina stürzte ihm entgegen.

„Lieber, sei nicht bös . . . ich habe den ganzen Tag gekramt. Ganz tot bin ich . . . und jetzt ist Besuch gekommen". . .

„Besuch . . . wer denn?"

„Hier, Herr von Thaysen."

Sie knipste im Vorbeigehen das Licht an, hielt den Arm ihres Mannes eng an den ihren gepreßt, ließ ihn nicht locker, als Hörselkamp den Gast begrüßte.

„Sie bleiben zum Abendbrot, natürlich . . . freue mich, freue mich herzlich."

Der war ihm noch der Liebste von der ganzen Berliner Blase, und Thaysen fühlte, wie ehrlich der Druck seiner Hand war. Seine Züge hellten sich auf. Und ohne auf Frau Gina zu achten, die ihm heimlich verzweifelte Zeichen machte, sprach er von dem Brief, den Lou geschrieben hatte.

Ein bißchen verwirrt sagte Hörselkamp: „Das schlechte Mädel . . . . hat ihren Papa ganz vergessen in den Flitterwochen. Und ich bin kein Briefschreiber, Thaysen, das wissen Sie! Ich weiß mit so einem dünnen Streichholz zwischen den Fingern nichts anzufangen. Na . . . also setzen wir uns. Erzählen Sie, was gibt's . . . was schreibt sie?"

„Du weißt doch, wie exaltiert die Kleine ist, man kann nicht alles wörtlich nehmen", schob Frau Gina ein mit zärtlichem Lachen.

Es war das beste, sie spöttelte über alles, nahm von vornherein jedem Wort Lous die ernste Bedeutung.

Hörselkamp aber legte ihr die Hand auf den Arm, holte mit der anderen seine Tonpfeife aus der Tasche, seinen Tabakbeutel. Dann sprang er auf.

„Verzeihen Sie, Thaysen — Zigarette, Zigarre? . . . Solche Unaufmerksamkeit bin ich von meiner Frau gar nicht gewöhnt."

„Nein, nichts, danke!"

Er hielt den Brief in der Hand, fing an zu lesen.

Hörselkamp stopfte stehend seine Pfeife, zündete aufmerksam den Tabak an, hörte zu.

Auch er war stärker geworden in diesen letzten Monaten, aber seine Augen hatten nichts von ihrem Feuer eingebüßt, und es zuckte noch immer nervös um die feine, kühn geschwungene Mundlinie.

Frau Gina versuchte ihren Arm vorsichtig unter den seinen zu schieben.

„Was denn . . . was denn? Laß mich . . . stör mich nicht."

Sie setzte sich hinter seinem Rücken an die Tür und zerrte mit den Zähnen an der Spitze ihres Taschentuches. Er aber stand, wie es seine Art war, breitspurig im Zimmer, mit gerunzelten Brauen, hörte zu — nicht mit den Ohren allein — mit den Augen, dem zuckenden Mund, mit den beiden Händen, die abwechselnd und immer schneller die Tonpfeife aus seinem Mund rissen, sein ganzer Körper hörte zu, seine ganze Seele nahm die Qual seines Kindes auf, die aus ihren Worten zu ihm herüberströmte.

„So ein Bengel . . so ein Bengel!"

Er warf die Tonpfeife, die alte braune Pfeife, aus der er seit zwanzig Jahren rauchte, gegen die Wand, daß sie in Scherben zu Boden fiel.

Er kannte sich kaum mehr. Er gab mit dem Fuß dem kleinen Tisch einen Stoß, daß er mitten ins Zimmer flog, er faßte an die Lehne eines zierlichen Sessels und schlug ihn gegen das spiegelglatte Parkett, daß ihm die abgebrochene Lehne in der Hand blieb.

„Also darum habe ich mein Kind einem Oberwall gegeben. . . . Darum?! Daß er sie drei Monate später mit Frauenzimmern hintergeht und die Nächte unter schmierigem Gesindel verbringt! Darum hat eine Hörselkamp einen Grafen Oberwall geheiratet, damit sie von närrischen, abergläubischen Weibern wie ein kleines Kind behandelt wird? . . . Alles darum? Was soll nun geschehen, Thaysen? Sagen Sie mir . . . was soll geschehen? Niederschlagen möcht ich den Kerl, der mein Kind unglücklich macht, einfach niederschlagen! . . . Und sehen Sie, Thaysen . . . er hat mir nie gepaßt, nie! Fragen Sie nur meine Frau!" . . .

Er suchte rechts und links nach seiner Frau, fand sie endlich zusammengekauert an der Tür.

„Also jetzt gib's nur zu: Wer hat ihm Avancen gemacht? — Du! Wer hat in allen Tonarten geflötet: Ein Oberwall — ein Graf Oberwall! — Du! In der Rauchstraße war es — da habe ich ihn an die Luft gesetzt. Und mich den Deubel geschert um Weinkrämpfe und ähnlichen Quark. Dann wurde er krank — schade, daß er nicht draufgegangen ist, nur schade. . . . Und dann" . . .

Er stockte, schlug mit seinen krampfhaft gespreizten Fingern auf seinen ergrauenden Scheitel.

„So ist alles gekommen — gegen meinen Willen. Jawohl — gegen meinen Willen. Ein Schwächling ist der Kerl! Erst der große Herr — weil er hier bei seinem Herrn Papa den großen Herrn spielen mußte, und dort unten der Bauer, der Viehzüchter, der Stiertreiber . . ."

Seine Stimme überschlug sich, er hatte keinen Atem mehr, er griff mit den Händen in die Luft, als wollte er etwas Unsichtbares herunterreißen, etwas Schweres, etwas, das er gleich einem Zyklopen in beide Arme nehmen konnte, um es hinunterzuschleudern auf diesen Oberwall . . . diesen Kerl, den er nicht hatte sehen wollen, und der ihm sein Kind unglücklich machte.

„Er bringt sie noch um . . . paßt auf, was ich euch sage — er bringt sie noch um!"

„Aber, Lieber, ich bitte dich" . . .

Wäre ihr Mann nicht immer so unberechenbar in seiner Wut — sie hätte wahrhaftig gelacht. Er kannte wirklich kein Maß, ihr schöner, großer Mann. Dieser elegante, feine Graf Oberwall brächte seine Frau um wie irgend so ein Jack the Ripper . . . nur weil er gern zum Stierkampf ging und sich mit den Stierhütern ein bißchen amüsierte! So eine Idee! . . . Sie war selbst einmal in Spanien gewesen; eine ganz lange Saison in St. Sebastian, sie war auch zum Stierkampf gefahren wie alle eleganten Leute. Es war riesig aufregend — wirklich eine Sensation! Und der Matador war zum Verlieben gewesen. Aber blutdürstig hatte sie das nicht gemacht! Sie konnte es auch heute nicht ertragen, wenn man Tiere quälte. Nein, wie furchtbar übertrieben das alles wieder war! Da schimpfte ihr Mann auf Gerhard und war doch selbst so ein wilder, unbändiger Mensch!

Bruno Thaysen sagte: „Ich dachte, Herr Hörselkamp, das einzig Richtige wäre, Sie führen sofort herunter. Brächten Ihre Tochter gleich hierher. Mit oder ohne Mann — wie es sich eben machen läßt."

„Natürlich fahre ich . . . selbstverständlich. . . . Heute mit dem Nachtzug fahre ich."

Frau Gina rief: „Aber, Lieber, woran denkst du!? Du hast dich doch morgen bei einem Dutzend Menschen



angesagt! Und die Tischler, die wegen der Postamente kommen, hast du die vergessen? Wie sollen sie denn in den paar Tagen bis zur Ausstellung fertig werden?"

Hörselkamp blieb unschlüssig vor seiner Frau stehen.

„Allerdings, ja. . . . Heute geht es nicht. . . . Aber morgen. Ganz gewiß. Morgen, mit dem Nachtzug."

Frau Gina erhob sich. Mit fast tragischer Gebärde faltete sie beide Hände.

„Du bist von Sinnen, Lieber. Wie kannst du denn überhaupt daran denken, vor der Eröffnung Berlin zu verlassen?"

„Sehr gut kann ich es mir denken!" schrie er. „Ich beauftrage einfach Wachmann" . . .

Sie unterbrach: „Wachmann —. was versteht der davon! Ein Atelier kann er dir mieten und Marmor pumpen, aber er kann doch keine Ausstellung organisieren, lieber Gott im Himmel!"

Ganz bleich vor Zorn, mit glühenden Augen ging er auf seine Frau zu: „Und ich sage dir: Keine Ausstellung der Welt hält mich zurück . . . verstanden? Keine Ausstellung der Welt! In vier Tagen bin ich wieder da. Morgen fahre ich . . . verstehst du . . . morgen fahre ich! Schluß!"

Sie weinte leise, lehnte den Kopf an seine Schulter: „Ich sage ja gar nichts mehr . . . gewiß wirst du fahren . . . Ich denke ja nur an dich dabei . . . An deine Hoffnungen denke ich . . . nur daran!" . . .

Sie streichelte mit ihrer hübschen, weichen Hand seinen Arm, sie hielt ihm bittend die Stirn unter die Lippen.

Sein Zorn legte sich.

„Na ja . . . also . . . es war sehr überflüssig, Herrn Thaysen zum Zeugen einer solchen Meinungsverschiedenheit zu machen. Ich fahre und damit basta! Schlimmstenfalls übermorgen!"

„Ja . . . besser übermorgen", murmelte Frau Gina.

Er küßte sie leicht auf die Stirn, schüttelte den Kopf, lachte leise.

„Die Frauen, lieber Thaysen! Na, Sie werden's ja auch noch erfahren."

Er war wieder guter Dinge, sprach von seiner „Heiligen Eva", an der er in Italien noch tüchtig gebastelt hatte. Sprach von der neuen Arbeit, die ihm im Kopf spukte. Er küßte seine Frau ein zweites Mal, diesmal auf die Schläfe.

„Mit der Zeit lernt sie auch noch Stillhalten beim Modellsitzen."

Sie warf ihm einen Blick zu, in dem Dank und Verliebtheit lagen.

„Na also, lieber Thaysen, Sie bleiben doch zum Butterbrot?"

Aber Thaysen lehnte ab. Er hatte noch eine große Korrespondenz zu erledigen. In acht Tagen sollte es sich entscheiden, ob er ganz in Berlin bleiben könnte, ob die amerikanische Gesellschaft ihn finanzieren oder ihn zum Leiter einer Berliner Zweiggesellschaft einsetzen würde.

„Und Sie bedauern nicht, den Abschied genommen zu haben?" fragte Frau Gina, nicht ohne bewußte Absicht, ihm etwas Unangenehmes zu sagen, eine peinliche Erinnerung heraufzubeschwören. Er hatte ihr jetzt auch genug Unannehmlichkeiten gemacht.

Aber Bruno Thaysen sah ihr mit kühlem Lächeln in die Augen.

„Vielleicht würde ich es in Kriegzeiten bedauern, gnädige Frau, in Zeiten, da es auf den einzelnen Mann ankommt. . . . So nicht! Rekruten drillen — dazu sind Leute genug da."

„Es gibt einen Generalstab!" Sie lächelte spitz und sehr liebenswürdig.

„Die Großindustrie hat auch ihren Generalstab, gnädige Frau", sagte Thaysen scharf und empfahl sich.

Hörselkamp schüttelte ihm die Hand und brachte ihn bis an die Haustreppe.

„Übermorgen fahren Sie, Herr Hörselkamp?"

„Übermorgen, selbstverständlich, lieber Thaysen."

Frau Gina beugte sich über die Rampe.

„Auf Wiedersehen, Herr Generalstäbler."

Es klang ein bißchen spöttisch, aber auch kokett. Ihr war schließlich jeder recht, der ihr den Geruch des Dollars ins Haus brachte. Und dunkel fühlte sie, daß sie noch einmal mit ihm zu rechnen haben würde, wenn nicht anders, so doch zum mindesten wie mit dem Käufer eines echten Hörselkamp. —

Am Abend des nächsten Tages übergab Thaysen ein Boy des Hotels, in dem er abgestiegen war, einen Brief. Er riß ihn auf. Hörselkamp schrieb:

„Lieber Thaysen!

„Ich bin außer mir, aber es geht nicht. Vor der Eröffnung kann ich nicht weg — mit dem besten Willen nicht. Ich werde Lou ausführlich schreiben, und ich hoffe, sie wird vernünftig sein.

„Besten Gruß! Ihr
Hörselkamp."

Eine Nacht lag zwischen Hörselkamps Versprechen und diesen Zeilen. . . .

In dieser Nacht hatte Lou ihren Vater verloren.

* * *

Es gab für Thaysen nur noch einen Weg: den zum Kupfergraben. Es war nicht sein Wunsch gewesen, dem Grafen Oberwall noch einmal zu begegnen, nachdem er den Besuch gemacht hatte, der einen Abschied bedeutete fürs Leben. Mochte der alte Herr über seine Einmischung denken, wie er wollte — er kam, um auch ihm einen Dienst zu erweisen, eine Dankesschuld abzutragen für das großmütige Anerbieten, das er ihm an jenem unvergeßlichen Tag gemacht hatte, da er sich nicht von einem Fremden die Ehre bezahlen lassen wollte, des Königs Rock zu tragen.

„Meine Kluft bezahle ich mir selber", hatte er sich damals auf dem Heimweg trotzig gesagt und nicht gern zurückgedacht an jene Stunde, da er im hellen, prunkvollen Zimmer des alten Grafen zum letztenmal seinen Helm mit der Hand umklammert hatte.

„Es ist wichtig!" sagte er, als der bejahrte Kammerdiener des Grafen unschlüssig seine Karte entgegennahm.

In dem Augenblick kam die Mendel hinunter mit ihrem harten, ausdruckslosen Gesicht; hagerer noch als vorher, mit müden, schweren Lidern.

„Exzellenz läßt bitten, wenn Besuch wäre, möchten sich die Herrschaften erst zu ihr heraufbemühen."

Der Kammerdiener nickte: „Jawohl, Herr Leutnant, der Herr Graf sind schwer krank, seit gestern . . . schwer krank . . . Es steht nicht zum besten", fügte er leise hinzu. „So viel Aufregung!"

Er kannte den Jugendfreund des „Herrn Doktor", es war das einzige junge Gesicht, das er sah, der einzige Mann, der da vielleicht etwas sagen, etwas raten konnte.

„Kann ich Herrn Leutnant anmelden?" fragte die Mendel.

„Ich komme "



Thaysen nahm zwei Stufen auf einmal und mußte warten, bis die Mendel ihn eingeholt und angemeldet hatte. Und dann dauerte es noch eine Weile, und dann hüstelte, dann krächzte etwas, dann hörte er eine knarrende, alte Stimme . . . die Mendel kam heraus.

„Exzellenz lassen bitten."

Gräfin Marie Antoinette Oberwall saß an ihrem Kamin wie immer. In ihrem großen, roten Brokatsessel mit der goldenen Lehne. Sie hatte ein helles, schweres Seidenkleid an und darüber einen schwarzen Spitzenschal. Die Kaminlampen leuchteten unter den rosa Schleiern, und die Bonbonniere mit den veilchenduftenden Lakritzen stand neben dem blütenweißen Spitzentaschentuch. Ihr Gesicht war genau so weiß, wie es vor einem Jahr gewesen, die Lippen genau so dunkel und die Haare genau so schwarz.

Nur die sonst funkelnden Augen blickten dem Eintretenden matt entgegen, und die ringglitzernde, knochige Hand zitterte, als sie sich dem Gast entgegenstreckte.

„Haben Sie gehört, Herr Leutnant . . . mein Sohn . . . gestern war es ein Schlaganfall . . . ein richtiger Schlaganfall . . . die Mendel geht jede halbe Stunde hinunter fragen, wie es geht, und dann warte ich hier . . . und komme um vor Angst. Sie lassen mich alle warten. Dann endlich: ‚Es geht besser!' oder ‚Es ist immer dasselbe!' Und ich habe unterdessen ein Jahr meines Lebens verloren."

Sie sah ihn nicht an dabei. Sie sprach, als redete sie das alles nur vor sich hin; aber mit der Hand machte sie ihm ein Zeichen, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Mendel, Tropfen!" rief sie.

Die Mendel brachte Baldriantropfen auf einem Stück Zucker. Das ganze Zimmer roch nach Baldrian.

„Spritzen!" befahl die Exzellenz.

Mit einem großen Zerstäuber verspritzte die Mendel Kölner Wasser. Die Exzellenz folgte ihr aufmerksam mit den Augen.

„Genug", sagte sie plötzlich. „Vielleicht gehen Sie wieder hinunter."

Es klang beinah scheu. Die Mendel antwortete nicht.

„Ich meine . . . in zehn Minuten, Mendel . . . oder in fünf. Ich brauche Sie jetzt nicht."

Sie strich ihr über den Arm, bittend, verzog die Lippen, daß es beinah aussah wie ein Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Maskenball an Bord.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Leise rauschen die Wellen des Indischen Ozeans gegen die Bordwand, in endlose Weiten schweift der Blick durch die sternenerhellte Tropennacht. In magischem Glanz strahlt das Kreuz des Südens — all die fremdartigen Sternbilder, die das Auge des Nordländers nie geschaut.

Sanfte Kühle breitet der Monsun über das Deck des Indienfahrers, umfächelt die erhitzte Stirn der Tanzenden, er trägt den bunten, verworrenen Lärm, das Tönen der Musik, das Klingen der Gläser, übermütiges Gelächter hinaus in die schweigende Meeresnacht. In ewig gleichem Rhythmus wühlen die Propeller, eine leuchtende, gurgelnde Furche durch den Ozean ziehend. Der Ozeanriese jagt dahin . . . Wieder heben und senken sich die Wogen der indischen See, unbekümmert um das kleine Menschenwerk, das sie für einen Augenblick auf ihren schäumenden Schultern getragen.

Am fernen Horizont verschwindet der Dampfer . . . Dort auf den Wellen gaukelt im Mondlicht ein glitzernder Punkt: ein Kotillonorden. Die einzige Spur, daß hier über der unergründlichen, blauschwarzen Tiefe noch soeben der bunte Lärm eines Maskenballes getobt. Verschwunden wie eine Meeresvision. — Nächtliches Schweigen.

Welche Gegensätze. Während sich auf den weiten Decks die übermütige, bunte Schar der Passagiere drängt, steht oben auf der Kommandobrücke der Kapitän, hinausspähend in die matterhellte Tropennacht. Sein Blick sucht angestrengt nach den Signallichtern anderer Dampfer, nach dem warnenden Schein der Leuchtfeuer, die die Nähe der mörderischen Korallenriffe der Malediven verraten.



Der Tanz auf Deck.

Gleich einer Statue steht der Mann am Ruder, den Blick unverwandt auf die erleuchtete Scheibe des Kompasses gerichtet. Ostsüdost der Kurs. Kaum bewegt sich jenes empfindliche Instrument um Haaresbreite, so dreht die schwielige Faust das Rad des Dampfsteuers, das mit ungeheurer Gewalt den Ozeanriesen in die vorgeschriebene Bahn



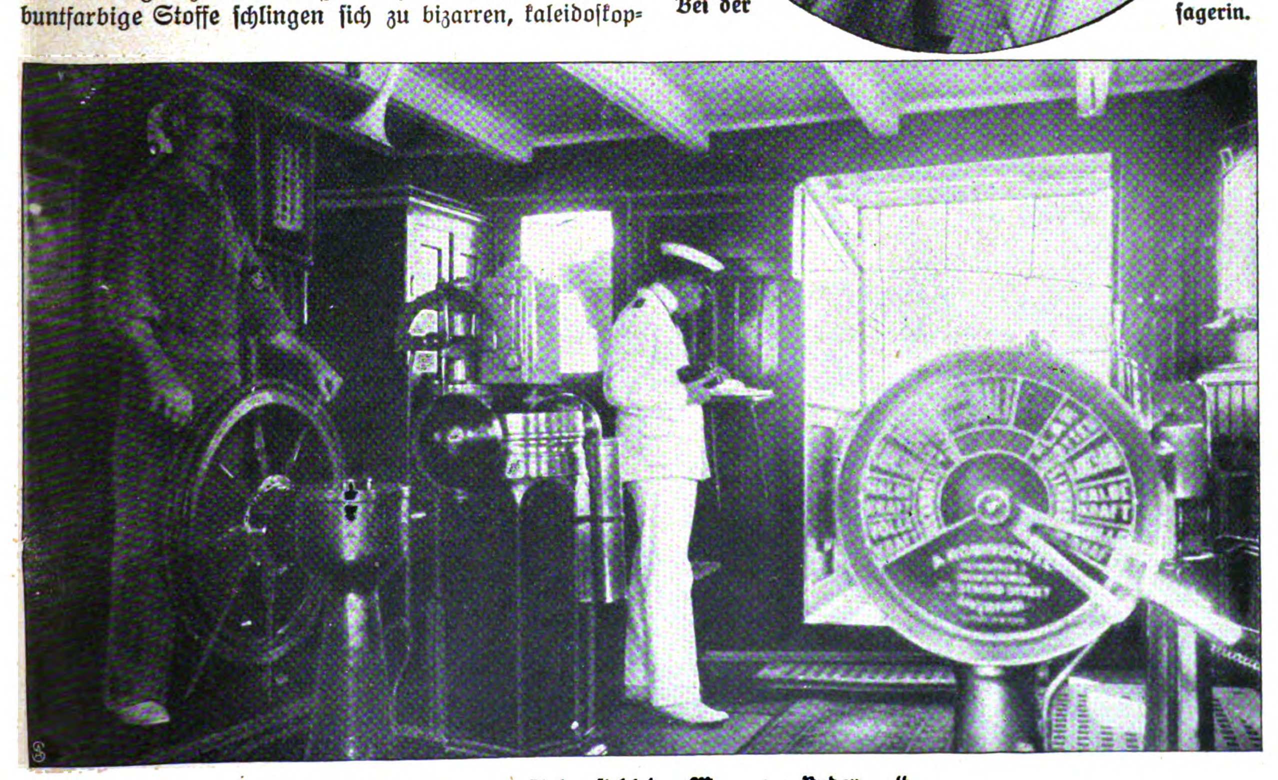
Eingang zum Standesamt.

Bei der Wahrsagerin.

zurückdrängt und ihn in sicherer gerader Fahrt dem fernen Ziel, Colombo, immer näher und näher führt.

Welcher Gegensatz. Hier oben tiefes Dunkel, nur vom matten Schein der Kompaßlampe durchbrochen, ernste Pflichterfüllung — dort unten Ueberfülle farbigen Lichtes, jauchzender Lebensgenuß, fröhliches Menschengewimmel. „Und der Himmel hängt — voller Geigen!“ klingt es über das weite Deck, und zu den Tönen wiegen sich all die phantastischen Gestalten im Walzertakt. Ein rhythmisches Wogen von Farben und Formen, glitzernde Brillanten glänzen von weißen Schultern, Seide flattert, buntfarbige Stoffe schlingen sich zu bizarren, kaleidoskopartig wechselnden Bildern.

Seltsames Gemisch. — Stammt jenes Kostüm Neros, aus kostbaren Spitzen gefertigt, aus dem Atelier eines Schneiderfürsten von Paris oder Neuyork? Ein Badetuch jene zottigwallende Schleppe, Ausschnitte aus Speisekarten seine bunten Muster. Aus einer Orange



„Gleich einer Statue steht der Mann am Ruder ...“

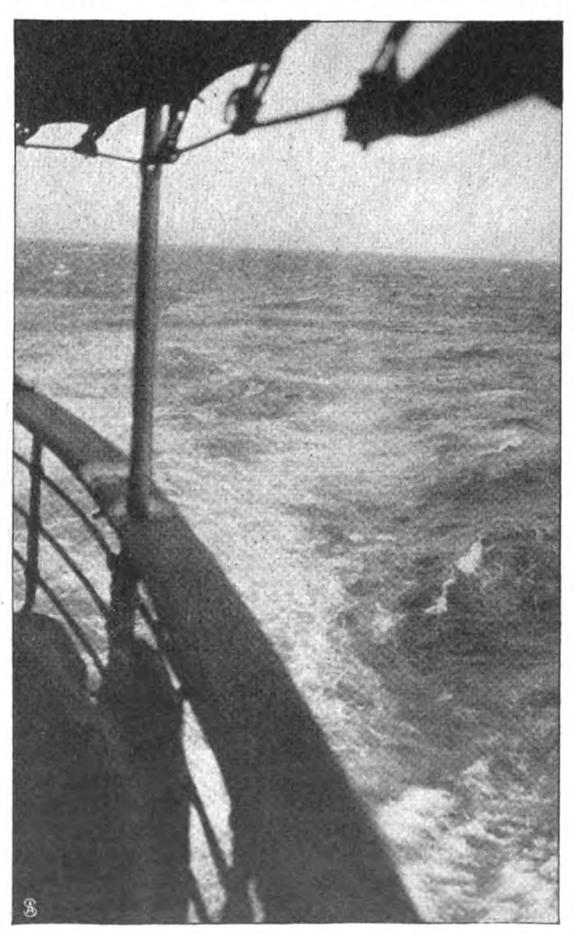


Am Büfett.

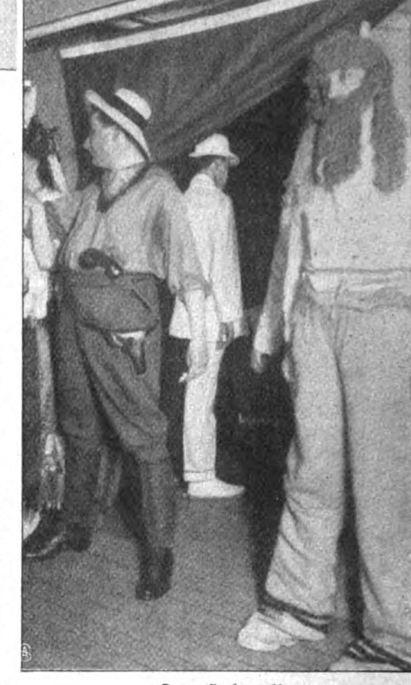
gran hält den Gesichtschleier, den „Beschmet", ohne den sich kein weibliches Wesen im Bereich Al'Korans zeigen darf. Ebenso kostbar wie echt dies märchenhafte Gewand, den Basaren Port Saids entstammend, deren Schätze für einige Stunden das Auge der Passagiere gelockt. Ihr Partner ein Tropenjäger. Sonnverblichen die Khakifarbe seiner Kleidung. Geschwärzt von langem Gebrauch das Lederzeug des Waffengurts, die Scheide des langen Jagdmessers, der schweren Browningpistole. Nicht zum erstenmal trägt diesen der Indiendampfer hinaus gen Osten. Bekanntschaft mit den Gefahren der Wildnis verrät die Kleidung, der stahlharte Blick, den das lange Leben im Dschungel, im tiefen Urwald geschärft hat.

gefertigt jener riesige gelbe Orden. Silberne Serviettenringe die hyperphantastischen Armbänder.

Ein anderes Paar schwebt vorbei: eine arabische Haremsdame, in eine Wolke duftig leichter Seide gehüllt, kostbare Spangen bedecken die Arme, Goldfili-



„Der Ozeanriese jagt dahin ..."



Das Kabarett.

Seltsame Gestalten in buntem Rahmen. Rings um das breite Achterdeck schlingen sich Flaggen in den Farben aller Nationen. Sie steigen empor an den Ventilatoren, den mächtigen Wanttauen, die die Masten stützen. Der Abendwind streicht über das Deck, es bauschen sich die Flaggen, es gaukeln die langen Ketten der farbigen Glühlampen, die sich gleich Reihen glitzernder Edelsteine durch das Gewirr des Tauwerkes schlingen.

Die Musik schweigt. Die Reihe der Tanzenden löst sich; alles strömt hinüber auf das endlos lange Mitteldeck. Seltsame Gebäude sind hier wie durch Zaubermacht entstanden. Hier ladet ein alter Zigeuner in allen Sprachen Europas ein, sich im Zelt von seiner Tochter die Karten legen zu lassen, und gar manche abergläubische Maid folgt dem geheimnisvollen Ruf. Daneben dehnt sich ein langes Gebäude, vor dessen Tür bizarre Gestalten Wache halten. Neben Bill, dem Cowboy, der

schwer bewaffnet dem Kassenbestand als Schirmvogt dient, ein ungeheurer Riese, dessen unerhörte Lebensgeschichte den Besuchern vorgetragen wird.

Einige Schritte weiter. Ein kleineres Haus: „Standesamt“. Soeben öffnet ein mehr jovial, denn würdevoll aussehender Beamter die Tür und ladet Nero, der gerade mit einem reizenden Baby vorüberwandelt, ein, sich trauen zu lassen. Verspricht ihm sogar nach überstandener Prozedur ein Glas kräftigen Gins. Noch zögert Nero, seine Freiheit zu opfern, da zeigt sich im Hintergrund die dunkle Gestalt des Ehescheidungsadvokaten. Dieses Rettungsengels sicher, steuern Nero und Baby denn mutvoll in den Hafen der Ehe.

Eine Strecke weiter auf dem langen Deck ein in allen Farben schimmerndes Prunkbüfett, auf dem die seltsamsten und kostbarsten Delikatessen aufgebaut sind. Eifrig wird es umdrängt, hinter dem Tisch präsidiert sogar „Seine Gnaden“ der Herr Obersteward in höchsteigener Person.

Maskenball — Maskenscherz. Unbeirrt stampfen die Maschinen ihren eintönigen Gang — unbeirrt durchschneidet der gewaltige stählerne Bug des Schiffes die Wogen — vorwärts — immer vorwärts . . .

Bilder aus aller Welt.



Phot. A. Wertheim.

Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat A. Kayser †
Berlin, Dirigent der Ministerial-, Militär- und Baukommission.



Musikdirektor Röpenack †
Dresden, einer der ältesten Kapellmeister der sächsischen Armee.

Der langjährige Dirigent der Ministerial-, Militär- und Baukommission in Berlin, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Adolf Kayser, ist 84 Jahre alt gestorben.

In Dresden verstarb der Königliche Musikdirektor Röpenack. Er war einer der ältesten Kapellmeister der sächsischen Armee.

Hoch im Norden des europäischen Rußland, in Archangel, wird Sport aller Art mit Eifer gepflegt. Unser Bild zeigt die Mitglieder des vor 2 Jahren gegründeten Damen-Hockey-Klubs.

Ende September fand in Leipzig der Deutsche Saalbesitzer-Bundestag statt. Im



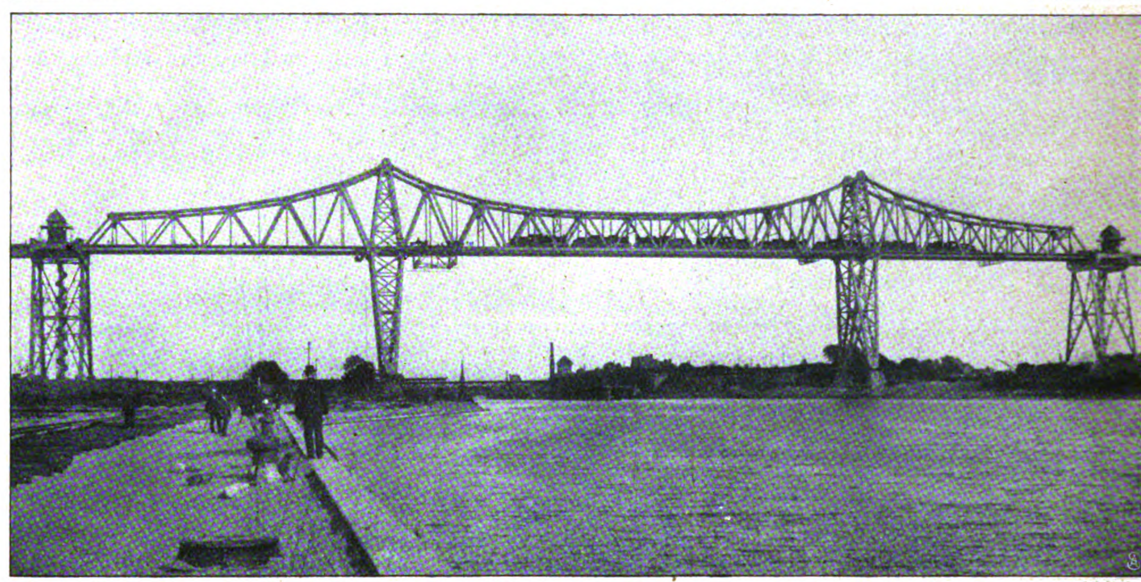
Vordere Reihe, von links: Frl. Alexandrowa, Frl. Antonowa. — Mittlere Reihe, von links: Frl. L. Leizinger, Frl. E. Shergold, Frl. Paetz, Frl. H. Shergold, Frl. El. Shergold. — Hintere Reihe, von links: Frl. E. Lindenblatt, Frl. A. Lindenblatt, Frl. A. Leizinger.

Der Damen-Hockey-Klub in Archangel.



Phot. Koenig.

Der Deutsche Saalbesitzer-Bundestag vor dem Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.



Die Belastungsprobe der Rendsburger Brücke mit einer Million Kilogramm. Phot. Leschen.



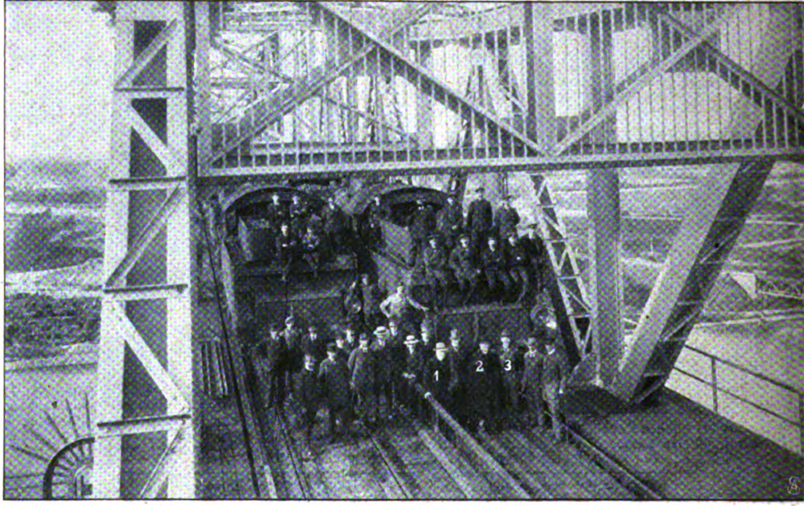
Margarete Leistner,
Berlin, erfolgreiche Violinistin.

Programm der Tagung war auch ein Besuch des fast vollendeten Völkerschlachtdenkmals vorgesehen.

Ein Teil der großartigen Vervollständigungsarbeiten des Kaiser-Wilhelm-Kanals bildete auch der Bau der großen Hochbrücke bei Rendsburg. Die Vollendung und Belastungsprüfung derselben ist kürzlich erfolgt.

Eine recht erfolgreiche jugendliche Violinistin ist Frl. Margarete Leistner aus Berlin. Sie wird demnächst mit dem Philharmonischen Orchester konzertieren.

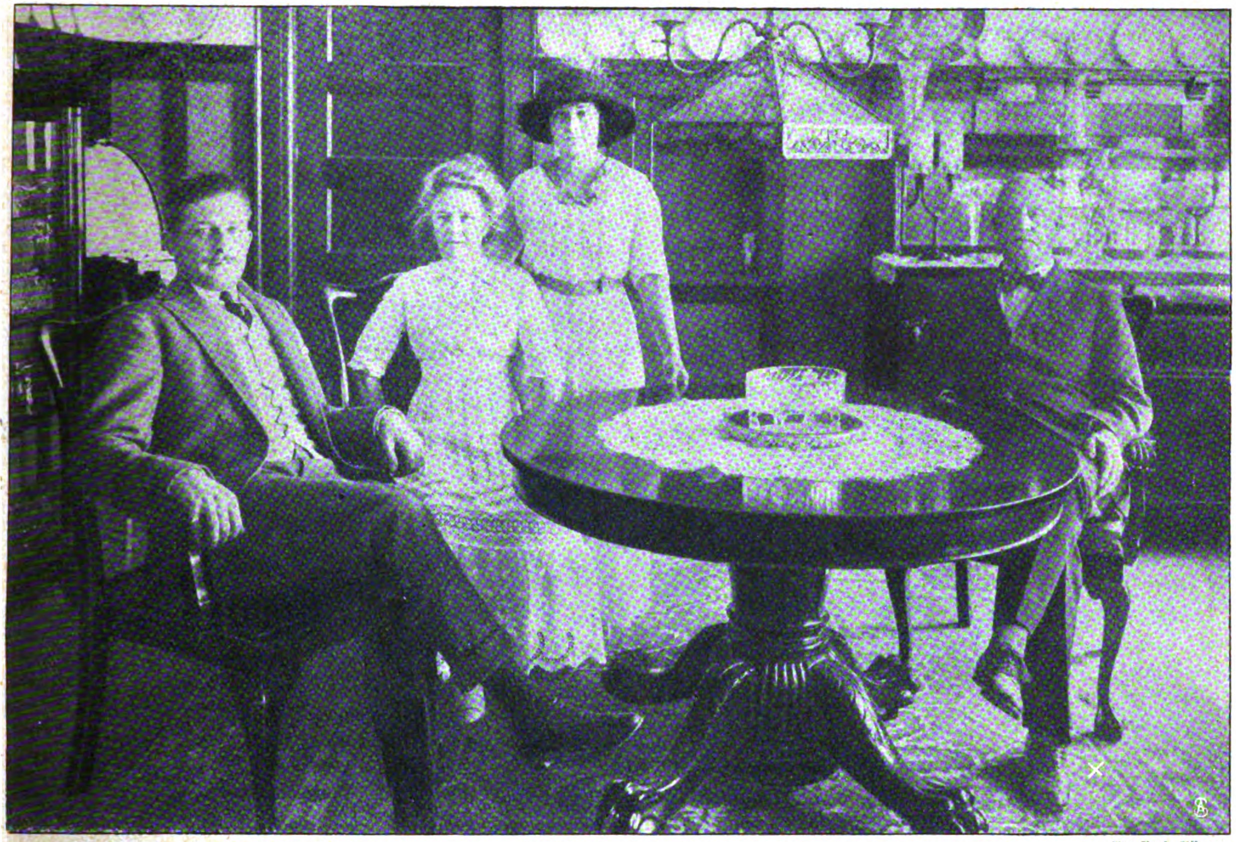
In Bingen wurde kürzlich unter reger Beteiligung hervorragender Persönlich-



Bei der Probe: 1. Reg.-Baurat Merling. 2. Geh. Baurat Schultz. 3. Regierungsbaumeister Voß.
Die neue Hochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Rendsburg.



Die neue „Festhalle am Rhein“ in Bingen.



Am. Preß. Ass.

Der neue Bürgermeister von Neuyork: Ardolph Kline (×) mit seiner Familie.
Zum Wechsel in der kommunalen Leitung der Stadt Neuyork.

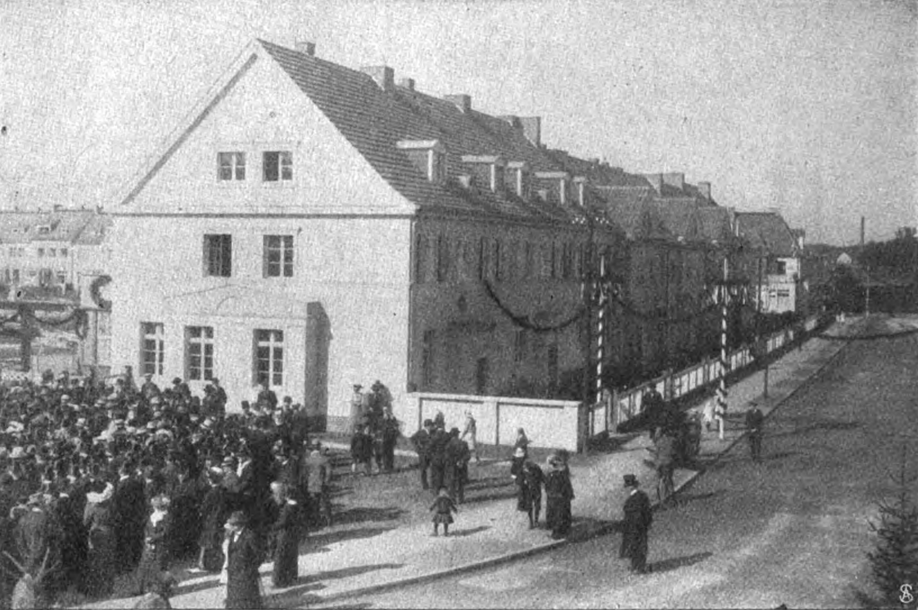


Phot. Poole Waterford.

Parforcejagdsaison in Irland: Aufbruch der Meute.



Wilhelm Bünte †
Musikdirektor, Hannover.



Die Einweihung der Kolonie des Beamten-Wohnungsvereins in Zehlendorf.
Blick in eine Straße der Kolonie.

Phot. Lamm.

keiten aus Rheinhessen und der Rheinprovinz die „Festhalle am Rhein" eingeweiht.

Zum neuen Bürgermeister von Neuyork wurde der bisherige Vizepräsident der Stadtverordneten der Republikaner Ardolph Kline gewählt.

Wenn die Blätter sich golden färben und der Herbstwind über die Felder geht, dann erscheinen die Rotröcke auf dem Plan. In Irland, dem Dorado der Parforcejagden, wird der edle Jagdsport eifrig getrieben.

In Friedrichsbrunn im Harz starb der in Hannover seit Jahren tätige Kapellmeister und Komponist Wilhelm Bünte.

In Gegenwart des Ministers von Dallwitz wurde die Kolonie des Beamten-Wohnungsvereins in Zehlendorf eingeweiht.

Schluß des redaktionellen Teils.


Bad Wildungen
Spezialbad für
Nieren-, Blasen- u.
Stoffwechselleiden.
Frequenz 1912: 14,327 Personen.
Georg Victor Quelle
für Blasen- u. Frauenleiden.
Helenen Quelle
für Nierenleiden Gries, Stein & Gicht.
Versand
zur Haustrinkkur
in 1912 = 2,245,831 Flaschen.
Im eigenen Interesse achte man auf die Namen der beiden obigen Quellen, da tatsächlicher Ersatz weder durch andere Quellen noch durch das künstliche sogenannte „Wildunger Salz“ möglich ist.
Analysenvergleich und Schriften frei durch
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, A.-G.
Bad Wildungen II.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

H. Waldeyer: „Seemannsleben“. 112 S. (20 Pf.) — Johannes Höffner: „Der verschlossene Garten“. Roman. 112 S. (20 Pf.) Berlin, Leipzig, Verlag von Hermann Hillger.

Arnold Hirtz: „Baden und Schwimmen“. Praktische Winke für die Jugendpflege. Soziale Tagesfragen. Heft 42, herausgegeben vom Volksverein für das kath. Deutschland. 54 S. (80 Pf.) — Dr. Willi Warstat und Franz Bergmann: „Kino und Gemeinde“. Lichtbühnen-Bibliothek Nr. 3. Herausgegeben von der Lichtbilderei G. m. b. H., M.-Gladbach. 112 S. (1.50 M.) — Dr. Albert Franz: „Adolf Kolping, der Gesellenvater.“ Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 5. Heft. 60 S. (60 Pf.) — Prof. Dr. Wilhelm Kosch: „J. M. Sailer“. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 6. Heft. 41 S. (60 Pf.) — „Die Türkei“. Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. Staatsbürger-Bibliothek. Heft 36. — Phil. Hans Grundei: „Student und Vinzenzverein“. 3. Heft. 51 S. (40 Pf.) — Dr. Hermann Platz: „Die Früchte einer sozialstudentischen Bewegung (zugleich Einführung in das geistige Leben und in die Literatur des sozialen Katholizismus in Frankreich)“. 7. Heft. 89 S. (40 Pf.) — Dr. Bruno Rauecker: „Die Settlementsbewegung“. 8. Heft. 51 S. (40 Pf.) — Ina Jünemann: „Meine Residenzarbeit“. 11. Heft der Studenten-Bibliothek. Herausgegeben vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 59 S. (40 Pf.) Sämtlich erschienen im Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M.-Gladbach 1913.

Professor Dr. Otfried Nippold: „Der deutsche Chauvinismus“. 132 S. (1 M.) Berlin, Stuttgart, Leipzig 1913, Verlag von W. Kohlhammer.

Andreas Mehringer: „Aus dem Werdegang eines Lebenden“. Gedichte. 71 S. Geh. 1.50 M., geb. 2 M. Leipzig-Go. 1913, Sphinx-Verlag.

W. Rosenfeld: „Gottfried Keller“. 38 S. 50 Pf. — M. Weg: „Ein schweres Opfer“. Trauerspiel in 4 Aufzügen. 39 S. Geh. 1.25 M., geb. 1.80 M. Leipzig-Go., Sphinx-Verlag.

Der Ratgeber und Wegweiser durch die

Liebhaber-Künste

von

W. Sobbe in Kassel-W

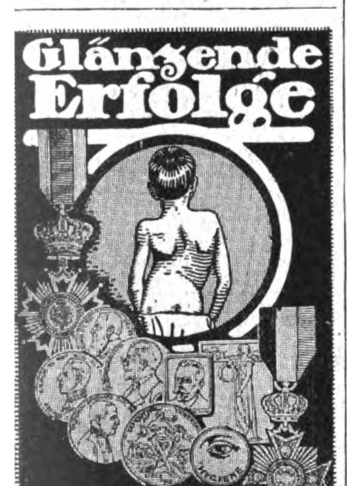
ist soeben in neuer Auflage 1913/14 — ca. 400 Seiten mit ca. 4000 Abbildungen — mit vielen **Neuheiten u. Anleitungen** erschienen.

Kerbschnitt — Flachschnitt — Tiefbrand — Holzbrand — Tarso Münchener Tarso — Metallplastik — Sarazena — Batik — Samtglanzbrand — Fustanella — Nagelarbeit — Laubsägen — Silhouettenmalerei

Die Firma **W. Sobbe** in **Kassel W** versendet den **„Ratgeber und Wegweiser durch die Liebhaberkünste“** innerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns gegen Einsendung von 90 Pfennig (1 Krone 10 Heller) portofrei. — Nach dem Auslande 1,50 Mark.



Peter Nissen's —Original— **Matrosen-Kleidung** n. Vorschrift d. K. Marine für Knaben u. Mädchen ist unübertroff. dauerhaft, gesund, kleids., bequem. **Matrosenstoffe für unverwüstl. Damenkleid.** Stoffproben u. Preislisten mit Abbildung: portofrei. **Peter Nissen, Kiel D.**



Rückgrat-Verkrümmungen

ihre Behandlung nach „System Haas“. Hochinteress. Broschüre, reich illustriert, gegen Voreinsendung von Mark **1.—** in Briefmarken von

Centrale Franz Menzel
Dresden-Blasewitz A.

Preisgekrönt auf dem 17. Internat. Aerzte-Kongreß London 1913

HOSTE

„Detective“ Aeltestes Detective-Institut
Caspari-Roth Roffi & Pelzer
Bestens empfohl. Ia Referenz.
Berlin, Leipziger Str. 130.
Frankfurt a. M., Zeil 45.



Studenten-Utensilien-Fabrik
:: älteste und größte :: Fabrik dieser Branche.
Emil Lüdke, vorm. Carl Hahn & Sohn G. m. b. H., Jena i. Thüringen 30.
Man verl. gr. Katalog grat.



Weshalb ist die Kahlköpfigkeit so häufig?



Weil bei Haarausfall selten eine fachgemäße Behandlung eingesetzt wird. Lassen Sie alle teuren und nutzlosen Haarwässer und Pomaden beiseite, und verlangen Sie gratis Prospekt über die medizinische Behandlung des Haarschwundes nach der Methode des Prof. John Crown (San Francisco) durch die **Münsterapotheke zu Straßburg 30 i. Elsaß** (Generalvertrieb für Mitteleuropa).



Man ist so alt, wie man aussieht!

Vertreibung der Gesichtsrunzeln

auf biologischer Grundlage nach neuester Forschung. Einzig nur durch Zuführung neuer, der alternden Haut mangelnden Lebenssubstanz, der homogenen Gesichtsnahrung „Creme Olana“ (Lecithinhautnährstoff), jener hochwichtigen, natürlichen, zur Hauternährung bedingten Fettsubstanz, durch welche es allein möglich ist, die progressive Rückbildung von **Falten, Runzeln,** Krähenfüßen zu erzwingen und ein frühes Verblühen wirksam zu verhindern. Alle häßlichen, tiefen Linien und scharfen Züge werden vollkommen ausgetilgt und das Gesicht wieder glatt gestaltet. Wirkung garantiert. Erfolge über Erwarten. Originaldose M. 4.50. Zum Beweise Versuchdose 2.50. Aufklärende Druckschrift versendet frei der alleinige Fabrikant

Otto Reichel, Berlin 76. Eisenbahnstraße 4.

Bürger! führet euer Wappen!

Kanzlei für Wappen- u. Stammbaumforschung Wiesbaden, im **Besitze d. weltberühmten** Frh. v. **Ledebur'schen** Wappen-Siegel-**Sammlg.** (je 111 000 St.) liefert **den urkundlichen** Nachweis eur. **histor. Wappens** (200 000 hist. **bürg. Wappen** vorh.) Entwürfe **u. künstl. Ausarbeitg.** neu anzu**nehm. Wappen** drch. die hervor**rag. Wappenmaler Deutschlds. Exlibris, Stammbäume, Chroniken usw. Prospekte kostenlos**



Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.



flüssiges Bohnerwachs
„Kinderleichtes Arbeiten“
Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Besitzt gegenüber den veralteten festen Wachsen bedeutende Vorteile. Ist tadellos waschbar.
„Zu haben in den einschlägigen Geschäften“
Cirine-Werke Böhme u. Lorenz, Chemnitz
Verl. Sie grat. u. fr. d. Broschüre: **„Wie behandle ich mein Linoleum oder Parkett sachgemäss?“**

DIE·WOCHE

Nummer 42. | Berlin, den 18. Oktober 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.

Seite
Die sieben Tage der Woche 1757
Empor die Herzen. Von Walter Bloem 1757
Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig. Von Charlotte Gräfin Rittberg. (Mit 7 Abbildungen) 1758
Werner Körte. Zum 60. Geburtstag. Von Prof. Dr. J. Boas 1760
Albanien. Von Franz Genthe (Mit Karte) 1761
Unsere Bilder 1762
Die Toten der Woche 1764
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 1765
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung) 1773
Liebe. Gedicht von Hermann Hesse 1779
Kraftspeicher. Plauderei von Hans Joachim 1779
Der „grönländische Handel“ in Kopenhagen. Von Paul Elsner. (Mit 8 Abbildungen) 1781
Das schwäbische Dorf. Von Hermann Schönleber. (Mit 8 Abbildungen) 1785
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Fortsetzung) 1789
Das Phonetische Laboratorium in Hamburg. Von Dr. G. Panconcelli-Calcia. (Mit 4 Abbildungen) 1792
Japanische Schuhe. Von Bigetsu Koyama. (Mit 9 Abbildungen) . . . 1794
Festliches Mahl. Gedicht von Ilse Reicke 1796
Liebesbriefe. Plauderei von Lo Lott 1797
Bilder aus aller Welt 1798



Die sieben Tage der Woche.

8. Oktober.

Aus Peking wird gemeldet, daß nach der Wahl des Präsidenten alle Mächte die Republik China anerkannt haben.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Aufständischen nach viertägigen Kämpfen die Stadt Torreon erobert und den Bundesgeneral Alvarez und seinen Stab sowie 125 Mann von den Bundestruppen erschossen haben.

9. Oktober.

Das amerikanische Schatzamt ordnet an, daß die im neuen Tarifgesetz vorgesehene Zollermäßigung für Waren, die auf amerikanische eingeführt werden, nicht gewährt wird, bevor das Justizamt eine Entscheidung gefällt, ob die Bestimmung mit den Handelsverträgen im Einklang steht.

Der Schweizer Nationalrat beschließt bei der Beratung des Fabrikgesetzes mit 107 gegen 22 Stimmen die Einführung eines Maximalarbeitstages von 10 Stunden.

Durch Hochwasser des Tessins wird der Damm der Gotthardbahn zwischen Cadenazzo und Reazzino in einer Länge von 150 Meter fortgespült. Die Lokomotive und zwei Wagen eines Zuges stürzen in den Fluß, wobei fünf Beamte getötet und mehrere Reisende verletzt werden.

10. Oktober.

Im Hafen von Cartagena findet vor König Alfons und dem Präsidenten Poincaré eine französisch-spanische Flottenrevue statt, an der auch ein englisches Kriegsschiff teilnimmt. Von dort aus tritt Poincaré an Bord des Panzerschiffes „Diderot“ die Rückreise nach Frankreich an.

Der von der holländischen Uranium-Gesellschaft gecharterte Dampfer „Volturno“ gerät auf der Fahrt nach Amerika im Atlantischen Ozean in Brand. Ueber hundert Personen kommen dabei ums Leben (Abb. S. 1763).

In Peking wird Juanschikai feierlich in sein Amt als Präsident der Republik China eingesetzt.

In Tokio stirbt, 66 Jahre alt, der japanische Staatsmann Fürst Katsura (Portr. S. 1767).

Das japanische Torpedoboot „Isatsuki“ geht auf der Höhe von Ominato infolge einer Kesselexplosion unter. Zwei Mann der Besatzung werden getötet und sechzehn verwundet.

11. Oktober.

Der Kaiser kehrt von Hubertusstock nach Potsdam zurück.

Der Reichskanzler trifft von seinem Jagdausflug nach Linderhof wieder in Berlin ein.

In Mexiko löst Präsident Huerta nach Verhaftung von 104 oppositionellen Abgeordneten den Kongreß auf und schreibt Neuwahlen für den 26. Oktober aus.

Aus Peking wird gemeldet, daß der Chef der berittenen Polizei Chan unter dem Verdacht, ein Attentat gegen Juanschikai geplant zu haben, verhaftet wurde.

12. Oktober.

Aus Cetinje wird gemeldet, daß die Albanier die ganze montenegrinische Front von Gusinje bis Djakowa mit überlegenen Kräften angegriffen haben.

In Konstantinopel werden die Ratifikationen des türkisch-bulgarischen Friedensvertrages ausgewechselt.

13. Oktober.

In München wird eine Erklärung der Regierung bekanntgegeben, in der sich diese zu der Notwendigkeit einer Verfassungsänderung zwecks Lösung der Königsfrage bekennt.

14. Oktober.

Der Kaiser trifft in Trier ein und begibt sich von dort nach Liefer.



Empor die Herzen.

Zum 18. Oktober. — Von Walter Bloem.

Nicht aus den Nöten der Zeit ist es geboren, das Gefühl, mit dem das deutsche Volk die Säkularfeier seiner Befreiung vom französischen Joch begeht. Zu fern schon liegt dem glücklichen, gesättigten Geschlecht der Lebenden auch nur die Vorstellungsmöglichkeit einer Zeit, in der jahrzehntelang fremde Kriegerhorden unsere Städte und Landschaften durchzogen und aussogen, fremde Sendlinge unsere Verwaltungen an sich gerissen hatten, der Wille eines dämonischen Fremdlings zäsarisch über Europas und Deutschlands Geschicken dräute. Ja, meine Lieben, wir sind eine höllisch verwöhnte Gesellschaft — wie die Gorgofratze des weltumwälzenden Schicksals ausschaut, das wissen wir nur noch aus den Ammenmärchen unserer Kindheit. . . .

Undankbarkeit oder wenigstens Vergeßlichkeit ist die häßliche Gesellin des Glücks. Denken wir uns einmal die erinnernde, mahnende, auffrischende Rührigkeit der Literatur, vor allem der Presse aus dem Bild dieses Erinnerungsjahres hinweg: was würde übrigbleiben von dem „tiefinnigen Anteil der Nation“ an der Feier des Jahrhundertjubiläums ihrer teuersten Erinnerungen?!

Freilich: der ungeheure Kontrast zwischen jenem Einst, dessen Gedächtnis dieser Tage Inhalt sein soll, und diesem Heute — er macht den Mangel eines alldurchdrin-

genden Neuerlebens jener mythischen Zeit begreiflich. Was hat denn das Deutschland unserer Gegenwart noch gemein mit dem Land der Dichter und Denker?! Nicht einmal die Umrisse der Bodengestaltung... Die Berge sind durchforstet, die Flüsse kanalisiert, die Sümpfe ausgetrocknet, ein tausendmaschiges Netz von Automobilchausseen und Eisensträngen überspannt das Gelände, und über den höchsten Gebirgskämmen rattern Luftkreuzer und Flugzeuge . . . Und jenes Berlin, durch dessen Straßen der Korse triumphierte, jenes Breslau, auf dessen Anger Preußens Jugendblüte sich zum heiligen Krieg zusammenscharte, jenes Dresden, das seinen strahlendsten Sohn in die vorderste Reihe der Sänger und Helden entsandte, jenes Leipzig, das drei Tage unter allen Schauern der Vernichtung schlotterte, durch dessen Gassen der besiegte Cäsar den knirschenden Rückzug hielt, und das dann als erste den Siegern der Völkerschlacht entgegenjubeln durfte — wo sind sie, diese Stätten weltgeschichtlicher Geschehnisse?! Sie sind ertrunken, versunken eine jede in einem steinernen Meer, dessen formlose, uferlose Fläche heute den Namen führt, den damals ein winziger Fleck von Bürgersiedlung trug . . .

Und die Menschen dieser Städte, dieses Landes?

Seht sie euch doch an — seht sie tags dem Fieber des Erwerbslebens hingegeben, nachts dem Rausch jäher Entspannungen nachhetzend — und seht die klaffenden Risse, die das Dasein der Nation durchziehen, die Abgründe der Lebensführung und des Empfindens — und dann wundert euch, daß dieses Siebzig-Millionen-Volk nicht sich verbindet zu einer tief ehrfurchtsvollen, frommen, gemeinsamen Gedächtnisfeier einer Wiedergeburt, mit deren ungeheuren Wehen die Sorgen, Qualen, Strebungen und Dränge unserer Gegenwart nichts, aber auch nichts mehr gemeinsam haben! —

Und doch haben die unerhörten Schickungen jener grundstürzenden Zeit uns Heutigen so viel, so Notwendiges zu sagen. Denn die schauerliche Erniedrigung, die jenen erlösenden Sturmjahren vorausgegangen war, sie war ihrerseits entsprungen aus einem Zustand der deutschen Nation, der, wenn auch in vielfach verkleinertem Maßstab, doch in einigen Grundlinien eine beklemmende Ähnlichkeit hat mit der heutigen Verfassung unseres Volkes: gleichgültige Abkehr breiter Massen vom Dienst der Gesamtheit, Ichsucht, Rennen nach Genuß, Friedensduselei und unmännliche Scheu vor dem freien Wort, dem kalten Eisen, der rücksichtslosen, selbstlosen Opfertat . . . .

Das alles war zusammengebrochen wie die rostige Rüstung um eines Greises schlotterndes Gebein unterm Hammerschlag des Weltgeschicks. Das alles war der innere Feind, der besiegt werden mußte, ehe die Nation sich zusammenfinden konnte, sich zusammenballen zum verzweifelten Ansturm wider äußere Unterdrückung. Nicht in Schlachten und Siegen bestand der eigentliche Sinn, die letzte Weihe jener einzigen Erhebung des deutschen Volkes: die sittliche Wiedergeburt, die innere Gesundung und Selbsterlösung des ganzen Volkskörpers war die eigentliche Befreiungstat, der Siegestag von Leipzig nur die Bestätigung und Vollendung dieser inneren Entknechtung.

Dessen soll der gewaltige Steinwürfel uns gemahnen, den sie zusammengetragen haben und aufgetürmt auf Leipzigs alter Walstatt, den wir in diesen Tagen weihen wollen zum Gedächtnis des grauenvollen Dreitageringens um die Pleißestadt, um Europas Geschick. Nicht äußerer Machtbesitz, nicht Reichtum und Organisation, nicht Erwerbsfleiß und Geschäftstüchtigkeit sind die Garantien dauernden Bestandes für ein großes Volk: die Fähigkeit der Selbstentäußerung und Selbsthingabe an die Gesamtheit, der Opfersinn und der Tatgeist, die Kraft des Gemeingefühls und der fromme Glaube an eine tiefe Folgerichtigkeit des Einzeldaseins wie des Weltgeschicks, das sind die ewig triebkräftigen Wurzeln völkischer Wiedergeburt. Alles nationale Leben ist ein ewiger Befreiungskrieg.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig.

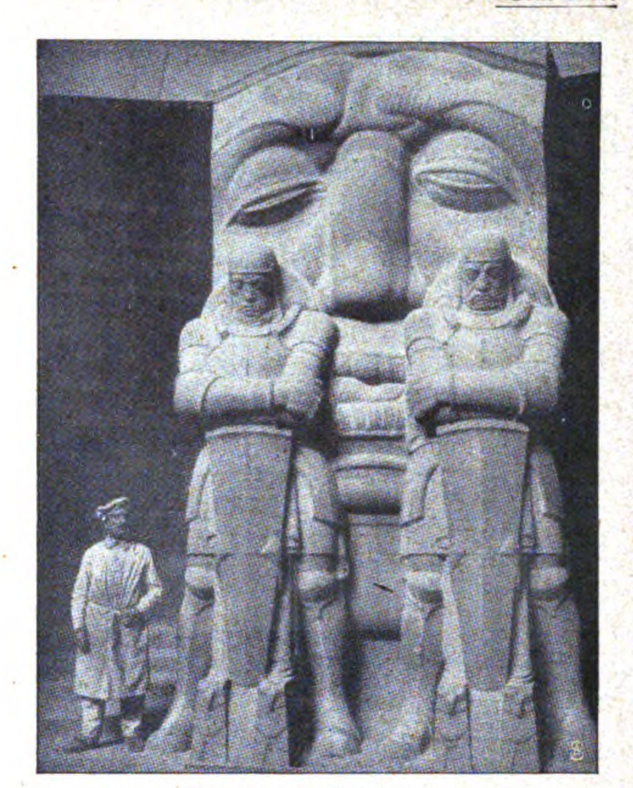
Von Charlotte Gräfin Rittberg. — Hierzu 7 phot. Aufnahmen.

Noch waren die Wunden nicht vernarbt, die das blutige Ringen des Befreiungsjahres geschlagen hatte, die Ströme von Tränen und Blut, die es vergoß, noch kaum getrocknet, da erhoben sich allerorten in deutschen Landen Stimmen, die dem gewaltigen Kampf und Sieg über den korsischen Eroberer ein Denkmal aus Stein gesetzt sehen wollten, ein Wahrzeichen des Erlösungsjubels, der die durch eigne Kraft vom Joch Befreiten durchpulste, ein Ehrenmal der Nation und ihrer Verbündeten, das Enkel und Urenkel für das Heldentum der Väter begeistern sollte. Ernst Moritz Arndt ließ 1814 den Werberuf in alle Winde erklingen. Aber die Erschütterungen der großen Zeit zitterten noch zu unmittelbar in allen Herzen nach; die Lebenden selbst waren Zeugen, die der stumme Stein nicht überbieten konnte; das ausgesogene Land vermochte die notwendigen Opfer nicht herzugeben, um ein Unternehmen zu begründen, dessen Früchte einer fernen Zukunft galten. So verhallten die Anregungen zu dem Werk, dessen Idee — von einigen mißglückten Anläufen in den sechziger Jahren abgesehen — erst drei Menschenalter später zur Verwirklichung gelangen sollte. Im April 1894 sammelte sich um den Leipziger Architekten Clemens Thieme eine kleine Schar tüchtiger und opferbereiter Männer, die das halbvergessene Projekt wieder hervorsuchten und ihm in jahrelanger hingebender Werbearbeit Lebensfähigkeit gewannen. Der von ihnen gegründete Deutsche Patriotenbund wuchs rasch zu einer ansehnlichen Gemeinschaft. Die zu dem geplanten gigantischen Bauwerk nötigen Mittel, etwa 6 Millionen Mark, wurden in verhältnismäßig kurzer Zeit aufgebracht oder doch ihr Zusammenkommen gesichert, und am 18. Oktober 1898 wurde der erste Spatenstich zu den Ausschachtungsarbeiten getan, dem dann 1900, wiederum am Jahrestag der Völkerschlacht, die Grundsteinlegung zum Denkmal folgte. In





Zwei von den zwölf Rittern an der Kuppel des Denkmals.



Eine der acht Kryptafiguren.

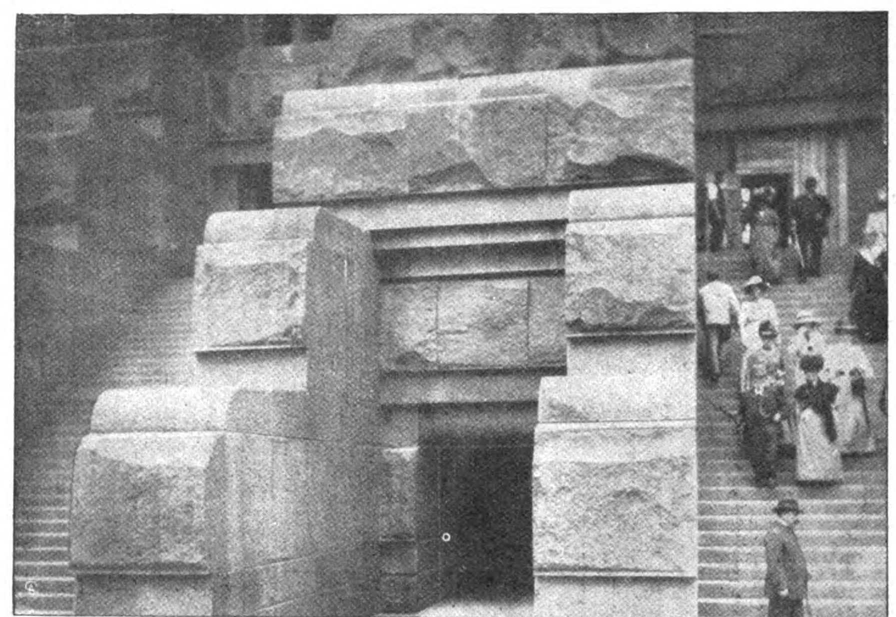
13 Jahren rüstigen Schaffens wurde der einzigartige Bau vollendet, zu dem rund 12000 Kubikmeter Granit, darunter Blöcke bis zu 360 Zentner, aus sächsischen Steinbrüchen, 100000 Kubikmeter Stampfbeton und für eine Viertelmillion Mark Gerüstholz verwendet wurden. Der Entwurf stammt von Professor



„Sankt Michael" am Fuß des Denkmals.

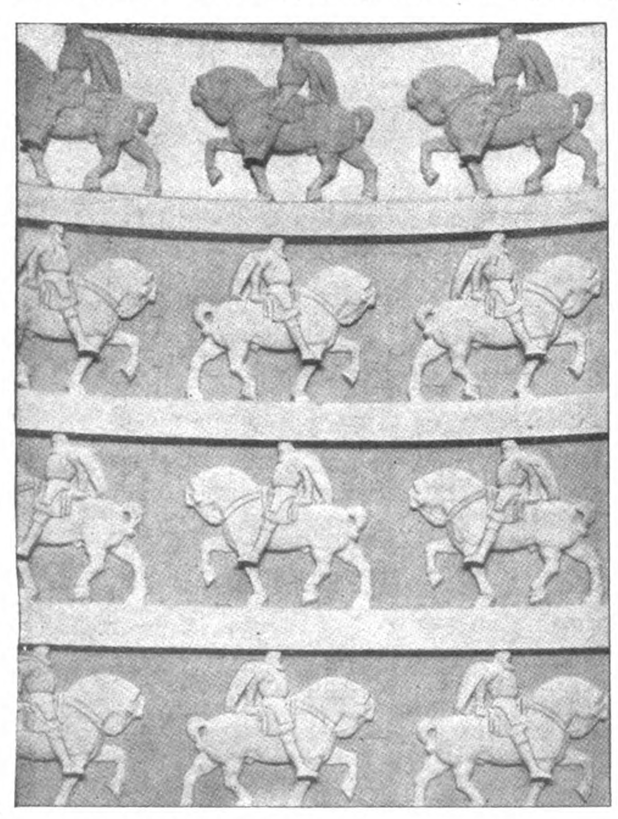


Die „Tapferkeit" in der Ruhmeshalle.



Der Eingang zur Krypta.

Bruno Schmitz, der bildnerische Schmuck, außer dem großen Relief, von Professor Metzner. Nicht weit vom Napoleonstein, der an Stelle der damaligen Quandtschen Tabaksmühle errichtet wurde, von der aus der Korse die Entscheidungschlacht am 18. Oktober geleitet hat, erhebt sich über der prachtvollen, vierzig Meter breiten und vier Meter hohen Freitreppe auf 52 mächtigen Gründungspfeilern aus Stampfbeton der riesige Oberbau des Denkmals. Die Stirnseite schmückt ein Kolossalrelief, von Professor Behrens ausgeführt. Den Mittelpunkt bildet — ein nimmermüder Wächter in Wehr und Waffen — die Gestalt des heiligen Michael, umdräut von den schlangenumgürteten Furien des Krieges. Treppen führen rechts und links zum Eingang der Kuppelhalle; ihr unterer Teil ist zur Krypta ausgestaltet, die ein feierliches Dämmerlicht erfüllt. Von den acht starken Pfeilern starren die steinernen Masken des Schicksals herab auf die düsteren, wuchtigen Kriegergestalten, die dort die Totenwache halten zur Ehre der Gefallenen. An den Innenseiten der über der Krypta liegenden Ruhmeshalle sitzen vier Figuren von je 9½ Meter Höhe, die die Tugenden des deutschen Volkes versinnbildlichen sollen: Die Tapferkeit, Begeisterung, Opferfreudigkeit und Geistesstärke. Ein Triumphzug von 320 Reitergestalten umringt den oberen Teil der Kuppelwölbung. Zwölf steinerne Krieger aber, ein jeder zwölf Meter hoch, umgeben von außen den krönenden Aufbau des Denkmals, zwölf Hüter der deutschen Freiheit, die nach allen Seiten über das Land schauen, dem nun aus der Blutsaat der Väter die Frucht eines gesegneten Friedens gereift ist; zwölf Mahner zur Wachsamkeit und zur Besonnenheit, solange es Zeit ist; zwölf majestätische Verkünder deutscher Kraft und Treue, die in guten und in schlimmen Zeiten fortdauern soll von Geschlecht zu Geschlecht.



Ein Teil der 320 Reiter im Innern der Kuppel,
heimkehrende Sieger darstellend.



Eine Hand der „Tapferkeit“
im Größenverhältnis zur Hand eines Menschen.

Werner Körte.

Zum 60. Geburtstag (21. Okt. 1913). Von Prof. Dr. J. Boas.

Hierzu Porträt auf S. 1767.

Alte Berliner Familie. Das Stammhaupt ein ehrwürdiger Greis mit günstigen Aussichten für die Zentenarfeier. Zeitgenosse und bester Freund Rudolf Virchows. Mehr als zwei Menschenalter hindurch ärztlicher Berater und Vertrauensmann Alt-Berlins. Von seinen Kollegen zu den höchsten Ehrenstellungen erkoren. Dabei immer auf den Schanzen, wo es gilt, für die Würde und das Ansehen des ärztlichen Standes einzutreten.

An solchem Baum gedeihen gute Aeste. Sämtliche Söhne Männer von Großformat. Der älteste darunter wählt den väterlichen Beruf und bringt ihn in seinem Sonderfach zu hohen Ehren. Sein Lehrer ist der den älteren Berlinern unvergessene Wilms, einer von den ganz Großen, auch als Mensch und Charakter.

Körtes Aufstieg erfolgt sehr langsam. Niemand ahnt, als der damals 37jährige das neuerbaute Krankenhaus am Urban übernimmt, daß er sich einmal zu den führenden Chirurgen der Gegenwart entwickeln würde. Dabei traf es sich besonders glücklich, daß in jener Zeit — 1890 — die Chirurgie der Bauchhöhle, durch Billroths und Péans kühne Operationen angeregt, einen gewaltigen Aufschwung genommen hatte. Von der Antisepsis hatte man sich längst zur Asepsis bekehrt und damit den schwersten Eingriffen in der Bauchhöhle ihre Gefahren genommen. Eine zuverlässige Darmnaht parierte ihrerseits die Schrecken der Bauchfellentzündung.

Auf diesen beiden Grundpfeilern fußend entwickelt sich die Bauchhöhlenchirurgie immer mächtiger, zieht die werdenden und gewordenen Chirurgen mehr und mehr in ihren Bann. Wenn auch als Vollchirurg auf allen Gebieten der inneren und äußeren Chirurgie sattelfest, wendet sich Körte mit besonderem Eifer dem Gebiet zu, auf dem Tod und Leben, Wohl und Wehe eines Menschenlebens der Künstlerschaft ganz in die Hände gelegt ist.

Eine solche Verfügung über Menschenschicksal setzt ein Verantwortlichkeitsgefühl voraus, wie es nur noch Souveränen eignet. Nur wer als Chirurg dieses besitzt und nicht einen Augenblick verliert, dem mag man getrost Leib und Leben anvertrauen.

In dieser Richtung ist Werner Körte für alle Zeiten vorbildlich geworden. Wer je einer Operation bei ihm beiwohnen durfte, hat die Empfindung gehabt, daß in diesen Stunden äußerster körperlicher und seelischer Spannung Raum und Zeit, Mit- und Außenwelt einen Augenblick stillsteht und erst wieder zu beginnen anhebt, wenn alles vorüber ist.

Das hohe Verantwortlichkeitsgefühl Körtes spricht sich aber nicht bloß in den Operationen aus, die er macht, sondern mehr noch in denen, die er nicht macht. Wie oft hat er nicht bloß ihm fernstehende Aerzte, sondern auch seine besten Freunde und Verehrer enttäuscht dadurch, daß er ihren Sirenenstimmen ein entschlossenes und unbeugsames Nein entgegensetzte. Keine Macht der Welt, nicht Liebe und nicht Haß und am wenigsten die Aussicht auf klingenden Lohn können ihn wankend machen, wenn nach seiner Ueberzeugung die Operation mit zu großer Lebensgefahr verbunden oder der Eingriff überhaupt nicht notwendig ist.

Es ist hier nicht der Ort, über Körtes chirurgische Kunst zu sprechen. Tausende, denen er ein Helfer und Lebensretter gewesen, gedenken ihrer heute in treuer Dankbarkeit.

Dabei ist sich Körte der Grenzen seines Könnens voll bewußt. Die Chirurgen nicht bloß, sondern auch die Internisten schätzen an ihm nicht zum wenigsten, daß er seine Fehler und chirurgischen Mißgeschicke — und wer ist davon frei — nie verheimlicht und nie beschönigt. „Wir lernen aus unsern Fehlern," hat Körte einmal gesagt, „und wir lernen nie aus."

Seine wissenschaftlichen Werke und Publikationen zählt jeder Chirurg zu den klassischen. Immer fehlt ihnen der blendende Stil, das Pathos und der fortreißende Schwung der Darstellung. Aber was er uns immer bringt, trägt den Stempel ungeschminkter Wahrheit, gemischt mit einer reichlichen Dosis gesunder Skepsis und Kritik.

Das 60. Jahr trifft Körte nicht als müden Greis, sondern auf stolzer Höhe umfangreicher Schaffenskraft. Will die Natur das gleiche Wunder wie an dem Haupt der Familie wiederholen? Alle Zeichen deuten darauf hin. Solange aber der allverehrte Nestor der Berliner Aerzteschaft in voller Geistesfrische unter uns weilt, wird der Jubilar es sich trotz seiner Sechzig gefallen lassen müssen, wie bisher so auch ferner der junge Körte zu sein und zu bleiben: für die Menschheit, für die Wissenschaft und nicht zuletzt für seine Freunde.

Albanien.

Von Franz Genthe. — Hierzu die Karte auf S. 1762.

Der Teufel ist wieder los auf dem so schwer heimgesuchten Balkan. Kaum ist das Friedensdiner in Bukarest eingenommen, da knallt es schon wieder an allen Ecken. Diesmal ist das soeben auf dem Papier fertiggestellte Fürstentum Albanien der Störenfried. Ueberraschend sind die bunt zusammengewürfelten Heerhaufen albanischer Freiwilliger unter gütiger bulgarischer Mitwirkung gegen Serbien und Montenegro losgebrochen, haben die kleinen serbischen Grenzgarnisonen über den Haufen gerannt und bereiten sich zum Einmarsch in das den beiden Verbündeten zugesprochene „altalbanische" Bergland vor. Doch was wird das Ende sein? Vor den anmarschierenden regulären Divisionen mit den vielen Schnellfeuergeschützen werden die Skipetaren in alle Winde zersprengt werden, und der finstere Wojwode Janko Vukotic mit seinen „grauen Falken" und der serbische Generalissimus werden wie blutige Würgengel durch die Malissorengaue und die wilden, unwegsamen Täler des Schwarzen und Weißen Drin ziehen, und mancher Mutter Sohn wird ins Gras beißen müssen. Der alte Ruf des unbesiegbaren Berglandes ist zerstört. Und die Geghen und Tosken werden sich ins Unvermeidliche fügen müssen, so unerträglich auch den freiheitstolzen Clanleuten der Gedanke an eine „ewige" Abtretung altalbanischer Städte, wie Ipek, Djakowa, Prizren, Struga, Dibra und Ochrida — die einst Teile des großen Serbenreiches waren — sein mag. Doch was hilft's, der Mund der Repetiergewehre und der Berggeschütze spricht eine zu deutliche Sprache.

Seit undenklichen Zeiten sitzen die Arnauten in ihren wegelosen Gebirgen. Dieses Volk ist wohl der dunkelste Stamm in ganz Europa, den die Wissenschaft kennt. Die Stürme der Völkerwanderung haben das Land nicht berührt. Und noch vor zwei Jahren war Albanien auf unserem geliebten Kontingent die einzige Landschaft, in der die Romantik des Reisens noch nicht ganz geschwunden schien und der gebildete Mitteleuropäer vor Postaufträgen, Automobilen, Steuereinschätzungsbehörden und ähnlichen Annehmlichkeiten des Lebens sicher war. Und das soll nun alles, alles anders werden! Skanderbeg, der große Nationalheld, wird sich vor Entsetzen im Grab umdrehen, wenn er hört, daß seine geliebten sanften



Das serbisch-albanische Grenzland, aus der Vogelschau gesehen.
Nach einer Zeichnung von B. Macpherson.

bis zur Selbstaufopferung sind die unvergleichlich hohen Tugenden dieses Volkes, die allein genügen, das oft sehr harte Urteil mancher Reisenden über die Albaner zu mildern. Selbst die Blutrache, die so viele Opfer fordert, muß viel milder betrachtet werden, wenn man bedenkt, daß sie das einzige Abschreckungsmittel ist. Wie würden sich die Zustände in einem Land gestalten, wo jeder halbwüchsige Junge schwer bewaffnet das Vieh hütet, wo es keine Obrigkeit, keine Polizei gibt, wo jeder machen kann, was er will, wenn die Furcht vor der Blutrache nicht wäre! — Und als ich nach langen Wochen wieder die Zadrima betrat und den viel umstrittenen Tarabosch aufsteigen sah, da wußte ich, daß es in Europa ein Land ohne Straßen, ohne Post und Telegraph, ohne Obrigkeit und ohne Hotels gab, daß eine Million Menschen und mehr dem Herrscher eines mächtigen Landes untertan waren, die weder Steuern bezahlten noch Soldaten stellten und nur das taten, was ihnen eben paßte. Und das soll nun alles, alles anders werden! Europa rüstet sich bereits, die Zivilisation in das vernachlässigte Land zu tragen, die guten Skipetaren mit den Segnungen der Buchdruckerschwärze, des Kino und der Straßenlaternen bekanntzumachen. Ich fürchte nur, daß die dividendenhungrigen Aktionäre der Großbanken, die sich um Konzessionen zur Ausnutzung der Bodenschätze bemühen, eines schönen Tages klagen werden, denn — unter uns gesagt — allzuviel ist aus diesem gesegneten Land nicht zu holen. Mit „europäischer“ Geschwindigkeit kann Albanien nicht umgekrempelt werden, denn es fehlt an zu vielem, eigentlich an allem.

Lämmer einem frisch importierten König von Gottes Gnaden, einem Parlament gehorchen, und was das fürchterlichste ist, einen Staatsanwalt und Exekutor lieben, achten und ehren sollen. Wer Albanien wirklich kennt, nicht von Skutari und den Hafenstädten aus, der wird zugestehen müssen, daß solche Zumutungen selbst einen Miriditen oder Ljurgesen erblassen lassen können. —

An einem schönen Apriltag des Jahres 1909 zog ich auf stolzem Rößlein heimlich aus den Toren des alten Skadar, glücklich den Vertrauten des Pascha entwischt zu sein, und einige Stunden später hätte mich kein Befehl des großen Bluttrinlers in Stambul zur Rückkehr bewegen können, sintemal die Macht der türkischen Behörden aufgehört hatte. Frei wie der Vogel in der freien Luft konnte ich meine Schritte lenken, wohin ich wollte, vorausgesetzt, daß den freien Leuten mein Kommen und Gehen angenehm war. Und den vielen kleinen Stämmen mußte meine Gegenwart angenehm sein, denn wo ich mein müdes Haupt niederlegte, da war ich Gast, und mit Leib und Seele wäre der wildeste Hochländer für den Fremdling eingetreten. Gastfreundschaft und Schutz dem Gastfreund

Unsere Bilder

Präsident Poincaré in Spanien (Abb. S. 1768). Der Präsident der französischen Republik ist während seines Aufenthalts in Spanien sehr gefeiert worden und bekam zweimal Gelegenheit, mit König Alfons herzliche Trinksprüche auszutauschen. Der Besuch Poincarés — in seiner Umgebung befand sich auch General Lyautey, der aus Marokko herübergekommen war — wird sicherlich zu einer besseren Regelung der spanisch-französischen Beziehungen in Marokko geführt

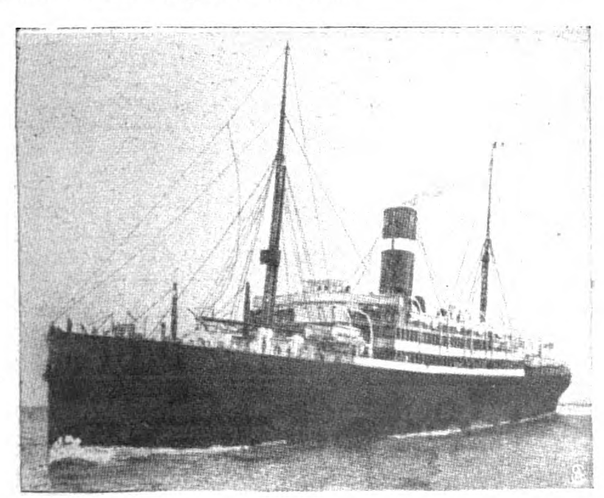
haben, und auch sonst könnte noch diese oder jene Frage einer günstigen Lösung entgegengebracht worden sein, aber von umfassenden internationalen Abmachungen, auf die sich gewisse Kreise in Frankreich gespitzt hatten, ist keine Rede. Bei aller Freundlichkeit, mit der Präsident Poincaré aufgenommen wurde, hat die spanische Regierung doch politisch große Zurückhaltung beobachtet.

Prinzregent Ludwig von Bayern (Abb. S. 1765) sucht, gleich seinem verstorbenen Vater, Erholung von den Mühen und Lasten der Regierung mit Vorliebe auf der Jagd in den bayrischen Bergen. Unsere Aufnahme zeigt den hohen Herrn im Jagdkostüm in den Berchtesgadener Alpen, in denen sich auch Gemsen finden. Bei seiner Ankunft in Berchtesgaden wurde der Prinzregent von einer Schuhplattlergruppe begrüßt, die vor dem Grand-Hotel und Kurhaus Aufstellung genommen hatte. Nebenstehende Abbildung gibt diese charakteristische Gruppe im Bild wieder; es bedarf keiner Erwähnung, daß der Regent über diese von Herzen kommende Kundgebung seiner Landeskinder aufrichtig erfreut war.

Fürst Katsura (Portr. S. 1767). In dem Fürsten Katsura, der 65 Jahre alt in Tokio gestorben ist, hat Japan einen seiner bedeutendsten und erfolgreichsten Staatsmänner verloren. Ursprünglich Offizier, studierte er von 1870 ab drei Jahre hindurch in Berlin Kriegswissenschaft und war von 1875 bis 1878 hier Militärattaché. Nach der Heimkehr abwechselnd im Heer und in der Verwaltung tätig, wurde er 1898 Kriegsminister und 1901 zum erstenmal Ministerpräsident und blieb es bis 1905, also in der bedeutsamen Zeit des Russisch-Japanischen Krieges. Zum zweitenmal trat er 1908, zum drittenmal im Dezember 1912 an die Spitze der Regierung. Im Februar dieses Jahres gab er seine Entlassung, da er im Parlament keine Mehrheit fand und der Konflikt zwischen Regierung und Volksvertretung zu Unruhen in der Bevölkerung führte.

Friedrich Graf Szápáry (Portr. S. 1767) ist von Kaiser Franz Josef an Stelle des aus dem Amt scheidenden Grafen von Thurn und Valsassina zum österreichisch-ungarischen Botschafter in Petersburg ernannt worden. Dr. Friedrich Graf Szápáry von Szapar, Mura-Szombat und Szechy-Szigat, wie sein voller Name lautet, wurde 1869 in Budapest geboren. 1896 bestand er die diplomatische Prüfung und war in der Folge bei den Botschaften in Rom und Berlin und bei der Gesandtschaft in München tätig und wurde im vorigen Jahr zum Sektionschef im Ministerium des Aeußern ernannt.

Der Dampfer „Volturno" (Abb. untenst.), der von der holländischen Uranium-Gesellschaft gechartert war, ist auf hoher See im Atlantischen Ozean infolge einer Explosion durch Feuer zerstört worden. Obschon kurze Zeit nach Ausbruch der Katastrophe zahlreiche Schiffe, darunter mehrere deutsche, zur Hilfeleistung zur Stelle waren, wurden die Rettungsarbeiten durch den heftigen Sturm sehr erschwert, so daß sich im Dunkel der Nacht grausige Szenen abspielten. Weit über 100 Personen kamen bei dem Unglück ums Leben.



Der Dampfer „Volturno", der auf hoher See verbrannte.
Phot. Branger.



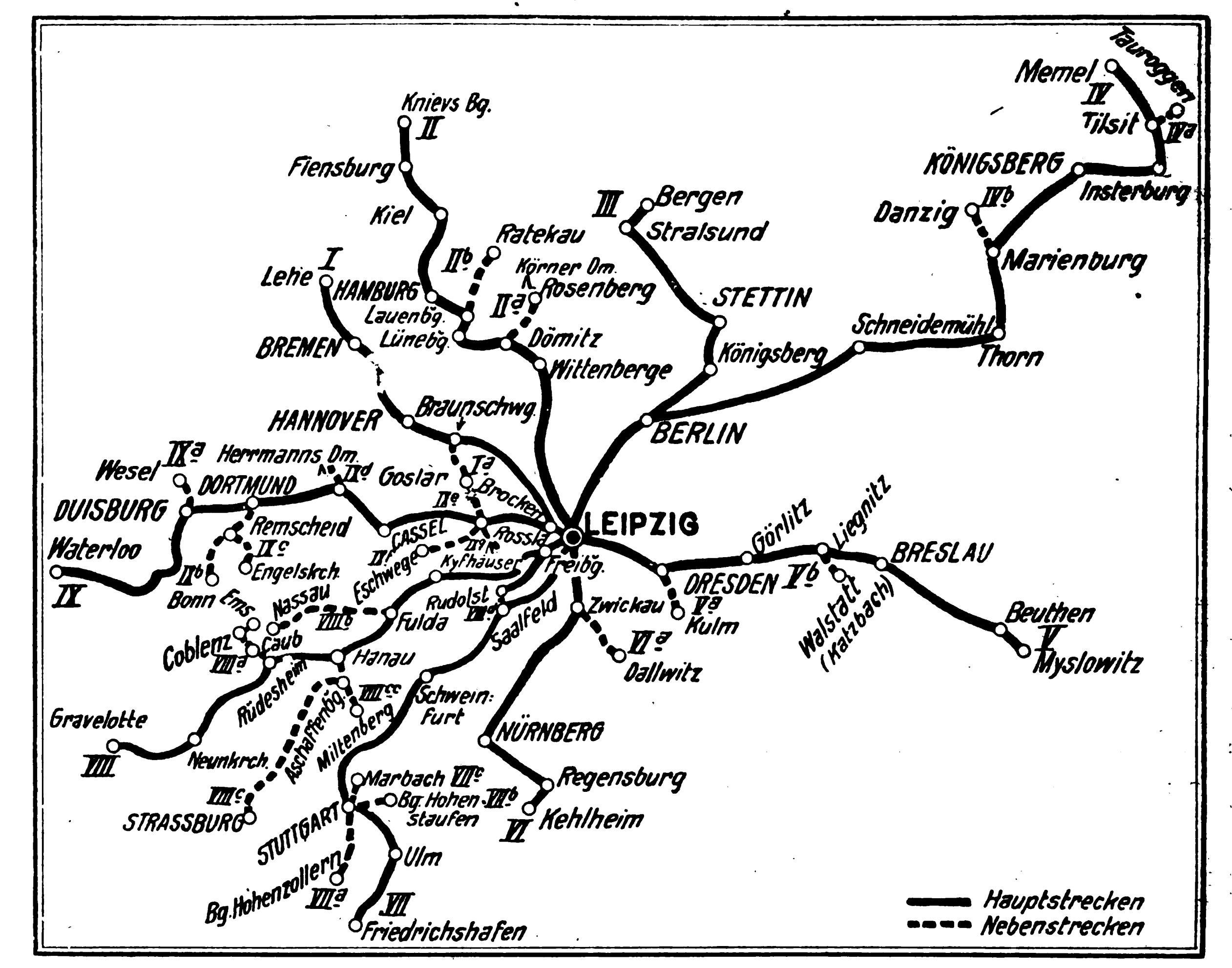
Schuhplattlergruppe zur Begrüßung des Prinzregenten
Ludwig von Bayern in Berchtesgaden.

Albanien (Abb. S. 1766) bleibt weiter das Schmerzenskind Europas. Die unruhigen Albanier schwingen neuerdings, obwohl sie in den letzten Kämpfen mit den Serben dauernd unglücklich gefochten haben, das Kriegsbeil auch gegen die Montenegriner. Die Gefahr liegt darin, daß Montenegro oder Serbien aus dem Verhalten der Albanier den Anlaß zu Schritten herleiten könnte, die mit den Beschlüssen der Londoner Botschaftervereinigung in Widerspruch stehen, während die Großmächte, wie es scheint, an der Absicht festhalten, wenigstens in der albanischen Frage ihren Willen durchzusetzen. Dazu dürfte aber vor allem nötig sein, daß die von ihnen eingesetzte internationale Grenzkommission ihre Arbeiten zum glücklichen Ende führt, und daß sie selbst sich über die Wahl eines Fürsten einigen. Die meisten Aussichten, den Thron von Albanien zu besteigen, hat zurzeit wohl Prinz Wilhelm zu Wied, dessen Gemahlin, geborene Prinzessin Sophie von Schönburg-Waldenburg, die eine unserer Aufnahmen zeigt.

Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein (Abb. S. 1769), der Bruder der Kaiserin, ist ein eifriger Freund des edlen Weidwerks. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit seiner Gemahlin, geb. Prinzessin Dorothea von Sachsen-Koburg-Gotha, auf der Jagd in Ungarn.

Die Marinekonferenz in Cromarty (Abb. S. 1767). In dem nordschottischen Hafen Cromarty haben anfangs des Monats der englische Ministerpräsident Asquith, der Marineminister Churchill und der Kriegsminister Seely mit den Admiralen der dort versammelten Kriegsflotte, der größten, die je in den nordischen Gewässern vereinigt war, eine Konferenz abgehalten. Was bei dieser vorher nicht angekündigten Zusammenkunft etwa beschlossen wurde, ist in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, aber in der englischen Presse herrscht Einigkeit darüber, daß den Beratungen große Bedeutung zukommt. Unsere Aufnahme zeigt den Marineminister Winston Churchill mit den Admiralen Prinz Louis von Battenberg und Callaghan.

Die Technische Hochschule in Dresden (Abb. S. 1768) ist in den letzten Jahren erheblich erweitert worden. Nachdem



Uebersichtskarte zu den Eilbotenläufen der deutschen Turnerschaft zum Völkerschlachtdenkmal nach Leipzig.

bereits 1905 mehrere Neubauten errichtet worden waren, haben jetzt die Bauingenieurabteilung und das Wissenschaftliche Photographische Institut ein neues Heim erhalten. Das Haus wurde in der vorigen Woche in Gegenwart des Königs Friedrich August feierlich eingeweiht.

Einen Johann-Strauß-Film (Abb. S. 1770) eigner Art werden die Wiener in diesem Jahr zu sehen bekommen. Darin wird das Leben des Walzerkönigs in Szenen vorgeführt, die von Damen und Herren der Aristokratie und der Künstlerwelt dargestellt sind.

Bei dem Leipziger Reiterfest (Abb. S. 1770), das aus Anlaß der Hundertjahrfeier veranstaltet wurde, placierte sich bei der großen Jagdspringkonkurrenz um den Goldpokal mit Herrn Löwensteins Pouff im toten Rennen um den Sieg Leutnant Graf Hohenau auf Lump. Da letzterer die bessere Zeit hatte, erhielt Graf Hohenau den Goldpokal.

Der deutsche Flieger Reiterer (Abb. S. 1770) hat eine neue aviatische Großtat vollbracht. Er ist am vergangenen Sonntag mit dem Hauptmann Neumann als Passagier in vier Stunden und 23 Minuten von Berlin-Johannisthal nach Kopenhagen geflogen, wo ihm das Publikum eine begeisterte Aufnahme bereitete.

Das Marionettentheater Münchner Künstler (Abb. S. 1772) hat für einge Zeit wieder einmal sein Heim in Berlin aufgeschlagen und erfreut allabendlich ein dankbares Publikum mit dem ältesten deutschen Faustspiel, das den Titel führt: „Das lastervolle Leben und erschröckliche Ende des weltberühmten Ertzzauberers Doktoris Johannis Faust.“ Es herrscht nur eine Stimme darüber, daß die Aufführungen einen starken und eigenartigen Reiz ausüben, und daß die Figuren und Dekorationen ein volles Lob erheischen.

Die deutsche Turnerschaft veranstaltete in den Tagen vom 16. bis 18. d. Mts. Eilbotenläufe zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals nach Leipzig. Wie aus der beigegebenen Karte (s. obenst.) ersichtlich, strömten die Turner aus allen Teilen Deutschlands herbei, um teilzunehmen an dem weihevollen Akt, der sich am 18. Oktober im Herzen Sachsens abspielte.

Der Tanz (Abb. S. 1771) spielt heute in der Gesellschaft und auf der Bühne, auf der er früher fast ausschließlich vom Ballett ausgeübt wurde, eine bedeutende Rolle. Amerika ist es, das die Welt mit neuen Formen versorgt. Ob die modernen, über den großen Teich nach Europa eingeführten Tänze einen Fortschritt bedeuten, ob sie ästhetisch wirken, darüber wird viel gestritten, aber unbestritten ist ihr Erfolg, sie werden allenthalben getanzt, wenn nicht die Polizei, wie es in Deutschland mehrfach vorgekommen ist, ihr Veto einlegt.

Das Kaufmannserholungsheim in Traunstein (Abb. S. 1772), das „Prinz-Ludwigs-Erholungsheim“, das im vergangenen Herbst unter Teilnahme des jetzigen Prinzregenten Ludwig von Bayern feierlich eingeweiht wurde, hat in diesem Jahr bereits den tausendsten Gast in seinen Räumen aufgenommen.

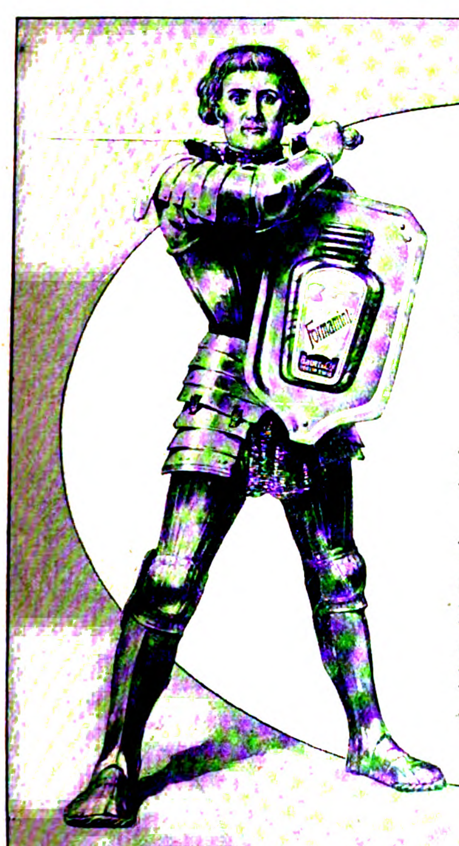
Die Toten der Woche

Adolphus Busch, bekannter deutsch-amerikanischer Großindustrieller aus St. Louis, † in Langenschwalbach am 10. Oktober im Alter von 75 Jahren.

Karl Gustav Fährmann, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Großschönau am 8. Oktober im Alter von 78 Jahren.

Fürst Tara Katsura, ehem. japanischer Ministerpräsident, † in Tokio am 10. Oktober im 66. Lebensjahr. (Portr. S. 1767).





Schutz

bei Erkältungen, gegen die meisten ansteckenden Krankheiten, und zwar nicht etwa nur bei Hals- und Mandelentzündungen, sondern auch gegen Diphtherie, Tuberkulose usw. usw. bietet

Formamint

weil es die Ansteckungskeime (Bakterien) in Mund und Rachen vernichtet, so daß sie nicht ins Körperinnere gelangen können.

Mehr als 10000 Aerzte haben seine vorbeugende Wirkung bestätigt. Näheres über Wesen und Wirkung des Formamints enthält die für die Gesundheitspflege überaus wichtige Broschüre „Unsichtbare Feinde“, die bei Abforderung durch Postkarte von BAUER & Cie., Berlin SW 48/9, kostenlos versandt wird.

Wer Formamint noch nicht kennt, verlange eine Gratisprobe.



Moët & Chandon Epernay. Maison fondée en 1743
White Star „sec"
Moët & Chandon
maison fondée en 1743.
(Franz. Erzeugnis)
Brut Impérial „extra sec"

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Rottmayer-Fernande, Inh. G. Grainer.

Prinzregent Ludwig von Bayern in Berchtesgaden.



1. Oberst Fournier (Frankreich). 2. Oberst Granet (England). 3. General von Potapoff (Rußland). 4. Oberst Marafini (Italien). 5. Oberst Mietzl (Oesterreich-Ungarn). 6. Major von Laffert.

Die internationale Kommission für die Feststellung der albanischen Grenzen. — Aufnahme in Skutari.



Phot. Becker & Maaß.

Prinzessin Wilhelm zu Wied,

weilt augenblicklich in Bukarest am rumänischen Hof zusammen mit ihrem Gemahl, dessen Name in der Reihe der albanischen Thronprätendenten neuerdings genannt wird. Unser Bild wurde gelegentlich eines Kostümfestes in Berlin aufgenommen.

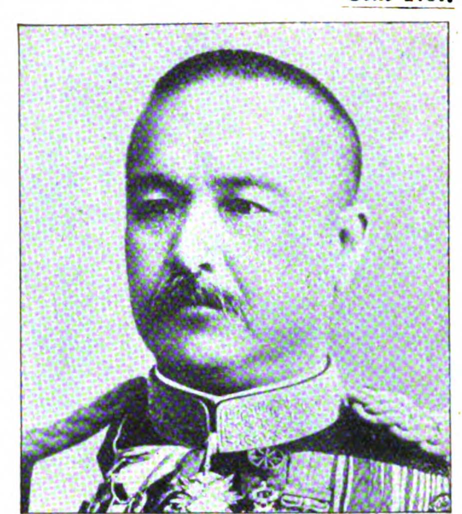




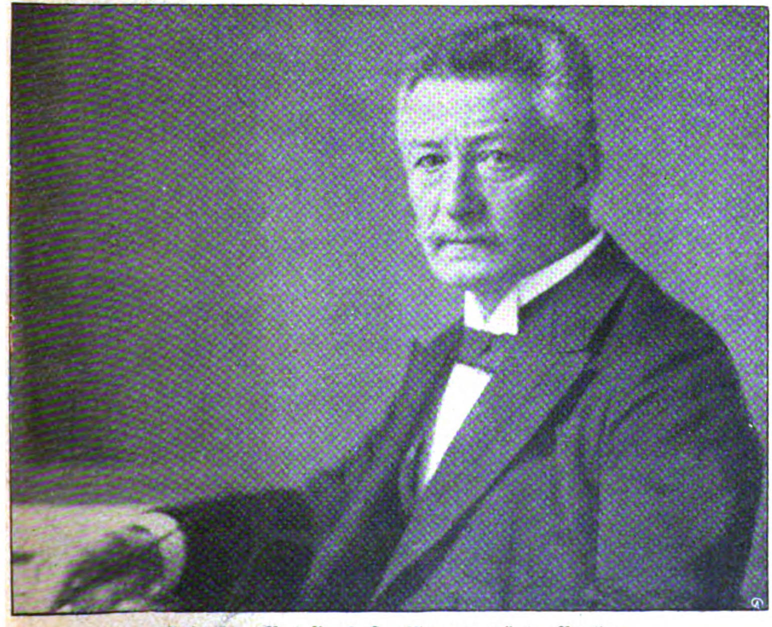
The London Electrotype Agency.

Von links: Mr. Winston Churchill. Admiral Prinz Louis von Battenberg. Admiral Callaghan.

Von der englischen Flottenkonzentration in Cromarty an der schottischen Küste.



Fürst Katsura †
der frühere japanische Ministerpräsident.



Geh. San.-Rat Prof. Dr. Werner Körte, Berlin,
berühmter Chirurg, wird 60 Jahre. — Hierzu der Artikel auf Seite 1760.



Hofphot. Pietzner.

Friedrich Graf von Szápáry,
Oesterreich-Ungarns neuer Botschafter in Petersburg.





Phot. Delius.

Poincaré und Alfons XIII., König von Spanien.

Phot. Trampus.

General Lyautey, der franz. Resident von Marokko, im Kreise spanischer Generale.
1. General Lyautey. 2. Infant Don Carlos, Schwager des Königs. 3. General Luque, spanischer Kriegsminister.

Vom Besuche des Präsidenten der französischen Republik in Madrid.

Hohlwein u. Gircke.

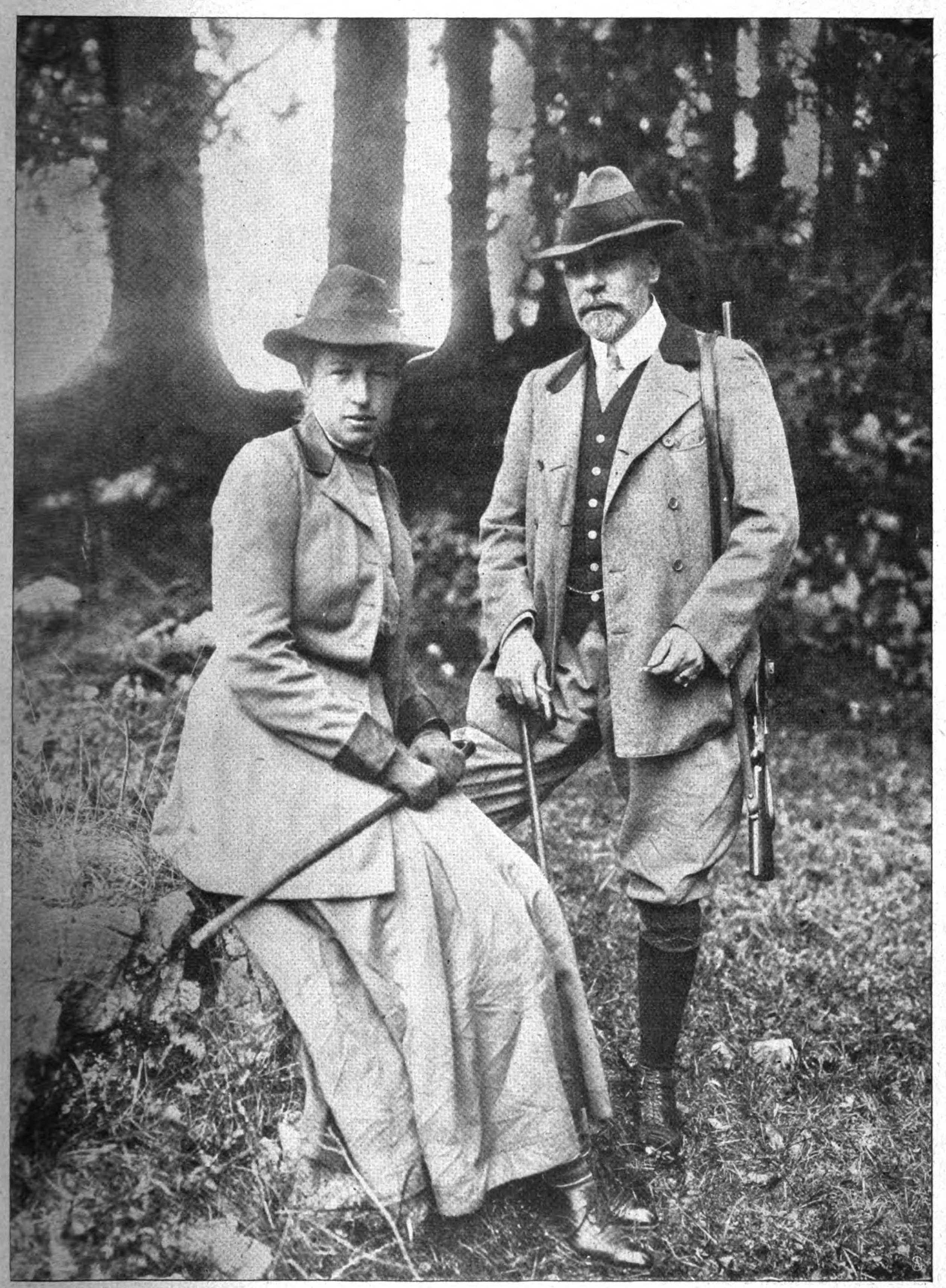
Die Einweihung der neuen Technischen Hochschule in Dresden.

Links: Der König von Sachsen (×) verläßt die Hochschule.

Rechts: Rektoren auswärtiger Hochschulen.

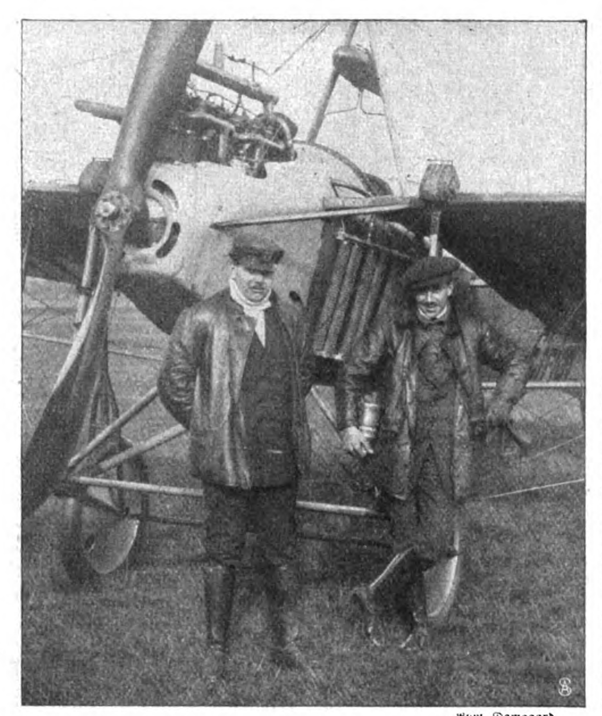
Unten: Die neue Hochschule. (Phot. Hohlwein u. Gircke).

Phot. Sauden.



Phot. Dözlár.

Herzog und Herzogin Ernst Günther zu Schleswig-Holstein auf der Jagd in Ungarn.



Phot. Damgaard.

Der Flieger Reiterer mit seinem Fluggast Hauptmann Neumann nach der Ankunft in Kopenhagen.

In viereinhalb Stunden von Johannisthal nach Kopenhagen.



Presse-Centrale.

Ltn Graf Hohenau auf Ltn. v. Scharffenbergs „Lump", Sieger in der Jagdspringkonkurrenz um den Goldpokal.

Vom Internationalen Reiterturnier in Leipzig.



Gesellschaftszene: 1. Prinzessin Rosa Croy Sternberg. 2. Prinzessin Hanna Liechtenstein. 3. Hofopern- und Kammersängerin Selma Kurz.

Aus dem vom Johann-Strauß-Denkmal-Komitee in Wien angeregten Johann-Strauß-Film.



1. McMahon, Miß Diamond und Miß Clemence, ein originelles Tanztrio.
Miß Diamond als Vogelscheuche

Triumphe des modernen Tanzes in Neuyork.

2. Frl. Dazie, ein Stern der amerikanischen Vaudevillebühne.
3. Evelyn Nesbit Thaw und ihr Partner beim Wackeltanz.
4. Brondson und Miß Baldwin bei einem Tanzfinale.









„Mephistopheles beschwört dem Faust die schöne Helena, um ihn desto sicherer der Hölle zuzuführen.“

Von den Vorführungen des Marionettentheaters Münchner Künstler in Berlin: Aus den Faustspielen.



Die Begrüßung des tausendsten Gastes in dem Erholungsheim in Traunstein.

Ein Erfolg der deutschen Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime E. V.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

6. Fortsetzung.

Fritz Widding wartete ein wenig voller Sorge auf die Begegnung mit Gerda.

Er wollte die Gelegenheit dazu nicht herbeiführen, denn rühmlich konnte die Unterredung nicht ausgehen.

Es war aber Ende der Woche geworden, und er hatte nichts von ihr gehört. Daß er sie nicht gleich am folgenden Tag getroffen, war was anderes — aber jetzt beunruhigte es ihn, daß er nichts von ihr hörte.

Vielleicht wollte sie nichts mehr von ihm wissen, war so enttäuscht, daß sie ihn fallen ließ?

Aber das wäre doch keine Freundschaft gewesen. Gerade da mußte es sich erweisen, ob sie was für ihn übrig hatte. Sie hätte ihm auch eine Zeile schreiben können, ohne sich was zu vergeben. Sie wußte ganz genau, daß er mit solch einem Brief keinen Mißbrauch treiben würde. Sie hatte ihm ja auch von England aus geschrieben.

Weshalb jetzt nicht, wo ihm ein Wort von ihr wirklich viel gewesen wäre?

Aber sie hüllte sich in Schweigen; und er wußte nun gar nicht, was er tun sollte.

Vielleicht erwartete Sie, daß er zu ihr kommen sollte; allein er hatte keinen rechten Vorwand, um ihr ins Haus zu fallen.

Grehlen wußte auch nichts, wußte nicht einmal, ob sie schon wieder aus Berlin zurück war. Daran hatte er gar nicht gedacht, daß sie vielleicht noch nicht in Wuthenow war. Das konnte möglich sein.

Auch Hete war nicht zu entdecken.

Einen Augenblick hatte er daran gedacht, seinem Burschen den Auftrag zu geben, einmal nachzuforschen, ob die Damen da waren. Allein er hatte es gelassen.

Und der Tag ging hin — und er war so klug wie zuvor. Da faßte ihn die Unruhe, und er ging zu Frau Schützig. Die wußte doch immer alles ganz genau, um sich dort Auskunft zu erbitten.

Er hatte einen Vorwand, weil sie ihm vor einigen Tagen ein Buch geliehen hatte, von dem alle Welt sprach. Und das wollte er zurückgeben. Er traf sie zu Hause, aber die Frau Major Keßler war bei ihr, und so blieb er nur ein paar Augenblicke und erfuhr zufällig, daß Gerda gestern wieder zurückgekommen war. Er erfuhr auch noch etwas anderes.

„Wissen Sie," sagte die Frau Major, „dieser Herr von Röbbeln ist aber wirklich ein netter, lieber Mensch."

„Finde ich auch."

„Und eine so glänzende Partie."

„Schade, daß wir keine Töchter in dem entsprechenden Alter haben. Den würde ich gleich zum Schwiegersohn nehmen."

„Nehmen? Wenn das so ginge, freilich. Ich glaube aber, der läßt sich nicht nehmen."

„Mir scheint, er interessiert sich sehr stark für Gerda Oettgen."

„Habe ich auch gehört. Er war mit ihr in Berlin zusammen. Ist mit den Bredows verwandt, bei denen Gerda zum Besuch war. Das wäre eine glänzende Partie für sie."

„Ja, zum großen Stil könnte sie sich leicht entwickeln, sie hat alle Anlagen dazu."

Er saß stumm dabei und hörte zu.

Was ging es ihn an? Er wünschte ihr in seiner Katerstimmung alles Gute. Nur daß sie es so gar nicht für notwendig gehalten hatte, ihm irgendein Lebenzeichen zukommen zu lassen, das beunruhigte ihn.

Freilich! Wenn sie sich jetzt schon für Georg Röbbeln interessierte, das war was anderes. Da konnte er freilich nicht mitsprechen.

Und so stand er auf und empfahl sich, küßte die Hand und ging. —

Gerda von Oettgen und Georg von Röbbeln!

Weshalb schmerzte ihn der Gedanke? Er hatte doch gar nichts damit zu tun. Es war wirklich ein netter, frischer Mensch, der sich rasch die Sympathie aller erworben hatte. Da war es kein Wunder, wenn Gerda sich für ihn interessierte.

Sie paßten zusammen. Die Damen hatten ganz recht; es war ein gar stattliches Paar, beide groß und schlank.

Und Gerda, die es früher so anders gewöhnt war, die sich jetzt mit den Eltern einschränkte und doch nach außen hin die große Dame spielte! Sie paßte in keine engen Verhältnisse hinein. Die brauchte Entfaltung, wenn sie nicht kläglich verkümmern sollte.

Er selbst konnte nicht daran denken, ein Mädchen nur mit Kaution zu heiraten. Gerda gehörte in die Großstadt, sonst wäre es schade um sie. Sie rechnete auch wohl nur mit Reichtum und großer Stellung. Wer konnte es ihr übelnehmen?

Aber es tat ihm doch weh, daß so über sie und Röbbeln geredet wurde. Dann verlor er sie ganz.

Und er hing an dieser Freundschaft. Das fühlte er jetzt, wo er drei Tage lang nichts von ihr gehört hatte. Ihm fehlte etwas in seinem Leben. Alles kam ihm leer und öde vor und nicht wert, daß man sich sorgte.

Er mußte einmal wieder ihr frisches Gesicht sehen, ihr helles Lachen hören, einen Blick in ihre klaren Augen tun, die ihn so voller Vertrauen angesehen hatten.

So hätte er zu einer Schwester stehen können, ganz uneigennützig, nur auf das Wohl eines so lieben Menschen bedacht zu sein, vor dem man Respekt hatte, und den man doch ganz wie einen gleichwertigen Kameraden behandelte.

Aber sie behandelte ihn jetzt nicht gleichwertig, sie

ließ ihn fallen, wie es schien. Daß Frauen doch immer nur von Äußerlichkeiten abhingen! An jenem Tag, als er sich den Damenpreis errang, da ging sie völlig mit ihm, da kam sie ihm fast mit ausgebreiteten Armen entgegen — und heute versteckte sie sich, da er Pech gehabt hatte.

Wenigstens schien es ihm so, wenn es auch ein Zufall sein mochte. Aber diesen Zufall sollte man gar nicht aufkommen lassen. Und an ihr lag es, dafür zu sorgen.

Er selber tat alles mögliche, war verschiedentlich an ihrem Haus vorübergekommen, lief in der Stadt herum, als habe er nichts Besseres zu tun — aber er traf sie nicht, wie sehr er sich die Augen auch ausguckte.

Es war einfach wie verhext, daß man auf diesem engen Raum sich nicht begegnete.

Dafür hatte er das Vergnügen, alle Tage zwei-, dreimal das spöttische Gesicht Beckenstedts zu sehen. Der hatte eine rechte Schadenfreude. Die Zeitungen hatten natürlich über Widdings Pechserie berichtet. Aber sie waren alle, mit einer Ausnahme, ziemlich liebenswürdig gewesen: Ausdrücke wie „der talentvolle junge Reiter", „vom Pech verfolgt", die Geschichte vom ausgehakten Bügel, die aber mehr wie eine Entschuldigung klang, an die man nicht zu glauben braucht. Auch Vorwürfe gegen das Publikum, das rasch mit einem vernichtenden Urteil bei der Hand war, vor allem, wenn es um sein Geld kam. Kurz, es ließ sich ertragen. Keinerlei Gehässigkeit, sondern eben der sehr richtige Hinweis auf das launische Turfglück. Nur eine Zeitung schrieb boshaft, daß Herr von Widding wohl für alle Vergangenheit wie Zukunft den Rekord aufgestellt habe: Dreimal in den Sattel zu steigen und dreimal zu Fuß wieder heimzukehren, das genüge auch für die Anspruchsvollsten. Hoffentlich bürgere es sich nicht ein, daß Jagdrennen künftig allgemein zu Fuß gelaufen würden.

Bei diesen Zeilen war ihm doch die Röte des Zornes in die Backen gestiegen. Aber was sollte er machen? Der Mann hatte ja schließlich recht. Es stimmte! Aber es war ekelhaft zu lesen, und es so schwarz auf weiß vor sich zu haben, griff doch ans Herz.

Deshalb klammerte er sich an den wohlwollenden Hinweis auf seine ersten Erfolge. Daß Karlshorst etwas anderes war als die kleinen Hoppsbahnen, brauchte man ihm nicht erst zu sagen. Er wollte es ihnen schon zeigen, daß er doch was konnte. Dazu war er fest entschlossen, und Grehlen hatte ihn mit Macht darin bestärkt. Auf dem Rücken von Black Head war das etwas anderes als mit fremden Pferden, auch wenn er neulich schon in Strausberg den ersten Mißerfolg gehabt hatte. Er würde ein zweites Mal besser abschneiden.

Auch Gerda mußte er beweisen, daß er etwas konnte. Er warf die Zügel nicht fort, er wollte sie jetzt erst recht straff halten und seinen Weg gehen.

Beckenstedt sollte ein anderes Gesicht machen. Das konnte er auf die Dauer nicht sehen, daß der triumphgeschwollen einherlief und sich was darauf zugute tat, daß ihm an Widdings Pechtag ein Sieg zugefallen war, auch wenn er selber nicht auf seinem Pferd gesessen hatte.

Alles andere war ihm gleich, nur das wurmte ihn mehr als alles, daß er Gerda noch nicht gesprochen hatte. Vielleicht war es von ihrer Seite Zartgefühl? Sie wollte erst eine Zeit darüber hingehen lassen?

Allein seine Geduld war erschöpft. Er ließ alle Vorsicht beiseite und machte sich einfach auf den Weg zu ihr.

Die Mädchen sagten ihm: „Die Damen sind eben zum Tennis gegangen."

Nun gut, dann wollte er sie dort aufsuchen.

Er schritt durch den Wald dem nahen Platz zu. Schon von weitem hörte er Stimmen und Gelächter. Bei dem schönen Wetter war hier offenbar großer Betrieb.

Schneller ging er — und dann sah er zuerst die kleine Hete, wie sie die Bälle schleuderte, und sah, daß sie Herrn von Röbbeln zum Gegner hatte.

Gerda stand abseits und rief der Schwester zu, wie sie schlagen sollte, und da sie nicht besonders geschickt war, schob sie sie zur Seite und sagte: „Sieh: so spielt man! Bitte, Herr von Röbbeln!"

Und nun flogen die Bälle zwischen den beiden hin und her, und sie waren so in ihr Spiel vertieft, daß sie das Kommen von Fritz Widding gar nicht hörten, der sich nun neben Hete hingestellt hatte und eine ganze Weile mit seltsamem Gefühl zusah.

„Ah, Herr von Widding!" rief Gerda endlich, als sie sich nach einem Ball umsah. „Wie geht's?"

Ohne seine Antwort abzuwarten, warf sie ihren Ball und ließ sich nicht stören.

So hatte er sich ihr Wiedersehen doch nicht gedacht. Wie eifrig sie beim Spiel war, daß kein Mensch sonst für sie existierte. Sie sah nicht rechts, nicht links, sondern achtete nur auf ihren Partner, der ihm mit dem Rakett und einer ulkigen Verbeugung seinen Gruß zugewinkt hatte.

Auf den andern drei Plätzen wurde ebenso eifrig gearbeitet, und so ging er ein Stück weiter.

Da drehte sich Gerda ein wenig zu ihm um und rief: „Weshalb kommen Sie nicht in Tennisschuhen, Herr von Widding. Sie dürfen ja hier gar nicht herein."

„Ich hatte keine Ahnung, daß heute gespielt wird."

„Schade! Sie könnten sonst Hete ein wenig in Training nehmen."

Ach? So meinte sie es. Nicht, daß sie mit ihm spielen wollte, sondern er konnte sich des kleinen Schwesterchens annehmen, das jetzt freilich dabeistehen und zusehen mußte, wie Gerda und Herr von Röbbeln gar nicht daran dachten, ihre Partie zu unterbrechen.

Dazu war er eigentlich nicht hierhergekommen, den müßigen Zuschauer zu spielen. Da tat er am besten, wieder zu gehen.

Er besuchte erst noch die andern Parteien und mußte wieder an Gerdas Platz vorbei.

„Hete, steh nicht herum, löse mich mal ab."

Damit kam sie endlich auf Widding zu und gab ihm die Hand.

„Ach, ich bin ganz hin! Röbbeln ist ein so rascher Spieler, er macht einem warm."

Sie strich sich die Haare zurecht, denn ein paar Fäden flatterten ihr im Gesicht herum; sie hatte rote, heiße Wangen, daß sie bildhübsch aussah in ihrer Erregung.

Das helle Tenniskostüm stand ihr vorzüglich, daß ihre schlanke Figur recht zur Geltung kam.

„Man hat Sie lange nicht gesehen“, fügte sie hinzu. „Sie haben viel zu tun?“

„Macht sich, nicht übermäßig. Im Gegenteil, die Nachmittage sind meist frei.“

Aber sie sagte nichts, daß er die freien Stunden ihr wie früher zu gemeinsamem Tennisspiel widmen sollte. Sie war offenbar schon verabredet. Er war inzwischen abgelöst und zählte schon nicht mehr mit, wie es schien.

Er war gespannt, ob Gerda nicht irgend etwas vom Ostermontag sagen würde. Aber sie tat, als sei nichts gewesen, als wisse sie von nichts. Er fragte sich vergebens, ob sie es aus Feingefühl tue, oder ob sie gar nicht daran dachte, wie ihm wohl zumute gewesen sei. Sie war wohl so im Eifer des Spiels, daß die Gegenwart sie ganz gefangennahm.

Wenn er gewußt hätte, daß heute gespielt wurde, hätte er freilich in Tennisschuhen kommen können. Dann brauchte er nicht wie einer, der nicht dazu gehörte, danebenzustehen. Das war eine ungemütliche Situation.

Sie paßte beständig auf Hetes Spiel mit Röbbeln auf, sah ihn kaum an, die doch früher immer so fest Aug in Auge vor ihm gestanden hatte.

Ihr Interesse verflatterte nach anderer Richtung, das war keine Frage; und so tat er gleichfalls kühl, plauderte irgendwelche Banalitäten, auf die es nicht weiter ankam.

Und Gerda rief dabei beständig Hete etwas zu, dirigierte ihr Spiel und hörte offenbar nur mit halbem Ohr nach Widding hin.

Es waren qualvolle Minuten für ihn.

Dann gab er sich einen Ruck und verabschiedete sich. Er hatte noch zu tun, sagte er, wollte bloß einen kleinen Spaziergang machen. Kein Wort, daß er eben in ihrem Haus gewesen war. Das brauchte sie gar nicht zu wissen. Vielleicht sagte auch das Mädchen nichts, da sie ihn ja zum Tennisplatz gewiesen hatte, wo er die Damen bestimmt treffen würde.

Er gab ihr kühl die Hand, aber sie merkte es gar nicht, sondern kam mit einem vergnügten Schwenken ihres Raketts der Schwester zu Hilfe, die sich in Nöten befand.

Widding blieb noch am Nebenplatz eine Weile stehen, wo Eiger und Lotte Archim spielten. Sie pausierten und hielten ihn auf. Er stand so, daß er Gerda beständig sehen mußte. Er konnte sich nicht anders stellen, da er hier an der Barriere stand, die beiden andern vor ihm, die ihn zum Schiedsrichter machen wollten wegen eines Balls, über den sie sich nicht einig waren, wie man ihn hätte schlagen sollen.

Dadurch wurde er länger aufgehalten. Endlich konnte er es nicht mehr vertragen, hier zu stehen, machte sich los und ging fort, ohne daß Gerda im Eifer des Spiels es bemerkte.

Sie hatte auch den Dogcart nicht bemerkt, der wenige Schritte vom Tennisplatz auf dem Waldweg hielt, den Widding jetzt einschlug.

Er mußte daran vorbei und blickte hoch und sah in das feine Gesicht Frida Kirschenreuters, die selbst kutschierte. Sie hatte eben weiterfahren wollen, aber nun hielt sie und ließ ihn herankommen.

Er grüßte und sagte: „O, mein gnädiges Fräulein, was haben Sie für einen prächtigen Traber.“

„Ja, ich fahre ihn ein. Er ist sehr unruhig, wie Sie sehen.“

Das Pferd hatte Lust zu steigen, aber sie hielt den Hengst fest, und da Widding weiterging, ließ sie ihn im Schritt nebenhergehen.

„Sagen Sie, Herr von Widding,“ sagte sie plötzlich, „was haben Sie nur am Montag gemacht? Ich sah das alles kommen.“

Er machte ein erstauntes Gesicht und wollte etwas entgegnen, aber sie fuhr rasch fort: „Ich wollte nicht unzart sein; aber ich bin kein Laie, und deshalb spreche ich davon. Ich habe Sie genau beobachtet, wie Sie gesprungen sind. Sie selbst können das nicht so wissen.“

Und nun erklärte sie ihm ganz fachmännisch, was ihr dabei aufgefallen war.

Er hatte anfangs kühl tun und das Gespräch abbrechen wollen. Was hatte diese kleine Fabrikantentochter sich einzumischen? Aber dann interessierte es ihn doch zuzuhören, und nach den ersten Sätzen fühlte er sich gefangen, denn er sah, daß sie mehr als alltägliches Interesse an seinem Sport hatte und auch was davon verstand, daß er ganz erstaunt war.

Sie hatte sogar mit vielem recht, was sie sagte.

Da war also ein junges Mädchen in der Stadt, das sich eifrig für seine Reitkunst interessierte, und er hatte keine Ahnung davon — und eine andere, der er von Herzen dankbar gewesen wäre, wenn sie auch nur e i n Wort des Mitgefühls gehabt hätte, fand dieses Wort nicht, sondern mußte mit einem fremden Menschen Tennis spielen.

Und Frida Kirschenreuter erörterte ganz genau den Unterschied zwischen seinem früheren und seinem jetzigen Sitz; und er fühlte sich beschämt, daß dieses Ding ihm, dem alten Kavallerieoffizier, beinah Lehren geben konnte.

Sie tat das alles in sichtlicher Verlegenheit, aber doch voller Verve. Sie sollte eine fast tollkühne Reiterin gewesen sein, bis sie dabei gescheitert war.

Dann sagte sie, abbrechend rasch, als ob sie fliehen müsse: „Mein Gaul läßt sich nicht länger halten, er mag nicht im Schritt gehen. Also Adieu, Herr von Widding! Entschuldigen Sie mich.“

Er blieb stehen, faßte an die Mütze und sah dann dem leichten Wagen nach, wie er flüchtig enteilend um die Biegung des Weges verschwand.

* * *

Langsam schlenderte er weiter durch den Wald, der jetzt schon ganz grün war. Die Vögel sangen, die Eichhörnchen liefen, sich im Liebesspiel jagend, die Stämme der Bäume hinauf und hinunter. Die Schwarzdrosseln raschelten im welken Laub, aus dem neue Blumen hervordrangen. Frühlingswarm war es. Ihm aber war kalt und fröstelnd ums Herz.

Was war nur mit Gerda, daß sie heute so ganz anders sich betrug? Hatte es solch einen tiefgehenden Einfluß auf eine Frau, wenn ein anderer Mensch in ihre Nähe kam, oder ließ sie sich so von dem Mißerfolg eines guten Freundes beeinflussen, daß sie ihn gleich fallen ließ? —

Sie hatte doch immer so stolz behauptet, daß sie sich

aus der Meinung der Welt blitzwenig mache, und mußte sich wohl über sich selbst arg getäuscht haben.

Er hatte den Säbel in der Hand und stieß von Zeit zu Zeit damit auf den weichen Boden; dann blieb er stehen und sah zu, wie zwei kleine braune Waldmäuse sich spielend jagten.

Manchmal hielten sie an und schnobberten in der Luft, und man konnte deutlich den schmalen schwarzen Streifen erkennen, der ihnen über den Rücken lief.

Er stand nachdenklich da, und dann sah er nichts mehr, dachte auch kaum etwas, aber ihm war, als ob es ihm voller Enttäuschung im Herzen weh tat. Das war doch mehr als eine leere Redensart.

Eine eifersüchtige Regung tauchte in ihm auf, daß ein anderer, ein Fremder, mit viel Geld, ihn nun einfach beiseitedrängte.

Es war alles nichts gewesen, leere Einbildung.

Und eine plötzliche Sehnsucht überfiel ihn, Black Head einmal wiederzusehen. Es war dumm gewesen, daß er das Tier fortgegeben hatte. Er mußte es hier behalten, wollte es sich wieder holen, damit er ein lebendes Wesen um sich hatte, an dem er hing. Denn der alte Bluff war ihm das doch nicht. Das war eine Notwendigkeit, war ein Dienstpferd.

Black Head aber war sein Luxus; etwas, an dem er hing, das ihm wert und lieb war und gewiß auch treuer als ein Mensch mit seiner Flatterhaftigkeit.

Jedesmal, wenn er hinauskam nach Hoppegarten, spürte er, wie der Hengst es empfand, wie er den Kopf hielt und mit den Hufen scharrte, wie die Augen glänzten, und wie er ganz anders ging, sobald er seinen Herrn auf dem Rücken trug.

Das war Treue und keine Einrede etwa. Jetzt hätte er ihn hier haben mögen, den Arm um den Hals legen, der sich so gern an ihm rieb. Er mußte sich Urlaub geben lassen, um ihn wieder einmal bei der Morgenarbeit zu reiten, mit ihm über alle Hindernisse zu fliegen, so leicht, so spielend leicht, daß es eine Freude war. Der warf ihn nicht ab.

O, er war mit Mister Walters nicht unzufrieden, im Gegenteil, der Hengst war prachtvoll in Form, hatte sich noch mehr herausgemacht, und der Trainer hatte gesagt, man könne alles mit ihm unternehmen, er hatte angedeutet, was er vorhatte. Dieses Jahr noch nicht, nur erst versuchen, die Leute nicht vor den Kopf stoßen, langsam einem sicheren Ziel zugehen, bis man dann dem größten Ziel zustrebte. Nicht durch zu starke Erfolge sich Gewicht aufhalsen, nicht die Karten alle im voraus aufdecken.

Aber man konnte den glänzendsten Coup wagen, wenn man Geduld hatte. Nur nicht gleich das Letzte zeigen. Gewissen Gegnern aus dem Wege gehen, langsam von Stufe zu Stufe schreiten, die kleinen schlagen, hie und da ein bißchen Geld verdienen, auch mal eine hübsche Summe — lieber draußen im Land, wo es rascher vorüberging als in Berlin, wo es nicht so leicht vergessen wurde, wo die Menschen ein so gutes Gedächtnis hatten.

Black Head war in Leipzig genannt, Widding hatte ihn selbst reiten wollen, aber es ließ sich schlecht einrichten. Greuther ging drei Tage auf Urlaub, und alle Arbeit fiel Widding zu. Er war froh darüber und wollte eigentlich für sein Pferd Reugeld zahlen, aber Mister Walters riet dringend ab. Er ging selber mit den Pferden hinüber, und im Freiherrn von Habermann hatten sie einen Reiter, der mit Black Head recht gut fertig wurde. Er hatte Black Head ein paarmal in der Morgenarbeit geritten, und er ging sehr willig unter ihm.

So gab Widding seine Zustimmung, und die Expedition wurde ausgeführt.

Ein Hürdenrennen, bei dem sieben Hürden zu springen waren. Das war für Black Head keine Kleinigkeit. Aber Mister Walters meinte, es sei als Prüfung gerade gut.

Am Abend nach acht Uhr, während Widding sich gerade zum Abendbrot setzen wollte und sich sein Bier einschenkte, klingelte es. Der Depeschenbote.

„Black Head Erster, leicht gewonnen, eine Länge, fünf Pferde."

„Rasch, Hampel, der Depeschenbote soll kommen."

Wie der Blitz war Hampel draußen und holte den Mann zurück.

„Hier!" sagte Widding.

Und der Bote bedankte sich vielmals, und da Hampel stumm zusah und Widding fragend ansah, griff sein Herr noch einmal in die Tasche und sagte: „Da, Hampel. Unser Black Head hat in Leipzig gesiegt. Kauf dir ein Glas Bier."

„Zu B'fehl, Herr Oberleutnant!" . . .

Da lag die Depesche zwischen den Arbeiten, die er noch zu erledigen hatte. Von Zeit zu Zeit nahm er sie auf, um sie noch einmal zu lesen. Das waren immerhin zweitausendfünfhundert Mark. Es lohnte sich. Der Trainer hatte recht gehabt. Man mußte auf ihn hören und ihn gewähren lassen.

Wenn er selbst auch nichts damit zu tun hatte, so war es doch vor den andern sehr hübsch, daß er einen pekuniären Erfolg erzielt hatte. Als Reiter hatte er versagt, nun hatte er als Besitzer von Black Head wenigstens Glück. Das war ein kleiner Trost in seiner Not.

Er saß da, die Feder in der Hand, und das Bild stieg wieder vor ihm auf, wie er damals Black Head so spielend zum Sieg geritten hatte. Natürlich, wenn er das treue Tier unter sich gehabt, wäre er von all dem Mißgeschick nicht betroffen worden, das ihm alle Lust am Sport zu rauben drohte.

Black Head war am Eröffnungstag im Grunewald genannt, wo auch Beckenstedt in dem gleichen Rennen mitritt. Wenn er selbst in den Sattel stieg? Es war zwar eine ganz unbekannte Bahn, sowohl für das Pferd wie für ihn, aber das schadete nichts. Sie war übersichtlich, die Hindernisse nicht so zusammengedrängt, und man hatte Zeit, sich auf sie vorzubereiten. Der Boden mußte Black Head zudem zusagen, vor allem das Mittelstück, das am Stadion vorbeiführte, trockener Sandboden, auf dem die meisten Pferde ermüdeten.

Das war recht was für Black Head, dem das nichts ausmachte, der von Wuthenow her an solchen Boden gewöhnt war.

Acht Tage später sollte er dann in Hannover herauskommen — aber das ließen sie wahrscheinlich unerfüllt.



Es hing davon ab, wie er im Grunewald abschnitt, und welche Gegner stehenblieben, ob man ihm das so ohne weiteres zumuten konnte.

Er mußte ihn wieder einmal unter sich fühlen. Neulich, als er brennende Sehnsucht fühlte, ihn wieder einmal zu reiten, hatte er nicht fortkönnen. Die Verbindung nach Hoppegarten hin war zu unbequem. Es galt einen ganzen Tag opfern, wenn man nur eine Stunde draußen sein wollte.

Am Dienstag oder Mittwoch aber mußte er hinaus, mußte sich den Sieger wieder einmal besehen und ihn, wenn irgend möglich, ein wenig in der Bahn bewegen.

Am meisten war er begierig, was Beckenstedt zu dem Sieg in einem reinen Hürdenrennen sagen würde. Er forschte Grehlen aus, allein der wußte nichts zu berichten. Er hatte nichts gehört; als Widding selbst mit ihm am andern Tag zusammentraf, tat Beckenstedt, als ob er von nichts wisse, trotzdem den Augenblick vorher die andern Kameraden ihm gratuliert hatten.

„Wissen Sie," sagte der alte Rittmeister von der Lembeck, „daß er Simrock und Kabale geschlagen hat, alle Achtung, die sind mit ausgesprochenen Hoffnungen ins Rennen geschickt. Ich selber hätte sie ja auch getippt und Black Head sicher erst dahinter. Er hat ja das ganze Rennen geführt, immer mit halber Länge und mit einer Länge ganz sicher gesiegt. Woldingen hat mir's erzählt. Keine Möglichkeit von Kabale, an ihn heranzukommen. Er hat sie einfach von seinen Gurten abgeschüttelt, ohne daß er auch nur einen Augenblick lang geritten oder nur aufgefordet ist. Das ist entschieden eine Leistung. Na, Habermann ist aber auch ein Reiter, der was versteht. Muß seiner Sache sehr sicher gewesen sein, daß er beständig geführt hat."

„Sollte er gar nicht."

„Ja, lieber Widding. Instruktionen sind sehr schön, aber nicht immer auszuführen. Wenn nun keiner an die Spitze gehen will, dann ist das so eine Sache. Da muß man selber dran glauben, wenn man sein Pferd nicht unlustig machen will und ihm im Bummeltempo alle Luft nehmen."

„Aufpullen verträgt er freilich nicht."

„Sehen Sie, und wenn er die Hürden nicht mehr scheut, da soll man ruhig vornweg gehen. Da hat man jedes Hindernis glatt und klar vor sich. Auch was wert! Ich bin immer ein Draufgänger gewesen, wenn kein zu unbekanntes Pferd im Rennen lag, das man zu fürchten hatte. Wenn man die Tete genommen hat, dann aber auch dableiben und vor allem in der zweiten Hälfte der Reise das Kommando nicht wieder abgeben. Damit verschenkt man sonst zu leicht die Anwartschaft auf Sieg."

„Ja, das muß man eben lernen."

„Ach nein, empfinden muß man es. Nur sich nicht einkeilen lassen. Ich wenigstens werde dann unruhig, habe gern freie Front und reine Luft vor mir, um mich zu entscheiden. Die meisten lassen sich zu sehr im Rudel führen, die Hauptsache im Leben ist und bleibt Initiative. Nur die führt zum Sieg. — Sie wollen dieser Tage nach Hoppegarten hinaus?"

„Ja, ich muß mein Roß mal wieder sehen."

„Gut, da komme ich mit, habe auch einiges zu besprechen. Sie sind mit Walters zufrieden?"

„Freilich, bisher sehr."

„Haben auch alle Ursache. Ist ein anständiger Kerl. Lassen Sie mich wissen, wann Sie hinausfahren, und ich schließe mich an."

„Ich fahre morgens um fünf, dann bin ich um acht Uhr draußen. Paßt Ihnen das?"

„Aber selbstverständlich. Da kann man doch an der Morgenarbeit teilnehmen. Ist mir sehr lieb."

„Ich denke, ich kann am Dienstag gut abkommen."

„Schön, halten wir also Dienstag fest."

* * *

Das Wetter war wundervoll, strahlender Himmel, fast wolkenlos.

Draußen in Hoppegarten war schon reges Leben. Mit ihnen zugleich kamen noch einige Herren und stiegen in die am Bahnhof haltenden Wagen, um erst mal zu den Ställen zu fahren.

Pferde wurden zur Rennbahn geführt oder von den Boys geritten, die mit possierlicher Wichtigkeit mit ihren kurzen Beinchen auf den hochgebauten Pferden saßen, daß man sich wunderte, wie solch ein kraftvolles Tier sich von so einem Knirps lenken ließ.

Die Trainer waren schon draußen auf der Bahn, heute war die Rennbahn freigegeben, aber vorher trainierten die Zweijährigen auf der Fließseite.

Sie gingen durch die Ställe, ließen sich einzelne Boxen öffnen, in denen die Pferde sich frei bewegen konnten, an mancher standen die Türen offen oder waren mit offenem Gatter abgesperrt, die Pferde wurden gewaschen

und gestriegelt, und frisches Stroh wurde geschüttet und aufgeworfen.

Alles war bei der Morgenarbeit.

Auch Lembeck sah rasch zu seinem Trainer hinein. Seine Grita stand hier im Stall, sie hatte heiße Sehnen, mußte gekühlt werden und durfte nicht hinaus.

„Armes Tierchen, bei dem schönen Wetter im Stall bleiben müssen, ist hart. Mach fix, daß du wieder auf dem Posten bist."

Dann ließen sie sich weiter fahren, bis sie die Rennbahn betraten, auf der es heute von Pferden wimmelte.

Überall wurde getrabt oder galoppiert.

Trainer, mit gewaltigen Krimstechern bewaffnet, schickten ihre Pferde hinaus und ließen sie an sich vorübergaloppieren, andere stiegen selber auf, und die Jockeis in ihren Arbeitsanzügen wechselten ab.

Hie und da war ein Patron mit dabei, der glückstrahlend sich von den Hoffnungen erzählen ließ, die der Trainer hegte, oder betrübt sehen mußte, wie sein junges Tier trotz aller Bemühungen seines Reiters nicht vorwärts kam, sondern im geschlagenen Feld blieb.

Da mußte man sich darauf gefaßt machen, daß man den Namen unter der Rubrik: „Ferner liefen" — zu lesen bekam.

Widding hatte bei seinem Trainer sich rasch angezogen und stiefelte nun so über die Rennbahn, als er hinter sich rufen hörte.

Es war Mister Walters, der im Restaurant gesessen hatte und nicht so rasch ihren Wagen hatte sehen können.

Black Head war auf der Neuenhagener Bahn.

Sie kehrten um und fuhren nach dort hinüber, wo Widding seinen Hengst begrüßte, der seine großen Augen spielen ließ und wieherte, zum Zeichen, daß er seinen Herrn erkannte.

Er schwang sich in den Sattel, und im Schritt, zuweilen ein wenig tänzelnd, ritt er zur Arbeitsbahn.

Erst sprang Black Head ein paar Hürden, spielend fegte er darüber hin. Dann bekam er einen kurzen Probegalopp, und dann wurde er mit den anderen Pferden über die Hindernisse geschickt.

Widding hatte das Gefühl, daß er sie alle spielend hielt, es schien, als ob der Schwarze erst jetzt ganz Herr seiner Kräfte geworden war.

„Er ist glänzend auf dem Posten und ein guter Fresser", sagte Mister Walters.

Widding klopfte ihm den Hals.

Er stand ganz still, war kaum warm geworden und atmete, als ob er nicht eben erst einen anständigen Galopp hinter sich hatte.

„Also, sein Sieg war lächerlich leicht. Ich möchte gern, daß Herr Oberleutnant ihn wieder einmal steuern. Es ist doch anders, wenn ein Herr oben sitzt als ein leichter Jockei. Er muß Gewicht tragen lernen, vor allem für kommendes Jahr. Ein paar Pfund mehr oder weniger machen ihm nichts aus."

„Wann könnte ich ihn denn reiten?"

„Ich würde Herrn Leutnant zum Grunewald raten. Aber ich würde ihn nicht auf Sieg reiten. Es gibt ganz schönes Platzgeld. Weder Sie selbst noch Black Head kennen die Bahn. Es ist kein Schade, gegen alte Kämpen, wie Beckenstedts Götterkind und Eigers Rajah, zu unterliegen."

„Ich hatte es mir auch schon vorgenommen."

„Wissen Herr Leutnant, nicht daran denken, vorn zu sein, sondern spazierenreiten, sich die Bahn ansehn, wie bei einer Schleppjagd, immer hübsch hinter dem Master zu bleiben, und erst beim Auslauf sehn, ob es sich lohnt, beim Ende mit dabei zu sein."

„Ich bin wohl immer ein wenig zu eifrig gewesen. Da überstürzt man sich und stürzt dann."

„Black Head ist noch frisch. Wenn Sie ihn ein wenig bewegen wollen, wird ihm das nur gut tun, er ist dann nicht so unruhig im Stall."

„Ist er das?"

„Ja, er hat Temperament. Wir haben anfangs unsere Not gehabt. Er hat die ganzen Wände zerschlagen, hat sich gebissen, daß er einen Maulkorb bekam und auch einen Kragen tragen mußte. Das war eine schreckliche Qual für ihn. Aber es hat genutzt."

„Davon habe ich ja nichts erfahren."

„Ist besser so! Dann ist er immer am Fenster hochgegangen, nach den Pferden nebenan zu sehen — da haben wir ihn in eine Box mit niedriger Drahtnetzdecke gestellt, das hat geholfen, aber nun hat er seine alte Box wieder."

„Armes Tierchen!"

„Es hat ihm nichts geschadet. Er ist jetzt ruhiger und sehr gefügig. Er kann sich glänzend sammeln, als wisse er genau, auf was es ankommt. Ein intelligentes Tier. Er stürmt leicht drauf los, aber im Bewußtsein seiner Kraft. Er weiß, was er sich zumuten kann. Wir müssen aber schonend mit ihm umgehn."

Eine halbe Stunde ritt Widding noch, dann bat ihn Walters, sich doch einmal auf Cyrus zu setzen, und da er einmal dabei war, versuchte er noch einige Pferde, aber dann spürte er seine Knochen und war froh, als er sich schließlich bequem zum Frühstück setzen konnte. Es war doch andere Arbeit als auf dem Exerzierplatz. Die psychische Anstrengung kam hinzu, das scharfe Aufmerken und die Beobachtung des fremden Pferdes, dessen Eigenheit er erfassen wollte.

Sie saßen hinter ihrer Flasche Sekt. Draußen und drinnen hockten Jockeis und Trainer. Die Fenster waren weit auf, und die warme Frühlingsluft kam hereingeflutet von der weiten waldumschlossenen Wiese, wo die Pferde sich zum Kampf, der hier bald beginnen sollte, stählten.

Überall waren die Gärtner dabei, die Wege instand zu setzen. Die Walzen liefen über den Rasen, und die Sprengwagen fuhren hin und her.

An den Hecken wurde geschnitten und gepflanzt, und an den Tribünen waren die Maler in Tätigkeit, um ihnen einen frischen Anstrich zu verleihen. Leer lagen sie da, wie verödet. Wenige Tage später — und Tausende von Menschen drängten sich hier zusammen. Heute war die Umrahmung leer, der Innenraum um so voller.

Ringsum wurde von nichts anderem gesprochen als von Pferden. Man hörte fast nur Englisch, hie und da etwas Französisch, am wenigsten Deutsch. Selbst die Stallburschen taten es nicht ohne englische Brocken



An einzelnen Tischen wurden die Köpfe zusammengesteckt, und Getuschel bewies, daß irgend etwas im Gang war, wovon die andern nichts zu wissen brauchten, vielleicht etwas, worüber dann die Leute später redeten.

Es war ein Volksstamm für sich, eine fremde, kleine Stadt, mit eigenen Interessen, die hier im halben Dunkel für die große Öffentlichkeit die Vorarbeiten machte.

Mit Ernst war ein jeder hier an der Arbeit, und strenge Zucht wurde geübt. Alles war kontraktlich festgelegt, alles hing vom Arbeitsbuch und Zertifikat ab; und selbst der letzte Stallbursche unterlag bestimmten strengen Gesetzen.

Es hieß beim frühesten Morgengrauen heraus, ehe die Menschen in der Stadt noch daran dachten, daß der Tag beginnen könne, eine Zeit, wo viele erst erwogen, ob sie nun schlafen gehen sollten.

Die steigende Sonne trieb Mensch und Pferd in die Häuser zurück. Die Pferde in die kühlen Ställe, wo sie sich von der frischen Morgenarbeit ausruhten und Kräfte sammelten, wenn es galt, zu zeigen, wessen Muskeln am schnellsten spielten, wessen Beine am ausdauerndsten waren.

Jetzt kamen sie langsam über die weite Fläche zurück, von allen Seiten strebten sie zusammen, denn die Arbeit war scharf gewesen, und die Frühlingsluft lag in allen Gliedern und machte matt und schlaff.

Die Sonne brannte, und die Bäume vor dem Logierhaus waren noch ziemlich kahl, daß sie keinen rechten Schatten gaben.

Die paar Tische auf der Terrasse waren voll von Jockeis in ihrem Arbeitzeug, die einen in großkarierten Jacketts oder weißen oder farbigen Sweatern, alle den Stock oder die Peitsche in der Hand. Überall lehnten Fahrräder, die trotz der Pferde viel benutzt wurden, um die Entfernungen von einer Bahn zur anderen zu überwinden, dazu waren die Pferde nicht da. —

Widding setzte sich mit Lembeck etwas abseits, und die Herren bestellten sich ihr Frühstück und tranken ihr Glas Sekt mit Mister Walters, während an den andern Tischen meist helles Bier und mehr noch Limonade getrunken wurde. Auch da hieß es bei den meisten, sich jedes Gelüst verkneifen.

Der kleinste Jockei saß auch heute dazwischen. Man ließ ihn rasch einen Schluck tun. Er hatte es sich in seiner Jugend nicht träumen lassen, daß er einmal hier auf der Rennbahn zwischen all den Englisch redenden Reitern sitzen würde.

Ein Waisenkind, war er in der Welt herumgestoßen, hatte nie satt zu essen gehabt und war klein und unscheinbar geblieben. Seit kurzem war aber der kleine Grünler eine Nummer für sich geworden. Es war nicht zu zweifeln, daß er Karriere machte, denn bei ihm hatte es Weile, ehe er zu schwer wurde. (Fortsetzung folgt.)

Liebe.

Ich kann nicht mehr zufrieden sein,
Ich muß in allen meinen Tagen
Dein Bild in meiner Sehnsucht tragen,
Ich bin ja dein!

Dein Auge hat in meinem Sinn
Den ahnungsvollen Strahl entzündet,
Der mir zu jeder Stunde kündet,
Daß ich dein eigen bin.

Du aber, meiner Leidenschaft
In deiner Reinheit unbewußt,
Erblühest in verklärter Lust
Und wandelst hoch und sternenhaft.

Hermann Hesse.

Kraftspeicher.

Plauderei von Hans Joachim.

So alt wie die menschliche Technik überhaupt ist ungefähr auch das Bestreben, sich zur Sicherung der Betriebe Kraftspeicher anzulegen, sich Arbeitsmöglichkeiten und Arbeitsfähigkeiten aufzuspeichern, um sie zur geeigneten Zeit zur Hand zu haben. Wohl das älteste Beispiel dafür ist der Mühlteich, und zwar der obere Mühlteich, d. h. der Wasserstau, der sich vor und über dem Mühlrad befindet.

Es sind ganz ansehnliche Arbeitsmengen, die sich in solchem unscheinbaren Mühlweiher aufstauen lassen. Nehmen wir zum Beispiel einen Teich, der dreißig Meter lang, zwanzig Meter breit und zwei Meter tief ist, so ergibt sich ein Wasserinhalt von 1200 Kubikmeter oder, da ein Kubikmeter Wasser 1000 Kilogramm wiegt, von 1.2 Millionen Kilogramm Wasser. Nehmen wir weiter an, daß diese Wassermenge aus dem oberen Teich über das Mühlrad hinweg in den unteren Teich rund fünf Meter fallen kann, so ergibt sich eine Arbeit von 1.2 Millionen Kilogramm mal fünf Meter gleich sechs Millionen Meterkilogramm, eine Arbeitsmenge, die die wenigsten solchem verträumten Weiher ansehen. Dazu mag noch, ohne auf die Umrechnung näher einzugehen, bemerkt sein, daß diese Arbeitsmenge theoretisch gleich 22 Pferdekraftstunden ist, d. h., daß sie genügt, um 22 Stunden hindurch eine Pferdestärke zu leisten.

Der Müller ist mit seinem Mühlteich als Kraftspeicher durchaus zufrieden. Er hat ihn da zu liegen, wo er ihn braucht, nämlich neben seiner Mühle, er kann ihn aus dem Mühlbach jederzeit gemütlich wieder füllen oder aufladen, wie der technische Ausdruck bei Kraftsammlern oder Akkumulatoren lautet. Er kann ihn weiter jederzeit durch einfaches Aufziehen eines Brettes entladen und die bei der Entladung frei werdende Arbeit mit gutem Wirkungsgrad unter Vermittlung des Mühlenwerkes in nützliche Mahlarbeit umsetzen. Sein Kraftspeicher zeigt also leichte und vor allen Dingen billige Ladungsmöglichkeit, denn ohne den Teich würde eben der Mühlbach des Nachts ungenutzt fließen, ferner sofortige bequeme Umsetzung der gespeicherten Energie in Nutzarbeit. Das sind zwei wichtige Eigenschaften, die jeder gute Kraftspeicher haben muß. Demgegenüber fällt es in dem vorliegenden Fall auch nicht ins Gewicht, daß ein Mühlenteich eine gewaltig schwere Sache ist, so schwer, daß der Sage zufolge der Teufel wohl schon gelegentlich Müller,

Mühlsteine und ganze Mühlen geholt hat, aber noch niemals Mühlenteiche. Da die Anlage hier ein für allemal stationär ist, spielt das Gewicht keine Rolle.

Das Bild ändert sich, sobald es sich um ortsbewegliche Betriebe handelt, sobald der Arbeitspeicher transportiert werden muß. Dann spielt jedes Kilogramm mehr oder weniger sogar ganz bedeutend mit, und zu den bisher bereits entwickelten Eigenschaften eines guten Speichers tritt noch die Forderung geringsten Gewichtes.

In weiteren Kreisen ist von den verschiedenen Kraftspeichern wohl der elektrische Akkumulator am bekanntesten, jene Kombination von zwei Bleiplatten in Schwefelsäure, die Elektrizität aufschlucken und in Form chemischer Energie niederlegen, um sie bei Bedarf wieder als Elektrizität zurückzugeben. Leider gehört Blei aber nicht zu den leichten Dingen, und deshalb ist auch das Gewicht des elektrischen Akkumulators immer noch reichlich hoch. Bei Batterien, bei denen Fassungsvermögen oder Kapazität einerseits und Lebensdauer anderseits sich vernünftig die Wage halten, wird man auf das Kilogramm Akkumulatorengewicht im günstigsten Fall eine elektrische Leistung von rund siebzig Wattstunden rechnen können. Diese Leistung entspricht einer mechanischen Arbeit von rund 25,000 Meterkilogramm, d. h., ein Kilogramm elektrischen Akkumulators leistet bei seiner Entladung eine elektrische Arbeit, die man in der gleichen Größe als mechanische Arbeit erhalten würde, wenn man ein Kilogramm aus 25 Kilometer Höhe zur Erdoberfläche niederfallen ließe. Oder noch anders gesagt, ein guter elektrischer Akkumulator vermag theoretisch durch seine Entladungsarbeit sein eigenes Gewicht 25 Kilometer hoch zu heben.

Wer das technische Gleichnis zum erstenmal hört, wird sich wundern, warum dann der elektrische Akkumulator nicht zur Aviatik übergegangen ist, warum er allenfalls Eisenbahnwagen und Elektromobile auf fester Fahrbahn treibt, aber den Betrieb der Flugmaschine dem Benzin überlassen muß. Eine kurze Rechnung wird den Grund dafür erkennen lassen. Auch das Benzin ist ein Kraftspeicher, und zwar ein äußerst inhaltreicher. Ein Kilogramm Benzin ergibt bei vollkommener Verbrennung etwa 11,000 Kalorien oder Wärmeeinheiten. Eine Wärmeeinheit aber entspricht 424 Meterkilogramm mechanischer Arbeit. Daher stecken in einem Kilogramm jenes unscheinbaren und wenig anmutig duftenden Stoffes rund 4.7 Millionen Meterkilogramm, d. h. beinah ebensoviel Arbeit wie in dem eingangs als Beispiel gewählten Mühlteich. Würden wir diese Arbeit zur Hebung des Benzingewichtes restlos benutzen können, so würde sich Benzin infolge der ihm innewohnenden Arbeit bis zu einer Höhe von rund 4700 Kilometer über der Erdoberfläche erheben können. Das aber ist gewaltig mehr als die Hebungsarbeit, die dem elektrischen Akkumulator innewohnt, es ist rund 192mal so viel. Das wird begreiflich machen, warum die Flugmaschinen mit Benzinkraft und nicht mit elektrischer Akkumulatorkraft fahren.

Freilich genügen die Feststellungen des theoretischen Arbeitsvermögens, denen zufolge Benzin ein 192mal so guter Sammler ist wie die Kombination Blei-Schwefelsäure, noch nicht, um die Güte eines Kraftspeichers endgültig festzustellen. Es kommt darauf an, was der Speicher selbst kostet, und ferner, in welcher Weise und mit welchem Nutzeffekt sich die in ihm gespeicherte Arbeit wieder nutzbar machen läßt. Der elektrische Sammler besitzt den zweifellosen Vorzug, daß seine Energie sich in guten Elektromotoren ohne weiteres mit rund neunzig Prozent ausnutzen läßt, d. h., von den 25,000 Meterkilogramm, die in einem Kilogramm elektrischen Akkumulators stecken, kommen rund 22,000 Meterkilogramm auch wirklich an der Welle des angeschalteten Elektromotors nutzhaft zur Erscheinung.

Anders steht es mit dem Benzin. Man merkt zwar schon, daß einige Kraft in ihm steckt, wenn einmal ein weniges davon in Brand gerät. Die Brand- und Unfallschroniken aller Städte wissen davon zu erzählen. Aber mit solcher Zerstörungsarbeit ist der Technik natürlich nicht geholfen. Die mußte das gefährliche Benzingas erst in feste eiserne Behälter leiten und die Explosionen dort unter guter Kontrolle und festem Ventilverschluß vor sich gehen lassen. So entstand der Benzinmotor, der sich hinsichtlich des Wirkungsgrades zwar nicht mit dem Elektromotor messen kann, der aber von der im Benzin schlummernden Riesenarbeit doch reichlich zwanzig Prozent nutzbar macht, der mit einem Kilogramm Benzin eine Nutzarbeit von fast einer Million Meterkilogramm hergibt.

So erklärt sich auch praktisch die dominierende Stellung des Benzins gegenüber dem elektrischen Akkumulator in allen ortsbeweglichen Betrieben. Das zeigt sich bei Booten und allerlei Wagen, und die Luftschiffahrt und Aviatik wurden nicht nur wirtschaftlich, sondern auch technisch überhaupt erst möglich, nachdem man gelernt hatte, den Kraftspeicher Benzin durch leichte wirkungsvolle Kraftmaschinen auszunutzen.

Wir besitzen noch andere Arbeitspeicher. Die Steinkohle gehört dazu. Ein Kilogramm guter Steinkohle enthält eine Arbeitsmenge, die genügen würde, um die Steinkohle rund dreitausend Kilometer hoch zu heben. Und Steinkohle ist dem Gewicht nach etwa zwanzigmal so billig wie Benzin, zieht man also Leistung und Preis zur Bestimmung der Güte heran, sicherlich noch ein vollkommenerer Kraftspeicher als das Benzin. Aber die Maschinen zur Ausnutzung der Kohle sind sehr viel umständlicher. Man braucht entweder Dampfkessel oder muß die Kohle erst in besonderen Generatoren vergasen. Daher ist die Benutzung der Kohle gewissen Beschränkungen unterworfen. In allen ortsfesten Betrieben, auf schweren Eisenbahnfahrzeugen ist sie am Platz. Schon die schienenlosen Fahrzeuge, die Automobile, bevorzugen den elektrischen Akkumulator oder das Benzin, und in den Lüften wird sie in absehbarer Zeit keine Rolle spielen.

Zum Schluß noch die Frage der Umspeicherung. Ist es möglich, die untransportablen Wasserkräfte irgendwie umzuformen und transportabel zu machen? Die Frage kann heute schon bejaht werden. Die Wasserkraft wird mit Turbodynamos in Elektrizität umgeformt, und diese dient im elektrischen Ofen dazu, Kalk und Kohle zu Kalziumkarbid zusammenzuschmelzen. Ein Kilogramm Kalziumkarbid aber gibt dreihundert Liter Azetylengas, in denen rund acht Millionen Meterkilogramm gespeichert sind, die in guten Gasmotoren mit fünfundzwanzig Prozent nutzbar gemacht werden können. Man ist also imstande, die Wasserkraft zur Herstellung eines elektrochemischen Akkumulators in Form des Kalziumkarbids zu benutzen, der heute, wenn nur Gewicht und Leistung und nicht der Preis berücksichtigt werden, dem alten Bleiakkumulator bereits zehnmal überlegen ist. Hier zeigt sich die Möglichkeit, auf dem Weg durch den elektrischen Ofen vielleicht doch zu dem seit so langer Zeit angestrebten leichten elektrischen Akkumulator zu kommen.

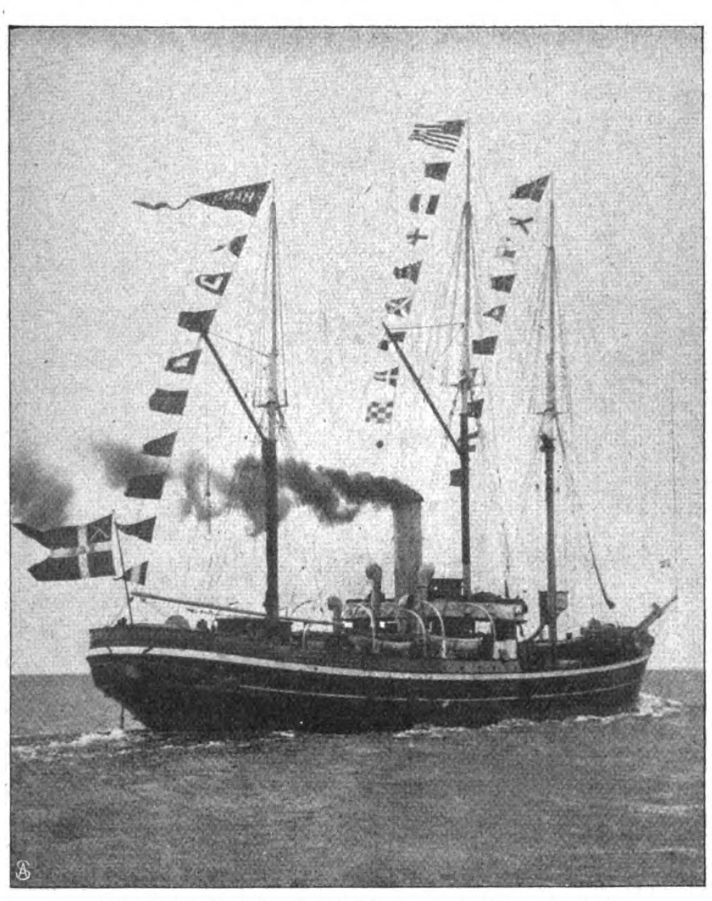


Der „grönländische Handel“ in Kopenhagen.

Von Paul Elsner. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Im Jahr 983 landete der Isländer Erik der Rote in Grönland, der Heimat der Gletscher, wo später in einer Niederlassung mit 280 Höfen und 16 Kirchen an 10000 Menschen wohnten. Nachdem diese von Eskimos und englischen Seeräubern im Anfang des 15. Jahrhunderts zerstört worden und unter dem giftigen Hauch der auf Schattensohlen auch in das ferne Polarland gelangten Pest die etwa noch vorhandenen Blüten der Kultur dahingewelkt waren, hatte jede Verbindung zwischen Dänemarks nördlichster Kolonie und dem grünen Inselkönigreich aufgehört.

Diese sollte erst wiederhergestellt werden, als der kühne und fromme Bischof Hans Egede die Segel entfaltete zu seiner abenteuerlichen Fahrt nach dem Land der Polarnächte, wo er nach seiner am 3. Juli 1721 erfolgten glücklichen Landung bis zum Jahr 1736 auf das segensreichste wirkte. Dieser Apostel Grönlands war es auch, der zur Förderung der Missionsarbeit unter den heidnischen Eskimos den 1734 bis 1738 von ihm selbst geleiteten und seit 1774 als Staatsinstitut der Direktion für Grönland unterstehenden grönländischen Handel gründete.



Der heimkehrende Grönlanddampfer „Hans Egede“.

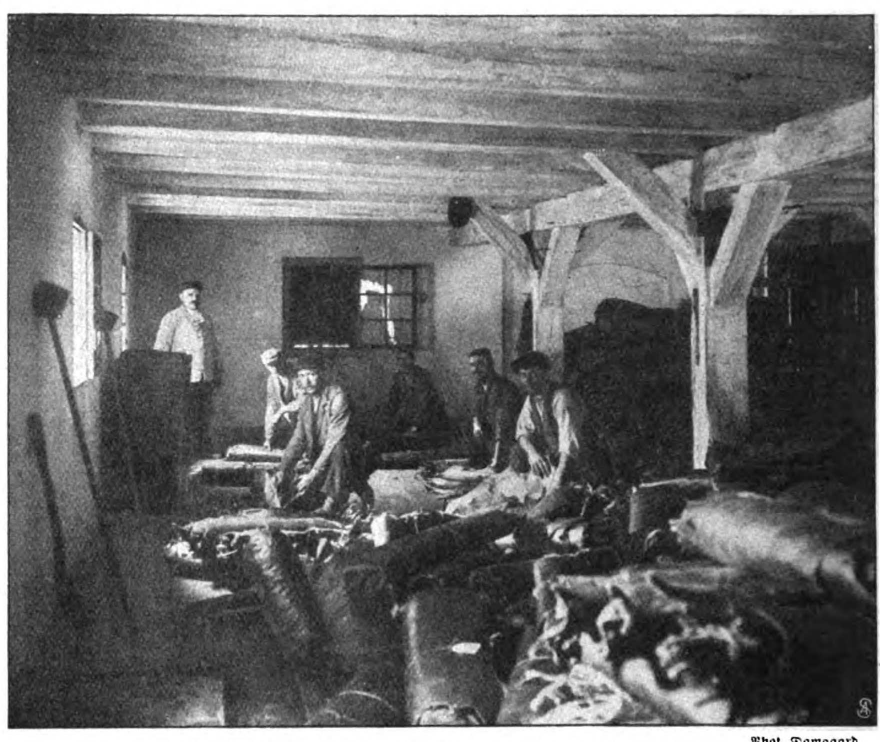
Er ist mit das malerischste in dem malerischen Christianshavn, der grönländische Handelsplatz, mit seinen altertümlichen Häusern, seinen hochragenden Speichern, deren von Rosen und Efeu umrankte Fassaden, deren leuchtendrote Dächer sich



Das Verwaltungsgebäude in Kopenhagen. Phot. Damgaard.

im Wogenblau von Kopenhagens Hafen spiegeln. Nachdem die Fahrzeuge des grönländischen Handels den langen Winter an den Bollwerken des Handelsplatzes verträumt haben, rüsten sie sich zu ihren ersten Polarfahrten. Aus Eisen und doppelten Eichenbohlen gefügt sind die beiden Dampfer „Hans Egede" und „Godthaab" und die drei Segelschiffe, müssen sie ihren Bug doch dem schimmernden Polareis entgegenwerfen, das gleich opalfarbigen Märchenblumen aus dem Wasserschoß auftaucht und in einsamer Majestät an ihnen vorüberzieht.

In ihrem Innern sind alle die für die Grönländer bestimmten Gegenstände verstaut, denen ein Teil der Speicher des Handels als Lagerraum dient. Wie die Abfahrt dieser Fahrzeuge vom grönländischen Handelsplatz sich zu einem eindrucksvollen Bild zu gestalten pflegt, so ist ihre Ankunft in den Kolonien, der Heimat des Nordlichts, im Frühling, wenn der Donner der Lawinen die Berge aus ihrem Winterschlaf weckt, ein festliches Ereignis. Da wandert ihre Fracht in die Magazine der Kolonieleiter, um dort von den Eskimos gegen das Papiergeld des Landes mit den beiden sitzenden Eisbären gekauft und durch grönländische Produkte ersetzt zu werden.



Phot. Damgaard.

Seehundfelle im Lagerraum: Die Felle werden sortiert und verpackt.

Von diesen wäre in erster Linie der Tran zu nennen, dessen jährliche Ausfuhr 12-—15 000 Tonnen beträgt. Nachdem der von den Eskimos eingelieferte Seehundspeck in einer von Grönlands zwölf Trankochereien gekocht worden ist, wird er in die unterirdischen Behälter des Handels gepumpt, um nochmals in den Riesenkessel der dortigen Trankocherei zu gelangen. Dieser seiner „reinen" Behandlung verdankt er denn auch seinen ausgezeichneten Ruf in der ganzen Welt.

In den gewaltigen Lagerräumen des Handels sammeln sich im Lauf der Saison etwa 150 der silberfarbenen, oft drei Meter langen, für 400—700 Kronen verkauften Felle der Eisbären, dieser Herren und Könige von Ultima Thule. Selbst solcher, deren letzter Laut auf Ostgrönlands ausgestorbenen Küsten verhallte, wo unter dem Leichentuch des geisterbleichen Schnees Mylius Erichsen, gleich dem Helden der Sage, ruht und tiefer und tiefer in den Unermeßlichkeiten des ewigen Eises versinkt.

Unterhalb der wuchtigen Querbalken der Speicher reihen sich dann 1400—1500 Felle von Blaufüchsen und etwa 1000 Felle von Weißfüchsen, die mit 300 bzw. 60—70 Kronen

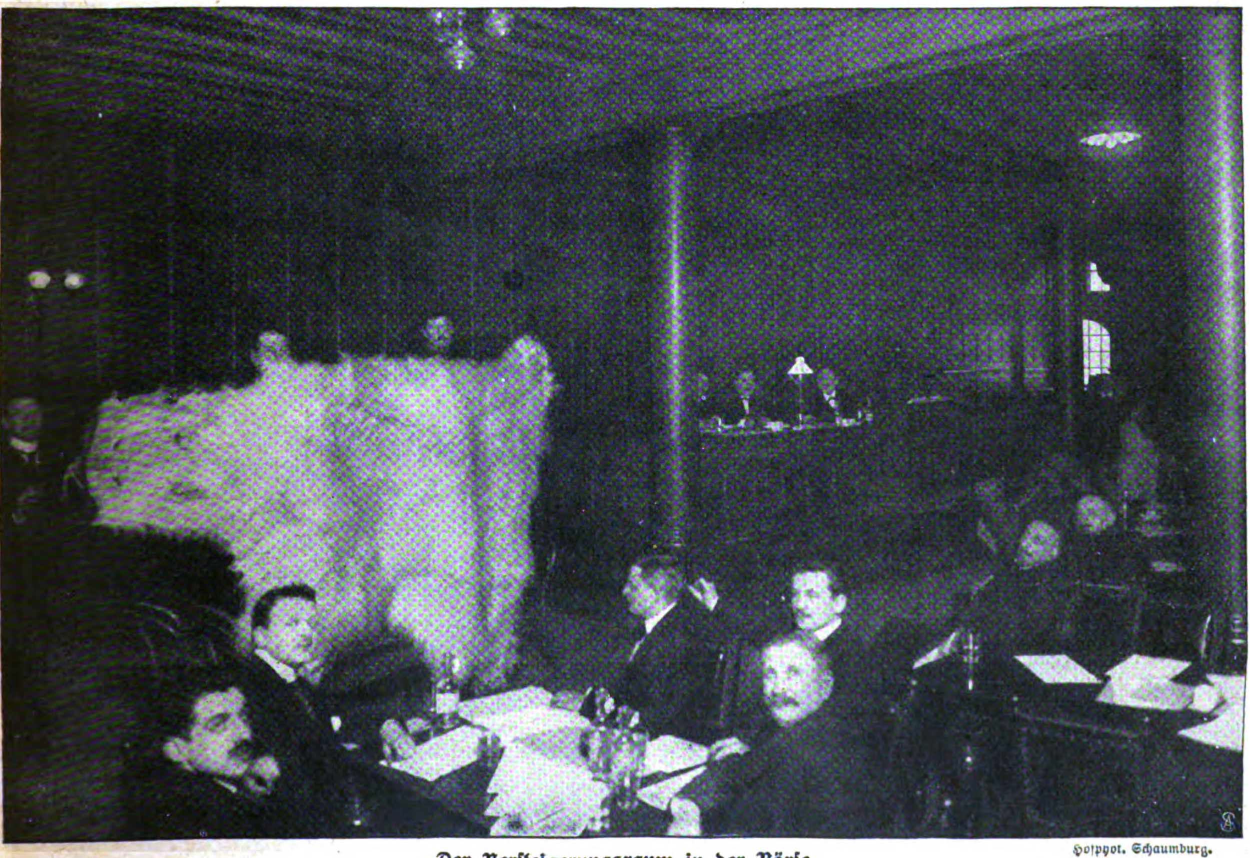


Phot. Damgaard.

Auf dem grönländischen Handelsplatz in Kopenhagen.

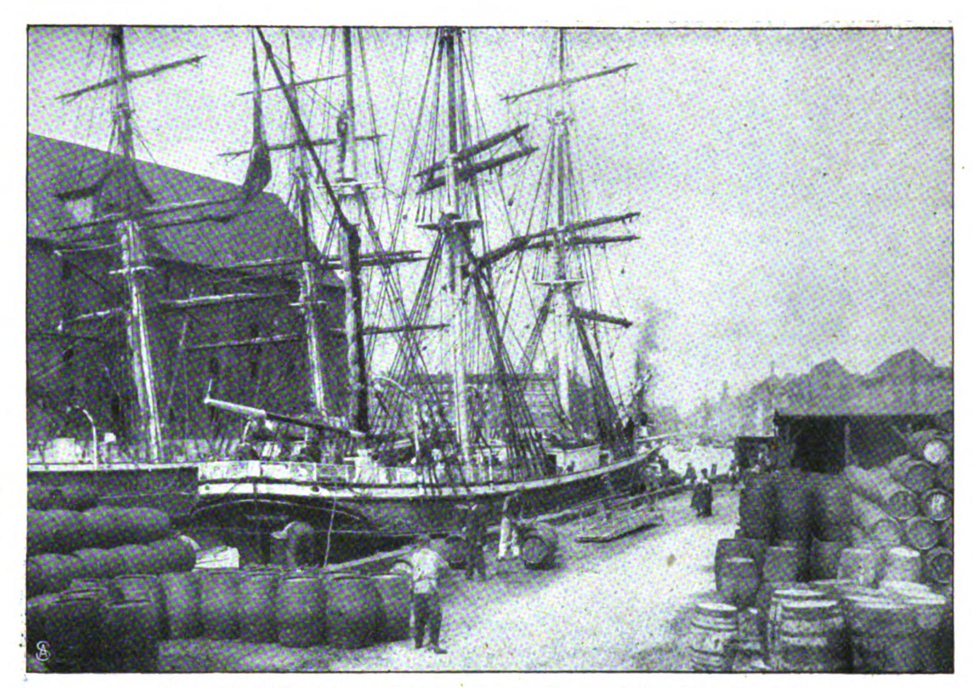
Lagerraum im grönländischen Handel in Kopenhagen.

Hofphot. Schaumburg.



Der Versteigerungsraum in der Börse.

Hofphot. Schaumburg.

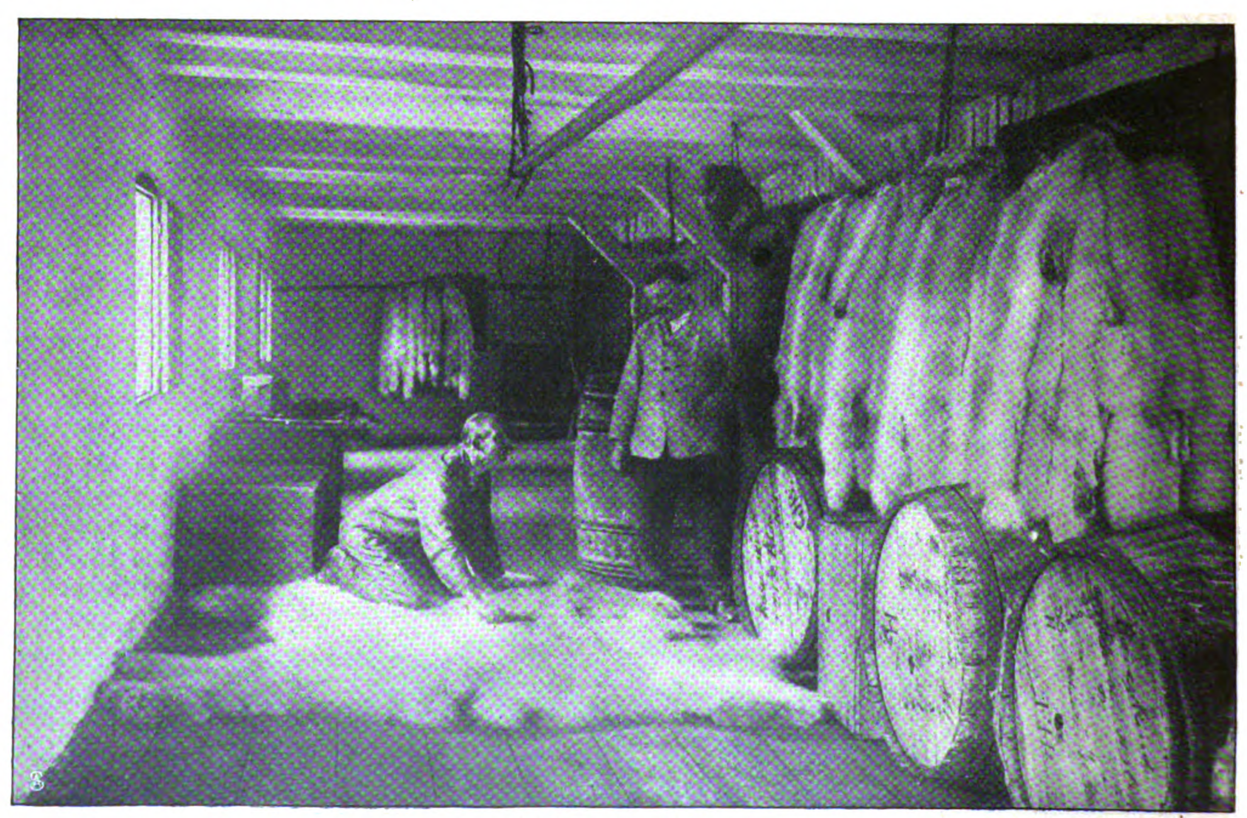


Ein nach Grönland bestimmtes Segelschiff am Ladekai in Kopenhagen.

für das Stück bezahlt werden und nach den großen internationalen Handelsplätzen für Felle und Rauchwerk, wie London, Paris, Wien, Leipzig usw., gehen. In den schattendurchhuschten Ecken türmen sich dort die dann bis zu 30=—40 000 Stück einlaufenden Seehundfelle auf, wie unsere Abbild. auf S. 1782 veranschaulicht. Fleißige Hände sind beschäftigt, diese wertvollen Felle zu sortieren und zu verpacken. Alles dies wird im Winter öffentlich versteigert, und zwar in einem Saal der in fröhlichem Renaissancestil aufgeführten Börse, dieser monumentalen Erinnerung an den einstigen Glanz der alten nordischen Kaufherrnstadt. Es ist eine wichtige Auktion, die die Aufnahme auf S. 1783 wiedergibt.

Im grönländischen Handel aber gibt es auch ein pittoreskes Gebäude, wo fleißige Frauenhände die weichen Flaumenfedern der Eidervögel reinigen, und zwar nur Daunen, mit denen die Vögel selbst ihre Nester ausgepolstert hatten.

Das Land, wo das Eismeer sich ruhig in Ebbe und Flut hebt und senkt, ist im grönländischen Handel schließlich auch durch seine Fische vertreten. Auf 1700 bis 1800 Tonnen beläuft sich das Jahresergebnis der in getrocknetem und gesalzenem Zustand eintreffenden Heilbutte, des „Hellefisk“ und des hauptsächlich nach Spanien versandten Klippfisches.



Blick in das Pelzlager.

Dank der rastlosen, aufopfernden, zielbewußten Arbeit der Direktion für Grönland, deren Leitung gegenwärtig in den Händen des Direktors J. Daugaard-Jensen liegt, ist Westgrönlands Bevölkerungziffer von 5000 im 18. Jahrhundert jetzt auf 13 000 gestiegen. Der königlich grönländische Handel fördert wesentlich die Bestrebungen der Direktion für Grönland, das zum Schutz gegen schädliche Einflüsse durch internationale Traktate vollständig geschlossene Land des großen Schweigens auf eine entsprechende Stufe der Kultur zu heben und die geheimnisvollen Nachbarn des Nordpols, auf deren von so vielen Rätseln umlagertem Ursprung noch das Dunkel der Sage liegt, aus Naturkindern zu einem selbständigen und widerstandsfähigen Volkstamm zu entwickeln.

Das schwäbische Dorf.

Von Hermann Schönleber. — Hierzu 8 Spezialaufn. der „Woche".

Ein stiller Hauch schlichter Poesie liegt über dem schwäbischen Dorf. Es hat Maler gefesselt, und Dichter haben seinen Reiz besungen. Ein Mörike ist nicht loszulösen von dem innigen Zauber schwäbischer Dorfidylle.

Freilich — es ist kein einheitlicher Typus mehr, das schwäbische Dorf, so wenig wie irgendein anderes in deutschen Landen. Die moderne Zeit hat hineingegriffen mit rücksichtsloser Gewalt und, soweit ihr Arm reichte, Form und Inhalt gemodelt. Die Linien des Verkehrs entlang, in der Umgebung der größeren Städte, ja oft ganz willkürlich da und dort draußen auf dem flachen Land hat sie das alte Bild gewandelt, neue, fremde, wenig harmonierende Züge hineingetragen. Um einen alten, oft fast nicht mehr erkennbaren Kern reihen sich geradlinige Straßen, einförmige Backstein- oder Fachwerkhäuser, oft mit der Langseite hart an der Straße aufgereiht und erst unter dem Einfluß neuster Strömungen ab und zu von schmalen Vorgärtchen begleitet, einer zunehmenden Arbeiterbevölkerung zur Behausung dienend. Auch das sind schwäbische Dörfer, und es sind ihrer nicht wenige, aber sie sind es nicht, die im Glanz der Dichtung schimmern, sie sind auch nicht gemeint, wenn der freundliche Leser heute zu einem Besuch in einem schwäbischen Dorf eingeladen wird. Wie in ihren



Schwäbische Bauerntochter mit der „Gölte" auf dem Kopf.

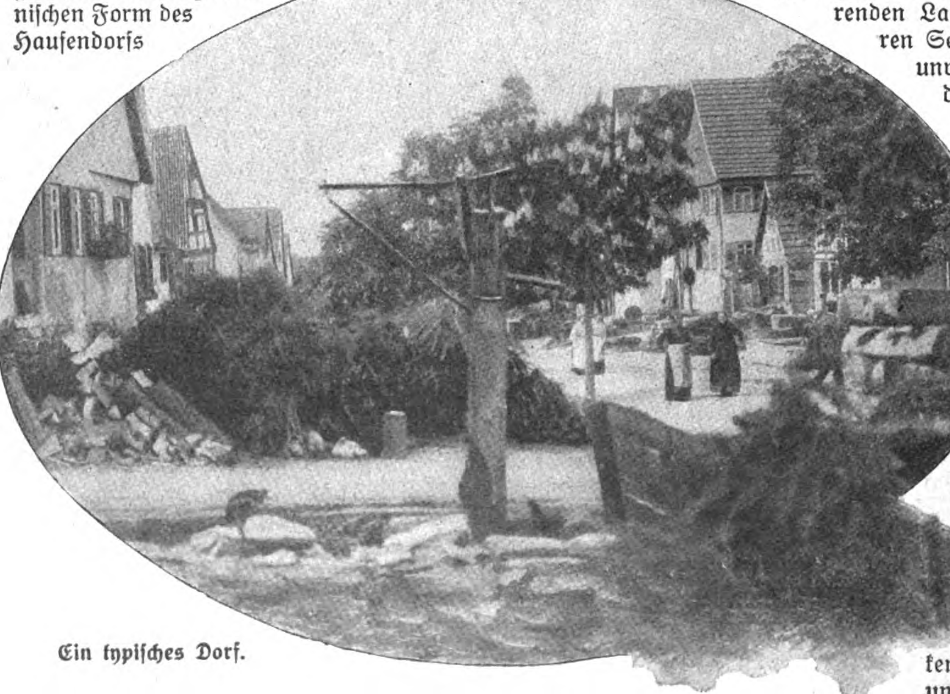
Feierabend im Dorf.

Bauten, so stellen sie in ihrer Bevölkerung eine zwiespältige Masse dar, deren Scheidelinie oft mitten durch die Familie geht: bäuerliches Urvolk, zugezogene Lohnarbeiterschaft und als nicht immer sehr tragfähige Brücke zwischen beiden ein beträchtlicher Teil des jungen Geschlechts aus den Bauernhäusern, den der Trieb der Zeit von Acker und Wiese, von Wald und Weinberg in die Fabrik geführt hat, und jener Teil der Arbeiterschaft, die neben ihrem Hauptberuf auf kümmerlichem Zweigbetrieb noch landwirtschaftlich tätig ist. Getrennte Wege des Werktags, getrennte Interessen, oft eine ganz getrennte Weltanschauung — wie soll da einheitliches Leben, Denken, Fühlen gedeihen, das sonst zum Wesen dörflicher Siedelung gehört, das ihm Charakter, Ebenmaß und eine gewisse suggestive Kraft verleiht, jedes Glied der Gemeinde in seinen Bann zwingend, das nicht zuletzt die Quelle bildet eben jenes erquickenden Hauches poetischer Kraft, den von den entgegengesetztesten Einflüssen umstürmte Städter in der Berührung mit ländlich bäuerlichem Leben gerade so lebhaft empfinden.



Heimkehr von der Feldarbeit.

Glücklicherweise sind der schwäbischen Dörfer noch viele übriggeblieben, und manche der kleinen Landstädtchen lassen sich ihnen billig anschließen, die sich den alten, feinen, bodenständigen Dorfcharakter ganz oder doch nahezu unverfälscht bewahrt haben. In der weitaus größten Mehrzahl entsprechen sie der altgermanischen Form des Haufendorfs der geschlossenen Ortschaft um einen repräsentativen Kern herum, der gemeinhin durch Kirche und Rathaus gekennzeichnet ist. Die innige Vereinigung von Acker- und Viehwirtschaft verrät sich in Anordnung und Bauart der Häuser. Der weitgehenden Teilung der Feldmark entsprechend meist von bescheidener Größe und doch Wohnraum, Stall und Scheune unter einem Dach bergend, liegen sie, Giebel an Giebel nach der Front, an der in gekrümmtem Zug durchführenden Landstraße und den schmäleren Seitengäßchen, vor sich die unvermeidliche „Miste“, nach deren Größe der Volkswitz den Besitz des Bauern abzuschätzen pflegt. Denn so gleichmäßig ist die Besitzverteilung im Bauerndorf nicht, daß nicht auch größere Höfe sich zwischen die kleinen Häuschen schöben, was dann gelegentlich eine andere Anordnung der Gebäude bedingt, die geräumige Scheune quer zum Wohnhaus, besondere Stallbauten für Großvieh und Schweine. Da und dort zeigt sich ein kleiner Kramladen, nicht allzu selten auch ein lockendes Wirtshausschild. Bäcker und Metzger, oft mit dem



Ein typisches Dorf.



Eine Dorfstraße.

Wirtsgewerbe verbunden, leisten sich in den namhafteren Ortschaften wohl richtige Ladenfenster zur Anlockung der Kunden. Eine wichtige Stelle nehmen der oder die Brunnen ein. In einem großen Teil des Landes stehen natürliche Quellen zu ihrer Speisung bereit. Wo dies nicht der Fall war, hat die künstliche Wasserversorgung mit staatlicher Unterstützung in umfassendem Maß eingegriffen, so daß jetzt auch auf den dürren Höhen der Schwäbischen Alb wohl kaum mehr ein Dörfchen ohne reichliches Trink- und Wirtschaftswasser ist. Und oft hat dann auch die angeschlossene Hauswasserleitung den alten, schönen Brauch des Wasserholens am Brunnen verdrängt. Welch eine herrliche Gelegenheit zu einer „Schwätzete“ ist damit versiegt; und wieviel Kraft und Anmut liegen künftig brach, wenn die junge, stramme Bauerntochter nicht mehr die schwere, volle Holz- oder Kupfergölte auf dem Kopf nach Haus trägt! Obst- und Gemüsegärten schmiegen sich mit üppigem Grün hinter und zwischen die Häuser; und die hartgewohnte Bäuerin, sonst den holden Verzierungen des Lebens weniger zugetan als seinen strengen Nützlichkeiten, lernt in neuerer Zeit doch auch dem Schmuck der Blumen in Garten und Haus vermehrte Liebe und Pflege entgegenzubringen, so daß es nicht mehr bloß der Pfarr- oder der Lehrersgarten allein ist, aus dem Rosen, Nelken und Geranien dem Wanderer entgegenblühen. Auf dem Rathaus thront als der Ortsgewaltige der Schultheiß, hervorgegangen wie seine Gemeinderäte und Bürgerausschußmitglieder



Ochsengespann auf dem Feldweg.

Am Dorfbrunnen.

aus der allgemeinen Wahl seiner männlichen Gemeindebürger. Einst war er der Regel nach ein Bauer wie die andern auch, höchstens an Besitz sie überragend, und auch das nicht immer; allmählich aber, mit der steigenden Komplikation der Gesetzgebung, treten immer mehr geschulte Verwaltungsmänner an die Stelle, die sog. „Schreiberschulzen", wie sie zum Unterschied von den „Bauernschulzen" genannt werden. Mit dem Schultheißen bilden Pfarrer und Lehrer, der oder jener „studierte" größere Landwirt — dann entsetzlicherweise „Dekonom" genannt — in größeren Gemeinden auch vielleicht ein Kaufmann oder am Ende gar ein Apotheker die Honoratioren des Dorfes. Immer häufiger gesellt sich ihnen auch der Arzt zu, je mehr die Ueberfüllung des ärztlichen Standes seine Jünger zwingt, sich eine ländliche Praxis zu suchen. Das geistige Leben beschränkt sich im übrigen auf das, was der sonntägliche Gottesdienst in der Kirche bietet; Vereinsbestrebungen, die darauf ausgehen, Unterhaltungsgenüsse höherer Art auch dem Volk der Dörfer zuzuführen, sind noch nicht über Anfänge hinaus gediehen. Vom Lesen ist der schwäbische Bauer, trotz einer recht guten Schulbildung, kein allzu großer Freund, und das wenige, was er liest, muß mit seinen nächsten Gedanken und Interessenkreisen in enger Beziehung stehen. Aber unintelligent, empfindungslos, gefühlstumpf ist er deshalb ja nicht. Es muß nur eine große tiefe Sache sein, die an ihn herantritt. Die erfaßt er dann mit starker, zäher, opferfähiger Leidenschaft. Im allgemeinen aber geht der schwäbische Bauer schlecht und recht den Alltagsweg der Pflicht, ohne viel rechts und links und vorwärts über das nächste hinauszuschauen. Es wird das wohl allgemein so Bauernart sein.

Und was ist es nun, das den herzgewinnenden Reiz gibt, den der Wanderer in schwäbischen Gauen von diesen stillen Dörfchen auf sich überströmen fühlt? So leicht ist es nicht, ihn zu deuten in kurzen, dürren Worten. Zu einem Stück sind es wohl übertragene Vorstellungen. Man stellt sich so gern vor, in diesen traulich zusammengeschmiegten Wohnstätten müsse ein fleißiges, biederes, treuem Gemeinsinn offenes Geschlecht hausen, müsse ein Rest goldenen Zeitalters leben, nach dem der im wirren Daseinskampf zermürbte Städter dürstet. Und diese sehnsüchtigen Vorstellungen trügen im ganzen auch nicht, glücklicherweise, soviel auch gelegentlich da oder dort die Tageschronik von Missetaten der Roheit, des Eigennutzes, der Leidenschaft auch aus den Hütten des Landvolkes zu berichten wissen mag. Um das geträumte oder wirkliche Bild idealer Güter aber legt sich als köstlicher Rahmen die schwäbische Landschaft und gibt ihm die harmonische künstlerische Vollendung. Sehen wir ab von dem Steilhang der Alb, von dem majestätischen Tannenwall des Schwarzwaldes, die ihre eigenen Schönheitsgesetze haben. Die lieblich sanfte Wellenlinie, ein ewig flutendes Auf und Ab mäßiger Hebungen und Senkungen geben dem schwäbischen „Ebenen- und Hügelland" das hervorstechende Gepräge, in dem auch die schönsten Blüten malerischer Dorfbilder sich finden. Die Höhen oft vom Laubwald bekrönt, die Hänge bewachsen mit Obst und Wein, Wiesen und wogende Kornfelder im Tal, dazwischen, zierlich sich schlängelnd durch Weiden- und Erlengebüsch, Bächlein und bescheidene Flüsse: so bietet sich der größte Teil des schwäbischen Landes dem Beschauer dar. Und in diese Wogen und Buchten und Falten hinein schmiegen und betten sich die Dörfchen und Weiler, oft so findig und geschickt, als wollten sie absichtlich Versteckens spielen, und als wollten sie den Frieden ihrer Weltabgeschiedenheit auch nach außen zu erkennen geben. Das sind sie, die traulichen Nester unserer Sehnsucht, die uns so lieblich grüßen, wenn ein heller Sonntagmorgen seine Lichtfülle über sie breitet, oder wenn der sinkenden Sonne letzter Strahl an schlanker Kirchturmspitze zögert, während von draußen ein köstlicher Erdgeruch durch die winkligen Gäßchen streicht.



Dorfkinder.

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

21. Fortsetzung.

Als die Mendel das Zimmer verlassen hatte, saß Bruno Thaysen der alten Exzellenz allein gegenüber.

Das Kaminfeuer knisterte, die Steine sprühten auf in dem rosigem Licht.

„Wie kam denn die Krankheit des Grafen?“ fragte Bruno Thaysen. Er fühlte, er mußte der alten Frau Zeit lassen, von sich abzukommen.

Sie sah ihn an, zum erstenmal. Ihre Mundwinkel zuckten, als wollte sie weinen. Aber das war nur einen Augenblick.

„Mein Sohn . . . hat Reisen gemacht. Sie wissen doch . . . überall war er, in Japan und in China . . . und in Spanien, in Portugal. . . . Er bekommt viele Zeitschriften . . . aus allen Ländern. Wenn er die Sprache nicht kennt, so ist es wegen der Bilder. Er betrachtet sie, erinnert sich . . . dann schreibt er es auf . . . er hat Bände geschrieben. Memoiren, Sie wissen“ . . .

Sie verlor den Faden. Er drängte.

„Ja nun, und diese Zeitschriften“. . . .

Sie schüttelte den Kopf, wickelte sich in ihren Schal.

„Also gestern kam eine spanische Zeitschrift. Ein großer Artikel war darin über einen Stierkämpfer . . . ich weiß nicht, wie er heißt. Und da hieß es, er hätte ein Diner gegeben für einen Grafen Oberwall und seine junge Frau . . . und dann war ein Bild auf der andern Seite. . . . Dieser Mensch auf dem Balkon und neben ihm Gerhards Frau, und er hält ihre Hand, und es sieht beinah aus, als wollte er sie küssen. . . . Und Gerhard auf der anderen Seite, aber abgewandt und darunter die Namen . . . alle Namen groß ausgeschrieben, und unter dem Balkon sieht man Menschen . . . einen Hut neben dem anderen. . . . Da ist mein Sohn zu mir heraufgekommen . . . mit dem Blatt . . . ganz langsam ist er heraufgekrochen . . . hat mir das Blatt in den Schoß geworfen und hat gerufen: ‚Siehst du — so weit kommt es, wenn man sich seine Frau aus der Bohème holt . . .‘ und dann hat er noch was gesagt . . . und dann ist er in den Sessel gefallen . . . und man hat ihn heruntertragen müssen. Und der Arzt sagt, daß er nicht weiß, ob er davonkommt“ . . .

„Sie haben Gerhard natürlich sofort telegraphiert, Exzellenz.“

„Er hat's nicht erlaubt . . . er will die Frau nicht ins Haus lassen . . . die Frau, die geborene Hörselkamp. . . . Und er will Gerhard nicht kränken. . . . Ich sitze hier und warte, warte, bis er etwas bestimmt. Aber er sagt nichts. Und ich kann nicht runter. . . . Vielleicht, wenn ich im Sessel getragen würde. . . . Aber die Leute haben Angst vor den Treppen — und ich habe auch Angst. . . . Ich muß hier sitzen und warten.“ . . .

„Sie werden Ihre Angst überwinden, Exzellenz!“ sagte er fest. „Ich werde helfen, Sie hinuntertragen — es wird Ihnen nichts geschehen. Sie müssen mit dem Grafen sprechen. Es ist alles anders, wie Sie glauben. Lou Hörselkamp ist nicht schuld an dem allen. Sie nicht. Sie hat an meinen Vater geschrieben. Lesen Sie den Brief von Anfang bis zu Ende. Ich werde solange warten.“ . . .

Es kam Bewegung in die Kleiderfalten der alten Frau. Ihre Augen glühten plötzlich auf.

„Geben Sie her.“ . . .

Sie griff nach ihrer Brille, nach dem Brief.

Thaysen stellte sich ans Fenster und atmete die Luft ein, die durch den engen, offenen Spalt hereindrang. Wie aus dem Wasser gezogen war er in der kleinen, heißen, parfümierten Stube. Er sah auf die Uhr. Die Herrschaften hatten alle Zeit. Ihm war jede Stunde für seine Arbeit verloren. Nur durch äußerste Sammlung und durch Anspannung aller Kräfte war es ihm in wenigen Monaten gelungen, sich „eine Stellung“ zu machen. Jetzt im entscheidenden Augenblick brauchte er seine Kräfte, seine Umsicht mehr denn je. . . . Und doch war ihm jetzt schon klar, daß er allein Lou aus ihrer Lage retten konnte. Auf ihre Eltern konnte sie nicht zählen — Graf Oberwall war krank — hier oben saß eine halbgelähmte, alte Frau. Zwei, drei, vielleicht vier Tage mußte er noch hierbleiben. In spätestens acht Tagen war er unten — brachte sie selbst mit. Und wenn sie auch hier kein „Zuhause“ fand, so fand sie es in dem Haus seiner Eltern. Auf seine Alten konnte er sich verlassen. Was später wurde, daran wollte er nicht denken, das gehörte auch nicht zur Sache. Er hatte Lou einmal gesagt: „Ich bin immer da, wenn Sie meiner bedürfen“, und er würde da sein. Helfen! So! Nun war er mit sich im reinen.

„O Gott . . . o Gott!“ stöhnte es aus dem alten Brokatsessel.

„Ja . . . Exzellenz . . . nun sieht die ganze Sache doch wesentlich anders aus.“

Er sprach unwillkürlich härter, als es seine Absicht war.

„Er ist ein Rey . . . ein Rey . . . kein Vidal. Die Vidal sind Bauern!“

Sie blickte ganz blöde vor sich hin. Alle ihre Instinkte wehrten sich dagegen, daß ihr Enkel, der Enkel des Generals Rey, ein Bauer geworden war. Das allein sah sie.

„Die Reys waren Revolutionäre . . . wilde, furchtbare Menschen . . . aber sie blieben Marquis unter der Jakobinermütze, sie hatten Ideale, die Reys . . . ein politisches Programm . . . und sie legten ihr Haupt mutig aufs Schaffot, als es bezahlen hieß. Sie waren Helden!“

Er murmelte: „Solche Helden gibt es zu Dutzenden in der Fremdenlegion.“

„Wie . . . was sagen Sie?“ fragte die alte Exzellenz. „Fremdenlegion? . . . Was soll er dort?“ . . .

„Sich austoben!“ antwortete Thaysen. „Das Blut der Reys und der Vidal austoben. Weiter nichts. Dazu ist sie gut, die Fremdenlegion — ebensogut wie eine Revolution!“ . . .

Die Gräfin Marie Antoinette Oberwall senkte den Kopf tief auf die Brust.

Sie machte keinen runden Rücken mehr und legte auch den Kopf nicht mehr schief zur Seite, um ihre bissigen Worte hervorzustoßen. Irgend etwas war gebrochen in ihr. Der Stolz auf ihr wildes Blut, der Stolz auf die Heimat ihrer Mutter, der Stolz auf die Reys aus dem heißen Languedoc. . . .



„Mein Sohn ist ein alter Mann. . . . Gerhard ist der letzte Oberwall . . . der letzte Oberwall.“ . . .

Und Tränen tropften aus ihren dunklen Augen über die weißen, geschminkten Wangen, langsam und schwer und eisig kalt. . . .

„Der letzte Oberwall.“ . . .

Sie schluchzte auf einmal vor sich hin wie ein greises Weiblein, das sie im Grunde doch war, und wie eine Mutter ihrem Sohn, ihrer letzten Hoffnung nachweint.

Und in dieser Stunde fühlte sie zum erstenmal, wie teuer ihr der Mann geworden war, den sie fast mit Herablassung behandelt hatte.

Sie faßte nach Thaysens Hand.

„Ich werde mit meinem Sohn sprechen . . . ich fürchte mich nicht vor der Treppe . . . ich komme schon herunter. Die Mendel wird mich führen und der Diener. . . . Wir werden Gerhard schreiben. Er muß zurückkommen. Augenblicklich muß er zurückkommen.“

„Das nutzt nichts!“ sagte Thaysen. „Ich hole ihn selbst.“

Der Kopf der alten Frau fiel auf seinen Arm. Ihre welken Lippen berührten seine Hand.

„Mein Sohn hat immer viel von Ihnen gehalten . . . Herr von Thaysen . . . viel . . . viel.“ . . .

Sie konnte nicht mehr sprechen. Sie ließ ihn von sich, leis und abbittend.

* * *

Gerhard Oberwall schlenderte durch die Straßen von Arles. Durch die engen, bergigen Gassen, die mit spitzen Kieselsteinen gepflastert waren, und über die junge, hübsche Mädchen so anmutig, unbeholfen trippelten und Frauen so vorsichtig wiegend einherschritten.

Er wußte jetzt wieder, woher seine Mutter den wiegenden, würdevollen Gang hatte. . . . So gingen hier alle verheirateten Frauen — die alten wie die jungen; und er wußte nun auch, warum Mémère und Ahnchen es liebten, auf den weißen Stufen zu sitzen. Alle Arlerinnen saßen auf den weiß leuchtenden Stufen ihres Hauses, wenn die Sonne zu sengen aufhörte. Saßen und plauderten, nähten und strickten und erzählten sich Liebesgeschichten, kicherten, sprachen vom Tod und von Geburten, summten ein Lied und küßten die Kinder. Und hinter ihnen bauschten sich die weißen Vorhänge im sanften Abendwind und vor ihnen die weißen Busentücher über den schwarzen, ausgeschnittenen Miedern.

Jeden Abend schlenderte er so durch die Gassen, und seine Augen spähten vorsichtig in die dunklen Stuben, wo fleißige junge Näherinnen an langen Tischen saßen und sehnsüchtig hinausblickten zum rosenroten Abendhimmel. Man kannte ihn schon, man nickte ihm zu, man lachte ihn an, mit blitzenden Zähnen. Man sagte von ihm: „Der junge Herr Vidal“, weil er im Haus der Vidal wohnte, das am Kanal lag. Und wenn abends die Musik spielte auf dem Boulevard, dann warf ihm die eine oder andere einen Olivenzweig auf den Balkon oder eine Blume oder auch nur einen kleinen Kieselstein, um den ein Haar gewunden war, ein langes, schwarzes Haar. Und er warf lachend kleine, gebräunte Nüsse zurück, die knusperigen Cacavetos, aus einem großen Schäferhut, der ihm als Körbchen diente.

Und eines Tages stand Madlon da, fing die Nüsse auf mit beiden Händen. Stand da und lachte und ging nicht vom Fleck und warf jede Nuß einzeln zu ihm zurück — ins Gesicht — mitten ins Gesicht, daß die spitze, rauhe Schale ihn traf wie ein Nadelstich, an den Wangen, an den Schläfen, an der Stirn. . . .

„Komm!“ rief er. „Komm!“

Sie lachte, schüttelte den Kopf und lief davon. . . .

Und nun suchte er sie. Suchte sie in den heißen, engen Gäßchen, suchte sie unter den lachenden, schwatzenden Menschen abends, vor der Musikkapelle, vor den dichtgefüllten Cafés auf dem Boulevard. . . .

Er hatte nicht an sie gedacht vorher. Hatte nicht mit der Wimper gezuckt, als sie plötzlich vor ihm gestanden hatte mit ihren braunen, samtweichen Wangen, mit ihren heißen, dunklen Augen. Nur weil er sie nicht wiedersah an jenem Abend und auch am folgenden und nächsten nicht . . . das reizte . . . das ärgerte ihn. Er m u ß t e an sie denken. Er m u ß t e sie wiedersehen. . . .

Er schrieb an Lou. Fast zärtlich. Der Arzt hätte ihm Ruhe verordnet. Er wäre auch noch in Behandlung. Aber es ginge soweit alles gut. Sie sollte ganz still und ruhig auf ihn warten, nur nicht nach der Stadt kommen. Die Hitze wäre schlimmer noch als draußen und die Dünste vom Kanalwasser, das flach und schmutzig über die Steine sickerte, wirklich ungesund.

Eine offene Karte war es. Mémère hatte sie zuerst gelesen und mit Frau Vidal darüber gesprochen.

„Er hat ganz recht!“ sagte Mémère.

„Ein Mann kann nicht am Schürzenband seiner Frau hängen“, sagte Frau Vidal.

Lou wendete den Blick von den beiden Frauen ab und ging in ihr Zimmer.

Sie wollte ihm schreiben, daß die Sümpfe von Camargue ihren giftigen Atem bis hierher in ihr Zimmer trügen und auch hier die Krankheitskeime in der Luft lägen. Der Professor schleppte sich kaum mehr aus seinem Zimmer mit seinen verbundenen Augen. „Das Camarguefieber“, sagte er.

Aber als sie die Feder ansetzen wollte, da fiel ihr die Hand willenlos in den Schoß zurück. Vielleicht hatten die Damen Vidal recht. Vielleicht war es besser, sie „wartete ruhig und still“, war es besser, sie drängte sich ihm nicht auf wie eine verlassene Geliebte.

Und sie hing große Handtücher, mit kölnischem Wasser getränkt, vor ihre Fenster, setzte sich dann wieder an das Bett des alten Mannes unten und gab ihm heimlich Tabletten gegen das tückische Fieber, das seine morschen Glieder schüttelte, und träufelte ihm heimlich Rosenwasser in die halberloschenen Augen.

Frau Vidal aber saß in der dunklen Wohnstube vor einem schmalen, dicken Kontorbuch und diktierte ihrer Tochter flüsternd die Umsätze des letzten Halbjahres, das Erträgnis der Pferdeherden und der Stierzucht aus der Camargue.

Die Augen der beiden Frauen glänzten, wenn sie sich zu den Mahlzeiten niedersetzten, und Frau Vidal sagte, man könnte schon die Sümpfe der Camargue mit ihrem bißchen Fieber mit in den Kauf nehmen, wenn die Weiden soviel abwürfen. . . .

Mémère aber wußte, daß die Luft in Arles gesünder war als die auf ihrem Gutshof, wußte, daß Gerhard jetzt allein sein wollte. Und sie schrieb ihm mit ihrer kindlichen Schrift: „Erhole Dich nur, mein Liebling. Bleibe in der Stadt, solange es Dir gefällt. Deine kleine Frau ist bei uns in guter Hut und Pflege.“

Gerhard atmete auf, als er diesen kurzen Brief erhielt. Wie ein kleiner Junge konnte er jetzt herumtollen, die unsinnigsten Dinge treiben. Wie gut ihm



seine liebe, gute, schöne Mutter verstand — wie sie fühlte, was er brauchte: Freiheit — Freiheit!

Und der junge Herr Vidal warf Cacavetos von seinem Balkon, fing Blumen auf und kleine Kieselsteine und suchte Madlon ... die braune, sonnenwarme Madlon mit den heißen Augen.

An einem Sonntag fand er sie.

An einem schlohweißen, sengenden Sonnensonntag. Unter Tausenden von Menschen fand er sie ... oben, fast ganz oben, auf der höchsten Stufe der offenen Arena, wo auf dem gelben Sand die Farandole getanzt wurde von weißgekleideten Kindern und später buntbebänderte junge Stiere mit der roten Kokarde ihre tollen Sprünge vollführten, wenn bezahlte ländliche Torreros und junge Leute aus den Zuschauerreihen mit roten Tüchern vor ihnen hersprangen und nach der Kokarde haschten.

Ganz oben stand sie — braun und schlank, mit blitzenden Zähnen und sprühenden Augen. Und es war, als umflösse sie das Blau des Himmels, als umhüllten sie die goldenen, flimmernden Sonnenstrahlen.

„Madlon," rief er, „Madlon!" ...

Sein Ruf ging unter in dem Jubel und Lachen der Menge, in dem Trampeln und Klatschen dieser lustvollen, ausgelassenen Menschen.

Sie winkte mit einem Taschentuch, warf einen Blumenstrauß hinunter, und ihre Hände schlugen ineinander in übermächtiger Freude.

Ihm war, als müßte er sich selbst über die Schranke schwingen, nur damit ihre Augen ihn sahen ... sie ihn erkannte. Er wurde beiseitegeschoben, zurückgeworfen, er erstickte fast in dem Gedränge. ...

Am Ausgang stellte er sich auf, packte sie am Handgelenk, als sie vorbeiging an ihm, ohne ihn zu sehen.

„Warum kommst du nicht, wenn ich dich rufe?"

„Sie sind nicht mehr mein Herr", antwortete sie kurz, fast feindselig.

Er ließ sie nicht locker.

„Das werden wir sehen", murmelte er drohend. „Wir werden sehen, ob ich dein Herr bin oder nicht."

Sie lachte auf, höhnisch, beleidigend. ...

„Sie? ... Einer, der Angst hat! ... Angst vor einer Großmutter! Nicht einmal ein gutes Wort haben Sie gewagt für mich einzulegen, als ich Sie auf beiden Knien darum bat!" ....

Er schüttelte ihren Arm, daß sie leicht aufschrie.

„Weil ich mir nichts aus dir machte — darum habe ich kein Wort gesagt. Darum! Verstehst du ... Nicht aus Angst ... du dummes Ding, du!" ...

Spöttisch lachte sie ihn mit ihren Augen an.

„Und jetzt lieben Sie mich wieder? Ja? Jetzt haben Sie wieder Mut, ja?"

Mit aller Kraft suchte sie sich aus der harten Umklammerung zu befreien. Er ließ nicht locker. Und nur, um kein Aufsehen zu machen, ging sie weiter an seiner Seite, mit wutverzerrtem Gesicht, mit plötzlich erblaßten Wangen.

„Feige sind Sie — verstehen Sie das? Feige ... Jeder dumme Junge, jeder Bauerntölpel hat mehr Mut als Sie ..."

„Du ... nimm dich in acht ..."

Sie erschrak plötzlich. Der Ton war ihr neu. Etwas Furchtbares lag darin, etwas, was trunkene Schlächterburschen hatten, wenn ihnen jemand in die Quere kam in der Kneipe.

Tückisch murmelte sie: „Lassen Sie mich los."

„Ich laß dich los, wenn du mir versprichst, nächsten Sonntag in die Arena zu kommen und am Ausgang auf mich zu warten — wie ich heute auf dich gewartet habe. ... Hast du verstanden?" ...

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin immer da am Sonntag, solange ich in der Stadt bin."

„Und du wartest auf mich?" ...

Zornig und neugierig zugleich sah sie ihn an.

„Was wollen Sie von mir?"

„Nichts, als daß du wartest. Daß du zurücknimmst, was du mir da alles gesagt hast."

Der Druck seiner Hand lockerte sich. Doch sie ging weiter an seiner Seite, blickte von unten zu ihm herauf mit ihren heißen Augen.

„Wollen Sie wirklich über die Barriere?"

Sie lachte, ganz leise und aufreizend.

„Das lassen Sie lieber. 's ist nichts für feine Herren."

„Das ist meine Sache", herrschte er sie an.

Sie wickelte beide Hände in ihre schmale, schwarze Schürze, verzog die roten, vollen Lippen zu spöttischem Lächeln.

„Wenn Frau Vidal das erfährt ..."

Ihr Arm streifte den seinen. Ihr Brusttuch, nachlässig gesteckt, wehte ihm ins Gesicht, brachte ihm den Duft ihres gesunden, luft- und sonnendurchglühten Körpers.

„Meiner Großmutter würde es Spaß machen ..."

„Auch wenn sie wüßte, daß Sie es meinetwegen tun?!"

Er war sehr bleich und sah sie finster an.

„Du ... nimm dich in acht ..." wiederholte er noch einmal.

Er hätte sie packen mögen auf offener Straße und sie schlagen, sie würgen ... ihr die Kehle mit seinen beiden Händen zudrücken, die Kehle, aus der ihr spöttisches, aufreizendes Lachen kam. ...

„Du ..."

Sie lief davon, bog um die Ecke, rannte, so schnell sie ihre flinken Beine trugen. Sie faßte nach ihrem Hals, ganz unwillkürlich ... weil ihr plötzlich so himmelangst geworden war vor seinem Blick.

Was war das für ein Mann, heilige Jungfrau, was war das für ein Mann — dieser hübsche, blonde, feine Herr ... der sie geküßt hatte in dem alten Garten der Vidal ... weil er ihr Herr war, und weil er ihr gefiel mit seinen sanften blauen Augen. ...

An diesem Abend schrieb er zum zweitenmal. Aber nur an seine Mutter: es ginge ihm besser. In acht bis zehn Tagen würde er nach Hause kommen. Ganz unten, kaum leserlich: „Viele Grüße an Lou."

* * *

Lou wartete auf ihren Mann.

Still und ruhig, wie er es von ihr verlangt hatte. Still und ruhig, wie es auch die Damen Vidal von einer gefügigen, anständigen Frau erwarteten.

Sie wartete auch auf einen Brief von Pastor Thaysen. Aber der Postbote kam nur zweimal in der Woche aus Arles heraus in einem kleinen, offenen Wägelchen, das am Gutshof meist vorüberfuhr. Es verdroß Mémère, daß Lou dem Wägelchen manchmal entgegenging. Es könnte ihr schaden. Und dann — es paßte sich auch nicht. Junge Frauen hatten keine Briefe zu bekommen, von denen der Mann nichts wußte.

Frau Vidal schüttelte den Kopf, als sie Lou wieder auf die Landstraße hinausgehen sah, um die Zeit, da der Postwagen zu kommen pflegte.

Aber es war ein Sonnabend. Die Schäfer warteten auf die Löhnung, und die Damen Vidal hatten viel zu tun. Jetzt besonders, da der Professor krank war und Frau Vidal selbst das Geld auszahlte mit harten Fingern und wachsamen Augen.

Lou stellte sich unter einen Baum und wartete, bis das Pferd langsam nähertrottete.

„Nichts für uns?"

Der Postbote, weiß wie ein Müllergeselle vom feinen, kalkigen Staub, kramte in seiner Tasche.

„Da . . ."

Ein großer Umschlag mit ungelenken Schriftzügen fiel in Lous emporgestreckte Hände.

„Der blonden, jungen Frau Vidal" stand darauf.

„Ist doch richtig an Sie?" fragte der Postbote und wickelte eine mit Wasser gefüllte Flasche aus nassen Tüchern und Kohlblättern. „Ich muß mal den Staub ein bißchen runterspülen. Den Sommer hat der Herr gesegnet, das muß man ihm lassen."

Lou hörte nicht. Sie drehte den seltsamen Brief hin und her. Er trug den Poststempel von Arles. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen. Sie riß den Umschlag auf. Keine Unterschrift. Nur die Worte: „Wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Mann morgen über die Barriere in die Arena springt, dann kommen Sie. Den alten Damen, sagt er, macht es Spaß."

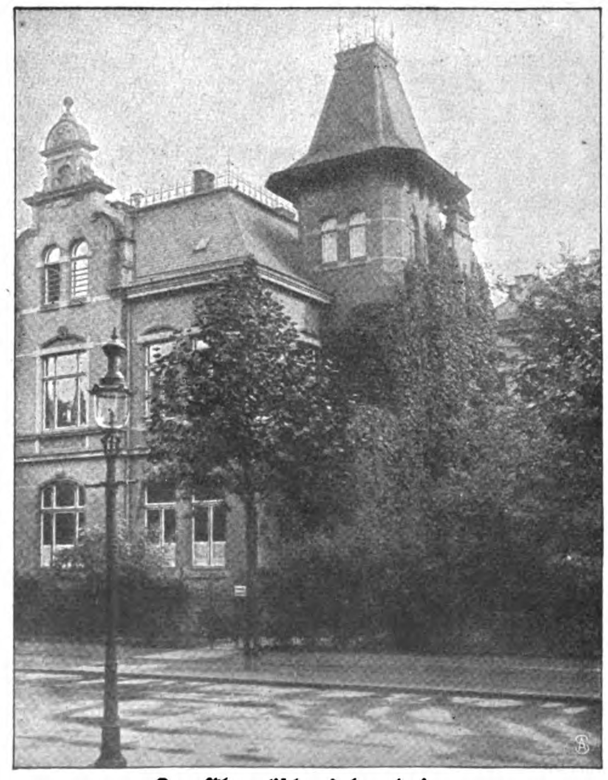
Sie verstand erst nicht. Sie las die Worte wieder und immer wieder, bis ihr die Augen übergingen. Dann steckte sie den Brief in den Ausschnitt ihres Kleides und watete langsam durch den fußhohen, weißen Kalkstaub.

(Fortsetzung folgt.)

Das Phonetische Laboratorium in Hamburg.

Von Dr. G. Panconcelli-Calcia, Leiter des Laboratoriums. — Hierzu 4 Aufnahmen.

Manche Zweige der Wissenschaft waren schon im ersten Entwicklungstadium mit ihrer Methodik im reinen, andere dagegen haben sich erst langsam eine Methode errungen. Das war auch das Schicksal der Phonetik, einer Wissenschaft, die alle normalen und pathologischen Erscheinungen der Stimme in Sprache und Gesang untersucht. Akustiker und Physiologen, Linguisten und Taubstummenlehrer trafen sich zuerst auf dem Arbeitsfeld der Phonetik. Diese verschieden interessierten Menschen arbeiteten aber nicht vereint; jeder behandelte die ihn speziell angehenden Fragen seiner Vorbildung, seinen Neigungen, seinen Fachbedürfnissen entsprechend. Dieses bunte Treiben wirkte auf die Gestaltung einer phonetischen Methodik nicht günstig. Der eine wendete in seinen Untersuchungen ein streng naturwissenschaftliches Verfahren an, der andere die primitivste und subjektivste Beobachtung, der dritte begnügte sich mit seinen praktisch erworbenen Kenntnissen. Die Folge davon war, daß jeder der Tätigkeit des andern wenig Verständnis entgegenbrachte und die nach seinem Verfahren erzielten Resultate für die besten hielt. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war es möglich, eine gewisse Einheit zu erzielen, den ausgesprochen naturwissenschaftlichen Charakter der Phonetik einzusehen und das experimentelle Untersuchungsverfahren als das geeignetste anzuerkennen. — In Fachkreisen war man über die Selbständigkeit der experimentellen Phonetik nicht im Zweifel, es fehlte aber dieser Ueberzeugung eine konkrete, öffentliche Bestätigung, zumal dieser Wissenschaft wie den meisten neuen Errungenschaften zahlreiche und bittere Feinde auf ihrem Weg begegneten. Dank der Initiative des Professors für afrikanische Sprachen D. Meinhof in Hamburg und der liberalen Unterstützung des hamburgischen Staates ist diese Bestätigung in Form eines einzig dastehenden Laboratoriums in die Erscheinung getreten. In einem kleinen Zimmer bildete sich gegen Ende 1910 die erste Keimzelle der experimentellen Phonetik in Hamburg und wurde von Linguisten, Medizinern, Taubstummenlehrern, Gesangspädagogen, Psychologen, Neusprachlern, Missionaren, Sprachlehrern usw. dermaßen in Anspruch genommen, daß sie sich innerhalb knapper drei Jahre zu einem stattlichen Gebäude entwickeln konnte; in der Tat eine gesunde, vom theoretischen und praktischen Wert der experimentellen Phonetik sachlich bedingte Entwicklung, die die Notwendigkeit einer solchen Einrichtung glänzend beweist.



Das Phonetische Laboratorium.

In aller Stille ist das neue phonetische Laboratorium zu Hamburg mit dem Anfang des Wintersemesters am 15. Oktober d. J. der Gelehrten- und Studentenwelt eröffnet worden. Es existierten wohl vorher in einigen Universitäten Deutschlands und des Auslands



Wiedergaberaum der Phonographischen Zentrale.

kleine phonetische Laboratorien, deren Kräfte aber trotz der Tüchtigkeit der Gelehrten, die sie ins Leben gerufen haben, unter dem Druck von allerlei ungünstigen Verhältnissen zur ersehnten Entwicklung nicht ausreichten; sie dienen meistens nur einem Gebiet der Phonetik. Das hamburgische phonetische Laboratorium dient wegen seiner Größe und der ihm zur Verfügung stehenden Mittel nicht allein der Untersuchung der Kolonialsprachen, sondern auch allen übrigen Gebieten der reinen und angewandten Phonetik. Es lohnt sich daher, es, wenn auch kurz, zu beschreiben.

Das neue Laboratorium hat ein eigenes Gebäude im Zentrum Hamburgs, nahe dem Dammtor, in der Jungiusstraße; also in dem stillen Viertel der wissenschaftlichen Staatslaboratorien, des Botanischen Gartens und der alten Friedhöfe. Es besteht aus vier Stockwerken mit 23 Räumen, wovon 16 für die Arbeit in Betracht kommen. Die bauliche Ausführung und die innere Einrichtung ist praktisch und gleichzeitig modern gehalten. Das Kellergeschoß ist hauptsächlich der Arbeit mit Röntgenstrahlen, der einfachen Photographie und der photographischen Registrierung der Stimme reserviert. Das Erdgeschoß ist in erster Linie für den Unterricht, aber auch für den inneren wissenschaftlichen



Röntgen-Phonetische Abteilung.

Betrieb des Laboratoriums bestimmt. Das erste und zweite Geschoß enthalten außer den Zimmern des Leiters und der Bibliothek die Räume für die sogenannten glyphischen Apparate, und zwar für Aufnahmen auf Platten und Walzen, für die Wiedergabe, für die mikroskopische Bearbeitung der Phonogramme und für das Phonogrammarchiv. Dem Leiter stehen vorläufig außer einer technischen Hilfskraft zwei Feinmechaniker, ein Gehilfe und anderes Personal zur Seite; vier Volontärassistenten (eine Gesangspädagogin, ein Philologe, ein Spezialarzt, ein Taubstummenlehrer) helfen ihm in rein wissenschaftlicher Hinsicht. Die sehr rege Tätigkeit hat naturgemäß zur Bildung einzelner Abteilungen



Unterrichtsraum.

geführt: Röntgen-Phonetische Abteilung; Kinematographisch-Phonetische Abteilung und Phonographische Zentrale; diese Einrichtungen funktionieren bereits, indem sie neues Material durch wissenschaftliche Forschung liefern sowie auch Materialien, Bibliographie usw. sammeln und ordnen, um Interessenten wissenschaftliche und praktische Auskunft erteilen zu können. Obigen Abteilungen werden sich später andere anreihen. Dank einer Unterstützung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung verfügt das Laboratorium über eine eigene Zeitschrift: „Internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik: Vox", die von Professor Dr. H. Gutzmann in Berlin und dem Verfasser dieser Zeilen herausgegeben wird.

Der fachunkundige Leser wird fragen: Wozu ein solches Institut? Nicht die rein theoretische Wichtigkeit der Phonetik, sondern nur der Wert ihrer praktischen Anwendung soll in der Antwort erörtert werden. Die experimentelle Phonetik bildet eine unentbehrliche Grundlage bei der Schulung der Atmung, in der Ausbildung einer Stimme, im Leseunterricht, bei der Erlernung fremder Sprachen, in der Vortragskunst, bei der Behandlung von Stimm- und Sprachfehlern, in der Ausbildung von Schwerhörigen, Taubstummen und geistig Abnormen. Gesanglehrer mit einer gründlichen phonetischen Ausbildung werden nicht mehr behaupten, daß z. B. beim Trillern der ganze Kehlkopf „hin und her zittert", oder daß die verschiedenen Nebenhöhlen im Kopf einen vorzüglichen Resonanzkasten bilden usw. Der phonetisch geschulte Spezialarzt wird einsehen, daß sich zahlreiche funktionelle Stimmstörungen ohne operativen Eingriff allein durch phonetische Uebungen beseitigen lassen. Der mit den letzten Resultaten der experimental-phonetischen Forschung vertraute oder selbst auf diesem Gebiet tätige Taubstummenlehrer wird praktische Anregungen erhalten und für seine „Artikulationsklasse" daraus Nutzen ziehen. Wegen der kolonialen Wichtigkeit Hamburgs, der Bedeutung des hamburgischen Kolonialinstituts und der ursprünglichen Bestimmung des Laboratoriums, in erster Linie Kolonialsprachen zu untersuchen, kommen wir beinah täglich mit Leuten in Berührung, die lange Zeit in den Kolonien verweilt haben. Bei manchen steht die Richtigkeit ihrer Aussprache nicht in direktem Verhältnis zu der Dauer ihres Aufenthalts in den Kolonien. Das hat oft seinen Grund darin, daß diese Leute genötigt waren, sich ohne Vorbereitung in das fremde Land zu begeben. Hier eigneten sie sich mühsam und ohne Anleitung ihre Aussprache an, die sie bei einer guten Vorbildung in der Phonetik schneller und besser erreicht hätten.

Diese Zeilen sowie die Abbildungen gewähren dem Leser einen kleinen Einblick in die neuste Bereicherung der stattlichen Anzahl der hamburgischen wissenschaftlichen Institute. Hamburg ist der einzige Staat in der Welt, der unserer neuen Wissenschaft einen derartigen Empfang bereitet hat, und verfügt so vorläufig über das größte und am besten eingerichtete Laboratorium für experimentelle Phonetik.

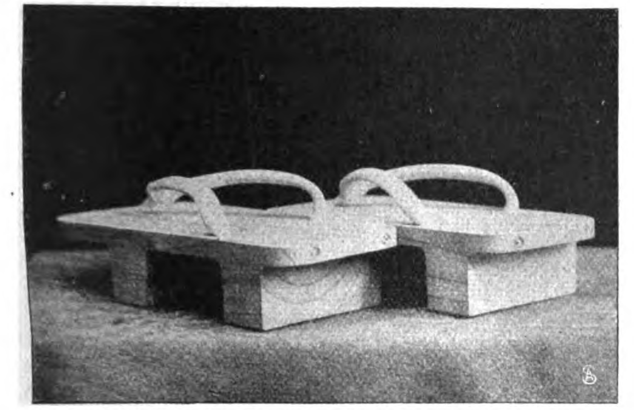
Japanische Schuhe.

Von Bigetsu Koyama. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

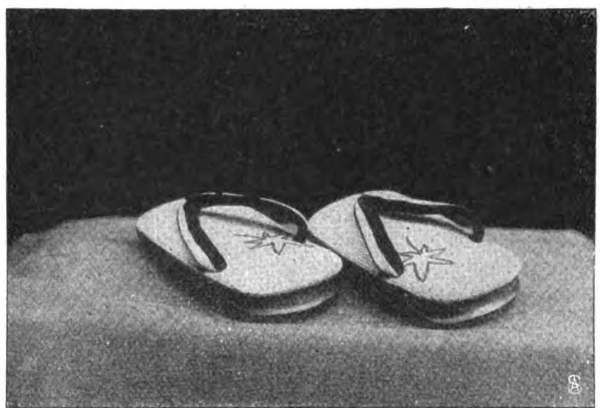
Für Europäer gibt es in Japan zwei Sachen, die für ihn teils unbequem, teils beschwerlich sind: das ist erstens das Essen nach Landessitte mit den sechs Zoll langen Stäbchen und das — bei der schlechten Beschaffenheit japanischer Straßen und Wege unumgänglich notwendige — Einherschreiten auf den durch Holzstützen gehobenen Sandalen. Läßt sich die Gewohnheit mit den Eßstäbchen schnell erlernen, so bleibt die echt japanische Fußbekleidung immer ein Hemmnis für den mit dieser Art Kothurn nicht vertrauten Fremden. Leider bleibt ihm, bei regnerischem Wetter wenigstens, nichts anderes übrig, als sich der landesüblichen Stöckelsandalen zu bedienen, denn mit europäischen Schuhen würde der Fußgänger bis an die Knöchel im aufgeweichten Erdreich versinken. Die Sandalen sind tatsächlich das einzige Hilfsmittel gegen die Unbilden von Schnee und Regen und die daraus entstehende Grundlosigkeit der Wege, die man in Japan kennt. Gewährt doch der flache Bambusschirm kaum einen Schutz gegen die Nässe, die von dem Umschlagetuch, dem Furoshiki, auch nur wenig vom Körper ferngehalten wird. So sind denn die Sandalen, von alters her in der stets gleichgebliebenen Form von Männern, Frauen und Kindern jeden Alters und jeden Ranges getragen, nicht sowohl eine Eigentümlichkeit Japans, sondern eine Notwendigkeit im öffentlichen Verkehr gewesen und geblieben. Der Japaner schreitet auf den durch zwei starke Querstützen unter den Sohlen erhöhten Sandalen ebenso elastisch und sicher einher wie der Europäer in seinen Absatzschuhen, deren Leder den ganzen Fuß umschließt. Die Schulkinder springen vergnügt und ausdauernd darin herum: „Kara-Koro" klingt dann das leichte Holz auf dem trockenen Boden, und „Kara-Koro" tönt's auch unter den trippelnden Schrittchen der jungen Damen — die manchmal ein verstecktes Glöckchen im Takt mitbimmeln lassen — immer auf und ab im gleichen Tonfall, so daß der Klingklang der nie rastenden Schritte zu einem charakteristischen Merkmal japanischen Verkehrs geworden ist. Wie überall, so bemächtigte sich auch in Japan die



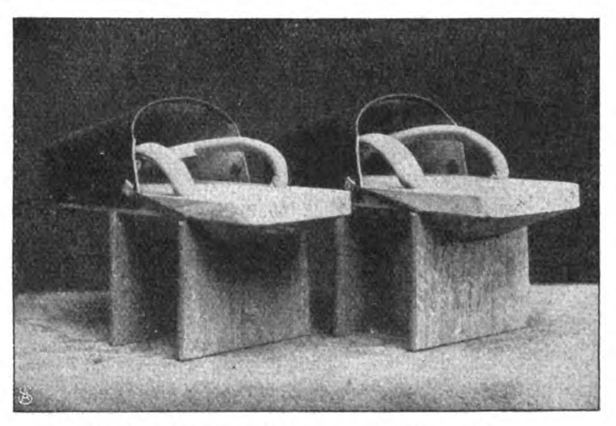
1. Damensandalen für schlechtes Wetter.



6. **Holzschuhe für Herren.**



3. **Kindersandalen.**



4. **Regenschuhe mit Leder und hohen Stützen.**

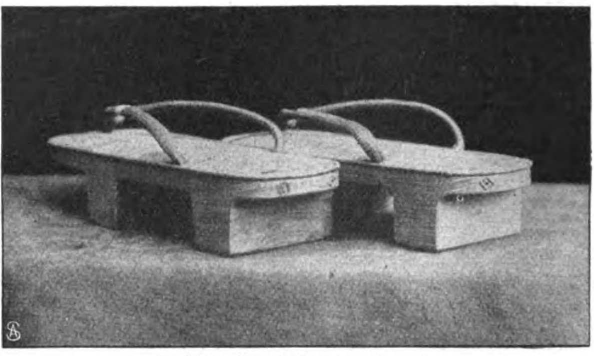
Mode und der Luxus dieses Bekleidungstückes. Praktische Verbesserungen oder Neuerungen sind fast gar nicht vorgenommen. Der Väter Sitte ist bei uns Gesetz — und so hat man sich darauf beschränkt, äußerliche Verschiedenheiten zu schaffen und künstlerische Ausstattungen zu ersinnen, die von der reichen und vornehmen Gesellschaftsklasse unseres Landes gern angenommen wurden. Neben dem einfachen Fußgestell, dem Hiyori (Abb. 6), das aus einer besonderen heimischen Holzart hergestellt wird und trotz seines massiven Aussehens leicht wie Kork ist, sieht man die vier Zoll hohen Brettsandalen mit Ledervorschuhen (Abb. 4), eine Vorsichtsmaßregel gegen den Regen. Das sind Straßenschuhe für Herren. Damensandalen für die Straße und schlechtes Wetter (Abb. 1) sind beinah gleicher Form, nur etwas zierlicher. Damensandalen für den täglichen Gebrauch (Abb. 9) werden aus Bast kunstvoll geflochten und mit Schnitzereien am Holzwerk verziert. Damenbesuchsandalen sind oft mit kostbaren japanischen Stoffen, auch mit Samt bezogen, bestickt, bemalt und mit weichen Haltern versehen. Herrensandalen für gutes Wetter und für Besuche (Abb. 2 u. 7) zeigen weniger augenfälligen Schmuck, haben ihren Wert dafür aber mehr im Herstellungsmaterial. Kindersandalen (Abb. 3 u. 8)



5. **Heimkehr von der Schule bei schlechtem Wetter.**

für gutes Wetter tragen allerlei Farben und Zierat und sind flach gehalten; für böse Tage müssen auch die Kleinsten auf hohen Holzgestellen gehen.

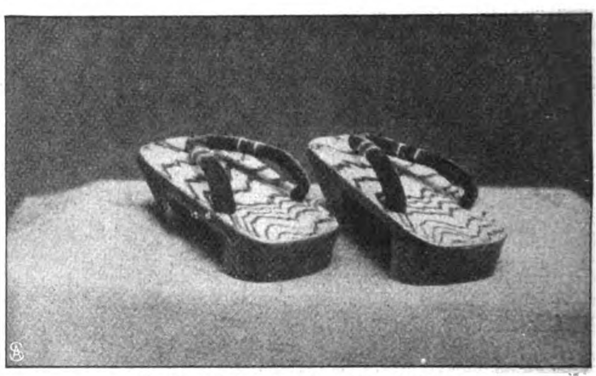
Wenn hier von „Besuchsandalen“ gesprochen wird, so muß der Europäer nicht glauben, sie seien so besonders hübsch gearbeitet, um ihren Trägern im Salon Ehre zu machen. Wie bekannt, betritt kein Japaner ein Zimmer in seinem Land in Schuhen. Auch hierbei geht Gewohnheit und Sitte Hand in Hand. Da nach Landesbrauch die Leute in Japan, alle Bevölkerungskreise eingerechnet, in ihren Zimmern am Boden sitzen, essen, liegen und schlafen, so ist es nicht verwunderlich, daß die allerpeinlichste Sauberkeit beachtet werden muß. Und wo bliebe diese, wenn der Staub der Straße ins Haus getragen würde. Die Zahl der vor dem Eingang stehenden Schuhe und ihre Beschaffenheit legen Zeugnis ab von dem Grad der Wohlhabenheit oder der Kulturstufe von Empfängern und Empfangenen, und man kann wohl sagen, daß bei uns zulande ebensoviel Gewicht auf ein Paar feiner Sandalen gelegt wird, wie in Europa auf eine elegante und reiche Toilette. Belustigend für den Fremden mag es sein, vor den Friseurläden der großen Städte die mancherlei Gestelle und Gestellchen zu mustern, die von den Kunden vor Betreten des Ladens dort zurückgelassen werden. So sehr man in Japan sich mit den Sitten und Gebräuchen fremder Völker vertraut macht, und so sehr man geneigt ist, dem Europäer die uneingeschränkte Freiheit seiner heimatlichen Sitten zu gewähren: was das Wechseln und Ablegen der Schuhe anbelangt, ist der Japaner unerbittlich. Er würde es als eine Beleidigung und Nichtachtung schlimmster Art ansehen, wollte sich der Fremde dem ungeschriebenen Gesetz nicht willig fügen.



2. Besuchsandalen für Herren.



7. Herrensandalen für den täglichen Gebrauch.



8. Farbige Sandalen für Kinder.

9. Damensandalen für den täglichen Gebrauch.

Festliches Mahl.

Durch das Lachen und Schwatzen und Stimmengeschwirre
Tanzt goldenes Licht seinen Ringelreihn,
Wiegt sich in den Gläsern auf zitterndem Wein,
Springt keck über Silber und blanke Geschirre.

Doch über Blumen, Damast und Spitzen
— Ans äußerste Ende wardst du gesetzt! —
Allüberblinkend grüßt mich zuletzt
Demantenen Steinleins bewegliches Blitzen.

Verstohlen sprachen sich unsere Augen . . .
Ich höre zu, mit verständgem Gesicht,
Was man vom kommenden Kriege mir spricht,
Und ob heute Entente und Zweibund noch taugen.

Doch ich seh immer das Steinlein blitzen
In rotem, grünem und blauem Strahl,
Das lacht: Wir werden bei festlichem Mahl
Noch einst ganz dicht beieinander sitzen! —

Ilse Reicke.

Liebesbriefe.

Plauderei von Lo Lott.

Eine wichtige Rolle in unserm Gefühlsleben spielen die Briefe. Sie sind gewissermaßen das Dokument unserer Gefühle. Ein Wort, das schnell erdacht, noch schneller gesprochen, das gesteigerte Empfinden eines Augenblicks wiedergibt, verrauscht so oft mit einer Walzermelodie, erlischt in einer phantastischen Beleuchtung, stirbt in einem Lachen, das uns aus der Stimmung reißt und uns wieder ruhig und überlegen reden läßt. Aber dieses Wort, in einer durch irgendeinen Umstand gesteigerten Laune geschrieben, bleibt. Es ist unauslöschlich, läßt sich nicht widerrufen, es verpflichtet. In dieser Tatsache liegt der tragende Wert der geschriebenen Sprache. Aus ihr mag es sich ergeben, daß wir uns so schwer entschließen, alte Briefe zu verbrennen. Wir lesen sie lange nicht, und doch beglückt uns der Gedanke, daß irgendwo ein Päckchen alter Briefe liegt mit dem Beweis für das, was wir einst einem Menschen waren, was uns ein Mensch gewesen. Der Besitz dieser alten Briefe macht uns reich und stolz, wenn die Episode unseres Lebens, die sie widerspiegeln, auch lange schon vorüberging.

Wer von uns hat nicht zwei, drei blau oder rot umbundene und besiegelte Liebesbriefpäckchen in dem geheimsten Schrein bewahrt? Wer von uns streift nicht mit scheuer Hand ihren Umschlag, wie man über das Gesicht eines lieben Menschen fährt?

Unser Zeitalter, das der Veröffentlichung von Liebesbriefen berühmter Frauen und Männer soviel Interesse entgegenbringt, hat uns, zumeist wohl durch die Leichtigkeit und die Mannigfaltigkeit der Beförderungsmöglichkeiten, zu einem sich rasch steigernden Briefaustausch geführt. Man lese die Tageszeitungen und wird täglich „Briefwechsel zwecks Gedankenaustausch gesucht" finden. Und es ist kein Märchen, das von einem temperamentvollen Liebhaber berichtet, der seiner Angebeteten im Lauf eines einzigen Tages acht Liebesbriefe postamtlich zustellen ließ.

Der Liebesbrief unterscheidet sich schon äußerlich von der verwandtschaftlichen oder der gesellschaftlichen Korrespondenz, die in der Hauptsache aus Einladungs-, Entschuldigungs- und Bedankungsbriefen besteht. Er hat ein anspruchsvolleres Format, eine geheimsinnige Farbe, ist mit eigener Sorgfalt geschlossen, frankiert und immer gesiegelt. Wenn er auch durch dieses Siegel auffällt, das vielleicht Argwohn oder Ärgernis verursacht, der briefstellernde Liebende wird es nicht fortlassen können. Das Siegel ist ihm Bedürfnis und weckt in dem Bewußtsein den Sinn eines Kusses, einer Annäherung. Eine andere Ursache liegt dem Siegeln der Liebesbriefe gewiß nicht zugrunde, da das Siegeln an sich schon aus der Mode gekommen ist.

Der Liebesbrief der Damen von heute ist parfümiert, eine feine Koketterie, die ihre Wirkung nicht verfehlt. Was kann es Köstlicheres geben, als mit den Worten auch das Aroma der Entfernten zugleich zu spüren? Je eigenartiger das Parfüm ist, desto stärker wird die Fernliebe sich entflammen, da es die Möglichkeit eines Zufalls durch seine Eigenart ausschließt.

Die Briefmarkensprache auf Liebesbriefen ist der Geschmack der „kleinen süßen Mädel" und der „Backfische". Aber sie auch oder gerade sie bilden ein Kontingent im Kapitel der Liebesbriefe.

Wann wird der erste Liebesbrief geschrieben, wo wird er geschrieben? Die Gymnasiasten stecken ihn ihren kleinen Freundinnen zu, morgens auf dem Schulweg oder auf dem Eis oder auf dem Tennisplatz. Die wohlgelernte Satzkonstruktion des Primaners lebt sich in diesen ersten Liebesbriefen aus, und was nur „geahnt und nicht gefühlt" in der Brust lebt, das ergießt sich in reichem homerischem Stil in das Billet d'amour.

Diese Liebeskorrespondenz findet in dem dritten Semester des Studenten gewöhnlich ihren Abschluß. Es ist die Zeit, in der der Student eine schriftliche Klarlegung seiner Gefühle für unwürdig hält. Er hat den Geschmack an jungen Damen verloren. Die „süßen" Mädel treten in seinen Gesichtskreis, und denen werden vorerst keine Liebesbriefe geschrieben...

Bei der „jungen Dame" tritt nach der Entlassung aus der Schule eine Pause in der Liebeskorrespondenz ein. „Die Pension", die feste Mauern zieht, das Auge der Pensionsvorsteherin, das schärfer als das der Mutter zu bewachen weiß, lassen keine Gelegenheit zu. Erst der Winter, in dem die erwachsene Tochter zum erstenmal ausgeht, führt zu einem „Flirt", der sich auf Bällen und Diners in Worten nicht genug tun kann und in sehnsuchtschwerer Stunde den Herrn Referendar oder den Herrn Leutnant zur Feder greifen läßt. Diese Liebesbriefe werden vorerst in formellem Ton gehalten. Heimliche Anspielungen und Hoffnungen gleiten hinein, und zwischen den Zeilen taucht das Ende des Liedes — die Ehe auf. Aber von seiten der Eltern scheint ein Widerstand zu sein. Wehe, wenn ein solcher Brief, dessen Absender vorerst die genügende Gewähr für das „Glück der Tochter" noch nicht zu leisten vermag, zu Mamas Kunde gelangt. Darum werden diese Briefe „postlagernd" geschrieben. Sie abzuholen, gibt einen schweren innerlichen Kampf. Und das Postamt, das so unfeierlich beleuchtet und steinern dasteht, der Schalterbeamte, der mit offenen Augen das ladylike angezogene Fräulein ansieht, das nach dem Brief „L. B. 20" fragt — sie wissen nichts von der heroischen Überwindung, die es gekostet hat, diese Buchstaben und diese Zahl vor dem menschenumdrängten Schalter zu fordern. Die junge Dame spricht in ihren Beantwortungsbriefen ausführlich über die Grausamkeit der Eltern und über die Treue bis zum Tod. Tränen würzen die Worte, und sie kommt sich vom Abholen der Schalterbriefe, über die gestohlenen Zärtlichkeiten auf Bällen und Sommerausflügen bis zu ihrer offiziellen Verlobung wie eine Märtyrerin vor. Ist die Verlobung bekanntgegeben, beginnen wirtschaftliche Fragen und erhoffte Lebensbedingungen, die man zuvor schon festzustellen für nötig hält, in die Liebesbeteuerungen hineinzufließen. Und die Briefe enden zumeist von beiden Seiten in dem schicksalschweren, alles Glück verheißenden Seufzer: O, wärst du erst mein eigen!

Der Liebesbrief, den sich die Gatten — keine Frage, auch das kommt noch vor — schreiben, unterscheidet sich durch seinen weit intimeren Ton von dem Liebesbrief der Ledigen. Er ist wohl zwischen Geschäft- oder Berufsorgen einerseits, zwischen Hausstandsorgen andererseits geschrieben — aber er berührt die innersten Seiten des einen, der eben in den andern sich hineingelebt hat.



Diese Briefe werden mit der größten Sorgfalt zwei — drei Tage aufbewahrt, um dann dem Feuer übergeben zu werden. Man kann sich von ihnen trennen, da man in dem Geschriebenen ein Glück sieht, das so leicht nicht verloren gehen kann.

Es bleiben noch die letzten, interessantesten Liebesbriefe zu erwähnen: jene Briefe, die vielleicht die tiefstempfundenen, die mit Herzblut geschrieben sind.

Und doch sind sie die gefährlichen, weil sie einen — dritten kompromittieren. Es sind die Briefe, die sich die Liebenden schreiben, die nicht mehr frei sind. Reife, ernste Menschen zumeist, die eine unglückliche Liebe kurzsichtig und unvorsichtig macht. Diese Liebesbriefe sollten nicht geschrieben werden, weil Briefe eben Dokumente sind. Sie sollten nicht geschrieben werden, weil ihr ethischer Wert die moralische Entwertung der Schreibenden, die das Gesetz und die gute Sitte gegen sich haben, nicht aufwiegt. Aber was nützt es, dagegen zu schreiben! Die kleine Effie Briest in Fontanes Roman ist unsterblich. Es wird immer unverstandene, temperamentvolle, tiefunglückliche Frauen — und andere Männer geben, die gerade diese Frauen glücklich zu machen verstanden hätten. Es werden immer solche gefährlichen Liebesbriefe geschrieben werden, die in einem unverschlossenen Nähtisch aufbewahrt liegen, und immer einen Zufall, der sie aufdeckt und zum Verhängnis führt.

****



Aufführung der Jungmädchenschaft: „Die lustigen Seekadetten".
Stiftungsfest Jungdeutschlands, Zweigverein Charlottenburg.

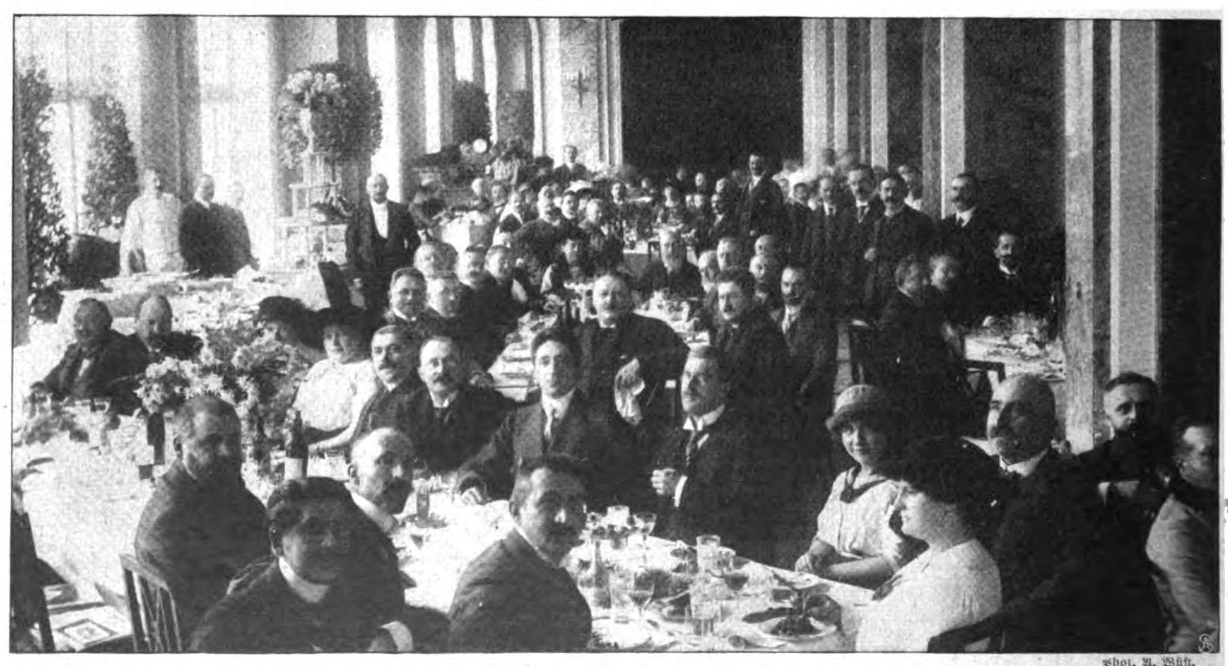
Bilder aus aller Welt.

Vor kurzem fand das erste Stiftungsfest des Jungdeutschlandbundes, Zweigverein Charlottenburg, statt. Die Jungmädchenschaft führte ein Festspiel „Die lustigen Seekadetten" auf.

Der diesjährige Balneologenkongreß tagte in Karlsbad. Die Kongreßteilnehmer machten einen Ausflug nach dem nahegelegenen Joachimsthal, um das Radiumkurhaus zu besichtigen.

Der Chef des bulgarischen Generalstabes, General Fitschew, weilt in Karlsbad, um dort die Kur zu gebrauchen.

Der Erfinder der Buchklappkamera, Dr. R. Krügener in Dresden, ist verstorben. Er hat in Deutschland die Grundlage für die ausgedehnte Kameraindustrie gelegt und große Fabriken gegründet, die jetzt in der Ica-A.G. vereint sind.



phot. A. Wüst.
Die Mitglieder des diesjährigen Balneologenkongresses beim Festmahl im Radiumkurhaus zu Joachimsthal.





General Fitschew,
Chef des bulgarischen Generalstabs, auf der Promenade in Karlsbad.



Dr. R. Krügener † Dresden,
Erfinder der Buchklappkamera.



Phot. Fechner.
Prof. Dr. Bastanier, Berlin,
beging sein 25jähriges Jubiläum als Lehrer der Schmelzmalerei.

Der Lehrer der Schmelzmalerei an der Unterrichtsanstalt des Kgl. Kunstgewerbemuseums Berlin, Prof. Dr. Bastanier, beging sein 25jähriges Jubiläum.
Alfons Dollmann, Lehrer a. D. in München, ein eifriger Förderer der Tierschutzbewegung, wird 70 Jahre.
Generalmajor z. D. Krummacher in Bonn feiert vor wenigen Tagen sein 60jähriges Dienstjubiläum.
Wirkl. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. Ed. Maubach, Berlin, Vortragender Rat im Ministerium des Innern, beging sein 50jähriges Dienstjubiläum.



Alfons Dollmann,
München,
Förderer des Tierschutzes, wird 70 Jahre.



Hofphot. Stüting & Sohn.
Generalmajor Krummacher,
Bonn,
feierte sein 60jähriges Militärjubiläum.



Dr. E. Maubach,
Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Berlin, beging das 50jährige Dienstjubiläum.



Record Preß.
Die neuste Londoner Attraktion: „Tango Teas" im Queens Theatre von 11 Uhr morgens bis 11 Uhr abends.



Die Wahlurne.

Die neuste gesellige Attraktion sind zwölfstündige „Tango Teas“, wie sie das Londoner Queens-Theatre veranstaltet.

In Frankreich ist jetzt die geheime Wahl eingeführt worden. Unsere Bilder zeigen die Isolierkabinen und die Wahlurne.

Der Wähler in der Isolierkabine. Der Wähler gibt den Stimmzettel ab.

Zur Einführung der geheimen Wahl in Frankreich. — Central Photos.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 43. Berlin, den 25. Oktober 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.

Seite
Die sieben Tage der Woche 1801
Dichter und Bühnen. Von Hans Brennert 1801
Birnen und Aepfel. Von Wilhelmine Bird 1804
Soziale Hilfsbereitschaft. Von Else von Boetticher 1805
Der Berliner Festzug am 19. Oktober. (Mit 5 Abbildungen) 1806
Unsere Bilder 1807
Die Toten der Woche 1808
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 1809
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung) 1817
Ungarische Nationalspeisen. Von Dagobert Winter 1823
Der Verliebte. Gedicht von Ludwig Winder 1824
Mit dem Seelotsen hinaus vor die Elbmündung. Von Gustav Hopf. (Mit 9 Abbildungen) 1824
Große und berühmte Sternwarten der Erde. Astronomische Plauderei von Felix Erber. (Mit 11 Abbildungen) 1828
Sonnenbrut. Roman von Olga Wohlbrück. (Schluß) 1833
Der Biber. Von Siegmund Feldmann. (Mit 6 Abbildungen) 1838
Bilder aus aller Welt 1841



Die sieben Tage der Woche.

16. Oktober.

Anläßlich der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht von Leipzig legt Kaiser Franz Josef in Wien am Denkmal des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg einen Kranz nieder (Abb. S. 1811).

In Frankreich werden fünf Generale, weil sie sich bei den großen Manövern nicht bewährten, ihrer Stellungen enthoben.

Der Kreuzer „Hertha" geht zum Schutz der deutschen Interessen in Mexiko nach Veracruz.

17. Oktober.

Das Marineluftschiff „L 2" gerät kurz nach dem Aufstieg in Johannisthal in Brand, es stürzt aus einer Höhe von etwa 300 Meter ab und wird gänzlich vernichtet. Sämtliche Insassen, 28 an der Zahl, finden den Tod (Abb. S. 1814).

Bei der Reichstagsersatzwahl im ersten Hamburger Wahlkreis wird an Stelle des verstorbenen Abgeordneten Bebel der Sozialdemokrat Stolten gewählt.

18. Oktober.

In Leipzig wird das Völkerschlachtdenkmal feierlich eingeweiht; an der Weihe nehmen der Kaiser, die deutschen Bundesfürsten, der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, Großfürst Cyrill von Rußland und Prinz Wilhelm von Schweden teil (Abb. S. 1809—12).

Aus Durazzo wird gemeldet, daß das serbische Expeditionskorps seinen Vormarsch in Albanien fortsetzt, und daß ein serbisches Armeekorps nur noch 40 Kilometer von Tirano entfernt ist.

19. Oktober.

Der Kaiser kehrt von Leipzig nach Potsdam zurück.

Der österreichisch-ungarische Geschäftsträger in Belgrad von Storck überreicht der serbischen Regierung eine Verbalnote, in der die Forderung ausgesprochen wird, daß die serbischen Truppen das Gebiet des autonomen Albaniens binnen acht Tagen vollständig räumen.

20. Oktober.

In Berlin wird die Jubiläumsausstellung der Königlichen Porzellanmanufaktur in Gegenwart des Kaiserpaares eröffnet.

Die serbische Regierung verständigt den österreichisch-ungarischen Geschäftsträger in Belgrad von Storck, daß Serbien seine Truppen innerhalb der gestellten Frist aus Albanien zurückziehen werde. Der serbische Gesandte in Wien Jwanowitsch gibt im Auswärtigen Amt die Erklärung ab, daß seine Regierung die Zirkularnote an die Mächte, in der sie die Notwendigkeit der Besetzung strategischer Punkte in Albanien begründete, vorbehaltlos zurückziehe.

21. Oktober.

Der russische Minister des Aeußern Sasonow trifft zu einem offiziellen Besuch in Berlin ein (Abb. S. 1808).

Die Hauptwahlen zur Zweiten Kammer in Baden ergeben eine Verschiebung nach rechts.

22. Oktober.

Die Kaiserin vollendet ihr 55. Lebensjahr.



Dichter und Bühnen.

Von Hans Brennert.

Der deutsche Theaterdichter ist, soviel man weiß, jener Mensch, der sich jedes Jahr einmal vier Wochen an seinen Schreibtisch schmiedet, mit nerviger Hand ein Stück schreibt, das ihm die Theater aus selbiger Hand reißen, und das ihm dann so nicht unter 100,000 und möglichst bis zu einer Million Mark Tantiemen zu tragen pflegt.

Hierfür kauft er sich dann mehrere schloßartige Villen, einige Automobile, reist zu Ostern nach Kandy, in den Hundstagen nach Reykjavik und im Herbst nach Jalta, jeut ein bißchen in Monte, sammelt unterwegs tiefe und holde Eindrücke sowie teure Gegenstände: und wenn das Geld alle ist — dann schreibt er eben einfach wieder einen Schlager.

Tatsächlich hat es schon mehrfach ganz verzweifelte Menschen gegeben, die, am Ende einer verfehlten und für immer unheilbaren Finanzgebarung, entschlossen ausriefen: „Jetzt kann mir nur noch eins helfen — ich werde ein Stück schreiben!" — Und man soll es nicht glauben: mitunter h a t es sogar geholfen. . . .

Unter den merkwürdigen Erscheinungen unserer vielgestaltigen künstlerischen Kultur von heute ist bestimmt eine besonders merkwürdig: das Theaterstück als Ware.

Das Theaterstück als Ware — eine höchst seltsame Knospe am Baum der volkswirtschaftlichen Erkenntnis. Die Vorstellung, daß so ein Dichter imstande ist, mit so einem Stück ein Vermögen an sich zu reißen — die Vorstellung dieser Tatsache wirkt auf die Phantasie der Deutschen seit geraumer Zeit in hohem Maß erregend.

Das Theaterstück ist heute eine Ware. Das ist eine Tatsache, die sogar, wenn auch ziemlich spät, d e n Menschen aufgefallen ist, die es eigentlich hätten früher merken müssen — den dramatischen Schriftstellern oder auf gut Deutsch: den Stückeschreibern.

Wieso ist das Theaterstück Ware?

Das Lebensblut der deutschen Bühnen ist die durchschnittliche rohe Tageseinnahme. Unter diesen Standard

darf sie nicht sinken, sonst muß das Theater schließen. Es ist also zu schätzen der dauernd bestehenden Theater

Tagesdurchschnitteinnahme:

Das sind in				
Berlin	etwa 12	Theater mit je	1200 M.	= 14400 M.
Wien	„ 12	„ „ „	1200 „	= 14400 „
Großstädten	„ 35	„ „ „	1000 „	= 35000 „
Kleinen Hoftheatern und Mittelstädten	„ 150	„ „ „	500 „	= 75000 „
			Summa	138800 M.

Das Theaterspieljahr umfaßt neun Monate oder 270 Tage.

Es ergibt sich also eine Jahres**mindest**einnahme von 270 mal rund 140,000 Mark. Das sind etwa 38 Millionen Mark. Hiervon sollen noch 8 Millionen abgerechnet werden für die Einnahmen aus Opern, ausländischen Stücken und von etwa 2000 Klassikerabenden und tantiemefreien Werken. Mithin läuft aus tantiemepflichtigen Werken lebender deutscher Bühnenschriftsteller eine Einnahme von 30 Millionen Mark jährlich in die Theaterkassen.

Von diesen 30 Millionen erhält die Gesamtheit der deutschen Bühnenschriftsteller als Tantieme den zehnten bis zwölften Teil: also etwa 3 Millionen Mark.

Der Tantieme von jährlich 3 Millionen Mark steht nun tatsächlich eine Minderheit von Herren gegenüber, die in Deutschland für die Bühne schreiben: und es sind in unserm Verband deutscher Bühnenschriftsteller wirklich nur 200 Theaterdichter, und es erscheint uns vorläufig sehr schwer, überhaupt noch sonst irgend jemand in Deutschland und Österreich, von dem Stücke gespielt werden, aufzutreiben.

Hiermit ist also endlich bewiesen, was die Steuerbehörde längst geahnt, und was sich die Phantasie aller Freunde der deutschen Schaubühne schon immer im stillen gesagt hat: wir zweihundert deutschen Komödienschreiber befinden uns jeder im Genuß einer mittleren Talentrente von jährlich 150,000 Mark.

Aber leider ist es ganz anders. Einmal sind es, abgesehen von einigen Lieblingen der leichteren und leichtesten Muse und einigen ernsthaften Dichtern, die — bestimmt nicht immer zu ihrem Glück — von den Armen der launischen Mode in die Höhe gehoben werden, und die jährlich Hunderttausende einnehmen, nicht alle Jahre die gleichen, die sich den Rest in ach sehr viel kleineren Quoten teilen dürfen. Und dann — wieviel Hunderte, ja Tausende umwerben jahraus, jahrein die Bühnen, um in das Rampenlicht zu gelangen, und von ihnen sind es alle Jahre bestenfalls ein paar Dutzend, denen es glückt, ein paar blaue oder braune Scheine zu erhaschen. Aber immer wieder sind es im wesentlichen andere.

Es muß also immer noch viel hoher Mut in der Dichterzunft leben, wenn sie den Einsatz in diesem Lotteriespiel mit ihren Nerven und mit unermüdlichem Schaffen zahlt. Und wenn einem der Wurf gelungen ist, so muß dieses eine Mal ihn entschädigen, gewissermaßen wie eine Versicherung vielleicht für den Mißerfolg seiner sämtlichen weiteren Werke, an dem nicht immer Wert oder Unwert dieser Werke schuld ist.

Es ist aber klar, daß auf einem Markt, wo jährlich dreißig Millionen umgesetzt werden, alsbald neben dem Dichter der tüchtige Kaufmann sich einstellte.

Es gab einmal eine Zeit, wo der Autor nicht wie heute bis zu zehn Prozent von allen Roheinnahmen aus seinen Stücken bezog. Er bekam nur ein einmaliges Honorar. Um so erklecklicher verdienten die Herren Theatersouffleure, die mit Abschriften der Soufflierbücher schwunghaft handelten und sogar den Handel mit ganzen Opernpartituren durch sämtliche 50 deutschen Vaterländer heimlich betrieben.

Noch heute erzählt man am Theater von einem sagenhaften Theatersouffleur Heinrich, der zuerst System in diesen Soufflierbuchhandel brachte und schon so etwas wie einen Bühnenvertrieb organisierte. Er ist der Ahnherr der heutigen Theaterverleger.

Es wurde dann wenigstens zuerst das ungedruckte Stück geschützt, bis endlich der Begriff des Aufführungsrechtes gesetzlich festgelegt wurde. Die Buchverleger von Theaterstücken verlangten dann sehr bald auch Anteile vom Aufführungsgewinn der Theater. Und als diese sich lohnender erwiesen als der bloße Buchhändlergewinn, gelangten die Verleger sehr bald dahin, den Bühnenvertrieb von Stücken unabhängig vom Buchverlag selbständig zu organisieren. Die Befestigung ihrer Beziehungen zu den Theatern, ihr Vertriebsrecht an Repertoirestücken, der Kredit, den sie in literarischer Hinsicht genossen und in finanzieller an Dichter und Direktor gewähren konnten, gab ihnen eine immer größere Hausmacht — der moderne Theaterverlag war geboren.

Dieses Theaterverlagsgeschäft hat nun das Theaterstück zu einer Ware gemacht, wie man sagen muß: mit einer kommerziellen Phantasie, mit deren Flügelschlägen die Schwingen der stärksten Poetenphantasie nicht mitkommen dürften.

Die Gerechtigkeit verlangt sogar anzuerkennen, daß die großen deutschen Theaterverleger der letzten vierzig Jahre es gewesen sind, die den deutschen Theaterdichtern ihren wirtschaftlichen Anteil am Theatergeschäft erkämpft haben. Sie setzten sich in Austausch mit dem Ausland, waren bei allen wichtigen Premieren des In- und Auslandes anwesend, unterhielten kostspielige Verlagsanzeiger, kontrollierten unsichere Theaterdirektoren, ließen sich von solchen die Tantiemen durch Garantiesummen versichern, finanzierten junge Autoren und erzwangen ihren Klienten günstige Aufführungstermine — ja: sie ließen es vergessen, daß es einmal Zeiten gab, wo ein Dichter vielleicht gern Geld dafür bezahlt hätte, daß ein Direktor geschwind sein Stück läse. Denn was taten sie? Sie ließen bei neuen, noch nicht gespielten Stücken von Modeautoren den Direktor dafür bezahlen, daß er das Stück lesen dürfe.

Das hieß dann „Lesegebühr".

Und sie erfanden die Klausel, daß ein Stück so lange auf dem Sonntagsrepertoire bleiben müsse, als es z. B. 2000 Mark Kasse mache. Und da nach einem Berliner Durchfall die Wiener Direktoren für schon angenommene Werke lieber Reugeld zahlten, als daß sie diese noch aufführten, erfanden die Theaterverleger die Berlin-Wiener Doppelpremieren, die dann oft einen Durchfall in Berlin und einen Erfolg in Wien zeitigten.

Jahrelange rüstige und eifernde Arbeit der Chefs dieser Theatergeschäfte ließ diese immer mehr anwachsen, anwachsen zu richtigen dramatischen Warenhäusern. Die oben berechnete Summe von drei Millionen Jahrestantieme, die den deutschen Bühnendichtern zufließt, ist wahrscheinlich noch zu niedrig gegriffen. Aber so gewiß es ist, daß der Kreis der Autoren, die diese Tantiemensumme teilen, jede Spielzeit ein anderer ist, so gewiß ist, daß noch heute die gleichen wenigen Theatergeschäfte sich teilen in die 10 Prozent Tantiemenprovision von den durch sie kassierten 3 Millionen: also in 300,000 Mark — wahrscheinlich übersteigt sie aber ½ Million! —

Dramatische Warenhäuser mit solchen Gewinnen aber mußten zu einer Macht auf dem Theatermarkt gelangen, mit der sie ihre Maklerstellung zwischen Dichter und Bühne schon anfingen zu verlieren. Sie mußten als kaufmännische Unternehmungen das sogenannte Serienspielen von Zugstücken begünstigen und beim Vertrieb die Stücke bevorzugen, die weniger der Kunst als dem Vergnügen der Menge dienten. Der Hebel des deutschen Theaterrepertoires ruhte schließlich völlig in der Hand weniger großer Verlagsmagnaten, und der Theaterverlag, der das Zugstück der Saison vertrieb, war in der Lage, mit diesem Zugstück auch die Annahme und Aufführung seiner anderen Verlagswerke durchzusetzen und die im Augenblick schwächeren Verlagsrivalen mit ihren Autoren vielfach mattzusetzen. Mit klingendem Gold wußten die Theatergeschäfte alle für ihren Verlag sich das Schaffen der kommenden und der angekommenen Dramatikerstars auf Jahre zu sichern. Und der Zustand ist heute so, daß etwa ein Librettist und ein Opernkomponist oder zwei Lustspieldirektoren nicht sich zu gemeinsamer Arbeit verbinden können, weil sie beide an verschiedene Theatergeschäfte gebunden sind.

Vielleicht wird eine spätere Zeit deutlicher, als wir es heute schon möchten, in dieser amerikanistischen Erfassung der die Schaubühne bestimmenden Werte die Ursache dafür finden, daß die deutsche Schaubühne heute nichts weiter zu sein scheint als eine Börse für Theaterware, die sie nie ausschließlich sein, werden oder bleiben darf.

Die Dichter und die Bühnen werden durch die von den Theatergeschäften gehandhabte Repertoirebildung in gleichem Maß abhängig. Der künstlerische Zusammenhang der ernsten Bühnen und Dichter ist gehemmt durch den seit zwanzig Jahren immer mehr anschwellenden Theateramerikanismus, der in den dramatischen Warenhäusern seinen kaufmännischen und ja an sich durchaus berechtigten Ausdruck fand.

Diesen Theateramerikanern ist es auch gewiß zu glauben, wenn sie sagen, daß sie statt mit Schwänken, Possen und Operetten lieber mit Prinzen aus Genieland ihre Geschäfte machen würden, die den alten dramatischen Topfmarkt in Stücke schlagen und dafür edle Gefäße im Tempel der Kunst aufstellen, und die ernsten Theaterdirektoren denken gewiß genau so. Und doch sehen wir heute junge Dichter mühevoll um Raum auf der Bühne ringen — junge Dichter, die zwar umstritten sind, von denen man aber doch sagen muß: sie wittern Morgenluft.

Wie sollen sie sich vernehmlich machen in einer Zeit, da die Theatergeschäfte durch den Ankauf von ausländischen Sensationstücken mit ihren Verlagsdichtern in Wettbewerb treten? Von Auslandstücken, die den Theatergeschäften nicht 10 Prozent Provision, sondern den vollen deutschen Tantiemegewinn tragen? Diese Theatergeschäfte beteiligen sich an Theatern oder gründen eigene Theater, in denen sie Werke aufführen lassen, deren Tantiemen sie den Urhebern ganz oder zum Teil abgekauft haben. Oder sie spielen dann die Zugstücke ihres Verlags auf eigene Rechnung, anstatt sie dem Direktor zu belassen, der mit diesem Zugstück sich gesund machen könnte. Ja, sie rüsten Tourneeensembles aus, pachten Provinztheater und spielen dem Direktor in der Mittelstadt und in der Kleinstadt dieses Zugstück weg, auf das er seine Hoffnung gesetzt hatte, als er von dem großen Erfolg in Wien oder Berlin hörte.

Das Theatergeschäft, das der Makler zwischen Dichter und Bühne sein soll, ist in diesem Maß nicht mehr der Makler, sondern der Gegner dieser beiden künstlerischen Gewalten geworden, zwischen denen er als Makler eigentlich vermitteln sollte.

Diese Entwicklung des Theatergeschäfts, die so despotisch anmutet, ist aber seine Tragik. Es hat sich überentwickelt und ist entartet. Die Behandlung des Theaterstücks als Ware war sein Recht, vielleicht sogar seine Pflicht. Jetzt aber versucht es auch Dichter und Bühnen zur Ware und zum Gegenstand seines Handels zu machen.

Hierauf nur und nicht auf den Geschäftsinn deutscher Dramatiker ist es zurückzuführen, wenn wir vor fünf Jahren unter der Führung von Max Dreyer und Ludwig Fulda uns zum Verband Deutscher Bühnenschriftsteller zusammenschlossen. Dieser Verband ist weder gegründet, um eine Tantiemenversicherungsbank auf Gegenseitigkeit zu sein, noch um größere Mengen reiner dramatischer Kunst zu erzeugen. Er mußte einfach entstehen, weil seine Gründer vom Schillerpreisträger bis zum Possendichter es einfach müde waren, nicht mehr Subjekt, sondern nur noch Objekt ihres von Verlagsmanagern arbitrierten dramatischen Schaffens zu sein.

Er mußte einfach entstehen und hat sich mit Urheberrechtsfragen, Plagiatstreiten und sonstigen Quisquilien nicht allzulange aufgehalten. Der Elsässer Dichter der „Schmuggler“, Artur Dinter, begab sich auf eine mehrwöchige Reise, besuchte einfach mit einer Liste alle Dramatiker in Deutschland und Österreich; an die Spitze setzten sich Adolf Wilbrandt, Ernst von Wildenbruch und Paul Heyse mit namhaften Beträgen, und mit 175 000 Mark gründete der Verband nach dem Muster der Pariser Société des auteurs dramatiques seine Vertriebstelle.

Hundert deutsche Dramatiker gründeten vor vier Jahren einen eigenen Theaterverlag. Sie vermochten nicht einzusehen, weshalb sie weiterhin mittelbar ein Managertum fördern sollten, das zwischen Dichtern und Bühnen eine Barriere von Amerikanismus und theatralischer Halbkultur errichtet hatte. Und einmütig war man der Ansicht, daß die Zukunft dem Eigenvertrieb der dramatischen Schriftsteller gehöre.

Diese Gründung muß für die künftige dramatische Kultur von allergrößter Bedeutung sein. Sie ist die Gründung einer ernsten Stunde. Und auf der Höhe dieser ernsten Stunde war der Inhaber eines alten vornehmen Theaterverlages, der vor wenigen Wochen seinen Besitz an dramatischen Werken und Werten in die Hände der Vertriebstelle legte.

Die Tragweite dieser Transaktion ist ungeheuer. Alle ersten deutschen Dramatiker, bis auf einige wenige, und gegen zweihundert weitere sind mit ihren Werken jetzt in der Vertriebstelle vertreten. Der Weg unmittelbaren Verkehrs zwischen Dichtern und Bühnen ist damit offen. Diese deutsche Dramatikersozietät will beweisen, daß sie für die dramatische Kunst aller Grade Raum hat.

Die Vertrustung der dramatischen Produktion mit Beckmesserei und Zunftwesen wird nicht eintreten in einem Verband, der von seinen neuen Mitgliedern nichts weiter fordert, als daß drei Akte von ihnen in einer Stadt von mehr als 200 000 Einwohnern dreimal gespielt seien. Der gegenseitige Wunsch der Dichter und Bühnenleiter nach einem vernünftigen Normalaufführungsvertrag ohne lästige Bindungen wird sich nun wohl schnell erfüllen. Die Dichter werden den Bühnen keine Konkurrenz machen und haben erst kürzlich das Anerbieten eines Theaterdirektors, mit ihm eine Art Verbandstheater zu errichten, zurück-



gewiesen. Und die Leiter des Verbandes wissen sehr wohl, daß sich das Publikum eine dauernde Verflachung des Theatergeschmacks nicht noch weiter würde gefallen lassen, wenn etwa auch der Leiter der Vertriebstelle bei der Annahme und dem Vertrieb von Werken die sogenannten Tantiemenschmarren bevorzugen wollte.

Denn immer werden diesen Verband wohl solche Männer führen, die da wissen, daß man zwar das Tor der deutschen Schaubühne ihrem alten lustigen Hanswurst nicht zuschlagen darf, daß sie aber über alles zuerst ein Haus sein muß künftiger junger Dichtergeschlechter und ein Dach reifer und deutscher dramatischer Kunst.

o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻o✻

Birnen und Aepfel.

Von Wilhelmine Bird.

Auf Obstausstellungen kann man mit einiger Beobachtung so recht wahrnehmen, wie wenig eigentlich die Kenntnis und Würdigung unserer Obstsorten im Publikum verbreitet sind. Oft entscheidet beim Kauf nur das Äußere, und beim Genuß folgt dann eine arge Enttäuschung, die sich oft auch auf die Dauer der Haltbarkeit ausdehnt.

Seit Jahrzehnten bestrebt sich die maßgebende Zentrale, der Deutsche Pomologische Verein, unsern heimischen Obstbau zu heben. Wir haben einen großen Reichtum an Birnen- und Äpfelsorten. Etwa 150 Sorten Birnen und noch mehr Äpfel könnte man nennen.

Das kaufende Publikum muß sich Kenntnis der verschiedenen Sorten und die Würdigung für die verschiedensten Zwecke erwerben. Es muß wissen, warum es annimmt, warum es zurückweist. Wird alles sozusagen über einen Kamm geschoren, so erlahmt schließlich auch der gute Wille der Obstzüchter. Damit will ich nicht sagen, daß nur das Obst in hohen Preislagen herrschen soll. Es gibt sehr viele Sorten, die mit einem vorzüglichen Geschmack vielseitige Verwendbarkeit und einen normalen Preis vereinigen. Mit dieser Sortenkenntnis wird es natürlich so lange große Schwierigkeiten haben, bis die pomologischen Bezeichnungen in einem ganz festen Rahmen zur allgemeinen Kenntnis kommen und z. B. der Prinzenapfel in A Hasenkopf und in B Glockenapfel oder in C einfach Musapfel genannt wird. So fand ich jüngst auf einer Obstausstellung die sehr bekannte „Gute Luise v. Avranches" als „Feuerball" benannt. Hier hatte ein naives Gemüt in seiner Unwissenheit aus der nur einseitigen dunkelroten Färbung geschöpft.

Im allgemeinen sind die Birnen vom Laien schwerer zu unterscheiden als die Äpfel, da Farbe und Form nicht so häufig wechseln. Es ist verhältnismäßig wenig bekannt, daß sich das Obst selten aus Samen echt fortpflanzt. Einer der wenigen Ausnahmen ist z. B. der Pfirsich. Wir bekommen aus der Saat nur Wildlinge, und diese werden einjährig erst mit Reiser der gewünschten Sorte veredelt. In einzelnen Fällen sogar erst über die Zwischenpfropfung einer komplimentären Art. Es ist diese Kunst sehr weit gediehen, und wir müssen sie um so höher schätzen, als wir durch sie imstande sind, alte und älteste Bäume, die uns nicht mehr in Ertrag oder Qualität befriedigen, nach Wunsch zu verjüngen und im Charakter zu wandeln.

Der schon vorhandene große Wurzelbestand bewirkt dann in zwei bis drei Jahren schon wieder die Fruchtbarkeit. Also bedeutend schneller, als wenn man den Baum durch einen jungen ersetzen würde. Vielfach werden Birnen auf Quitte veredelt. Wohl wird dadurch ein schnelleres Tragen erreicht. Die Wurzeln der Quitte sind aber sehr empfindlich gegen strenge Kälte und daher oft von Verlusten begleitet.

Der Birnenbaum liebt einen tiefgründigen, gut bearbeiteten Boden ohne zu viel Feuchtigkeit und ist für warme, sonnige Lage immer dankbar. Der hohe Sommer wirft uns in lachender Farbenpracht die ersten Birnen in den Schoß. Die goldig und rot schimmernde Julibirne, mit ihr zugleich die ebenfalls schön gefärbte kleine Koolstock, die Sommer-Muskateller, die Sommer-Bergamotte, im Gefolge „Giffards Butterbirne", gelblichgrün, leicht gefärbt, von einschmeichelndem edlem Geschmack. Höher und höher wachsen dann die Qualitäten der Frühbirnen, deren eine der besten Repräsentantinnen „Clapps Liebling" ist. Sie ist sehr groß, wundervoll gefärbt, aber sehr empfindlich und trägt in ihrer höchsten Schönheit schon den Keim des Verderbens in sich. Ohne durch ihr Äußeres es im mindesten zu verraten, fault sie vom Kernhaus aus und betrügt tückisch so manchen Käufer. Bescheidener die simple „Gute Graue". Sie lohnt uns ihre Annahme und gleicht der „Interessanten", deren man nicht müde wird. Zu den Frühbirnen zählt auch die edle, schön geformte, leicht gelbliche, schwach angerötete „Jules Guyot", um dann der besten aller, der „William Christ", Platz zu machen, diesem Triumph der Obstzucht. Wir verdanken sie Amerika. Sie gedeiht auch bei uns vorzüglich und stellt den Inbegriff einer vollendeten Tafel- wie Konservierungsfrucht dar. Groß, vollendet in der Form, farbenprächtig, reich an Saft, von herzhaftem Duft und Aroma, ist kaum eine andere ihr gleich. Trotz allem will sie erobert sein, und man muß sich mit ihr vertraut machen, um all ihre Herrlichkeiten auszulösen.

Alle Sommerbirnen sind gut zum Konservieren. Ihre geringe Haltbarkeit, die selten über 14 Tage reicht, fordert dazu auf. Sie alle zu nennen, ist hier nicht die Aufgabe. Von den Herbstbirnen sind als beste Repräsentanten „Gute Louise", „Doppelte Philipps-Birne", „Gellerts Butterbirne", „Gute von Ezée", „Boscs Flaschenbirne", auch Kalebasse oder Kaiserkrone genannt, Diels Butterbirne, die herrliche Grumbkower und andere zu nennen. — Winterbirnen müssen bei uns schon in sehr warmer Lage stehen, um ihren ganzen Wert zu geben. Es zeichnen sich davon aus: Winter-Dechantsbirne, Olivier de Serres, Regentin, Comtesse de Paris, Edelcrasanne und als ganz späte — um auch hier einige zu nennen — „Schöne Angevine", Winterforellenbirne und Esperens Bergamotte. Letztere habe ich schon bis April gut erhalten. Herbst- und Winterbirnen dienen alle nur der Tafel oder der Küche zum Frischkochen.

Und nun zu den Äpfeln. Wir finden oft bei neuen Benennungen liebe alte Bekannte aus der Kinderzeit wieder, und obwohl die Züchtung einer neuen Sorte sehr lange Zeit, oft ein ganzes Leben in Anspruch nimmt, so drängt sich doch Neuheit auf Neuheit. Unser Klima nimmt so willig auf, daß man nichts unversucht läßt.



Auch der Apfel liebt einen tiefgründigen Boden von guter Nährkraft. Sandboden mit Lehm, der eine gewisse Feuchtigkeit bindet, wird im Durchschnitt immer gute Erfolge aufweisen. Es ist wohl etwas gewagt — ich möchte aber doch behaupten, daß das schreckliche Wort „Mode“ sogar auf Äpfel angewandt werden kann. Gegenwärtig ist der Gravensteiner derart begehrt, daß man die höchsten Preise fordert, auch teilweise erhält und manch andere gleichwertige Sorte nicht zu Wort kommt. Er ist ohne Frage ein vorzüglicher Apfel, aber nur von kurzer Dauer. Er liebt durchaus reichen, feuchten, lehmigen Boden und gedeiht am besten da, wo Wasser in der Nähe die Luft feuchtet.

Die erste Apfelernte fällt schon Ende Juli bis August. Sie zeigt uns Sorten von schöner Farbe und trefflichem Geschmack. So: „Weißer Klarapfel“, den rot gestreiften Charlamowsky, den edlen, „pfirsichroten Sommerapfel“, den „Durchsichtigen von Crowels“. Diese können schon als Tafeläpfel gelten, während Lord Grosvenor, Manks Küchenäpfel, auch „Eve-Apfel“ genannt, wie auch „Lord Suffield“ dankbare Wirtschaftsäpfel sind. Letztere alle gelblich, wachsartig gefärbt und alljährlich überaus tragbar.

Dann setzen die Herbstäpfel ein. Nächst dem Gravensteiner die nicht minder werte „Aderslebener Kalville“. Sie ist von vornehmster Herkunft. Ein Sämling der herrlichsten von allen, der „Weißen Winter-Kalville“, die in ihren kraftstrotzenden, wundervollen Qualitäten über den Wildling hinausschoß. Bei der „Weißen Winter-Kalville“ sollte unser Obstbau einsetzen, der Konkurrenz der französischen Kalville zu begegnen. Wo sie so trefflich gedeiht wie bei uns, da brauchen wir keine Importen. Sie hält jeden Vergleich aus, und nur blindes Vorurteil kann sie nicht als gleichmäßig anerkennen. Am besten gedeiht sie an kleinen Formen, wie Wandspalier. Aber auch an der Pyramide zeitigt sie in guter Lage herrliche und reichliche Früchte.

Die besten Qualitäten gipfeln vielfach in lokalen Sorten. So gibt Hannover seinen Glockenapfel mit lockerem Kernhaus, in dem die Kerne schütteln, weiß in Farbe, sehr dauerhaft bis in den Sommer hinein; Mecklenburg den Königsapfel von edlem Geschmack und schönem Ansehen. Ostpreußen sendet uns seinen trefflichen „Signe Tillisch“, dänischer Abstammung, dem Gravensteiner ähnlich. Westpreußen glänzt durch den köstlichen „Weißen Stettiner“. Im allgemeinen sind sämtliche Renettenarten von vorzüglichem Geschmack und großer Haltbarkeit. Sie erscheinen alle im Herbst. Besonders ausgezeichnet sind Ananas, Cox orange und Baumanns Renette. Sie besitzen festes, weißes Fleisch, sind sowohl Tafel- wie Wirtschaftsobst. Als hervorragender und dauerhafter Wirtschaftsapfel ist der „Schöne v. Boscop“ zu bezeichnen. Neuere Erscheinungen sind: „Ernst Bosch“, hellgelb, und „von Zuccalmaglios Renette“, gelb, leicht rosa gestreift, beide bis Mitte des Winters haltbar.

Vielfach wird das Auge auf besonders große Früchte geworfen. Ist eine Frucht aber zu sehr großer Ausdehnung getrieben, so verliert sie, wie ich durch viele Versuche erprobte, an Qualität. Das zeigt selbst die „Weiße Winterkalville“. Auch die Haltbarkeit wird dadurch beeinträchtigt. Man mache die Augen beim Einkauf daher nicht zu groß auf. Weniger ist auch hier besser. Unter Wirtschaftsobst sollte man auch keine schlechten Sorten verstehen. Apfelmus und Apfelmus ist ein Unterschied.

Soziale Hilfsbereitschaft.

Von Else von Boetticher.

Am 23. Oktober hielten die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit im Künstlerhaus ihre diesjährige Hauptversammlung ab, wobei sie dankbar auf ein zwanzigjähriges Bestehen zurückschauten. Mit opfermutigem Idealismus haben sie einst ihr Werk begonnen; es war unmittelbar aus dem Zeitgeist geboren, und so fand es nicht nur eine überraschend schnelle Verbreitung, sondern hat weite Kreise gezogen, allenthalben verwandte Bestrebungen weckend, vor allem den Grund zur Jugendbewegung legend, die heute unserm sozialen Leben ein ganz neues Gepräge gibt.

Im Auftrag des Vorstandes hat Alice Salomon eine kurze Geschichte der Gruppen geschrieben. „Zwanzig Jahre soziale Hilfsarbeit“ heißt sie und führt zurück bis an die Wurzeln der Bewegung.

Brachliegenden Frauenkräften eine Betätigung zu schaffen, sie in ihren Bürgerpflichten zu schulen und dadurch für eine soziale Arbeit vorzubereiten, war das Ziel der Begründer. Die Not des Volkes kennen lernen und ihm helfen, aber auch in strenger Selbsterziehung zu einer pflichtbewußten Lebensauffassung heranreifen sollten die Frauen — sozialpädagogisch wollte man sie beeinflussen. Die Komiteeglieder traten mit den Berliner Wohlfahrtsanstalten in Verbindung und suchten sie zur Annahme freiwilliger Hilfskräfte zu be-

wegen. Ferner wurden Dozenten gewonnen, die durch sozialwissenschaftliche Kurse die Frauen auch theoretisch in das Gebiet einführten, in dem sie praktisch arbeiten wollten. Als Helferin bei Wohlfahrtseinrichtungen, an Krippen, Kinder- und Mädchenhorten und Volkskindergärten sollte sie tätig sein und sich durch den Besuch von Musteranstalten darauf vorbereiten.

Am 5. Dezember 1893 fand im Berliner Rathaus die konstituierende Versammlung statt, an der fünfzig bis sechzig Frauen und Mädchen teilnahmen.

Zum Komitee der Gründer gehörten: Frau Bürgermeister Kirschner, Frau Minna Cauer, Frau Friedemann, Frau Sanitätsrat Schwerin, Prof. Dr. Schwalbe, K. Schrader, Dr. O. Koebner und Magistratsassessor Dr. Herzfeld.

An Horten und Waisenhäusern, an Blindenanstalten und in der Armenpflege begann die Hilfsarbeit, vielen Frauen wurde dadurch eine beglückende Lebenserfüllung geboten. Dennoch muß das erste Jahrzehnt der Arbeit als eine Zeit des Kampfes bezeichnet werden, in der die neuen Gedanken noch nicht ihre volle Werbekraft entwickelten. Frau Kirschner trat nach kurzer Tätigkeit den Vorsitz an Jeannette Schwerin ab. Letztere knüpfte Beziehungen mit dem Berliner Lehrerinnenverein an, um den Gedanken der sozialen Hilfsarbeit auch durch die Mädchenschulen der Jugend zugänglich zu machen. Sie veranlaßte den Anschluß der Gruppen an den Bund deutscher Frauenvereine. Mehrere Glieder nahmen regen Anteil an der Begründung von Arbeiterinnenheimen.

Als Frau Schwerin 1899 starb, wurde auf Rat Professor Münsterbergs Dr. Alice Salomon zur Vorsitzenden der Gruppen gewählt, zwar eins der jüngsten Komiteemitglieder, aber durch hingebende Arbeit mit den Bestrebungen der Gruppen eng verwachsen und von warmherziger Begeisterung für ihre Aufgabe erfüllt. Sie betont vor allem ihren idealen Zweck: das soziale Gewissen der Frau zu wecken und bei den Besitzenden und Gebildeten das Gefühl der Verpflichtung zu sozialer Arbeit zu erregen.

Die Zahl der Mitglieder ist in den letzten zehn Jahren um das Doppelte gestiegen und beträgt 1151, von denen die meisten Hilfsarbeiterinnen sind, nur wenige unterstützende Mitglieder. Auch die Zahl der Anstalten und Vereine, in denen Hilfsarbeiterinnen arbeiten, nimmt stetig zu. Es sind heute zehn Anstalten für Armen- und Wohlfahrtspflege, drei für Blindenpflege, vierzig Anstalten für Kinder und Jugendliche, vier für Krankenfürsorge und sechs für Arbeiterinnenfürsorge. An Volksküchen und Schulspeisungen, an Rechtsauskunftstellen und Berufsberatungen arbeiten Glieder der Gruppen, an allen sozialen Bestrebungen der letzten Jahre sind sie beteiligt und nehmen zum Teil führende Stellungen in den neuen Organisationen ein. Wenn man den Erfolg ihrer Arbeit nach den Anregungen bewerten will, die von ihnen ausgegangen sind, so ist er gleich dem des Senfkorns, das zum gewaltigen Baum heranwuchs.

Durch regelmäßige Versammlungen für die Mitglieder der Gruppen wird das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erhalten. Damit jede Mitarbeiterin das Gefühl der Verantwortung für die Gesamtheit trage, sind bei der Wahl des Vorstandes alle wahlberechtigt. Um ihnen immer weitere Bildungsmöglichkeiten zu geben, wurden die Kurse erweitert. 1899 fand der erste geschlossene Jahreskursus statt. 1908 wurde die soziale Frauenschule eröffnet, die in einer Vorbereitungsklasse, einer Fachklasse und einem Praktikantenjahr ihre Schülerinnen ausbildet. Sie steht in engem Zusammenhang mit dem Pestalozzi-Fröbelhaus und mit den Gruppen für soziale Hilfsarbeit und bereitet sowohl freiwillige Hilfskräfte wie Berufsarbeiterinnen vor.

Heute gibt es bereits vierzehn soziale Frauenschulen in Deutschland. Viele arbeiten auf evangelisch-kirchlicher Grundlage, andere auf katholischer oder interkonfessioneller. Auch in vielen Mädchenschulen und Vereinen gibt es Kurse für soziale Schulung der Frau. Viele Kommunen stellen heute schon sozial vorgebildete Frauen an als Armen-, Kinder- und Säuglingspflegerinnen, als Beamtinnen für Arbeitsnachweis. Eine ganze Reihe neuer sozialer Frauenberufe ist in den letzten Jahren entstanden; das „Amerika der Frau“ nennt Dr. Frida Duensing die neuen Arbeitsgebiete.

Eine große Anzahl von Schwestervereinen hat den Gedanken der sozialen Ertüchtigung der Frau aufgenommen und verbreitet, vor allem die Jugendgruppen, deren erste 1899 in Königsberg gegründet wurde, und die sich 1912 in Gotha zum Verband der Jugendgruppen zusammentaten, die über ganz Deutschland verbreitet sind und 1912 in Berlin zur Sozialen Woche durch 73 Gruppendelegierte vertreten wurden.

Sie alle sind beseelt vom Glauben an die soziale Mission der Frau und an die Kulturaufgaben, die ihr bei der zunehmenden Sozialisierung des Gemeinschaftswesens in Staat und Behörde erwachsen. Das Leben der Frau wird nach den Worten Alice Salomons zur „feierlichen Aufgabe“, wenn sie mit warmem Herzen an diese Aufgabe herangeht, und wenn sie fähig ist, sich selbst aufzugeben in opferfreudiger, dienender Liebe.



Von links: Ferdinande von Schmettau. Borussia. Eleonore Prochaska. Johanna Stegen.

Historische Frauengestalten aus dem Festzug.

Der Berliner Festzug am 19. Oktober.

Mit 5 photographischen Spezialaufnahmen.

Am 19. Oktober, dem letzten der drei Leipziger Völkerschlachttage, feierte auch Berlin das große, geschichtlich bedeutungsvolle Ringen, dessen Resultat der Bruch und die Abwälzung des entwürdigenden napoleonischen Joches war. Ueberall ist in Deutschland in diesen Tagen des glücklichen Ausgangs der vor

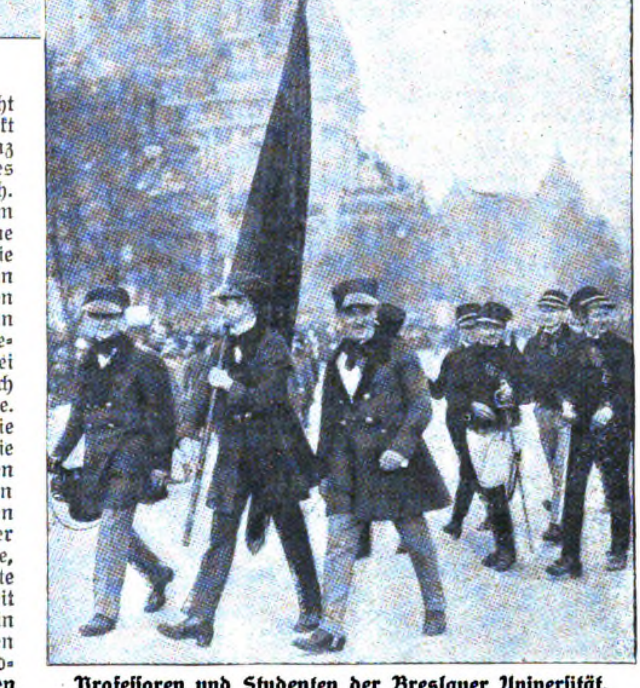


Vater Jahn mit seinen Turnern.



Trachten aus dem Jahr 1813.

hundert Jahren geschlagenen gewaltigen Schlacht festlich gedacht worden, und wenn auch Leipzig naturgemäß im Mittelpunkt der Feiern stand, so wollte doch die Reichshauptstadt nicht ganz zurückstehen. Die Berliner Völkerschlachtfeier wurde ein offenes und eindruckgebietendes Bekennen der Jugend zum Reich. Der Ehre der Taten unserer heldenmütigen Voreltern, dem Ausdruck der Freude über die damals zurückgewonnene Freiheit nach der Unterdrückung durch den Korsen wurde die großartige Veranstaltung, die von der Ortsgruppe Berlin des Jungdeutschlandbundes ins Leben gerufen worden war, ein sinnfälliges Zeichen. 25000 Menschen nahmen an dem Festzug teil, der, von wundervollstem Herbstwetter begünstigt, vom Lustgarten her am Königlichen Schloß vorbei über die Straße Unter den Linden zog und sich dann durch den Südwesten der Stadt dem Kreuzberg entgegenbewegte. Den Kern des Festzugs bildeten die Trachtengruppen und die zu Szenen geordneten Bilder aus der Zeit von 1813, die überall mit großem Beifall aufgenommen wurden. Die Helden und Heldenjungfrauen, die dem Vaterland in der schweren Zeit erstanden, und die in dem Festzug erschienen, wurden freudig begrüßt. Vater Jahn mit seinen Turnern, der „olle“ Blücher, York, Gneisenau und die anderen Generale, der preußische Landsturm, die Breslauer Studenten, alles löste zustimmende Kundgebungen aus. Schnitt die Vergangenheit gut ab, so konnte sie aber doch nicht mit der Gegenwart in erfolgreiche Konkurrenz treten, als sich in unübersehbaren Massen die Scharen der Turnerschaft zeigten, als die Pfadfinder und Wandervögel mit Musik, einem Wald von Fahnen und frisch erschallenden Gesängen vorüberzogen. Naturkraft beseelte die jungen Burschen und Mädchen, die in festem Marschschritt dem Tempelhofer Feld entgegenstrebten, wo sie sich, während das Glockengeläut der Berliner Kirchen sie grüßte, um einen mit Geschützen umstellten Feldaltar sammelten. Beim lodernden Schein hellflammender Holzstöße gedachten sie dort der Leipziger Völkerschlacht. W. C. G.



Professoren und Studenten der Breslauer Universität.



Truppen aus dem Jahr 1813.

* * *

Unsere Bilder.

Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig. (Abb. S. 1809—1812.) Die Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig gestaltete sich zu einer gewaltigen, allumfassenden, wahrhaft vater-

ländischen Kundgebung des deutschen Volkes und seiner Fürsten. An ihrer Spitze war der Kaiser erschienen, von unendlichem Jubel begrüßt. Stehenden Fußes hörte er die Festrede des Geh. Hofrats Thieme an, die von heißem vaterländischem Empfinden getragen war. Mit stürmischen Heil- und Hurrarufen wurden die hohen Festteilnehmer auf den Treppen von den Kriegervereinen begrüßt. Außer dem Geh. Hofrat Thieme, dem Vorsitzenden des deutschen Patriotenbundes, wurden noch Geh. Baurat Professor Bruno Schmitz, der Schöpfer des Entwurfs, und Professor Franz Metzner, der Schöpfer des plastischen Schmuckes, mit großer Auszeichnung behandelt. — Von den Eilbotenläufen der Deutschen Turnerschaft, die zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals nach Leipzig veranstaltet wurden, verdient der Lauf Nummer 8 besonderes Interesse. Die Turner Frankfurts führten diesen Lauf durch die historische Paulskirche. — Während Oesterreich bei der Weihe des Denkmals in Leipzig durch den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand vertreten war, beteiligte sich an der Gedenkfeier in Wien Kaiser Franz Josef persönlich.

Der Kaiser in Gerolstein (Abb. S. 1813). Der Kaiser, der sich in der vorigen Woche einige Tage in der Rheinprovinz aufgehalten hat, kam am 15. Oktober nach Gerolstein und nahm an der feierlichen Weihe der neuen evangelischen Erlöserkirche auf dem Krongut Villa Sarabodis teil.

Das Marineluftschiff „L 2“ (Abb. S. 1814) ist, noch bevor es eigentlich in Dienst gestellt war, durch Feuer zerstört worden. Am Freitag, dem 17. Oktober, stieg der stolze schlanke Zeppelinkreuzer in Johannisthal bei Berlin zu einer Fahrt auf. Wenige Minuten später sah man aus der vorderen Maschinengondel eine kleine Flamme hervorzüngeln, und nur Sekunden danach stand bereits das ganze Luftschiff in Flammen. Der Ballon stürzte aus einer Höhe von etwa 300 Meter ab und begrub alle, die sich an Bord befanden, unter seinen Trümmern. Sämtliche Personen, die den Kreuzer bestiegen hatten, fanden den Tod. An der zu Ehren der Verunglückten veranstalteten Trauerfeier in Berlin nahm auch die Kaiserliche Familie teil. Nebenstehendes Bild zeigt den Augenblick, in dem Graf Zeppelin den Toten die letzte Ehre erweist.

Aus deutschen Fürstenhäusern (Abb. S. 1815). Auf Schloß Gauernitz feierte am 8. Oktober die Prinzessin Mathilde von Schönburg-Waldenburg ihre Vermählung mit dem Reichsgrafen Gottfried von Hochberg-Fürstenstein. Unsere Aufnahme zeigt die Hochzeitsgesellschaft. Ferner bringen wir ein neues Bild der Prinzessin Eduard von Anhalt-Dessau mit ihrer Tochter Prinzessin Marie Auguste und ein Porträt des Prinzen Luitpold.

Das „Nothemd“ (Abb. S. 1814). Die Oper von Viktor von Woikowsky-Biedau, die Anfang dieses Jahres ihre Uraufführung am Hoftheater zu Dessau erlebte, geht demnächst am Deutschen Opernhaus in Charlottenburg in Szene. Wir bringen eine Aufnahme von einer Probe, an der auch Herr von Woikowsky teilnahm.


Der russische Minister des Aeußern Sasonow (×) in Berlin.


Phot. Benninghoven.

Graf Zeppelin an der offenen Gruft.
Von der Trauerfeier für die mit „L 2“ Verunglückten in Berlin.

Bädertag in Badenweiler (Abb. S. 1816). Der Allgemeine Deutsche Bäderverband hielt seine 22. Jahresversammlung in Badenweiler ab, zu dem sich Aerzte und Kurdirektoren in größerer Zahl einfanden.

Personalien (Abb. S. 1812, 1814 u. nebenst.). Generaloberst Friedrich von Scholl feiert in diesen Tagen sein fünfzigjähriges Militärjubiläum. Am 25. Oktober 1846 in Darmstadt geboren, trat er 1863 in das zweite hessische Reiterregiment ein und wurde nach dem Deutsch-Französischen Krieg in den Verband der preußischen Armee übernommen. 1888 ernannte ihn der Kaiser zum Flügeladjutanten, 1901 zum diensttuenden Generaladjutanten, 1904 zum Generalkapitän der Schloß- und Leibgarde. — Major Heinrich von Tiedemann-Seeheim, der Vorsitzende des Deutschen Ostmarkenvereins, vollendete am 22. Oktober sein siebzigstes Lebensjahr. Herr von Tiedemann begründete im Jahr 1894 den „Verein zur Förderung des Deutschtums in der Ostmark“, seit 1899 „Deutscher Ostmarkenverein“, der unter seiner Leitung schnell zu Ansehen gelangte. — Der Geheime Hofrat Professor Martin Dülfer, der ausgezeichnete Architekt, ist gelegentlich der Einweihung der nach seinen Entwürfen errichteten Neubauten der Technischen Hochschule in Dresden von dieser Anstalt zum Dr.-Ing. honoris causa ernannt worden. — Der russische Minister des Aeußern Sasonow weilte vor kurzem in Berlin, wo er mit dem Reichskanzler und den leitenden Männern der Politik Besprechungen hatte.

Die Toten der Woche

General d. Inf. z. D. Viktor **von Lignitz**, ehem. kommandierender General des III. Armeekorps, † in Kassel am 16. Oktober im Alter von 72 Jahren.

Charles **Tellier**, der Erfinder der Kälteindustrie, † in Paris am 19. Oktober im Alter von 86 Jahren.

W. F. **Xylander**, bekannter Kunstmaler, † in Kopenhagen am 19. Oktober im Alter von 73 Jahren.



Phot. A. Groß.

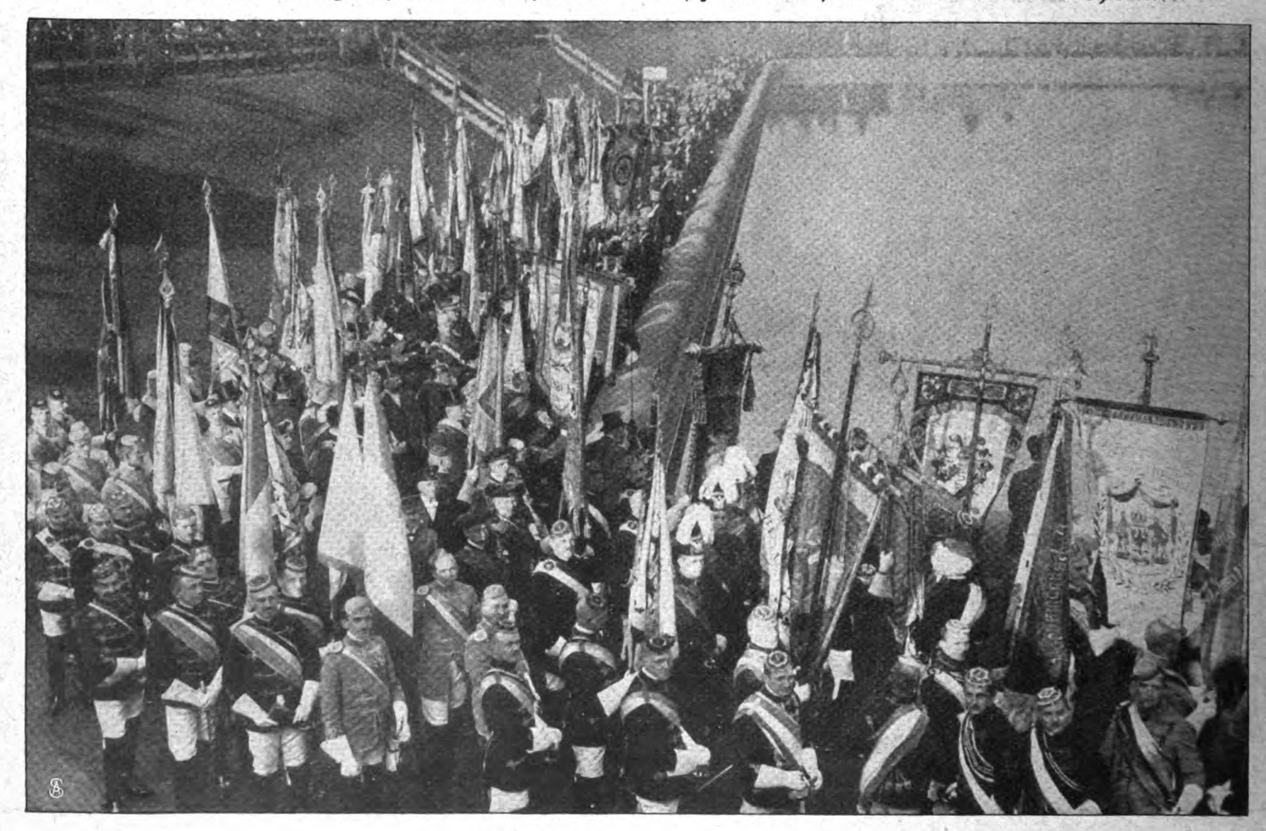
Der Kaiser mit dem König von Sachsen und Geh. Hofrat Thieme auf der Treppe des Denkmals.

Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig.



Presse-Centrale.

Die Festversammlung während der Weiherede des Vorsitzenden des Patriotenbundes Clemens Thieme.



Phot. Hohlwein & Gircke.

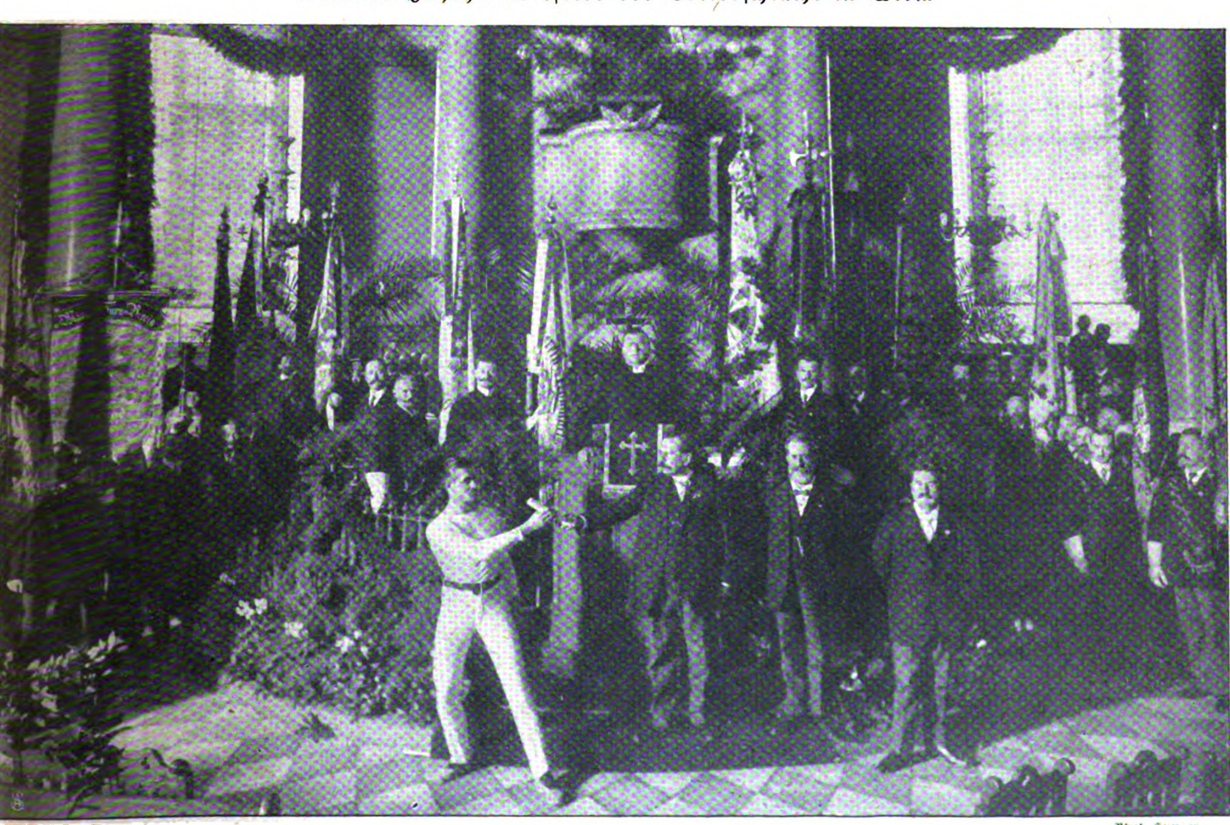
Der Aufmarsch der Studenten zum Denkmal.

Von der Weihe des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig.



Phot. Seebald.

Der Kaiser von Oesterreich besichtigt die alten Fahnen aus der Schlacht bei Leipzig.
Von der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht in Wien.



Phot Hunger.

Lauf Nr. 8: Prof. G. Bender, Gauvorsitzender der Turnerschaft Frankfurt a. M., übergibt vor dem Altar der Paulskirche dem Eilbotenläufer Hugo Volze die Urkunde.

Eilbotenlauf der Deutschen Turnerschaft Gravelotte—Leipzig: Stafettenwechsel in der Paulskirche in Frankfurt a. M.



Geh. Baurat Prof. Dr. Bruno Schmitz,
Berlin, der Schöpfer des Entwurfs.



Hofphot. Naumann.

Geheimer Hofrat Clemens Thieme,
Vorsitzender des deutschen Patriotenbundes.



Phot. Sattler & Lisiy.

Prof. Franz Metzner,
der Schöpfer des plastischen Schmucks.

Zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig.





Kgl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.

Generaloberst von Scholl,
Generaladjutant des Kaisers, begeht sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Der Kaiser u. Minister v. Trott zu Solz am Eingang der Villa Sarabodis.

Der Kaiser überreicht d. Generalsuperintenden Klingemann den Schlüssel d. Kirche.

Spezial-Aufnahmen der „Woche".

Der Kaiser u. Exzellenz v. Mirbach bei der Besichtigung.

Der Kaiser verläßt die Kirche. Oben: Gesamtansicht des Krongutes Sarabodis mit d. Erlöserkirche.

Die Einweihung der Erlöserkirche auf dem Krongut Villa Sarabodis in Gerolstein.



Kapitänleutnant Freyer †



Phot. Fischer.

Baurat Neumann † Marineoberingenieur Busch †



Phot. Weyer.
Kapitän Gluud †



Hofphot. Urbahns.
Kapitänleutnant Trenk †



Hofphot. Urbahns.
Korvettenkapitän Behnisch †



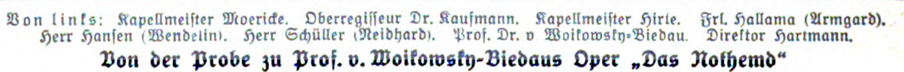
Marineobering. Hausmann †



Phot. Fischer.
Der Luftkreuzer stürzt brennend zur Erde.

Zur Katastrophe des neuen Marineluftschiffes „L 2" in Johannisthal.





Von links: Kapellmeister Moericke. Oberregisseur Dr. Kaufmann. Kapellmeister Hirle. Frl. Hallama (Armgard). Herr Hansen (Wendelin). Herr Schüller (Neidhard). Prof. Dr. v Woikowsky-Biedau. Direktor Hartmann.

Von der Probe zu Prof. v. Woikowsky-Biedaus Oper „Das Nothemd"
im Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg.

Maj. a. D. v. Tiedemann-Seeheim, Berlin, wurde 70 Jahre.



Prof. Dülfer, Dresden, wurde zum Dr.-Ing. h. c. ernannt.



Atel. Rottmayer-Fernande, Inh. G. Grainer.

Prinzessin Eduard von Anhalt-Dessau mit ihrer Tochter Marie Auguste.



Atel. Rottmayer-Fernande, Inh. G. Grainer.

Prinz Luitpold von Bayern in Berchtesgaden.



Phot. Georg Koczyk.

Vermählung der Prinzessin Mathilde von Schönburg-Waldenburg mit dem Reichsgrafen Gottfried von Hochberg-Fürstenstein in Schloß Gauernitz am 8. Oktober 1913.

Erste Reihe sitzend von links: Gräfin Heinrich Hochberg, Gräfin Schönburg, Gräfin Elisabeth Görtz, Großherzogin von Oldenburg, Gräfin Bolko Hochberg, das Brautpaar, Prinz Ernst Schönburg, Großherzogin Marie von Mecklenburg, Graf Bolko Hochberg, Gräfin Ysenburg, Fürst Pleß, Prinzeß Heinrich Carolath. Zweite Reihe stehend von links: Prinz Sieghard Carolath, Graf Karl Pückler, Prinzeß Eleonore Carolath, Prinzeß Auguste Reuß, Prinzeß Gertrud Reuß, Prinzeß Luise Schönburg, Prinz Friedrich Wilhelm Carolath, Prinzeß Friederike Carolath, Prinzeß Anna Marie Reuß, Prinzeß Thekla von Schwarzburg, Gräfin Agnes Stolberg, Prinz Heinrich Carolath, Prinzeß Reuß XV., Frau Seidelmann, Prinzeß Georg Schönburg, Gräfin Karl Pückler, Burggräfin Eberhard Dohna, Prinzeß Ulrich Schönburg, Gräfin Friedrich Franz Hochberg, Pastor Schüttoff. Dritte Reihe stehend von links: Herr Schmidt, Oberförster Scholze, Rittergutspächter Helbig, Rentamtmann Schulze, Oberst von Holleben, Prinz Ulrich Schönburg, Graf Heinrich Hochberg, Graf Fritz Hochberg, Graf Friedrich Franz Hochberg, Burggraf Eberhard Dohna, Prinz Alban Löwenstein, Herr von Mutius.



1. Badekommissär Prieger, Bad Salzig a. Rhein. 2. Badedirektor Lohse, Hersfeld. 3. Dr. Goering, Friedrichroda. 4. Dr. Hirsch, Salzschlirf. 5. Frhr. von Moreau, Regierungsrat, Kissingen. 6. Oberleutnant a. D. Haeseler Kurdirektor, Salzschlirf. 7. Landrat Leutheusser, Schloß Tenneberg, Vors. d. Thüring. Bäderverbandes. 8. Kurdirektor Becker, Rothenfelde. 9. Regierungsrat Dr. Bunk, Kassel. 10. Fürstl. Salinendirektor Horstmann, Ba Salzuflen. 11. Hauptmann a. D. Laffert, Kurdirektor, Schlangenbad. 12. Dr. Scherf, Bad Orb 13. Major a. D. Prestien, Fürstl. Kurdirektor, Pyrmont. 14. Hofrat Dr. Schwoerer, Großh. Badearzt, Badenweiler 15. Oberstleutnant a. D. von Kaydaczy, Kgl. Kurdirektor, Bad Ems. 16. Professor Dr. Winckler, Bad Nenndorf. 17. Bürgermeister Küstner, Friedrichroda. 18. Sanitätsrat Dr. Müller, Großtabarz (Thüring. Bäderverband) 19. Oberbürgermeister Fieser, Baden-Baden. 20. Frhr. von Solemacher, Kgl. Regierung Aurich (Preußen) für Norderney. 21. Bürgermeister Dr. Hoeh, Bad Soden am Taunus. 22. Dr. Haertl, Bad Kissingen. 23. Major a. D Rietzsch, Kgl. Bad Nenndorf. 24. Stadtschultheiß Grüb, Herrenalb. 25. Frhr. Kreß von Kressenstein, Reg.-Ass. u. Kgl. Badekommissär, Reichenhall. 26. Oberbergrat Morsbach, Kgl. Bad Oeynhausen, Vorsitzender d. Allg. Deutsche Bäderverb. 27. Direktor Lies, Bad Mergentheim. 28. Geh. Obermedizinalrat Dr. Greiff, Karlsruhe. 29. Frau von Kaydaczy. 30. Ritter u. Edler von Koch, Bad Tölz. 31. Geh. Regierungsrat Hebting, Vorsitzender der Kur verwaltung Badenweiler. 32. Geh. Oberregierungsrat Flad, Vortragender Rat im Großh. Ministerium d. Innern, Karlsruhe. 33. Kurdirektor Röhrig, Bad Soden am Taunus. 34. Frau Oberbergrat Morsbach. 35. Haupt mann a. D. von Platen, Godesberg. 36. A. von Tschirschnitz, Berlin-Wilmersdorf. 37. Dr. Krone, Bad Sooden-Werra. 38. Frau Oberbürgermeister Lübke. 39. Administrator Deppl, Lippspringe. 40. Hauptman Kretschmar, Kurdirektor, Bad Kösen. 41. Hauptmann a. D. Bischoff, Kurdirektor, Münster a. Stein. 42. Reg.-Assessor Dr. Bensinger, Großh. Kurkommissär, Badenweiler. 43. Kurdirektor Rütten, Bad Neuenahr. 44. Fra von Alberti. 45. Frau Hauptmann Kretschmar. 46. Regierungsrat von Alberti, Kgl. Bad Elster. 47. Frau Kurdirektor Rütten. 48. Oberbürgermeister Lübke, Bad Homburg v. d. H. 49. Bürgermeister de Pellegrini, Triberg 50. Frau Hauptmann Fernow. 51. Direktor Schumacher, Leipzig, Bund Deutscher Verkehrsvereine. 52. Stadtschultheiß Mäulen, Liebenzell. 53. Hauptmann a. D. Fernow, Kurdirektor, Bad Kreuznach. 54. Dr. Scheibe, Bad Steben

Mitglieder des Allgemeinen Deutschen Bäderverbandes auf dem Bädertag in Badenweiler.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

7. Fortsetzung.

„Haben Sie Fräulein von Oettgen nicht gesehn?“ fragte Herr von Röbbeln, während er mit Widding und Greuther nach der Kaserne ging. „Sie ist ja wie vom Erdboden verschwunden.“

„Ich weiß nichts von ihr“, sagte Widding. „Ich sitze so in der Arbeit, daß ich gar nicht hinauskomme aus meinem Bureau.“

„Unser Tennis mußten wir letzten Freitag ausfallen lassen, weil es den ganzen Tag blödsinnig goß; seitdem habe ich von dem gnädigen Fräulein nichts erfahren.“

„Von wem sprechen Sie? Von Gerda Oettgen? . . . Oh, das wissen Sie nicht? . . . Die hat ja die Masern“, mischte sich Greuther ein.

„Was hat sie?“ fragten beide gleichzeitig.

„Hat sich die Masern geholt. Sie war vor einiger Zeit bei Frau Major Keßler, dort hat sich die Kleine drei Tage später gelegt, und seit vorgestern liegt Fräulein Gerda. Sie hat ziemliches Fieber und ist ganz von der Außenwelt abgesperrt.“

„Ach, das tut mir leid. Daß man aber nichts davon erfahren hat?“

„Ich habe unsern Oberst gestern nur einen Augenblick gesehen. Sonst wüßte ich doch was davon. Weshalb mag er mir nichts gesagt haben?“ meinte Widding.

„Es ist ihm scheußlich unangenehm. Die Prinzessin wollte doch dieser Tage hierher zu Besuch kommen. Da hat man nun oben Sorge, daß sie sich was holen könnte, und die Sache ist verschoben. Denn so wollte man unsern Alten doch nicht kränken, daß man ihn einfach ausschaltete. Es sollten Herren des ganzen Regiments dabei sein beim Empfang.“

„Ach, deshalb läuft er so verstimmt und brummig herum. Ihm war ja nichts recht zu machen.“

„Die arme Gerda. Kein Vergnügen, solch eine Kinderkrankheit auf seine alten Tage durchzumachen.“

„Erlauben Sie mal, alte Tage! Fräulein Gerda ist doch noch nicht zwanzig“, warf Röbbeln ein.

„Doch, wird sie gerade“, sagte Widding.

„Na also, Greuther ist gut mit seinen alten Tagen.“

„Erlauben Sie gütigst, lieber Röbbeln, ein gebildeter Mensch hat die Masern bis zu seinem vierzehnten Jahre, oder er kriegt sie *gar* nicht. Es gehört schließlich nicht zur allgemeinen Bildung.“

„Aber ist besser, man hat sie gehabt.“

„Gibt das eigentlich Narben?“ fragte Röbbeln.

„Nanu? Röbbeln! Sie sind ja so um Fräulein von Oettgens Schönheit besorgt.“

„Hübsch ist es jedenfalls nicht, wenn man mit Pockennarben herumläuft.“

„Das sind ja doch Pocken, aber keine Masern! Sie brauchen keine Sorge zu haben, Masern sind harmlos und verunstalten den Teint nur sehr selten.“

„Da bin ich ja beruhigt.“

„Sie scheinen sich für Fräulein Gerda zu interessieren.“

„Tu ich! — Ich glaube, wir Unverheirateten tun das alle. Habe ich recht, Widding?“

„Ganz recht.“

„Widding ist freilich mit Gerda dick befreundet, sie haben ja eine gemeinsame Teckelzucht“, sagte Greuther.

„Ach nee, ist's wahr?“

„Es ist mal wahr gewesen“, sagte Widding gleichmütig. „Jetzt habe ich mich nicht mehr darum gekümmert.“

„Nee, jetzt haben Sie andere Sorgen“, sagte Röbbeln lachend. „Größere Ziele. Sie haben mit Ihren Gäulen zu tun. Das ist auch vernünftiger als mit diesen kleinen, krummbeinigen Gesellen, die ich nicht leiden kann. Mir ist ein Terrier lieber oder ein richtiger großer Hund.“

„Lernen Sie erst Fräulein Gerdas Teckel kennen, was das für nette Tiere sind“, sagte der Adjutant.

„Ich zweifle nicht daran; aber ich mache mir nichts aus der Jagd, da kann ich mit solch einem Zweckhund nicht viel anfangen. Ich brauche einen beim Spazierengehen und Reiten, der flott nebenher läuft. Stellen Sie sich einen Dackel dabei vor. Die gehören in den Wald oder ins Dachsloch und 'nen Fuchsbau. Als notwendiges Requisit zu 'nem Forsthaus. Wir aber müssen einen Hund fürs Zimmer haben. Da ist mir der Terrier das liebste. Der stört nicht und ist immer zum Spielen bereit.“

„Das ist ein Teckel auch“, warf Widding ein.

„Aber treulos ohnegleichen. Er läuft ja zu jedem.“

„Wie die Frauen!“ sagte Röbbeln.

„Aber Röbbeln! Wie können Sie das verantworten.“

„Ach, meinen Sie nicht? — Na, Widding, Sie werden das auch noch erfahren.“

„Wollen's nicht hoffen. Habe gar keine Sehnsucht, solche Erfahrungen zu machen, aber gar keine.“

„Kommt Zeit, kommt Erkenntnis“, sagte Greuther.

„Das arme Fräulein Gerda“, warf Röbbeln ein. „Ob man ihr wohl Blumen schicken kann?“

„Ich glaube kaum, daß die zugelassen werden. In einem Krankenzimmer ist das solche Sache.“

„Ist es so schlimm?“

„Nein, so wie *Sie* es machen, nicht; aber wenn man aus den Kinderschuhen heraus ist, hat es seine Bedenken.“

„Muß blödsinnig langweilig sein, so von aller Welt abgeschnitten sein, gar nicht wissen, was draußen los ist.“

„Dafür hat man wohl weniger Interesse.“

„Um so schlimmer! Wenn *das* nicht einmal vorhanden ist. Mir ist, als müsse man dabei im dunklen Zimmer sitzen?“



„Das war wohl früher, ich glaube nicht, daß heute noch Wert gerade darauf gelegt wird.“

„Wenn man ihr doch ein Wort des Anteils zukommen lassen könnte.“

„Können Sie doch, Röbbeln! Brauchen es bloß dem Alten zu übermitteln.“

„Der wird es gerade bestellen.“

„Er sagt's der Pflegerin“, meinte Greuther.

„'ne Pflegerin ist auch schon da? — O weh!“ rief Röbbeln aus.

„Nein, das ist nichts Bedenkliches. Aber Fräulein Hete ist gleich aus dem Haus geschickt, und unsere gute Frau Oberst eignet sich weniger dazu, Nachtwache zu halten.“

„Ich möchte irgend was tun,“ sagte Röbbeln, „um Fräulein Gerda mein Mitgefühl auszudrücken.“

„Damit warten Sie besser, bis sie in der Rekonvaleszenz ist.“

„Und unsere Tennispartie geht auch darüber in die Brüche.“

„Trösten Sie sich, Röbbeln, wenn Ihnen im Leben nie was Schlimmeres passiert.“

„Aber Sie wissen ja gar nicht, wieviel mir an diesen Tennispartien liegt.“

„Das ist freilich was anderes! Dann ja!“ —

Widding hatte dem Gespräch ruhig zugehört.

Also Röbbeln interessierte sich so für Gerda. Das hatte er längst gemerkt, war ihm keine Offenbarung heute.

Aber unangenehm war ihm diese neue Gewißheit, wenn es auch ein Trost war, daß Gerda vorläufig von allem Verkehr abgeschnitten blieb.

Und Hete war auch fort. Da konnte er nichts erfahren, denn der Oberst war schlecht gelaunt, weil er aus all seinen Gewohnheiten gerissen war. Er mußte außerdienstliche Sorgen haben, sonst wäre er nicht so kurz.

Widding ging am andern Tag gleich am Haus vorbei, aber er sah niemand. Gerdas Zimmer lagen nach dem Garten.

Wer mochte sich jetzt um ihre Hunde sorgen? — Weshalb rief sie ihn nicht?

Freilich sollte niemand das Haus betreten. Sogar die Ordonnanz hatte alle Eingänge dem Diener an der Pforte zu übergeben, damit keine Vorsichtsmaßregel außer acht gelassen wurde.

Er hatte eine solche Sehnsucht, mit Gerda zu plaudern, daß er diese Krankheit verwünschte, die ihm so entsetzlich dumm und ungelegen vorkam.

An ihrer Meinung lag ihm viel. Hauptsächlich in ihren Augen wollte er sich rehabilitieren. Er hatte gehofft, vor ihren Augen aufzusitzen.

Das Rennen war fast aussichtslos für Black Head. Er wollte vor allem die Bahn kennen lernen und dem Schwarzen einen ernsthaften Galopp geben. Das mußte er ihr auseinandersetzen, damit sie nicht an einen neuen Mißerfolg glaubte, wenn er nun hinter den placierten Pferden endete.

Er mußte sich wieder mal den Wind um die Nase wehen lassen, herauskommen aus dem Gleichmaß des Dienstes. Für das Tintenfaß war er doch nicht geboren.

Am Nachmittag sattelte er sich Bluff und ritt zum Übungsplatz hinaus, wo er den Gaul ein bißchen springen ließ. Das war ein treues, sicheres Tier, auf das Verlaß war, nur zu langsam. Es fand seine Beine nicht gleich und wußte gar nicht, was kämpfen ist, ließ die andern mit der größten Gemütsruhe an sich vorbeigehen, man mochte es noch so sehr auffordern. Wenn das zu energisch geschah, steckte Bluff es ganz auf, als wollte er sagen, wozu sich anstrengen, ich erreiche es ja doch nicht.

Aber vor der Truppe war er glänzend, als Adjutantenpferd nicht zu bezahlen; das schlechteste Terrain behagte ihm, und über einen Sturzacker ging er, als wäre es die gepflegteste Rasenfläche.

Widding mußte doch wieder vor all die tausend und aber tausend Augen, mußte die Musik hören. Das Leben um sich spüren, mußte sich mit den andern messen, und als er nach Hause kam, da schrieb er an seinen Trainer Walters: „Ich reite im Grunewald-Black Head selber, aber bitte, noch mit niemand darüber sprechen. Es mag aussehen, als ob ich mich erst im letzten Augenblick entschlossen habe. Da ich nicht auf Sieg reiten kann noch will, so hat die Geheimnistuerei nichts weiter Schlimmes an sich. Aber ich möchte nicht, daß schon vorher darüber geschwatzt oder gar geschrieben wird oder mein Name in die Zeitungen kommt.“

So! Damit hatte er sich nun festgelegt. Nun gab es kein unnützes Schwanken mehr. Daran wollte er festhalten, und er freute sich darauf, daß er wieder einmal mittat.

Es hatte ja gar keinen Zweck, grollend über sein Mißgeschick in der Ecke zu stehen.

* * *

Er war schon früh nach der Rennbahn Grunewald aufgebrochen, hatte in Spandau Rast gemacht und gefrühstückt und war von dort zur Rennbahn gefahren. Er hatte sich alle Sportzeitungen gekauft. In keiner war von Black Head oder ihm selbst die Rede. Das war gut so. Nur untertauchen! Damit keine Erwartungen geweckt und später Enttäuschungen hervorgerufen wurden.

Er stieg die rote Tribüne des Ersten Platzes hinauf bis ganz oben, wo man links die Türme von Spandau sehen konnte; mit Hilfe seines Glases besah er sich genau jedes Hindernis und verfolgte den Kurs, den er zu nehmen hatte. Das war keine Schwierigkeit weiter.

Schon füllte sich der Innenplatz. An der noch leeren Sandgrube des künftigen Stadions vorbei zogen die Menschen nach den billigen Plätzen inmitten der Bahn.

Der breite Raum vor den drei nebeneinanderliegenden Tribünen war noch ganz leer, nur Hunderte von weißgestrichenen Hockern waren säuberlich über die sich zum Geläuf neigende Fläche des grünen Rasens in ganz gleichen Abständen verteilt.

Es dauerte nicht lange, und die Menschen brachten Unordnung hinein und holten sich die Stühle von hier fort, schleppten und trugen sie zusammen, um sie mit Stöcken, Mänteln und den Futteralen ihrer Gläser zu belegen.

Rechts auf den Terrassen vor dem Restaurant sammelten sich schon die Menschen. Von dort, wo der Bahnhof lag, strömten sie herbei, blieben, durch die Gitter je



nach dem Eintrittsgeld getrennt, wie in großen Gehegen vor den einzelnen Tribünen, und nur der kleinste Teil kam durch all die Öffnungen an den Kontrolleuren vorbei bis zur Haupttribüne. Hier oben war er noch ganz allein, hier hatte niemand außer ihm was zu suchen. Er selber wußte nun genug und stieg langsam die vielen Stufen wieder hinunter. Durch die großen Glaswände der Kaffeeloggia sah er, daß sich schon viele Menschen ihre Plätze auf der Tribüne gesichert hatten.

Die für die Mitglieder des Rennvereins reservierte Seite war noch verödet. Nach der Seite des Sattelplatzes aber bot sich ein anderes Bild. Vor den großen Nummerntafeln am Betriebsgebäude standen die Massen mit gezücktem Bleistift und warteten, daß die Namen der Reiter erscheinen sollten, und ein allgemeines Schreiben begann, sobald eine neue Tafel eingefügt war.

Noch weiter fort im Wäldchen, wo Tafeln mit der Aufschrift: „Pferde für das nächste Rennen" aufleuchteten, wimmelte es unter den alten Föhren von Menschen, die eifrig die noch in Decken eingehüllten Pferde taxierten, die im Kreis herumgeführt wurden.

In dem langgestreckten Stallgebäude, dessen verwittert aussehendes Strohdach sich so hübsch in den Waldcharakter einfügte, standen die Pferde, und alle Hände waren beschäftigt, sie für den bevorstehenden Kampf bereitzumachen. Es wurde geputzt und gebürstet und mit Eimern und Schwämmen eifrig hantiert.

Von der Wage her kamen blaue, rote und gelbe Tupfen, alle Farben des Jockeidreß tauchten auf, denn das Eröffnungsrennen hatte die meisten Nennungen erhalten.

Das Klingelzeichen von der Wage her, und die bunten Farben leuchteten über den Köpfen der Menschen, und diese Farben drehten sich eine Weile im Kreis, bis der Kreis sich in eine lange Linie auflöste und diese bunte Linie sich über die breiten, sauberen Wege an den Rasenplätzen und bunten Blumenbeeten des Sattelplatzes, zwischen der Haupttribüne und dem grauen Tempelbau für den Hof hinschob auf das grüne Geläuf, wo wieder das Karussell sich schloß, bis der Richter endlich das Zeichen gab und die Pferde davongaloppierten.

Nun waren die Rasenflächen vor den weit auseinanderliegenden Tribünen ganz gefüllt, und die Leute wußten nicht, wohin sie ihre Blicke richten sollten, ob nach den am Start befindlichen Pferden oder den vielen, buntwirkenden Frauen, die zwischen den dunklen Anzügen der Männer sich auf und ab bewegten, und denen es wichtiger war, daß man sie sah, als daß sie sich für das Rennen irgendwie interessierten.

Sie kehrten sich auch nicht um, als abgeklingelt wurde und die rote Fahne am Ziel in die Höhe ging, sie standen und plauderten, denn man mußte da gewesen sein und gesehen werden. Was kümmerte es sie, daß ein Pferd schneller lief als das andere? Um dies zu konstatieren, waren sie nicht herausgekommen, sie wollten hauptsächlich ihre neuen Kostüme zeigen.

So ging es an ihnen spurlos vorüber, daß aus dem Rudel ein ganz unbekanntes Pferd herausspritzte, das nach der Meinung der Kundigen Riesenodds bringen mußte. Zehn- oder zwölffach sagten die einen, zwanzig die anderen, und dann drängten sie sich in dem engen Gang unter der Tribüne an den Schalter für die Hunderter, wo sie achtzehnfach, und an die Fünfziger, wo sie zweiundzwanzigfach konstatierten. Aber da die billigen Plätze alle Pferde bunt durcheinander gewettet hatten, kam schließlich die Quote 176 heraus. Die Verlierer schimpften auf die unzuverlässige Grunewaldbahn und rechneten schon aus, wie und bei welchem Rennen sie ihr Geld am sichersten wiederbekommen würden.

Widding interessierte sich für die Flachrennen nicht übermäßig; er kannte die Form der Pferde nicht so gut und hatte sich vorgenommen, nicht zu wetten, weil es keinen rechten Zweck für ihn hatte. Er sah sich die Pferde an und strich für sich selbst das gemeinte an, um hernach zu konstatieren, daß er gut getan, sein Geld nicht an den Toto gebracht zu haben. Er hatte immer falsch getippt.

Dann kam er endlich selbst an das Auswiegen. Er setzte sich auf die Wage und sah, wie die Menschen draußen sich an die großen Fensterscheiben drängten, um von dieser merkwürdigen Prozedur etwas zu erhaschen. Denn die Mehrzahl der Besucher hier draußen hatte von dem Rennbetrieb wenig Ahnung. Alles war ihnen neu und seltsam, und vorhin zwischen den Leuten waren die drolligsten Fragen an sein Ohr gedrungen.

Aber ein Pferd wiegt doch mehr als siebzig Kilo, hörte er einmal eine Dame sagen, als jemand von dem Gewicht des Pferdes sprach.

Der ganze Sport spielte sich ziemlich weit von den Tribünen ab, wo die Frauen saßen und sich langweilten. Nur hier auf dem Sattelplatz kamen die Menschen und Pferde näher aneinander. Nur die wirklichen Sportsleute machten jedesmal den weiten Weg bis hierher. Das war eine sehr gesunde Bewegung, dieses Hin und Zurück, aber eigentlich war alles zu weitläufig angelegt, daß es zur Unbequemlichkeit wurde und jeder intimere Reiz verloren ging. Ein großes Schaustück, dem der rechte Ernst fehlte.

Und vor all diesen Banausen sollte man nun seine Reitkunst zeigen, damit sie ihr Geld wagen konnten und gewannen oder verloren. Er hatte es am eigenen Leib erfahren, wie unangenehm diese Masse in ihrer Geschlossenheit werden konnte, wenn sie verärgert war — und es wäre richtiger, dachte er, wenn die Uniform dem nicht ausgesetzt wurde. Auch die Offiziere sollten lieber im bunten Dreß reiten, das empfand er weniger peinlich. Aber es ging nicht. Heute waren wieder einige Prinzen hier, und es war nun einmal ein Brauch, dem man sich fügen mußte.

Er schritt durch die Menschen hindurch, indem er mit seiner Reitgerte gegen seine Stiefel schlug. Er mußte oft stehenbleiben und sich hindurchwinden, bis er endlich in die Umfriedigung kam, die vor dem Sattelstall sich hinzog. Dort links in einem Stand sah er Black Heads kluge Augen. Der Trainer Mister Walters stand vor ihm und gab dem Stallburschen seine Anordnungen, während er selbst die Zügel hielt. Das Pferd ließ geduldig alles mit sich machen. Es bekam das weiße Nummertuch mit einer großen 7 übergelegt und wurde fertig gesattelt. Es warf nur zuweilen ein wenig den Kopf, legte die Ohren zurück und ließ sie nach allen Seiten spielen, und ein lauernder



Glanz war in den Augen, als ob es genau wußte, was ihm bevorstand.

Es stand, als seine Toilette beendet war, in seiner Box, mit dem Kopf zum Publikum gewandt.

„Nicht festhalten!" sagte Widding zu dem Stalljungen.

Und so stand Black Head frei da, und man sah, wie er atmete. Seine großen Augen blickten all die Menschen an, und da der Stallbursche vor ihm stand, stieß er ihn im Spiel mit der Nase in den Rücken und schob ihn zur Seite, als ob er ihn weghaben wollte, um besser sehen zu können und gesehen zu werden.

Er stand da wie aus Eisen, nur die Brust arbeitete, die Hufe schienen im Boden zu wurzeln, als müsse er alle Kraft für seine Beine aufsparen.

Widding prüfte noch einmal alle Riemen, der Sattelgurt schien ihm ein wenig eng, aber Mister Walters bat, er möge ihn nur so lassen. Black Head war daran gewöhnt.

„Wenn Sie meinen!"

„Ja, ganz bestimmt. Sie werden selbst fühlen, daß es ihm nicht unangenehm ist, es hält ihn vorzüglich zusammen, glauben mir, Herr Oberleutnant."

„Na, alter Kerl, da wollen wir mal einen hübschen Spazierritt machen. Mehr verlangen wir heute nicht von dir."

Das Pferd wieherte, als habe es verstanden.

Dann wurde es in den Kreis geführt, wo die Neugierigen es betrachteten, aber alle Aufmerksamkeit richtete sich auf den Sieger, auf Beckenstedts Monkey, der nach der Meinung aller das Rennen nicht verlieren konnte und als einzigen Gegner Barsoi unter Freiherrn von Archim zu fürchten hatte.

Ein wundervolles Tier, dem man die Kraft ansah, mit Sprunggelenken, daß es eine Freude war. Widding stand mit Eiger zusammen, der Gully ritt, und sie nickten sich zu.

„Gegen den kommen wir nicht auf. Ich wenigstens nicht", sagte er zu Eiger und wies auf Monkey.

„Ja, Widding, wenn alles gut für ihn geht, nicht. Allein wozu gibt es Hindernisse?"

„Die sind für den Wallach auch nur eine Spielerei. Schade, daß er törichterweise der Zucht entzogen worden ist. Der hat sich doch entwickelt, daß es ein prächtiges Vaterpferd geworden wäre."

„Na, Ihr Black Head kann sich auch sehen lassen."

„Nee! Beckenstedts Monkey und Archims Barsoi sind sicher vorn, wir andern können um den dritten und vierten Preis kämpfen oder den siebenten und achten."

„Wenn's das Glück nicht anders will. Aber versuchen muß man es."

„Also auf, in den Sattel!"

Schmetternd klang die Musik der Gardekürassiere über den weiten Schmuckplatz hinter den Tribünen. Selbst auf diesen breiten Wegen fand die Menge kaum Platz, und die Menschen liefen über die blumengeschmückten Rasenbeete, als jetzt alles nach vorn strömte, denn das einzige Herrenreiten im Programm interessierte am meisten.

Die Tribünen waren überfüllt, selbst oben war kein Plätzchen frei, weil man von hier aus die Sprünge am besten beobachten konnte. Diesem Rennen wandten auch die Damen größere Aufmerksamkeit zu, hier waren nur Uniformen, kein Dreß war dazwischen. Sie kannten sich natürlich nicht richtig aus und mußten sich jede Uniform erklären lassen, weil sie einen Artilleristen für einen Dragoner hielten und einen Husaren nicht von einem Ulanen unterscheiden konnten.

Das Bunte allein reizte sie und weckte ihr Interesse.

Auf allen Gängen, auf jeder Treppenstufe standen die Leute, so daß es unmöglich war, durchzukommen.

Und ein Geplauder und Raunen und Rauschen herrschten, gegen das die Musik nicht aufkommen konnte.

Es verstummte für einen Augenblick, als die Startflagge fiel — nachdem schon beim Aufgalopp sich einzelne Zuschauer aufgeregt hatten, daß der rote Husar Erster sei oder der blaue gewonnen habe. Sie hatten keine Vorstellung, wie ein Rennen sich abwickelte.

Black Head war schlecht abgekommen, er war gerade beim Wenden, als das Feld losstürmte, und so lag er an letzter Stelle, sprang so die Stadion- und Tribünenhürde. Am Wall stürzte Gallione. An der Tannenhecke war Black mitten im Feld. Am Gehöftswall liefen Barsoi und Monkey auf und davon und vergrößerten ihren Vorsprung an der Eichenhecke, daß das ganze Feld aussichtslos hinterherlief. Widding ließ sie ruhig ziehen, obgleich Black Head sich an die Verfolgung machen wollte, aber er hielt ihn zurück. Wenn er nur einen Platz bekam. Mehr wollte er nicht. Nun handelte es sich nur noch um die letzte gestellte Hürde in der Graden. Da sonderte sich aus dem Rudel Lossow ab und machte einen energischen Vorstoß. Den dritten Platz hätte Widding gern besetzt, und so munterte er Black Head ein wenig auf, indem er sich an Lossow hing und sich von ihm mit vorziehen ließ.

Lossow vergrößerte seinen Vorsprung. An der Einbiegung in die Grade waren Widding und Lossow bei Archim. Barsoi, der geritten werden mußte, ließ merklich nach, aber auch mit Lossows Kräften war es zu Ende, und er mußte Black Head allein ziehen lassen. Vor ihm sprang Beckenstedt allein die Hürde. Er hatte den Sieg in der Hand und sah sich nicht um. Alle Konkurrenten waren geschlagen, und mit seinem müden Pferd kanterte er dem sicheren Sieg zu.

Die letzte Hürde! sagte sich Widding. Die letzte Hürde! Schon war er drüber weg, die Bahn lag frei und saftgrün vor ihm. Da packte es ihn plötzlich, er schnalzte mit der Zunge, und dann beugte er sich vor und sagte: „Go on! Black Head, go on — and catch him!"

Als ob das Pferd wußte, was sein Herr von ihm wollte, schoß es auf der Flachen vor.

Sorglos kanterte Beckenstedt mit Monkey vorn dem Ziel zu. Die Entfernung wurde geringer, immer näher kam Black Head, ohne daß Beckenstedt den Hufschlag des Gegners auf dem weichen Boden hörte, er ließ sein Pferd langsam werden.

Einen Augenblick tiefster Stille, dann aber fingen die Leute auf der Tribüne an zu toben und zu schreien: „Los! Los doch!" — „Beckenstedt los!" — „Widding! Widding! Black Head" — „Beckenstedt! Los! Los!"



Wie ein Sturm ging es durch die Massen, sie sprangen auf, schrien wie die Besessenen immer nur: „Beckenstedt! Monkey!" — „Widding macht's!" — „Black Head holt ihn!" — „Er hat ihn!" — „Nein! Doch nicht!" — „Feste, Widding! Feste!"

Beckenstedt auf Monkey war zusammengeschreckt, als die Welle dieses Geschreis auf ihn eindrang. Was war los hinter ihm? Irgendein Massensturz? Er hatte es immer verurteilt, wenn jemand sich beim Einlauf umsah. Da aber hörte er trotz des Lärms das Schnauben eines galoppierenden Pferdes dicht hinter sich.

Was war? . . . Was konnte das Geschrei bedeuten?

„Black Head! Black Head!" schlug es an sein Ohr.

Er faßte die Zügel, warf Monkey vor. Mit Armen und Beinen arbeitete er Monkey wieder in Schwung, der, als ob er das Ziel schon hinter sich hatte, immer mehr abgefallen war. Alle Muskeln arbeiteten, das sah grotesk aus, aber Monkey kam wieder in Galopp, gerade als Black Head sich an ihn hing. Nur zehn Längen trennten sie noch vom Ziel, aber Monkey schien zu begreifen, ein kurzer Kampf, Monkey bekam die Peitsche, streckte sich, Black Head kam nicht mehr so rasch auf, und mit einem knappen Kopf ging Monkey noch als Erster vor Black Head durchs Ziel.

Die Zuschauer hatten sich nicht beruhigt. Auf dem zweiten und dritten Platz wußte niemand, wer gesiegt hatte, die Menschen schrien und stritten sich und liefen wie aufgeschreckt durcheinander, bis endlich am Aufzug die 3 von Monkey über der 7 von Black Head erschien. Da ging es wie ein Aufatmen über den Platz. Der Favorit hatte gesiegt. Eine trübe Enttäuschung bei den wenigen, die Widding genommen hatten.

„Schade, das hätte schönes Geld gegeben."

„Aber ein schneidiger Reiter!"

„Wieso? 'ne Überrumpelung, die mißglückt ist."

„Der Vorstoß kam ein paar Längen zu früh."

Und nun tat es ihnen leid, daß sie, hingerissen von der Spannung des Augenblicks, solch ein Angstgeschrei vollführt hatten, so daß Beckenstedt aufmerksam geworden war. Er war nahe daran gewesen, seinen Sieg zu verschenken. Ein anderer Reiter hätte sein Pferd nicht so erstaunlich wieder aufmuntern können wie er.

Im Nu waren die Tribünen geleert; alle Welt drängte hinunter, um die rückkehrenden Reiter zu sehen.

Zuerst kamen die Letzten. Als Dritter, ganz allein, war Lossow eingekommen, der jetzt zur Wage ritt. Hinter ihm kam Beckenstedt und dann erst Widding mit Black Head, der sich nicht hatte halten lassen und weitergaloppiert war.

„Bravo, Monkey! Bravo!" tönte es dem Sieger entgegen.

Dann rief einer: „Bravo, Widding!"

Und nun setzte ein allgemeines Rufen ein, untermischt mit den bedauerlichen Ausbrüchen: „Schade!" — „Beinah!" — „Ein bißchen zu früh!" — „Famos!" — „Bravo! Bravo!" „Gut gemacht!" „Bravo!"

So ging das bis zur Wage, und Widding und sein Black Head interessierten die Menge mehr als der bisher unbesiegte Monkey.

„Die müssen sich mal richtig messen."

„Ein Match zwischen den beiden wäre interessant."

„Hatten beide noch viel in sich."

„Black Head hatte noch viel in sich."

„Black Head ist ja noch ganz trocken."

„Gegen Monkey kommt doch keiner an."

„So? Wenn Widding sich nicht so aus dem Rennen gelegt hätte, sollten Sie mal sehen."

„Da hätte es Geld gegeben! Klotzig!"

„Aber was erst verloren wäre."

„Ist auch so auf Barsoi."

An der Wage sah Widding in lauter gespannte Gesichter.

„Schade, Widding! Wir hätten es Ihnen alle gern gegönnt. War aber einfach tadellos, Ihr Vorstoß."

Er hatte das Gefühl, daß sie es ihm wirklich gegönnt hätten, daß er nun wieder rehabilitiert war, sein Name war in aller Munde. Es war das interessanteste und aufregendste Rennen des Tages gewesen. Der kritischste Moment des ganzen Tages.

„Wissen Sie," sagte Lembeck zu ihm, „ich bin so gespannt gewesen, als Sie da angeprescht kamen, ich hatte einen blauen Lappen auf Beckenstedt gesetzt, aber in dem Augenblick bin ich ganz mit Ihnen gegangen. Wirklich, da habe ich nicht daran gedacht, daß mein Geld auf dem Spiel stand. Ich glaube, das ist uns allen so gegangen. Wirklich, ich habe ein paar Sekunden nicht atmen können und weiß nicht, ob ich mich an dem Gebrüll beteiligt habe. Die Leute haben ja nicht gewußt, was sie gerufen, Beckenstedt und Widding wild durcheinander. Es war famos, Widding."

Und er drückte ihm krampfhaft die Hand.

Als der Prinz dem Sieger den Ehrenpreis überreichte, wurde auch Widding befohlen, und die Prinzessin sagte: „Es tut uns leid, Herr von Widding, daß wir nur für den Sieger einen Preis zu verteilen haben, aber da Sie ihn sich beinah errungen hätten, wollten wir Ihnen unsere Freude über Ihren Ritt aussprechen."

Er hatte die Hand geküßt, und nach ein paar Fragen nach Black Heads Abstammung wurde er mit den Worten verabschiedet: „Auf Wiedersehen, Herr von Widding. Hoffentlich gehen Sie das nächstemal nicht mit leeren Händen wieder fort."

Es war immerhin nett, und er hatte sich gefreut, daß er in den Kaiserpavillon gebeten war, wenn es ihm auch nichts einbrachte.

Als er sich unter dem Publikum befand, fiel noch manch eine Bemerkung als Zeichen, daß die Aufregung nicht so rasch abebbte, bis die Pferde für das nächste Rennen auf der Bahn erschienen.

Da war auch er für heute abgetan.

Aber er war entschlossen, von jetzt ab immer so ruhig ins Rennen zu gehen, erst nach dem letzten Sprung an den Sieg zu denken und sich so lange aufzusparen.

Black Head war prächtig gegangen, er sprang noch ein wenig hoch und gewann kein Terrain, weil er es ihm überließ, das Hindernis zu nehmen, aber er landete gut, und bei ihm konnte er den Sitz vorn auf dem Hals riskieren. Da war er vor einem unmotivierten Rumpler sicher. Und vor den grünenden Hecken hatte er gar keine Scheu mehr. Er hätte ihn doch auf Sieg reiten sollen.

Mister Walters trat an ihn heran und meinte schmunzelnd: „Nun, Herr Oberleutnant, was habe ich gesagt? Wir schicken ihn nach Hannover. Das Jagdrennen ist uns sicher, ganz sicher. Und auf Magdeburg steuern wir auch zu. Da müssen Sie selber aber in der Elb-Steeplechase im Sattel sein."

„Selbstverständlich!"

„Nun lassen Sie mich Wasser in Ihren Wein mischen. Für Sie persönlich war es ja prachtvoll, Ihre Überrumpelungsattacke. Aber Herr von Beckenstedt läßt sich nicht fangen. Aus rein praktischen Gründen hätte ich mich nicht so vorgewagt, sondern wäre als zweiter eingezoddelt, mit aufgepulltem Pferd. Nun ist morgen in allen Zeitungen von Ihnen und Black Head die Rede, und das ist nicht gut. Besser wäre es gewesen, wir stießen recht aus dem Dunkel vor. Aber Ihnen persönlich gönne ich's, und wenn das Publikum in seiner Angst nicht außer Rand und Band geraten wäre, hätte es Ihnen vielleicht gelingen können. Als Reiterstück glänzend, Herr von Widding, und Black Head könnte man gleich noch mal laufen lassen, so gut ist er auf dem Posten. Der braucht ernste Arbeit."

„Finde ich auch. Wir können ihn herannehmen."

„Tun wir auch. Er soll mir nicht feiern. Die achthundert Mark heute sind auch mitzunehmen, da können wir schon wieder ein paar Reisen riskieren."

„Wer reitet ihn in Hannover?"

„Ich denke Herr Leutnant von Deulen. Der hat neulich direkt darum gebeten, und ich habe zugesagt, weil ich weiß, daß die Herren gut bekannt sind."

„Ja, ich hatte schon mit ihm gesprochen."

„Herr Oberleutnant selbst müssen für die großen Ereignisse bleiben."

„Ich kann ja auch gar nicht immer fort, nur für die Sonntage."

„Ist auch nicht nötig. Wenn Herr Oberleutnant übrigens im vorletzten wetten wollen. Das macht Lovely. Die ist so weit, daß keiner dagegen ankommt. Ich habe sie bei der Morgenarbeit gesehen. Nichts zu wollen."

„Ich werde sie mir daraufhin mal ansehn."

„Mönch ist gar nicht auf dem Posten. Ich weiß gar nicht, weshalb sein Stall nicht sattelt. Ich hätte ihn zu Hause gelassen unter solchen Umständen."

„Schön, Mister Walters, und behandeln Sie mir heute Black Head gut."

„O Herr Oberleutnant, das ist ein Kind, wirklich, hat gar keine Unarten mehr wie sonst ein Hengst. Er läuft einem draußen nach und legt einem den Kopf auf die Schulter. Den kann man nicht fein genug anfassen, und ist dabei solch ein Kerl. Beine wie Eisen. Der wird uns so leicht nicht niederbrechen."

„Wäre ja schön, und es freut mich, Mister Walters, daß Sie meinen Gaul liebgewonnen haben."

„Ach, mit dem kann man machen, was man will, und gehorcht aufs Wort, ich habe ihn gleich abgeschoben. Er soll nicht unnötig in dem Gewirr und Staub hier sein. Hat gar keinen Zweck, ihn aus seiner Ruhe herausreißen."

„Ich komme bald mal wieder zu Ihnen hinaus, Mister Walters."

„Soll mich freuen, Herr Oberleutnant."

* * *

Widding stieg wieder oben hinauf auf die Tribüne, um sich das Hürdenrennen anzusehen. Im Vorbeigehen holte er sich ein Siegticket auf Lovely.

Er nahm sein Glas und besah sich die Pferde. Der Trainer hatte recht. Lovely schien gut auf dem Posten zu sein. Er hatte seinen Black Head offenbar in keine schlechten Hände gegeben. Der Mann verstand was von seinem Geschäft.

Er behielt auch recht. Lovely hielt alle ihre Gegner in Schach, in jeder Phase ging sie überlegen, wurde verhalten und siegte knapp, so daß die Uneingeweihten nicht wunder meinten, wie schwer ihr der Sieg geworden war. Aber sie war eben auf Kopfsieg geritten. Ein guter Jockei, wie Morne, konnte sich das gestatten.

Das brachte ihm nun auch ein paar Goldstücke ein. Wenn man es verstand, dann war wirklich leicht wetten. Aber man mußte hinter die Kulissen blicken können, sonst freilich tappte man im Dunkel.

Wenn er früh genug in seine Garnison zurückwollte, mußte er jetzt fort. So stieg er langsam die Treppe hinunter, vorn die Tribüne hinab an den Logen vorüber, die heute bis auf den letzten Stuhl besetzt waren. Als er den Logengang hinschritt, sah er unter einem großen Hut ein Paar dunkler Augen auf sich gerichtet. Er sah fest hin, sah nur diese Augen. Dann wurde er weitergeschoben.

Kannte er diese Augen?



Ein älterer Herr war mit in der Loge gewesen. Widding wollte umkehren, um zu sehen, ob es eine ihm bekannte Dame gewesen war, aber er kam gegen den Menschenstrom nicht an, und so ließ er es und ging weiter, denn in den Gängen quetschten die Leute sich aneinander vorüber, um hinunter auf den zertretenen Rasen zu gelangen, wo es langsam leerer wurde, denn die Damen hatten genug. Man mußte nach Haus, um sich für den Abend, für Theater oder Gesellschaft, umzuziehen.

Die Pferde zum letzten Rennen kamen ihm entgegen. Er ließ sie passieren und sah noch, wie die Flut der Neugierigen ihnen folgte, dann wurde es auf der weiten Fläche hinter den Tribünen leer.

Den Ausgängen zu lief ein ganz dünner Strom von Besuchern, denen es für das letzte Rennen zu spät wurde, oder die sich früh genug eine Fahrgelegenheit suchen wollten, einen Sitzplatz in einem der vielen Züge, die hier auf dem Rennbahnhof bereitstanden und beim Ansturm sofort überlaufen und überfüllt wurden.

Die Autos schossen den Hang hinunter nach der breiten Heerstraße zu, wo man das Hin- und Herflitzen der Wagen wie in einem Panoramaausschnitt sah.

Widding blieb vor dem kleinen Bahnhofsgebäude der Station Pichelsberge stehen, bis er seinen Zug von Berlin herankommen sah, der auf seiner kurzen Fahrt nach Spandau nicht sehr besetzt war. Als er in Spandau auf dem Bahnsteig auf und ab ging in Erwartung eines Zuges, dachte er, wie schade es doch gewesen, daß Gerda von Oettgen heute nicht mit dabei gewesen, daß sie in ihrer Krankenstube kaum etwas davon erfahren würde. Sein einstiger guter Kamerad.

Er hatte eine brennende Sehnsucht, sie wiederzusehen. Einmal heute auf der Rennbahn hatte er geglaubt, sie von weitem zu erblicken. Er wollte sich rasch durchdrängen, um zu ihr zu kommen, da fiel ihm ein, daß er sich irren mußte. Sie konnte es nicht sein, war noch immer an das Zimmer gefesselt, und es konnte Tage und Tage dauern, ehe er sie wieder zu Gesicht bekam.

Aber ein Lebenzeichen mußte er doch von sich geben. Jetzt durfte man ihr Blumen schicken, da sie schon auffein sollte. Die waren schwerlich mehr aus dem Krankenzimmer verbannt. Das wollte er gleich morgen tun und eine Karte beilegen, worin er etwas von dem beinah siegreichen Black Head schreiben wollte, damit sie wenigstens e t w a s erfuhr. Der Gedanke war s e h r gut, und er freute sich, ihn auszuführen. (Fortsetzung folgt.)

Ungarische Nationalspeisen.

Von D a g o b e r t W i n t e r.

Wenn die Ungarn im Weingenuß nicht mäßiger wären als wir Deutschen, dann könnte man auf die Vermutung kommen, sie essen nicht, um satt zu werden, sondern um desto besser trinken zu können. Denn ihre Nationalgerichte, wie das Gulaschfleisch, die Fischsuppe und das Paprikahuhn, sind so stark gewürzt, daß man sich nach deren Genuß des Durstes kaum erwehren kann; und ihre besseren Weine sind wieder so schwer, daß man vorsichtig damit umgehen muß. Der vornehme Madjar tut dies. Er teilt seinen Wein in zwei Kategorien: in „Tischweine“ und in „Bratenweine“. Die Tischweine pflegt er zu wässern, wodurch sie ihre Herbe verlieren. Er wässert sie aber nicht im Keller und heimlich, sondern auf dem Tisch und öffentlich. Er nimmt die Hälfte Wein und die Hälfte Wasser in sein Glas. Dies wird ihm erleichtert durch die vortrefflichen Mineralbrunnen, an denen Ungarn so reich ist. Die Bratenweine wässert der Ungar zwar nicht, aber er trinkt sie mit Vorsicht, etwa wie Liköre oder Dessertweine. So verfahren die höheren Stände. Dies schließt jedoch nicht aus, daß das eigentliche Volk gehörig trinkt, namentlich bei festlichen Gelegenheiten, bei den Wahlen usw.

Von den „feurigen Speisen“ ist in erster Linie das Gulyás-Hús zu erwähnen. Da in betreff seines Namens und seiner Beschaffenheit in dem Deutschen Reich noch immer mannigfache Irrtümer herrschen, so sind vielleicht einige Worte der Erläuterung am Platz.

Eine Hauptzierde und eine Hauptnutzbarkeit der ungarischen Pußten sind die Pferde- und Hornviehherden, die diese großen Weideflächen bedecken. Die Pferdeherde heißt Menes (sprich Menesch), die Hornviehherde Gulya (sprich Guja). Der Pferdeknecht wird Csikós (sprich Tschikosch), der Rinder- oder Ochsenhirt Gulyás (sprich Gujasch) genannt. Auch er, der Rinderhirt, behilft sich das ganze Jahr hindurch mit Hemd und mit Galyen, jedoch nicht von blauer, wie der Csikós, sondern von weißer Farbe. Daneben trägt er den kleinen Hut und die blaue Weste, die vorn mit einer Anzahl metallener Knöpfe besetzt ist. Bei großer Kälte bekleidet er sich mit einem weißen, wollenen Mantel oder mit dem Schafspelz. Letzterer wird bei niedriger Temperatur mit der Wolle nach innen, bei höherer nach außen getragen. Die Lederseite ist mit allerhand bunten Zieraten besetzt, die oft recht geschmackvolle Arabesken bilden. Das Gulasch hat also seinen Namen von den Rinderhirten. Ursprünglich heißt es Gulyás-Hús, Rinderhirtenfleisch, d. h. das Fleisch, das die Rinderhirten zu essen pflegen. Im Lauf der Zeit hat man dann das Endwort Hús abgeworfen.

In Österreich spricht man vom „Golasch“, in Deutschland, namentlich am Rhein, kann man auf den Speisekarten sogar „Kullasch“ lesen. Das wirkliche echte ungarische Gulasch wird bereitet, wie folgt:

Man stellt (bei Rinderhirten versteht sich das von selbst) unter freiem Himmel einen Kessel über das Feuer und schneidet frisches Ochsenfleisch in Würfelform hinein. Dann gießt man Wasser darauf, aber nicht zuviel. Denn eine Hauptsache ist es, daß das Wasser beim Kochen verdunstet bis auf einen Rest, der während des Kochens mit Salz, Paprika und ein wenig Kümmel gewürzt wird und eine vortreffliche Sauce abgibt. Alles Weitere ist vom Übel. Das ist das wirkliche Gulasch.

Aber selbst in Ungarn, in seiner Heimat, beginnt man bereits in den großen Hotels dieses vortreffliche und naturgemäße Gericht durch allerlei verschiedenartige Zutaten zu „verbessern“, und es ist nötig, daß man mit großem Nachdruck „Bauern-Gulasch“ fordert, um das Richtige zu bekommen. Man sieht, jeder gute Deutsche



kann sich auch zu Hause im Deutschen Reich sein Gulaschfleisch selbst herstellen lassen, und es wird eine Zierde seiner Küche sein.

Wie das Gulasch der Repräsentant des Landes, so ist Halászlé der Repräsentant des Wassers. Ungarn ist nämlich an Fischen ebenso reich wie an Rindern. Namentlich die untere Donau und die Theiß sind außerordentlich fischreich, nicht minder auch die zahlreichen Seen.

Der Plattensee hat eine Spezialität, den Fogasch (Fógas), auf deutsch Zahnfisch. Der Fisch hat nämlich ein spitzes Maul mit vorstehenden Zähnen. Er wird bis zu zwanzig Pfund schwer, und die Ungarn behaupten, es gebe nichts dem Ähnliches, weder in den übrigen ungarischen Gewässern noch sonstwo in der weiten Welt. Richtig ist es nun zwar, daß dieser Fisch einen außerordentlich feinen Geschmack hat, aber er erinnert doch sehr lebhaft an unsern nordischen Zander, und ich glaube, daß er auch mit ihm verwandt ist, obgleich der Zander nicht so groß wird.

Die Theiß ist so reich an Fischen, daß man behauptet, in ihrem untern Lauf enthalte ihr Bett ein Drittel Fische und zwei Drittel Wasser. In Deutschland hat man eine sprichwörtliche Redensart: wenn man sagen will, irgendein Ding sei in überreicher Fülle da, dann behauptet man, man habe davon so viel, „daß man die Schweine damit mästen könne". Diese Redensart trifft in Ungarn buchstäblich zu. Denn wenn die Theiß nach einer der häufigsten Überschwemmungen, die sie anrichtet, in ihr Bett zurückkehrt, läßt sie auf dem Überschwemmungsgebiet zahlreiche Fische in solcher Masse zurück, daß man die Sauherden dort auftreibt und sie mit Fischen füttert. Hier an der Theiß ist auch die Geburtstätte des Halászlé, jener ausgezeichneten Fischsuppe, von der ein Sachverständiger behauptet, sie sei so vortrefflich und kräftig, daß man einen toten Menschen wieder lebendig machen könne, vorausgesetzt, daß man ihn bewegen könne, sie hinunterzuschlucken. Die Zubereitung ist wie bei allen wahrhaft guten Dingen sehr einfach, fast so einfach wie beim Gulasch. Am besten wird sie von den Fischern selbst bereitet.

Während die Fischer die Netze auswerfen und einheben, lodert am Ufer ein lustig Feuer, über dem ein Kessel mit brodelndem Wasser hängt. Hier kocht die Fischerin die Halászlésuppe. Mit kundigem Auge mustert sie die gefangenen Fische. Sie sucht aus der Masse einzelne Sorten aus. Welche die geeignetsten für Halászlé sind, das ist ihr Geheimnis, das sie so wenig verraten würde, wie den Platz, wo Ludwig Kossuth vor seinem Übertritt auf rumänisches Gebiet die Krone des heiligen Stephan vergraben hat. Nur den vorsichtigsten und nachhaltigsten Forschungen meiner Reisegefährten war es gelungen, folgendes zu ermitteln:

Um die richtige Halászlésuppe herzustellen, bedarf es sieben Sorten Fische. Diese Sorten wechseln nach dem Ort und der Jahreszeit. Die Brühe wird mit Salz, ein wenig Kümmel und Paprika gewürzt und zusammengekocht, bis der größere Teil verdunstet und der Rest recht kräftig wird. Daneben wird tapfer gerührt und der Fisch verarbeitet, bis er eine püreeartige Masse bildet, in der nur noch einige hervorstehende Brocken schwimmen. So ist das Halászlé fertig.

Der Verliebte.

Mein Herz war wie ein leichter Ball
und zog mit allen Borden,
bald hier, bald dort, und überall
kam's gern zu Fall.
Nun ist es schwer geworden.

Ich möchte immer nur gehn und gehn,
so weit mich die Füße tragen.
Ich hab dir vieles zu gestehn,
was einst geschehn,
und kann es doch nicht sagen.

Der Mond geht auf, die Nacht ist nah,
die ersten Sterne brennen.
O wüßtest du, wie mir geschah,
seit ich dich sah,
du würdest mich nicht erkennen.

Ludwig Winder.

Mit dem Seelotsen hinaus vor die Elbmündung.

Von Gustav Hopf. — Hierzu 9 Aufnahmen.

Am Lotsenwachthaus zu Kuxhaven herrscht reges Leben. In kleinen Gruppen kommen die Lotsen, meist breitschultrig kräftige Gestalten, holen den schwarzen Oelrock und den Oelsack hervor und streben dem kleinen Dampfer zu, der am Bollwerk vertäut liegt. Einem kräftigen Seeschlepper gleicht dieser an Größe und Bauart, nur der ungewöhnlich starke Ladenmast und das rechts und links neben ihm fehlende Schanzkleid zeigen dem Kundigen, daß es der Tonnenleger „Neuwerk" ist, der nun die Lotsen hinaus zur „Lotsgalliot", dem Feuerschiff „Elbe 3", bringen soll.

Wohl 25—30 Lotsen sind inzwischen die steile Lauftreppe hinabgestiegen, und die Lotsordonnanz, ein Mann im schlichten blauen Seemannsrock, der mit der „Börtliste" in der Hand jeden Ankömmling angemerkt hat, meldet: „Nu sünn's all dor! —" Bald sind die Trossen gelöst, die Leiter weggeräumt, und die „Neuwerk I" gleitet den „Alten Hafen" hinab, rundet in kurzer Kurve das Bollwerk der „Alten Liebe" und läuft dann, „voll Kraft" einsetzend, mit dem Ebbstrom in flotter Fahrt dem Meer zu.

Vorbei geht's an den auf der Reede sich wiegenden Seglern, kleiner und kleiner werden Kuxhavens Wahrzeichen, achteraus gleiten der Leuchtturm, die Türme der Kirchen, die roten Dächer der Kasernen und endlich auch die anfangs weit vorn aufragende „Kugelbake". Bald geraten wir in einen Schwarm Fischewer, Kuxhavener Krabbenfischer vor allen, die hinaus zum Fang ziehen, hochauf ragt zwischen diesem Kleinvolk das mächtige braune Kuttersegel eines Finkenwärders.

Dann leuchtet im Norden der lange hellgelbe Streifen des Großvogelsands aus dunklem Meeresgrund auf.

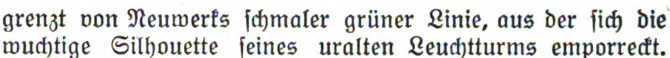
Die Küste tritt weit zurück, doch das Fahrwasser ist nur schmal und voller Tücke. Nur wenig Raum bleibt zwischen den schwarzen und den roten Seetonnen, die





Lotsschoner „Elbe 2“ kehrt nach fünfwöchig. Außendienst
zu 14tägiger Ruhepause in den Hafen zurück.

das schiffbare Wasser zur Rechten und zur Linken begrenzen, denn auch im Süden dehnt sich der mächtige Scharhörnsand, am fernen Horizont be-



grenzt von Neuwerks schmaler grüner Linie, aus der sich die wuchtige Silhouette seines uralten Leuchtturms emporreckt.

Hinter uns bleiben die Leuchtschiffe „Elbe 5“ und „Elbe 4“, langsam wächst vor uns auf der feuerrote Rumpf der „Elbe 3“, der Lotsgalliot, wie dieses Fahrzeug auch genannt wird.

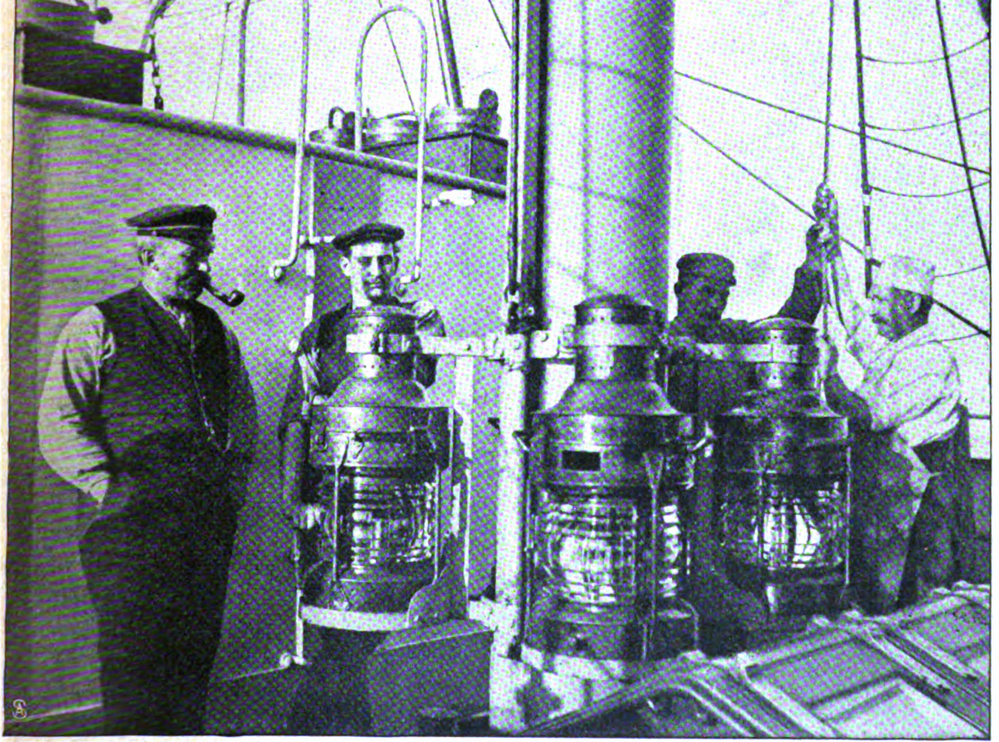
Nach gut einstündiger Fahrt liegen wir dann längsseit. Leise wiegen beide Schiffe nebeneinander auf und ab; bald überragt sie uns hoch, die rote Bordwand, bald klimmt



Lotsfahrzeuge
im alten Hafen von Kuxhaven

unser schwarzer Dampfer an ihr hinauf. Aber Fallreep und bequeme Schiffstreppen kennt man hier nicht. Feste, aus dem Schiffskörper herauswachsende Querrippen dienen den Füßen als Stützpunkt, kräftige Taue, die über die Bordwand gehängt sind, bieten Handhabe, und mit überraschender Behändigkeit entern selbst ältere Lotsen die tanzende und schwingende Bordwand empor.

Die Landratte ist überrascht von dem freundlich einladenden Bild, das unser Feuerschiff bietet. Leuchtende Farben, blitzende Sauberkeit überall.



Bei Lampensetzen auf „Elbe 3“.

Lachende, frische Gesichter, Scherzreden fliegen hin und her, durch die offene Kambüsen- (Küchen-)tür sehen wir den Koch in weißer Schürze und Mütze eifrig hantieren, sehen den rotgoldenen Glanz kupferner Geschirre.

Unsere Lotsen haben bald ihre Mäntel und Handtaschen nach unten gebracht und kommen nun in blauer Drillichhose und Hemdärmeln, behaglich ihr Pfeifchen schmauchend, an Deck. Denn noch ist vom weißen Lotsdampfer „Simon von Utrecht“, der sie auf die weit draußen kreuzenden Lotsschoner bringen soll, nichts zu erblicken.

Noch während der Mittagzeit ertönt der Ruf: „He kummt“, der ersehnte Dampfer nämlich. Alles rüstet sich eilig, unser Feuerschiff zu verlassen, nur vier Lotsen, deren Namen heute als letzte auf der „Börtliste“ stehen, müssen hier bleiben, damit einkommende Schiffe, die, durch widrige Umstände gehindert, draußen keinen Lotsen übernehmen konnten, auch hier noch Gelegenheit finden.

Rasch ist das schon außenbords hängende Großboot zu Wasser geführt. Wohl 15 Lotsen sind hineingeklettert, und zwei Matrosen lenken mit Hilfe langer schwerer Riemen (Ruder) das Boot dem jetzt ganz nahe haltenden Dampfer zu, wobei sie geschickt die Strömung nützen. Eine Trosse fliegt vom Dampfer ins Boot, im Nu ist sie festgemacht, und schon klimmen die Lotsen die Bordwand empor. Das Boot kehrt zurück, aber gegen die Strömung können die beiden Matrosen natürlich das schwere Fahrzeug nicht voranbringen. Darum schleppt es der Dampfer in rascher Fahrt heran, nun ist's gerad neben dem Feuerschiff, los wirft man die Trosse, und im gewandten Schwung kehrt das Boot zum Feuerschiff, um die noch dort gebliebenen Lotsen zu holen.



Der Koch auf „Elbe 3“.

Die Lotsen verlassen im Großboot „Elbe 3“
und setzen über zum Lotsdampfer „Simon von Utrecht“.

Jetzt sind die letzten „über“, der Maschinentelegraph ertönt, und unser „Simon von Utrecht“ gleitet wieder seewärts, um seine übernommenen Lotsen an die weiter draußen zwischen Helgoland und Norderney kreuzenden Schoner zu geben.

„Elbe 2“ steht in großen schwarzen Lettern an der Bordwand unseres Schiffchens geschrieben. Durch diese Aufschrift unterscheidet es sich nämlich von seinem Bruder, dem „Kapitän Karpfanger“, der in dieser Woche dienstfrei im Hafen ruht. Lustig flattert im Heck des Deutschen Reiches Dienstflagge mit dem Hamburger Wappen in der Ecke, hoch oben aber im Großtopp steht unter dem „Flügel“, einem breiten roten Wimpel, den jedes Lotsfahrzeug führt, die alte Flagge der „hamburgischen Admiralität“. Es ist die gleiche Flagge, die Hamburgs unerschrockene Konvoikapitäne allen Gefahren und raublustigem Gesindel zum Trotz seit Anfang des 17. Jahrhunderts sicher übers blaue Wasser führten.



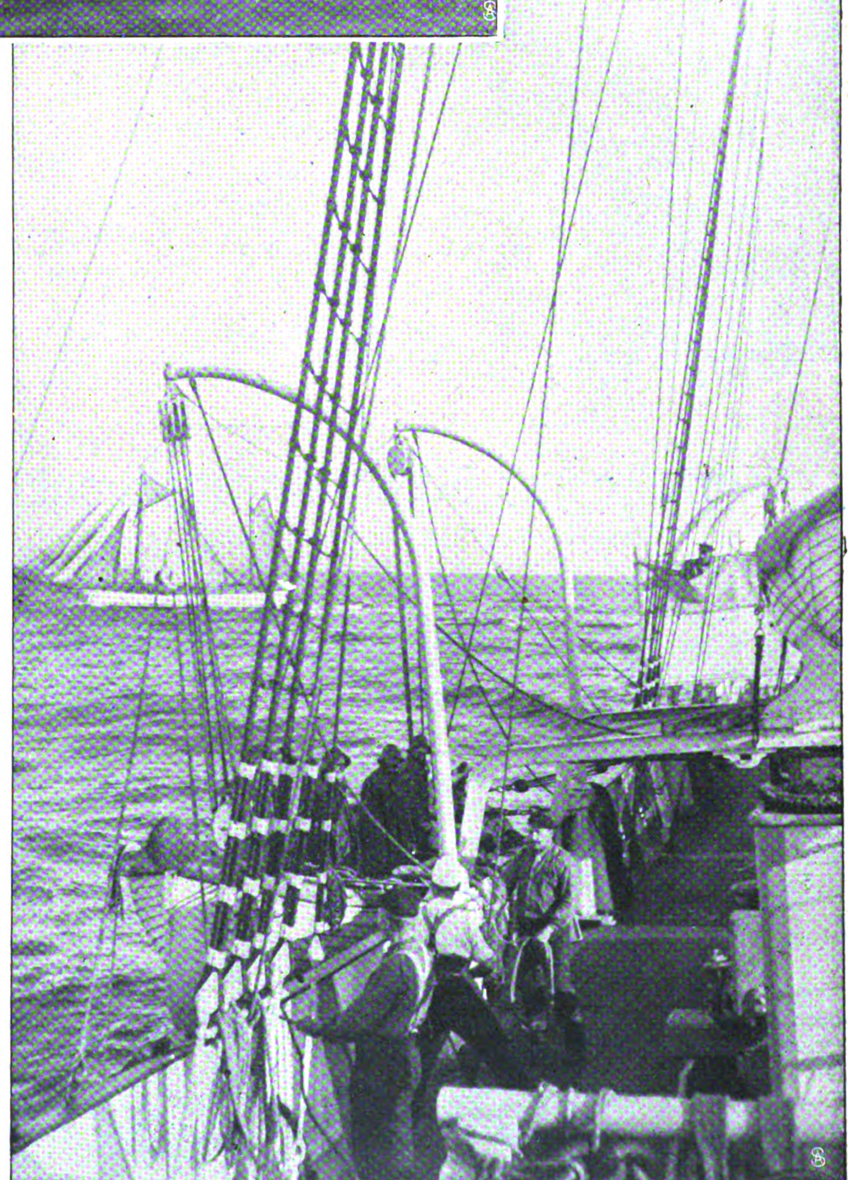
Die Lotsen gehen an Bord eines Lotsschoners.



Der Lotse wird mit dem Motorboot des „Simon v. Utrecht“ an Bord eines einkommenden Handelschiffes „versetzt“.

In ruhiger Fahrt gleiten wir einem großen einkommenden Dampfer entgegen. Im Vortopp hat er die weiß umrandete Nationalflagge geheißt; sie sagt uns, daß er die Kette der draußen kreuzenden Schoner durchfahren hat, ohne einen solchen gesichtet zu haben. Möglich ist es aber auch, daß sein Kapitän damit rechnete, den Lotsdampfer doch noch anzutreffen, und es darum vorzog, einstweilen ohne Lotsen weiter zu fahren, denn weit rascher erledigt sich hier der Verkehr zwischen beiden Dampfschiffen als draußen mit dem Segler, zumal seitdem der Dampfer mit einem kräftigen Motorboot ausgerüstet ist. Ein Matrose hat inzwischen die Admiralitätsflagge etwa auf halbstock gesetzt, ein Zeichen, daß unser Kapitän dem einkommenden Seeschiff einen Lotsen geben will. Der Maschinentelegraph ertönt, schon sitzen der Lotse und zwei Bootsleute im ausgeschwungenen Motorboot, jetzt stoppt der „Simon“, das Boot gleitet zu Wasser, puffend springt der Motor an, und im eleganten Bogen geht es nun hinüber mit rascher Fahrt. Bald tanzt es neben der hoch aufstrebenden Bordwand des fremden Schiffes, der Lotse hat behende die lang herabhängende Strickleiter erfaßt und klimmt langsam in die Höhe.

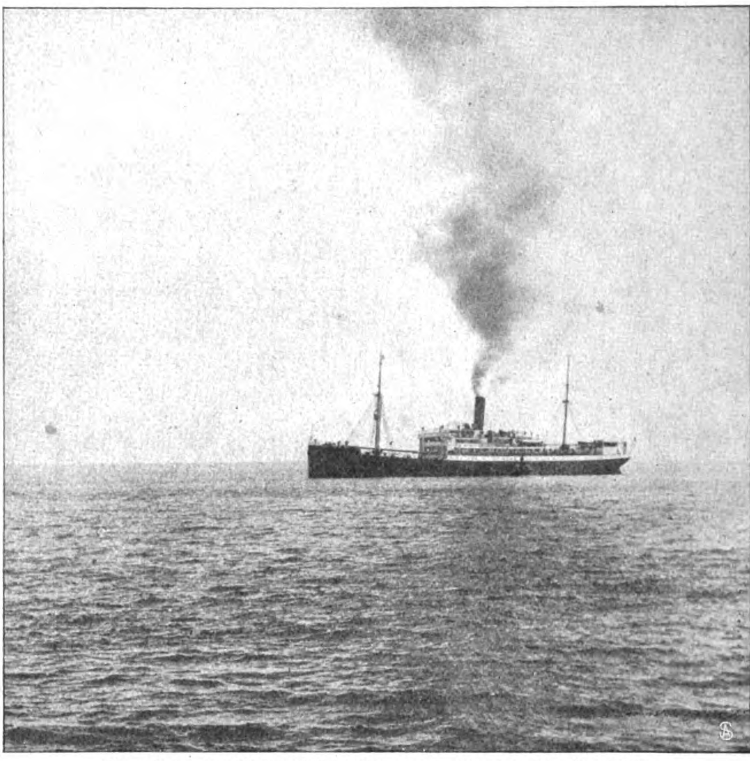
Unser Boot ist inzwischen zurückgekehrt und mit Hilfe einer „Bootsheißmaschine“ im Nu wieder an Bord genommen. Drüben hat der Lotse die Kommandobrücke erstiegen, ein kräftiger Händedruck, ein kurzes orientierendes Antwortgeben, und er hat das Kommando sowie die Verantwortung über den Fremdling übernommen. — Wir setzen unsere Fahrt fort, bedienen in der gleichen Weise noch einige Dampfer und Segler und streben nun auf jenen weißen Schoner zu, der mit eingezogener Admiralitätsflagge — weil er alle seine Lotsen vergeben hat — vor uns am Wind treibt. Bald haben wir ihm mit Hilfe



„Großboot klar“ auf „Elbe 3“.

unseres Motorbootes zehn Lotsen hinübergeschickt, und er kann wieder seewärts kreuzen.

Sobald der Lotse auf der Brücke des einkommenden Schiffes steht, beginnt sein Dienst. An Bord der Lotsfahrzeuge war er Passagier und durfte nur zu einigen wenigen Arbeiten herangezogen werden, zu denen die Hände der kleinen Besatzung allein kaum reichten. So zum Beispiel an Bord der Schoner zum Segelbergen. Sonst ist seine Ruhe unbedingt zu wahren, denn möglichst frisch soll er an seine schwere, verantwortungsvolle Aufgabe gehen und das einkommende Schiff sicher durch die zahllosen Fährnisse der Elbmündung leiten. Wahrlich keine Kleinigkeit, zumal wenn Nebel oder widrige Winde die Navigation erschweren und die Fahrt hemmen. Dabei bedenke man, daß er dort keine Ablösung findet, bevor er das Fahrzeug nach Brunsbüttel geführt hat, wo von der Mündung des Kaiser-Wilhelm-Kanals her ein kleiner Versetzdampfer ihn abholt und den Elblotsen an Bord bringt. Von hier aus kehrt dann der Seelotse mit einem Dampfer der Kuxhaven-Brunsbüttel-Linie heim, wenn es ihn nicht trifft, daß er noch einen just aus dem Kanal kommenden Dampfer — „'nen Zegenheimer", wie sie alle dorther kommenden Schiffe nennen — wieder seewärts bis zum 2. Elbfeuerschiff bringen muß, wo dann aber sein Dienst vorläufig endet, und von wo aus er unbedingt erst wieder nach Kuxhaven heimkehren muß.



Der Lotse verläßt auf der Elbe das eingebrachte Seeschiff.

****

Große und berühmte Sternwarten der Erde.

Astronomische Plauderei von Felix Erber. — Hierzu 11 Aufnahmen.

Wenn wir in der „Geschichte der Menschheit", die ja auch das Barometer für deren geistige Entwicklung darstellt, so weit hinabsteigen, daß uns mehrere Jahrtausende von der Gegenwart trennen, dann sehen wir, wie alle Völker, die Anspruch auf den Namen eines Kulturvolkes erhoben, „Kultstätten" der Wissenschaft gegründet haben! Je intensiver sich ein Kulturvolk in irgendeinen Wissenzweig versenkte, und je mehr es diesen betrieb, um so großartiger waren auch die Stätten, die es dafür schuf. Diese Tatsache ist nicht bloß dem grauen Altertum, sondern auch der Neuzeit eigen.

Zu den Wissenzweigen nun, die seit uralter Zeit mit Sorgfalt gehegt und mit Liebe gepflegt wurden, gehört ganz besonders die Astronomie. Anfangs war sie als „Sterndeutung" mit der Religion vereinigt, und ihre Ausübung gehörte zu den vornehmsten Aufgaben der Priester. Erst später wurde das anders! — Darum waren auch die ersten „Kultstätten Uranias" die Tempel, von deren Terrassen aus die sternkundigen „Diener der Götter" der Lichter Lauf am Himmel und ihre Stellung zueinander beobachteten und verfolgten!

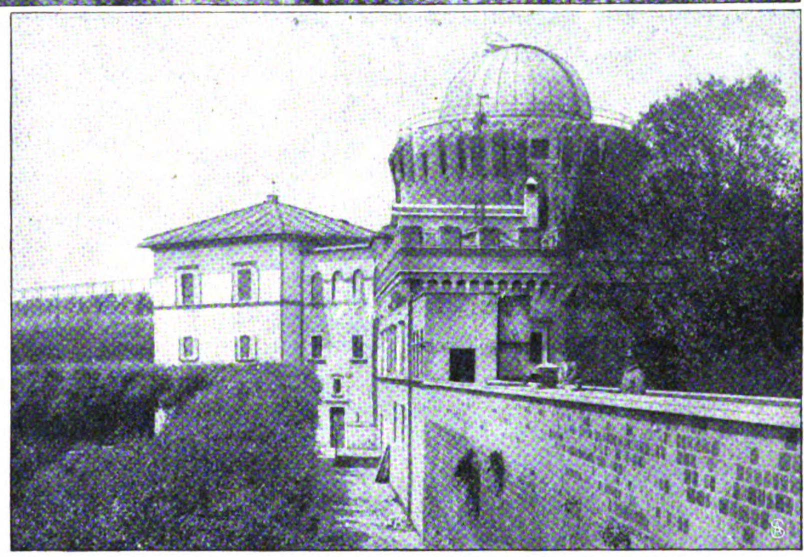
Durch lange Zeiten hindurch finden wir also in Babylon, in Aegypten, bei den Inkas, den Druiden und wohl auch in China diese beiden Wissenzweige, die sich das „Jenseits von uns" als Ziel ihrer eifrigen Arbeit und Mühe auserwählt hatten, in engster Harmonie miteinander verbunden, und jener „Turm zu Babel", von dem die Bibel weiß, war nichts anderes als eine Tempelsternwarte. In sieben Terrassen baute sie sich auf und erhob sich zum Blau des Firmaments! — Oben auf der Plattform der letzten Terrasse aber soll ein Spiegel aus poliertem Stahl gestanden haben, in dem man das Bild der Sonne, des Mondes und der nächtlichen Sterne auffing und betrachtete. So melden es uns uralte Fragmente, die in weltabgeschiedenen Klöstern des tibetanischen Hochlandes aufbewahrt und heilig gehalten werden. —

Von den Tempelterrassen stiegen die Himmelsbeobachter dann mit ihren recht primitiven Hilfsmitteln auf die Plattformen der Häuser und auf Türme hinauf. Die großartig eingerichtete Universität zu Alexandria, die der fanatische Kalif Omar II. im Jahr 640 n. Chr. vollständig in Trümmer legte, besaß eine solche auf einer Plattform eingerichtete Sternwarte, und auch in Bagdad und Damaskus finden wir um die gleiche Zeit derartige Observatorien.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ließ der gelehrte Maharadscha Dschaisingh II. von Dschaipur in



1. Totalansicht der Vatikanischen Sternwarte (Specola vaticana) in Rom.



2. Der Leoninische Turm der Specola vaticana in Rom.

Delhi, Muttra, Benares und in seiner Residenz große Bauwerke und steinerne Instrumente zum Zweck der Himmelsbeobachtung aufführen, deren Ueberreste noch heute die Bewunderung der Forschungsreisenden erregen. Ueber die „Sternwarten des Maharadscha" hat kürzlich Severin Notti ein sehr beachtenswertes Buch geschrieben.

Turmsternwarten besaßen um die Mitte des 17. und gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Städte Danzig, Nürnberg, Kopenhagen und Breslau; aber alles das sollte mit einem Mal anders werden, als das Fernrohr erfunden war und immer mehr vervollkommnet wurde. Die Astronomie wurde dadurch in ganz neue Bahnen gelenkt und mit ihr die ganze Beobachtungskunst des Himmels. — Die Teleskope, die man nun in immer größeren Dimensionen erbaute, verlangten zunächst eine feste und eine von den Räumen, in denen oder auf denen sie untergebracht waren, völlig unabhängige Aufstellung. Man mußte also mit Grundsätzen brechen, die frühere Zeiten angewendet hatten. —

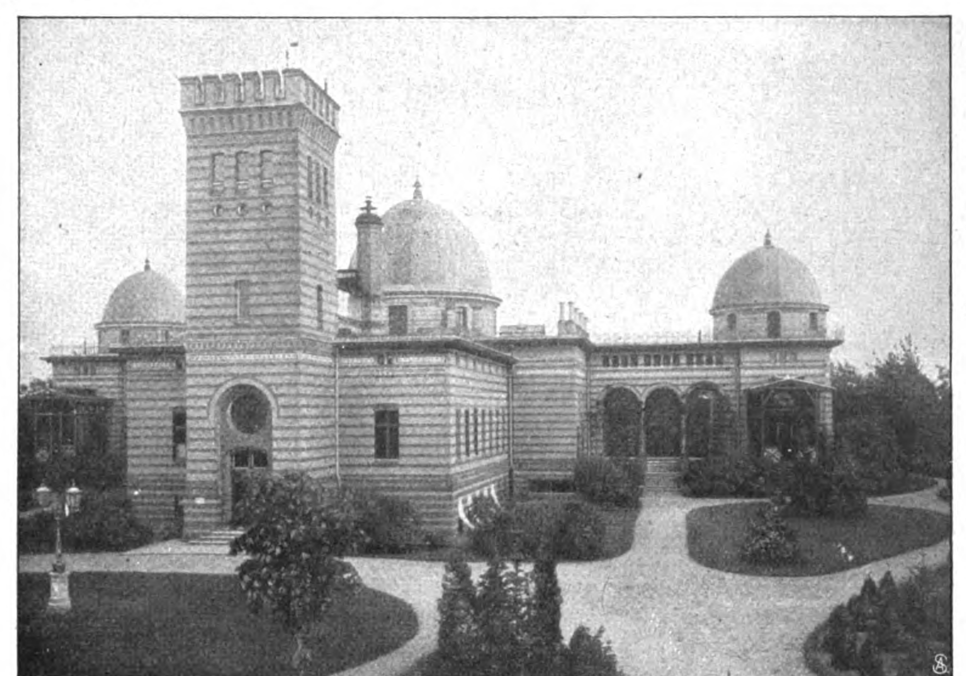
Die idealste Aufstellung eines astronomischen Fernrohres ist ohne Zweifel die unter freiem Himmel, aber diesem Idealismus läßt sich nur bei kleinen Instrumenten Rechnung tragen. Die großen Teleskope kann man nicht so ohne weiteres von Ort zu Ort tragen, auch müssen sie vor Nässe geschützt werden, damit die feinen Metallteile an ihnen nicht verrosten.

Deshalb stellt man sie in domartigen Gebäuden, die metallene Kuppeln krönen und so in ihrem Aeußern an das Morgenland gemahnen, auf.

Diese Gebäude werden stets weit weg von einer Stadt und in der Neuzeit mit Vorliebe auf Hügeln, Bergen oder inmitten großer Parkanlagen errichtet. Die Maßnahme ist nicht ohne Bedeutung. Die Präzisionsmessungen, die mit den großen Instrumenten vorgenommen werden, hassen nämlich jede Erschütterung des Erdbodens. In einer Stadt aber



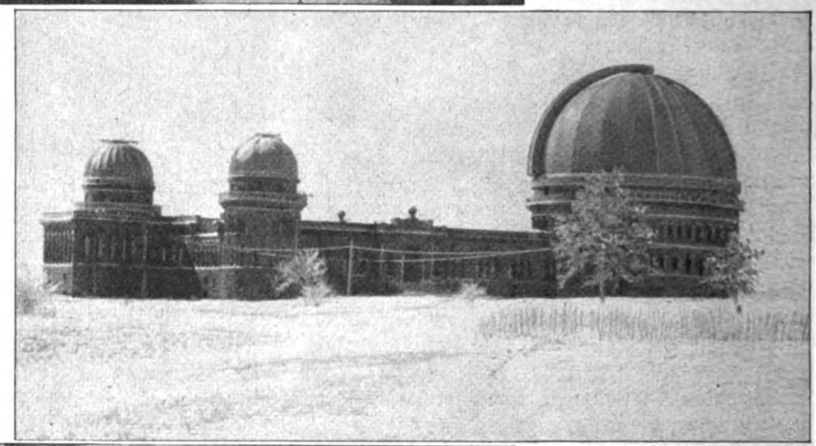
3. Die Kaiserliche Sternwarte in Straßburg (Elsaß).



4. **Das Astrophysikalische Observatorium** auf dem Telegraphenberg bei Potsdam.

oder in der Nähe eines sehr belebten Ortes ist es weder bei Tage noch bei Nacht ganz ruhig. Eisenbahnzüge jagen mit Gepolter durch die Landschaft, elektrische Wagen fahren unaufhörlich durch die Straßen und mit ihnen andere Gefährte.

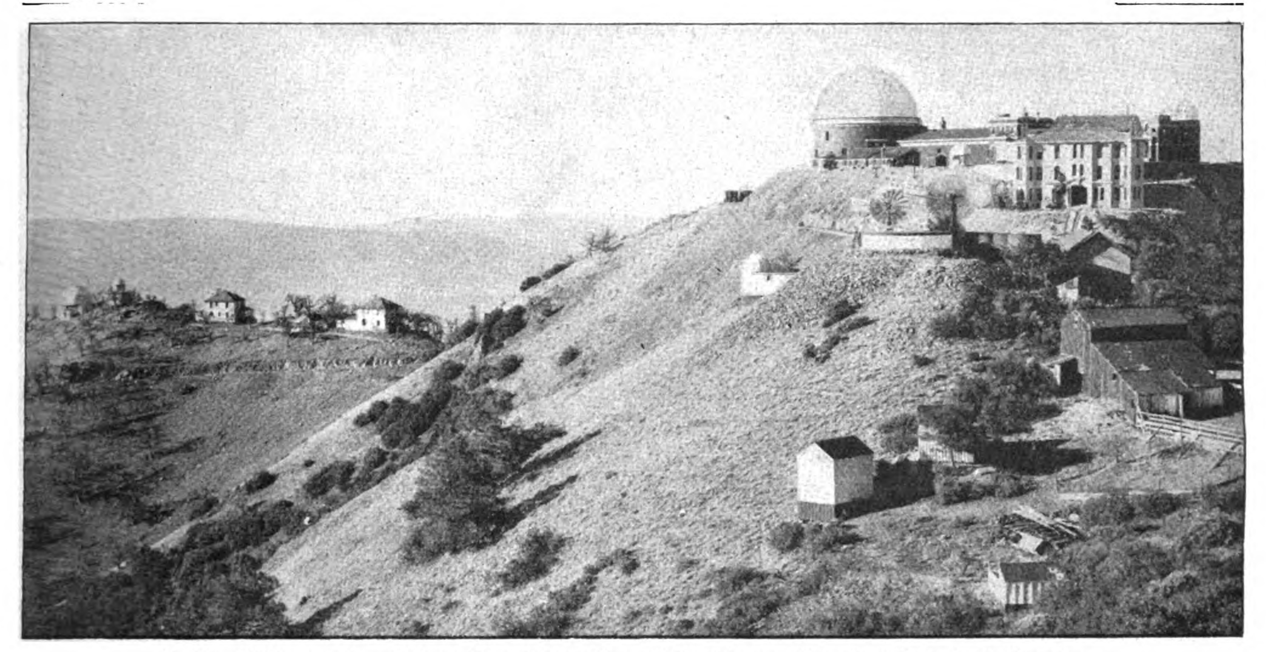
In den Lärm mischt sich dann noch das Getöse der Räder in den Maschinensälen der Fabriken. Alles das macht weithin den Erdboden erzittern. Diese Erschütterungen aber übertragen sich sofort auf die subtilen Instrumente des Himmelsforschers. Wenn man nun bedenkt, daß ein Gebiet von der Breite eines Menschenhaares, das man in deutlicher Sehweite von unserm Auge hält, auf der Sonne bereits ungefähr den Durchmesser unseres Erdballs, auf α Centauri — dem nächsten Nachbar unserer Sonne — aber schon sechzehnmal zwanzig Millionen Meilen im Durchmesser faßt, dann begreift man, welch große Bedeutung die unbedingte Ruhe bei allen astronomischen Messungen hat und haben muß.



5. **Die Yerkessternwarte** in Williamsbay bei Chikago.

6. **Die Königliche Sternwarte in Greenwich bei London.**

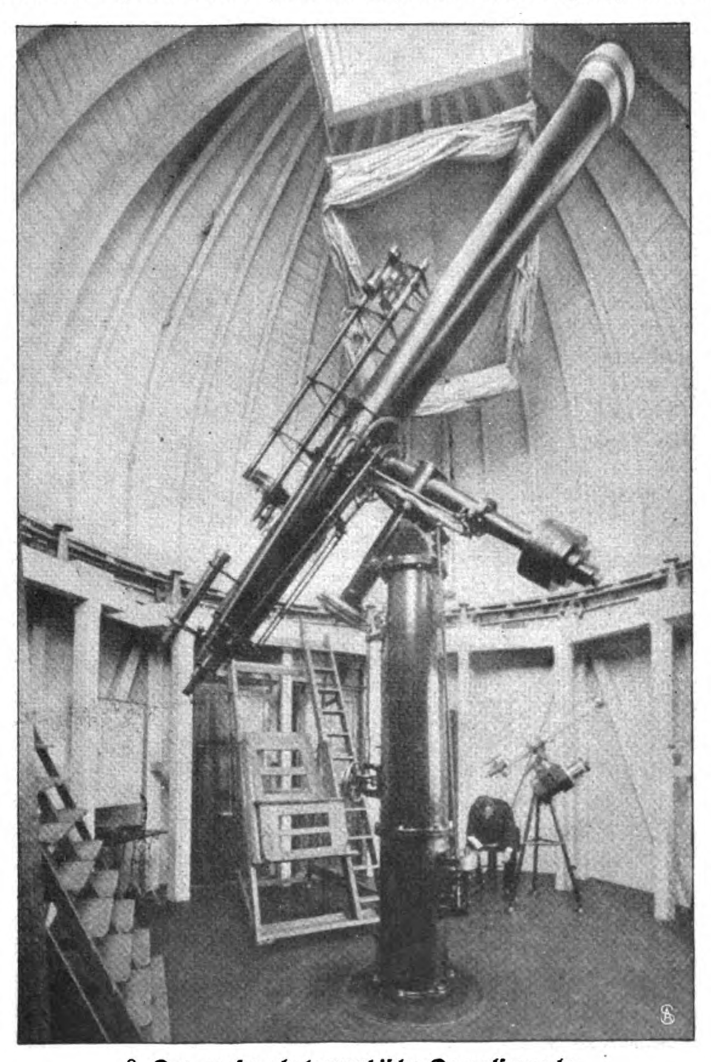
Am liebsten wählt man für die Erbauung eines modernen Observatoriums eine sandige Gegend aus, weil sich im Sand am schnellsten die Erschütterungen verlaufen, und man umgibt es in der Ebene mit einer Parkanlage, um die Reflexerscheinungen des Erdbodens abzudämpfen, und um die Rauch- und Staubwolken, die aus den Fabrikschloten, von den Bahnhöfen und von der Landstraße her aufsteigen, fernzuhalten. Den Meridiankreis — das Instrument, dem unsere



7. **Die Lickſternwarte auf dem Mount Hamilton, nicht weit von San Franzisko in Kalifornien.**

öffentlichen Uhren die richtige Zeit verdanken — ſtellt man neuerdings — in Kiel iſt es der Fall — ganz unterirdiſch. Ebenſo bringt man die Hauptuhr der Sternwarte zur Erreichung der Konſtanz der Temperatur im Keller unter, denn das Pendel iſt das feinſte Meßwerkzeug des Aſtronomen, deſſen Genauigkeit er mit der allergrößten Sorgfalt umgibt.

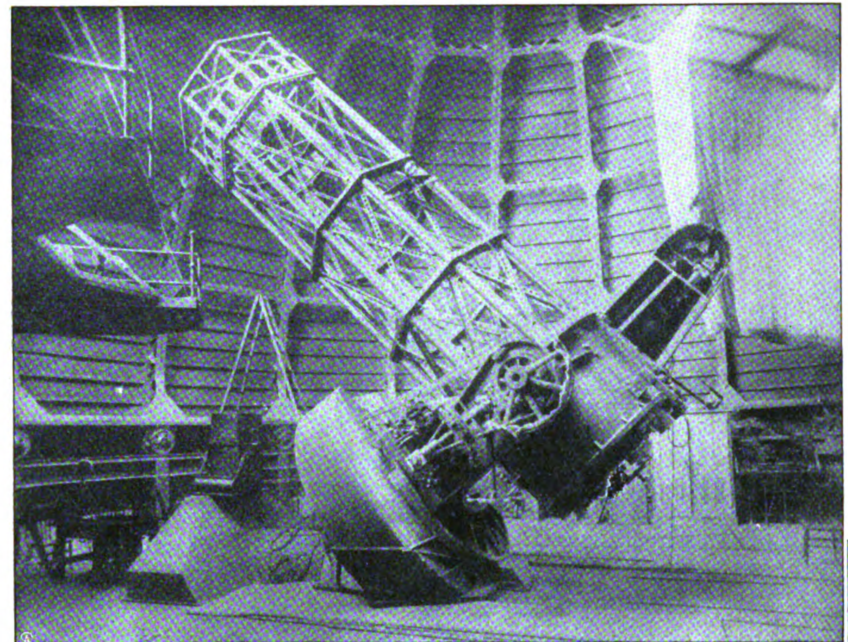
Der größte Feind aller aſtronomiſchen Beobachtung iſt die Luft. Wird ſie erwärmt, dann fangen die Bilder im Fernrohr an zu zittern, und der Ausblick nach den Sternen wird getrübt, wenn nicht ganz unmöglich gemacht. Der moderne Himmelsforſcher eilt darum mit ſeinen Inſtrumenten hinauf in die Berge, wo die Luft rein, lichtdünn und klar iſt. Dort erzielt er die beſten Reſultate, und in moderner Zeit ſind eine ganze Anzahl von Sternwarten — darunter die bedeutendſten — auf Bergen erbaut worden, ſo die zu Potsdam, die Lickſternwarte bei San Franzisko, die zu Nizza und die zu Pulkowa bei Sankt Petersburg.



8. **Das große photographiſche Doppelfernrohr**
des Aſtrophotogr. Obſervatoriums der „Techniſchen Hochſchule" in Charlottenburg bei Berlin.

Zu den ſchon genannten Uebelſtänden, mit denen die Sternwarten in der Ebene zu kämpfen haben, geſellt ſich noch das „Stadtlicht", das die zahlloſen elektriſchen Bogen- und Gaslampen erzeugen, und das lichtſchwache Sterne, Nebelflecken und teleſkopiſche Kometen völlig unſichtbar macht.

Die metallenen Kuppeln, die die Beobachtungsräume bedecken, ſind mit einem vertikalen, verſchließbaren Einſchnitt verſehen. Er reicht über das Zenit hinaus. Durch dieſen Spalt wird das Fernrohr den Geſtirnen zugewendet. Außerdem ſind die halbkugelförmigen Wölbungen drehbar, und zwar ruht ihr unterer Rand dort, wo er auf dem Mauerkranz aufſitzt, auf Rädern, die oft noch in einem trogartigen Baſſin laufen. Man füllt dieſes im Winter mit einer Miſchung von



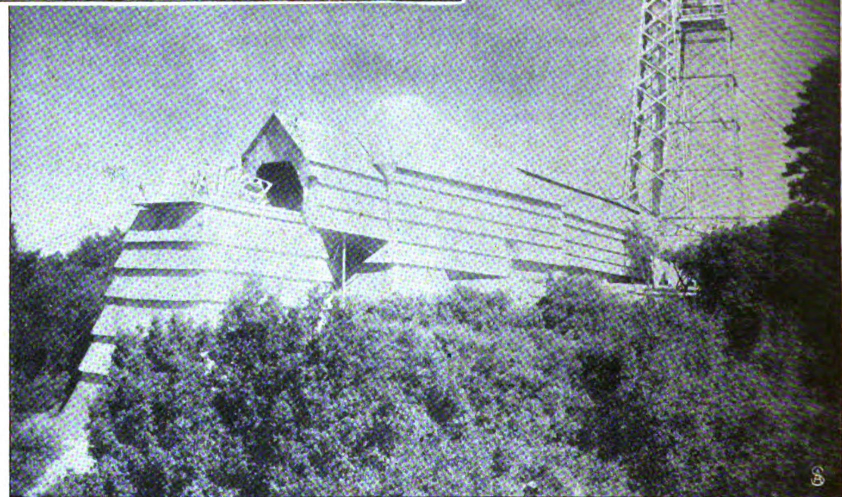
9. **Das größte Spiegelteleskop der Welt.** Hauptinstrument der Sonnenwarte auf dem Mount Wilson.

So wiegt zum Beispiel die metallene Wölbung, die den Lickrefraktor, das zweitgrößte Teleskop der Erde, überdeckt, 90000 Kilogramm und besitzt eine Höhe von 25 Meter.

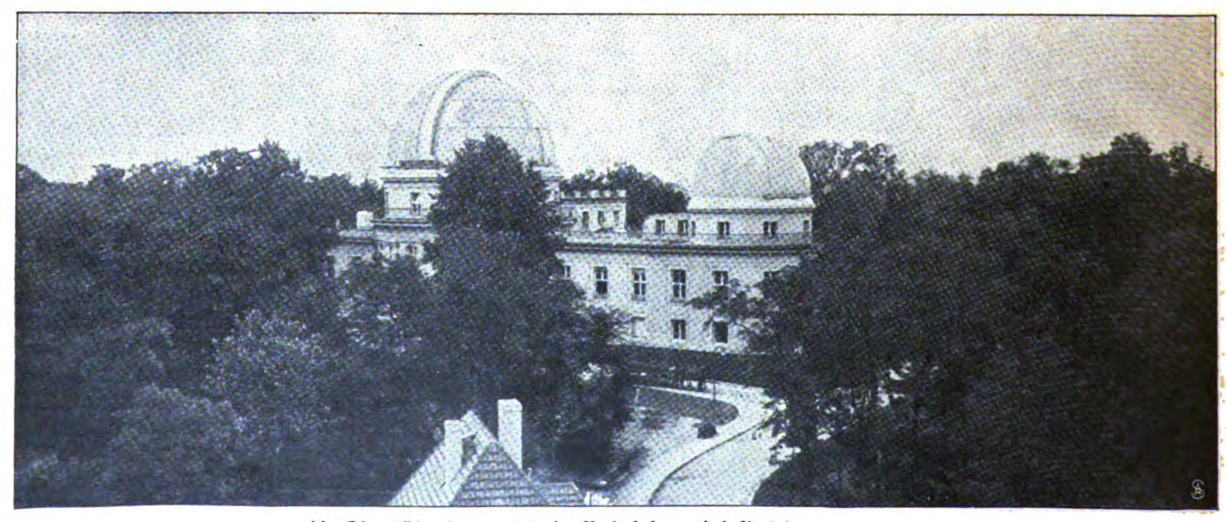
An Stelle der Kuppeln verwendet man auch Trommeldächer. Sie stellen die Verbindung eines flachen Kegels mit einem Zylinder dar, und solche Trommeldächer besitzen die Sternwarten zu Pulkowa bei St. Petersburg, zu Odessa, zu Charkow und zu Cincinnati. Weder Kuppel noch Trommeldach deckt das Riesenfernrohr zu Treptow bei Berlin. Die eigenartige Aufstellung dieses Instruments läßt eine Kuppel

Wasser und Chlorkalzium an, und dies soll das Einfrieren der Räder und somit der ganzen Kuppel verhindern. Durch eine elektrische oder hydraulische Vorrichtung läßt sich die ganze Kuppel leicht im Kreis herumdrehen.

In der Regel steht unter der größten Kuppel der Refraktor, der sowohl zum Durchmustern des ganzen Firmaments als auch zum Photographieren und zu spektralanalytischen Studien verwendet wird. Die Kuppeln haben oft einen beträchtlichen Durchmesser und ein enormes Gewicht.



10. **Die Sonnenwarte auf dem Mount Wilson bei Pasadena in den Vereinigten Staaten.**



11. **Die Höhensternwarte in Babelsberg bei Potsdam.**

nicht zu, sondern das Teleskop wird nach Schluß der Beobachtung horizontal auf die Plattform des Gebäudes umgelegt und mit einem Schuppen zugedeckt.

Die erste Sternwarte auf dem Festland, die einigermaßen den modernen Anforderungen entsprach und im Lauf der folgenden Zeit eine große Berühmtheit erlangte, war die zu Paris. Sie wurde im Jahr 1671 erbaut, aber bis zur Gegenwart mehrfach umgebaut. Im Jahr 1675 erstand das Observatorium zu Greenwich bei London, zunächst als Marinesternwarte. Es ist dadurch weltbekannt geworden, daß durch die optische Achse seines großen Meridianfernrohrs der „Nullmeridian" geht.

In Deutschland legte der Astronom Zach im Jahr 1791 den Grund zur ersten modernen Sternwarte, und zwar zu einem Bergobservatorium auf dem Seeberg bei Gotha. Die Gründung der alten Berliner Sternwarte auf dem Enckeplatz fällt in das Jahr 1832. Da aber dieses Universitätsinstitut — inmitten der Weltstadt — immer unzulänglicher für exakte wissenschaftliche Beobachtungen wurde, hat man es im Jahr 1913 nach Babelsberg verlegt. Das neue Observatorium dort, zu dem unser Kaiser den Platz schenkte, ist eine Höhensternwarte und in einer den modernsten Anforderungen Rechnung tragenden Weise ausgestattet worden.

Spektralanalyse und Himmelsphotographie haben in den letzten dreißig Jahren einen solch ungeahnten Aufschwung genommen, daß wir heute Observatorien besitzen und errichten, in denen nur diese beiden jüngsten Zweige der uralten Astronomie gepflegt werden.

Berühmte astrophysikalische Observatorien, in denen vorzugsweise nur spektralanalytische und astrophotographische Beobachtungen gemacht werden, sind die zu Potsdam, zu Nizza, zu Heidelberg, zu Meudon bei Paris und zu Pulkowa bei St. Petersburg.

Das erste Institut, das sich nur mit Himmelsphotographie befaßt, ist vor wenigen Jahren bei uns in Deutschland erstanden, und zwar im Observatorium der „Technischen Hochschule" in Charlottenburg.

Die Amerikaner waren die ersten, die daran dachten, eigene Observatorien für das Studium und die Erforschung der großen Vorgänge auf der Sonnenoberfläche zu erbauen. Sie gaben ihnen den Namen „Sonnenwarten", und die bedeutendste befindet sich auf dem Gipfel des Mount Wilson bei Pasadena in Nordamerika. Es ist eine Stiftung des weltbekannten Philanthropen Andrew Carnegie.

Vor einigen Jahren ist noch eine Sonnenwarte, die bisher ganz Hervorragendes leistete, von den Engländern auf den Palanihöhen bei Madras gegründet worden — das Kodaikanalobservatorium.

In der Gegenwart erbaut man die Sternwarten meist nach dem Muster völliger Dezentralisation. Das heißt, ein jedes große Instrument ist in einem besonderen, vom andern getrennten Haus untergebracht.

Das Gebäude, in dem die Astronomen wohnen, ist mit den Räumen der Hauptinstrumente durch einen überdeckten Gang verbunden. Bei der vatikanischen Sternwarte, die noch aus den Tagen des berühmten Papstes Gregor XIII. stammt, und die die alte Benennung „specula" bis zum heutigen Tag beibehalten hat, ist jeder der einzelnen Beobachtungsräume durch einen ei ernen Laufsteg mit dem andern verbunden.

Die Zahl der Sternwarten auf dem Erdenrund, von denen namentlich in Amerika der größte Teil erst in jüngerer und jüngster Zeit und aus privaten Mitteln erstand, ist eine nur geringe. Es sind deren kaum dreihundert. Sie verteilen sich auf die einzelnen Festlande in der Weise, daß auf Asien sieben, auf Afrika fünf, auf Australien acht, auf Nord- und Südamerika achtzig und die übrigen auf Europa entfallen. Im Interesse der Himmelsforschung ist diese ungleiche Verteilung sehr zu bedauern, denn sie öffnet einer gewissen Einseitigkeit in der Beobachtung Tor und Tür. Die internationalen astronomischen Abkommen suchen diesem Uebelstand allerdings nach Kräften zu begegnen, und die Sternwarten, die wir heute als berühmte bezeichnen, haben diese Bedeutung nicht zum wenigsten ihrer günstigen Lage auf dem Erdball zu verdanken.

oooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo

Sonnenbrut.

Roman von

Olga Wohlbrück.

22. Fortsetzung u. Schluß.

Mit dem Brief, den ihr soeben der Postbote gegeben hatte, ging Lou in ihr Zimmer und riegelte sich ein.

Sie lehnte an der Tür, weil die Füße ihr den Dienst versagten.

Was bedeutete das alles? ...

Sie verstand es nicht mehr.

War Gerhard toll geworden — hatte er alles vergessen — seine Frau, seinen Vater, sich selbst? — Dachte er nicht an das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, ihrem Herzen, dessen wilde, verzweifelte, angstvolle Schläge es töten konnten? Hatte diese entsetzliche, erbarmungslose Sonne alles ausgebrannt in seinem Erinnern, sein Hirn ausgebrannt! Seine Seele! ...

Jemand klopfte an der Tür.

„Ich habe Kopfschmerzen, ich möchte schlafen."

Niemand wunderte sich darüber. Mémère befahl, ein bißchen Eis aus dem Keller zu holen, für den Fall, daß sie Umschläge verlangen sollte.

Aber sie verlangte nichts.

Erst als die Frauen ihre Mittagsruhe hielten, kam sie herunter. Ganz leise, auf Strümpfen schlich sie sich herein in das schmale Zimmer neben der Wohnstube.

„Professor"....

Er lag angekleidet auf dem Bett, die feuchte Binde um die Augen. Und ein Lächeln huschte über sein altes Gesicht, als er ihre Stimme hörte, die in den alten, vertrauten Heimatklängen zu ihm sprach.

„Ja?"

Wie weit es wohl nach Arles wäre zu Fuß ... fragte sie wie nebenbei und richtete ihm die Kissen.



„Zu Fuß? — Ja, du lieber Gott — wie soll ich's noch wissen, jetzt? Sechs Stunden werden's sein. Als ich jung war, bin ich oft hinübergegangen im Frühjahr oder im Herbst. Aber jetzt kann man nur nachts gehen oder bei Morgengrauen — wie die Madlon — als sie wegmußte von hier." ...

„Die Madlon —ja." —

Lou wußte plötzlich, von wem der Brief war. Sie war ein gutes Ding, die Madlon, war dankbar für die paar Geschenke, die sie bekommen hatte, auf ihre Art dankbar. Hier war ja alles anders —die Menschen waren anders, — das Land war anders.

Lou aber wiederholte: „Sechs Stunden ... sechs Stunden!" ...

Diese sechs Stunden wollte sie gehen. In die Stadt gehen, mit beiden Armen die Knie ihres Mannes umschlingen, wie die Magd sie umschlungen hatte damals im Garten, wollte ihn unter Tränen bitten, ihn beschwören, abzulassen von dem, was er vorhatte, und was den Damen Vidal nur „Spaß gemacht hätte".

Und darum durften sie auch nicht erfahren, daß sie zu ihm wollte. Niemand durfte es erfahren. Man würde ja doch nur lachen über sie ... oder gar sie nicht fortlassen, sie zurückhalten mit zärtlichen Bitten und strengen Ermahnungen, mit Liebe, sogar mit Gewalt, nur damit dem Jungen, dem Liebling, das Vergnügen nicht gestört würde.

Still und ruhig saß Lou bei der Abendmahlzeit zwischen den zwei Frauen in der dumpfen Wohnstube. Die Nachtfalter flatterten wieder an die feingegitterten Fliegenfenster, und die Lampe blakte, wenn die Magd die Speisen herumtrug.

„Bist noch immer ein bißchen blaß, Herz, schone dich, denk an das Kind", sagte Mémère und fuhr Lou mit weicher Hand über das Haar.

Sie hatte immer an andere denken müssen. Erst an den Vater. Dann an ihren Mann. Jetzt an das Kind.

„Ich denke an das Kind", sagte Lou und lächelte.

Frau Vidal nickte ihr zu: „Bald kommt dein Mann. Dann ist die Freude groß."

„Ja", sagte Lou wieder.

Sie ließ sich von Mémère auf beide Wangen küssen. Sie küßte Frau Vidal auf den bauschigen Mull ihrer weißen Haube. Dann ging sie.

„Aus der wird man auch nicht klug", murmelte Frau Vidal und legte beide Hände schwer auf das geblümte Wachstuch.

Mémère seufzte tief auf und wendete die Augen ab. „Wenn sie ihn nur liebt." ...

Dann kam Kasper. Die Frauen standen auf und mühten sich um den alten, kranken „Professor", der trotz aller Pflege nicht gesund werden wollte. Trotz aller guten Pflege. ...

— — Es war drei Uhr morgens, als Lou, dunkel und leicht gekleidet, einen breiten Strohhut über dem blonden Haar, sich aus dem weitgeöffneten Hoftor hinausschlich.

Rüstig schritt sie aus, immer tiefer hinein in die weite Ebene der Provence mit ihren verfallenen Ruinen, ihren grauen Steinwällen, ihren dunklen, ernsten Zypressen. Wie ein silberiges, hellblaues Band schlängelte sich am Horizont die Rhone zwischen den hellgrauen Ölbäumen hindurch, und wie ein grüner Schleier wölbte sich das zarte Gezweige der breiten, grünen Weiden über das flimmernde Wasser. ... Aber sie ging die Landstraße entlang — da, wo das Gras welk war und bräunlich und die Bäume weiß waren — wie bestreut mit feinem Zucker.

Dunkler färbte sich das milchige Weiß des Himmels, und dann schoß die purpurne Röte über ihn hin wie ein Flammennetz, und die Sonne senkte ihre Strahlen über das lechzende Land, gleich feurigen Garben.

Sechs Stunden hatte der alte Mann gesagt, nur sechs Stunden waren es bis zur Stadt ...

Sie fiel ermattet ins Gras, um zu rasten. Sechs Stunden mußten längst vergangen sein ... die Füße trugen sie kaum noch. Sie tastete nach ihrem Armband mit der kleinen Uhr — sie hatte es vergessen. Sie hatte es verlernt in diesen Monaten, nach der Uhr zu sehen. Die Stunden sagten ihr nichts mehr. ... Sie stärkte sich mit Schokolade, die sie mitgenommen hatte, ließ ein Stück Zucker im Mund zergehen, um ihren Durst zu löschen. Dann richtete sie sich auf und ging weiter.

Sie mußte vom Weg abgekommen sein ... es war nicht anders möglich, mehrfach hatten sich Straßen gekreuzt, und sie war einmal rechts eingebogen und einmal links, weil die Straße breiter war — weil doch nur die große, breite Straße zur „großen Stadt" führen konnte. Sonst zogen wohl Lastwagen über die Chaussee — heute lag sie da wie ausgestorben, und nur halbgefüllte Karren, mit roter Tonerde gefüllt, aus der Aluminium gewonnen wurde, standen da, verlassen von den feiernden Arbeitern.

Niemand weit und breit, den sie hätte fragen können, und in dem feinen, weißen Sand nur noch undeutliche Spuren breiter Räder ....

Sie versuchte den Spuren zu folgen, stampfte in dem tiefen Sand umher — immer geradeaus, an den Hügeln vorbei, mit der roten Erde, immer tiefer hinein in das Land der Provence, immer tiefer hinein in die Glut des Tages.

Jetzt säumte nicht mehr weißes Gras die breite Straße, sondern graues Geröll und die gelbe Kieselmulde eines ausgedörrten Baches. Große blaue Disteln hakten sich in ihrem Kleid fest, an ihren Strümpfen ... ritzten ihr die Haut blutig, daß sie sich bücken und mit müden Fingern die Kugeln losreißen mußte.

„Ich muß noch weiter ... ich muß" ...

Rot ... glühend rot kroch der feurige Ball heran ... näher, immer näher, schickte seine Strahlen auf die toten Steine, daß sie sich wie sengende Schwerter in die Erde bohrten, zwischen das dürre Gras und den weißen Staub.

Lou konnte nicht mehr weiter.

Ihre Füße waren aufgerissen, ihre Beine wollten sie nicht mehr tragen ... nicht aus diesem toten Steinhaufen hinaustragen, nicht zum Bach, der schläfrig und fadendünn zwischen den großen, gelben Kieseln hindurchsickerte.

Nur aus der Sonne heraus ... Aus der Hölle dieser weißglühenden, steinernen Lohe heraus!

Und da — gespenstisch — verschwommen und riesengroß — gleich grauem Gewölk, erhob sich vor ihren sonnenmüden, entzündeten Augen — die Stadt, die heiße Stadt. Sie streckte die Arme aus, als könnte sie sie fassen, mit den Händen greifen alle diese Mauern, als könnte sie so hineinfliegen in den schirmenden Schutz der schattenspendenden Häuser ...

Mit keuchendem Atem stolperte sie über die spitzen Steine, watete durch den weißen, schweren Staub, immer weiter, immer höher hinauf, den Windungen der Straße nach, der Sonne entgegen.

Und Lou wankte herum zwischen den toten Häusern



dieser toten Stadt mit totem Blick, der nichts mehr sah, mit mürben Gliedern, die nichts mehr fühlten.

In der Ferne auf der Landstraße ballten sich weiße Staubwolken, und es schallte herüber wie dumpfes Aufschlagen von Pferdehufen.

„Halten!“ rief sie. „Halten!“ . . .

Sie schrie es mit versagender Stimme, sie hob beide Arme und streckte die Hände aus, als wollte sie den Pferden in die Zügel fallen.

Unter einem weißen Leinwanddach saß ein junges Ehepaar, Gutsleute aus der Umgegend.

„Ich muß nach Arles . . . ich habe mich verirrt . . . nehmen Sie mich mit!“

„Gern!“ sagte der Mann. Und er hob sie herein.

„Wie weit ist es noch bis Arles?“

„Drei Stunden“, antwortete die Frau und machte ihr Platz neben sich.

Und in weißglühende Staubwolken gehüllt, fuhren sie weiter, fuhren den Weg zurück, den Lou gegangen war zwischen grauem Geröll und weißem Gras. . . .

„Das war das Höllental“, sagte der Mann. „Um fünf sind wir in Arles.“

„Um fünf!“

Wie ein Aufschrei rang es sich von ihren Lippen, und sie sah mit verglasten Augen auf den Mann.

„Vielleicht um drei viertel . . . die Sonne brennt, und das Pferd ist alt.“

„Ich muß vor fünf in der Arena sein . . . ich m u ß!“

Mann und Frau sahen sich schweigend an. In dem heiseren, kaum vernehmbaren Klang der Stimme lag etwas Zwingendes.

„Wir kommen schon zurecht!“ sagte die Frau mit einem mitleidigen und fragenden Blick auf das junge Geschöpf mit dem seltsamen weißblonden Haar.

„Mein Gott!“ . . .

Lou schlug beide Hände vors Gesicht und rührte sich nicht, bis sie vor der Arena hielten.

* * *

„Sie schläft noch“, sagte Mémère, als es zehn Uhr schlug und Lou noch immer nicht herunterkam zu ihrem Glas kalter Milch, mit dem goldigbraunen Honigkuchen, die es an Sonntagen zum Frühstück gab.

„Schläft sie noch immer?“ fragte Frau Vidal, als die Uhr zwei schlug und die Magd die Suppenschüssel auf den Tisch stellte.

„Sie sah elend aus gestern abend, vielleicht schläft sie sich gesund“, sagte Mémère und schöpfte die Tomatensuppe auf. „Ich lasse ihr alles warm stellen.“

Und sie gebot der Magd, leise zu gehen und nicht die Türen zuzuschlagen, damit die „junge Herrin“ nicht aufwache. Dann legte sie von dem rosenroten, knoblauchduftenden Lammbraten auf und füllte dem Professor den Teller mit gedünsteten Zwiebeln.

Es war das übliche Sonntagsessen der Vidal, das Sonntagsessen aller wohlhabenden Landleute der Provence.

Die Magd kam plötzlich angelaufen.

„Ein Expreßbote zu Pferde ist gekommen mit einer Depesche. Soll er rein?“

Er tapste schon in die Stube, rot und schweißtriefend. Frau Vidal und ihre Tochter sahen sich verdutzt an.

„Eine Depesche? An wen?“

Mémère las: „Gräfin Oberwall bei Frau Vidal. Gelber Hof bei Arles.“

Sie legte die Depesche auf den Tisch, ließ dem Boten eine Erfrischung reichen, unterschrieb den Empfangzettel.

Frau Vidal setzte ihre Hornbrille auf, las die Adresse noch einmal. „Wer ist denn gestorben?“

Es war selbverständlich, man telegraphierte nur, um Tod oder Krankheit zu melden. Plötzlich kam ihr die Erinnerung an Gareto: Der hatte auch telegraphiert, um seinen Besuch anzuzeigen.

„Man muß sie wecken“, entschied Frau Vidal.

Mémère ging hinauf.

„Lou! Lou!“ ..

Sie drückte auf die Klinke, die Tür gab nach.

„Lou!“ rief sie noch einmal. Niemand antwortete. Das Bett war unberührt. Sie schrie: „Lou! Lou! Lou!“ stieß die Fenster auf, lief auf die Treppe: „Lou! Lou!“...

„Was ist denn? Was machst du denn?“

Frau Vidal stand neben der Tochter und hielt ihr den Mund zu. „Was fällt dir ein? Willst du die Leute zusammenrufen? Sollen sie sich alle über uns lustig machen? Halt den Mund! Bring mir die Depesche herauf.“

Die alte Frau schloß die Fenster, fiel auf einen Stuhl.

„Mach die Tür zu“, herrschte sie die Tochter an.

Susanne Oberwall hielt die aufgerissene Depesche in den zitternden Händen: „Bin morgen um fünf Uhr bei Ihnen in Arles. Bruno Thaysen.“

„Wer ist Thaysen?“ fragte Frau Vidal.

All ihr bißchen Blut war ihr aus dem Gesicht gelaufen. Mémère stammelte: „Ich kenne nur Pastor Thaysen, den Pastor, der sie getraut hat. Ein lieber Mensch, ein Freund! Dieser da wird der Sohn sein. Ja — gewiß — das ist der Sohn.“

„Was hat er bei uns zu suchen?“ . . .

Mémère sagte stockend: „Sie weiß nichts davon... Sie hätte es sonst gewiß gesagt. Wir wollen ihn freundlich empfangen. Er soll unser Gast sein.“

„Riegele die Tür ab!“ herrschte Frau Vidal die Tochter an, hart, wie sie es sonst nie getan.

„Wir müssen nachsehen . . . alles durchsehen . . . alles, jeden Fetzen. . . . Komm!“

Sie ging an Lous Schreibtisch, riß an den Schubläden, brach sie mit der Schere auf, da der Schlüssel fehlte. Sie wühlte — sie wühlte alles durcheinander, mit hastigen, bebenden Fingern.

„Blumen!“ schrie Mémère auf.

„Von Gareto“, sagte Frau Vidal streng. „Ich wußte ja . . . von Gareto. Und hier — sein Bild!“

„Garetos Bild“, kam es tonlos zurück.

Frau Vidal preßte die Lippen fest aneinander, die bleichen, strengen Lippen.

„Er hat etwas darunter geschrieben. Was ist das? ... Lies!“

Mémère wischte sich in einem fort die Tränen ab. Sie konnte kaum sprechen.

„Zur Erinnerung an einen schönen Augenblick, Serrano Gareto.“

„Gib her . . . gib!“ . . .

Frau Vidal riß der Tochter das Bild aus der Hand wie vorhin die Rosen.

„Ins Feuer damit . . . schnell! . . . Er soll es nicht erfahren, der Junge . . . nie . . . nie . . . soll er das erfahren!“

Im Ofen prasselten leichte Flämmchen auf.

Sie schlossen das Zimmer ab, gingen stumm die Treppe hinunter.

Der Professor saß am Tisch in der Wohnstube, lächelte

und schnopperte lüstern den Duft der gezuckerten Melone ein. Dieser Duft machte ihn gesprächig, mitteilsam und „kindisch". Er lachte vor sich hin, wie Kinder lachen, wenn sie ein Geheimnis nicht für sich behalten können oder einen Spaß. „Die kleine Gräfin ist wohl nach Arles spazierengegangen?"

„Was schwatzen Sie, Professor!"

Ein bißchen beleidigt hob er die Binde hoch und blinzelte die beiden Frauen an mit halbblinden Augen.

„Sie hat mich doch selbst gestern gefragt, wie lange man nach Arles geht, Frau Vidal!".

„Das hat sie Sie gefragt, Professor, Sie schwören es, daß sie das gesagt hat?"

Der alte Mann zerrte die Binde wieder herab auf die Augen, senkte den Kopf tief auf die Brust.

„Wo soll sie ihn denn sonst suchen, ihren Mann — die kleine Gräfin? Hier ist er doch fast nie . . . ihr Mann" —

Mémère faltete die Hände wie im Gebet. „Sie ist zu ihrem Mann . . gewiß, sie ist zu ihrem Mann" . . . stammelte sie.

Frau Vidal stützte sich auf ihren Stock und richtete sich gerade auf. „Wo sollte sie denn auch sonst sein?" sagte sie laut und ruhig.

Es war drei Uhr, als Frau Vidal dem Pferdeknecht den Befehl gab anzuspannen.

„Wohin fahren Sie, Frau Vidal?" fragte der Professor.

Und Frau Vidal sagte mit der Heiterkeit und der Güte früherer Jahre: „Wir wollen zur Stadt — einen Gast abholen und unsere Kinder besuchen."

* * *

Es war ein Jubeln in der Arena, ein Jauchzen und Händeklatschen, als der „junge Herr Vidal" sich über die Barriere schwang und dem Knecht das rote, durchlöcherte Tuch aus den Händen riß, um den Stier damit zu necken.

Ein schlanker, hübscher Kerl war er, dieser junge Herr mit dem deutschen Namen, den man nicht behalten konnte und auch nicht behalten wollte. Die Mutter hatte man auch immer nur „die junge Frau Vidal" genannt, obwohl sie an den deutschen Grafen verheiratet war, der vor langen Jahren, so steif wie ein Engländer und vornehm wie ein Herzog, bei den Vidals zu Gast gewesen.

Liebe, anständige provenzalische Leute waren diese Vidals. Fromm und den Sitten des Landes treu.

Und so war es begreiflich, daß man ihn freundlich begrüßte, den „jungen Herrn Vidal", als er das rote Tuch zum erstenmal in die blaue Luft aufflattern ließ. Es war nett von ihm, daß er teilnahm an den harmlosen Spielen seiner Heimat.

Und man lachte über die braungebräunten, hübschen Arler Burschen, die in der Jagd nach der Kokarde bald der Länge nach hinfielen, bald geduckt unter der Barriere verschwanden.

Gerhard Oberwall wußte nichts von dem, was sein Anblick auslöste in den Herzen der hübschen Arlerinnen. Er blickte nur hinauf — dahin, wo die letzten steinernen Sitzreihen um die Mauern liefen, und suchte Madlon.

Sie stand wirklich da, die Madlon. Auf dem gleichen Platz, auf dem sie das letztemal gestanden.

Sie nickte ihm nicht einmal zu: Ganz starr stand sie da oben, mit ihrem wehenden Brusttuch und dem wehenden schwarzen Schläfenhaar, das kupfern in der Sonne glänzte.

Siehst du mich, Madlon . . . ja, siehst du mich . . . du ungebärdiges freches Ding?

Es war, als wollte er das rote Tuch zu ihr emporwerfen und mit ihm alle seine Verwünschungen und heißen, begehrlichen Gedanken.

Feige hast du mich genannt? Für feige hältst du mich? Na warte . . . du . . . warte! . . .

Er warf das Tuch von sich, stieß einen jungen Burschen beiseite und noch einen zweiten, einen dritten, alle, die ihm im Weg standen, an den Stier heranwollten.

Nein . . . die sollten die Kokarde nicht kriegen. . . . Die gehörte ihm . . . ihm allein! War ja kein Kunststück bei der zahmen, nur etwas verängstigten und verärgerten Bestie. Da waren sie anders, die wilden Stiere der Camargue! . . . Und nicht mal vor denen hatte er Angst gehabt. Nicht mal vor denen! . . .

Mit einem festen Griff packte er die beiden Hörner, schwang sich empor in die Luft, saß, ehe man es gewahr wurde, auf dem breiten, weißen Rücken, ließ sich im gemächlichen und possierlichen Trab durch die Arena tragen. Dann sprang er ab, leichtfüßig, mit leisem Wippen des Oberkörpers, das aussah wie ein Grüßen.

Die Zuschauer schrien, trampelten: „Bravo . . . Bravo . . . Vidal . . . Bravo, Vidal!" . . .

Die Frauen waren aufgestanden, um besser zu sehen. Die Busentücher wogten, ihre Hände streckten sich ihm entgegen.

„Bravo, Vidal. . . . Bravo . . .!"

Er aber sprang weiter auf den Zehenspitzen, gleichmütig, und als wollte er einen Tennisball aufheben, zum zweitenmal dem Stier entgegen, der ihn anglotzte, den Feind witterte in ihm, die Ohren steif hielt mit nervösem Zucken wie beim Stechen einer Fliege. Und die Sonne floß herunter auf den jungen Menschen in dem blütenweißen Hemd und auf das zitternde Tier mit dem hellen, gesprenkelten Fell.

Niemand war mehr außer ihm in der Arena. Die jungen Burschen hatten den Kampf aufgegeben, standen um die Barriere, ließen kleine Raketen knallen, wedelten mit den Tüchern, um das Tier anzufeuern, es zu reizen, damit es ihm nicht gar zu leicht wurde, dem Fremden, dem jungen Herrn Vidal.

Gerhard lächelte jetzt. Das kalte, ironische Lächeln der Oberwall.

Damit wollten sie das zitternde, angstvolle, immer mehr zurückweichende Tier reizen? So reizte man Hunde allenfalls, daß sie kläfften und sich in die Hosenbeine verbissen, bis die Angst sie packte und sie mit eingekniffener Rute davonjagten.

Da wußte er Besseres! Rot und heiß mußte es herabrieseln auf die zitternden Beine — daß sie wieder stark wurden und in tollen Sprüngen durch die Arena jagten. Rot und heiß mußte es der Bestie den Kopf umwallen — daß sie die Hörner vorstreckte in ihrem Lauf, und rot und heiß mußte es aufspritzen und dann niedersickern in den gelben Sand, damit er das rasende Tier bezwingen konnte mit seinem Arm. . . .

Ganz weiß wurde er im Gesicht, so weiß wie sein weißes Hemd, und seine Hand griff in den Gürtel, einmal . . . und noch einmal . . . und zum drittenmal. . . . Und die scharfgeschliffenen, kurzen Messer blitzten auf in der Sonne unter dem blauen Himmel, flogen durch die flimmernde Luft wie leichte Pfeile, sanken herab auf den breiten, weißen Stiernacken und rissen das Fleisch auseinander, daß das Blut in dicken Strahlen hervorspritzte.



Ein Schrei des Abscheus, ein Schrei der Empörung aus tausend Kehlen über die verletzten, friedlichen Sitten durchbrauste die Arena.

Und fast unmittelbar darauf wurde es still, totenstill — als hätte das Entsetzen alle diese Menschen gelähmt, ihnen die Kehle zugeschnürt, ihnen die Glieder wie mit Ketten beschwert.

Eine zarte Frau hatte die Reihe der jungen Burschen an der Barriere durchbrochen, war mitten in die Arena hineingelaufen, wie blind — mit wehendem, weißblondem Haar, und war dann zusammengebrochen, ehe noch die ausgestreckten Arme die Knie des Mannes berührten.

Nur ein Aufschrei gellte noch über den gelben Sand hin — so furchtbar und langgedehnt, so furchtbar schrill — daß alles erstarrte.

Da erwachte Gerhard Oberwall....

Er vergaß das blutschäumende, wie besessen dahinstürmende Tier, drehte sich um — wie herumgerissen von einer eisernen Hand....

„Lou ... Lou ..."

Er sah noch, wie Menschen sie aufhoben ... sah sie unten liegen ... tief unter ihm ... dann sah er den blauen Himmel ... sah die Sonne — und dann war es ihm, als würde er in die Luft hineingeworfen ... ganz hoch hinauf ... da, wo die Madlon stand — regungslos wie eine Statue — unter der heißen Sonne....

Es bohrte sich etwas in seinen Körper ... immer tiefer und tiefer, und dann floß etwas Heißes und Rotes über ihn — daß der Atem ihm verging, und er wußte, daß er ertrinken mußte in der rotglühenden Sonne seiner Heimat....

In der Arena, rings um die steinernen Stufen, ein wüstes Durcheinander — Kreischen und Heulen — hysterisches, wahnsinniges Lachen, lautes Stöhnen und Fluchen.... Alles schiebt und stöhnt und drängt dem Ausgang zu in wilder, kopfloser Flucht.

Auf gelbem Sand, in einer rubinroten Lache, liegt ein zermalmter Körper mit unkenntlichem Gesicht. Ein paar Knechte legen auf eine Bahre, was übriggeblieben ist vom Grafen Gerhard Oberwall.

Am Ausgang steht Madlon.

Sie steht da, wo der junge Herr sie hinbestellt hatte. Sie sieht, wie er hinausgetragen wird unter einem großen, roten, durchlöcherten Tuch, dem Tuch, das zu ihr emporgeflattert war mit dem heißen Begehren seiner wilden Sinne....

Und sie sieht auch, wie sich Leute um eine zweite Bahre mühen, auf der eine junge, ohnmächtige Frau liegt mit weißblondem, flockigem Haar, und sie sieht auch, wie sie dem Toten vorangetragen wird in das alte Haus der Vidal am ausgedörrten Kanal....

Schweißtriefende Pferde stehen vor dem alten, gußeisernen Gitter, und im Innern des Hauses zeigen zwei fromme und gute Frauen dem fremden Gast, den sie abgeholt haben von der Bahn, die alten, reichgeschnitzten Schränke und die moderigen, kostbaren Truhen der Vidal ... „bis die Kinder kommen aus der Arena ..."

— — Und dann kamen sie. — — —

* * *

Die Heimat hatte ihn wieder.

Die letzten Glocken sind verklungen in der Heiligen Trophimekirche. Die letzte Handvoll Erde ist auf den glatten, gelben Sarg im Erbbegräbnis der Vidal herabgefallen.

Mit leeren, toten Augen, ohne Tränen, ohne Worte, regungslos stehen Mutter und Großmutter vor dem offenen Grab.

Sie wenden sich auch nicht um, da der fremde Mann die blonde Frau wegführt — die ihre Tochter gewesen ist....

Das geht sie alles nichts mehr an.

Was dort draußen liegt in der Welt — jenseit dieses offenen Grabes — das gibt es nicht mehr für sie.

* * *

— — Vorfrühling ist es. Deutscher Vorfrühling mit flimmernden Schneeflocken unter weichem Sonnenblinken, mit jagenden, weißen Wolken und frischem Blütenduft über sprossendem Grün....

Exzellenz Gräfin Marie Antoinette Oberwall wartet auf den Tod ihre Sohnes, des Grafen Andre. Wartet auf ihn mit stumpfer Ergebung.

So denkt sie und weicht nicht aus dem hellen, prunkvollen Arbeitzimmer, das sein Sterbezimmer werden soll nach seinem Willen.

Er aber fürchtet den Tod nicht. Nur ginge es ihm nahe, wenn er fort sollte, noch bevor die blonde junge Frau in schwarzem Witwenkleid dem Haus das junge Leben geschenkt hätte ... Sie ist ihm Tochter geworden, mehr Tochter, als ihr Gatte ihm jemals Sohn gewesen.

Nie wird im Haus am Kupfergraben von diesem Sohn gesprochen, aus Schonung füreinander und aus leisem, uneingestandenem Grauen ...

Lou lehnt am breiten Fenster im Zimmer des Grafen Andre Oberwall. Sie blickt auf die wirbelnden Schneeflocken hinaus und denkt daran, daß der Tag sich jährt, an dem Gerhard Oberwall ihr seine Liebe gestanden im kleinen Salon der Rauchstraße und doch nicht den Mut gefunden hatte, sie in das Haus seines Vaters zu bringen als seine Braut.

Heute setzt dieses Haus sein ganzes Hoffen auf sie allein. — Und sie weiß, daß Graf Andre Oberwall sich mit Aufgebot aller Willenskraft an das Leben klammert.

Und doch hat sie nicht den Mut zu wünschen, daß er am Leben bleibt, damit sie nicht auch Schuld trägt an seinem Tod, wenn das Kind, das sie zur Welt bringen wird — kein Sohn ist.

Er aber in der zarten Zuneigung, die er für das junge Geschöpf hegt — will nicht, daß sie immer wieder leidet unter dem Zwiespalt ihres Empfindens.

Und so ruft er sie zu sich heran, ganz leise, und umschließt, so fest es ihm noch möglich ist, ihre beiden Hände.

„Du mußt nicht traurig sein, Lou, wenn es ein Mädchen wird —" sagt er leise. „Es wäre etwas Besonderes, denn es wäre das erste seit mehr als hundert Jahren. Und wenn es wird wie du, dann sollst du um die Gnade bitten dürfen, daß es den Namen Oberwall behalten und späteren Kindern vererben darf."

Die alte Exzellenz sitzt in ihrem roten Brokatsessel mit der goldenen Lehne, ganz nahe am Ruhebett ihres Sohnes, und begleitet die Worte mit feierlichem Nicken.

„Es ist ein edles Geschlecht, dem wir angehören", murmelt sie.

„Ein altes, edles Geschlecht", sagt Graf Andre nachdenklich und langsam. „Es hat uns nur oft an richtigen Erziehern gefehlt und —" er will sagen: „an Müttern."

Aber da er sieht, daß die alte Exzellenz einen runden Rücken gemacht hat und den Kopf schief auf die Seite legen will, so bricht er ab und greift nach ihrer Hand.



„Wir haben es eben beide nicht recht verstanden, Mama", sagte er einlenkend und mit einem Lächeln, das einen letzten Schleier wirft über eigenes Irren und die Vergangenheit der Mutter.

Dann wendet er sich wieder der mutigen blonden Frau zu, die ihm Tochter geworden ist und es bleiben soll in ihren Rechten, auch wenn sie dereinst einen anderen Namen trägt. „Wenn es aber ein Junge ist," sagt er und bemüht sich, seiner Stimme Festigkeit zu geben, „dann weiß ich einen, der dir helfen kann, ihn zu erziehen. So zu erziehen, daß du in Zukunft weder die Sonne zu fürchten brauchst für deinen Sohn noch die grauen Nebel."

Lou beugt sich mit lichten, feuchtschimmernden Augen dankbar und bewegt über ihren Schwiegervater, den Grafen Andre Oberwall, der auch jetzt noch, in seinem tiefsten Schmerz über den Verlust des einzigen Sohnes, die Gebärde des großen Herrn festhält und ihr mit so einfachen und liebevollen Worten die Tore des Lebens öffnet.

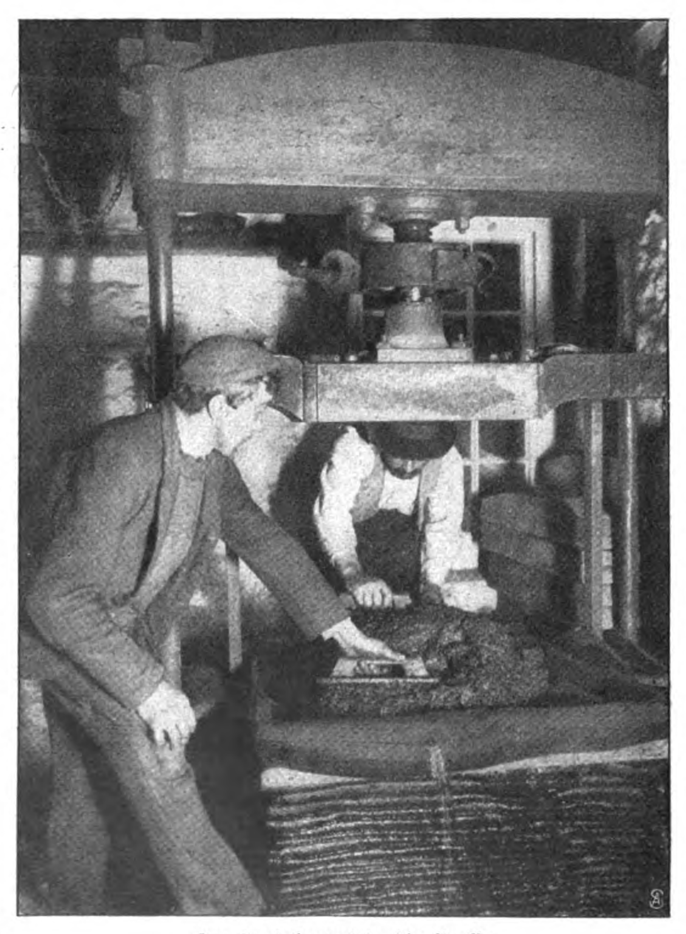
Ende.

Der Zider.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Intern. Preß Agency.

Zider mag feiner klingen, es ist doch nichts anderes als Aepfelwein. Der Gentleman, der gerade in einem „todschicken" Restaurant unter den wartenden Augen des himmlisch frisierten Herrn Ober die feudale, mit Schloßabzügen gespickte Weinkarte studiert, wird über dieses Wort vielleicht geringschätzig die Achseln zucken. „Päh, Aeppelwein!" — Sachte, lieber Herr, sachte, Aeppelwein, um in Ihren parodierenden Sachsenhausener Dialekt einzustimmen, ist eine sehr gute und bekömmliche Sache, sofern sie mit Andacht, Verstand und reinem Gewissen bereitet wird. Wer ihn nicht mag, der soll in Gottes Namen etwas anderes trinken, obschon das eine das andere nicht ausschließt. Das zeigen uns die Württemberger, die im Deutschen Reich die stärksten Verbraucher von Zider sind und ihn um nichts in der Welt missen möchten, ohne darum ein frisches Glas Bier zu verschmähen, im Gegenteil. Und die Leute im Taunus, und was sonst noch im Umkreis von Frankfurt nistet, halten es ebenso.

Die richtigen Zidertrinker sind das freilich nicht. Die würden zwischen einer Pulle Sekt und einem Liter Urquell eher verdursten, wenn sie nicht ihren Zider kriegen. Diese Fanatiker findet man nur in Frankreich, in der Picardie, der Bretagne und der Normandie, deren Bevölkerung, hoch und niedrig, groß und — leider! — auch klein, insgesamt den Zider zum täglichen Tisch- und Labetrunk erkoren hat. Für die Lebenshaltung des ganzen französischen Nordwestens ist er so unerläßlich wie das Brot und daher auch einer seiner größten, ergiebigsten landwirtschaftlichen Reichtümer. Ein Jahr ins andere werden in Frankreich fünfzehn Millionen Hektoliter Zider gepreßt, die bei einem Durchschnittspreis von 15 Frank 225 Millionen Ertrag liefern. Und dabei ist nur zu einem geringen Teil mitgerechnet, was der Bauer, der ihn selbst herstellt, zu des eigenen Leibes Wohlfahrt konsumiert. Prosit!



Der Brei kommt in die Presse.

Es ist immerhin merkwürdig, daß gerade Frankreich, das fast im Ueberfluß seines Rebensaftes ersäuft und ihn so manchmal schon zu niemandes Freude sündhaft auf die Straße laufen lassen mußte, bloß weil es nicht genug Fässer gab, diesen Segen einzufüllen, auch in der Bereitung von Zider an erster Stelle steht und mehr davon hervorbringt als alle andern Länder zusammengenommen. Das führt zu dem Schluß, daß der Zider kein Notprodukt, kein Surrogat des „richtigen" Weins, sondern ein selbstherrliches Getränk mit Eigenrecht ist, und die Erfahrung bestätigt diese Folgerung. Zwar muß in schlechten, teuren Weinjahren der Zider den Ausfall natürlich decken helfen, denn die Statistik hat gar keinen Einfluß auf unsern Durst; aber andererseits belehrt uns eben die gleiche Statistik, daß in den fetten Weinjahren kaum weniger Zider verbraucht wird wie in den mageren, obschon er fast soviel kostet wie das sogenannte edle Traubenblut, das von allen Lyrikern mit und ohne Goldschnitt schwungvoll besungen wird. Beiläufig bemerkt: auch der Zider wird besungen. Vielleicht mit weniger Goldschnitt,

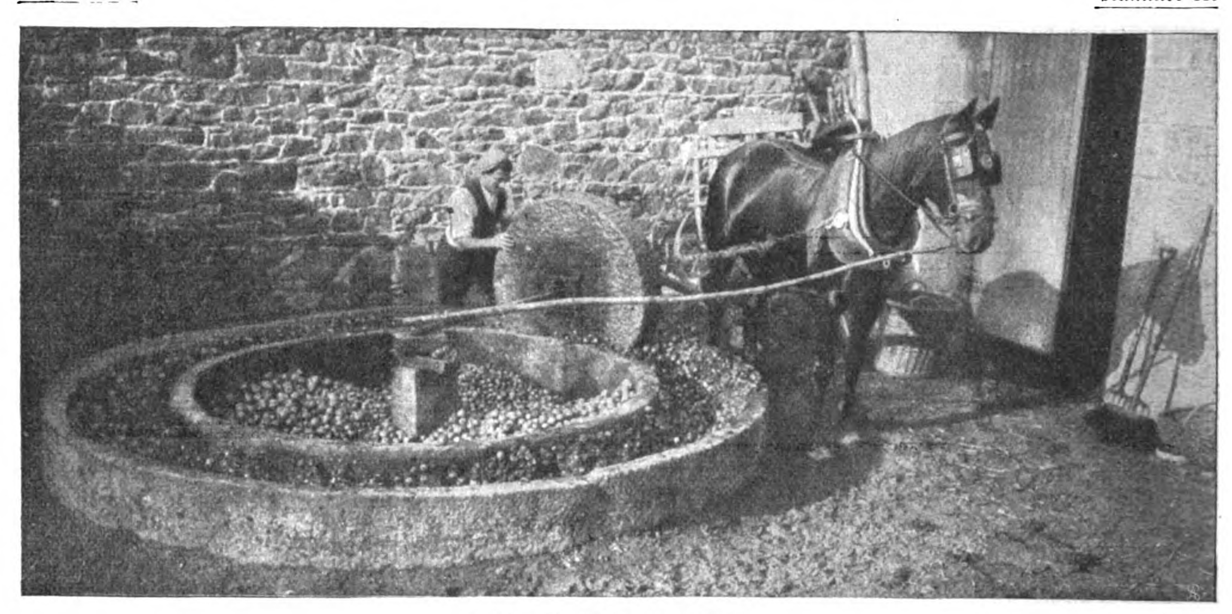
Der erste Zusatz von Wasser.

aber wahrscheinlich mit mehr Ueberzeugung. In den normannischen Kneipen kann man eine Menge Lieder zum Preise dieses Tropfens hören. Der hübsche Chor: „Vive le cidre de la Normandie!“ aus der bekannten Operette „Die Glokken von Corneville“ ist nur ein Echo davon. — Also der Zider ist kein Notprodukt und keine Nachahmung. Das soll sich der Herr in dem todschicken Restaurant mit dem himmlisch frisierten Ober gesagt sein lassen, der so gering vom „Aeppelwein“ denkt. Er wäre niemals auf diese absurde Meinung verfallen, wenn er, wie jeder anständige Mensch, die siebzehn Bände der Geographie des Strabo aufmerksam gelesen hätte, in denen berichtet wird, daß die Gallier aus Aepfeln und Birnen verschiedene Getränke vortrefflich zu brauen wüßten. Damals, vor zweitausend Jahren, gab es gewiß noch keinen Rebstock und keine Reblaus in Gallien, der Zider floß jedoch schon in Strömen über dessen Fluren, er war mithin schon früher da. Strabo ist ein unverdächtiger Gewährsmann und reichlich so zuverlässig wie die Basken, die sich rühmen, die Erfinder des Ziders zu sein. Möglich wäre das immerhin, da sie vor den Galliern

Eine Presse in Tätigkeit.



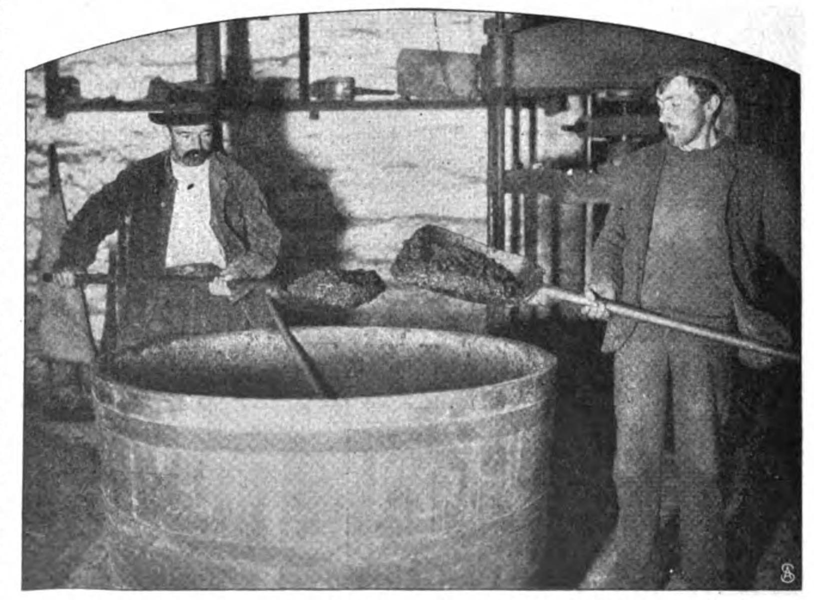
Der Rohstoff.



Der „Cidrier" in der Mühle.

im Land saßen, so daß sich gegen ihre Behauptung chronologisch nichts einwenden ließe. Allein dieses tüchtige Volk nützt den Nebel, der um seine Herkunft lagert, ein bißchen zu geflissentlich aus, indem es sich allerlei Verdienste und Ereignisse zuschreibt, deren Richtigkeit selbst der großartigste Geheimrat nicht nachprüfen kann. So schwören sie beispielsweise Stein und Bein, daß das Baskische die Sprache des Paradieses war und Eva den Lockungen der Schlange nur unterlegen sei, weil diese ihr baskische Laute in das errötende Ohr hauchte. Wenn das stimmt, dann läßt sich der ganze Hergang natürlich sehr leicht erklären. Eva hat, der glaubwürdigsten Ueberlieferung zufolge, nur einen einzigen Apfel gegessen. Da aber jedenfalls noch ein Haufen davon da war, hätte sie daraus, um nichts umkommen zu lassen, doch sicherlich Zider gemacht. Und da sie eine Baskin war, wäre der Zider in der Tat eine baskische Erfindung.

Die Dickköpfe im Nordwesten besitzen nicht die bewegliche Phantasie ihrer seit unvordenklichen Zeiten am Pyrenäenhang klebenden Landsleute und scheren sich den Kuckuck darum, wer den Zider erfunden hat. Wenn sie nur genug davon kriegen! Und wenn er nur gut gerät! In diesen beiden ewigen Fragen zittert ihre Liebe zur Scholle, und wie der deutsche Bauer durch die Aecker schreitet, um zu sehen, wie seine und der Nachbarn Saat aufgeht, so starrt sein bretonischer und normannischer Bruder prüfend in das Gezweig der Aepfel- und Birnbäume, an denen seine Hoffnung schaukelt. Und das gibt dann am Abend in der Wohnstube mit dem großen Uhrkasten und den seltsamen, über dem Kommodenschrank sich aufbauenden Betten einen endlosen Gesprächstoff bis tief in den Winter hinein. Denn was ein rechtschaffener Zider werden will, darf nur aus Spätobst gepreßt werden, das ein paar Wochen auf der Wiese gelagert hat, wo es wie ein krankes Kind betreut werden muß, damit es ja nicht anfriere oder welke. Das sind Sorgen, von denen der Herr in dem todschicken Restaurant nichts ahnt; wie überhaupt die Bereitung des Ziders mit Umständlichkeiten und Finessen verbunden ist, über die der Kulturmensch mit Nagelpflege höchlich erstaunen würde, es sei denn, er hätte vorher das tiefgründige Werk „De Pomaceo" studiert, in dem 1588 Julien le Paulmier, Leibarzt Karls IX. und Rektor der Universität von Caen, sich höchst lateinisch über diesen wichtigen Gegenstand verbreitet.



Der Brei wird in einen Behälter gebracht und mit Wasser verrührt.

Zwar das technische Verfahren ist sehr einfach. Die Aepfel und ihr zur Erhöhung des Zuckergehalts kaum erläßlicher Zusatz von Birnen werden in einen großen runden Trog aufgeschüttet, um den konzentrisch eine Mulde läuft, und

zum Zweck der Erweichung mit Wasser begossen. Ein solcher Trog gehört zu den Requisiten der Wohnlichkeit wie die Feuerstelle und der Waschraum, er ist ein Bestandteil des Hauses wie Fenster und Tür, und er findet sich selbst auf dem Hof bescheidener Wirtschaften, die gar kein eigenes Obst haben. Denn auch diese „Enterbten“ kaufen den unentbehrlichen Zider nicht fertig; das verstieße gegen alle heilige Tradition. Sie kaufen bloß die Aepfel und rufen dann einen der ambulanten „Cidriers“ herbei, die mit ihrem Wägelchen und dem darauf gepackten Mühlstein zur Winterzeit eine originelle Staffage der normännischen Nester bilden. Der Cidrier, der entweder nach der Stunde oder nach der verarbeiteten Menge bezahlt wird, quetscht die Früchte mit Hilfe seines Kleppers zu Brei und kehrt hierauf nach einigen Tagen mit seiner Handpresse wieder, um den inzwischen gegorenen Brei zu Ende zu keltern. Das ist allerdings die primitivste Form der Bereitung, die in den Orten, wo die Gemeinde eine Werkstatt eingerichtet oder Verbände sich zur Anschaffung einer Presse solideren Charakters zusammengetan haben, überholt ist. Und diese Werkstätten leiten schließlich zum Fabrikbetrieb über, in dem mit einem noch größeren Aufwand an „Fortschritt“ der Zider für den Großverkauf und den Export hergestellt wird. Das ist jedoch die weitaus geringere Hälfte der Gesamtproduktion. — Allein ob im Hause gebraut oder in den Fabriken: die Technik bleibt Nebensache, und die Hauptsache ist die Erfahrung. Nicht auf die Maschinen kommt es an und auch nicht auf die Retorten der Chemiker, die mühselig austifteln, wieviel Glykosen, Tannin, Phosphate, Albuminoiden und sonstige geheimnisvolle Stoffe im Zider stecken, sondern auf den Griff und den Blick, auf jene alte, Gefühl gewordene Erbweisheit, die die Mischungen instinktiv trifft, die Eigenart jeder Obstsorte kennt, die Launen des Moût oder Breis errät, die Rechte des Jus oder Saftes achtet und sich über den Verlauf der Gärung und der Klärung nicht um ein Viertelstündchen irrt. Nur wo diese Weisheit waltet, entsteht jener Zider, der in seinen guten Marken selbst den verwöhntesten Gaumen ein angenehmes Getränk liefert und zu gewissen normännisch-flämischen Gerichten, dem Petit Salé z. B. oder gar den anbetungswürdigen Tripes à la Mode de Caen, köstlicher mundet als die edelsten Jahrgänge von Burgund und Bordeaux.

Das wird mir der Herr in dem todschicken Restaurant wieder nicht glauben. Na, dann mag er sich meinetwegen bei seinem himmlisch frisierten Ober eine Flasche Champagner oder Steinberger Kabinett bestellen. Aber er soll nicht andern Leuten durch seine dummen Reden den braven Zider verekeln.

Bilder aus aller Welt.

Eine talentvolle Sängerin, Frl. Erika von Tyszka, die schon mit fünfzehn Jahren im Theater in Athen auftrat und sich der besonderen Gunst der Königin der Hellenen erfreut, wurde an das Würzburger Stadttheater verpflichtet.

Die Gemeindeverwaltung der Kolonie Grunewald bei Berlin wählte ihr bisheriges Mitglied, den Regierungsrat a. D. Stackmann, einstimmig auf die Dauer von sechs Jahren zum Gemeindevorsteher.

Der jetzt in Bredeney bei Essen lebende westfälische Dialektdichter Sanitätsrat Dr. Ferdinand Krüger begeht seinen 70. Geburtstag. Die Literatur verdankt seiner Feder zwei größere Romane.

Der bekannte Schulmann und frühere nationalliberale Landtagsabgeordnete Dr. Berndt in Hamm in Westfalen begeht in diesen Tagen seinen 75. Geburtstag. Der Jubilar erfreut sich einer bewundernswerten geistigen und körperlichen Frische.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ahlfeld, Marburg, berühmter Frauenarzt, feierte seinen 70. Geburtstag.



Phot. Wedepohl & Albrecht.

Carl Lejdstroem, Stockholm, wurde an die Neue Oper nach Hamburg engagiert.



Phot. Stolwranek.

Frl. Erika von Tyszka, Würzburg, erfolgreiche Opernsängerin, wurde dem Würzburger Stadttheater verpflichtet.



Reg.-Rat a. D. Stackmann, der neue Gemeindevorsteher der Kolonie Grunewald.



Geh. San.-Rat Krüger, Bredeney, westfälischer Dialektdichter, wird 70 Jahre.

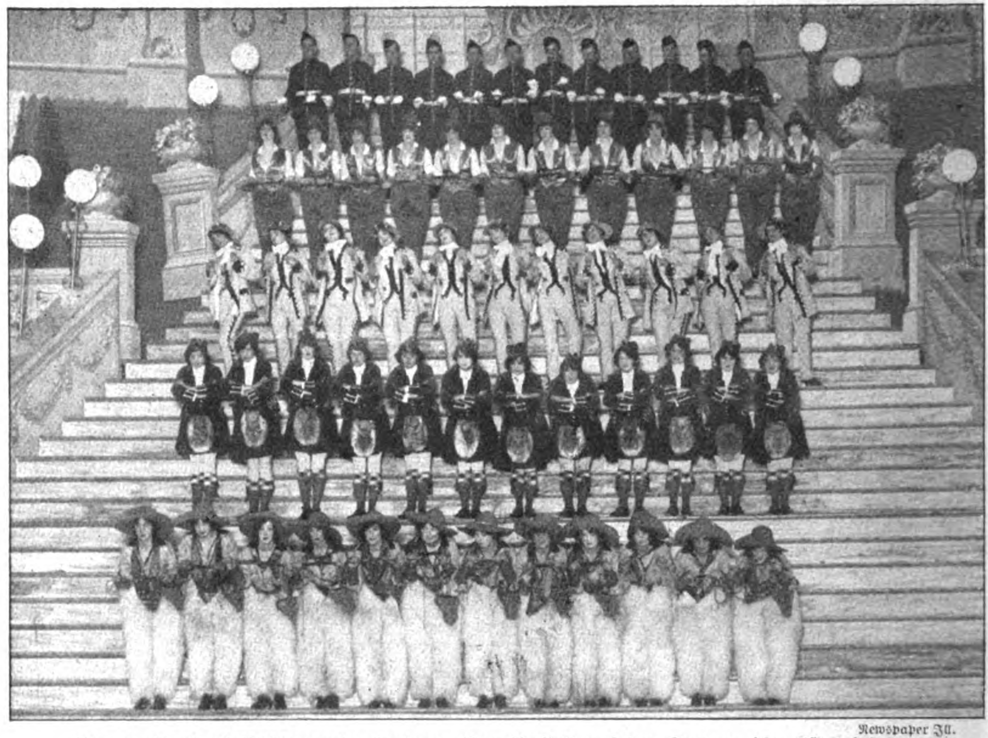


Dr. Berndt, Hamm, bekannter Schulmann, begeht seinen 75. Geburtstag.

Der seit Jahren an der Stockholmer Hofoper mit großem Erfolg tätige Heldenbariton Carl Lejdstroem, ein geborener Schwede, wurde der Neuen Oper in Hamburg verpflichtet. Lejdstroem hat in den Baireuther Festspielen den Klingsor und Kurwenal gesungen, er verfügt über außergewöhnliche Stimmittel.

In Marburg beging der frühere Leiter der Universitäts-Frauenklinik Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Friedrich Ahlfeld seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar hat sich seit einigen Jahren von seinem Lehramt zurückgezogen und lebt im Ruhestand. Ahlfeld ist geborner Leipziger und war Assistent der dortigen Frauenklinik.

Die neuste Attraktion im Londoner Varietéleben ist die sogenannte „Escalade", das Ballett auf der Treppe. Die Tänzerinnen und Tänzer machen ihre Evolutionen auf einer breiten Treppe.


Newspaper Jll.

Der neuste Varietéschlager in London: Das Ballett auf der Treppe, die „Escalade".

Schluß des redaktionellen Teils.

Büchertisch.

„Rings um den Kaiser.“ Von Fred. W. Wile. (Prometheus
erlagsgesellschaft m. b. H., Berlin W 30. Deutsche Übersetzung von Ida
ebinder. 1913). — Ein Amerikaner, der Berliner Vertreter der ersten
itungen seines Landes, hat es unternommen, ein Stück deutsche
ulturarbeit zu schildern und in einzelnen Abschnitten die hervor-
genden Persönlichkeiten zu zeichnen, die in der neuen und neuesten
it — während der Regierung Kaiser Wilhelm II. — zur Entwick-
ng und Entfaltung deutscher Nationalgröße, deutschen Geistes, deut-
en Fleißes auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Industrie,
igetragen haben. In scharfsichtiger, meist zutreffender, teilweise auch
jektiver Art bespricht der Verfasser die „Gestalter des modernen
eutschlands“. Die amerikanische Beleuchtung, die dem figurenreichen Bilde die eigentliche Stimmung gibt, erhöht vielleicht den Reiz des Urteils, mit dem wir trotz mancher versteckten Ironien doch zufrieden sein können.

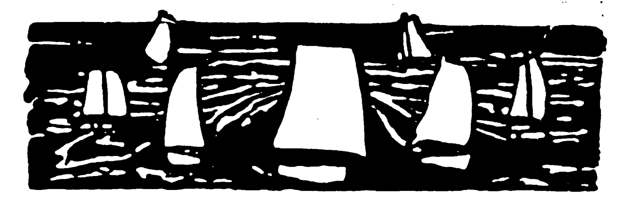
Rudolph Stratz: „Stark wie die Mark“. Roman. 2.—5. Auflage. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. Der im vorigen Jahr in dieser Zeitschrift zuerst erschienene Roman findet einen stetig wachsenden Leserkreis. Mit fester Hand zeichnet der Verfasser Menschen des märkischen Adels und Geschehnisse, die mit ihrer Scholle aufs innigste verknüpft sind. Das Leben der auf märkischer Erde Geborenen, die auch dereinst in ihr zu ruhen hoffen, dieses Leben mit seinem Auf und Nieder von guten und schlechten Jahren, seiner kernigen Sprache, seinen Familien- und Besitzsorgen, erfüllt von eigner und fremder Schuld, mutig aufgenommenen Kämpfen und aufrecht getragenen Niederlagen — wir

DIE WOCHE

Nummer 44. Berlin, den 1. November 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1843
Von Seeunfällen. Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter	1843
Ein kriminalistisches Reichsinstitut? Von Prof. v. Liszt	1845
Braunschweig. Von Walter Tiedemann. (Mit 5 Abbildungen)	1846
Unsere Bilder	1848
Die Toten der Woche	1850
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1851
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1859
Meeresstille. Gedicht von Paul Wegner	1865
Stille Hausgäste und Nachbarn. Von Dr. Fritz Bernhardt	1865
Das neue Griechenland. Von Otto Riemasch. (Mit 14 Abbildungen)	1867
Deutschlands nördlichster Punkt. Von F. Willfang. (Mit 9 Abbildungen)	1870
Der König von Santa Rosalia. Skizze von Henry F. Urban	1875
Wiesbaden als Winterkurort. Von Erwin Lüdeking. (Mit 8 Abbildungen)	1878
Die Kochköchin. Von Ola Alsen	1882
Bilder aus aller Welt	1883



Die sieben Tage der Woche.

23. Oktober.

Der Kaiser tritt von Potsdam seine Reise nach Oesterreich zum Besuch des Erzherzogs Franz Ferdinand in Konopischt und des Kaisers Franz Josef in Schönbrunn an.

In Berlin wird im Beisein der Kaiserin als Protektorin die XI. Internationale Tuberkulosekonferenz eröffnet.

Es wird ein gemeinsamer Erlaß der Minister des Innern und des Krieges bekanntgegeben, nach dem in Zukunft die Zöglinge aller staatlichen oder staatlich unterstützten Fachschulen zur erleichterten Prüfung für den Einjährig-Freiwilligen-Dienst zugelassen werden dürfen.

Aus Hernösand wird gemeldet, daß in der Nähe der Hafenstadt Rönnskär der finnische Dampfer „Vestkusten" untergegangen ist. Von 20 Mann Besatzung und 26 Passagieren wurde nur einer gerettet.

Die französische Regierung beauftragt ihren Gesandten in Mexiko, gegen die dort verfügte Erhöhung der Einfuhrzölle entschieden Einspruch zu erheben.

Aus Dawson in Neu-Mexiko wird gemeldet, daß auf der Hirschschlucht-Kohlengrube durch eine Explosion 200 Bergleute verschüttet wurden.

24. Oktober.

Kaiser Wilhelm begibt sich in Konopischt mit dem Erzherzog Franz Ferdinand auf die Jagd.

Aus Neu-Kamerun wird amtlich gemeldet, daß der Oberleutnant der Schutztruppe von Raven auf einer Dienstreise bei Nguku durch einen Schuß in die Lunge getötet wurde.

Nach einem Telegramm aus Mexiko wird der amerikanische Dampfer „Mono Castle" auf Befehl des Präsidenten Huerta durch ein Kanonenboot an der Abfahrt gehindert, weil er angeblich vier kriegsgerichtlich verfolgte mexikanische Abgeordnete an Bord hat.

25. Oktober.

Auf der Kaiserlichen Werft in Kiel läuft der Kleine Kreuzer „Ersatz Prinzeß Wilhelm" vom Stapel; Oberbürgermeister Kühnast tauft das Schiff auf den Namen „Graudenz".

Auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin beginnen unter großer Beteiligung des Publikums die Schauflüge des französischen Aviatikers Pegoud (Abb. S. 1850 bis 1852).

Das liberale spanische Kabinett Romanones gibt seine Entlassung.

26. Oktober.

Kaiser Wilhelm trifft von Konopischt aus zum Besuch Kaiser Franz Josefs in Schönbrunn ein und kehrt von hier nach Berlin zurück.

König Alfons von Spanien nimmt die Demission des Kabinetts Romanones an und beauftragt den Konservativen Dato mit der Bildung eines neuen Kabinetts.

27. Oktober.

Der Bundesrat nimmt einstimmig den preußischen Antrag an, die Ueberzeugung der Verbündeten Regierungen dahin auszusprechen, daß die Regierung des Prinzen Ernst August in Braunschweig im Hinblick auf die inzwischen eingetretene Veränderung der Sach- und Rechtslage mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung vereinbar sei.

In Braunschweig wird eine außerordentliche Session des Landtags zur Regelung der Thronfrage eröffnet.

In München tritt die bayrische Kammer der Reichsräte zusammen.

28. Oktober.

Aus Amerika wird gemeldet, daß die Aufständischen von San Salvador in Zacetecas einen Militärzug in die Luft gesprengt haben. 115 Soldaten wurden getötet.



Von Seeunfällen.

Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter.

Seeunfälle entspringen so gut wie andere Unfälle menschlicher Ohnmacht oder Unzulänglichkeit. Man kann sagen, auch die menschliche Ohnmacht, Werke zu schaffen, die den Elementen standhalten, ist menschliche Unzulänglichkeit, ich meine aber hier die Unzulänglichkeit, die es mit sich bringt, daß im Kampf mit den Elementen nicht immer das menschenmögliche geleistet wird, sei es aus mangelnder Erkenntnis, sei es mangelnder Kraft des Körpers oder auch des Wollens.

Seeunfälle sind selten, die „Titanic"-Katastrophe und die Brandkatastrophe des „Volturno" haben ihnen in letzter Zeit die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maß zugewendet und auch den Staat auf seine Pflichten als Hüter der öffentlichen Sicherheit erneut hingewiesen. Die „Titanic"-Katastrophe wird im November ihr letztes wirksamstes Nachspiel in Gestalt einer internationalen Konferenz haben, die in England tagen wird, von der Beschlüsse erwartet werden, die der Sicherheit der Seeschiffahrt zugut kommen sollen, und von dem „Volturno"-Unglück, in dem noch manches ungeklärt scheint, liest man schon, daß das englische Handelsamt beschlossen hat, eine Untersuchung einzuleiten. In diesen beiden Tatsachen spiegelt sich die doppelte Pflicht des Staates: vorbeugend zu verhüten und regelnd, fördernd und strafend einzugreifen. Hierzu muß er bei Unfällen, die die öffentliche Sicherheit berühren, erfahren, wie sie sich ereigneten, wer sie verschuldete, ob sachliche oder persönliche Gebrechen und Fehler. Daraus erwächst ihm dann neue Erkenntnis seiner Aufgaben und ihrer Lösung und die Pflicht der

strafenden Sühne. Die strafrechtliche Seite der Frage soll uns hier im weiteren nicht beschäftigen und nicht mehr berührt werden.

Unfälle auf dem Festland spielen sich sozusagen vor aller Augen ab. Personen- oder Sachbeschädigungen führen die Untersuchung durch überall vorhandene Polizeiorgane herbei, solche Organe sind sogar überall da, um vorbeugend einzuschreiten, damit sich nicht erst ein Unfall ereigne. Auf der See liegen die Dinge ganz anders, da gibt es keine Polizei, und das freie Meer ist niemandes Land, es untersteht also auch keiner Staatsgewalt, wohl das Küstenmeer, d. h. ein Meeresteil von gewisser Ausdehnung an der bespülten Küste. Diese Ausdehnung, der Bereich der Geltung der Staatshoheit des Uferstaats, wird verschieden angenommen, vorwiegend zu 3 Seemeilen, also etwa 5.5 Kilometer. Durch diese Schwierigkeiten hilft nun zunächst der Grundsatz: „Jedes Seeschiff trägt seine Nationalität äußerlich gekennzeichnet durch die Nationalflagge und nachweisbar durch die Schiffspapiere mit sich in alle Meere*).“ Daraus folgt, daß Seeschiffe auf freiem Meer nur der heimatlichen Staatsgewalt und Rechtsprechung unterworfen sind. Ein deutsches Schiff bleibt also ein Stück Deutschland. In fremden Territorialgewässern ist es etwas anders. Grundsätzlich sind Kauffahrteischiffe hier der Justiz und Polizeigewalt des Uferstaats unterworfen, aber die tatsächliche Auffassung ist heute die, daß die Staatsgewalt nur unter ganz bestimmten Umständen ein Interesse daran hat, sich in die Rechtsangelegenheiten fremder Schiffe in ihren Gewässern einzumischen, darunter bei „Gefährdung oder Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit und bei Eingriffen in die Rechtsphäre ihrer Angehörigen und Schutzbefohlenen*).“ Auf die strittige Frage, ob die Durchfahrt durch ein Küstenmeer als Aufenthalt in diesem Sinn angesehen werden darf, soll hier nicht eingegangen werden. Außerdem trifft der Grundsatz überhaupt nur da zu, „wo die staatliche Organisation die Garantie für die Handhabung der Polizei und Rechtspflege im Sinn der europäischen Kulturstaaten bietet*).“

Aus diesem Rechtzustand ergibt sich für den Staat die Pflicht, im Hinblick auf Unfälle, die die öffentliche Sicherheit berühren, seine Schiffe und fremde Schiffe in seinen Küstengewässern zu beaufsichtigen. In der Reichsgesetzgebung ist dem in der Hauptsache Rechnung getragen in dem Gesetz, betreffend die Untersuchung von Seeunfällen, und im Handelsgesetzbuch. Das erstgenannte in dieser Hinsicht wichtigste Gesetz setzt besondere Behörden ein, die Seeämter, deren Aufgabe lediglich die Untersuchung von Seeunfällen ist, und zwar aller auf deutschen Kauffahrteischiffen und der auf ausländischen Kauffahrteischiffen, die sich in deutschen Küstengewässern zugetragen haben, oder deren Untersuchung vom Reichskanzler angeordnet ist. Als Unfall wird dabei jede durch eine äußere Störung eintretende Unterbrechung der Fahrt angesehen, und ein Seeunfall ist dann geschehen, wenn der Unfall sich auf der See oder auf Binnengewässern, die mit der See in Zusammenhang stehen und von Seeschiffen befahren werden, ereignet hat. Kauffahrteischiff ist hier lediglich im Gegensatz zu Kriegsschiff gebraucht, denn die Unfälle, die auf Kriegsschiffen geschehen, oder das Handeln der Kriegsschiffe, das zu Seeunfällen anderer Schiffe führt, unterliegt nicht der Beurteilung des Seeamts, wenn auch der Unfall selbst vor das Seeamt kommt und dort allgemein aufgeklärt und für das Kauffahrteischiff beurteilt wird. Die Seeämter müssen alle Unfälle untersuchen, bei denen Menschenleben verloren gegangen sind oder ein Schiff untergegangen oder aufgegeben ist, und die, bei denen der Reichskanzler die Untersuchung angeordnet hat. In allen andern Unfällen kann das Seeamt selbst entscheiden, ob es untersuchen will oder nicht. Im allgemeinen wird dabei der Grundsatz befolgt, daß der Unfall erheblich oder von erheblichen Folgen begleitet sein muß und deshalb in Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit vom Staat zu beachten ist. Die Seeämter können dieser geschilderten Aufgabe nur gerecht werden durch Vorschriften, die das Handelsgesetzbuch jedem Schiffer auferlegt, und zwar in erster Linie durch die sogenannte Verklarung, die er abzulegen hat. Ein vielleicht oft in Zeitungen gelesener, sicher auch oft unverstandener Ausdruck. Das Handelsgesetzbuch setzt zwingend fest: „Der Schiffer hat über alle Unfälle, die sich während der Reise ereignen, sie mögen den Verlust oder die Beschädigung des Schiffes oder der Ladung, das Einlaufen in einen Nothafen oder einen sonstigen Nachteil zur Folge haben, mit Zuziehung aller Personen der Schiffsbesatzung oder einer genügenden Anzahl von ihnen eine Verklarung abzulegen.“ Und zwar muß er das ohne Verzug bei der ersten Gelegenheit tun. Dabei muß er einen Bericht über alle erheblichen Begebenheiten der Reise, namentlich eine vollständige und deutliche Erzählung der erlittenen Unfälle liefern und angeben, was er zu Abwendung getan. Er wird darüber unter Eid gehört. Das Schiffstagebuch, dessen Führung auch im Handelsgesetzbuch vorgeschrieben ist, bildet eine wesentliche Grundlage der Verhandlung, und was in dem Tagebuch niedergelegt sein muß, ist auch genau bestimmt. Das Unfallgesetz schreibt nun wieder vor, daß alle zur Aufnahme der Verklarungen zuständigen Gerichte, die Hafenbehörden, die Strandbehörden, die Seemannsämter und die Schiffsregisterbehörden verpflichtet sind, dem zuständigen Seeamt von den zu ihrer Kenntnis kommenden Seeunfällen ungesäumt Anzeige zu erstatten. Kurz, es ist dafür gesorgt, daß den Seeämtern nichts entgeht. Der Zweck der Seeämter ist ganz deutlich aus dem Gesetz erkennbar. Sie sollen die Ursachen aller Seeunfälle und alle Tatumstände ermitteln und ganz besonders, ob der Schiffer oder Steuermann den Unfall oder seine Folgen verschuldet haben, ob Mängel in Bauart, Beschaffenheit, Ausrüstung, Beladung oder Bemannung des Schiffes oder ob Mängel des Fahrwassers oder der für die Schiffahrt bestimmten Hilfseinrichtungen (der Seezeichen, des Lotsenwesens, der Rettungsanstalten usw.) oder das zur Handhabung dieser Einrichtungen bestellte Personal an dem Unfall Schuld tragen, und ob die zur Verhütung des Zusammenstoßens von Schiffen auf See und die über das Verhalten nach einem solchen Unfall erlassenen Vorschriften befolgt worden sind. Hier ist also eine genaue Aufzählung der Dinge gegeben, für die der Staat sich verpflichtet fühlt, im Interesse der öffentlichen Sicherheit zu sorgen. Ob diese Verpflichtung erfüllt ist, helfen ihm die Seeämter feststellen. Sie sind über die ganze deutsche Küste verteilt, mit einem ganz bestimmten, ihnen zugewiesenem Bezirk. Für die ostpreußische Küste besteht ein Amt zu Königsberg, für die westpreußische zu Danzig, es folgen Stettin, Stralsund, Rostock, Lübeck, Flensburg, Tönning, Hamburg, Bremerhaven, Brake und Emden. Zuständig für die Untersuchung ist entweder das Amt, in dessen Bezirk der Hafen liegt, den ein Schiff zuerst nach dem Unfall erreicht, oder das am nächsten bei der Unfall-

*) F. Perels. Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart.



stelle belegene oder das, in dessen Bezirk der Heimathafen des Schiffes liegt. Wo Zweifel entstehen können, sind besondere Festsetzungen getroffen. Nach Art ihrer Aufgaben können diese Seeämter, wie ohne weiteres einzusehen ist, keine Gelehrtengerichte sein, denn sie setzen in erster Linie Sachkenntnis in Schiffahrtsdingen voraus. Dementsprechend sind die Gerichte auch gebildet, indem sie zwar eine richterliche Person zum Vorsitzenden haben, diese aber mit vier Beisitzern zu einem Kollegium vereinen. Von diesen Beisitzern müssen wenigstens zwei die Befähigung zum Seeschiffer besitzen und müssen als solche gefahren haben. Im übrigen müssen die Beisitzer so qualifiziert sein wie Schöffen, aber es sind die der aktiven Marine angehörenden Militärpersonen zugelassen, weil sie bei der Beteiligung von Kriegsschiffen manchmal nötig sind und die Offiziere die Befähigung als Seeschiffer besitzen. Das Reich bestellt bei jedem Seeamt einen Kommissar, durchweg einen ältern inaktiven Seeoffizier. Er hat den Verhandlungen beizuwohnen, hat die nötigen Anträge an das Seeamt oder seinen Vorsitzenden zu stellen und kann z. B., wenn das Seeamt die Untersuchung als unerheblich ablehnt, die Untersuchung beim Reichskanzler beantragen. Er entspricht also in mancher Hinsicht dem Staatsanwalt. Vor dem Seeamt wird mündlich und öffentlich verhandelt, und das Amt hat einen begründeten Spruch über die Ursachen des Seeunfalls abzugeben, der schriftlich niedergelegt werden muß. Hierbei kann gleichzeitig auf Antrag des Reichskommissars deutschen Schiffern oder Steuerleuten die Befugnis zur Ausübung ihres Gewerbes entzogen werden, wenn sie den Unfall infolge des Mangels solcher Eigenschaften, die zur Ausübung des Gewerbes erforderlich sind, verschuldet haben. Es trägt das hier nicht den Charakter einer Strafe, sondern lediglich einer Maßnahme, die das Interesse an der öffentlichen Sicherheit fordert. Für gewisse Fälle, wie die Patententziehung, ist eine obere Instanz in dem Oberseeamt in Berlin geschaffen. Grundsätzlich analog organisiert, nur mit sechs Mitgliedern, von denen auch die Hälfte der Seeschiffahrt kundig sein muß, verhandelt es auch genau in gleicher Weise. Vorsitzender und ein schiffahrtkundiger Beisitzer werden vom Kaiser ernannt. Der Instanzenzug ist mit dem Oberseeamt erschöpft. Das Reichskanzleramt kann nur insofern noch eingreifen, als das Patent Schiffern und Steuerleuten, denen es entzogen ist, nach einem Jahr wiedergegeben werden darf, wenn anzunehmen ist, daß sie weiterhin den Pflichten des Gewerbes genügen werden. Daß alles Notwendige nach einem Unfall geschieht, dafür ist also unzweifelhaft Vorsorge getroffen und damit eine Gewähr geschaffen, daß die Staatsaufsicht daraus Lehren ziehen kann. Ob sie das tut, ist, da der Wille selbstverständlich vorausgesetzt werden muß, von dem Vorhandensein geeigneter Organe abhängig. Nur wenn solche da sind, ist sie in der Lage der höchsten Pflicht: Vorbeugend zu verhüten, nachzukommen. Und in diesem Punkt ist zwar wohl in der deutschen Seeschiffahrt alles aufs beste bestellt, aber das ist nicht Verdienst des Staates; die Initiative des Reichs ist hier unzureichend, weil es ihm tatsächlich an Organen fehlt. Es hat sich wohl gesetzgeberisch betätigt, z. B. in der internationalen Seestraßenordnung und damit zusammenhängenden Verordnungen, in Bestimmungen über Besetzung der Schiffe mit Personal und dessen Qualität, aber ganz abweichend von allen andern Verkehrseinrichtungen ist beim Seeverkehr die Sicherheit der Reisenden direkt nie ein Gegenstand der Fürsorge des Reichs gewesen. Für den Auswanderer hat der Staat gesorgt, für die Sicherheit von Schiff und Ladung sorgt die Versicherung, für den Seemann die Seeberufsgenossenschaft. Soweit hierdurch für den Reisenden Vorteilhaftes entsteht, kommt es ihm zugute, seine Sicherheit ist, abgesehen von den genannten Vorschriften, nirgendwo direkt gewollt. Es fehlt dem Reich ganz und gar an einem Organ, das sich sachverständig mit allen Handelsschiffahrtsdingen befaßt, es hat kein Handelsamt wie England, und wenn es mit andern Staaten, die solche Organe durchweg haben, über solche Dinge verhandelt, muß es sachverständige und nicht staatliche Vereinigungen z. B. die Seeberufsgenossenschaft zuziehen, von denen es abhängt. Die Novemberkonferenz in London wird es ja zeigen. Selbstverständlich ist der Rat solcher Körperschaften immer ein nicht zu entbehrender, er muß aber sachkundig abgewogen werden können, weil es über menschliches Vermögen geht, sich von Privatinteressen gänzlich loszulösen. Das ist kein Zustand, der der Bedeutung deutscher Seeinteressen und deutscher Seeschiffahrt entspricht, und die Forderung nach einer sachverständigen zentralen Schiffahrtsbehörde im Reich kann auf die Dauer nicht unterdrückt werden, wenn Deutschland nicht in der Initiative auf diesem Gebiet hintanstehen soll. Die Anregung zur jetzigen Konferenz ist nicht von Deutschland, sondern von der Person des Kaisers ausgegangen. Die weitere Initiative hat aber England ergriffen und sieht die Konferenz auch in London tagen.

Ein kriminalistisches Reichsinstitut?

Von Prof. v. Liszt (Berlin).

„Die Ausbildung in den Hilfswissenschaften des Strafrechts“ ist auf der Versammlung der Internationalen kriminalistischen Vereinigung zu Kopenhagen in den letzten Augusttagen dieses Jahres eingehend erörtert worden. Die Grundlage für die Verhandlungen bildete ein sorgfältiges und erschöpfendes Gutachten von Professor Heimberger (Bonn), dem die Versammlung in allen wesentlichen Punkten beistimmte. In diesen Beratungen wurde auch die Frage der Errichtung eines kriminalistischen Reichsinstituts, die Hans Groß (Graz) in einer Berliner Zeitung vom 21. August vorgeschlagen hatte, besprochen. Die Versammlung hat diesen Vorschlag abgelehnt. Nach meiner Überzeugung mit vollem Recht. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle die Gründe auszuführen, die gegen den Vorschlag von Hans Groß sprechen.

Es handelt sich — und ich bitte, das im Auge behalten zu wollen — um eine besondere fachmännische Ausbildung der sämtlichen, an der Strafrechtspflege beteiligten Personen; also der Staatsanwälte und der Polizeibeamten, der Untersuchungsrichter und der Verteidiger, der Mitglieder des erkennenden Gerichts und der Strafvollzugsbeamten. Für alle diese Beamten genügt schon heute die gründliche Kenntnis der einschlagenden gesetzlichen Bestimmungen, also der Paragraphen des Strafgesetzbuchs, der Strafprozeßordnung,



der Strafvollzugsvorschriften in keiner Weise. Sie müssen sich vielmehr klar werden über die gesellschaftlichen und persönlichen Ursachen des Verbrechens wie über die Eigenart des Verbrechers; sie müssen die stets sich vervollkommnende Technik der kriminellen Betätigung kennen und die Erfahrungsätze wie die Methoden beherrschen, die für die Feststellung des wahren Sachverhaltes maßgebend sind; sie müssen aber auch in dem weiten Gebiet des Strafvollzugs, namentlich des Gefängniswesens, gründlich zu Hause sein. Die Internationale kriminalistische Vereinigung hat seit dem nunmehr fünfundzwanzig Jahre zurückliegenden Beginn ihrer Wirksamkeit die Forderung nach einer fachmännischen Ausbildung der kriminalistischen Praktiker immer und immer wieder gestellt. Sie hat in den letzten Jahren mit besonderer Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß durch die Strafgesetzentwürfe in der Schweiz, in Österreich, im Deutschen Reich den an der Strafrechtspflege beteiligten Personen neue und schwierige Aufgaben gestellt werden, die der Praktiker auf Grund einer rein juristischen Ausbildung zu lösen niemals imstande sein wird.

Die von dem Berufskriminalisten zu fordernden Fachkenntnisse haben zu umfassen:

1. Die Lehre von den Ursachen der Kriminaltätigkeit (die Kriminalätiologie); also einmal die Kriminalsoziologie (auf der Grundlage der Moral- und Kriminalstatistik), dann die Kriminalanthropologie (namentlich die Kriminal-Psychologie und -Psychiatrie).

2. Die Technik des Verbrechens und der Verbrechensverfolgung, also das, was Hans Groß nicht sehr glücklich die „Kriminalistik" genannt hat; mit Einschluß der gerichtlichen Medizin, den Methoden der Kriminalpolizei (Bertillonage, Daktyloskopie usw.), der Lehre vom Beweis (Psychologie der Aussage usw.).

3. Die Gefängniskunde im weitesten, auch die verschiedenen Besserungs- und Sicherungsanstalten umfassenden Sinn.

Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß der junge Jurist sich diese Fachkenntnisse während seiner akademischen Studienzeit unmöglich aneignen kann. Mehr als eine allgemein gehaltene Einführungsvorlesung wird man ihm an der Universität nicht bieten und nicht zumuten können; solche Vorlesungen werden ja heute schon da und dort gehalten. Nach meiner Ueberzeugung gehört diese fachmännische Ausbildung in die Zeit nach dem ersten, besser nach dem zweiten Examen. Die Fortbildungskurse für Gerichtsassessoren, wie sie seit kurzem in Preußen eingerichtet sind, würden die beste Gelegenheit für dieses Nachstudium bilden; vorausgesetzt freilich, daß es von den Zentralstellen für den künftigen kriminalistischen Praktiker in gewissem Sinn wenigstens obligatorisch gemacht würde.

Damit aber sind wir bei dem Kernpunkt des Problems angelangt, bei der Frage nach der Organisation dieser fachmännischen Ausbildung.

In Kopenhagen waren alle Redner mit dem Referenten darin einig, daß für die Organisation zwei Hauptgesichtspunkte maßgebend sein müssen: einmal die Verbindung mit einer großstädtischen Kriminalpolizei, dann aber die mit einer Universität. Nur die zentralisierte Kriminalpolizei kann das stets sich erneuernde Anschauungsmaterial bereitstellen, die Methoden der Identifizierung der Verbrecher, die photographischen Aufnahmen, die chemischen Untersuchungen usw. usw. vorführen. Nur die Universität aber kann das wissenschaftliche Band zwischen den einzelnen Zweigdisziplinen knüpfen und so verhindern, daß die Hilfswissenschaften des Strafrechts dieses in den Hintergrund drängen.

Daraus aber folgt, daß an ein kriminalistisches Reichsinstitut, wie es Hans Groß vorgeschlagen hat, heute wenigstens nicht zu denken ist. Denn die Kriminalpolizei untersteht der Reichsregierung ebensowenig wie die Universitätsverwaltung; der Plan eines Reichsinstitutes würde schon an den Ressortschwierigkeiten scheitern. Andere Erwägungen aller Art treten hinzu. Es ist ganz ausgeschlossen, daß alle Einzelstaaten ihre künftigen Kriminalbeamten sämtlich nach einer und derselben Stadt schicken, mag sie nun Berlin oder Leipzig, München oder Hamburg heißen. Für entscheidend aber halte ich, daß es sich um eine völlig neue Einrichtung handelt, die sich erst im kleineren Umfang bewähren muß, ehe sie für Zentralisation reif ist.

Nur um Landesinstitute kann es sich mithin handeln. Den deutschen Einzelstaaten muß es vorbehalten bleiben, auf eigene Faust vorzugehen. Wenn sich dabei verschiedene, untereinander abweichende Typen herausbilden sollten, so schadet das gar nichts: die Erfahrung wird zeigen, welcher von ihnen der beste, weil zweckmäßigste ist.

Regierungsrat Lindenau vom Berliner Polizeipräsidium hat in Kopenhagen darauf hingewiesen, daß in Berlin die Voraussetzungen für ein kriminalistisches Landesinstitut bereits heute gegeben sind. Bei dem Polizeipräsidium besteht ein Spezialmuseum, ein kriminalistisches Laboratorium, eine graphische Anstalt, ein großes kriminal-historisches Archiv, das wissenschaftlicher Forschung reiche Ausbeute gewähren würde. An der Universität aber besteht ein kriminalistisches Institut (bisher „Kriminalistisches Seminar"), dessen reichhaltige Fachbibliothek gerade die strafrechtlichen Hilfswissenschaften in besonderer Ausführlichkeit umfaßt. Es handelt sich, wie Lindenau hervorhebt, nur darum, die Brücke zwischen den beiden Instituten zu schlagen, die Verbindung zwischen der Praxis der Polizei und der wissenschaftlichen Betätigung herzustellen — und das erste deutsche kriminalistische Landesinstitut ist fertig.

Wie diese Brücke zu schlagen wäre, habe ich hier nicht zu untersuchen. Die Verständigung wird keine großen Schwierigkeiten bieten, wenn die beiden beteiligten Ministerien sie ernstlich wollen. Mir kam es nur darauf an, zu zeigen, daß das Ziel, das ich, gemeinsam mit Hans Groß, seit langen Jahren anstrebe, auf dem von mir angegebenen Weg rascher und leichter erreicht werden kann als durch die Forderung nach einem kriminalistischen Reichsinstitut.

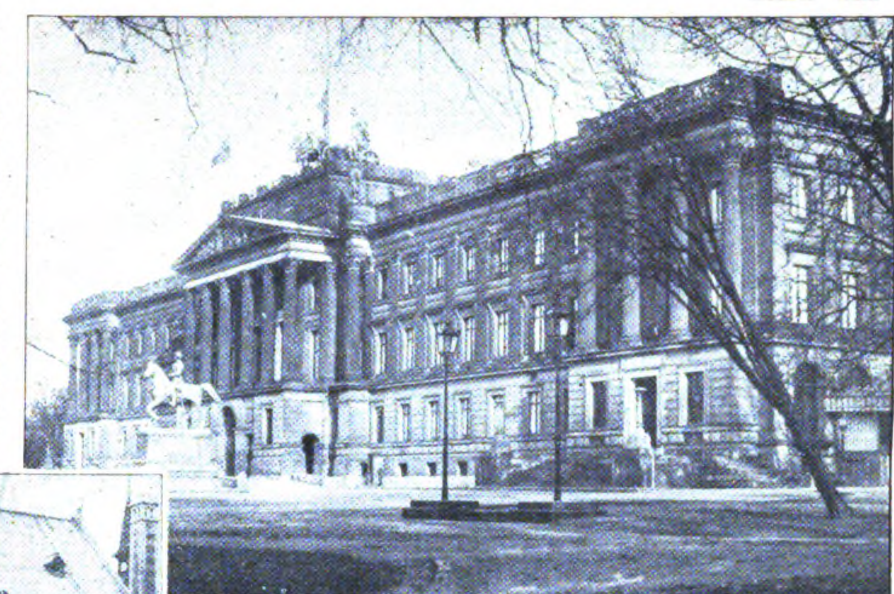
Braunschweig.

Von Walter Tiedemann. — Mit 5 photograph. Aufnahmen.

Der uralten Stadt der Brunonen, dem schönen Braunschweig, stehen ereignisreiche Tage bevor: die Thronbesteigung des Prinzen Ernst August als neuer Herzog von Braunschweig und sein Einzug in die Residenz an der Seite der Kaisertochter, seiner Gemahlin. Wieder einmal wird der für Deutschlands Geschichte so bedeutungsvolle Boden der Schauplatz fürstlichen Glanzes sein, und das ehrwürdigste Wahrzeichen der Stadt, der eherne Löwe Heinrichs des Löwen, der vor der Burg Dankwarderode seit 750 Jahren auf Wache steht, wird in den festlichen Tagen noch mehr als sonst die Blicke zahlreicher Besucher auf sich lenken. Welch eine gewaltige Wegstrecke deutschen Lebens, des heißen Ringens und der friedlichen Entwicklung verkörpert sich in diesem stummen Zeugen und in seiner Nachbar-

schaft, den verschnörkelten Giebelhäusern und der Burg! Aber das vieltausendstimmige Orchester des Straßenverkehrs, die Geräusche einer großen, lebhaften Stadt tönen in die mittelalterliche Romantik herein und erinnern daran, daß Braunschweig wie ein Januskopf zwei Gesichter zeigt: eins mit sehr modernen, der Gegenwart und Zukunft zugewandten Zügen und eins, das sinnend, alter Erinnerungen voll, ins Dämmerlicht vergangener Jahrhunderte zurückblickt.

In diesem Doppelcharakter liegt zweifellos ein hoher Reiz; ihm hat es Braunschweig hauptsächlich zu verdanken, daß es sich eine der anziehendsten Blüten im Kranz der deutschen Städte nennen darf. Eine alte und doch wieder im besten Sinn moderne Stadt, ein Industrie- und Handelzentrum, aber auch eine vornehme, von wertvollen lieben Traditionen erfüllte Residenz, in der man sich nicht so abzujagen braucht wie in mancher anderen Großstadt, und wo man etwas wie den beruhigenden, zur inneren Einkehr lockenden Hauch des abgeklärten Alters verspürt. Es ist wohl kein Zufall, daß ein Poet, wie Wilhelm Raabe, hier sein Dasein verbrachte. Er liebte die Stille der herrlichen Promenadenwege an der Oker, und aus dem krausen Schnitzwerk der Giebel, aus der von allerlei Spuk umwitterten Kleinwelt der Urvätergassen schöpfte er den Stoff zu seinen gemütstiefen Erzählungen. Aber man braucht schließlich kein großer Dichter zu sein, um Raabes Anhänglichkeit an Braunschweig zu verstehen und zu teilen. Wer sich jemals auf dem Bohlweg, dem Treffpunkt der Braunschweiger Flaneure, bei den schmetternden Klängen der Wachtparademusik lustwandelnderweise erging, wer in mondbeglänzter Nacht durch Gassen und über Märkte schlenderte, die so seltsame Namen, wie Radeklint, Ruhfäuttchen, Bockstwete, führen, wer im Angesicht des schalkhaften Till-Eulenspiegel-Brunnens ein Glas Mumme kostete und an einem hellgrünen Frühlingstag im Bürgerpark dem Vogelsang lauschte, der behält das Stadtbild von Braunschweig für immer in freundlicher Erinnerung. Von den vielen ehrwürdigen Baudenkmälern seien hier nur genannt: Das gotische Altstadtrathaus mit seinen steinernen Fürsten, die Martinikirche Heinrichs des Löwen, der Dom, der prächtige Steingiebelbau des Gewandhauses, die originelle „alte Wage“ und das burlesk verzierte Huneborstelsche Haus. Auch die geistige Physiognomie Braunschweigs weist recht lebendige, interessante Züge auf. Wir finden hier hervorragende Kunstschätze und wissenschaftliche Sammlungen, ein Herzogliches Theater, dessen Darbietungen sich eines vorzüglichen Rufes erfreuen, liebevolle Pflege der Musik und ein vielgestaltiges, anregendes Gesellschaftsleben. Nach



Phot. Löhrich.

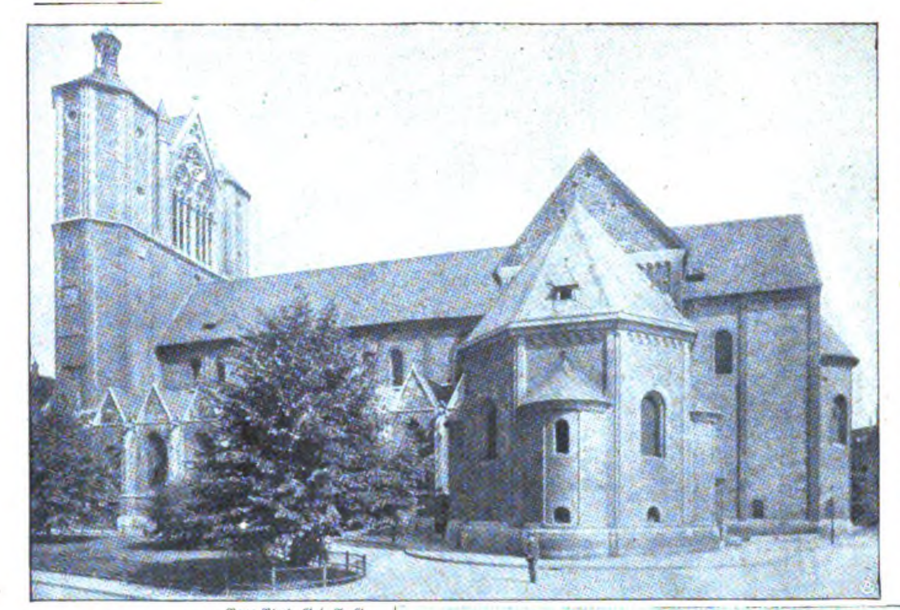
Das Residenzschloß in Braunschweig,
in dem das junge Herzogspaar residieren wird.

Neue Phot. Ges. A. G.

Denkmal des Herzogs Wilhelm.

Phot. Löhrich.

Die alte Welfenburg Dankwarderode, davor das Standbild des Braunschweiger Löwen.



Neue Phot. Ges. A.-G.

Der Dom in Braunschweig.

alledem darf man wohl erwarten, daß der neue Herzog und seine Gemahlin sich in ihrer Residenz wohlfühlen werden, und daß Braunschweig, nach den Gesetzen der Wechselwirkung, dem jungen Herrscherpaar einst manch neues frisches Blatt an seinem Ruhmeskranz zu verdanken haben wird.

Unsere Bilder.

Der Kaiser in Schönbrunn (Abb. S. 1853). Kaiser Wilhelm hat mehrere Tage in Oesterreich geweilt. Er folgte einer Einladung des Thronfolgers Erzherzogs Franz Ferdinand nach Konopischt zur Jagd und besuchte dann den Kaiser Franz Josef in Schönbrunn. Die Reise des Kaisers wird allgemein als ein Sympton aufgefaßt, daß unser Bündnis mit Österreich-Ungarn mit ungeminderter Festigkeit weiter besteht.

Neue Phot. Ges. A. G.

Der Altstadtmarkt mit Martinikirche in Braunschweig.

Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe (Abb. Seite 1857), deren neustes Porträt wir in der vorliegenden Nummer bringen, ist eine geborene Prinzessin Viktoria von Preußen und Schwester unseres Kaisers. Sie ist am 12. April 1866 geboren, steht also jetzt im 48. Lebensjahr. Seit dem Jahr 1890 ist sie mit dem Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe vermählt.

Der neue Präsident der Ansiedelungskommission in Posen (Portr. S. 1853) ist in diesen Tagen ernannt worden. Die Wahl des Kaisers ist auf den Geheimen Oberregierungsrat Ganse vom Ministerium für Landwirtschaft gefallen, der seit 1883 im Staatsdienst steht. Zuerst im Justizdienst tätig, trat er später zur Verwaltung über. Der Ansiedelungskommission hat er bereits von 1898 bis 1907 angehört, dann wurde er als Dezernent für die Kommission in das Ministerium berufen.

Die XI. Internationale Konferenz zur Bekämpfung der Tuberkulose (Abb. S. 1852) hat in der vergangenen Woche in Berlin getagt und wichtige Fragen für die Unterdrückung der gefährlichen Seuche eingehend behandelt. Außer den geschäftlichen Sitzungen führten auch gesellige Veranstaltungen die Teilnehmer wiederholt zusammen. Unsere Aufnahme zeigt sie bei einem Festmahl.

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal in Stettin (Abb. S. 1856) ist dieser Tage unter Teilnahme des Prinzen Eitel-Friedrich von Preußen, den der Kaiser mit seiner Vertretung beauftragt hatte, feierlich enthüllt worden. Das Denkmal, das seinen Platz auf der Hakenterrasse hinter dem Städtischen Museum gefunden hat, ist ein Werk des Berliner Bildhauers Professor Ludwig Manzel.

Bismarck-Denkmal für Nürnberg (Abb. S. 1855). In kurzer Zeit wird auch die alte Stadt Nürnberg ihr Bismarck-Denkmal erhalten. Der bekannte Architekt Professor Dr. Theodor Fischer hat dazu eine großartige Anlage entworfen, die von einem Reiterstandbild des eisernen Kanzlers gekrönt wird. Der Bildhauer Professor Joseph Floßmann hat dieses kürzlich vollendet und in seinem Atelier in Pasing bei München ausgestellt. Das aus Muschelkalk verfertigte Standbild ist fünf Meter hoch, der Sockel aus gleichem Material, auf dem es stehen soll, hat eine Höhe von zwanzig Meter.

Die Flugvorführungen des französischen Fliegers Pegoud in Johannisthal (Abb. S. 1850, 1851 u. 1852) stellen das Tollkühnste und Ueberraschendste dar, was man bisher auf dem Gebiet der Aviatik erlebte. Auf einem Blériot-Eindecker vollführte er nicht nur Flüge, die in ihren Kurven staunenswert sind, sondern er stellte den Apparat senkrecht in der Luft auf den einen oder andern Flügel, um die Maschine blitzschnell in die richtige Lage zu bringen. Dann überschlägt er sich mit dem Apparat rückwärts und vorwärts, zehnmal hintereinander, und fährt minutenlang den Kopf nach unten, und die Räder nach oben. Das Staunenswerteste sind seine Sturzflüge. Er schraubte sein Flugzeug bis zu einer Höhe von 1000 Meter hinauf und stürzt sich dann raubvogelartig vierhundert Meter hinunter, um anzuhalten und die Maschine wieder in die normale Lage zu bringen und davonzugleiten, als ob nichts geschehen wäre. Dem aufregenden und interessanten Schauspiel wohnten in Johannisthal viele Hunderttausende von Personen bei.

Verhütung von Luftschiffkatastrophen (Abb. S. 1858). Ueber die Frage, wie man Luftschiffe gegen die Ge-

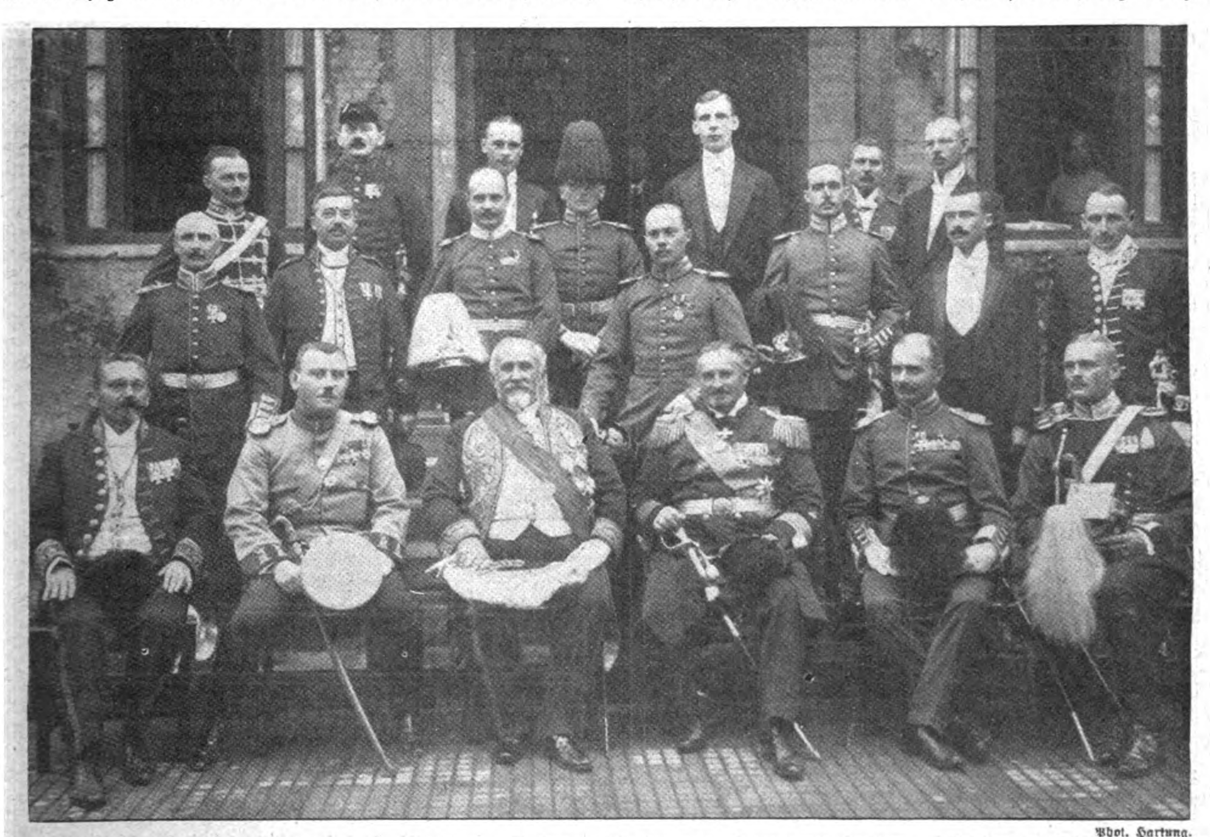
fahr von Explosionen sichert, wurden in einer Versammlung des Vereins deutscher Chemiker in Berlin bemerkenswerte Verhandlungen gepflogen. Den einleitenden Vortrag hielt der bekannte Schweizer Professor Dr. Raoul Pictet, der die gegenwärtige Ballonfüllung als ein Damoklesschwert bezeichnete und erklärte, daß der Ingenieur Arno Börner bereits den Weg gewiesen habe, den man beschreiten müsse. Dieser tritt für die Verwendung von Stickstoff ein, und Professor Pictet, der seine Ausführungen durch Experimente stützte, legte dar, daß nach dem Börnerschen System der Stickstoff einen chemischen Panzer für die Luftschiffe bilden würde, der jede Entzündung unmöglich macht.

Aus der Gesellschaft (Abb. S. 1858). In Nizza hat sich Henry Cambon, der Sohn des französischen Botschafters in London, Paul Cambon, mit Fräulein Marguerite de la Taille vermählt. Als Trauzeugen fungierten der französische Botschafter in Berlin Jules Cambon und der französische Botschafter in Madrid Geoffray. — Fräulein Marianne von Friedländer-Fuld, die einzige Tochter des Geheimen Kommerzienrats Fritz von Friedländer-Fuld, hat sich mit The Honourable Jack Mitford verlobt. Der Bräutigam, der vierte Sohn des Lord Rodeslate, Pears von England, ist seit einigen Jahren in einem Hamburger Bankhaus tätig.

Ludwig Goldberger † (Portr. S. 1856). Der Geheime Kommerzienrat Ludwig Goldberger ist in Berlin, 65 Jahre alt, gestorben. Mit ihm haben Handel und Industrie in Deutschland einen ihrer hervorragendsten Vorkämpfer verloren. Am 17. Mai 1848 in Tarnowitz in Oberschlesien geboren, trat er, nachdem er das Französische Gymnasium in Berlin besucht und eine kaufmännische Lehrzeit in Wien durchgemacht hatte, in das väterliche Bankhaus ein, das unter ihm eine große Ausdehnung annahm, zog sich aber bereits 1891 von jeder geschäftlichen Tätigkeit zurück, um sich ganz in den Dienst öffentlicher Arbeit zu stellen. An der Spitze des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller, später an der Spitze der Ständigen Ausstellungskommission hat der zum Organisator berufene Mann mit unermüdlicher Arbeitskraft und Arbeitslust eine überaus ersprießliche Wirksamkeit entfaltet und dabei noch Zeit gefunden, auch in anderen Verbänden und Instituten eine nutzbringende Tätigkeit zu entfalten. Auch als Schriftsteller stand Goldberger seinen Mann. Die Beobachtungen auf einer Studienreise durch Amerika legte er in Aufsätzen mit der zum geflügelten Wort gewordenen Ueberschrift „Aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten" nieder, die zuerst in der „Woche" erschienen sind.

Juanschikais Amtseinführung (Abb. untenst.) als Präsident von China fand am 10. Oktober in feierlicher Weise statt. Das diplomatische Korps und zahlreiche militärische und zivile Würdenträger waren bei der Zeremonie, die in der großen Audienzhalle in Chinas Hauptstadt vor sich ging, anwesend. Nachdem der Präsident seine Programmrede verlesen hatte, empfing er die Vertreter der kaiserlichen Familie und das diplomatische Korps. Darauf wohnte Juanschikai, umgeben von seiner Leibgarde und einem Stab von Offizieren, dem Vorbeimarsch eines Teils seiner Präsidentengarde bei. Während der ganzen Zeremonie wurde er auf das schärfste von seiner Leibgarde bewacht, da die Geheimagenten der chinesischen Regierung die Nachricht erhalten hatten, daß ein Anschlag gegen den Präsidenten geplant sei.

Die deutsch-französische Grenzregulierung am Kongo (Abb. S. 1854 u. Karte S. 1850). Die deutsch-französische Kommission für die Grenzregulierung am Kongo und in Kamerun hat ihre Arbeiten an Ort und Stelle beendet, so daß in absehbarer Zeit mit der endgültigen Regelung der Angelegenheit gerechnet werden darf. Nach den Bestimmungen des deutsch-französischen Marokkovertrages vom 4. November 1911 sollte die neue Grenze in großen Zügen folgenden Lauf nehmen: Von der Bucht von Mondah (vergl. die Karte S. 1850) in gerader Linie östlich nach Ouesso, von dort in südlicher Richtung bis zum



Phot. Hartung.

Untere Reihe (sitzend) von links nach rechts: Legationsrat E. Krebs, Sekr.-Interpret; Legationsrat Freiherr v. Maltzan, I. Sekretär; Wirklicher Geheimer Rat, Kaiserlicher Gesandter Freiherr von Seckendorff; Gouverneur des Kiautschaugebiets Exzellenz Kapitän z. S. Meyer-Waldeck; Hauptmann Billmann, Kommandant der Gesandtschaftsschutzwache; Legationssekretär Freiherr v. Riedesel. Mittlere Reihe: Hauptmann Perschmann; Konsul Dr. Wendschuch; Hauptmann Rabe von Pappenheim, Militärattaché; Oberleutnant Schulze; Stabsarzt Dr. Schultze; Dolmetscher Wagner; Dolmetscheraspirant Dr. Traut; Gerichtsassessor Meyer. Obere Reihe: Dolmetscher Dr. Hauer; Geheimer Expedierender Sekretär Bahr; Sekretär Hubert; Dolmetscheraspirant Dr. Hemeling; Geheimer Hofrat Dobrikow; Schulbeirat Dr. Schmidt.

Der Kaiserlich Deutsche Gesandte in Peking und der Gouverneur des Kiautschaugebiets am Tag des feierlichen Amtsantritts des Präsidenten der chinesischen Republik Juanschikai.

Zu den Flugvorführungen des Fliegers Pegoud in Johannisthal: Die nach Tausenden zählende Zuschauermenge.

Kongo in der Nähe von Bonga. Hier wendet sie sich wieder nordwärts, dem Lauf des Likouala und der Bally folgend, dann östlich an der Lobaye entlang bis zu deren Mündung in den Oubangui und von dort schließlich wieder nördlich über Goré den Logone entlang bis zum Fort Lamy in der Nähe des Tschadsees. Einzelheiten mußten natürlich an Ort und Stelle geprüft werden, und zu diesem Zweck wurden Kommissionen ernannt, an deren Spitze Frankreich Herrn Périquet, Deutschland den Hauptmann a. D. von Ramsay stellte. Es läßt sich denken, daß die Herren, die mit dieser Arbeit betraut waren, in jenen wüsten Gegenden ihre Aufgabe nur unter großen Mühen und Ueberwindung großer Schwierigkeiten lösen konnten. Allein es zeigte sich in diesem Fall wieder, daß, wo ein Wille ist, auch ein Weg sich findet. Nicht ganz zwei Jahre nach Abschluß des Marokkovertrages ist die Arbeit vollendet, die in gutem Einvernehmen von den Mitgliedern der deutschen und der französischen Kommission geleistet wurde.

Karte zur neuen deutsch-französischen Abgrenzung am Kongo.
—+—+— Alte Grenze. —•—• Neue Grenze.
++++ Andere Staatengrenzen.

Personalien. (Portr. S. 1856). Auf eine fünfundzwanzigjährige Tätigkeit als ordentlicher Professor in der medizinischen Fakultät blickt der Direktor des anatomisch-biologischen Instituts der Berliner Universität Geheimrat Dr. Oskar Hertwig zurück. Seine Hauptarbeiten liegen auf dem Gebiet der Entdeckungen in der Entwicklungsbahn und der Vererbungstheorie. — Das siebzigste Lebensjahr vollendet am 11. November der bekannte Charakterdarsteller Hans Pagay. In Wien geboren, begann er seine schauspielerische Tätigkeit als Artist, wurde dann Operettenkomiker, um schließlich in der Charakterdarstellung das eigentliche Feld seiner Begabung zu finden. Seit mehr als 25 Jahren wirkt Pagay in Berlin. — In Bremen ist, 71 Jahre alt, Friedrich Bremermann, der älteste Direktor des Norddeutschen Lloyd, gestorben. Am 22. September 1842 in Bremen geboren, gehört er dem Lloyd seit seiner Gründung an und wurde 1892 Mitglied des Vorstandes. Bremermann hatte an der Entwicklung des Unternehmens hervorragenden Anteil. — Den achtzigsten Geburtstag feierte am 25. Oktober der Berliner Architekt Baurat Gustav Knoblauch, der Sohn des Begründers des Berliner Architektenvereins.

Die Toten der Woche

Rudolf von Byern, ehemaliger Reichstagsabgeordneter, † auf Schloß Parchen (Bez. Magdeburg) im Alter von 70 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Ludwig Max Goldberger, ehem. Präsident der Ständigen Ausstellungskommission, † in Berlin am 22. Oktober im Alter von 65 Jahren (Portr. S. 1856).

Professor Carlos Grethe, bekannter Stuttgarter Maler, † in Nieuport (Belgien) am 25. Oktober im Alter von 50 Jahren.

Oberbibliothekar Dr. Oskar Grulich, † in Halle a. S. am 22. Oktober im Alter von 70 Jahren.

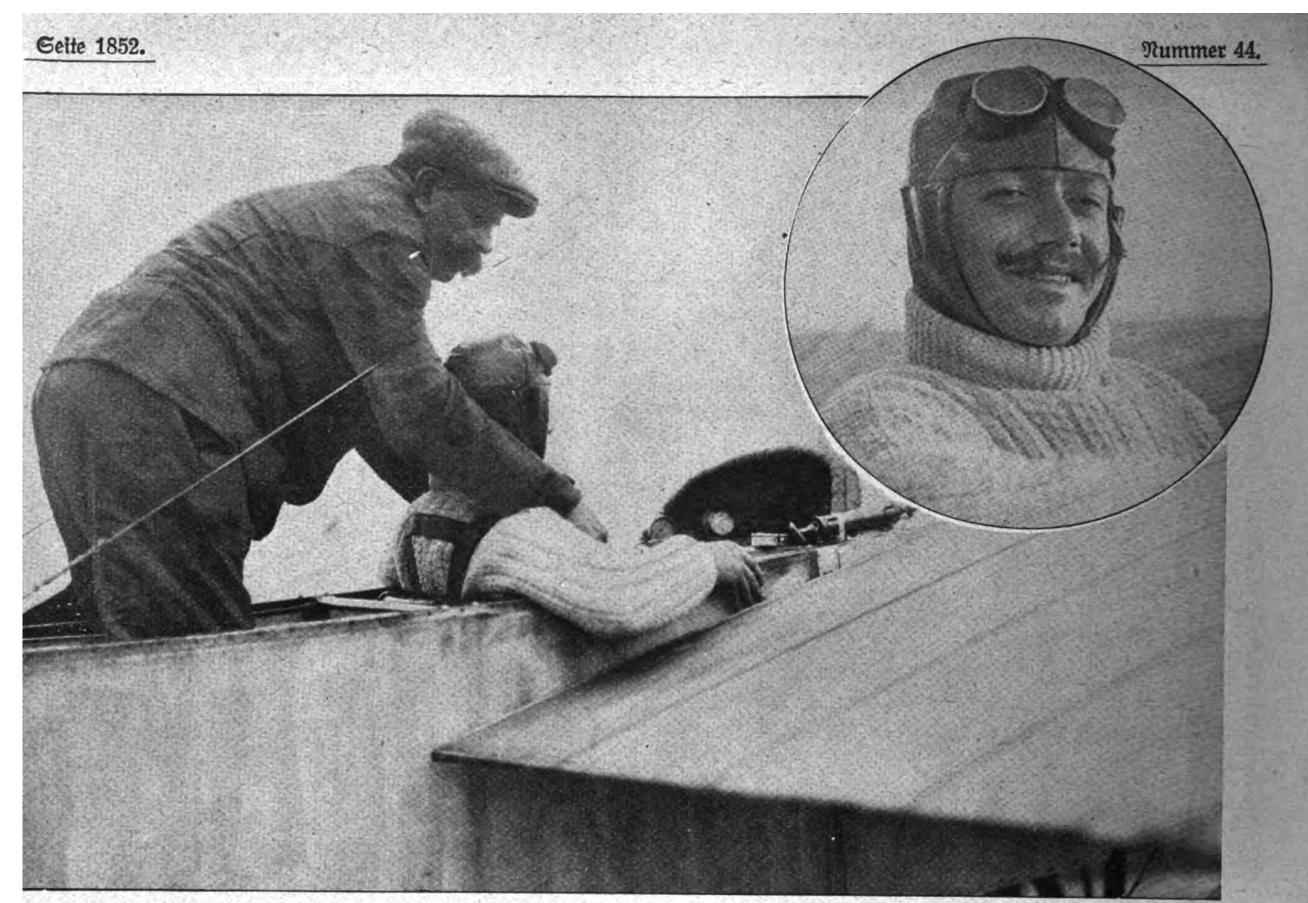
Generalveterinär Dr. Franz Hell, Direktor der Militär-Veterinärakademie, † in Berlin am 27. Oktober, 60 Jahre alt.

Dr. Carlo Montagnini, Bischof von Larissa, † in Berlin am 24. Oktober im Alter von 50 Jahren.

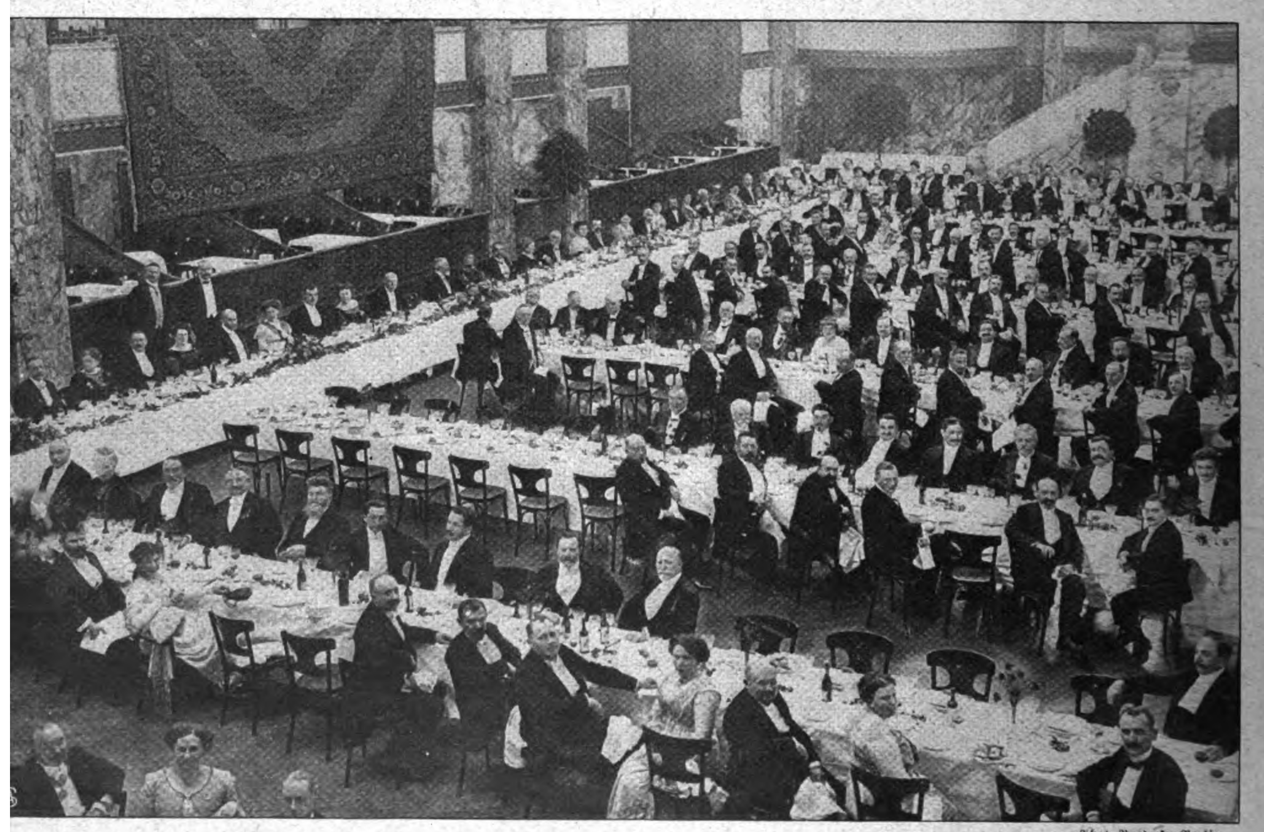
Phot. Groß.

Flugvorführungen des französischen Fliegers Pegoud in Johannisthal:

Ein Sturzflug.

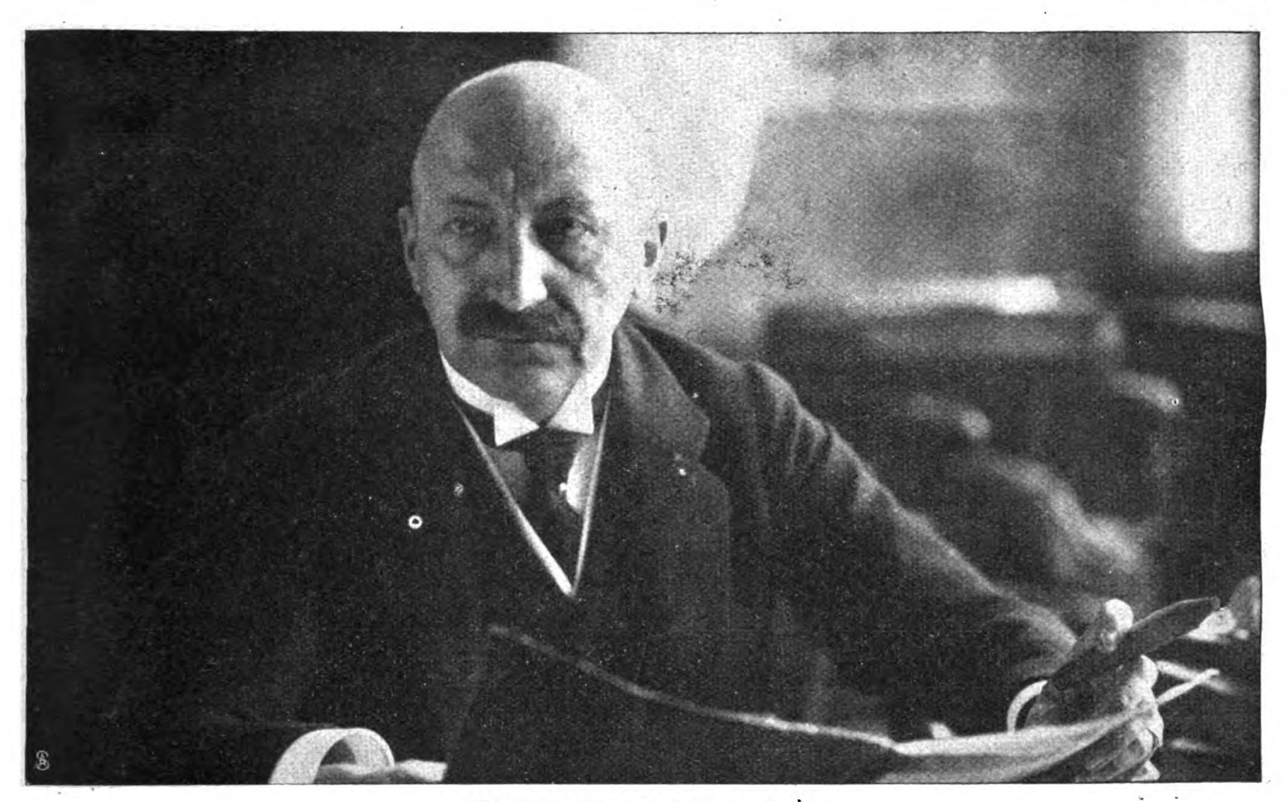


Von den Sturzflügen Pegouds: Der Flieger wird im Aeroplan festgeschnallt.
Oben rechts: Adolphe Pegoud.

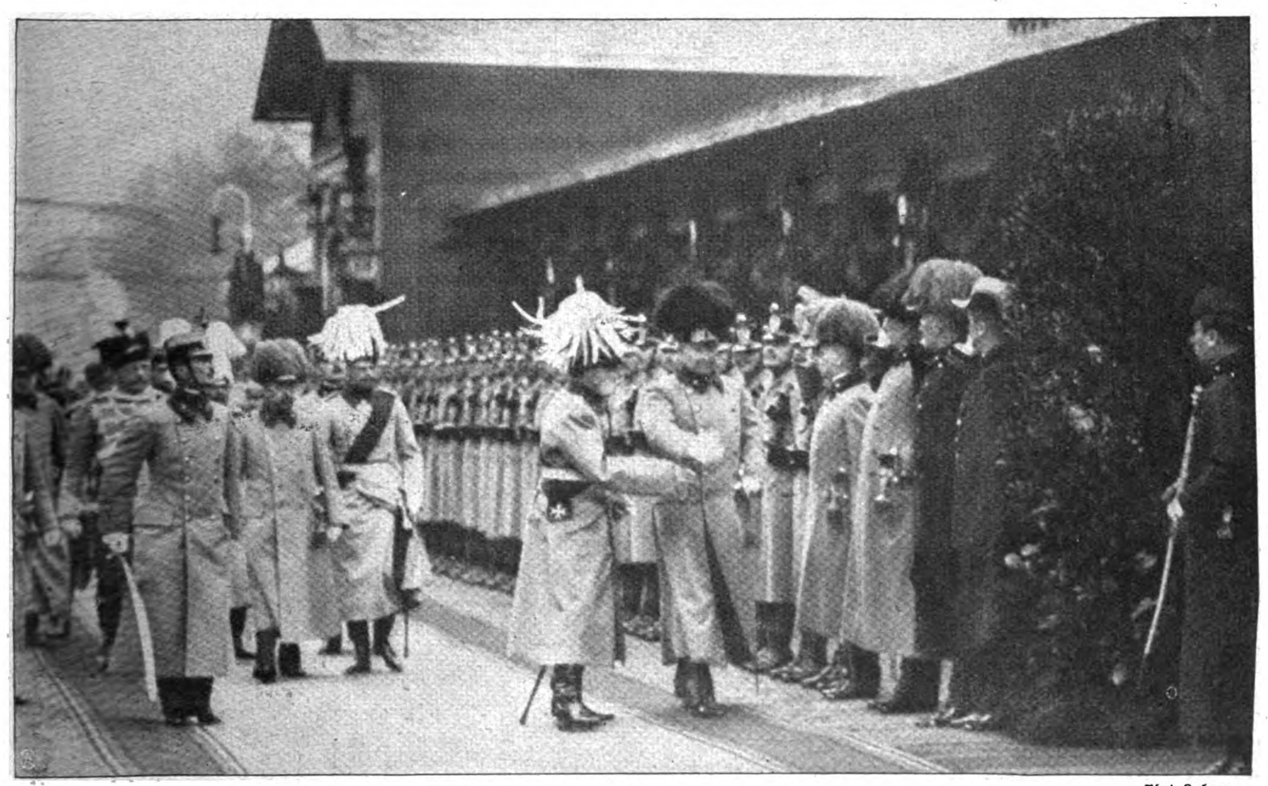


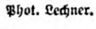
Phot. Boedecker-Berlin.

Das Festmahl der Teilnehmer.
Von der Internationalen Konferenz zur Bekämpfung der Tuberkulose in Berlin.



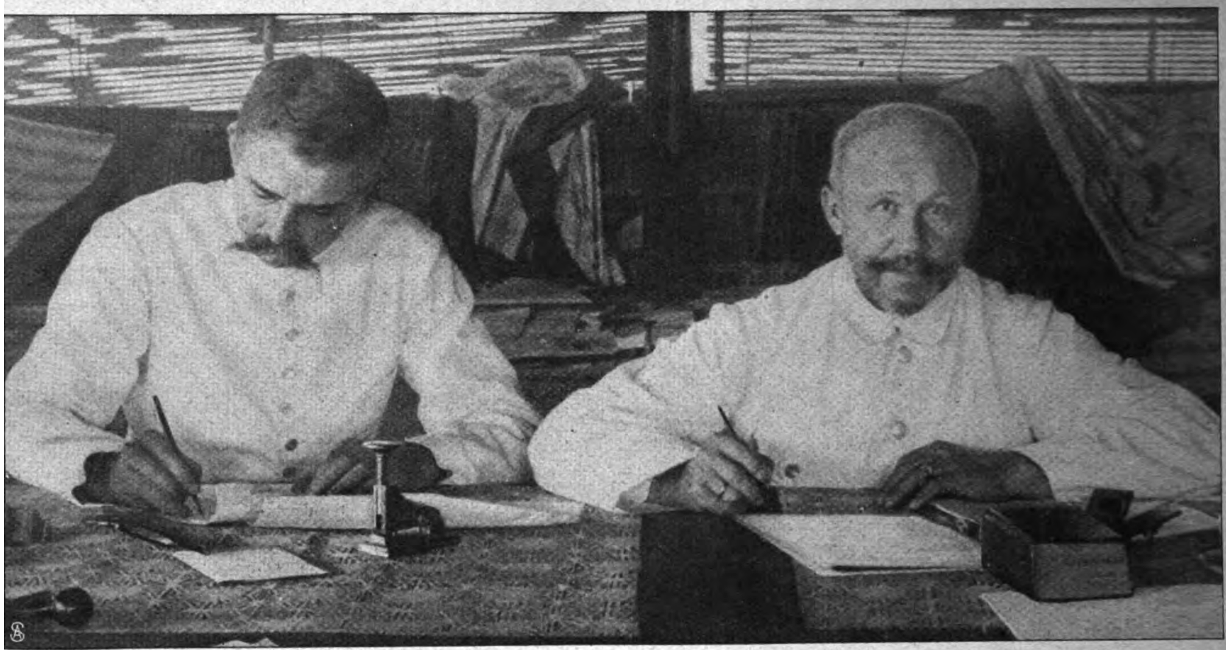
Wirklicher Geheimrat Ganse, Berlin,
der neue Präsident der Ansiedlungskommission in Posen.





Phot. Lechner.

Die Monarchen schreiten auf dem Bahnhof Penzing die Front der Ehrenkompagnie ab.
Vom Besuch des Kaisers in Oesterreich.

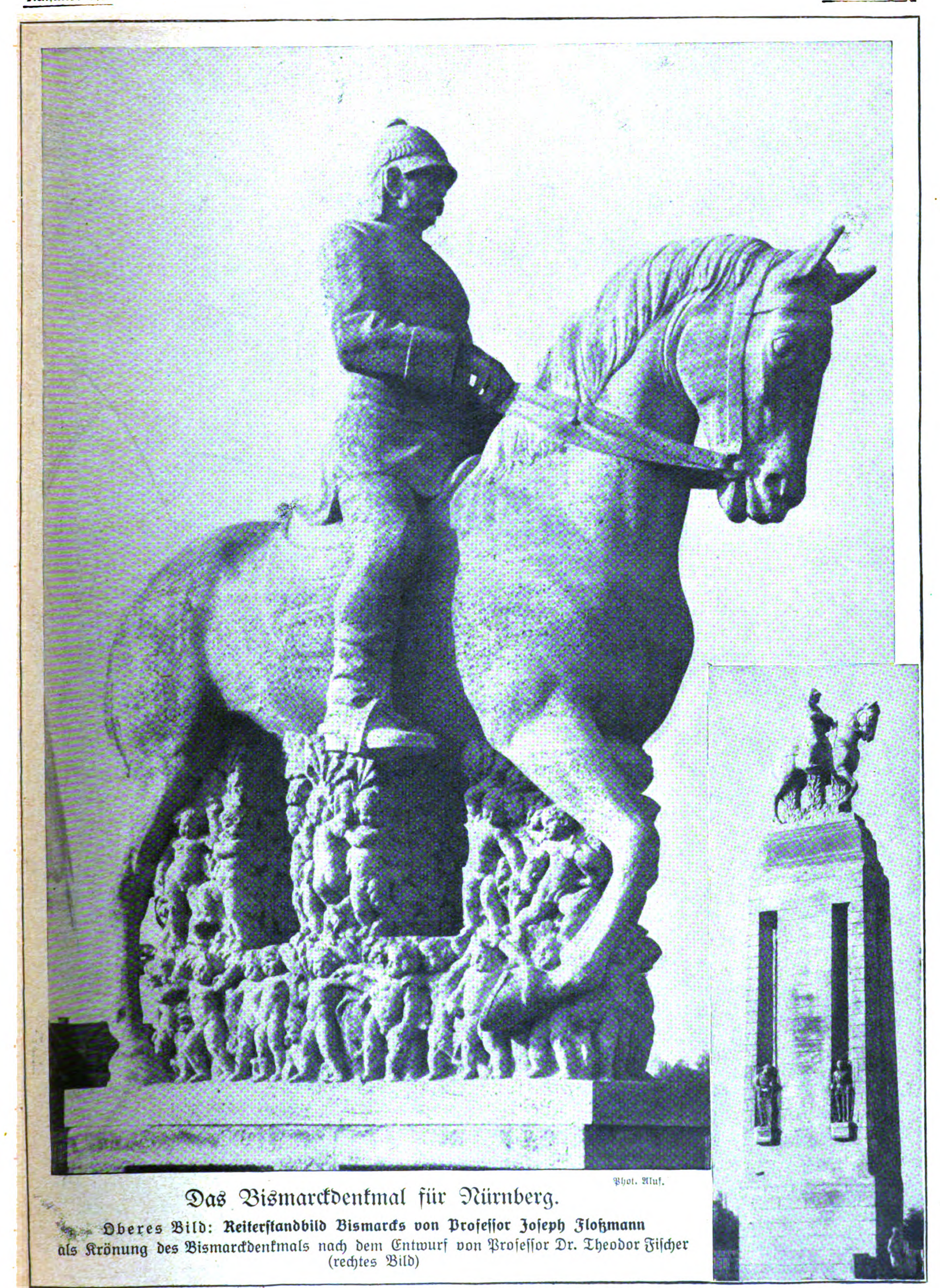


Der Chef der französischen Kommission Périquet und der deutschen Kommission M. von Ramsay.

Der französische Administrator Périquet während einer topographischen Aufnahme im Sumpf.

Von der deutsch-französischen Grenzregulierung am Kongo.




Phot. Aluf.

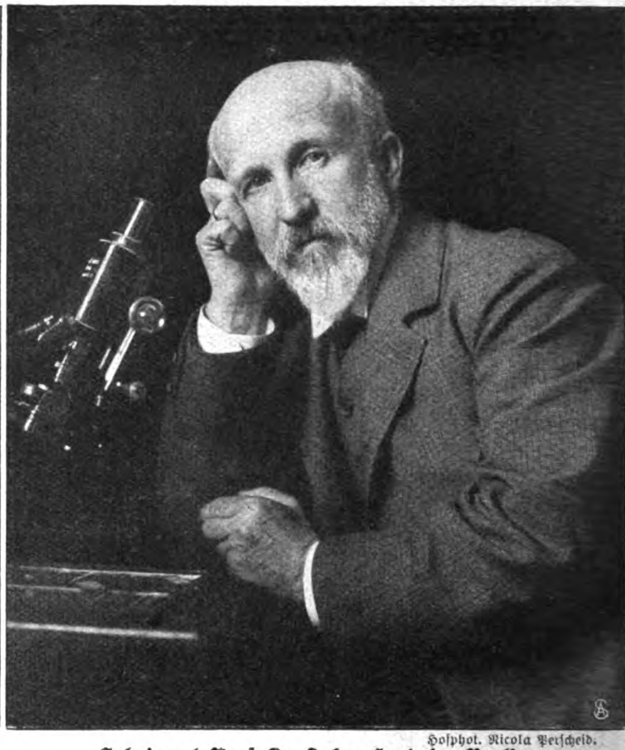
Das Bismarckdenkmal für Nürnberg.

Oberes Bild: Reiterstandbild Bismarcks von Professor Joseph Floßmann als Krönung des Bismarckdenkmals nach dem Entwurf von Professor Dr. Theodor Fischer (rechtes Bild)



Hofphot. Nicola Perscheid.

Geh. Kommerzienrat L. M. Goldberger †
Berlin.



Hofphot. Nicola Perscheid.

Geheimrat Prof. Dr. Oskar Hertwig, Berlin,
begeht sein 25jähr. Jubiläum als ord. Prof. in der med. Fakultät.



Das neue Kaiser-Friedrich-Denkmal in Stettin, ein Werk Prof. Manzels.
Phot. Dreblow.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Baurat G. Knoblauch, Berlin,
bekannter Architekt, wurde 80 Jahre.



Phot. Pundsack.

Friedrich Bremermann †
Direktor des Norddeutschen Lloyd.



Hans Pagay, Berlin,
bekannter Charakterdarsteller, wird 70 Jahre.





Hofphot. Ciolina.

Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, geb. Prinzessin Viktoria von Preußen, Schwester des Kaisers.

Neuste Aufnahme.

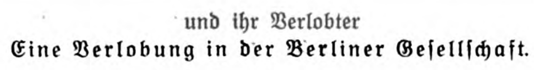


Monsieur Jules Cambon,
franz. Botschafter in Berlin als Trauzeuge.





Monsieur Geoffray,
franz. Botschafter i. Madrid als Trauzeuge.



Das junge Paar.
Die Vermählung Henry Cambons, des Sohnes d. franz. Botschafters Paul Cambon in London, mit Marguerite de la Taille.

Phot. Dührkoop

Frl. M. v. Friedländer-Fuld und ihr Verlobter



Phot. Dührkoop.

Mr. Jack Mitford.

Eine Verlobung in der Berliner Gesellschaft.



Prof. Raoul Pictet(×) spricht im Hofmann-Haus zu Berlin über Verhütung von Unfällen bei Luftschiffen.
Spezialaufnahme der „Woche“.



Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

8. Fortsetzung.

Gleich am andern Morgen ging Widding zu seinem Gärtner, bei dem er manchmal Blumen kaufte. Er wollte etwas sehr Schönes haben. Gerda sollte einen Teil des Gewinnes erhalten wie damals bei seinem ersten Rennen.

„Was haben Sie denn nun Hübsches?"

„Wir hätten sehr schöne Nelken und vor allem Rosen, ganz langstielige, ausgesucht schöne Exemplare."

„Zeigen Sie mal her."

Das Fräulein verschwand und kam mit einem Arm voll Rosen wieder.

„Die sind wirklich prächtig!"

„Ja, wir haben sie auch erst seit kurzem. Früher war nie rechte Nachfrage, aber jetzt braucht Herr Leutnant von Röbbeln soviel Blumen alle Tage."

„So? — Na, dann binden Sie mir auch einmal einen schönen Strauß zusammen."

Er blieb dabei, wie die Rosen ausgesucht wurden, und bestimmte, was er haben wollte, und wie sie gebunden werden sollten.

„So, bitte, mit diesem Brief!" sagte er und nahm das Billett heraus.

Er hatte lange nachgedacht und schließlich geschrieben:

„Vom beinah siegreichen Black Head, der ein bißchen zu spät gekommen ist, und von seinem Herrn, der die besten Wünsche zu völliger Genesung sendet."

„Und wohin dürfen wir die Blumen senden, oder sollen sie Herrn Leutnant in die Wohnung geschickt werden?"

„Nein; mit diesem Brief an Fräulein von Oettgen."

„Oh, da schicken wir alle Tage hin. Das gnädige Fräulein war ja so schwer krank!"

„So? Das wissen Sie?"

„Freilich! Herr von Röbbeln hat dem gnädigen Fräulein alle Tage Rosen geschickt."

„Ah!" ...

Einen Augenblick verschlug es ihm die Rede.

Also der bestellte diese wundervollen Blumen und hatte ihr all die Zeit Rosen geschickt.

Er überlegte und hätte am liebsten den Auftrag zurückgezogen. Was konnten ihr da noch die paar Blumen sein, die er eben gekauft hatte!

Aber das Fräulein hatte das Kuvert schon genommen. Nun ging es nicht mehr. Mochten sie ihr ausgeliefert werden.

Zweck hatte es kaum noch; denn mit Röbbeln konnte er nicht konkurrieren. Seine paar Mark sprachen gar nicht mit.

Mit kurzem Gruß verließ er das Blumengeschäft. Wozu hatte diese dumme Gans ihm das nur erzählt? Das sollte eigentlich ihr Geschäftsgeheimnis bleiben. Aber in solchem Nest ließ sich ja nichts verheimlichen.

Nun ärgerte er sich.

Da hatte er nicht gewagt, ein Lebenzeichen von sich zu geben, und Röbbeln hatte alle Tage mit Gerda in Verbindung gestanden. Sicher, daß sie ihm irgendwie gedankt hatte. Sie konnte sich nicht gut tagelang stillschweigend von ihm Liebenswürdigkeiten erweisen lassen. Sie mußte irgendwie darauf reagieren.

Daß er nicht früher auf den Gedanken gekommen war, ihr je Blumen zu schicken. Nun hinkte er nach. Das war kläglich.

Ärgerlich ging er vor sich hin und beachtete die Grüße nicht, die die Ulanen ihm erwiesen, denen er begegnete. Gerda dachte gewiß, er habe sie vergessen, während jemand, den sie erst ein paar Wochen kannte, sich so um sie bemühte.

Die Karte, die er geschrieben, schien ihm albern und dumm. Es war arrogant, daß er sie wissen ließ, wie er beinah gesiegt hätte; beinah! Daß er nur Zweiter geworden war; als ob das etwas so Besonderes wäre! Dafür sollte sie nun Interesse haben, eine Genesende, die genug mit sich zu tun hatte.

Er wollte sich das Billett wieder holen und nur seine Karte mit einem Gruß beilegen.

Aber dann blieb er stehen und nahm den alten Weg wieder auf.

Für Black Head hatte sie doch früher lebhaftes Interesse gezeigt. Als er den Damenpreis sich geholt, war sie in fieberhafter Aufregung gewesen. Das konnte nicht völlig vergessen sein.

Ob er mit Röbbeln einmal von ihr sprechen sollte? Ob der mehr von ihr wußte, wie es ihr ging?

Zu dumm, daß es eine ansteckende Krankheit war und niemand zu ihr durfte, auch Hete gleich von Wuthenow fortgeschickt war.

So wußte nun niemand Genaueres. Nur, daß es ihr schon wieder gut ging.

Er aber wollte mehr wissen von jemand, der direkt mit ihr zusammentraf. Aber es gab keinen solchen Menschen. Er wartete voller Spannung, ob sie ihm ein Lebenzeichen geben würde. Aber ein Tag verging und der folgende — nichts kam.

Noch niemals war er so voller Unruhe gewesen wie in dieser Zeit. Sie konnte über seine Zeilen nicht so hinweggehen, dazu hatten sie sich zu gut gestanden.

Endlich fand er zwischen seinen Postsachen einen Brief, dessen Handschrift er nicht kannte. Gerda hatte eine ganz andere Schrift. Aber als er das Kuvert aufriß, fand er ihre Visitenkarte, auf die sie mit Bleistift geschrieben hatte:

„Gerda v. Oettgen

dankt vielmals für die hübschen Rosen. Ich habe von



Black Head gehört und gelesen. Sehr schade, daß er nicht ganz vorn war. Viele Grüße, und ich denke: auf baldiges Wiedersehen!"

Das war doch wenigstens e t w a s, klang zwar ein bißchen steif, aber sie hatten in ihrer Korrespondenz immer auf das Unpersönliche und auf die konventionellen Formen Wert gelegt.

Wie zitterig diese Bleistiftstriche waren. Die Adresse hatte sie von jemand anderm schreiben lassen, konnte wahrscheinlich die Feder noch nicht recht halten.

Beinah hätte er den Brief gar nicht beachtet und beiseitegelegt. Wie konnte er ahnen, daß er von Gerda kam!

„Dankt vielmals für die hübschen Rosen."

Also mußte sie sich doch gefreut haben, trotzdem sie von Röbbeln täglich einen großen Strauß bekam.

Auf baldiges Wiedersehen!

Wenn das nur erst geschehen könnte!

Er wartete auf diesen Augenblick wie auf etwas Glückbringendes und atmete tief bei dem Gedanken.

Wie sie aussehen mochte!

Gewiß unendlich blaß und matt. Da mußte man s e h r lieb mit ihr sein. Er wollte ihr zeigen, wie gern er sie hatte, wie lieb sie ihm war.

Bah, er konnte ihr ruhig einmal sagen, wie es um ihn stand, daß er beständig an sie dachte, daß er alles, was er tat, mit i h r in Zusammenhang brachte und ihr Bild nicht los wurde.

* * *

So wartete er geduldig auf den Tag, daß Gerda wieder unter den Menschen erscheinen sollte.

Der Oberst war in diesen Tagen sehr unruhig. Er traf Anordnungen, die kurz darauf wieder umgestoßen wurden, saß vor seinem Arbeitstisch und stierte vor sich hin und hielt Telephongespräche vom Bureau aus, bei denen er alles in Hörweite fortschickte.

Einmal sah Widding, wie er eifrig die Börsennachrichten studierte, und da Oettgen wohl sein verblüfftes Gesicht sah, fügte er hinzu: „Hören Sie, Widding! Wenn Sie Geld haben, geben Sie es nie einem Bankier, spekulieren Sie nicht! Man weiß nie, woran man ist, ob man sein Geld noch hat, oder wo es ist. Der Mann braucht gar nicht damit durchzugehen, es verkrümelt sich auch so, man ahnt gar nicht wie."

„Haben Herr Oberst derartige Sorgen?"

„Ja, Widding, weiß der Teufel. Ich wollte wieder einholen, was wir damals verloren hatten, aber ich bin wohl auf dem falschen Weg. Ich weiß, Sie reden mit keinem Menschen ein Wort davon. Zu Haus kann ich auch nichts sagen. Aber mir geht's wie 'nem jungen Leutnant, ich muß mich mit Geldsachen herumärgern. Wissen Sie, Grundbesitz ist das einzig Wahre. Alles andere ist Kaff. D a ist Sicherheit, d a kann man ruhig auf seinem Grund und Boden schlafen. Papiere sind wirklich nur papierne Werte, mit denen man sich morgen die Wände tapezieren kann, um sich an seine Dummheiten zu erinnern."

„Ich habe leider keine Papiere, Herr Oberst."

„Und nicht Frau und Kind. Seien Sie froh! Dann haben Sie auch keine Sorgen. Ich rate Ihnen eins: suchen Sie sich n u r eine wirklich reiche Frau, die dabei bescheiden in ihren Ansprüchen ist. Sonst ist die Sache schlimmer, als wenn Sie ein ganz armes Mädel haben, das sich einzurichten weiß."

„Herr Oberst sehen zu schwarz."

„Nee, tu ich nicht! Man will doch was für sein Alter haben, wenn man in Pension muß; die Mädel wollen auch was mithaben, die Jungen brauchen immer mehr. Ich weiß nicht, wie das werden soll. Das Geld verkrümelt sich nur so. Sie haben's gut, können sich, wenn Not am Mann ist, auf Ihre väterliche Klitsche zurückziehen, zu Ihrem Bruder, da haben Sie Essen und Trinken und Wohnung und Pferde. Mehr braucht der Mensch nicht. Wir Oettgens haben kein Fleckchen Erde mehr, das wir unser eigen nennen können, da hat man das Gefühl, als ob man in der Luft schwebt. Man könnte beinah schwindlig werden. — Was gibt's?" ...

Ein Unteroffizier war mit einem Aktenstück eingetreten.

„Geben Sie her! — Kommen Sie, Widding, hier gibt's zu tun. Da vergißt man. Es ist einfach scheußlich, daß man so rechnen muß. Aber was hilft's? Für den Sommer stehen uns schöne Ausgaben bevor, wenn hoher Besuch kommt. Na, es kann einem grauen! Da müßten einem extra Repräsentationsgelder bewilligt werden, wenn es was werden soll."

„Das ist für uns alle eine Erhöhung des Budgets, Herr Oberst. Man nennt das mit Recht: gemischte Gefühle."

„Ja, Widding, Sie haben recht: gemischte Gefühle!" ..

Er hätte jetzt furchtbar gern nach Gerda gefragt, aber der Augenblick schien ihm nicht passend. Der Oberst machte sich offenbar ernstlich Gedanken und schien in irgendeiner Geldgeschichte zu stecken.

Schadete ja eigentlich nichts; denn mit ihnen allen war er mächtig ins Zeug gegangen, wenn einer mit Schulden herumlief und die Leute mit Klagen an ihn herankamen. Da war er unnachsichtlich, daß diese Dinge sofort geregelt wurden.

Natürlich wäre es hübsch gewesen, wenn der Oberst seinen Töchtern ein paar Hunderttausend hätte mitgeben können. Er fühlte, daß er gewiß nicht vergebens angeklopft hätte. So freilich! ... Immer, wenn Widding den Oberst ansah, hatte er das Gefühl, Gerdas Gesicht vor sich zu sehen, obgleich die Ähnlichkeit nur sehr schwach war. Das kernige Reitergesicht ließ sich wirklich mit den feinen Zügen Gerdas nicht in Vergleich bringen.

An der Tür sagte der Oberst: „Na, mein Mädel ist ja nun wieder auf dem Damm. Nächstens ist unser Haus wieder für Besuche offen."

Widding verbeugte sich nur, und der Oberst setzte sich die Mütze auf und sagte im Fortgehen: „Aber schwach ist das Ding; und sie muß fort. Der Arzt will es. Sehen Sie, das kostet auch wieder Geld, und meine Frau will sie nicht allein lassen. Ich kann hier allein sitzenbleiben und das Haus hüten. Ein Vergnügen, aus dem ich mir nicht viel mache."

„Geht Fräulein Gerda bald fort?"

„Ja, lieber Widding, i c h weiß nicht. Da müssen Sie meine Damen fragen. Es ist noch nicht entschieden,



wohin! Also auch das w a n n noch nicht. — Die Akten über den Gefreiten Wanowski schicken Sie mir heute abend noch zu. Auch wieder eine höchst unerfreuliche Sache, bei der nichts herauskommt als Ärger und Schereien. Morjen!" ...

Also sie sollte fort in irgendein Bad? Das war vorauszusehen gewesen. Aber es kam doch überraschend. Da würde es mit dem Zusammentreffen nicht viel werden.

Er fand daheim eine Zeile des Geheimrats Wehlen, zum Abendbrot zu kommen; er wollte seinen Rat haben wegen Ankaufs eines Juckergespanns. Widding kam seit einiger Zeit manchmal in dies Haus. Diesmal waren nur noch zwei Gäste da: Herr Kirschenreuter mit seiner Tochter, die sonst nie in Gesellschaft gingen. Der Alte war nur Geschäftsmann und ging nicht unter Leute.

Nach Tisch erfuhr er von Frida Kirschenreuter, daß sie am Vormittag bei Gerda gewesen war als erste von allen Bekannten. Aber es sollte noch niemand wissen. Frida und Gerda waren zusammen in England gewesen, und sie trafen sich manchmal, obwohl ihre Familien nicht miteinander verkehrten.

Frida hatte keine Freundin sonst. Sie hatte schwer unter ihrer Mutter zu leiden — man wußte nur, daß sie sich in Paris amüsierte und regelmäßig ihr Geld abhob, das der Vater ihr ausgesetzt hatte, nachdem sie plötzlich sein Haus verlassen hatte, um allen Auseinandersetzungen aus dem Weg zu gehen.

Frida Kirschenreuter tat Widding leid, wie er sie so mit etwas schleifendem Fuß durch das Zimmer gehen sah.

Wie prachtvoll sie zu Pferd saß. Trotz ihres Sturzes noch immer eine tollkühne Reiterin. Aber wenn sie ging, glich sie einem Schwimmvogel auf dem Land. Das gebrochene Bein war nicht richtig zusammengeheilt, der Bruch hatte es verkürzt, trotz aller Bemühungen der Ärzte. Wenn sie saß, schien sie mit ihrem blassen Gesicht so reizvoll und faszinierend, aber jeder erschrak, wenn er sie dann sich so schwer fortbewegen sah.

Der Vater war heute zu seinem Freund, dem Geheimrat, mitgekommen. Der ernste und schwere Mann paßte nicht in Gesellschaft. Früher hatte er viel mit dem Regiment verkehrt, aber seit zwei Offiziere wegen seiner Frau in Konflikt geraten waren, konnte er die Uniform nicht sehen und war auch gegen Widding von großer Zurückhaltung. Er ging ganz in seiner Fabrik auf, die eine Musteranlage geworden war, mit dem riesigen Geschäftshaus an der Hauptstraße. Jedem Fremden fiel es als erstes auf; die Wuthenower waren nicht wenig stolz auf diesen tatkräftigen Fabrikanten, der dem Städtchen neuen Ruhm gebracht hatte. Seiner Fridel zuliebe war er heute mitgekommen, während er sich sonst wie ein Einsiedler verkroch und jahrelang nicht hatte blicken lassen, seit das Unglück über ihn hereingebrochen war.

Das hatte ihn zu einem stillen Mann gemacht. Er hätte sein Töchterchen am liebsten gar nicht hinausgelassen, hatte Fabrik und alles im Stich lassen wollen; aber dann hatte doch der alte Kaufmannsgeist in ihm gesiegt — und er war geblieben, nun gerade.

Er hatte sich nicht von der Frau scheiden lassen, die ihm das Unglück ins Haus getragen.

Wozu? — Die Kirche trennte die Ehe doch nicht, da er katholisch war. Die Frau lebte unter anderem Namen an der Seine. Der alte Name freilich klang nicht gut und ließ sich in Paris schon gar nicht aussprechen: Kirschenreuter. Das verdachte man ihm am meisten, daß er nicht einen energischen Schnitt gemacht hatte, daß sein Kind wenigstens ganz losgelöst war von dieser Frau, derentwegen zwei Angehörige des Regiments ein Duell gehabt hatten, in dem einer tot geblieben war, während der andere ein Krüppel war, so daß der beleidigte Ehemann sich von ihm keine Rechenschaft mehr holen wollte.

Was ging es ihn an, wenn sie sich umbrachten! Mochten sie! ... Die große Schuldige war ja entflohen. Das war vielleicht das beste, daß er sie nie wiedersah, sonst hätte er seine Rache an ihr genommen.

An sein Kind hatte er damals nicht gedacht, auch nicht überlegt, ob es dem je schaden konnte — aber man war doch vorsichtig und ging ihr ein wenig aus dem Weg. Sie war eben erst aus England zurückgekommen, und der Vater hatte allen Verkehr abgebrochen, während sie bei ihrer Stellung und ihrem Reichtum gewiß als Gleichberechtigte angesehen wäre, zumal sie eine leidenschaftliche Reiterin war und ein prachtvolles Pferdematerial im Stall hatte.

„Sie haben Gerda gesehen, gnädiges Fräulein?" fragte Widding.

„Ja, es darf aber niemand sonst wissen. Verraten Sie mich ja nicht."

„Es geht ihr gut?"

„Aber sehr! Sie hat sich gewundert, daß sie so wenig von Ihnen gehört hat."

„Wie konnte ich denn nur? Uns war das Haus ja verboten."

„Aber Sie haben sich auch nie um Melot und die andern Teckel bekümmert."

„Freilich nicht!"

„War Ihnen denn der Stall auch verboten?"

„Nein, wohl nicht! Wenn ich das hätte ahnen können; aber ich dachte" ...

„Ja, Gerda denkt eben auch — sie meint, daß Sie wohl keine Zeit oder keine Lust mehr hätten."

„Aber keine Spur!"

„Ich habe ihr vom Grunewald neulich erzählt."

„Sie waren da?" fragte er eilig.

Sie wurde ein wenig rot, als sie sagte: „Aber ja, Herr von Widding! Wenn ich es ermöglichen kann, gehe ich hin."

„Ah, so waren Sie es doch, die Dame in der Vorderloge ganz rechts! O, richtig! Sie waren mit Ihrem Herrn Vater. Ich glaube, ich habe Sie einmal ganz groß angesehen, aber nicht erkannt."

„Ja, das stimmt! Vater war meinetwegen mitgekommen; ich sitze meistens still in meiner Loge."

„Wenn ich das gewußt hätte — — und nun, da ich es weiß" ...

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Herr von Widding. Wenn Sie aber ein andermal mir guten Tag sagen mögen, wird es mich immer freuen."

„Aber selbstverständlich!"

„Ich habe großes Interesse an Black Head."



„Sie, gnädiges Fräulein?"

„Ja, ich! Denn ich wollte eigentlich den Hengst selbst kaufen."

„Er wäre ja viel zu schwer für Sie gewesen."

„Meinen Sie? — Aber dann hörte ich, daß Sie sich dafür interessierten."

„Sie haben doch nicht etwa deshalb darauf verzichtet?"

„Doch, Herr von Widding! Allein deshalb. Sonst hätte es mir Spaß gemacht, Black Head dahin zu bringen, wohin Sie ihn nun gebracht haben. Denn ich hatte gesehen, daß Herr von Beckenstedt eine ganz falsche Methode mit ihm hatte. Bei ihm regiert nur der Sporn."

„Sehen Sie mal an!"

„Ein bißchen verstehe ich ja auch davon."

„Ich weiß, ich weiß! Heute freilich kann ich ihn Ihnen mit dem besten Willen nicht mehr überlassen."

„Aber Herr von Widding, ich denke ja gar nicht daran. Er ist für die Rennkarriere bestimmt, und Steepler sind nicht das rechte Material für eine Frau. Das liegt bei Ihnen in besseren Händen. Haben Sie ihn für Hannover genannt?"

„Ist geschehen."

„Wer reitet ihn?"

„Ich denke, Deulen."

„Sehr gut! Der wird für ihn passen."

„Ich denke auch."

„Und zur Sommer-Steeplechase in Magdeburg?"

„Auch das. Da reite ich ihn selbst."

„Nun also, dann ist es gut."

„Sie sind ja glänzend informiert."

„Und dann muß er auf die Silesia in Breslau gehen."

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein. Sie haben mit meinem Trainer gesprochen? Sie kennen Mister Walters?"

„Nein, ich kenne ihn nicht und habe mit niemand gesprochen. Aber das alles ist doch selbstverständlich."

„Ja, aber daß Sie das so genau wissen!"

„Weil ich Black Head kenne. Ich habe ihn sogar einmal geritten, leider nur in der Bahn."

„Nicht möglich!" ...

„Herr von Beckenstedt wollte es nicht anders. Er hatte Sorge, ganz unnütz übrigens."

„Damals nicht so ganz. Jetzt freilich wäre das Kinderspiel."

„Auch damals. Er ist ja lammfromm. Bei mir wenigstens war er es. Und so habe ich mir denn die Chancen ausgerechnet, als er hier so glänzend abschnitt. Und seit ich ihn neulich im Grunewald gesehen habe, bin ich überzeugt, daß es ein großes Pferd wird."

„Meinen Sie das *auch*?"

„Ja. Vor allem, wenn Sie ihn reiten."

Nun wurde er seinerseits ein wenig rot. Aber sie hatte es ganz ruhig gesagt, mit voller Sicherheit, wie in Erwägung aller Voraussetzungen.

„Sie wissen gar nicht, wie mich das freut!" sagte er rasch.

„Ich habe mit Gerda darüber gesprochen. Sie hat das nur im Gefühl, was ich *weiß* und mir für Sie ausrechne. Wer wird Black Head in Breslau reiten?"

„Ich weiß noch nicht. Ich denke Green."

„Können Sie nicht für ihn George Wilson bekommen?"

„Also das ist erstaunlich! Mister Walters hat auch an ihn gedacht. Ich glaube, es wird möglich sein."

„Nun also! Er hat ruhigen, leichten Sitz und weiß sich in jede Situation zu fügen."

„Also, gnädiges Fräulein, ich hatte ja keine Ahnung, *wie* bewandert Sie sind."

„Ich sage Ihnen ja, wie ich mich dafür interessiere, mehr als für alles andere. Ich weiß nicht nur zufällig über *Ihr* Pferd Bescheid, das dürfen Sie sich nicht einbilden, ich kenne mich in allen aus."

„Ich habe leider nicht die Zeit, das zu verfolgen. Aber wenn ich mir gestatten dürfte" ...

„Gewiß, Herr von Widding! Ich stehe Ihnen mit meiner Kenntnis gern zur Verfügung. Ich kann Ihnen von allen besseren Pferden Abstammung und Form sagen, und in welchen Hauptrennen sie genannt sind. Das ist mir lieber als Romane lesen."

„Von Ihrer Erlaubnis werde ich mit Vergnügen Gebrauch machen. Ich tappe manchmal im Dunkeln und finde nicht alles so rasch, wie ich möchte."

„Das nehme ich Ihnen gern ab, würde Ihnen auch die Rennen aussuchen, wo Ihr Pferd genannt werden könnte, damit Sie nicht allein auf Ihren Trainer angewiesen sind."

„Also das wäre dann eine Art Kompagniegeschäft. Sie werden einfach mein Manager."

„Gar kein schlechter Gedanke!" sagte sie lachend.

Sie sann eine Weile nach, dann sagte sie: „Ich habe sogar einen Plan; aber davon später!"

„Weshalb nicht jetzt?"

„Später, Herr von Widding, nicht jetzt."

„Also gut; ich bescheide mich. Aber ich glaube, es ist etwas Nettes nach dem Lächeln, mit dem Sie Ihre Gedanken begleitet haben."

„Möglich! — Es ist noch ganz unklar und geht auch nicht. Nur ein Gedanke, der mir kam."

* * *

Wie nett sie das alles gesagt hatte. Furchtbar schade, daß sie hinkte. Ein so liebes Geschöpf, die gewiß keinen Zug von ihrer Mutter hatte!

Es war ein angenehmer Gedanke, daß er jemand wußte, an den er sich im Zweifelsfall wenden konnte. Pferdeverstand hatte sie und reiten konnte sie auch. In dem scheinbar zarten Körper steckte eine erstaunliche Energie.

Die hatte Gerda nicht, die ließ sich gern gehen, und wenn sich etwas nicht gleich machte, verlor sie den Mut und legte die Hände in den Schoß. Für ruhige Ausdauer und Stetigkeit war sie nicht geschaffen. Einen energischen Kampf würde sie nie führen können.

Sie war zu sehr vom Wohlleben verwöhnt, spielte gern die große Dame, während dieses reiche Mädchen viel weniger darauf zu geben schien. Sie kleidete sich einfach, fast zu einfach, immer schlichte Farben. Aber sie hatte recht; mit ihrem Gebrechen konnte sie nicht prunken, und so hielt sie sich bescheiden zurück.

So hatte Widding sie kaum beachtet, hatte sie zwar

voller Neugier angesehen, sich aber wenig um sie gekümmert. Nur beim Reiten war sie ihm aufgefallen, wie sie trotz ihres Unglücksfalles ihre Pferde meisterte. Da machte sie famose Figur. Er hatte bisher nur für Gerda Sinn und Interesse gehabt; außer ihr existierte niemand für ihn.

Er hatte gar nicht gewußt, daß Gerda mit ihr befreundet war, so bescheiden hielt sich Fräulein Kirschenreuter zurück.

Kein schöner Name und paßte nicht zu ihr, so wenig wie ihr Vorname Frida, der recht banal klang. Fridel, wie der Vater sie rief, klang schon viel angenehmer.



Zwei Tage später traf er Fräulein Kirschenreuter auf dem Uebungsplatz, nur von einem Groom begleitet. Er ritt an sie heran, und im Nu war eine lebhafte Unterhaltung im Gang, und dann fragte sie, während sie seine neue Stute betrachtete, die er sich für den Dienstgebrauch an Stelle von Black Head zugelegt hatte, und die er heute ritt: „Weshalb laufen Sie nicht einmal Aliena?"

„Mit der ist doch nicht viel los. Sie sieht bloß gut aus."

„Sie hat doch früher unter Archim ein paar anständige Rennen gewonnen. Ich würde sie doch wieder in Training nehmen und mit ihr einmal nach Strausberg gehen. Sie ist eine so fixe kleine Stute, der die runde Waldbahn sicher gut behagen würde. Sie darf nur nicht zu dicht an das Hindernis heranlaufen."

Nun lachte er und sagte: „Ich glaube wahrhaftig, Sie können Gedanken lesen!"

„Weshalb?"

„Weil ich genau das gleiche gedacht habe. Aber ich müßte sie ausprobieren, ehe ich es wage, und wollte sie Mister Walters einmal hinüberschicken."

„Das können Sie auch hier haben. Ich habe eine Elle für Aliena."

„Wieso das?"

„Fred, komm her!"

Der Groom kam heran, und sie fragte, zu Widding gewandt: „Kennen Sie dies Pferd?"

„Nein", sagte er. „Eine neue Erwerbung?"

„Nicht ganz. Es ist Fleißig II, die ich im vorigen Jahr erstanden habe. Ich wollte ein hübsches leichtes Damenpferd mir daraus ziehen, aber sie ist zu schade. Sie können mit ihr ein Trial machen. Fred ist ein tüchtiges Kerlchen, der bei Norton war, aber ausgerückt ist, weil sie ihn zu scharf angefaßt haben, und dann haben sie ihm das Dienstbuch entzogen. Nun will er sich bei mir rehabilitieren. Wie wär's mit einem Match?"

„Gern."

„Einmal vierzehnhundert Meter, die Hürdenbahn. Dabei kann man schon was sehen."

„Gern."

„Reiten wir hinüber zum See." Und sie sprengte querfeldein, ehe er sein Pferd in Bewegung setzen konnte.

Der Groom folgte ihnen in angemessener Entfernung.

„So," sagte sie, „nun, Fleißig, zeige mal, ob du noch was kannst! Ich werde mich drüben am Einlaufbogen aufstellen. Wie Sie hier abkommen, das müssen Sie mit sich selbst abmachen, oder soll ich Ihnen ein Zeichen geben? Ich winke mit dem Tuch."

„Sehr schön!"

„Also, Fred, aus Fleißig herausholen, was du kannst. Mach es dem Herrn Leutnant so schwer wie irgend möglich."

Fleißig griff dann auch auf Fridas Winken mächtig aus und sicherte sich sofort einen Vorsprung, aber Widding ließ nicht locker, er machte sich an die Verfolgung, und trotz aller Anstrengungen des kleinen Grooms wurde Fleißig von Aliena geschlagen.

„O," sagte Frida Kirschenreuter, „das war eine glänzende Probe. Ich würde Aliena doch auf der Flachen ausnutzen, sie geht ja spielend leicht, und noch dazu unter solchem Gewicht!"

„Ja, sie ist immer schnell auf der Flachen gewesen und springt wie ein Reh und streicht sich nie. Ihr Galoppsprung ist viel fließender als der von Black Head, der für den schweren Jagdkurs gearbeitet wird. Wie der verschustert war. Jetzt, wo ich ihm Luft lasse, taxiert er fein und streckt er sich glänzend. Sein Absprung stimmt immer, und er wirft sich nicht mehr so sinnlos hinüber."

„Ich an Ihrer Stelle schickte ihn trotzdem gelegentlich in ein Flachrennen und ließe einen Jockei daraufsitzen. Es ist gut, wenn das Letzte mal aus einem Pferd herausgeholt wird, was beim Jagdrennen nie der Fall ist. Lungen hat Black Head. Mit ihm kann man gleich losgehen. Ich würde Ihnen selbst noch gern ein Match über Hindernisse vorschlagen, aber ich habe Vater versprochen, es nie wieder zu tun. Und das will ich halten."

Als er sie ansah, sagte sie: „Ja! Dabei ist es geschehen. Es sollte nur niemand erfahren, weil ich selbst

nicht daran schuld war, sondern der andere. Es geht ja niemand sonst wen an, nur mich selbst. Aber in Ruhe ein paar Hindernisse springen muß ich noch. Das kann ich nicht lassen." —

Dann begaben sie sich langsam auf den Heimweg, und so waren sie im Geplauder, daß er kaum darauf achtete und gar nicht merkte, wie seine Begleiterin plötzlich nickte und wieder nickte. Da erst sah er, daß sie sich vor dem Haus des Obersten befanden und droben am Fenster Gerda stand und leise den Kopf neigte.

Nun erst parierte er sein Pferd und grüßte hinauf. Er war ein wenig verlegen geworden, daß er sie fast übersehen hatte. Er wäre am Haus vorbeigeritten, wenn seine Begleiterin ihn nicht aufmerksam gemacht hätte.

Jetzt winkten und nickten sie sich zu und hielten ihre Pferde an, die ungeduldig weiterstrebten. Vielleicht, daß Gerda das Fenster öffnete? Aber sie traf keine Anstalten dazu. So ritten sie mit einem letzten Gruß weiter, und er sah sich noch einmal um, wie sie da am Fenster stand, sehr blaß und mit ganz matter Handbewegung seinen Gruß erwiderte.

Er wurde still! — Etwas gefiel ihm nicht; und da er nach links abbiegen mußte, empfahl er sich plötzlich, ohne zu erwägen, ob er Frida Kirschenreuter nach Haus begleiten sollte.

Aber sie hatte ja ihren Groom bei sich. Es wäre auch gewiß aufgefallen, wie es offenbar schon Gerda Oettgen aufgefallen war, und zudem ging Aliena so schlecht auf dem Pflaster, da ritt er eben nach Haus.

Er schüttelte also Fräulein Frida die Hand und empfahl sich mit einem aufrichtigen: „Auf Wiedersehen!"

Aber peinlich war es ihm doch, daß Gerda sie zusammen gesehen hatte. Er hatte gerade so eifrig gesprochen und gelacht, daß er gar nicht daran gedacht hatte, wie sie sich vor dem Haus des Obersten befanden. Er wäre ohne einen Blick vorbeigeritten.

Ob Gerda schon lange am Fenster gestanden hatte? — Es war am Erker gewesen, und von hier aus konnte man die Chaussee und den Reitweg bis tief in den Wald verfolgen und übersehen.

Das war dumm und ärgerte ihn. Was sollte sie von ihm denken, daß er mit einem Mal so intim mit Fräulein Kirschenreuter am Morgen spazierenritt?

Aber er hatte sie zufällig getroffen. Jeder an seiner Stelle hätte sich ihr angeschlossen. Nur daß Gerda ihn nach ihrer Genesung gerade zum erstenmal gleich in Begleitung dieses jungen Mädchens sehen mußte, empfand er unangenehm.

Er konnte ihr nicht schreiben, *wie* die Sache sich zugetragen hatte. Die Geschichte war es nicht wert, daß er daran dachte. Aber merkwürdig steif und zurückhaltend war ihm Gerda vorgekommen, als ob ihr irgend etwas nicht gefallen hatte.

Beim ersten Zusammentreffen würde sich das alles klären und erweisen.

* * *

Drei Tage später erfuhr er, daß dieses Zusammentreffen auf Wochen hinausgeschoben war.

„Ja," sagte der Oberst, „da sitze ich nun allein. Heute früh ist die ganze Gesellschaft auf und davon. Ich habe Ihnen einen schönen Gruß zu bestellen von der gesamten Familie."

„Danke gehorsamst, Herr Oberst."

„Der Arzt wollte es so haben. Na, das Wetter bei uns ist ja nicht gerade schön, ewig das Geniesel, gar nicht, als ob man im Frühling sei."

„Und wohin, wenn ich fragen darf?"

„Nach Wiesbaden. So eine Rekonvaleszenz mit Konzertbesuch, Theater und gelegentlich einem kleinen Tänzchen ist nicht zu verachten."

Also Gerda war fort, ohne daß er sie noch einmal wiedergesehen hatte.

Das legte sich ihm hart auf die Seele.

Wenn sie noch ebenso freundschaftlich mit ihm stand wie früher, hätte sie ihm schon eine Zeile schreiben und ihm mitteilen können, *wann* sie reiste. Er wäre auf den Bahnhof gekommen. Sie wollte wahrscheinlich unnötigen Abschied vermeiden, aber ihren alten, guten Kameraden brauchte sie nicht so zu behandeln.

Sie war wohl doch böse, daß er mit Frida Kirschenreuter geritten war. Er konnte sich ihr Benehmen nicht anders erklären, als daß er sich damit ihre Ungnade zugezogen hatte.

Nun war er gespannt, ob sie ihm eine Ansichtskarte aus Wiesbaden schreiben würde. —

Es kam nichts, viele Tage lang nicht — endlich erhielt er eine Karte, aber mit mehreren Unterschriften, darunter stand auch:

„Schönste Grüße! Ihr Röbbeln."

Georg von Röbbeln hatte Urlaub erbeten, weil er an einem starken Bronchialkatarrh gelitten hatte, der nicht wich. Er wollte nach Ems, und nun war er in Wiesbaden. Ob nur zum Besuch oder ob er sich dorthin zur Kur begeben hatte, wußte niemand. Die Geschichte mit den Rosen, die er täglich Gerda geschickt hatte, gab Widding viel zu denken.

Ohne Absicht konnte sein Aufenthalt in Wiesbaden nicht sein. Er mußte sich im letzten Augenblick entschlossen haben, *dorthin* statt nach Ems zu gehen.

Es dauerte nicht lange, da wußten es alle. Und Grehlen fragte ihn eines Tages: „Weißt du, daß Röbbeln in Wiesbaden ist?"

„Weshalb fragst du?"

„Also, Widding! *Machst* du dir nun was aus Gerda Oettgen oder *nicht*?"

„Ja und nein!"

„Meine Cousine Theda ist auch dort, die schreibt mir, daß sie alle Tage mit Röbbeln zusammen sind. Sie glaubt, daß sich zwischen den beiden was anspinne."

„Meint sie das?"

„Ja. Ich will dir was sagen: der Röbbeln ist eine glänzende Partie und außerdem ein netter Kerl, dem man es gönnen kann — wenn nicht du, wie gesagt" ...

„Ich komme dabei *gar* nicht in Betracht."

„Fast glaube ich, daß du recht hast, daß du nicht mehr mitzählst, aber aus einem Grunde, den du nicht kennst."

„Und der wäre?"

„Unserm Alten geht es pekuniär nicht gut. Es geht ihm beinah an den Kragen. Er soll aufs neue große Verluste haben."



„Ja, das hat er mir gegenüber schon verlauten lassen. Wenigstens habe ich es aus seinen Reden herausgehört."

„Da muß ihm ein Mann wie Röbbeln natürlich gelegen kommen."

„Ich denke, Röbbeln steht sich mit seinem Alten nicht?"

„Ach, wegen des Prozesses? Das ist eine rein juristische Angelegenheit, die nichts mit dem Verhältnis vom Vater zum Sohn zu tun hat. Übrigens wird der Alte auch in Wiesbaden erwartet."

„Da fehlt ja nichts zum Glück."

„Du bist ja so ironisch, mein lieber Freund!"

„Soll ich vielleicht nicht?"

„Nun sei mal ehrlich, Fritz Widding! Gesteh es ein, du machst dir doch mehr aus Gerda, als du ihr und uns gezeigt hast."

„Vielleicht! — Jetzt, wo du mir alles gesagt hast, tut es weher, als man vorher geglaubt hat."

„Da hätte ich also lieber den Mund halten sollen."

„Keineswegs! Es ist besser so. Da kann man sich langsam an die Tatsache gewöhnen. Denn bloß Gedanken kann man ja wohl nicht gut mehr sagen."

„Es wird wohl bald Tatsache werden, wie ich taxiere."

„Da kann man dann einen schönen Glückwunsch sagen, hat man einen Menschen für alle Zeit verloren."

„Lieber Junge! Seine Freunde verliert man meistens mit der Heirat. Der Geschmack der Menschen ist so sonderbar, daß man selten mit der Wahl des andern zufrieden ist. Da gibt es keine Brücke hinüber und herüber."

„Hältst du Röbbeln für einen guten Kerl?"

„Entschieden! Aber ich fürchte, er ist für Gerda nicht klug genug. Wenn's da nur nicht hapert."

„Was das anlangt!" sagte Widding. „Solch Kirchenlicht bin ich auch nicht."

Sie schwiegen beide, und Widding biß an seiner Zigarre, drehte sie, klebte daran herum und schmiß sie endlich ärgerlich mit einem wütenden Gesicht von sich.

Grehlen zuckte nur die Schulter. Da konnte man nicht helfen. Aber er hatte es sich gedacht, daß die Sache bei dem Freund tiefer ging. (Fortsetzung folgt.)

Meeresstille.

Hast du in stiller Stunde
das Meer schon schlafen sehn?
Wenn schattend in der Runde
grau-müde Wolken stehn?

Kein Wogen in den Wellen,
kein Schaumreif krönt den Rand,
nur atmendes Schwellen und Gleiten
schmiegt sich an den Strand.

Fern-ferne Segel säumen,
als wär nicht Ziel noch Zeit.
Dich grüßt in deinen Träumen
ein Hauch der Ewigkeit.

Paul Wegner.

Stille Hausgäste und Nachbarn.

Von Dr. Fritz Bernhardt.

Im Sommer beobachtete ich auf der Straße eine Amsel, die zwei ihrer Jungen fütterte. Drüben in der Dachluke eines Hauses saßen dicht nebeneinander vier Spatzen, die wohl auch ihren ersten Sommer erlebten...

Das sind schon zwei Arten der kleinen, stillen Nachbarn, die bei jeder menschlichen Siedlung zu finden sind. Im steinernen Häusermeer der Großstadt, wo es an Unterschlupf und Nahrung mangelt, ist ihre Zahl gering. Aber schon um die Villen der Vororte und noch mehr um die ländlichen Wohnstätten wimmelt es geradezu von kleinem Getier, von dem der Mensch selten etwas gewahr wird, wenn er nicht mit Absicht darauf ausgeht.

Das ist leicht erklärlich: Die meisten dieser Nachbarn sind Nachttiere, die erst bei Dunkelheit ihre Schlupfwinkel verlassen und beim Tagesgrauen wieder verschwinden. Aber auch Arten, die sich am Tag hervorwagen, bekommt der Mensch selten zu Gesicht, weil er sein Herannahen stets so geräuschvoll verkündet, daß jedes Tier es für geraten hält, ungesehen zu entfliehen oder sich zu verstecken.

Aus dem gleichen Grund sieht und hört der Mensch fast gar nichts von dem erbarmungslosen Kampf ums Dasein, der sich in seiner allernächsten Nähe täglich und stündlich abspielt. Manchmal sieht er, wie die Hauskatze eine gefangene Maus oder Ratte herbeischleppt. Oder ein frecher Habicht stößt auf seine Hühnerschar, oder das Wiesel besucht seinen Taubenschlag.

Ursprünglich hat keine Tierart freiwillig die Nähe des Menschen gesucht. Und der paradiesische Zustand, in dem der Mensch in holder Eintracht mit jeglichem Getier gelebt haben soll, ist genau solch ein Märchen wie das vom Gleichgewicht und der Harmonie in der Natur. Der Mensch steht in ihr genau mit den gleichen Rechten wie jedes andere Wesen, das heißt mit dem Recht des Stärkeren, der den Schwächeren überwältigt, um ihn zu verspeisen.

Nein, der Mensch hat in den dichtbevölkerten Kulturländern sich dem Tier aufgedrängt. Es kann ihm nicht mehr ausweichen, deshalb muß es sich mit ihm abfinden, sich ihm anpassen. So ist es gekommen, daß Ratten und Mäuse von den Wohnstätten des Menschen Besitz ergriffen haben, daß Spatzen und Schwalben unter seinem Dach nisten und der Storch auf der Scheune sein Nest baut.

Zweifelsohne hat damit eine Annäherung an den Menschen stattgefunden. Sie geht nie so weit, daß diese Hausgäste und Nachbarn mit dem Menschen vertraut werden, und der Ausdruck „halbe Haustiere" ist zum mindesten verfrüht. Aber die Arten, die der Mensch mit Wohlwollen behandelt, fürchten ihn wenigstens nicht, weil sie nie die Erfahrung machen, daß er ihnen Böses zufügen könnte.

Andere Arten dagegen, denen der Mensch feindlich gegenübersteht, wagen sich nur deswegen in seine Wohnstätte, weil sie ihnen gute Schlupfwinkel und vielfach auch Nahrung bietet. Die meisten Menschen ahnen gar nicht, wie groß die Zahl dieser Gäste und Nachbarn ist. Wie selten z. B. bekommt der Landbewohner ein Wiesel zu Gesicht. Kein Wunder, denn es schläft am Tage tief in



der Scheune versteckt oder unter einem Holzhaufen, ja selbst auf dem Hausboden sucht es Unterschlupf.

Der Mensch pflegt diesen kleinen Hausgästen selten nachzustellen, obwohl er dazu alle Ursache hätte, denn beide Wieselarten, das große und das kleine, sind arge Räuber und von einer erstaunlichen Vielseitigkeit. Sie fangen Mäuse, Maulwürfe, Eidechsen, Blindschleichen, Nattern, ja sie wagen sich sogar an die wehrhafte Ratte und den bissigen Hamster. Ebenso an alles Hausgeflügel, an Hasen und Kaninchen, und mit Vorliebe plündern sie jedes Nest, wobei es ihnen nicht selten gelingt, den brütenden Vogel zu erhaschen. Manche Untat, die der Katze aufs Schuldkonto geschrieben wird, hat das Wiesel begangen.

Der Mensch könnte sich dieser unliebsamen Gäste ohne große Mühe entledigen, denn das Wiesel schlüpft ohne Bedenken in Kastenfallen, die es auf seinen nächtlichen Fahrten unter Drummen, in trocknen Gräben, tiefen Furchen usw. findet. Wer die kleine Mühe, einige solcher Fallen zu stellen, nicht scheut, wird erstaunt sein zu erfahren, wieviel solcher kleinen Unholde in seiner nächsten Nähe hausen.

Ihre größeren Vettern, Iltis und Steinmarder, suchen die menschlichen Siedlungen nur im Winter auf, aber wenn sie dann in einen schlecht bewahrten Hühnerstall oder Taubenstall eindringen, dann würgen sie alle Insassen, bloß um ihr Blut zu trinken. Nicht selten berauschen sie sich an dem Blut so sehr, daß sie sich mitten unter ihren Opfern zu einem festen Schlaf niederlegen.

Alle anderen Gäste leben mit ihrem Wirt in Frieden und Eintracht, ja, die meisten haben vollen Anspruch auf seine Freundschaft, weil sie sich ihm nützlich erweisen. Da sind z. B. die Eulen und Käuzchen, denen der Landmann gern in Speicher, Scheune und Stall einen Zufluchtsort bietet, damit sie ihm die Mäuse vertilgen. Zu diesem Zweck läßt er nicht nur alle Luken offen, sondern er bringt auch in den Giebeln noch Öffnungen, meist in Kreuzform, an, damit die Nachtvögel alle Räume ungehindert erreichen können.

Nicht ganz so gut wird noch immer der Maulwurf von den Landleuten behandelt, obwohl es ihnen schon in der Schule eindringlich zu Gemüt geführt wird, daß der kleine, schwarze Erdwühler im Garten, im Feld und in der Wiese eine sehr nützliche Tätigkeit ausübt. Jedenfalls müßte der Mensch sich sehr viel Mühe geben, um all die Engerlinge und Grillen zu beseitigen, die ein einziger Maulwurf vertilgt.

Dieser Grund allein ist so ausschlaggebend, daß man ihm seine Feindschaft gegen die Regenwürmer nachsehen muß. Diese Würmer kennt nur der Angler, der sie als unentbehrliche und unwiderstehliche Köder für alle Friedfische sehr hoch einschätzt. Damit ist ihre Bedeutung nicht etwa erschöpft! Sie liegt darin, daß sie absterbende und abgestorbene Pflanzenteile verzehren und dadurch die Bildung der Ackerkrume befördern. Sie düngen dadurch das Erdreich. Ja, Darwin hat sogar behauptet, daß sie durch ihre Tätigkeit gewaltige Mengen Erde aus der Tiefe zur Oberfläche schaffen und in fruchtbaren Boden verwandeln.

Glücklicherweise ist ihre Anzahl so unermeßlich groß, daß wir den Anglern und Maulwürfen ihren Bedarf ruhig gönnen dürfen. Habe ich doch in einer Regennacht bei Laternenschein auf einem Platz, der kaum einen halben Morgen groß war, zehn Schock gefangen. Ja „gefangen", denn der Regenwurm verläßt wohl in feuchten, dunklen Nächten sein Erdreich, aber mit den letzten Ringen haftet er stets im Loch, und man muß sehr schnell zugreifen, um seiner habhaft zu werden, denn er merkt nicht nur die Erschütterung des Bodens durch die Fußtritte, sondern auch den Lichtschein und verschwindet im Bruchteil einer Sekunde im Boden. Noch mehr Würmer kann man in Süddeutschland finden, wo im Interesse der Viehzucht jeder Tropfen Jauche auf die Wiesen gebracht wird. Wahrscheinlich um der ätzenden Flüssigkeit zu entgehen, kommen die Würmer aus dem Boden hervor. Drollig sieht es aus, wenn hinter dem Jauchefaß des Bauern alle Hühner des Dorfs aufs Feld marschieren, aber sie tun recht daran . . .

Noch weniger berechtigt als die Abneigung gegen den Nachbar Maulwurf ist die aus abergläubischer Scheu und Grauen gemischte Empfindung, die so viele Menschen beim Erblicken einer Kröte befällt. Ein Glück nur, daß ein alter Aberglaube verbietet, diese nützlichen Tiere zu töten. Und da muß ich die Märchen anklagen, daß sie in einer ganz törichten Weise das Vorurteil gegen diese guten Nachbarn des Landbewohners nähren. Im Märchen ist die Kröte immer ein böses, garstiges Tier, das ihrem noch garstigeren Sohn ein liebes Elfchen als Frau gewinnen will. Es würde nichts schaden, wenn die Märchendichtung sich nicht gar so weit von der geläuterten Naturerkenntnis unserer Zeit entfernen würde.

Man braucht nur eine Kröte am Tag in der Nähe zu betrachten, um über dem klugen Ausdruck ihrer schönen Augen alle Häßlichkeit, die übrigens gar nicht so schlimm ist, zu vergessen. Und was leistet sie als guter Nachbar in unserm Garten? Sie vertilgt Unmassen von Gewürm aller Art und am meisten die schädlichen Nacktschnecken. Die künstliche Pilzzucht z. B. wäre gar nicht möglich ohne Kröten, die auf die Pilzfeinde unermüdlich Jagd machen. Ich freue mich über jede Kröte, die mir im Abendgrauen über den Weg kriecht, und wünsche ihr ein kräftiges „Weidmannsheil" zum nächtlichen Pirschgang.

Ein seltener Gast in den menschlichen Siedlungen ist die Ringelnatter. Wenn man den alten Sagen und Märchen glauben kann, dann war die Natter früher in jedem Kuhstall heimisch. Man schrieb ihr geheime Kräfte zu und suchte ihr Wohlwollen durch regelmäßige Milchspenden zu erwerben. Später scheint sie der Fluch getroffen zu haben, der gegen sie als Verführerin der Eva geschleudert wurde, und man verwechselte die harmlose Natter, die gar nicht daran denkt, den Menschen in die Ferse zu stechen, mit der giftigen Kreuzotter. Unsere Kenntnisse von der Natur sind leider noch nicht so verbreitet, daß jeder die harmlose Natter von der giftigen Otter unterscheiden kann, deshalb wird jede Natter totgeschlagen, obwohl sie als eifrige Mäusefängerin geschont werden sollte.

Wer es versteht, die Natur zu belauschen, dem wird sie nie leer erscheinen, denn in unserer nächsten Nähe leben so viel Tiere, daß wir meistens gar nicht ahnen, wie reich an Arten und Individuen unsere Nachbarschaft ist. Von der Schwabe angefangen, die die Küchen der ländlichen Wohnungen belebt, und dem Heimchen, das in einer Mauerritze unermüdlich zirpt, bis zu den Hasen und Kaninchen, die nächtens unsere Gärten besuchen, wenn sie nur eine Lücke im Drahtzaun finden — sie werden unsere Hausgäste und Nachbarn bleiben, wenn alle andern Tiere, die noch frei leben, schon längst den Weg alles Fleisches gewandelt sind.



Das neue Griechenland.

Von Otto Riemasch. — Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Lange, lange Zeit war Griechenland ein Stiefkind Europas. Und ein Stiefkind des Glücks. Es litt gewissermaßen die Leiden des kleinen Sohnes eines großen Vaters: man übersah über dem alten Hellenentum das moderne Hellenenvolk. Das moderne Griechenland schleppte sich wie ein träger Schatten hinter dem strahlenden Hellas drein, dem die Sonne Homers geleuchtet hatte. Bunt und verschlungen, ein Spiegelbild des schicksalsreichen Orients, ist die Geschichte dieses Volkes gewesen. Durch das zweite Londoner Protokoll 1830 zur erblichen Monarchie umgestaltet, erhielt die Geschichte des Hellenenlandes, das bisher ein wüster Tummelplatz internationaler Abenteurer und Eroberungsluft gewesen, fester umrissene Linien und eine gründlichere Basis. Aber zur Ruhe kam es auch dann nicht. Und weder der leidenschaftlichen Liebe des ersten griechischen Monarchen, des Bayernfürsten Otto, noch der klugen, kühlen Politik des Dänenprinzen Georg konnte es glücken, das griechische Staatschiff unbeschädigt an gefährlichen Klippen vorbeizusteuern. Die Träume des zersprengten Griechenvolks blieben unerfüllt. Die Militärrevolte im Jahr 1909 war, wenn schon nichts anderes, so doch ein Anzeichen dafür, daß in dem modernen Griechenland Kräfte arbeiten wollten, um der Entwicklung des Hellenentums einen kräftigen Stoß nach vorwärts zu geben. Ein paar Monate später kam der kretische Staatsmann Venizelos nach Athen und übernahm die Leitung der Regierung. Da ging es vorwärts. Die Dinge kamen in Fluß und Bewegung. Und was die beiden letzten Kriege für das Hellenentum bedeuten, das liegt noch zu nahe, als daß man besonders darauf zurückzugreifen brauchte.



Hofphot. Böhringer.

Von links: Prinz Paul, Prinz Alexander, Königin Sophie, Kronprinz Georg, König Konstantin, Prinzessin Helene (obere Reihe), Prinzessin Irene.

Der König der Hellenen im Kreis seiner Familie.



Hofphot. Böhringer.

Ministerpräsident E. Venizelos.

Heute kann man wirklich von dem „Neuen Griechenland" sprechen. Von einer nationalen, politischen und geographischen, vielleicht auch geistigen Wiedergeburt des Hellenentums. Nachdem Land und See-



lenzahl sich ungefähr verdoppelt haben, ist Griechenland mit einem Schlag die Balkanmacht geworden, die das einflußreichste Wort bei allen Gleichgewichtsfragen in diesem unruhigen Europawinkel mitzureden hat. Griechenlands Zukunft ist plötzlich auf neue und stärkere Füße gestellt. Neue und wertvolle Quellen für Wohlstand und Entwicklung sind ihm eröffnet, wieder eröffnet. Es wird dadurch imstande sein, seinen Militärkräften, die in unserer friedensdurstigen Epoche immer noch die sicherste Garantie für den Frieden scheinen, eine breite und kraftvolle Basis zu geben und seinen zukunftsreichen Handel, für den der Grieche geboren ist, unter den Schutz einer respektablen und respektierten Flotte zu stellen. Und ein paar

Kammerpräs. K. Zavitsanos.

Millionen unzufriedener und gedrückter Menschen atmeten auf, konnten sich wieder frei als Griechen unter Griechen auf altem griechischem Boden fühlen. In dieser Beleuchtung muß die grenzenlose Dankbarkeit und Hingabe der Griechen, ihr unerschütterliches Vertrauen zu König Konstantin, ihr Stolz und ihre Hoffnungen verstan-



Hofphot. Böhringer.

Justizminister K. Raktivan.



Finanzminister A. N. Diomidis.



Hofphot. Böhringer.

J. Dragumis,
Generalgouverneur von Mazedonien



General Zapounzakis.



Hofphot. Böhringer.

Panas, Minister des Auswärtigen.

Hofphot. Böhringer.

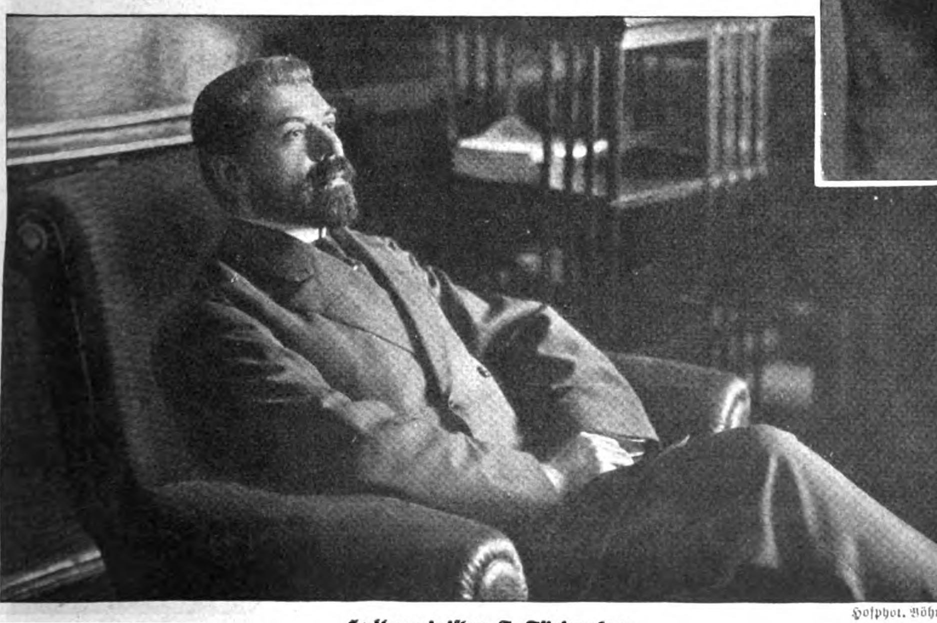
Generalstabschef P. Danglis.

den und bewertet werden. Still, aber tatenkräftig ging der jetzige König, der so lange unbemerkt im Schatten gestanden hatte, an sein Werk. In sehr schwerer, gefahrvoller Zeit. Schon auf den Schlachtfeldern des ersten Krieges spukten die Gespenster des zweiten Krieges. Und zwischen beiden Kriegstänzen legte ihm die Ermordung seines königlichen Vaters in Saloniki noch die verantwortliche Krone zu dem verantwortlichen Schwert.

Während König Konstantin in treulicher Pflichterfüllung auf den epirischen und mazedonischen Schlachtfeldern in Winterstürmen und Sonnenglut, von Cholera, Pest und verschiedenen Gegnern umdroht, inmitten seiner tüchtigen und tapferen Armee und von einer präzis arbeitenden Flotte unterstützt, die nationalen Hoffnungen seines Volkes verwirklichen half, arbeitete sein Ministerium mit ebenso unermüdlicher Hingabe, leitete den schwierigen Apparat des erschütterten Verwaltungsdienstes.



Sp. G. Mercuris,
Bürgermeister von Athen.



Hofphot. Böhringer.

Kultusminister F. Tsirimokos.

Die Gestalt des Ministerpräsidenten und Kriegsministers Venizelos ist jetzt längst aller Welt vertraut. Die Friedenskonferenzen in London und Bukarest zeigten zur Genüge, wieviel Griechenland der Arbeitskraft, dem Geschick und der Energie dieses Mannes verdankt. **Wie er selbst uner-**



Hofphot. Böhringer.
Admiral Coundouriotis.

Er hat viele Gegner. Die Tatsache aber, daß das ganze Volk in diesem letzten opferreichen und nervenaufpeitschenden Jahr sich von seiner besten Seite gezeigt hat, kann von niemand bestritten werden. Hier, wo jeder Kopf seine eigene Meinung hat, war es doppelt erfreulich, daß man sich in schöner Einmütigkeit um das Königshaus scharte, bereitwillig dem geliebten Vaterland gab, was es verlangte.

Darum ist es aber auch doppelt traurig, daß diese verjüngte, kräftig und zielbewußt vorwärtsstrebende Nation sich noch nicht sorgenlos ihrer ehrlichen Erfolge freuen konnte. Schon mahnt der Schatten neuer Schwierigkeiten mit der Türkei daran, daß der Balkan vielleicht noch lange der Wetterwinkel Europas bleiben wird. Jeder, der den Balkan kennt mit seinem Rassen- und Interessenkonglomerat, der weiß, daß Gleichgewicht und Ruhe hier noch eine Illusion sind. Neu-Griechenland kann Vertrauen zu sich haben. Wenn es dem eingeschlagenen Kurs weiter folgt, werden seine neuen Fundamente in neuen Stürmen kaum lebensgefährliche Risse zu befürchten haben. Freundestreue hat oft wenig Wert. Der Starke ist am mächtigsten allein.



Handelsminister A. Michalokopulos.

müdlich ist und immer bereitwillig neue Pflichten auf sich nimmt, vermittelt, ordnet, nachhilft, so stellt er auch große Anforderungen an alle, die mit ihm arbeiten. Monatelang erlosch in den Ministerien in der Nacht nicht der helle Lichterschein, noch in den grauenden Morgenstunden wurden Konferenzen abgehalten, und sehr früh am Tag sah man die Ministerequipagen schon wieder zu den Ministerien rollen. Man mag über den modernen Griechen denken, wie man will.



Hofphot. Böhringer.
Marineminister N. Stratos.

Deutschlands nördlichster Punkt.

Von F. Willfang. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Hoch oben im äußersten Norden unseres Vaterlandes liegt in weltabgeschiedener Einsamkeit ein kleines Dorf, das einst, als man von Schienenwegen und Expreßzügen noch nicht zu träumen wagte, eine bedeutende Durchgangstation für den Eilpostverkehr der Linie Berlin—Petersburg war. Der etwas anzügliche Name „Nimmersatt“, den der kleine Ort führt, ist zwar durch nichts gerechtfertigt, da man dort sehr gut ißt und die Bodenpreise mit der allgemeinen Steigerung Schritt gehalten haben, soll aber doch die Veranlassung gewesen sein, daß die Bewohner vor etwa einem Jahrhundert einen durchreisenden Fürsten um Abänderung dieses Namens angegangen sind. Der hohe Herr hat anscheinend dem Herzenswunsch der Nimmersatter ein geneigtes Ohr geliehen; denn tatsächlich führt Nimmersatt als wohl vereinzelt dastehendes Kuriosum den Poststempel „Immersatt“, ist aber im übrigen „Nimmersatt“ geblieben.

Dieses in der äußersten Nordmark, im Winkel zwischen der Reichsgrenze und dem baltischen Meer gelegene Fleckchen Erde ist selbst in der Provinz nur wenig bekannt, draußen im Reich aber wohl günstigstenfalls ein rein geographischer Begriff, und doch bietet es mit seiner ernsten, einsamen Dünenwelt überwältigende Natureindrücke von einzigartiger Schönheit, die auch den verwöhntesten Reisenden gefangennehmen.

Die Fahrt dorthin bietet an sich des Interessanten so viel, daß sie mehr als lohnend ist. Nachdem man

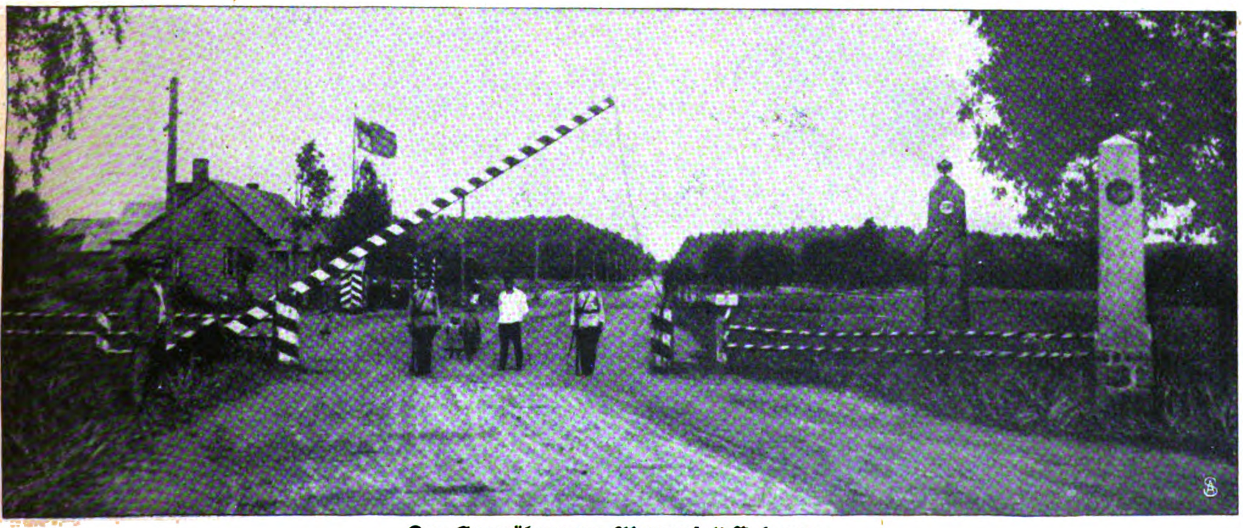


von Königsberg aus das bekannte, sehr emporstrebende Ostseebad Cranz in etwa halbstündiger Bahnfahrt erreicht hat, gelangt man auf einer Anschlußstrecke in weiteren 7 Minuten nach Cranzbeek, dem Anlegeplatz der Salondampfer, die den Verkehr nach den aufblühenden schönen Badeorten der Kurischen Nehrung vermitteln. Wie schon der Name sagt, liegt dieser Ort an der Beek, einem in zahlreichen Windungen mehrere Kilometer ins Land eindringenden Ausläufer des Kurischen Haffs. Die Dampferfahrt über das Kurische Haff ist von so reizvoller Eigenart, wie sie nicht leicht zum zweitenmal gefunden wird, und niemand, der die östlichste Residenz der Monarchie in der guten Jahreszeit aufsucht, sollte sich diesen Ausflug entgehen lassen.

Die Route führt durchweg nordwärts im Schutz der gewaltigen Nehrungsdünen, der höchsten der Erde. Da hier die westlichen Winde vorherrschen, ist Seegang und damit die gefürchtete Seekrankheit so gut wie ausgeschlossen. Nur wenn ein starker Oststurm über das breite Gewässer fegt, kann es zu einer kleinen Schaukelfahrt kommen, und der nicht seefeste Reisende kann in diesem Fall die Erfahrung machen, daß die kurzen, aber hochgehenden Haffwellen, die dabei seitlich zur Fahrtrichtung stehen, recht unangenehm werden. Eine solche Reise gehört aber, wie bereits erwähnt, zu den vereinzelten Ausnahmen. — Nachdem Saarkau passiert ist, das unweit der nur 500 Meter breiten, schmalsten und niedrigsten Stelle der Nehrung gelegen ist, erreicht man nach etwa einstündiger Fahrt Rossitten, den Sitz



Blick auf die Ostsee bei Nimmersatt.



Der Grenzübergang Nimmersatt-Polangen.



Der Hafen von Memel,
von der Börse aus gesehen.

der zu Weltruhm gelangten großen deutschen Vogelwarte, die die wunderbarsten Aufschlüsse über die Züge der heimatlichen Vogelarten gebracht hat.

Inzwischen ist es Mittag geworden, und während der Reisende im Decksalon

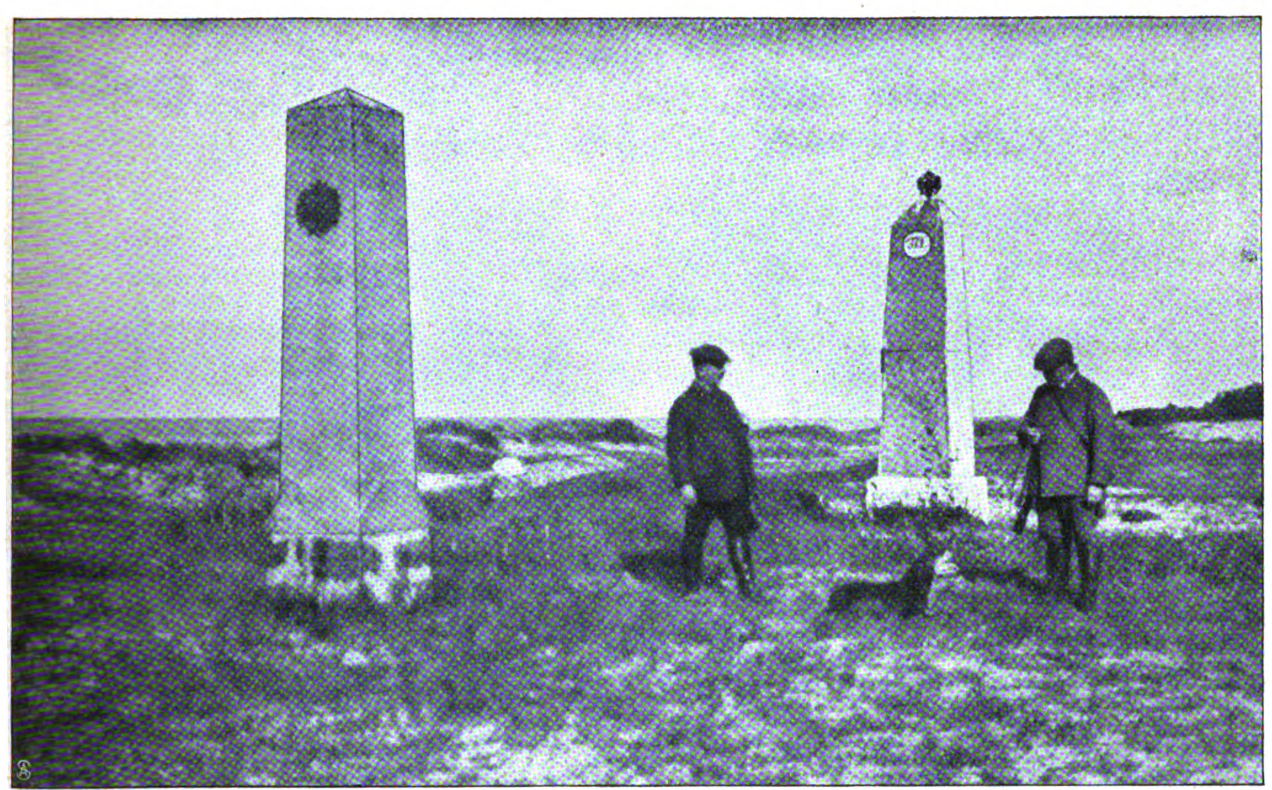
Inneres der Rettungstation Nimmersatt.

mit seinen breiten Aussichtsfenstern speist, ziehen an seinem Auge Bilder von überwältigender Schönheit und Größe vorüber: das Dünenpanorama der Kurischen Nehrung, eine einzige Hügelkette von wanderndem Sand, bis zu 200 Fuß Höhe aufgetürmt, stürzt steil ins Haff hinab.

Einst rauschte dort im Seewind der Hochwald, und blühende Dörfer dehnten sich

Russischer Grenzkordon am Grenzübergang Nimmersatt-Polangen.





Deutsche Jäger an der äußersten Nordmark des Reichs.
Der letzte deutsche Grenzstein an der Ostsee, die im Hintergrund sichtbar ist.



Strandbild bei Nimmersatt.

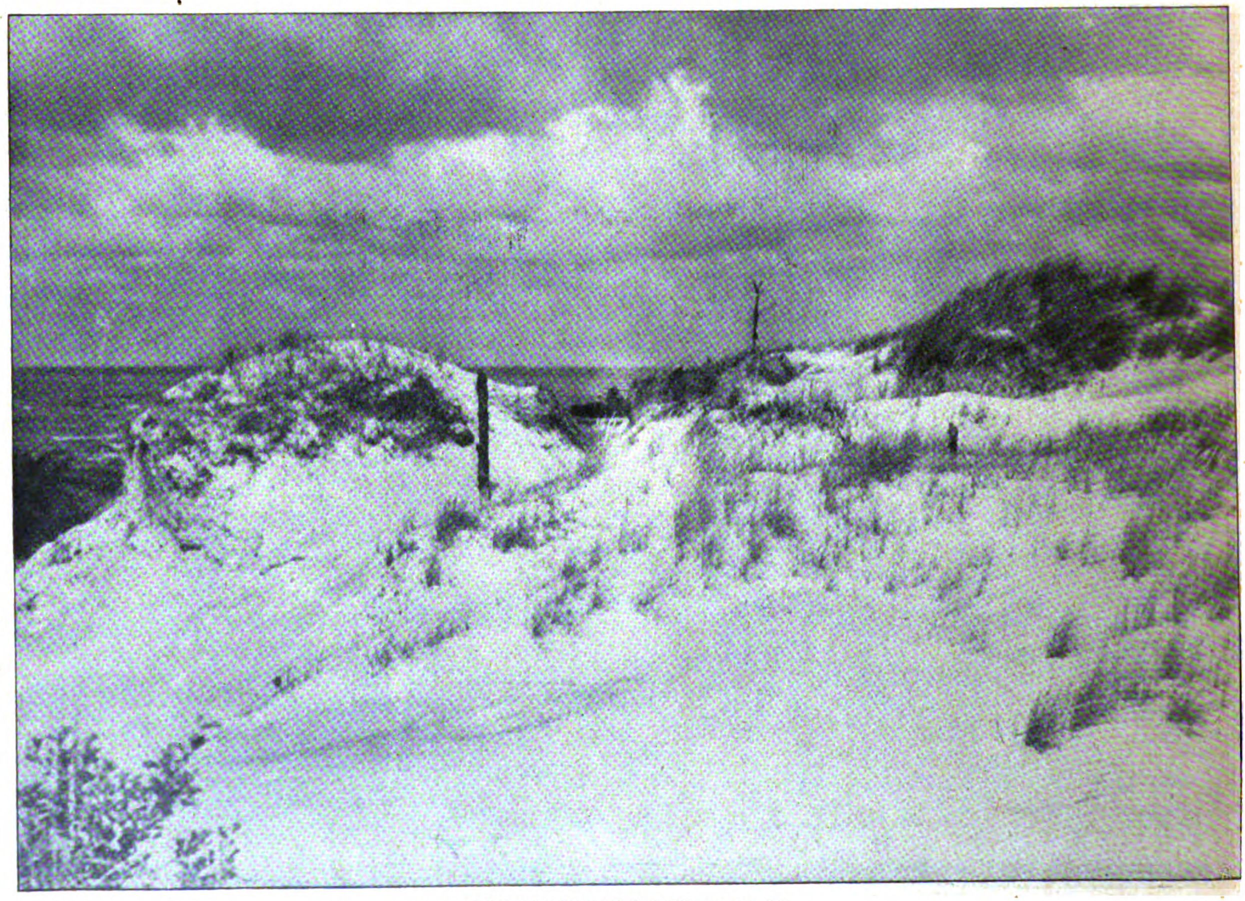




Kurische Fischerfamilie bei der Ernte.

am Saum der Küste. Als aber Geldgier und Unverstand die Wälder niederlegten, war die Macht der Elemente entfesselt, und verschüttete Dörfer und Kirchhöfe, über die der Sand erbarmungslos dahinwanderte, und die der Wind dann wieder bloßlegte, deuten darauf hin. Der Staat hat mit ungeheuren Kosten die Dünen jetzt so weit wieder aufgeforstet, daß für bewohnte Ortschaften keine Gefahr mehr besteht. Etwa auf halbem Weg liegt Nidden, ein großes Fischerdorf, das sich mehr und mehr zum Seebad entwickelt.

Die letzte Anlegestation ist der Bade- und Sommeraufenthalt der Tilsiter und



Dünenlandschaft bei Nimmersatt.

Memeler: Schwarzort, dessen ernster, dunkler Kiefernbestand (der einzig erhaltene Hochwald aus ältester Zeit) schon von weitem sichtbar wird. In einer weiteren Stunde ist die letzte Etappe der Dampferfahrt zurückgelegt, und man verläßt das Schiff in Memel, der alten interessanten und historischen nördlichsten Handelsstadt (Abb. S. 1872). Von hier aus erreicht man in halbstündiger Autofahrt oder eineinhalbstündiger Wagenfahrt Nimmersatt.

Hier findet sich noch ein ruhiges idyllisches Land- und Strandleben, frei von allem übermäßigen Komfort und allen gesellschaftlichen Anstrengungen. Weit verstreut liegen die einzelnen Gehöfte, deren kurische und litauische Bewohner sich von Ackerbau und Fischfang nähren. Angenehme Zerstreuung verschaffen Spaziergänge nach dem Strand, der hier so fest ist, daß Radfahrer und Wagen mit Leichtigkeit darüber hinrollen. Der Weg führt an der mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgerüsteten Rettungstation (Abb. S. 1872) vorbei zur Grenze. Nur zwei Kilometer ist sie entfernt, und der Wanderer steht vor dem nördlichsten Grenzstein des Reichs (Abb. S. 1873). Eine etwa 3000 Morgen große Jagd, die ausgezeichnet ist und einen weiteren Anziehungspunkt bildet, bietet Gelegenheit zur Ausübung des edlen Weidwerks. An der Grenze nach Südosten weiter wandernd, bemerkt man einige einfache Bretterschuppen. Die vom hohen Mast wehende russische Zollflagge kennzeichnet sie als russische Zollstation, die gleichzeitig Grenzkordon ist (Abb. S. 1872).

Der Grenzübergang selbst (Abb. S. 1871), der auf dem etwas weiter nach dem russischen Seebad Polangen ausgedehnten Spaziergang passiert werden muß, bietet ein offizielles militärisches Bild. Polangen wird vom Warschauer Publikum bevorzugt und bietet, da es nur drei Kilometer entfernt ist, mit seinen täglichen Militärkonzerten und Theater auch dem Badegast von Nimmersatt, falls er es wünscht, angenehme Zerstreuung.

Ein prächtiger Waldweg, an dem stille Ruheplätze winken, führt zur Düne. Sie bietet, wenn man aus dem Wald heraustritt, jedem Freund der Natur einen geradezu ergreifenden Anblick. Geradeaus die unendliche See mit ihrem ewig wechselnden Farbenspiel. Zu beiden Seiten der dunkle Waldessaum und zu Füßen die breit sich hinziehende Düne, die unzähligen, hoch hinausragenden Sandkegel und die dazwischen liegenden Mulden. In den tiefen Senkungen sieht man die vertrockneten Ueberreste von verschütteten Waldungen, die dem Kampf der Elemente zum Opfer gefallen sind und von der Vergänglichkeit des Irdischen eine stumme, eindrucksvolle Sprache reden.

Der König von Santa Rosalia.

Skizze von Henry F. Urban.

Irgendwo an der sonnigen Westküste der Vereinigten Staaten, am Stillen Ozean, liegt eine fröhlich blühende Stadt Santa Rosalia. Nebenbei bemerkt: die Städte dort tragen vielfach spanische Namen — noch von der Herrschaft der Spanier her. Aber es gab schon lange keine Spanier mehr dort, sondern lediglich schlaue Yankees und dazu den üblichen Mischmasch von eingewanderten Irländern, Deutschen und Italienern. Regiert wurde die Stadt, die einen lebhaft sich entwickelnden Hafen besaß, von einem Bürgermeister und einem Stadtrat. Das heißt: nur scheinbar. Der wirkliche Herrscher von Santa Rosalia war Jimmy Halloran, von Beruf — ja — was war eigentlich sein Beruf? Von Haus aus war er gewerbsmäßiger Boxer, aus der Schwergewichtsklasse — sechs Fuß hoch, mit einem massiven Rücken und einem Stiernacken und einem eckigen Kopf, voll von kurzem, schwarzem Haar, das wie eine Rasenfläche aussah. Er hinkte auf dem linken Bein. In seinem glattrasierten roten Gesicht fielen zwei harte, kalte Augen auf, eine kurze, dicke Nase, ein breiter, schmallippiger Mund und besonders ein Kinn, das wie ein Felsblock aus Gestein ragte. Um Mund und Backen zog sich ein bläulicher Schimmer von den Haaren, die dort wuchern wollten und nicht durften. Nachdem er ungezählten Gegnern in der Arena gegen hohes Entgelt die Nase blutig und die Augen blau geschlagen hatte, war er Politiker geworden, der die ihm blindlings ergebene Masse der Ungebildeten an die Kandidaten verkaufte (ebenfalls gegen hohes Entgelt) und überall in den städtischen Ämtern seine Kreaturen sitzen hatte. Sein eigentlicher Beruf aber war Matrosenhändler. Das machte er ebenso einfach wie genial. Kam da ein fremdes Segelschiff in den Hafen von Santa Rosalia, so lockte er die Matrosen in ein ihm gehöriges Logierhaus. Dort ließ er sie nach Herzenslust umsonst essen und trinken, führte sie ins Theater, steckte ihnen Geld in die Tasche und versprach ihnen die herrlichsten Stellungen, bis sie sich bereiterklärten, zu desertieren. Was sollte der betrogene Kapitän tun? Gegen Halloran, den Gewaltigen, war er einfach machtlos. Auch der englische und der deutsche Konsul in Santa Rosalia waren zur Ohnmacht verdammt. Alle Versuche, ihren Landsleuten unter den Kapitänen zu helfen, blieben erfolglos. Wollte ein Kapitän seine Fahrt fortsetzen, so mußte er die nötigen Matrosen von Halloran beziehen, der für „jedes Stück" (wie er sich ausdrückte) von 70 bis zu 100 Dollar berechnete. Und irgendein anderer „Heuerbas" war nicht vorhanden. So war Halloran rasch und leicht ein reicher Mann geworden. Die Bürger von Santa Rosalia aber hatten ihm den Spitznamen „König" Halloran gegeben. Dabei war er nach Art der Leute seines Schlages ein ganz gemütlicher und umgänglicher Mann, der den Dollar springen ließ, mit Whiskey und Champagner rechts und links traktierte, besonders aber für die Armen eine stets offene Hand hatte und daher ihr Abgott war. Um so brutaler war er gegen alle Gegner. Man raunte sich zu, daß er bereits zwei Morde auf dem Gewissen hätte. Daher ertrug man seine Herrschaft wie ein unabwendbares Schicksal.

Eines schönen Tags erschien in Santa Rosalia ein neuer deutscher Konsul. Otto Behrens hieß er und war ein kleiner, schmächtiger Herr mit goldener Brille und kurzem blondem Spitzbart. Sehr blaß und freundlich blickte er drein, und wenn er sprach (mit leiser Stimme), schob er ab und zu eine rote Krawattennadel tiefer in seinen schwarzen Schlips hinein. Wie ein Gelehrter sah er aus. Einer von den Berichterstattern, die ihn in seiner



Kanzlei aufgesucht hatten, bemerkte beim Hinausgehen lächelnd: „Es wird Ihnen hier gefallen. Wir haben nämlich ebenfalls einen Monarchen hier."

Behrens fragte seinen dicken Sekretär, Herrn Berger, einen Deutsch-Amerikaner, den er von seinem Vorgänger geerbt hatte, was das mit dem Monarchen bedeute. Der erzählte ihm alles.

„So, So!" sagte Behrens kopfschüttelnd und milde lächelnd. „Das sind ja nette Zustände! Übrigens ganz amerikanisch!" Und schob die Schlipsnadel mehr nach unten.

Er war erst zwei Wochen im Amt, als ein harter, grober Finger an die Tür pochte. Herein stampfte breitbeinig schaukelnd Kapitän Jürgens von der Brigg „Kronprinz", geradeswegs aus Valparaiso.

„I so 'n verfluchter Kerl — entschuldigen Herr Konsul. Haben Sie das schon gehört — von dem Halloran?" Er schnob empört durch die Nasenlöcher wie ein aufgeregter Gaul.

„Was ist denn los mit ihm? Setzen Sie sich mal erst und erzählen Sie!"

Kapitän Jürgens setzte sich und berichtete. Zwölf Matrosen hatte König Halloran ihm weggeschnappt! Wie sollte er da abfahren?

„Das ist freilich unerhört!" erwiderte Behrens. „Da werde ich sofort ins Bundesgericht gehen."

„Herr Konsul, es nutzt nichts!" mischte sich Berger durch die offene Tür vom Nebenzimmer her ein. „Ihr Vorgänger hat gegen den Kerl auch nichts ausgerichtet."

„Das macht nichts! Ich habe meine Pflicht zu tun. Kommen Sie mit, Herr Kapitän. Wir gehen zum Bundesrichter Billings."

Billings war eitel Liebenswürdigkeit. Nie zuvor (sagte er) habe es ihm eine solche Freude bereitet, Haftbefehle auszustellen. Sofort wolle er drei Scherifs auf die Suche nach den Matrosen schicken. Was — der Herr Konsul wolle sich bemühen und in Person mitgehen? O — nicht nötig, gar nicht nötig! Aber der Herr Konsul betonte milde lächelnd, daß er trotzdem mitgehe.

Geradeswegs in Hallorans Logierhaus marschierte er mitsamt dem Kapitän und den drei Scherifs. Halloran war nicht da. So schritten sie an den erschrockenen oder belustigten Gästen (je nach ihrem guten oder schlechten Gewissen) vorüber in das Hinterzimmer. Durch den dicken Rauch schlechter Halloran-Zigarren glotzten zwölf biedere deutsche Seebärengesichter und drei kecke Weibsgesichter. Die fünfzehn saßen an einem langen Tisch, der mit Biergläsern besetzt war.

„Na, da seid ihr ja, Jungens!" meinte der Kapitän ironisch.

„Ich bin der Kaiserliche Konsul", sagte Behrens und schob an seiner Schlipsnadel. „Kommen Sie mit! Sie sind als Deserteure verhaftet!" Er sagte es sanft, aber mit einer Betonung, die allen Widerstand abschnitt.

Im Nu hatten die zwölf Handschellen an, und der Zug setzte sich in Bewegung nach dem Gericht, gefolgt von einer neugierigen Menge. Unterwegs redete ihnen Behrens ins Gewissen. Er fragte sie, ob sie sich nicht schämten, als Deutsche sich so schändlich zu benehmen und dem deutschen Namen Unehre zu machen. Wenn sie noch einen Funken von Ehrgefühl im Leibe hätten, so machten sie sich von diesem berüchtigten Halunken Halloran frei und kehrten reuig aufs Schiff zurück. So eindringlich, so väterlich sprach er, daß die zwölf zuletzt völlig mürbe waren und ihm versprachen, zu ihrem Kapitän zurückzukehren. Die Ankunft des Konsuls mit den zwölf deutschen Blaujacken und den Scherifs im Gericht hatte eine große Anzahl Zuschauer angelockt, die den Raum für das Publikum füllten, weil sie sensationelle Geschehnisse erwarteten. Denn hier hatte ja König Halloran seine Hand im Spiel! Und richtig — kaum hatten die zwölf Sünder Platz genommen, so kam Halloran ins Gericht gehinkt — groß, gewaltig, unheimlich, drohend. Wie eine pechschwarze Gewitterwolke sah er aus. Als ihm Konsul Behrens vorgestellt wurde, wich der Ausdruck des Zorns auf seinem roten Gesicht einer grenzenlosen Verblüfftheit. Was — dieser bebrillte Knirps wagte es, mit ihm, dem allmächtigen Beherrscher von Santa Rosalia, anzubinden? Un—glaub—lich! Ganz un—glaub—lich! Und dann ein neuer Ausdruck in seinem Gesicht, der besagte: Diesen Wurm werde ich fortblasen, einfach fortblasen! Die zwölf Matrosen, erklärte er, dürften nicht entlassen werden, denn sie schuldeten ihm sechzig Dollar. Natürlich war die Summe absichtlich übertrieben.

„Sechzig Dollar?" sagte Behrens sehr freundlich und griff in die Tasche. „Hier sind sie, Herr Halloran — bitte!" und überreichte ihm sechs Zehndollarnoten. „Zugleich bitte ich, Herr Richter, mir und dem Kapitän die Gefangenen anzuvertrauen. Ich werde sie mit dem Kapitän persönlich aufs Schiff zurückbringen."

Richter Billings wand sich vor Verlegenheit wie ein Aal in der Faust der Köchin. Seine Pflicht wäre gewesen, Hallorans Partei zu ergreifen, der ihn ins Amt gebracht hatte. Halloran versuchte es mit allerhand Winkelzügen. Er beantragte Vertagung, um Zeit zu gewinnen. Aber Behrens blieb standhaft. Er drohte mit dem deutschen Botschafter und mit dem Staatssekretär in Washington. Daran knüpfte er persönliche Betrachtungen über Halloran, indem er sein schändliches Treiben erbarmungslos geißelte. Das Publikum war starr vor Staunen. Wer hätte das von dem kleinen Konsul vermutet? Da bekam Billings Angst, und er lieferte die Gefangenen an Behrens aus. Der ließ zwei Automobile kommen, stieg mit den Matrosen und dem Kapitän ein und fuhr davon. Halloran erklärte kirschroten Angesichts, er werde mit dem Konsul quitt werden, und hinkte drohend aus dem Gericht.

In Santa Rosalia waren sie starr. Den Zeitungen zumal war der Vorfall ein gefundenes Fressen. Sie machten daraus eine Riesensensation. Der deutsche Konsul hat König Halloran den Krieg erklärt! Man denke! Was würde nun Halloran machen? Er kam am nächsten Morgen ins Bureau von Behrens gehinkt, ganz grimmige Entschlossenheit: die Mundwinkel nach unten gezogen, das felsige Kinn noch mehr nach vorn geschoben. Ob er den Konsul unter vier Augen sprechen könne? Behrens schlug ihm das rundweg ab und ließ die Tür zu dem Zimmer des dicken Berger offen. Diesem König war nicht zu trauen. Er trug immer einen Revolver in der Hüftentasche. Widerwillig nahm er auf dem angebotenen Stuhl Platz. Er sprach knurrig und abgehackt. Ob es dem Konsul ernst sei, sein Geschäft zu stören und zu schädigen.

„Nicht nur das!" erwiderte Behrens verbindlich. „Ich gedenke, Ihnen Ihr schmutziges Handwerk, oder wie Sie sagen: Ihr Geschäft, zu legen."

Halloran vergaß, seinen großen Mund zu schließen, und starrte Behrens verdutzt an. Hm! So! Ob er wisse (Halloran hatte jetzt eine böse Falte zwischen den Augenbrauen), was das bedeute, ihn zum Gegner zu haben.



„Ja, das weiß ich!“ meinte Behrens und trommelte mit der Rechten einen Marsch auf seinem Pult. „Aber ich fürchte mich nicht.“

Da wurde Halloran plötzlich sehr freundlich und sprach des längeren davon, daß es doch für beide Teile besser wäre (er schielte durch die offene Tür ins Nebenzimmer), wenn sie Freunde wären. Es würde für den Herrn Konsul bedeutend vorteilhafter sein — sehr vorteilhaft. Verschiedenen seiner Freunde gehe es großartig, nur weil sie seine Freunde seien. Er lächelte und kniff das linke Auge zu.

„Ich weiß, was Sie meinen“, erwiderte Behrens mit heiterer Ruhe. „Aber auch das zieht bei mir nicht, nicht im geringsten. Übrigens einem Kaiserlichen Deutschen Konsul derartige Anerbieten zu machen, ist der Gipfel der Frechheit. Ich wünsche nicht weiter mit Ihnen zu verhandeln. Guten Morgen!“ Er zupfte an seiner Krawattennadel und griff zu den Akten auf seinem Pult.

Halloran zog die weiße Weste herunter, erhob sich, sagte wütend: „Wie Sie wollen!“ und schlingerte hinaus. Dem dicken Berger war gar nicht wohl zumute. Er bat den Konsul, abends nie allein auszugehen und dunkle Straßen zu vermeiden, denn von Halloran gewärtige er das Schlimmste. Darüber lachte Behrens. Ihn schreckte es auch nicht, daß jetzt im Konsulat anonyme Briefe eingingen, die ihm fürchterliche Dinge in Aussicht stellten, wenn er nicht „vernünftig“ sei. Er wußte, dahinter steckte Halloran. Ganz Santa Rosalia war fieberhaft erregt. Das war ja ein Teufel von einem Konsul, der kleine Behrens! Aber natürlich mußte er gegen Halloran mit seinem ungeheuren politischen Einfluß den kürzeren ziehen. Das war todsicher! Bei dem nächsten Zusammenstoß würde man's sehen. Der ließ nicht lange auf sich warten. Aus Hamburg war der Dreimaster „Nixe“ angekommen. Und richtig — dem deutschen Schiff erging es genau wie allen andern, die inzwischen in Santa Rosalia eingetroffen waren. Die Mehrzahl der Matrosen wurde von Halloran zur Desertion verlockt. Sofort ging Behrens an die Arbeit. Aber diesmal war Halloran schlauer gewesen. Er hatte die Matrosen weiter ins Land geschleppt, in ein Bergwerk, das einem seiner Freunde gehörte. Behrens vermochte sie nicht zu finden. Sie waren wie vom Erdboden verschwunden. In spaltenlangen Artikeln berichtete die Presse über die einzelnen „Runden“ des „Boxkampfs“. Es lag nahe, diesen Vergleich zu gebrauchen mit Rücksicht auf Hallorans ehemaligen Beruf. Also erste Abfuhr für den Konsul! Hurra für Halloran! Doch der Konsul telegraphierte nach San Franzisko, warb Ersatz für die Deserteure und bestellte ihre Ablieferung auf besonderem Dampfboot in Westaurora, einige Meilen vor Santa Rosalia. Dort sollte der Kapitän sie an Bord nehmen und davonfahren. Darauf ging er wieder zu Richter Billings und ließ sich einen gerichtlichen Einhaltsbefehl geben für jeden, der sich in die Angelegenheiten des Schiffes einmischen wolle. Den gewährte ihm Billings mit saurem Lächeln. Am Abend des dritten Tages nahm Behrens einen Wagen und fuhr nach Westaurora. Das Boot von San Franzisko sollte um 9 Uhr abends ankommen. Dicht vor Westaurora führte die Straße über eine Anhöhe am Meer entlang. Plötzlich fiel Behrens auf, daß sich der Wagen bedenklich dem Wasser näherte. Er stieß die Tür auf und rief dem Kutscher zu, mehr rechts zu fahren. Zugleich machte er sich sprungbereit und fühlte nach seinem Revolver in der Rocktasche. War es Zufall? Oder hatte Halloran von seinen Absichten Wind bekommen und einen Gewaltstreich geplant? Der Kutscher brummte etwas vor sich hin und hielt mehr nach rechts. Bald darauf waren sie in der Stadt. In der kleinen schmutzigen Baracke, die sich größenwahnsinnig „Hotel Majestic“ nannte, wartete der Kapitän der „Nixe“ schon auf ihn. Es war jetzt etwas nach 8 Uhr abends. Sie begaben sich beide nach der Reede (ein Hafen war nicht vorhanden) und fuhren in einem Boot der „Nixe“ in der Dunkelheit zu dem Schiff hinüber. Aber das Boot von San Franzisko kam nicht. War es Halloran gelungen, des Konsuls Vorhaben zu vereiteln? Endlich leuchteten seine Lichter durch das Dunkel, und es legte neben der „Nixe“ an. Die Matrosen kamen an Bord; noch ein kräftiger Händedruck zwischen dem Kapitän und Behrens, und der Konsul fuhr auf dem kleinen Dampfboot aus San Franzisko an Land zurück. Ein Lächeln der Befriedigung lag auf seinem Gesicht, als er wieder an Land war, und mit erhobenem Kopf ging er nach dem Hotel zurück.

In Santa Rosalia meldeten am nächsten Abend die Zeitungen die dritte „Runde“ mit „glänzender Abfuhr für Halloran“. Am Tag darauf sprach der englische Konsul bei Behrens vor und beglückwünschte ihn. Ihm folgten drei angesehene Bürger der Stadt, die ihn gleichfalls beglückwünschten und die Hoffnung aussprachen, daß es ihm gelingen möge, sie von diesem Monstrum Halloran zu befreien. Ihre Hilfe und die aller anständigen Leute sei ihm sicher. Vielleicht gelänge ihm, dem Unabhängigen, dem überdies die Regierung in Washington wie in Berlin den Rücken decke, was den anständigen Bürgern bisher nicht gelungen sei. Darüber war Behrens nicht wenig erfreut. Er sah einen Weg, der zum Ziel führen konnte. Des Wurzels Übel war, daß Halloran sein Gewerbe ohne Konzession betreiben durfte. Jede Konzessionierung hatte er bisher vereitelt. Durch Vermittlung der drei angesehenen Bürger hielt Behrens vor der Handelskammer der Stadt einen Vortrag, in dem er den Konzessionzwang als unerläßlich bezeichnete, aber mit der Bestimmung, daß die Konzession bei der geringsten Verfehlung widerrufen werden könnte. Diese Bestimmung sei die Hauptsache. Er habe sich bereits an den Staatssekretär in Washington gewandt, und dieser habe sofort seine Hilfe zugesagt. Begeistert gingen die Handelsherren ans Werk. Sie wählten einen Ausschuß, der sich zum Bürgermeister begab. Der Bürgermeister, ebenfalls ein Höriger Hallorans, sträubte sich mit Händen und Füßen. Halloran selbst wühlte unter den Stadtverordneten wie ein Maulwurf unter dem Rasen. Es half alles nichts. Die Zeitungen eröffneten ihr Feuer gegen Halloran. In öffentlichen Versammlungen verlangten die Bürger den Konzessionzwang. Von Washington aus wurde ein kräftiger Druck ausgeübt. Da klappten die Stadtverordneten zusammen. Halloran wurde aufgegeben, eine Konzession zu erwerben. Dann trat die Handelskammer gegen ihn auf, und die Konzession wurde abgelehnt. Der Despot war entthront! Die Stadt war außer sich. Behrens wurde vor seinem von herrlichen Rosen umrankten Häuschen, die Santa Rosalia den Namen der Stadt der Rosen verschafft hatten, ein nächtliches Ständchen bei Fackelbeleuchtung gebracht. Einer hielt dabei eine Ansprache, in der er ihn den Sankt Georg nannte, der den Drachen Halloran erlegt habe. Aber dieser Drache war noch keineswegs unschädlich. Im Gegenteil — verschiedene Bekannte warnten Behrens,



auf der Hut zu sein, denn Halloran habe ihm Rache geschworen. Die Warnungen wiederholten sich so hartnäckig, daß Behrens anfing, wirklich nervös zu werden. Sein Heldentum hatte einen bitteren Beigeschmack bekommen. Unwillkürlich hielt er nach Halloran Ausschau, wenn er auf der Straße war. Doch sah er ihn nirgends. Es hieß, er sei nach Los Angeles gereist, zu seinem Bruder. Eines Mittags, als Behrens auf dem Weg nach Haus war und gerade in eine mittäglich sonnenheiße, leere Straße einbog, stand plötzlich Halloran vor ihm. Ein Mann, der zufällig des Wegs kam, erblaßte und schritt, so rasch er konnte, über den Fahrdamm, mit weiten Augen scheu nach rückwärts schielend. Behrens fuhr zusammen. Ein Augenblick schwülen Schweigens folgte wie zwischen Blitz und Donner. Dann hatte Behrens sich gefaßt und sagte lächelnd:

„O — unser ehemaliger König!"

Der senkte eine Sekunde die Augen. Dann streckte er ihm die rechte Pranke entgegen und sagte gleichmütig: „Herr Konsul — was niemand fertig bekommen hat — Sie haben es fertig gekriegt: Sie haben mich in ehrlichem Kampf verhauen. Meine Hochachtung!"

Behrens war so verblüfft über diese Banditenritterlichkeit, daß er fast mechanisch in die dargebotene Rechte einschlug. Der König a. D. schüttelte Behrens' Hand schmerzhaft kräftig. Dann drehte er sich um und bog schaukelnd um die Ecke. Der Mann auf der andern Seite stand wie versteinert.

Wiesbaden als Winterkurort.

Von Erwin Lüdeking. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Noch schmückt der Herbst die Bäume des Nerotals mit den buntesten Tönen seiner farbenfrohen Palette, noch scheint uns die Sonne eine Reihe milder Tage voll wehmütig süßen Erinnerns an allzurasch vergangene Sommerfreuden zu versprechen, und trotzdem hat die Königin der Taunusbäder, das stolze und doch so traute Wiesbaden, schon alle erdenklichen Vorbereitungen zum Empfang ihrer Spätherbst- und Wintergäste getroffen. Die alte Saison ist tot, es lebe die neue! Es hält freilich nicht leicht, ganz genau festzustellen, wann die eine aufhört und die andere beginnt, denn der Begriff der „toten Saison" hat auf diesem gesegneten Flecken Erde keinen Kurs, und die vier Jahreszeiten schweben hier im anmutigen Reigen so ohne scharf markierte Abstände vorüber, daß selbst der geübteste Habitué manchmal im Zweifel sein mag, ob es nun eigentlich schon Winter oder noch Herbst oder vielleicht gar schon wieder Frühling ist. Glückliche Verwirrung, das Resultat eines Klimas, das an den sanften Hängen des Taunusgebirges alle schroffen Extreme verschmäht. Ach ja, die römischen Herren mit ihrer feinen Witterung für alle Gegenden, wo gut sein war, die wußten schon, weshalb sie sich hier häuslich niederließen, liegt es doch hier auf allen Dingen wie ein Abglanz des fernen Südens.

Aber das milde Klima allein tut es nicht. Noch etwas anderes kommt dazu: der reizvolle Doppelcharakter Wiesbadens, nämlich daß dieser Kurplatz zu-



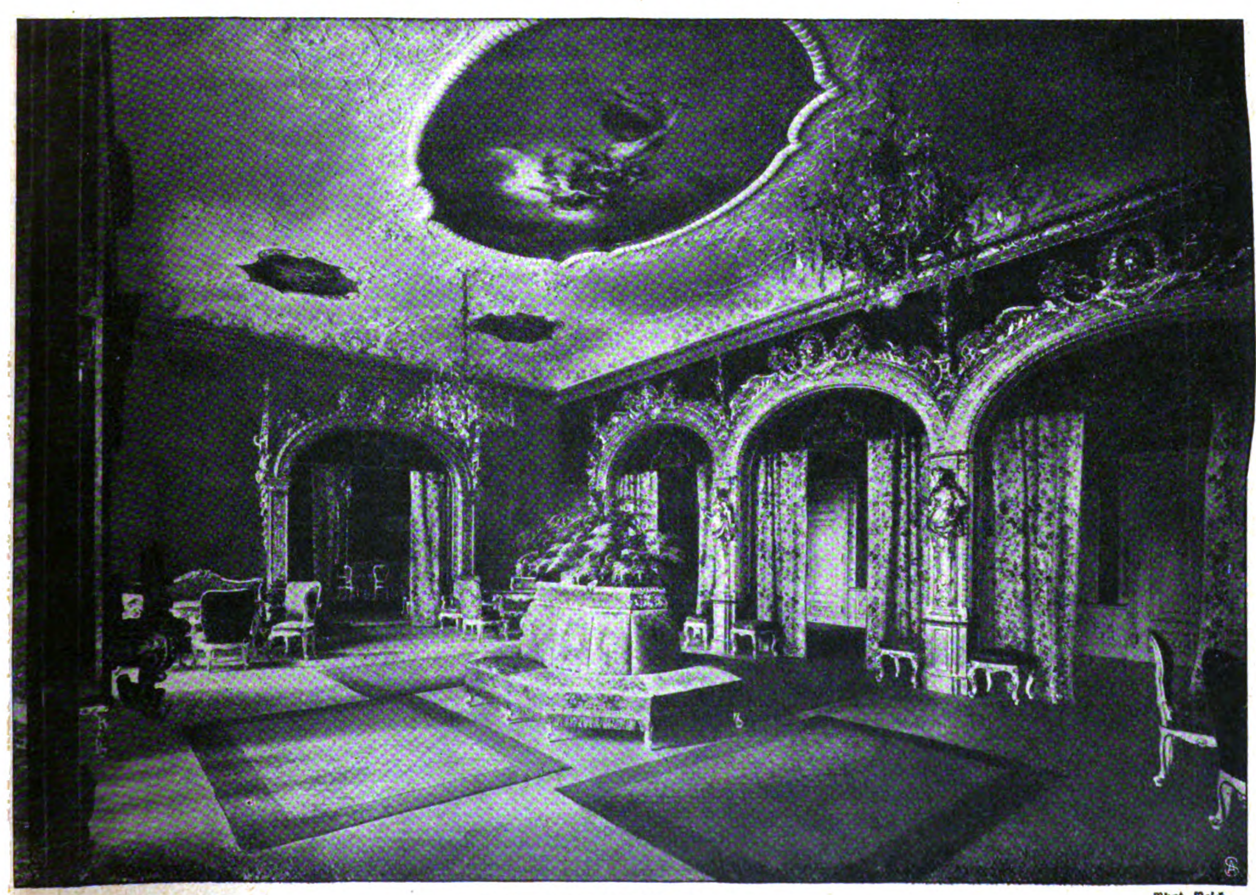
Kochbrunnen nach Niederlegung der alten „Rose". Phot. Gebr. Pfusch.





Phot. W. Schippers.

Mailcoach-Abfahrt vom Kurhaus.



Phot. Reich.

Konversationsaal im Kurhaus.

gleich eine große Stadt ist mit allen Annehmlichkeiten der Großstadt, jedoch ohne ihre Schattenseiten, ohne geräuschvolle Industrie, ohne schroffe soziale Gegensätze, ohne nervenfolterndes Straßengetriebe. Zwanglos gehen hier die Einrichtungen des eigentlichen Kurorts in städtisches Leben und Treiben über, und wer vom einsamen Wandeln in den herrlichen Anlagen einmal genug hat, braucht nur wenige Minuten,



Phot. Gebr. Pfusch.
Haupthalle im Kaiser-Friedrich-Bad.

Phot. Gebr. Pfusch.
Einzelinhalation im Kaiser-Friedrich-Bad.

um wieder zu jenen Genüssen und Anregungen zurückzufinden, die nur eine große Stadt zu bieten vermag. In dieser zwiefachen Rolle des großen internationalen Kurortes Deutschlands liegt unzweifelhaft ein hoher Reiz, und daher kommt es auch, daß Wiesbaden, das vornehme „Pensionopolis“, eine so stark werbende Kraft auf alle ausübt, die ihre Tage in beschaulicher Abgeschiedenheit verbringen wollen, ohne doch gänzlich auf das zu verzichten, womit ein kleinerer „Nur-Kurort“ beim besten Willen nicht dienen kann. Zu diesen Genüssen gehören in erster Linie die künstlerischen, und darunter nehmen die glänzenden Darbietungen des Königlichen Theaters sowie die berühmten Kurhauskonzerte natürlich den ersten Rang ein.

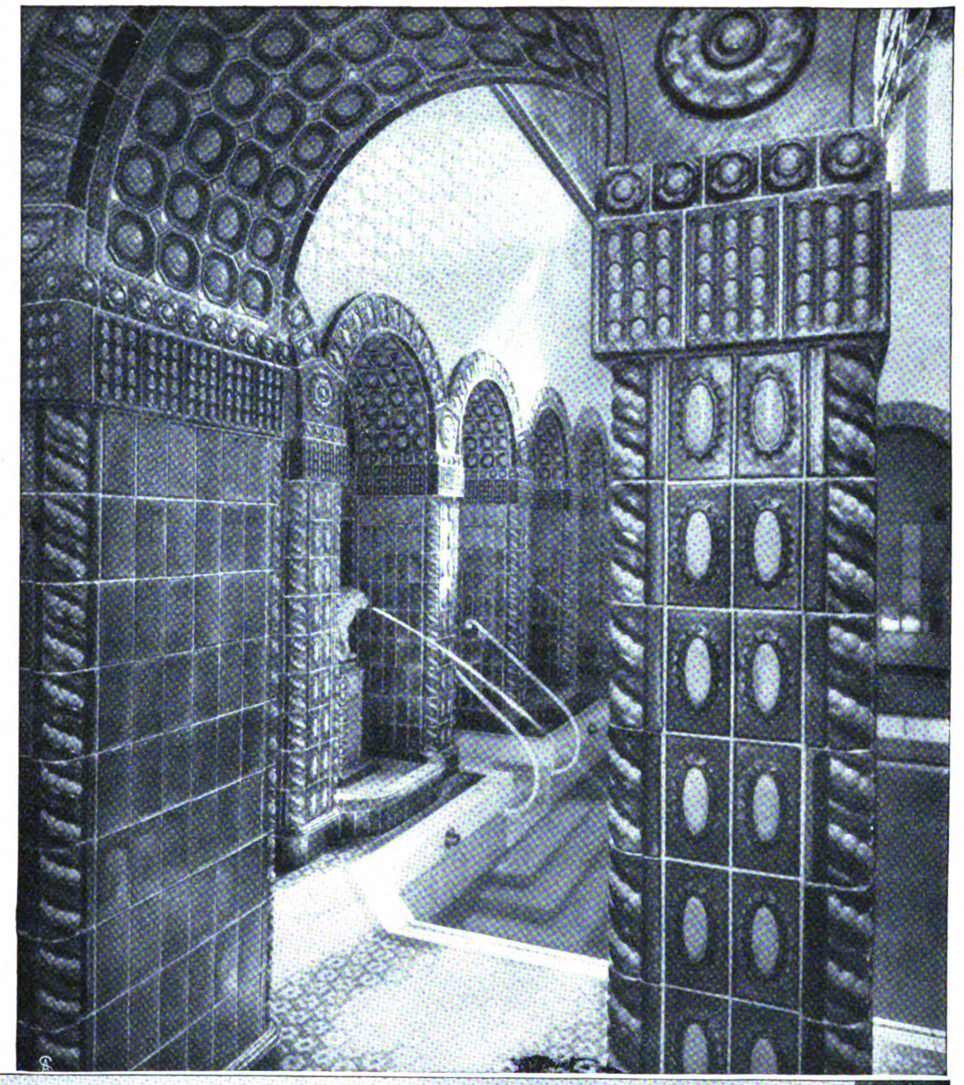
Mehr als 200 000 Besucher aus aller Herren Ländern sprechen Jahr für Jahr in den gastlichen Mauern Wiesbadens vor, und schon längst ist ein beträchtlicher Teil dieser gewaltigen Anzahl dahinter gekommen, daß man hier nicht nur in den warmen Jahreszeiten, sondern auch im Winter vortrefflich leben und sich erholen kann. Es wäre freilich fast banal, heute, zur Zeit des so beliebten und intensiv betriebenen Wintersports, noch das Lob einer „Winterfrische“ anstimmen zu wollen, aber auf einen viel

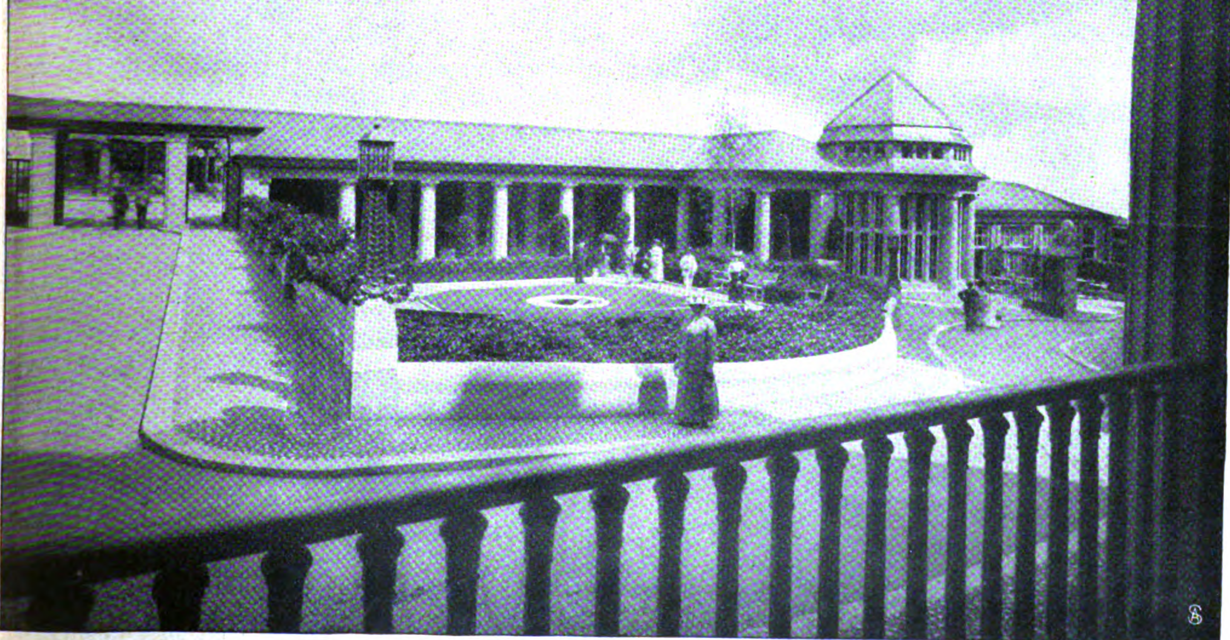


Phot. Gebr. Pfusch.
Frontansicht des Kaiser-Friedrich-Bades.



verbreiteten Irrtum muß hingewiesen werden, nämlich auf die unzutreffende Annahme, daß zu einer Winterkur durchaus ein Höhenkurort gehört. Das ist keineswegs der Fall, ja, bei vielen Arten von Krankheiten und nervösen Beschwerden ist eine hochgelegene Gebirgstation nicht am Platz. Wiesbaden hat dem Wintergast, wofern er sich nicht auf Gletscherpartien kapriziert, alles zu bieten, was seiner Gesundheit frommt, und was sein Herz begehrt; außer den Heilfaktoren der Bäder, über die er sich wohl am besten mit seinem Arzt unterhält, Ruhe, idyllische Vertiefung, gute Pflege und schmackhafte Kost und daneben für alle, die eines Wechsels in ihren Gewohnheiten und der Zerstreuung bedürfen, eine Fülle anregender Unterhaltungen und gesellschaftlicher Genüsse. Man darf der städtischen Verkehrsdeputation des Weltkurortes am Neroberg die Anerkennung nicht versagen, daß sie





Phot. Gebr. Pfusch.

Adler-Kochbrunnen mit Quellentempel. Oberes Bild: Detail aus dem Schwimmbad (Kaiser-Friedrich-Bad).

in großzügiger Weise bestrebt ist, auch ihren Wintergästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich und den Abschied schwer zu machen. Theater, Konzerte, Reunions, sportliche Veranstaltungen — es ist ein reichhaltiges Programm, mit jenem guten Geschmack zusammengestellt, der zu den Traditionen Wiesbadens gehört. Und zu diesen löblichen Traditionen gehört auch, daß in Wiesbaden jeder Besucher nach seiner Fasson selig werden kann, das heißt, daß der Angehörige der „großen Welt", für den ein glänzendes Gesellschaftsleben im kosmopolitischen Rahmen zum täglichen Brot gehört, hier ebenso auf seine Rechnung kommt wie der an eine einfachere Lebensführung gewohnte, nur Ruhe und Erholung suchende Gast.

Zu den von früher her bekannten Einrichtungen des Wiesbadener Kurbezirks gehört seit diesem Jahr auch das neue Kaiser-Friedrich-Bad, das auch für den Winterkurgast insofern von Bedeutung ist, als es geradezu ein Muster von Badehaus darstellt und einen unübertrefflich schönen und angenehmen Aufenthaltsort bildet. Die Aufnahmen, die diese Zeilen begleiten, geben einige Einzelheiten des prächtigen, von Hans Voelker und anderen hervorragenden Künstlern geschmückten Hauses wieder, in dem zu gleicher Zeit nicht weniger als 200 Personen die verschiedensten Arten von Bädern nehmen können.

Die Kochköchin.

Von Ola Alsen.

Die sozialen Umwälzungen unserer Zeit haben auf allen Gebieten neue Lebensformen geprägt, und die gewaltigen Erfindungen unserer Technik haben ein anderes Lebenstempo geschaffen, von dem auch unser Gesellschaftsleben nicht unberührt bleibt. Im Mittelpunkt jeder anregenden Geselligkeit steht die Tafel. Jeder Kenner wirklicher Lebensgenüsse kennt die belebende Kraft, die von einer guten Mahlzeit ausgeht. Erwiesenermaßen wurde oftmals das Schicksal ganzer Völker auf einem Bankett entschieden. Trockene, aber unanfechtbare Weisheit enthält das alte Sprichwort: „Die Liebe geht durch den Magen." Das zielt keineswegs nur auf die eheliche Liebe. Wer seine zarten Beziehungen genau prüft, wird zu der Erkenntnis gelangen, daß manche Affaire d'amour bei einem guten Diner ihren Anfang nahm. Interessant sind die Bedingungen, die der berühmte Gastronom Brillat-Savarin 1825 für ein Tafelvergnügen erfüllt sehen will: „Die Zahl der Gäste darf zwölf nicht überschreiten, damit die Unterhaltung stets eine allgemeine sein kann. Die Gäste müssen derart gewählt sein, daß zwar ihr Beruf verschieden, ihr Geschmack aber ähnlich ist, und daß Berührungspunkte genug zwischen ihnen vorhanden sind, um die häßliche Förmlichkeit des Vorstellens überflüssig zu machen. Das Speisezimmer muß glänzend erleuchtet, die Männer geistreich, doch nicht anspruchsvoll, die Frauen liebenswürdig, doch nicht allzu kokett sein. Die Speisen müssen auserlesen, nicht allzu zahlreich, die Weine vorzüglich, jeder in seiner Art besonders sein. Die Stufenfolge der Speisen muß von den kräftigeren zu den leichteren, die Stufenfolge der Weine von den leichteren zu den schwereren laufen. Das Tempo der Konsumtion muß ein gemäßigtes sein, da das Diner das letzte Geschäft des Tages ist."

Als der große Kenner dieses Edikt erließ, kannte man noch nicht das vom Traiteur „angemietete" Essen, das fraglos für viele Haushaltungen eine höchst schätzenswerte Einrichtung ist. Wer jedoch viele Gesellschaften besucht, der wird Erfahrung wie die alten Römer erlangen. Wie sie am Geschmack der Fische erkannten, in welchem Gewässer sie gefangen waren, so merkt er an der Speisenfolge, an den Zusammenstellungen und am Aufbau, überhaupt an der ganzen Art die Abstammung, die Marke des Hauses.

Noch gibt es keine öffentlichen Hochschulen für die Kochkunst, und kein Minister verhalf durch ihre Begründung seinem Namen zu unsterblichem Ruhm, wie es der große Gourmet des 18. Jahrhunderts erträumte. Dafür haben wir es aber zu der Kochköchin gebracht. Sie ist eine Errungenschaft allerneuesten Datums. Der Titel „Kochköchin" setzt zuerst in Erstaunen. Wozu dieses erklärende, anscheinend überflüssige Beiwort. Aber in den Sphären dieser von ihrer Kunst durchdrungenen Dame fand man, daß endlich eine reinliche Scheidung not tat. Was nennt sich heute nicht alles Köchin, worüber die perfekte die Achseln zuckt, und über die die Kochköchin mit leeren Blicken hinwegsieht.

Die Kochköchin hält auf Klasse. Ihr eine andere Arbeit als die Ausübung ihres differenzierten Könnens zumuten, wäre eine Beleidigung. Ihre Erhabenheit hebt sie über plebejische Arbeiten, wie Geschirr-Abwaschen und die -Küche-in-Ordnung-Halten, hinweg, sie putzt auch kein Gemüse und würde ihre Finger nicht mit ungeschälten Kartoffeln in Berührung bringen. Sie stellt die Menüs höchst kunstvoll zusammen unter Berücksichtigung einer anregenden Speiseordnung. Sie kennt den Tag, da die ersten Spargelspitzen die Tafel zieren müssen, sie weiß, wann der Fasan höchste Delikatesse, und die deliziöseste Zubereitung der Trüffel ist für sie ein nervenaufreibendes Studium. Die Variationen der süßen Speisen bereiten ihr schlaflose Nächte, und alle berühmten Erfinder auf diesem Spezialgebiet, gleichviel, ob es Staatsmänner, Künstler, Gelehrte oder Köche von historischer Bedeutung waren, sie sind für sie Meister, deren Größe sie zu erreichen oder zu übertreffen trachtet. Höchste Individualität ist das erstrebenswerteste Ziel. Die Kochköchin muß sich ausleben, wenn auch nur zum Ausschalten der Krebsschwänze beim Krebsragout.

Mit feinfühliger Erkenntnis gruppiert sie die Speisenfolge für ein Herrensouper. Die Farbenkombinationen entzücken, die die süßen Speisen verklären, die bestimmt sind, die meist hypertrophierten Nerven der Damen zu reizen. Nicht der Geschmack ihrer Produkte ist maßgebend, der Aufbau, die Kombination, die Tönung zeigt die Meisterin. Sie kommen wohl den Gerichten gleich, von denen man sagt, daß sie so anziehend seien, daß sie den Appetit stets von neuem rege machen und den Gaumen kitzeln, ohne den Magen zu belasten.

Einen Nachteil — vielleicht gibt es sogar Menschen, die auch diesen Fehler als Vorzug schätzen — hat jede Kochköchin. Sie verachtet das Geld in Grund und Boden, und eine Abrechnung mit ihr ist meist der dunkle Punkt an solchem Juwel. Folgende kleine amüsante Geschichte wird vielleicht die beneidenswerten Besitzer einer Kochköchin belehren und trösten.

Als der Prinz Soubise bei einer Morgenaudienz die Aufstellung der Bestandteile eines Diners durchsieht, fällt sein Blick auf die erste Nummer, die nichts Geringeres besagt als fünfzig Schinken.



„Fünfzig Schinken!“ ruft der Prinz aus. „Soll damit vielleicht mein ganzes Regiment bewirtet werden?“

„Durchaus nicht, gnädiger Herr. Es soll nur einer davon auf der Tafel erscheinen, aber ich brauchte die andern höchst notwendig zu meinen Beilagen.“

„Sie bestehlen mich“, fährt der Prinz entrüstet auf.

„Gnädiger Herr“, entgegnet der Künstler, der nur noch mit Mühe seinen Zorn bemeistern kann. „Sie kennen unsere Mittel nicht; geben Sie mir den Befehl, und ich bringe Ihnen die fünfzig Schinken, an denen Sie Anstoß nehmen, in einem Glasfläschchen unter, das nicht größer sein soll als mein Daumen.“

Bilder aus aller Welt.

Prof. Dr. L. Weinek,
Direktor der Prager Sternwarte, beging sein 30jähriges Jubiläum.

Prof. Dr. Ladislaus Weinek, Direktor der Prager Sternwarte, beging das dreißigjährige Doppeljubiläum als Dozent der Universität und Sternwartendirektor.

Kommerzienrat Heinrich Stollwerck, der Seniorchef und Mitbegründer der weltbekannten Schokoladenfabrik Gebr. Stollwerck in Köln, feierte seinen 70. Geburtstag.

Der Begründer und alleinige Inhaber der Phänomen-Fahrradwerke in Zittau, Gustav Hiller, ist im Alter von 50 Jahren gestorben. Der Verstorbene war ein äußerst strebsamer und mit Erfolg rastlos tätiger Kaufmann und Industrieller, dem die Fahr- und Motorradindustrie manche Verbesserungen und Fortschritte verdankt.

Der bekannte Berliner Industrielle und Mitinhaber der Stahl- und Eisengießerei Maschinenfabrik Hugo Hartung beging das Fest seines 70. Geburtstages.



Komm.-Rat H. Stollwerck,
Köln, wurde 70 Jahre.



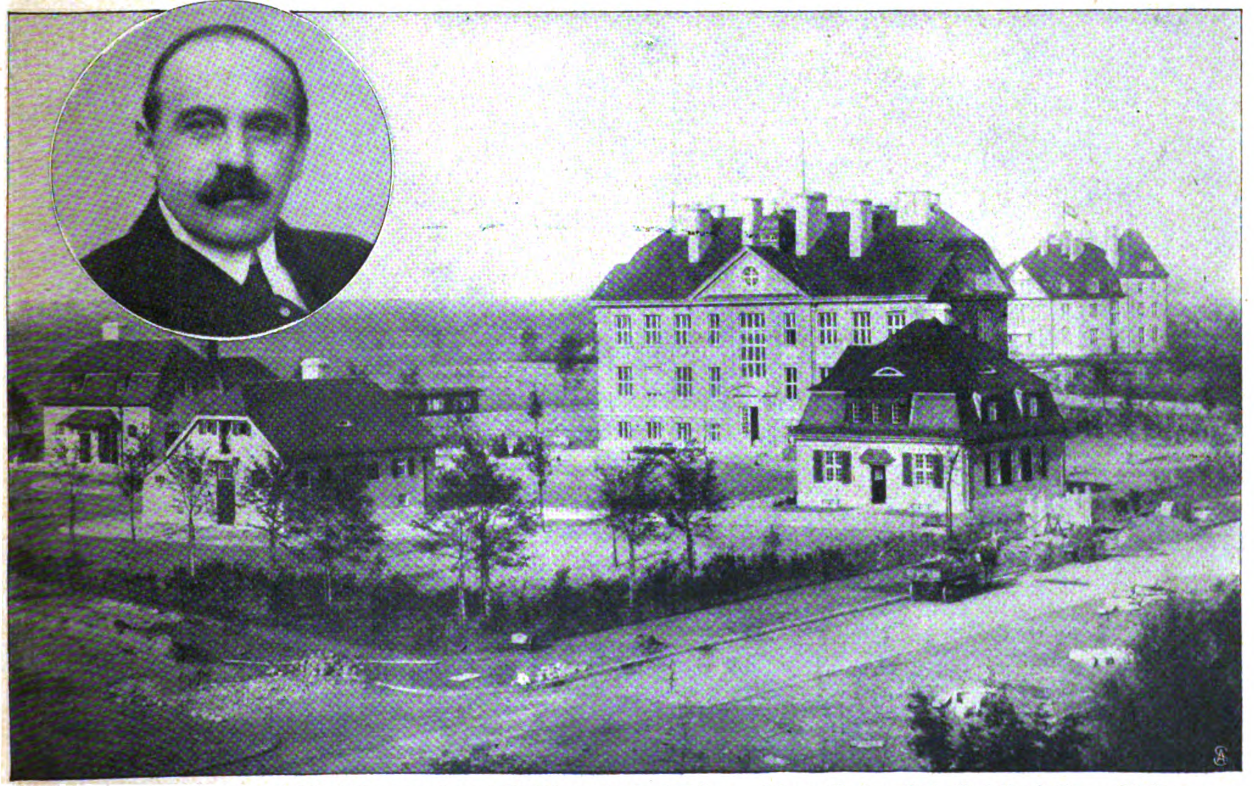
Gustav Hiller † Zittau,
Begründ. d. Phänomen-Fahrradwerke.



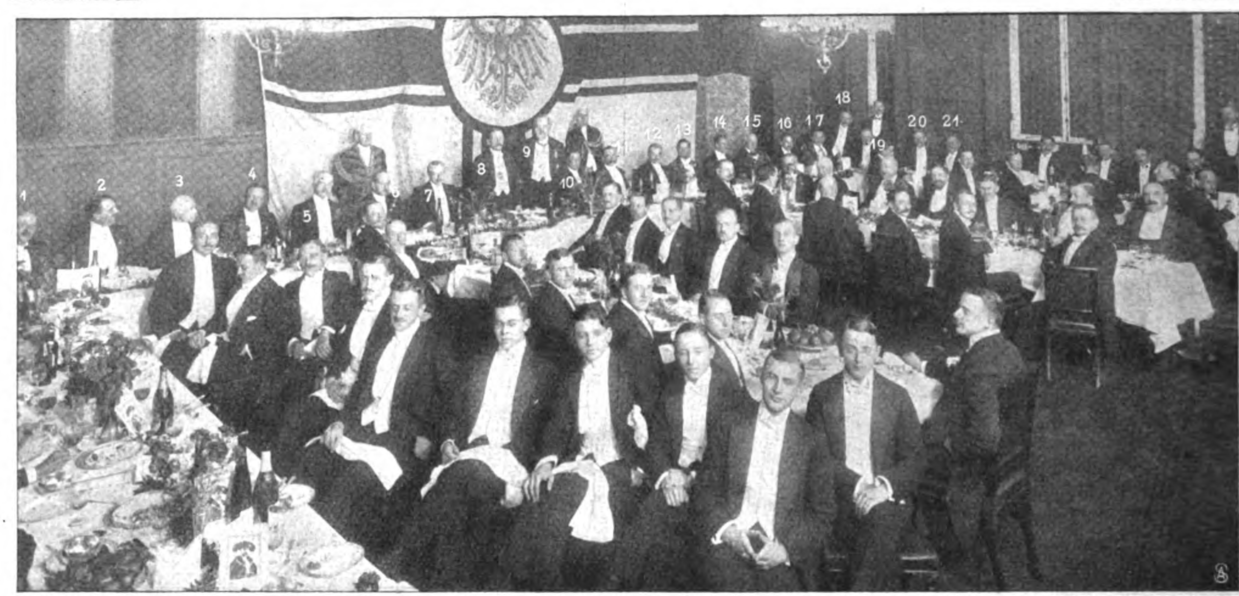
Hugo Hartung, Berlin,
bekannter Industrieller, wurde 70 Jahre.

Unter der Leitung des bekannten Bakteriologen und Pathologen Geh. Medizinalrats Prof. Dr. v. Wassermann steht das neuerbaute Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie in Dahlem.

Seit einigen Jahren ist es ständiges Herkommen, daß der Lord-Mayor von London als Tischgast unter den deutschen



Das neue Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie in Dahlem. Oben links: **Geh. Rat Prof. Dr. v. Wassermann.**



1. Konsul Schlagintweit. 2. Konsul von Ranke. 3. von Donat. 4. Major Renner, Militärattaché der deutschen Botschaft. 5. C. E. Melchers. 6. Sheriff Painter. 7. Legationsrat von Schubert. 8. The Rt. Hon. The Lord Mayor of London. 9. Baron Campbell von Laurentz. 10. Alderman, Sheriff Humphrey. 11. Hauptmann Dresler. 12. C. Vogel. 13. Korvettenkapitän von Müller, Marineattaché der deutschen Botschaft. 14. Kapitän Wood. 15. Oberstleutnant Ker-Fox. 16. Kapitän L. T. Burnett. 17. Strousberg. 18. Oberleutnant d. L. Dous. 19. William Harris. 20. Graf Butler. 21. Dr. Esser.

Der Lord-Mayor von London als Tischgast der deutschen Reserveoffiziere.

Reserveoffizieren erscheint. Auch das gegenwärtige Oberhaupt der City, Sir David Burnett, ist dem Brauch gefolgt und hat mit den beiden Sheriffs, Alderman Humphrey und Painter, dem deutschen Offizierklub einen Besuch abgestattet.

Der Königl. Kammersänger Rudolf Berger von der Kgl. Hofoper in Berlin hat sich kürzlich mit einer Amerikanerin vermählt.

Die Tochter des verstorbenen Wiener Schriftstellers C. Karlweiß, Frau Stroß-Karlweiß, hat eine Komödie „Der Herrenmensch“ geschrieben, die in München ihre Uraufführung erlebte.

Eine der liebreizendsten Erscheinungen des Deutschen Hochadels ist Fürstin Eleonore von Schönburg-Waldenburg.

Die Daimler-Motoren-Gesellschaft hat in Berlin Unter den Linden, von der Architektenfirma Alfred Klingenberg & Fritz Beyer einen „Mercedes-Palast“ errichten lassen. Die gleiche Firma führte den Erweiterungsbau des Rathauses in Frankfurt an der Oder aus, der sich in sehr geschickter Weise dem alten Teil anfügt.

Phot. Rudolf und Minya Dührkoop.

Kammersänger Rudolf Berger von der Berliner Hofoper mit seiner jungen Frau.



Phot. Grainer.

Frau Stroß-Karlweiß, München,

Verfasserin der Komödie „Der Herrenmensch“.





Phot. Ciolina.

Fürstin Eleonore von Schönburg-Waldenburg.



Der Mercedes-Palast der Daimler-Mot.-Ges. in Berlin.



Das neuerbaute Rathaus in Frankfurt a. d. O.

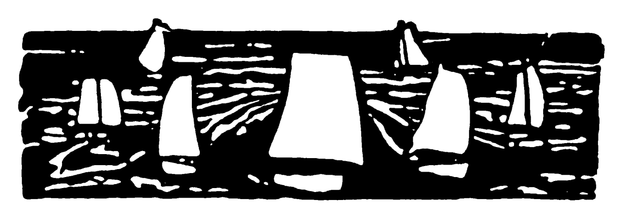
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 45. | Berlin, den 8. November 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1887
Die Sicherheit der Luftschiffe vor Explosionsgefahr. Von Prof. Raoul Pictet	1887
Scherls Jungdeutschlandbuch. Von Reinhold Cronheim. (Mit 2 Abbild.)	1889
Affenhaut und Teddy är. Plauderei von Ola Alsen	1890
Die Einzugsfeierlichkeiten in Braunschweig. (Mit 5 Abbildungen)	1891
Unsere Bilder	1893
Die Toten der Woche	1894
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1895
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1903
Kommt ein leises Klagen . . . Ged.cht von Joh. Wragge	1909
Kinderhorte, ihre Ziele und Bedeutung. Von Bürgermeister Konrad Maß	1909
Beim deutsc en Gesandten in Buenos Aires. Von Werner Witte. (Mit 3 Abbildungen)	1911
Vom alten und neuen Trauring. Von Willy Pauer. (Mit 16 Abbild.)	1913
Die späte Rose Skizze von Kurt von Winter	1916
Die Zukunft der Mongolei. Von Hermann Consten. (Mit 8 Abbildungen)	1919
Die ersten Moden für den Winter. (Mit 7 Abbildungen)	1924
Bilder aus aller Welt	1927



Die sieben Tage der Woche.

28. Oktober.

Aus Amerika wird gemeldet, daß die Aufständischen von San Salvador in Zacatecas einen Militärzug in die Luft gesprengt haben. 115 Soldaten wurden getötet.

In Dahlem wird das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie in Gegenwart des Kaisers feierlich eingeweiht.

Der mecklenburgische Landtag lehnt mit 239 gegen 129 Stimmen die Verfassungsvorlage der Regierung ab.

29. Oktober.

Der Kaiser und die Kaiserin begeben sich nach Rathenow, um das Herzogspaar Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg (Portr. S. 1898 u. 1899) zu beglückwünschen.

Infolge der Ablehnung der Verfassungsvorlage durch den Landtag geben die Minister in beiden Mecklenburg ihre Entlassung.

30. Oktober.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Josef trifft auf der Station Wildpark ein, stattet der Kaiserin im Neuen Palais einen Besuch ab und begibt sich dann mit dem Kaiser zur Hofjagd nach der Göhrde (Abb. S. 1896).

Die bayrische Kammer der Abgeordneten nimmt mit 122 gegen 27 Stimmen den Zusatz zur Verfassung an, daß die Regentschaft nach zehnjähriger Dauer aufgehoben werden kann.

Bei den Stichwahlen zum Landtag in Baden werden 19 Kandidaten des Großblocks und einer des Zentrums gewählt. Die Zweite Kammer setzt sich danach aus 38 Mitgliedern der Linken und 35 der Rechten zusammen.

Der Nobelpreis für Mediziner wird dem französischen Physiologen Professor Charles Richet zuerkannt.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß am 26. Oktober Huerta zum Präsidenten und der Kriegsminister Blanquet zum Vizepräsidenten gewählt worden ist.

31. Oktober.

Der Kaiser kehrt mit dem Erzherzog Franz Ferdinand aus der Göhrde nach der Station Wildpark zurück. Der Erzherzog tritt von dort die Heimreise nach Oesterreich an.

Der Regent Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg verläßt mit seiner Gemahlin unter herzlichen Kundgebungen der Bevölkerung Braunschweig (Abb. S. 1896).

1. November.

Herzog Ernst August tritt die Regierung von Braunschweig an. Er verkündet dies durch ein Patent, in dem er versichert, daß er stets die Verfassung achten und in unerschütterlicher Treue zum Reich und zu seinem erhabenen Oberhaupt die ihm als Bundesfürsten auferlegten Verpflichtungen erfüllen werde.

2. November.

Herzog Ernst August erläßt für das Herzogtum Braunschweig eine Amnestie, durch die alle Geldstrafen bis zu 150 Mark und alle Freiheitstrafen bis zu 6 Wochen, soweit sie noch nicht vollstreckt sind, aufgehoben werden.

3. November.

Herzog Ernst August und seine Gemahlin halten ihren feierlichen Einzug in Braunschweig (Abb. S. 1891—1893).

4. November.

Die bayrische Kammer der Reichsräte nimmt den Verfassungzusatz betreffend die Beendigung der Regentschaft mit allen abgegebenen Stimmen an.

Die Sicherheit der Luftschiffe vor Explosionsgefahr!

Von Professor Raoul Pictet.

Die furchtbare Katastrophe, die das deutsche Marineluftschiff „L II" betroffen hat, lenkt erneut die Aufmerksamkeit auf die Gefahr, der alle mit einem leicht brennbaren Gas gefüllten Fahrzeuge ausgesetzt sind. Schon mehrfach haben Unfälle den Technikern einen Fingerzeig gegeben, daß man diese Gefahr nicht unterschätzen darf. Die Brände und Abstürze der Luftschiffe von Wölfert in Berlin und von Severo in Paris hätten eigentlich dazu führen müssen, allen Erfindungsgeist daran zu setzen, Brände von Luftschiffen absolut zu verhindern. Bei jedem Benzinmotor, wie er heute für die Lenkballone benutzt wird, kann alle Augenblicke irgendeine Betriebsunregelmäßigkeit und Explosion eintreten. Zuweilen werden die Benzinbehälter undicht, und dann können die entweichenden Dämpfe sich leicht entzünden. Alle Flammen schlagen senkrecht nach oben gegen die Ballonhülle; die unmittelbare und unvermeidliche Folge ist dann stets die Zerstörung des Luftschiffes und der Tod aller Insassen der Gondeln.

Man hat vielfach versucht, den Gefahren entgegenzuarbeiten. Einmal hat man die Gondeln weit ab von der Gashülle gelegt, um zu verhindern, daß am Motor entstehende Funken bis an das Gas gelangen; ein anderes Mal hat man den Motor mit einem Drahtnetz umgeben, weil durch ein solches Drahtnetz, wie bei den Davisschen Sicherheitslampen, die Flammen nicht hindurchschlagen und selbst Knallgas nicht zu entzünden vermögen. Doch die Notwendigkeit, schnellstens an alle Teile des Motors herankommen zu können, hat die Techniker veranlaßt, dieses Drahtnetz wieder zu verlassen. Weiter war man bedacht, stets für starken Luftzug in den Gondeln zu sorgen, damit das in sie etwa eintretende, leicht brennbare Gasgemisch schnell fort-

gespült wird. Es läßt sich nämlich nicht vermeiden, daß aus den gebräuchlichen Gashüllen Wasserstoffgas entweicht, und daß sich bald durch seine Mischung mit atmosphärischer Luft das so außerordentlich leicht explosible Knallgas bildet. Wenn ein Luftschiff aufsteigt, dann muß das sich unter dem allmählich abnehmenden Luftdruck ausdehnende Gas aus der Hülle herausweichen, wenn es nicht Raum zur Ausdehnung innerhalb der Hülle besitzt. Auch durch Diffusion entweicht ständig ein Teil des Gases durch die Hülle hindurch.

Alle bisherigen Maßregeln fassen aber das Übel nicht an der Wurzel an. Das beste ist es sicher, wenn man dafür sorgt, daß überhaupt kein Wasserstoffgas nach außen entweicht und dort zur Knallgasbildung Veranlassung geben kann. Zum erstenmal sind an dem geplanten Luftschiff von Boerner Einrichtungen getroffen, die tatsächlich das Luftfahren absolut gefahrlos machen. In diesem Luftschiff umschließen die äußersten Hüllen zunächst nur nicht brennbare Gase. Bei dieser Bauart sind nämlich auf einer Brücke eine Reihe von Einzelballonen befestigt, die von einer zweiten und einer dritten Reihe von Ballonen umgeben sind, so daß ein Dreikammersystem vorhanden ist, das etwas vollkommen Neues darstellt. Die eine, innerste Reihe, wird vollkommen mit reinem Wasserstoffgas gefüllt; die zweite Reihe Ballone, die im Innern noch einmal unterteilt sind, enthalten in dem einen Teil ebenfalls zur Hälfte Wasserstoffgas und in dem andern Abteil reinen Stickstoff, ebenfalls unter normalen Druck gesetzt wie die erste Reihe. Die äußerste Reihe endlich enthält atmosphärische Luft. Weder atmosphärische Luft noch Stickstoff sind brennbar oder explosibel. Daher kann die Berührung der äußeren Hüllen durch eine Flamme weder zu einem Unfall noch zu einer Explosion Veranlassung geben. Wenn man noch ganz sicher gehen will, so wird man den unteren Teil der äußeren Hülle noch mit einem feuerfesten Stoff imprägnieren, so daß auch die Verbrennung dieser Hülle sehr schwer und unwahrscheinlich ist.

Wie verhält sich nun dieses Fahrzeug beim Aufstieg? Nehmen wir an, das Luftschiff sei so abgewogen, daß es sich einen Meter über dem Erdboden schwebend erhält, wenn es vollständig sich selbst überlassen ist. Jetzt werde es durch irgendeine äußere Kraft parallel mit sich selbst bis auf eine Höhe von 100 Meter gehoben. Der atmosphärische Druck hat sich dabei um etwa neun Millimeter vermindert. Infolgedessen drückt während dieses Aufstiegs das Wasserstoffgas in den inneren Ballonen, die wir A nennen wollen, und dem inneren Teil der zweiten Reihe Ballone, die wir B nennen, automatisch gegen die Unterteilungswand in den Ballonen der Reihe B, da die Ballone A mit der Wasserstoffkammer der Reihe B durch Rohrleitungen verbunden sind. Der dadurch komprimierte Stickstoff der Ballone B drängt infolgedessen automatisch gegen die Oberfläche der Ballone der Reihe C, da der Hülle der erforderliche Spielraum gegeben ist. Die Ballone C drücken endlich auf die atmosphärische Luft, die sie umgibt, und dadurch gleichzeitig auf die Sicherheitsventile, die sich öffnen und Luft entweichen lassen. Während also das Luftschiff sich bis zur Höhe von 100 Meter erhebt, wird der innere Normaldruck aller Gasmassen streng konstant bleiben; dagegen wird gleichzeitig eine bestimmte Gasmenge, die einzig und allein aus atmosphärischer Luft besteht, durch die Sicherheitsventile aus der äußersten Kammer, der Reihe C, entweichen. Das Volumen dieser entweichenden Luft entspricht ganz genau dem Volumen, das aus der äußern Umhüllung des Ballons entleert werden muß, um die neun Millimeter Druckunterschied, die dem Höhenunterschied von 100 Meter beim Ballon entsprechen, auszugleichen. Man hat also während dieses Aufstiegs nicht ein Liter Stickstoff und nicht ein Liter Wasserstoffgas verloren.

Wenn nun das Luftschiff wieder zur Erde gebracht wird, so muß man natürlich wieder für pralle Füllung aller Einzelballone sorgen. Dies geschieht dadurch, daß man mittels eines durch einen kleinen Motor angetriebenen Ventilators atmosphärische Luft in die äußeren Reihen der Ballone einpumpt, wodurch diese den Stickstoff wieder in die zweite Reihe hineinpressen. Das in der einen, inneren Abteilung der zweiten Reihe der Ballone B befindliche Wasserstoffgas wird zum Teil durch die Zuleitungen in die inneren Ballone A zurückgedrückt. Auf diese Weise ist kein Wasserstoffgas verloren gegangen, abgesehen von den kleinen Mengen, die durch Diffusion in die Stickstoffballone und von da aus vielleicht in die atmosphärische Luft gegangen sind. Einem solchen Luftschiff kann selbst ein Blitzschlag nichts schaden, da ein Funke ja da, wo er die Hülle zuerst öffnet, nur atmosphärische Luft oder Stickstoff trifft, deren Mischung mit Luft nicht brennbar ist. So bildet eine derartige Anordnung einen förmlichen chemischen Panzer gegen jede Flamme und gegen jeden Funken, die die Sicherheit des Luftschiffs gefährden könnten. Um dieses zu erreichen, war lediglich das Verbrennen einer kleineren Menge von Benzin erforderlich, die den Motor antrieb.

Die Größe der beiden Kammern der mittleren Ballone sowie der Inhalt der äußeren Ballone richtet sich nach der Höhe, die das Luftschiff erreichen soll. Die Wasserstoffkammern der mittleren Reihe müssen so weit dehnbar sein, daß sie alles Gas aufnehmen können, das durch Ausdehnung beim Aufsteigen bis in die größte beabsichtigte Höhe aus den inneren Ballonen entweicht. Die Wände der Stickstoffkammern verschieben sich so weit nach außen, daß schließlich fast alle atmosphärische Luft aus den äußeren Ballonen entwichen ist. Also nur atmosphärische Luft ist es, die entweicht und wieder eingepumpt wird, ähnlich wie es bei den Zweikammerluftschiffen, den Prallballonen, ist, bei denen ein Luftsack für konstanten Druck und Prallheit des Gaskörpers sorgt.

Bei den jetzt gebräuchlichen Luftschiffen, die in chemischem Sinn nur ein Zweikammersystem haben, bildet sich um die Außenhaut stets Knallgas. Die Prallballone haben im Innern Luftsäcke, die hauptsächlich dazu dienen, die Hülle prall zu erhalten. Diese Luftsäcke, Ballonette genannt, werden durch Diffussion bald eine Knallgasmischung enthalten. Wenn diese Luftschiffe mit voller Wasserstoffgasfüllung, also leeren Luftsäcken, aufsteigen, muß das Gas durch die Ventile entweichen, ebenso wie bei den Starrluftschiffen, deren Einzelballone prall gefüllt sind. Die starren Ballone haben zwar noch einen isolierenden Raum zwischen Gaskammern und äußerer Luft, aber dieser Raum wird leicht durch das Ausströmen des Wasserstoffgases mit explosiblem Gasgemisch gefüllt. Von einer wirklichen Sicherheit kann man also nur reden, wenn die Reihenfolge der durch Hüllen eingeschlossenen Gase: atmosphärische Luft, Stickstoff und Wasserstoffgas ist. Nach einem neuen Verfahren sind wir in der Lage, 12 Kubikmeter Stickstoff zu 3 Pfennig herzustellen.



Scherls Jungdeutschland-Buch*).

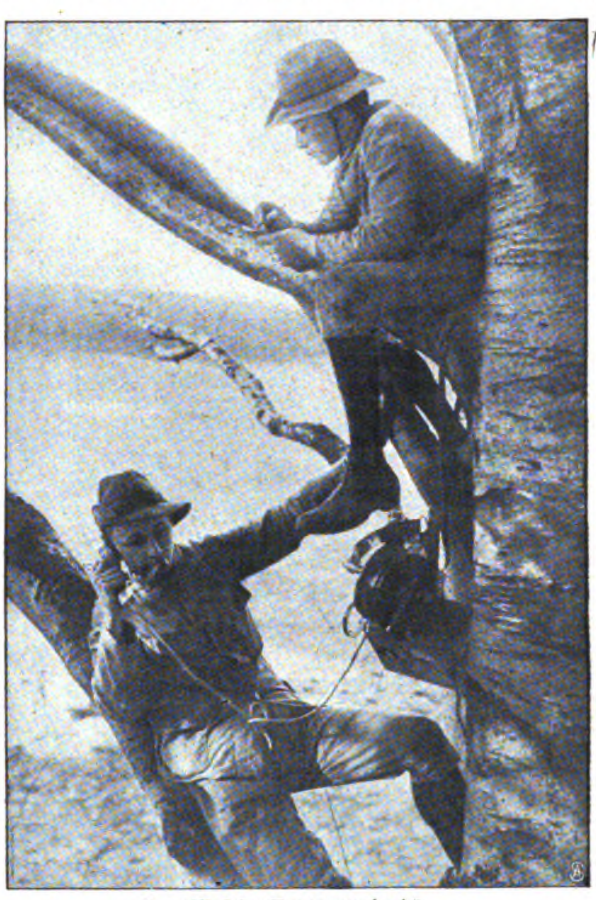
Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 2 Abbildungen.

Die heranwachsende vaterländische Jugend des deutschen Volkes hat jetzt auch ihr Buch, und es muß als ein glänzendes Zeichen für den Fortschritt und die Entwicklung der großen Ideen, die von den Männern, denen das Wohl und Wehe unserer Jugend am Herzen liegt, mit Eifer und tiefer Erkenntnis der jungen Seelen und Gemüter verbreitet werden, angesehen werden, daß sich ein starkes Bedürfnis geltend gemacht hat, diesen Ideen eine greifbare Gestalt in Form eines guten Buches zu geben.

Gerade in unserer heutigen Zeit ist es gewiß nicht leicht, dem Knaben und heranreifenden Jüngling gesunde, einfache und doch anregende Lektüre zu bieten, die nicht nur die Phantasie anregen und bloßen Unterhaltungzwecken dienen soll. Der junge Leser soll auch zugleich die Ideen in sich aufnehmen und so verarbeiten, daß sie ihm in Fleisch und Blut übergehen, die das Endziel der großen und wackeren Männer sind, die sich die vaterländische Erziehung unserer Jugend zur Aufgabe gemacht haben. Kein Geringerer als der Generalfeldmarschall Dr. Freiherr v. d. Goltz hat dem Buch das Geleitwort mit auf seinen Weg gegeben; in seinen kristallklaren, einfachen und doch zu Herzen gehenden Worten mahnt er den deutschen Knaben und Jüngling, vor allem ein Mann in des Wortes bester Bedeutung zu werden und das Vaterland über alles zu stellen.

— und eins der Flugzeuge, dessen Führer getroffen ist, stürzt kopfüber in die Tiefe ...

In diesem Geist ist denn auch das ganze Buch gehalten. Von der ersten bis zur letzten Seite. Major Maximilian Bayer, der Zweite Vorsitzende des deutschen Pfadfinderbundes, der das Werk herausgab, hat in glücklichster Weise Männer gefunden, die, selbst von glühender Vaterlandsliebe durchdrungen, auch eine entsprechende Wirkung auf ihre jungen Leser ausüben mußten.



„Uns ist kein Baum zu hoch“ . . .

Nicht auf die jungen allein — und darin liegt nach unserer Auffassung ein Hauptzeugnis für den Wert des Buches — auch kein alter wird das Werk ohne Interesse aus der Hand legen, denn er fühlt sich in die sonnigen Tage der Kindheit zurückversetzt, und in der Erinnerung wird er selbst wieder jung und freut sich der wiedererstandenen Jugendjahre.

Glänzende Erzähler führen den wißbegierigen Knaben und Jüngling in alle Teile der Welt, sie berichten ihm von Taten und Abenteuern, die sie selbst ausführten und erlebten. Und welcher Junge schwärmte wohl nicht für ferne Gegenden mit ihren Wundern und Gefahren, namentlich wenn sie von Leuten vorgetragen werden, an deren Namen selbst ein Nimbus haftet. Denn es sind keineswegs Schreibtischausgeburten der Phantasie; das haben Männer wie Frithjof Nansen und Carl Peters, und wie alle die anderen heißen, nicht nötig. Sie können

*) Herausgegeben von Major Maximilian Bayer. Mit einem Vorwort des Generalfeldmarschalls Dr. Frhr. v. d. Goltz. — Preis 4 M. Zu beziehen durch den Buchhandel und den Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW, Zimmerstr. 37—41.

dem deutschen Jungen Geschichten erzählen, die ihn nicht nur unterhalten, sondern die ihn auch einführen in den eisernen Sinn dieser Männer, die todesmutig und kühl Gefahren bestanden und überwanden, denen sich überhaupt nur wirkliche Männer aussetzen.

Die Jugend erlebt hier neue und bisher ungekannte Eindrücke. Wenn wir heute in lichten Höhen einen kühnen Flieger mit ratternden Propellern und Motor dahineilen sehen, so überkommt uns wohl alle die Sehnsucht, auch von dort oben wie ein stolzer Aar hinabschauen zu dürfen in das kribbelnde Getriebe einer winzigen Menschheit. Helmuth Hirth nimmt den Knaben, den Jüngling und auch den Mann gewissermaßen mit auf seinem Flugzeug, wir schweben mit ihm durch Wolken, wir werden vom Sturm geschaukelt und vom Regen gepeitscht; aber auch aus sonniger Helle dürfen wir die gesegneten Gefilde deutscher Landschaften sehen. Fritz Bley macht die Jugend bekannt mit dem Streben und dem Arbeiten des großen Deutschen, dessen Name heute auf aller Lippen ist, „Graf Zeppelin — ein deutsches Heldenleben" nennt er seine von Liebe und Bewunderung getragene Arbeit, und aus dem großen Krieg und den gewaltigen Kämpfen der letzten Jahrzehnte erzählen uns Männer der Tat und der Feder, die „mit dabei" waren und daher wirklich berichten können. General der Kavallerie von Podbielski, unser volkstümlichster Minister, trägt seine erste Attacke vor, die er im dänischen Krieg mit den Perleberger Ulanen ritt, lustig, mit fröhlichem Augenzwinkern, wie es sich für einen alten Reiter eignet und gebührt, Paul R. Krause schildert seine Eindrücke und Erlebnisse bei dem blutigen Sturm auf Loigny im Dezember 1870 bei hartem Frost und nagendem Hunger, Otto von Gottberg in seiner Farbenfreudigkeit und mit seinem lodernden Temperament ein Gefecht zwischen Russen und Japanern; wir hören von der Feuertaufe der „Iltis" von Joseph Herrings, und dann kommt auch der Humor zur Geltung. Major Maximilian Bayer erzählt eine lustige Episode aus dem schweren südwestafrikanischen Krieg, und Paul v. Szczepanski brilliert mit einem Kadettenerlebnis, in dessen Wiedergabe er Meister ist.

Leider kann hier nicht jeder einzelnen Darbietung Erwähnung geschehen. Es sei nur gesagt, daß eine unermeßliche Fülle von Material aus allen Gebieten des menschlichen Wissens verarbeitet ist, und daß es auch nicht an Rätseln und allerlei Kniffllichkeiten fehlt. Aber eines darf nicht vergessen werden: das ist der wundervolle Bilderschmuck des Buches. Wenn wir nur die Namen Prof. Max Liebermann, Prof. Arthur Kampf, Prof. Hans Bohrdt, Prof. Ludwig Dettmann, Prof. Willy Stoewer, Wilhelm Kuhnert und Werner Schuch herausgreifen, so glauben wir dadurch schon ein Bild davon gegeben zu haben, was das Buch in illustrativer Hinsicht wirklich bietet. Eine hervorragende typographische und sonstige Ausstattung vervollständigt das Ganze.

So ist denn dieses Buch — innerlich und äußerlich — in jeder Beziehung dazu angetan, den großen, wirklich gemeinnützigen Zielen und Ideen des jungen Deutschland von hervorragendem Nutzen zu sein. Es atmet die Luft frischen, jugendlichen Geistes, ist mit packender Anschaulichkeit geschrieben und muß also dem wahrhaft vaterländischen Empfinden reiche Früchte tragen.

****

Affenhaut und Teddybär.

Plauderei von Ola Alsen.

Man hat sich schon seit vielen Jahren in Dingen der Mode daran gewöhnen müssen, daß die simpelsten Stoffe und Gegenstände durch französische Namen eine Art Weihe empfingen. Es gibt kaum ein deutsches Fabrikat, dessen Bezeichnung seine Herkunft verraten würde. Unter irgendeinem unzutreffenden Namen wird der Gegenstand lanciert und interessant gemacht.

Die höchst originelle Folge dieser ausländischen Titulatur ist oft genug — durch die mangelhafte Kenntnis der fremden Sprache hervorgerufen — eine falsche Aussprache und Entstellung der Wortbedeutung.

Betreten wir ein Geschäft, das sich mit Modeartikeln befaßt, schwirren uns unzählige Fremdwörter entgegen, die häufig — selbst ausgereiften Modedamen — bis an ihr Lebensende böhmische Dörfer bleiben. Das braucht kein Bildungsmangel zu sein, denn wenn man mit denen, die tagaus, tagein mit dieser Materie beschäftigt sind, ein Examen begänne, würde keiner das Reifezeugnis bekommen! Sie werfen mit pompös klingenden Namen verschwenderisch um sich und finden merkwürdigerweise immer noch ein Publikum, dem sie damit imponieren.

Den Gipfel der Sensationslust hat man jedoch in diesem Winter erreicht und die neuesten Stoffe teils mit Namen belegt, die gar nicht charakteristisch, dafür um so geschmackloser sind. Ein wirklich hübsches samtartiges Gewebe muß sich die wenig schmeichelhafte Benennung „Affenhaut" gefallen lassen, während ein ganz ähnliches Fabrikat mit der höchst poetischen Bezeichnung „peau de pêche" (Pfirsichhaut) aus der Taufe gehoben wurde. Diese Affen- alias Pfirsichhaut in Spinatgrün, Absinthfarben, englischem Senfton, Ulanenblau, Fasanenbraun, Lindengrau (wobei man nicht weiß, ob die Blätter, Blüten oder Stämme der Linde gemeint sind) hat in Duvetine einen Rivalen bekommen. Auf jeden Fall richten die Namen in vielen Köpfen große Verwirrungen an und führen nicht selten zu erregten Disputen zwischen Kundin und Verkäuferin.

In einer Dame, die mit Hingabe die Annoncen studiert, erwachte naturgemäß der Wunsch, sich in ein Gewand von Pfirsichhaut zu hüllen. Auf ihr Verlangen, die neusten Modenstoffe zu sehen, legt ihr die Verkäuferin weiche, schmiegsame Gewebe vor und fügt erläuternd hinzu: „Das ist Velour de laine."

„Ich wünsche Pfirsichhaut, nicht Velour de laine." Die Verkäuferin zeigt gelassen und mit Langmut ein Stück nach dem andern, eins ein wenig seidiger, das andere ein wenig dichter gewebt, das dritte vielleicht um ein geringes kürzer geschoren.

Der Kundin reißt die Geduld. „Bitte, Pfirsichhaut und nicht Velour de laine."

Darauf lächelt die Verkäuferin ein mitleidig verstehendes Lächeln und verkündet: „Der eine nennt es Affenhaut, der andere Pfirsichhaut, der dritte Duvetine, der vierte Velour de laine. Bitte, ganz nach Belieben. Wie es wirklich heißt, weiß auch hier niemand."

Ähnlich geht es mit der Farbe „Tango". Wenn jemand eine Farbe, die ebensogut rot wie braun sein



kann, nicht näher zu bezeichnen wünscht, nennt er sie „Tango". Jedes Geschäft versteht unter diesem Namen eine andere Nuance. Der, der das Patent auf diese höchst aktuelle Bezeichnung zu nehmen berechtigt wäre, dachte dabei wahrscheinlich an den bräunlichen Teint der Argentinierin. Nun erstreckt „Tango" sich über eine ganze Farbenskala, begonnen bei „Tête de nègre" bis zu Orangengelb, von Havannabraun bis zu Wiener Melange, worunter man die Nuance eines trostlosen Milchkaffees versteht.

Andere wieder nennen auch unbeirrt und ganz persönlich rostrote Töne Tango. Wenn man auf den Ursprung dieses feudalen Salontanzes zurückgreift, geht es einem vielleicht wie mit manchem Stammbaum, dessen Anfänge man besser in Dunkel gehüllt läßt.

Da Tango die Mode beherrscht, kann es keineswegs wundernehmen, daß man eine Tangofarbe kennt, daß es Tangokleider und Tangohüte gibt. Wahrscheinlich auch Tangoschuhe, Tangostrümpfe und -krawatten. Sollten sie noch nicht existieren, wird ihr Erscheinen jedenfalls keine Sensation mehr sein.

Neben Peau de singe und Peau de pêche existiert, zwar weniger bedeutsam, Peau de suède, ein glattes Gewebe, das, wie sein Name andeuten will, lederartiger Natur ist. Man liebt augenblicklich alles Grobhaarige mehr. Deshalb stehen auch Teddybärmäntel in hoher Gunst. Teddybärmäntel mit Fliegerärmeln und Tangohüte mit Propellern. Seltsame Kombinationen, die uns die merkwürdigsten Bilder erstehen lassen.

Die Männer, die noch immer vom Sinngemäßen der Frauenkleidung sprechen und doch ihr Bric-à-brac nicht entbehren möchten, lesen voll Staunen von diesem Tohuwabohu der Begriffe. Die Anfänge von „Teddybär" und „Affenhaut" nahmen in den Pariser Boudoirs ihren tiefsinnigen Ursprung.

Trotz der vielgepriesenen intellektuellen Evolution der Frau gab es im letzten Winter in Paris eine große Anzahl Frauen, die sich das geistige Armutzeugnis ausstellten, daß sie zum Zeitvertreib Teddybären und Affen, tote oder lebendige, brauchten, und setzten diese anregenden interessanten Dokumente auf die Sessel ihrer Salons, auf die Speisetische und räumten ihnen auf Grund ihrer Verschwiegenheit den Zutritt zu ihrem Verschönerungskabinett ein. Man versuchte, das törichte Spiel als Mascotte zu verschleiern, da als Mascotte bei der Pariserin alles willkommen ist.

In Paris wurde der „Teddybär" schick. Das verschaffte ihm auch bei uns Anhängerinnen. Und nun hat er gar eine Mode gemacht.

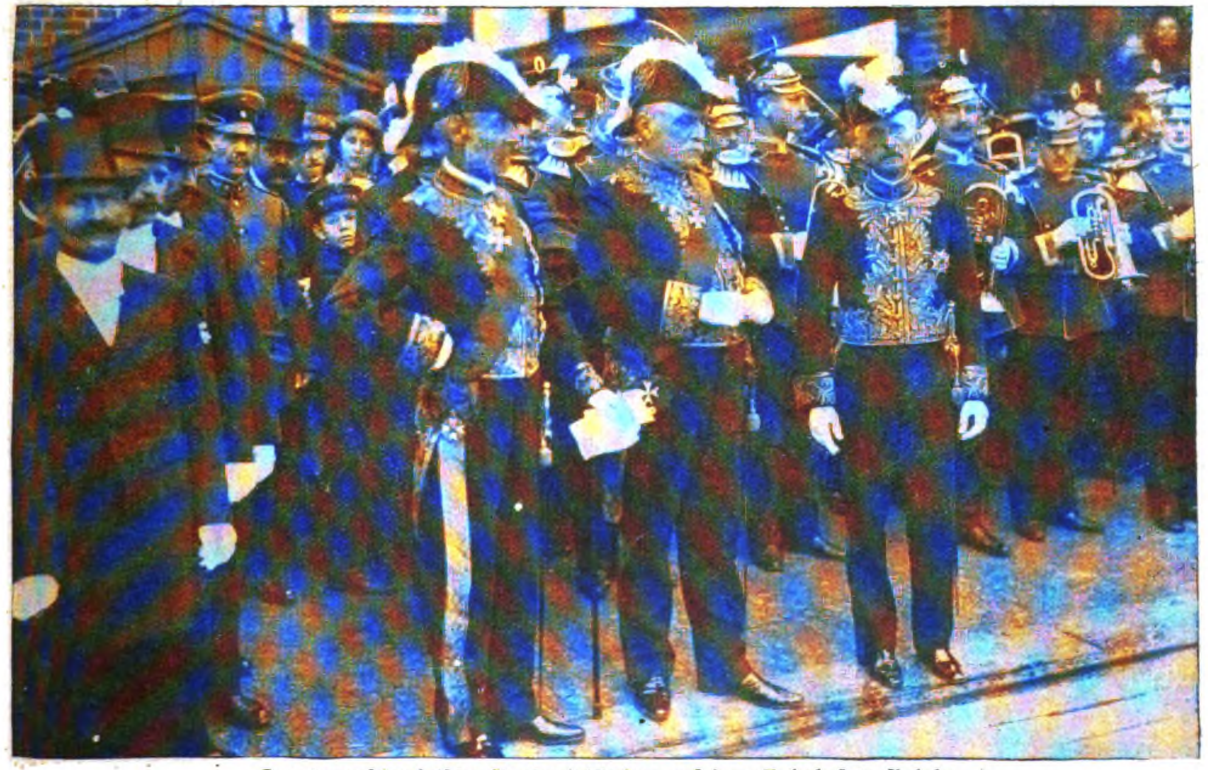
Teddybär und Affenhaut werden in den Annalen der Modengeschichte eine ebenso bedeutsame Rolle spielen wie einstmals in der galanten Zeit die Flohfarbe in ihren subtilsten Abstufungen.

„Lassen Sie sich sagen," sagte damals ein Hofmann zu einem Fremden, der Zutritt zum königlichen Haus wünschte, „ziehen Sie einen Flohrock und eine Flohweste an, und treten Sie mit Selbstbewußtsein ein, das ist alles, was jetzt notwendig ist, um hier sein Glück zu machen."

Die Einzugsfeierlichkeiten in Braunschweig.

Mit Spezialaufnahmen.

In Braunschweig, in Stadt und Land, herrscht Festesfreude; denn nach einem fast dreißigjährigen Interregnum hat wieder der rechtmäßige Herrscher des Landes den Thron bestiegen. Als am 18. Oktober 18°4 Herzog Wilhelm kinderlos starb, war der erste Anwärter auf den verwaisten Thron Herzog Ernst August von Cumberland. Da dieser aber als Sohn des



Das braunschweigische Staatsministerium auf dem Bahnhof in Velpke.



Begrüßung des Herzogspaares durch die Schulkinder in Braunschweig.

früheren Königs Georg auch Ansprüche auf Hannover erhob, wurde seine Regierung als nicht vereinbar mit den Bündnisverträgen und der Reichsverfassung erklärt. Da ferner der nächste Thronanwärter, der Herzog von Cambridge, es ablehnte, seine Ansprüche bei den allein kompetenten Stellen des Reichs in Geltung zu bringen, wurde gemäß einem bereits 1879 erlassenen Gesetz Prinz Albrecht von Preußen und nach dessen Tode Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg zum Regenten gewählt. Dabei galt es als Axiom, daß ein Sproß des Welfenhauses zur Regierung in Braunschweig nur zugelassen werden könne, wenn der Herzog von Cumberland für sich und seine Nachkommen auf Hannover Verzicht leistete. Lange schien es, als ob eine Einigung zwischen Welfen und Hohenzollern für immer ausgeschlossen sei, als vor anderthalb Jahren eine Wendung eintrat. Aus Unglück erwuchs Glück. Herzog Ernst Augusts ältester Sohn, Prinz Georg Wilhelm, verlor auf einer Automobilfahrt in Deutschland das Leben, und bei dieser Gelegenheit bewies der Kaiser eine so herzliche

Der Friedrich-Wilhelm-Platz in Braunschweig im Festschmuck.

Anteilnahme, entfaltete eine so große Liebenswürdigkeit, daß zunächst rein menschliche Regungen eine, wenn auch vorerst nur lose gefügte, Brücke zwischen Berlin und Gmunden schlugen. Prinz Ernst August, Offizier in der bayrischen Armee, lernte die Prinzessin Viktoria Luise von Preußen kennen und lieben, und schließlich vermählte sich der einzige Sohn des Herzogs Ernst August mit der einzigen Tochter Kaiser Wilhelms. Der Bräutigam aber trat in das preußische Heer über, er schwor dem Kaiser den Treueid, versicherte, daß er nie etwas gegen den Bestand des Königreichs Preußen unternehmen und die Reichsverfassung (in der die Zugehörigkeit Hannovers zu Preußen ausgesprochen ist) achten werde. In diesen Vorgängen erblickte der Bundesrat eine solche Veränderung der Sach- und Rechtslage, daß er die Regierung des Prinzen Ernst August nunmehr für vereinbar mit den Bündnisverträgen und der Reichsverfassung erklärte. Alles Weitere war Sache der braunschweigischen Regierung und des braunschweigischen Landtages. Der Regent Herzog Johann Albrecht verließ mit seiner Gemahlin unter herzlichen Zeichen der Anerkennung von seiten der Bevölkerung das Land. Herzog Ernst August trat mit einem von ihm unterzeichneten und von den Ministern Hartwieg, Wolff und Radkau gegengezeichneten Patent die Regierung an und hielt am 3. November mit der Prinzessin Viktoria Luise seinen feierlichen Einzug in Braunschweig. So sieht der Kaiser seine Versöhnungsarbeit zum Vorteil des inneren Friedens gekrönt.



Die Tochter des Bürgermeisters Meyer
überreicht der Herzogin einen Blumenstrauß.

Unsere Bilder

Ludwig III. von Bayern (Abb. S. 1895). In Bayern hat man sich, nachdem mehr als ein Vierteljahrhundert ein geisteskranker König dem Namen nach regiert hat, entschlossen, dem faktischen Herrscher auch die rechtliche Sanktion in seiner Stellung zu gewähren. In der Verfassung wurde die Bestimmung aufgenommen, daß eine Regentschaft nach zehnjähriger Dauer aufgehoben werden kann. Der alte Prinzregent Luitpold wollte von einer Aenderung des bestehenden Zustandes nichts wissen, bald nach seinem Hinscheiden aber ergriff das Ministerium Hertling die Initiative, um dem neuen Reichsverweser den Weg zum Thron zu öffnen. Damals wurde der Plan fallen gelassen, weil im Zentrum noch eine starke Strömung gegen die Verfassungsänderung herrschte. Nachdem inzwischen das Ministerium die Sicherheit gewonnen hatte, daß wenigstens aus den bürgerlichen Parteien keine Opposition gegen seine Absichten laut werden würde, konnte es dazu schreiten, der Volksvertretung eine Vorlage zu unterbreiten, die denn auch sowohl in der Kammer der Abgeordneten wie in der Kammer der Reichsräte glatt mit großer Mehrheit angenommen wurde. In Zukunft wird also der bisherige Prinzregent als König Ludwig III. das Land regieren, und hoffentlich



Phot. Hohlwein & Gircke.

Die zur Begrüßung des Herzogspaares versammelten Ehrenjungfrauen.



wird es ihm vergönnt sein, noch recht lange die Krone der Wittelsbacher zu tragen. Das muß Bayern, das muß ganz Deutschland wünschen. König Ludwig, der am 7. Januar 1845 geboren wurde und sich am 20. Februar 1868 mit der am 2. Juli 1849 geborenen Erzherzogin Maria Theresia von Oesterreich-Este vermählte, hat oft genug Gelegenheit genommen, mit seinen Gesinnungen hervorzutreten. Man weiß längst, daß er fest zu Kaiser und Reich steht, und daß er ein offenes Auge für die Bedürfnisse der Gegenwart hat.

Hofjagd in der Göhrde (Abb. S. 1896). In einem Teil der Presse ist in letzter Zeit des öfteren die Befürchtung ausgesprochen worden, daß unser Bündnis mit Oesterreich-Ungarn nicht mehr ganz so fest gekittet sei wie früher. Allein die Schwarzseher, die ihre Ansicht nicht auf Tatsachen, sondern höchstens auf Symptome stützen konnten, dürften nun durch zwei unpolitische Ereignisse, denen jedoch zweifellos auch symptomatische Bedeutung zukommt, eines Besseren belehrt sein. Kaiser Wilhelm hat den Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand in Konopischt und den Kaiser Franz Joseph in Schönbrunn besucht, und der Erzherzog hat diesen Besuch unmittelbar darauf erwidert. Er kam nach Deutschland, um mit dem Kaiser in der Göhrde zu jagen, aber er versagte es sich nicht, zunächst der Kaiserin im Neuen Palais in Potsdam seine Aufwartung zu machen. Dann erst reiste er mit seinem kaiserlichen Gastgeber weiter, um in dem wildreichen hannoverschen Waldgebiet dem edlen Weidwerk obzuliegen.

Juanschikai (Abb. S. 1901) hat sein Ziel erreicht. Er, der lange Zeit in China, als es noch Monarchie war, die einflußreichste Stellung innegehabt hat, ist nun zum Präsidenten der kaiserlichen Republik gewählt worden. Im richtigen Verständnis für die Zeichen der Zeit hat er die Dinge so zu wenden verstanden, daß ihm, dem Führer des Nordens, die Früchte der vom Süden ausgehenden Revolution in den Schoß gefallen sind. Juanschikai ist nun tatsächlich das anerkannte Oberhaupt des Reichs der Mitte, neben ihm führt das kaiserliche Haus, wenn seinen Mitgliedern auch ihre Titel belassen wurden, nur ein Schattendasein.

Kommerzienrat Hermann Heymann (Portr. S. 1900) feiert am 15. November seinen 70. Geburtstag. Herr Heymann, der in den Kreisen der Industrie und der Hautefinance eine hervorragende Stellung einnimmt, war lange Jahre hindurch im rheinisch-westfälischen Industriebezirk tätig. Schon in den 70er Jahren trat er in enge Beziehungen zur Industrie, und eine Reihe von Unternehmungen, aus denen heute große Werke geworden sind, verdanken ihr Gedeihen nicht zum geringsten seiner Tatkraft und seiner Umsicht. Ende der 90er Jahre siedelte Herr Heymann nach Berlin über, hat sich aber auch noch fernerhin der Verwaltung und dem Ausbau der zum Teil von ihm mitbegründeten Werke gewidmet. Durch seine große Erfahrung, aber auch durch seine jugendliche Frische übt er in den vielen Verwaltungen, denen er angehört, auch heute noch einen weitgehenden Einfluß aus. Kommerzienrat Heymann hat auch an den sozialen Fragen stets lebhaften Anteil genommen. Seine Opferwilligkeit auf diesem Gebiet ist bekannt.

Ein Lutherbrunnen (Abb. S. 1900) ist vor kurzem in Mansfeld feierlich enthüllt worden. Der Brunnen ist in Form einer Pyramide geschaffen und ein Werk des Bildhauers Paul Juckoff-Schkopau. Auf der Vorderfläche des Denkmals sieht man Luther als Knaben, während die Seiten den großen Reformator darstellen, wie er an der Wittenberger Schloßkirche die Thesen anschlägt.

Die Bewerber um die Preise der National-Flugspende (Abb. S. 1902). Die National-Flugspende hat ihre Wirkung getan, die Aviatik hat in Deutschland in kurzer Zeit einen jede Erwartung übertreffenden Aufschwung genommen. Es wurden für Flüge von mindestens 1000 Kilometer an einem Tag Preise im Betrage von 10000 bis 60000 Mark ausgesetzt, daneben aber ein Extrapreis von 100000 Mark für einen Flugmeister, der etwa den französischen Rekordflug von 1600 Kilometer überbieten würde. Und was kaum jemand zu hoffen wagte, geschah. Victor Stoeffler legte an einem Tag rund 2150 Kilometer zurück. Ihm folgen Schlegel mit 1470, Referendar Caspar mit 1450, Thelen mit 1330, Stiefvater mit 1150 und Werner Wieting mit 1000 Kilometer. Victor Stoeffler aber hatte einige Wochen, bevor er den Rekord aufstellte, schon einen Flug von 1200 Kilometer vollbracht. Die Zahlenangaben beruhen auf privaten Berechnungen, aber wenn auch die amtliche Prüfung kleine Aenderungen zur Folge haben sollte, im wesentlichen wird das Resultat das gleiche bleiben, das Resultat, daß unsere Flieger getrost mit ihren ausländischen Rivalen in die Schranken treten dürfen.

Die Majolikasammlung des Herrn von Beckerath (Abb. S. 1902) ist in Berlin bei Rudolf Lepke ausgestellt und versteigert worden. Unsere Aufnahmen zeigen einige der besten Stücke der wertvollen Sammlung.

Personalien (Portr. S. 1900). Das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit im Berliner Polizeipräsidium feierte am 1. November der Oberregierungsrat Hoppe, der Chef der Kriminalpolizei, dem viele Verbesserungen im Sicherheitswesen der Hauptstadt zu danken sind. — In Spanien hat das liberale Ministerium einem konservativen den Platz geräumt. König Alfons betraute Eduardo Dato, der schon mehrfach Minister gewesen ist, mit der Bildung des Kabinetts. — Dschavid-Bei, der türkische Finanzminister, der gegenwärtig in Berlin weilt, gehört unstreitig zu den befähigsten Staatsmännern des osmanischen Reiches. Er ist nach Berlin gekommen, um die Zustimmung der deutschen Regierung zur Erhöhung der Einfuhrzölle und Schaffung von Monopolen in der Türkei zu erlangen und mit der Deutschen Bank wegen der Bagdadbahn zu verhandeln. — Der Vizeadmiral Schack in Cuxhaven ist in den Ruhestand getreten. Er war zuletzt, seit dem Jahr 1898, Kommandant der Befestigungen an der unteren Elbe und Inspekteur der Küstenartillerie und des Minenwesens.

Die Toten der Woche

Trice Collier, bekannter amerikanischer Schriftsteller, † auf Schloß Tybringe (Insel Fünen) während der Jagd am 3. November.

General Gruitsch, ehem. serbischer Ministerpräsident, † in Belgrad am 2. November.

Prof. Dr. Henry Potonié, bekannter Landesgeologe, † in Lichterfelde bei Berlin am 28. Oktober.

Richard Püttner, bekannter Maler und Illustrator, † in München am 1. November im Alter von 71 Jahren.

Geh. Rat Scherer, ehem. Vertreter Badens im Bundesrat, † in Freiburg i. B. am 30. Oktober im 71. Lebensjahre.

Dr. Johann Ernst Wülfing, bekannter Sprachforscher, † in Bonn am 28. Oktober im 50. Lebensjahre.



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. F. Müller.

König Ludwig III. von Bayern und seine Gemahlin Königin Maria Therese.



Der Kaiser. Erzherzog Franz Ferdinand. von Moltke.

Der österreichisch-ungarische Thronfolger als Jagdgast des Kaisers in der Göhrde.



Phot. Sennecke.

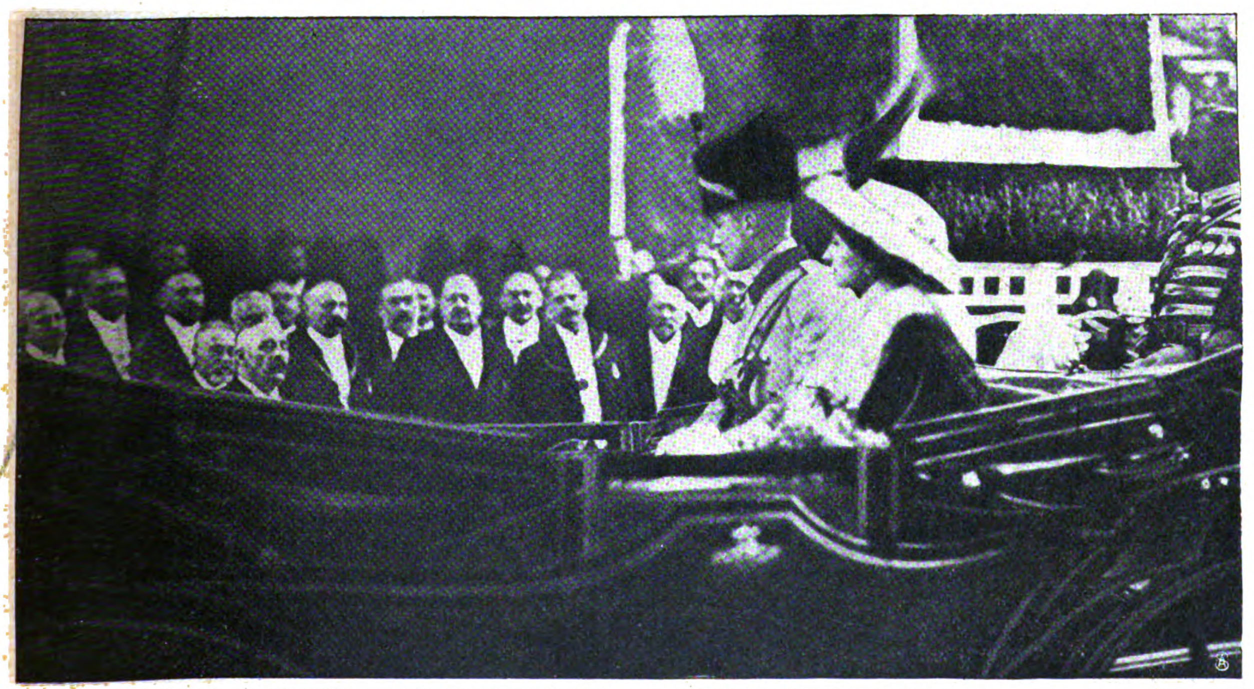
Der Abschied des Regentenpaares: Johann Albrecht von Mecklenburg und Gemahlin auf dem Weg zum Bahnhof.

Der Regierungswechsel in Braunschweig.





Der Empfang am Bahnhof in Velpke.
Der erste Schritt in der neuen Heimat.



Begrüßungsansprache des Braunschweiger Oberbürgermeisters Retemeyer.
Vom Einzug des Herzogspaares in Braunschweig.
Spezialaufnahmen der „Woche".



Herzog Ernst August zu Braunschweig und Lüneburg.

Kgl. Hofphot. E. Bieber, Hamburg.



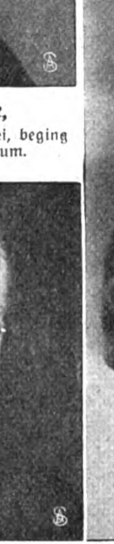


Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg.

Kgl. Hofphot. E. Bieber, Hamburg.



Oberreg.-Rat Hoppe,
Chef der Berliner Kriminalpolizei, beging sein 25jähriges Dienstjubiläum.



Phot. E. Bieber.
Komm.-Rat H. Heymann, Berlin,
bekannter Großindustrieller, wird 70 Jahre.



Phot. Benninghoven.
Dschavid-Bei, türkischer Finanzminister,
weilt augenblicklich in Berlin.



Mirotr.
Eduardo Dato,
der neue spanische Ministerpräsident, der Nachfolger Romanones.



Phot. Hoffmann
Vizeadmiral Schack,
Cuxhaven, tritt in den Ruhestand.



Phot. Hohlwein & Glicke.
Die Festversammlung vor dem Denkmal.



Phot. Nacher.
Das Lutherrelief.

Von der Enthüllung des Lutherbrunnens in Mansfeld.



1. Schwedischer Gesandter Wallenberg. 2. Präsident Juanschikai. 3. Spanischer Gesandter Pastor. 4. Mexikanischer Geschäftsträger Herrera. 5. Französischer Gesandter Conty. 6. Belgischer Gesandter de Cartier de Marchienne. 7. Oesterr.-Ung. Geschäftsträger Graf des Fours. 8. Dänischer Gesandter Graf Ahlefeldt-Laurvigen. 9. Amerikanischer Gesandter Williams. 10. Russischer Gesandter Krupensky. 11. Japanischer Gesandter Yamaza. 12. Portugiesischer Gesandter de Freitas. 13. Niederländischer Gesandter Graf Limburg-Stirum. 14. Deutscher Gesandter Wirklicher Geheimer Rat Frhr. von Seckendorff. 15. Chinesischer Legationsrat Tengtsaifu. 16. Unterrichtsminister Wangtahsieh 17. Präsident des Abgeordnetenhauses Tanghualung. 18. Marineminister Liukuanghsiung. 19. Oberzeremonienmeister Lutschenghsiang. 20. Vizeminister des Auswärtigen Tsaojulin. 21. Präsident des Reichsgerichts Tschangtsungtsiang. 22. General Yintschang. 23. Justizminister Liangtsitschao. 24. Admiral Tsaitingkan. 25. Großbritannischer Geschäftsträger Alston. 26. Generalsekretär des Präsidenten Liangschiyi. 27. Italienischer Geschäftsträger Baré. 28. Minister des Innern Djutschitschien.

Der neuerwählte Präsident der Republik China, Juanschikai, im Kreis der fremden Missionschefs und des chinesischen Staatsministeriums.



Phot. Fischer. Robert Thelen. Phot. Fischer. Werner Wieting. Phot. Fischer. Referendar Caspar.

Phot. Sennecke. Ernst Schlegel. Phot. Fischer. Victor Stoeffler. Phot. Fischer. Otto Stiefvater.

Bewerber um die großen Preise der Nationalflugspende.



Besonders schöne Stücke aus der von Beckerathschen Majolikasammlung, die kürzlich in Berlin versteigert wurde.



Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

9. Fortsetzung.

Als Widding allein war, wollte ihn der Gedanke nicht lassen, daß Röbbeln und Gerda — nein, er konnte sie nicht zusammenbringen. Es widerstrebte ihm, sie sich so vorzustellen. Für den war Gerda zu schade. Ein netter Mensch — aber schließlich unbedeutend, sonst hätte er sich im Betrieb seines Vaters eine Stellung gemacht.

Das mußte doch interessanter sein, als tagaus, tagein Rekruten drillen. Wenn er Reserveoffizier geworden wäre, war das ganz schön, warum nicht? Aber wenn man die Möglichkeit hatte, ein kleiner König zu sein, Tausenden und aber Tausenden befehlen zu können, dann begnügte man sich nicht, seine hundert Ulanen zu kommandieren; dann verzichtete man nicht ohne weiteres darauf, Herr zu sein, und lief als kleiner Leutnant herum, von dem es tausend ganz gleicher Art gab, selbst wenn es in einem so alten und vornehmen Kavallerieregiment wie die Wuthenower Ulanen war. Da hätte er selbst sich sein Ziel doch anders gesteckt.

Von Großzügigkeit lieferte dies Verhalten nicht gerade einen Beweis; aber Röbbeln war nun einmal so komisch ehrgeizig und steckte sich Ziele, die nicht immer sehr hoch waren.

Mit den Widdings war das was anderes. Die hatten seit undenklichen Zeiten ihrem König als Soldaten gedient. Das war altes Reiterblut. Aber die Röbbeln kamen von unten herauf, und der Alte sollte stolz auf seine kleine Herkunft sein und konnte sich mit den vornehmen Allüren seiner Söhne nicht befreunden. Vielleicht hatte er recht.

Man konnte es ihm nicht verargen, wenn er sah, wie die nur das Geld auszugeben verstanden, das er in einem schweren, arbeitsamen Leben aufgehäuft hatte.

Wenn Widding an sein väterliches Gut dachte, reizte es ihn immer, dort selbst mit Hand anzulegen. Er hatte das Gefühl, daß aus ihm ein tüchtiger Landwirt geworden wäre, wenn man ihn nicht, ohne zu fragen, ins Heer gesteckt hätte. Ererbtes auszubauen und fortzuführen, hatte seinen Reiz, vielleicht den größten. Aber davon spürte Röbbeln wohl nichts.

Und nun diente sein Geld, an dem er selber eigentlich gar kein Teil hatte, dazu, daß er sich Gerda von Oettgen zur Frau nahm, daß er sie sich kaufte.

Das war eine feine Spekulation, sich so mit einem alten Adelsgeschlecht zu verquicken. Das mußte natürlich dem jungen Stammbaum einen schönen Halt geben.

Er konnte es nicht ändern; aber Neid fraß an ihm, und er kam von dem Gedanken nicht los, daß das Geschick es unnatürlich schlecht mit ihm meinte.

Eine schöne Hoffnung ging da in Trümmer. Er hatte im letzten Winkel seines Herzens noch immer den Glauben gehegt, daß Gerda ihm nicht verloren gehen durfte. Nun war auch das dahin.

Sie hatte ihn wohl schon lange fallen lassen. Nur er hatte es sich nicht gestehen wollen. Übelnehmen konnte man ihr nicht, daß sie zugriff. Wer weiß, ob sich je wieder solch eine günstige Gelegenheit bot. Sie war damit über alle Sorge weg.

Zwischen ihnen hatte ruhige Klarheit geherrscht — aber wenn es wirklich Freundschaft gewesen, hätte sie sich nicht so heimlich fortstehlen dürfen, daß er erst von andern erfuhr, welch eine Wandlung mit ihrem Leben vorgehen sollte.

Das war eine Treulosigkeit, die er nicht verzeihen konnte.

Also: Schlußstrich darunter! Denn nun würde ihm auch wohl kein Brief mehr ins Haus gebracht werden, außer jenem letzten, langen Kuvert, darin er dann die lithographierte Karte fand, daß sich Frau von Oettgen und Oberst von Oettgen die Ehre gaben, die Verlobung ihrer Tochter Gerda mit dem Leutnant von Röbbeln anzuzeigen.

Er hatte ein kleines Bild, wo sie zusammen auf einem Morgenritt aufgenommen waren, ohne daß Gerda wußte, daß es in seinem Besitz war. Hete hatte es aufgenommen, aber Gerda hatte den Film zerstört. Sie wollte nicht, daß ein Bild davon einem andern in die Hände fiel. Auf dem Bild hatte sie sich ihm voll zugewandt und lachte ihn so herzlich an. . . . .

Er besah sich dieses kleine Bildchen, das er aus der Tiefe seiner Schublade herausgeholt hatte. Damals stand sie anders zu ihm.

Wie herzlich sie lachen konnte, wie ihre Augen blitzten. Ganz dicht ritten sie nebeneinander, als seien sie das glücklichste Paar von der Welt, als gehörten sie zusammen.

Und jetzt lachte sie einen andern so an. An diesen Wechsel mußte man sich erst gewöhnen.

Mitten in diesen Grübeleien tauchte der Gedanke an Frida Kirschenreuter bei ihm auf.

Er sah ihre klugen, sanft blickenden Augen. Alles an ihr war stille, heitere Resignation, er sah ihre Augen leuchten und das feine Gesicht, wenn sie ausritt oder in dem Einspänner sich selbst durch die Straßen kutschierte. Diese Mädchenzüge, die etwas so Schwermütiges und fast Krampfhaftes bekamen, wenn sie gezwungen war, zu gehen.

Das war wie Angst, eine bange Sorge, wie ihr Hinken auf die anderen wirkte.

So flügellahm kam ihm das vor. Sie hatte ganz recht, daß es dem Zuschauer weh tat, weil sie mit ihrer schlanken Gestalt nicht frei und frisch dahinschreiten

konnte. Und das alles durch einen dummen, sinnlosen Zufall.

Wenn das nicht gewesen, hätte manch einen weder die ferne Mutter noch der wenig hübsche Name gestört, den sie ja ablegen würde, und den ihr Vater hoch zu Ehren gebracht hatte.

Ob Frida Kirschenreuter auch so rasch ihre Freundschaft vergaß? Ob sie auch jeder neuen Erscheinung entgegenflog, wie das eine andere junge Dame getan?

Diese beiden Frauen beschäftigten ihn unentwegt.

Ob Gerda der Freundin von ihrem Verkehr mit Röbbeln geschrieben hatte? Ob sie überhaupt in Korrespondenz standen, oder ob Gerda den seltsamen Blick, den sie ihnen beiden damals vom Fenster aus zugeworfen hatte, nun umgewandelt hatte in ein stilles Ausschweigen, wie sie das ihm gegenüber schon seit Wochen getan hatte?

Bei der ersten Gelegenheit wollte er Frida fragen. Er mußte einen Menschen haben, mit dem er von ihr sprechen konnte. Den Oberst anzugehen, traute er sich nicht. Nur fand er, seit der Freund ihm erzählt, was sich in Wiesbaden anbahnte, daß der Mann nicht mehr so voller Sorgen umherging. Es ging eben alles seinen Lauf.

* * *

Black Head war nach Hannover zum Preis vom Pferdeturm geschickt. Widding wäre gern hinübergefahren, aber er konnte nicht abkommen, er mußte alles ganz seinem Trainer und Deulen überlassen. Diesmal handelte es sich um fünftausend Mark, die zu gewinnen waren.

In Dresden mit Graf Balk hatte er zweitausend und in Breslau dreitausend Mark sich geholt, das war höchst anständig.

Am Abend traf das Telegramm aus Hannover ein, daß der Hengst mit drei Längen als Sieger glatt über die Bahn gekommen war. Die Bahn war sehr schwer gewesen. Am anderen Tag stellte sich Mister Walters ein, um zu beraten und vor allem zu raten, daß man ihn trotz seines Gewichtes im großen Berliner Hürdenrennen stehen ließ. Nun kam es nicht mehr darauf an, ihn zurückzuhalten.

Kein Zufall war ihm zu Hilfe gekommen. Nur die Reitkunst Deulens. Der Jockei Green hatte in Breslau die Sicherheit gehabt, daß er die anderen stets in Schach gehalten hatte. Der Hengst war in glänzender Kondition, und die mußte man ausnutzen.

„Herr Leutnant, wir laufen Black im Großen Hürdenrennen in Karlshorst. Hat er Pech, dann schadet es nichts, das holen wir bei anderer Gelegenheit ein. Mit seiner gefährlichsten Gegnerin Arlesia hat er vorgestern gespielt. Die kann ihm nicht an die Gurten kommen. Wenn also nicht ein geheimnisvoller Außenseiter drin steckt — ich wüßte aber nicht, wer das sein könnte — dann können wir ihn vertrauensvoll auf die Fahrt schicken."

„Gut, ich bin einverstanden, da kann ich selbst sehen, wie er im Ernstfall geht."

„Green wird ihn wieder reiten. Der ist der geborene Reiter für Black Head. Ich habe es mit Lund versucht. Ausgeschlossen! — Der Hengst ging unlustig, ganz sauer, lief, als ob er mit den Zehen im Boden wurzele, steckte immer den Kopf in die Erde und kam nicht in Schwung."

„Ja, ja, er hat so seine unlustigen Tage. Da ist er dann vor jedem Hindernis launig."

„Habe ich nicht gemerkt, aber ich möchte ihn mal wieder unter Ihnen in der Morgenarbeit gehen lassen. Er muß Gräben springen. Dabei landet er oft schlecht, und dazu würde ich den Herrn Oberleutnant bitten. Wenn jetzt ein bißchen Wind ist, sehen die offenen Gräben ganz gefährlich aus. Bei Wind und Sonne glitzert das gleich so, daß es die Pferde schreckt. Solch einen Tag müßte man sich mal aussuchen."

„Gut! Und wenn er das Große Hürdenrennen gewinnt, müssen Sie ihn mir mal auf acht Tage wieder schicken."

„Wenn er damit nur nicht aus dem Training kommt."

„Gewinnt er, müssen wir ihn doch in verschiedenen Engagements streichen. Ich will ihn dann für die Gräben schulen, wir haben einen prachtvollen Bach von über zwei Meter Breite, ich lasse die Ränder genau herstellen, wie sie jetzt in Karlshorst sind, mit der kleinen Zahnbürste davor; ich habe jetzt die Bahn hier unter mir und übernehme einfach selbst die Kosten, dann drücke ich es mit Leichtigkeit durch. Ich tue allen Herren hier einen Gefallen damit."

„Möchten Herr Oberleutnant sich nicht noch das eine oder andere Pferd zulegen? Geld haben wir ja dazu."

„Ich verzichte auf die Vergrößerung meines Rennstalles. Black Head genügt mir."

„E i n Pferd ist ein Angstpferd, vor allem ein Steepler. Black Head bleibt hoffentlich der Blistertopf noch lange erspart, aber" . . .

„Ich habe ja noch Aliena."

„Ganz schön, aber ich möchte doch raten, vielleicht einmal bei einem Verkaufsrennen einen leichten Hurdler zu claimen. Ein Pferd für Hürden, denn Black Head kriegt nächstes Jahr nur schwere Jagdrennen."

„Ja, das muß ich erst sehen."

„Black Head macht sich doch so gut bezahlt. Überlegen sich's Herr Oberleutnant mal, ob wir nicht ein wenig vergrößern wollen. Drei oder vier Pferde könnte man wagen. Aus dem Stall von Gußmann, den Ben trainiert, sollen Goldrock und Rubin abgestoßen werden. Ich glaube, das werden ein Paar gute Hürdenpferde. Solch eine gute Gelegenheit gibt's sobald nicht wieder. Ich würde raten zuzugreifen. Herr Oberleutnant sollten sich die Pferde mal ansehen."

„Ansehen können wir sie uns ja mal."

„Mehr möchte ich ja auch nicht. Vielleicht sehen Herr Oberleutnant sich die Form einmal durch. Eine schnelle Stute, Goldrock, und später zur Zucht sehr geeignet und bei ihrer Hinterhand und Speedigkeit für die Hindernisbahn gewiß prädestiniert."

Aber Widding dachte nicht daran, sich jetzt noch ein Pferd zuzulegen. Vielleicht, wenn er das Große Hürdenrennen gewann. —

Er hatte Black Head in seiner Box besucht und ihn wirklich in bester Verfassung gefunden, glänzend im Haar und voller Nerv und Leichtigkeit. Sein Äußeres

schon mit der schrägen Schulter mußte bestechen, aber gegen die zähe Ausdauer der alten, sicheren Arlesia kam er doch nicht an. Wie Green sagen konnte, daß er mit ihr gespielt habe, verstand er nicht. Die war gewiß nur nicht gemeint gewesen.

Und wie ihm ging es allen, die am Tage des Großen Berliner Hürdenrennens in Karlshorst am Sattelplatz dem Auffatteln zusahen. Arlesia war entschieden das überlegenere Pferd. Auch die Zeitungen schrieben, daß der Sieg Black Heads über die Stute mehr ein Zufallsieg gewesen sei, aber keine Qualitätsprüfung. Arlesia war nicht auf dem Posten gewesen, hatte wohl unter gewissen Schwächen gelitten.

Um so besser, dachte Widding. Wenn Arlesia das Vertrauen aller trug, dann besagte ein schlechtes Abschneiden Black Heads nichts. Er wollte zufrieden sein, wenn er als Zweiter oder Dritter einkam, das Platzgeld war mitzunehmen. Trotzdem wagte er auf sein Pferd einen blauen Lappen Sieg und Platz. Das mußte man darum tun, auch wenn es hinausgeworfenes Geld sein sollte.

Er nickte seinem Jockei noch einmal zu und gab Black Head einen leichten Klaps, als er vom Sattelplatz fortging. Dann stieg Widding auf die große Zuschauertribüne hinauf. Er wollte ungestört von den Klubmitgliedern das Rennen genau verfolgen und nicht irritiert werden. Auch bei schlechtem Abschneiden sich nicht mitleidvollen Blicken aussetzen.

Hier oben hatte er den freien Blick über die ganze Bahn. Drüben fuhr gerade ein endloser Güterzug entlang, und die schwarze Rauchfahne legte sich über die folgenden Wagen, auf die hellen Hölzer, die schwarzen Kohlenwagen, auf all die blauen Tonnen, die auf den Loren aufgestapelt waren; und der Dampf verhüllte die Zaungäste, die hier außerhalb des Rennplatzes von den gelblich schimmernden Sandhügeln ein wenig von dem Rennen sehen wollten.

Nun kamen die Pferde in die Bahn. Alle Leute nahmen die Gläser zur Hand, um die Kandidaten einer letzten Prüfung zu unterwerfen. So freudig leuchteten die Farben: das helle Gelb, das flammende Rot und satte Blau, dazwischen das farblose Schwarz und Braun und die vielen oft grellen Zusammenstellungen, die nicht immer einen ästhetischen Genuß gewährten.

Und helle Sonne lag darüber, daß sich Pferde und Reiter scharf von dem sich frisch begrünenden Rasen abhoben, wie sie am Richterhaus herumgeführt wurden.

An vierter Stelle ging Black Head. Violett, silberne Nähte und Kappe waren Widdings Farben. Das machte sich sehr hübsch. Er wurde nicht geführt. Dessen bedurfte er nicht, er war von erstaunlicher Ruhe vor dem Rennen, als ob ihn die ganze Geschichte nichts angehe, ganz gefügig am Start.

Ein hübscher Kerl! Aber doch nicht zu vergleichen mit der schnellen Arlesia.

Neun Hürden mußten gesprungen werden. Drüben vor dem Ostwall war der Start, dahin ging es jetzt im Aufgalopp über die Versuchshürde, dann schräg über das Feld im Schritt. Als sie alle versammelt waren, saß einer der Jockeis noch ab, dann kam er mit seinem Pferd langsam wieder zurück.

Die Stute hatte sich geklopft und nahm nicht mit am Rennen teil.

Auf dem Dach der Tribüne war es jetzt so voll, daß die Rolljalousien der Zugänge herabgelassen wurden.

Kaum eine Minute verging, als vom Ziel das Zeichen gegeben war, daß das Rennen ohne Olga gelaufen werden konnte; da setzte sich die bunte Gesellschaft in Bewegung. Die erste Hürde wurde fast gemeinsam genommen, und geschlossen fegten sie an der Tribüne vorbei, aber schon am Sattelplatz fielen einige zurück, die sich den Kopf bei der Pace abgelaufen hatten, und drüben an der Eisenbahn zog sich das Feld in die Länge.

Black Head steckte im dichten Rudel, daß man seine Farben kaum in dem Hin und Her unterscheiden konnte.

Einen Augenblick deckte der große Eichbaum am Aufzugapparat das Feld, dann sah Widding deutlich, wie sein Pferd sich vorschob. Der Reiter saß bewegungslos, halb aufgerichtet, wie im Gefühl, daß er die Hände noch voll hatte. Am Berg lag Violett, silberne Nähte, an dritter Stelle, aber bald rückten von hinten zwei scharfe Gegner heran, vor allem Turbot, der mächtig aufholte. Die drei vorn setzten auch Dampf auf, und wenn die Entfernung auch geringer wurde, so war kaum damit zu rechnen, daß der Schimmel sie faßte. Als sie in die Gerade einbogen, lag er schon bei den vordersten Pferden und galoppierte eine halbe Länge hinter Black Head. Der schob sich vor, sprang als Zweiter die Hecke, mußte dann aber Turbot an sich vorbeilassen. So kamen sie heran: Arlesia, Turbot, Black Head. Einen Augenblick schien es, als ob Black nach der letzten Hürde aufgeben wollte, schon fürchtete Widding, daß ihm auch der Platz verloren ging, da rüttelte der Jockei Green ihn mit kurzer vortreibender Hilfe auf, Black zog wieder schärfer an, und es gab ein erbittertes Endgefecht. Bald hatte der eine, bald der andere den Kopf vorn, ein wirres Knäuel von drei Pferden, und von der Tribüne aus war es unmöglich, den Sieger zu unterscheiden. Kopf an Kopf waren sie am Siegespfosten eingekommen.

Die drei Namen schwirrten wie toll durcheinander: Arlesia, Turbot, Black Head.

Gespannt sah alles nach der Aufzugstafel beim Richter, zu der die Stewards herabkamen, aus ihrem Glashäuschen, um seinen Spruch zu hören.

Krampfhaft hielt Widding sein Glas vor Augen und verfolgte den violetten Dreß, wie Black Head abstoppte. Er sah, wie der Jockei dem Pferd den Hals klopfte, als er es zum Schritt ausparierte und kehrte.

Sollte er gesiegt haben?

Das Herz schlug Widding zum Zerspringen. Es handelte sich um zehntausend Mark. Wundervoll, wie Black die letzten hundert Meter gegangen war. Mit Arlesia zu ringen, war keine Kleinigkeit. Er hatte wie eingekeilt zwischen den beiden andern Pferden gelegen, als ob er sich nicht rühren konnte. Wie ein Knäuel hatte es ausgesehen, unentwirrbar für das Auge. Eine so knappe Entscheidung gab es selten, und nur der Richter war die letzte Instanz.

Da bückte sich der Mann an dem Aufzug und steckte die Nummer 12 als erste auf. Black Heads Nummer.

„Totes Rennen Black Heads mit Arlesia", sagten die klugen Leute um ihn herum.

Na, 6250 M, rechnete Widding rasch aus. War auch ganz schön. Aber dann kam die 5 nicht daneben. Der Mann hatte einen Augenblick gezögert und sich noch einmal umgesehen. Dann steckte er die 5 von Arlesia darunter und daneben die 11 von Turbot.

Totes Rennen um den zweiten Platz.

Das war eine allgemeine Überraschung. Aber es mußte wohl so sein, obgleich sich eine erregte Unterhaltung entspann. Jeder wollte sein Pferd vorn gesehen haben.

Also Erster: Black Head!

Ein tiefes Aufatmen, und das Schlagen seines Herzens wurde ruhiger, nachdem es noch einmal wild aufgeklopft hatte. Erster! Zehntausend Mark. Das war doch famos! Er hatte es nicht erwartet; aber doch immer mit dem Gedanken gespielt.

Auf der Treppe stockte es, er kam nicht vorwärts, und doch wollte er sein Pferd unten sehen, wie es eingeführt wurde, wollte es auf dem grünen Rasen einholen.

Allein er hatte zu lange gezögert. Jetzt staute sich alles auf der engen Holztreppe, und ein paar Damen waren vor ihm, die ihn nicht vorbeiließen.

Unter sich, auf der Treppe, sah er ein paar Mützen seines Regiments. Sie wandten sich nach oben, grüßten und riefen: „Widding, ich gratuliere!"

Da kehrten sich die Leute um. Ah, der Besitzer von Black Head! Und sie starrten ihn an.

Es war ihm unangenehm; aber dabei traten die Menschen ein wenig zur Seite, ließen ihn durch, sie wußten ja, daß dieser junge Offizier rasch hinunter wollte. Im Vorbeigehen drückte er den Kameraden die Hand und kam gerade noch zurecht, als Green mit Black Head in die Umzäunung des Wiegehäuschens ritt, so daß er Black Head am Zügel halten konnte, während er dem Jockei leise zurief: „Thank you, Green. Sehr schön!"

Der lachte ihn vergnügt an, während er Black Head den Sattel abnahm, um im Haus zu verschwinden. Zehntausend M waren schließlich kein Pappenstiel.

Er wußte, daß für ihn heute auch noch was abfiel.

„Beinah wär's zu spät geworden", sagte Green zu ihm, während er darauf wartete, zurückgewogen zu werden.

Der Richterspruch lautete: Kopf, totes Rennen zweiter Platz.

Was Schöneres konnte es nicht geben als solch ein Finish mit einem Kopfsieg. Für diesen Endkampf schien Black Head Verständnis zu haben. Er gab willig das Letzte her, als ob er genau wußte, wo der Siegespfosten stand.

Wie er jetzt fortgeführt wurde, folgten ihm aller Augen.

Der Reiter von Arlesia erklärte seinem Patron, daß er seine Niederlage nicht verstehe. Er hatte den sicheren Sieg in der Hand gehabt, da sei plötzlich Black Head vorgeschossen und hatte ihn abgefangen, nachdem sie dreißig Meter nebeneinander galoppiert waren, er selbst, wie er gemeint, immer mit dem Kopf vorn. Er hatte weit mehr auf Turbot geachtet, als auf den verteufelten Schwarzen, den er zu dicht an sich hatte herankommen lassen. Dem mußte man frühzeitig davonlaufen, daß es zu keinem Endgefecht kam, sonst war man durch den Endspurt von Black Head verloren.

Die Aufmerksamkeit wurde plötzlich abgelenkt, denn draußen gab es einen Auflauf. Die Menschen strömten zusammen, und dann sah man den großen, vierschrötigen Gendarm, der einen Mann am Arm gefaßt hielt, während zwei aufgeregte Herren auf ihn einredeten.

Der eine Herr wollte ihm zeigen, wie er die Hand des Taschendiebs in seinem Mantel gefühlt hatte, aber der Gendarm ging ruhig seines Weges, und das Publikum machte ihm bereitwillig Platz, denn derartige Vorfälle waren hier nichts Ungewohntes.

Dann verschwanden sie in der Polizeiwache, und die Menschen wandten sich, noch lebhaft interessiert, fragend und Antwort gebend, nun wieder dem Sport zu. Und alle Bleistifte waren eifrig in Tätigkeit, die Reiter aufzuschreiben, deren Namen an den Tafeln erschienen.

Widding ging auf die Klubtribüne, holte sich sein Geld für die Hunderter, die er auf Black Head riskiert hatte, auf Sieg neunzig, auf Platz fünfunddreißig. Das waren auch noch zwölfhundert Mark, und dann mischte er sich unter die andern Zuschauer. Der eine und andere nickte ihm zu, vereinzelt ein Glückwunsch, dann war es vorbei, und er war um zehntausend, nein über elftausend Mark reicher.

Das war ein Glücksfall und eine Summe, die sich mitnehmen ließ; mühelos war sie ihm in den Schoß gefallen. Im Winter hatte er noch keine Ahnung gehabt, und nun hatte er nicht nur alle Unkosten eingebracht, sondern schon ein hübsches Sümmchen zurückgelegt.

Nun konnte er eher daran denken, sich noch ein Pferd anzuschaffen, wenn sich eine günstige Gelegenheit bieten sollte.

Nutzlos sollte das Geld nicht liegen. Er konnte sich das eine oder andere Gute gönnen. Vielleicht kaufte man sich dafür ein Papier, trotz des Oberst von Oettgen.

Für die Urlaubszeit konnte er sich auch eine größere Reise leisten. Paris lockte ihn, aber das war augenblicklich nicht ganz gefahrlos. Als Offizier mußte man sich in acht nehmen, daß man nicht in Konflikte kam. Aber eine Seereise nach dem Norden, das ließe sich hören.

Er atmete tief auf und reckte die Arme. Es gab doch Bewegungsfreiheit und war ein höchst angenehmes Gefühl, daß man einen Reservefonds hatte.

Jetzt konnte er nicht fort, sonst hätte er gern ein paar Tage Urlaub erbeten.

Wenn er nach Wiesbaden fuhr, um Gerda zu besuchen und sie zu überraschen?

Zu schade, daß Black Head dort nicht genannt war. Wenn er nun selbst irgendeinen Ritt übernahm? Aber er kannte eigentlich niemand, der dorthin seine Pferde schickte.

Drüben stand Major Keßler im Gespräch mit Freiherrn von Archim. Er schlängelte sich an ihn heran, aber sie waren so eifrig in der Unterhaltung, und dann wurde das Rennen abgeläutet, daß er nicht an ihn herankam.

Er mußte sich gedulden, hatte gar kein Interesse für das Rennen, obgleich es reich an Zwischenfällen war.

Gleich zu Anfang brach der Favorit weg, dann stürzte Friquet und begrub ihren Reiter unter sich. Es waren nur noch sechs der neun Teilnehmer beisammen, von denen an der Mauer noch zwei über Kopf gingen. Die Reiter blieben liegen, während die ledigen Pferde die Bahn entlang galoppierten.

Der Wagen war schon hinüber nach dem zuerst Gestürzten, aber auch bei der Mauer wurde mit der Fahne gewinkt, und nun setzten sich die Sanitätsmannschaften mit ihrer Bahre in Bewegung, und es sah scheußlich aus, wie diese braunverdeckte Karre über die Grasbüschel außerhalb der Rennstreifen dahinhopste.

Da richtete sich der Reiter endlich auf und tat ein paar Schritte, blieb stehen, stützte sich zehn, zwölf Schritte auf den Mann, blieb wieder stehen, und dann ging er allein weiter, so daß die Leute mit ihrer Krankenbahre wieder umkehren konnten.

„Ach bitte, Herr Major," wandte sich Widding an Keßler, „haben Sie keinen Bekannten, für den ich in Wiesbaden am dreizehnten reiten könnte?"

„Ja, lieber Widding, Paulig läßt Bowke laufen, aber das ist leider kein Herrenreiten. Von uns aus geht kein Pferd hinüber. Höchstens, daß Graf Orlig Lady Hamilton stehen gelassen hat. Aber auch das weiß ich nicht genau. Es ist doch noch Zeit, was?"

„Ja, ich müßte es recht bald wissen, ich weiß nicht, ob ich abkommen kann."

„Das geht zum Sonntag auch so, wenn Sie im Schlafwagen Ihre Ruhe finden und schlafen können."

„Aber glänzend!"

„Na also! Wenn Sie abends hier abfahren, sind Sie früh um neun Uhr da und können Montag zurück sein. Die Verbindungen sind ausgezeichnet. Warten Sie, da sehe ich Wartenberg. Den werde ich mal fragen. Ich treffe Sie nachher hier wieder."

„Ja, wenn Herr Major sehen wollten, ob was für mich zu bekommen ist."

„Schon möglich. Früher hätte ich's Ihnen genau sagen können, jetzt kümmere ich mich nicht so viel darum und muß erst nachforschen, wie die Nennungen ausgefallen sind. Wenn Sie was wissen wollen und irgendeine Vermittlung brauchen, telegraphiere ich lieber gern für Sie."

„Im voraus dankend angenommen."

Dann suchte er seinen Trainer; aber er hörte, daß er mit Black Head schon fortgezogen sei. Dem Stallmann wollte er den Sieger nicht so ohne alle Vorsicht anvertrauen, nachher hatte er zwar noch ein Pferd im Rennen, aber um das brauchte er sich nicht so zu kümmern.

So mußte Widding sich gedulden, ging auf dem Sattelplatz hin und her, traf einzelne Bekannte, und dann setzte er sich zu einer Tasse Kaffee hin, denn er hatte plötzlich einen unsagbaren Durst bekommen. Die Kehle war ihm ausgetrocknet, aber in seiner Aufgeregtheit hatte er es bisher gar nicht so empfunden.

Dann sah er plötzlich Major Keßler wieder, der rasch auf ihn zukam und sich zu ihm setzte.

„Ich glaube, ich habe was für Sie. The First im Nerotaljagdrennen. Wenn Braunsberg den Ritt nicht schon vergeben hat. Eiger, glaube ich, kann nicht reiten. Ich telegraphiere gleich, wenn's Ihnen recht ist. Da können Sie morgen Draht- oder bis zum Abend Briefantwort haben."

„Das wäre fein."

„Weshalb liegt Ihnen denn so an Wiesbaden?"

„Ach, gar nichts weiter."

„Oh, ich weiß schon! Dann freilich! Sie wollen jemand dort treffen. Seien Sie still, Widding! Ich habe nichts gesagt, ich weiß überhaupt von nichts."

„Wirklich, Sie irren."

„Natürlich irre ich mich!" sagte der Major lachend. „Wie sollte ich auch nicht. Na, dann fahren Sie mit Gott. Den Wunsch werden Sie mir doch gestatten, wenn er auch ungewöhnlich klingt."

Da lachte Widding, und sie schüttelten sich die Hand.

Am andern Morgen telephonierte er lange mit seinem Trainer, dem er gleichfalls seine Absicht ausgesprochen hatte, und der meinte, daß er vielleicht den Ritt auf Baron Gisas Mayfair bekommen könnte.

Aber es war kein Ritt mehr frei. Eiger wollte sich den Ehrenpreis nicht entgehen lassen und hatte eine andere Verpflichtung rückgängig gemacht.

Widding war niedergeschlagen, lief verärgert herum und ließ seine schlechte Laune an allen aus, die mit ihm in Berührung kamen. Die Freude an seinem Gewinn war ihm vergällt, und alle Hoffnung zerschlagen.

Freitag abend traf plötzlich ein Telegramm ein: „Mayfair Ritt Sonntag frei. Zusage erbeten. Gisa."

Er rief den Briefboten zurück und gab ihm sofort die Zusage auf dem Antwortformular mit. Er würde schon Urlaub erhalten. Es lag nichts Besonderes vor, und er konnte abkommen, vor allem, wenn er das Telegramm vorlegte. Der Oberst war auf ein paar Tage verreist, und der Major von Hübner führte das Regiment. Er war selber früher ein bekannter Reiter gewesen, der ihm sicher Urlaub bewilligte.

Am Sonnabend kletterte er abends erwartungsvoll in den Schlafwagen auf sein Lager und ließ sich vom Stoßen der Räder in den Schlaf singen.

* * *

Im Hotel in Wiesbaden traf er sofort Bekannte, und gleichzeitig fand er eine Zeile von Baron Gisa vor, der ihn zum Mittag einlud und ihn in seinem Auto zur Rennbahn mitnehmen würde.

Er schlenderte den ganzen Morgen die Wilhelmstraße auf und ab, war im Kurhaus und auf den Promenaden der Anlagen, nachdem er vergebens im Hotel angefragt hatte, ob jemand von der Familie Oettgen anwesend sei. Die Herrschaften waren schon fortgegangen, hieß es. Daß sie zu Mittag zurückkämen, glaubte der Portier kaum. Auch konnte er trotz Anfrage bei Kellner und Stubenmädchen nicht sagen, ob die Herrschaften zum Rennen fuhren. Er glaubte aber, so etwas gehört zu haben. Herr Leutnant von Röbbeln würde sie wohl in seinem Auto hinfahren.

An den hatte er nicht weiter gedacht, hatte die ganze Zeit nicht an ihn denken wollen. Mit ihm mußten sie beständig zusammen sein nach allem, was er von dem Portier hörte.

So lief er denn straßauf, straßab; allein von Gerda oder ihrer Mutter war nichts zu sehen. Wenn er wenigstens Hete getroffen hätte, das wäre ein Trost gewesen. Dazu hatte er die Reise nicht gemacht, um wieder heimzufahren, ohne daß er Gerda gesprochen hatte. —

Der Sonntagmorgen verging, und er traf niemand, keinen Menschen, den er fragen konnte.

Er hatte die Kurlisten vergeblich nach seinem Kameraden Röbbeln durchgesehen. Im Kurhaus waren die Bureaus geschlossen, und man hatte ihm bedeutet, daß er morgen früh genaue Auskunft erhalten werde. Aber morgen konnte es ihm nichts nutzen. Da war er wieder fort.

So blieb ihm nichts übrig, als sich zum Baron Gisa zu begeben und mit ihm zu frühstücken. Es waren noch zwei Herren dabei, und es wurde nur von dem Rennen und den Pferden gesprochen. Er mußte sich an dem Gespräch beteiligen und konnte doch nicht darüber hinwegkommen, daß er Gerda nicht getroffen hatte.

Vielleicht hätte er besser getan, ihr ein Wort vorher zu schreiben. Wenigstens hätte er ein Lebenzeichen von ihr erhalten, während er so ganz aufgeworfen war.

Dann war das Frühstück zu Ende. Er hatte mehr getrunken, als er je getan. Das war eine Dummheit, denn der Kopf war ihm schwer, und er war bisher in jedes Rennen ganz nüchtern und klar gegangen, wie sich das gehörte, mit klarem Kopf und leerem Magen.

Das offene Auto tat gut, wenn auch die Sonne prallte und ihn den Kopf heiß machte, aber der frische Luftzug war angenehm und brachte ihm die nötige Klarheit.

Er schloß die Augen bei der sausenden Fahrt, ihm wurde freier jetzt, da sie aus der Nähe der Stadt waren. Und immer sah er Gerdas Gesicht vor sich, glaubte das Aufleuchten ihrer Augen vor sich zu haben. Aber wenn er aufblickte, sah er nur Bäume und Telegraphenstangen und sich drehende Felder und Wiesen vor sich und die Landstraße, deren weißes Band das Auto in sich hineinzuschlingen schien.

Dann mußten sie langsam fahren, denn vor ihnen schoben sich andere Wagen zusammen, kamen ihnen entgegen, und man mußte sich ausweichen, und die vorderen konnten jetzt nicht mehr einfach überholt werden wie anfangs.

Aus der ganzen Gegend waren die Sportfreunde nach Erbenheim gekommen, und kaum daß Widding aus dem Auto gesprungen war, traf er auch schon auf Bekannte, die ihn festhielten.

Die Sonne lag so weich über der Frühlingslandschaft. Hier war alles grün, viel weiter als daheim, wo der Frost über den Frühling gekommen war, und Blätter und Blüten sich nur schwer wieder erholten.

Vor allem stieg er erst mit Baron Gisa auf die Tribüne und ließ sich den Kurs zeigen.

„Er ist ganz einfach, sehen Sie: Start vor den Tribünen. Drüben bei der Wendung brauchen Sie nur aufzupassen, daß Sie in die dritte Diagonale einbiegen. Von da gibt es dann nur noch den einzigen Weg, rechts herum über fünf Hecken. So, und nun wollen wir mal zu den Boxes gehen, damit Sie sich Mayfair ansehen. Sie kennt Ihre Uniform. Das ist auch was wert. Da glaubt sie, daß es ein Bekannter ist, der sie reitet."

So mußte Widding ihm folgen, obgleich er innerlich meinte, daß dies ja Zeit bis zum Rennen hatte. Er hätte viel lieber die Ankommenden gemustert, ob Gerda darunter war.

Allein die Pflicht, die er übernommen hatte, ging vor, und so folgte er resigniert.

Mayfair war ein prächtiges Tier. Widding klopfte ihr flüchtig den Hals und hörte kaum, was Baron Gisa ihm noch zu sagen hatte, daß er sie vor dem Sprung jedesmal tüchtig zusammennehmen sollte, denn sie war manchmal feige und sprang dann unlustig oder leichtfertig, wenn man ihr zuviel Freiheit ließ; sie respektierte die Hürden nicht, wollte immer zu früh abspringen, und beim folgenden Hindernis stutzte sie und zeigte Neigung, auszubrechen.

Die Worte schlugen an Widdings Ohr, aber er dachte nur, wie er loskommen konnte, und sagte flüchtig: „Ja, ja! Ich kenne das!" . . .

Dann benutzte er die erste Gelegenheit, wieder zu der Tribüne zu kommen, wo die hellen Toiletten der Damen sich jetzt mehrten, untermischt von den bunten Uniformen der Offiziere.

Er sah sich krampfhaft um, aber er entdeckte keine ihm bekannte Dame. Die Logen waren noch ziemlich leer; das erste Rennen sollte beginnen, und von Gerda war nichts zu sehen.

Er ging zum Sattelplatz, ob sie sich vielleicht dort befand.

Da stieß er auf den Oberst von Oettgen.

Im ersten Augenblick war der frappiert.

„Nanu, Widding, wo kommen S i e denn her?"

„Auf Urlaub, Herr Oberst, um Mayfair zu reiten."

„Ach ja, ich habe gehört, aber nur von der Absicht. Na, da tun Sie man was für uns. Es gibt 'nen hübschen Ehrenpreis. Den nehmen Sie sich man mit heim."

Ehe er noch etwas erwidern oder fragen konnte, wurden sie auseinandergerissen.

„Ich sehe Sie nachher noch, Widding", rief ihm der Oberst über die Köpfe der Leute vergnügt zu, während er einigen Herren die Hände schüttelte, die einen Kreis um ihn bildeten und eifrig auf ihn einredeten.

So vergnügt hatte er den Alten lange nicht gesehen. Was mochte dem Gutes passiert sein? Kein Wort hatte er daheim verlauten lassen, daß er im Anschluß an seine Dienstreise Frau und Töchter hier aufsuchen würde.

(Fortsetzung folgt.)



Kinderhorte, ihre Ziele und Bedeutung.

Von Konrad Maß, Zweitem Bürgermeister von Görlitz.

Das Wort Jugendpflege ist heute in all derer Munde, die sich in der sozialen Arbeit betätigen — so sehr, daß man unser Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes genannt hat. Seitdem auch der Staat die Notwendigkeit einer geordneten Jugendpflege betont und alle Gutgesinnten zur Mitarbeit aufgerufen hat, ist die Zurückhaltung, die lange in weiten Kreisen vorherrschte, gewichen, und überall regen sich fleißige Hände und warme Herzen, die sich der Schulentlassenen, der Halbflüggen, mit Liebe annehmen. Auf weiten Wanderungen und Wasserfahrten durchstreift jetzt die Jugend die heimatlichen Gaue, Jugendheime schließen sie zu edler Geselligkeit zusammen, musikalische und theatralische Aufführungen, gute Büchereien sorgen für rechte Ausnutzung der freien Zeit, Vorträge aus den verschiedensten Gebieten des Wissens bringen Anregung und Belehrung. Man hofft, auf diese Weise die Jugend wieder zu den Idealen zurückzuführen, deren sie im Lebenskampf bedarf, und man ist damit wohl auf dem rechten Weg. In denen aber, die praktisch auf diesem Gebiet mitarbeiten, ist wohl immer mehr die Frage aufgetaucht, ob nicht diese Erziehungsarbeit bei vielen Jugendlichen zu spät einsetzt. In dem Alter von 14 Jahren ist das junge Menschenkind meist fertig — wohl ein junger, noch biegsamer Stamm, aber doch eben schon ein Stamm, kein Schößling mehr, den man ziehen und formen kann, wie man will. Die Verhältnisse, in denen die jungen Leute oft aufwachsen, haben keinen festen Grund gelegt, auf dem sich die weitere Erziehung nach der Schulentlassung aufbauen konnte: — so baut man ins Leere.

Diesem Übelstand wollen die Kinderhorte abhelfen. Die Einrichtung ist nicht neu, aber sie blüht bisher meist im verborgenen. Es ist das Verdienst der Zentrale für Jugendfürsorge, das öffentliche Gewissen wachgerüttelt zu haben. Die Horte, die bisher in Tätigkeit sind, unterhalten sich fast ausnahmslos aus eigenen Mitteln, aus freiwilligen Gaben, die bei der heute so stark in Anspruch genommenen Privatwohltätigkeit nicht so reichlich fließen können, wie die Sache es fordert. Staat und Gemeinden haben sich meist noch ferngehalten, und doch werden sie in nicht ferner Zeit einsehen, daß sie auch hier einspringen müssen, wenn nicht das Beste der von ihnen geschützten oder geleisteten Arbeit umsonst aufgewendet sein soll, wenn nicht all die Riesensummen, die dem Staat und den Gemeinden alljährlich aus den Schullasten erwachsen, zum großen Teil weggeworfen sein sollen. Schreiben, Lesen und Rechnen haben wohl die Schüler gelernt: an ihr Inneres aber ist die Schule in unendlich vielen Fällen nicht herangekommen — kann gar nicht herankommen — denn was nützen gute Lehren, wenn dem Schüler außerhalb der Schulstunden nicht das Vorbild gegeben wird, wie sie ihnen nachleben sollen.

Sind denn die Verhältnisse wirklich so trostlos? Man rechne einmal nach: mehr als 9 Millionen weibliche Arbeitskräfte sind jetzt im Deutschen Reich gewerblich tätig, davon 4½ Millionen Frauen, deren Hauptberuf diese gewerbliche Arbeit bildet. Von ihnen stehen fast 3 Millionen noch in ehelicher Verbindung, während die andern verwitwet, eheverlassen, geschieden sind. Man rechnet wohl nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß auf jede Frau mindestens ein Kind entfällt, das, weil die Mutter den Tag über durch ihre Berufsarbeit dem Haus fehlt, ohne Aufsicht dasteht. Und mag selbst dies oder jenes Kind in Anstalten oder bei treusorgenden Verwandten oder Bekannten untergebracht sein, mehrere Millionen aufsichtsloser Kinder bleiben auf jeden Fall übrig. Und was bedeutet diese Aufsichtslosigkeit? Sie bedeutet, daß das Kind bis zum Abend kein Heim hat, daß es nach der Schulzeit vor verschlossene Türen oder im Winter in ungeheizte Räume kommt, daß kein freund-

licher Gruß es zu Haus empfängt, daß es nicht wie die Kinder besser gestellter Eltern einen frohen Geschwisterkreis hat, in dem es spielt, daß es in all der langen, schulfreien Zeit nicht ein noch aus weiß. So wird die Straße sein Heim, und dort winkt die Versuchung und das Verderben. Vom Herumtreiber zum Schulschwänzer, vom Schulschwänzer zum Tagedieb, von da abwärts zum jugendlichen Dieb, zur jugendlichen Müßiggängerin: das ist der Weg, den viele Tausende unglücklicher Kinder gehen. Hätte die Erziehung rechtzeitig eingesetzt, so wären unendlich viele zu retten gewesen.

Und diesen Millionen von Kindern gegenüber stehen zurzeit etwa 1250 Horte mit 85,000 Zöglingen. Sie sind ein Segen für die einzelnen, aber für die Allgemeinheit ist es wie ein Tropfen auf einem heißen Stein. Daher sollte man dieser Bewegung erhöhte Beachtung schenken. Mehr Horte und vertiefte Arbeit, das ist dringend geboten. Ihr Ziel ist, die aufsichtslosen Schulkinder während der schulfreien Zeit zu sammeln und zu erziehen, sofern sie durch die außerhäusliche Arbeit der Eltern der Erziehung zu Haus entbehren müssen. Durch diese Beziehung zur Schule unterscheiden sie sich scharf von all den andern sozialen Einrichtungen, Säuglingsfürsorgestellen und Krippen, Spiel- und Sonntagschulen und Kinderbewahranstalten, die mehr der Kleinkinderversorgung dienen. Ideal wäre es, wenn jede Schule ihren eigenen Hort haben könnte, in den die Lehrerschaft, die ja die häuslichen Verhältnisse meist am besten beurteilen kann, die der häuslichen Aufsicht entbehrenden Kinder verweist. Allerdings nur diese! Denn man darf nicht in den Fehler verfallen, den Eltern die Pflicht zur Erziehung abzunehmen; die Horte sollen ja das Elternhaus nicht ausschalten, sondern es, soweit es möglich ist, ersetzen. Darum ist es auch nötig, daß die Eltern, die irgend dazu in der Lage sind, diese Wohltat nicht ganz umsonst genießen, sie sollen vielmehr durch die Beitragsleistung immer wieder von neuem auf ihre Verantwortlichkeit für die Kinder hingewiesen werden. In einigen Horten wird den Kindern, die zu Haus der warmen Kost entbehren müssen, auch diese dargereicht; ja, es sind sogar Ansätze vorhanden, Kindern Unterkunft für die Nacht zu gewähren, wenn die Verhältnisse eine Trennung von den Eltern geboten erscheinen lassen. Alles dies sind schöne Errungenschaften, die der Nachahmung und weiteren Ausgestaltung wert sind, die Hauptsache aber bleibt doch immer nicht die materielle Unterstützung, sondern die seelische Beeinflussung, wobei allerdings in den langen Nachmittagsstunden ein bescheidener Vesperimbiß nicht fehlen sollte.

In welcher Weise wird nun so ein Hort geleitet? Zunächst darf er nicht zu groß sein; 40 bis 50 Kinder sollten genügen, da sonst der Überblick zu leicht verloren geht und die Erziehung zu schematisch wird. Wenn es durchführbar ist, sollten die Zöglinge je nach Altersklassen in verschiedenen kleinen Räumen untergebracht sein, um den Familiencharakter nachzuahmen, Knaben und Mädchen gemischt. Dort soll ihnen Pflichtgefühl eingeimpft werden, aber Pflichtgefühl nicht aus Zwang, sondern als eine Betätigung des eigenen Willens. Darum muß Freude das Element der Erziehung sein und ihre Triebkraft die Liebe. Zunächst geht es an die äußeren Pflichten, die Schularbeiten; sie werden überwacht; daß sie die fleißig und sauber anzufertigen haben, muß den Kindern in Fleisch und Blut übergehen, und dann kommt die eigentliche Erziehung des Willens und des Gemüts, die am besten in froher Gemeinschaft durchgeführt wird. Den größeren Knaben gebe man Gelegenheit, Handfertigkeit und Augenmaß in Tischler- und Papparbeiten, Tonkneterei und Zeichnen zu üben; die größeren Mädchen lehre man, freudig alle vorkommenden häuslichen Arbeiten zu verrichten, schneidern und nähen, flicken und stopfen, aber wenn Gelegenheit da ist, auch backen und kochen. Welches Vergnügen wird es den Jungen bereiten, wenn sie die Zimmer mit selbstgefertigtem Wandschmuck ausstatten können, welche Freude den Mädchen, an festlichen Tagen die Erzeugnisse ihres Fleißes auf den Tisch zu bringen! Und welche bisher unbekannte Wonne ist es, wenn die Kinder zum Weihnachts- oder Geburtstagsfest für Eltern und Geschwister kleine Geschenke fertigen, auch einmal Heimlichkeiten und Überraschungen haben. Ist es nicht klar, daß diese Freude der Kinder, die täglich ein paar Stunden Glückes genießen, auch auf das ganze Elternhaus zurückwirkt? Kleine Kinder natürlich sind mit kindlichen Spielen zu beschäftigen. Alle aber erfreue am Schluß des Tages ein deutsches Märchen, ein gutes Buch, ein schöner Gesang. Unter 40 bis 50 Kindern sind sicher einige Musikbegabte; bei gemeinsamen Festen, die nicht ganz fehlen sollten, mögen sie unsere schönen Kirchengesänge, Volks- und Wanderlieder ertönen lassen! Wie oft ist ein gutes deutsches Lied auch im späteren Leben Helfer und Tröster in seelischer Not!

Die Sonn- und Festtage gehören den Eltern; aber man schaffe doch Gelegenheit, daß an diesen Tagen, wenn das Elternhaus versagt, und in den Ferien möglichst täglich die Kinder hinausgeführt werden in die schöne weite Gotteswelt. Sie müssen der Natur wieder nähergebracht werden, deren belebenden Odem sie in dem steinernen Häusermeer der großen Stadt oft kaum kennen gelernt haben. Man führe sie überallhin, wo deutsche Arbeit etwas schafft, zu Bauern und Handwerkern, in Fabriken und Bergwerke, und lehre sie erkennen, daß jede Arbeit, auch die geringste, nötig und ehrenwert, und daß nur der ein Minderwertiger ist, der sich der für die Allgemeinheit nötigen Arbeit aus Eigensucht oder Bequemlichkeit entzieht. So kann man spielend Werte in den Kinderherzen schaffen, die bloße Belehrung nie hervorbringt.

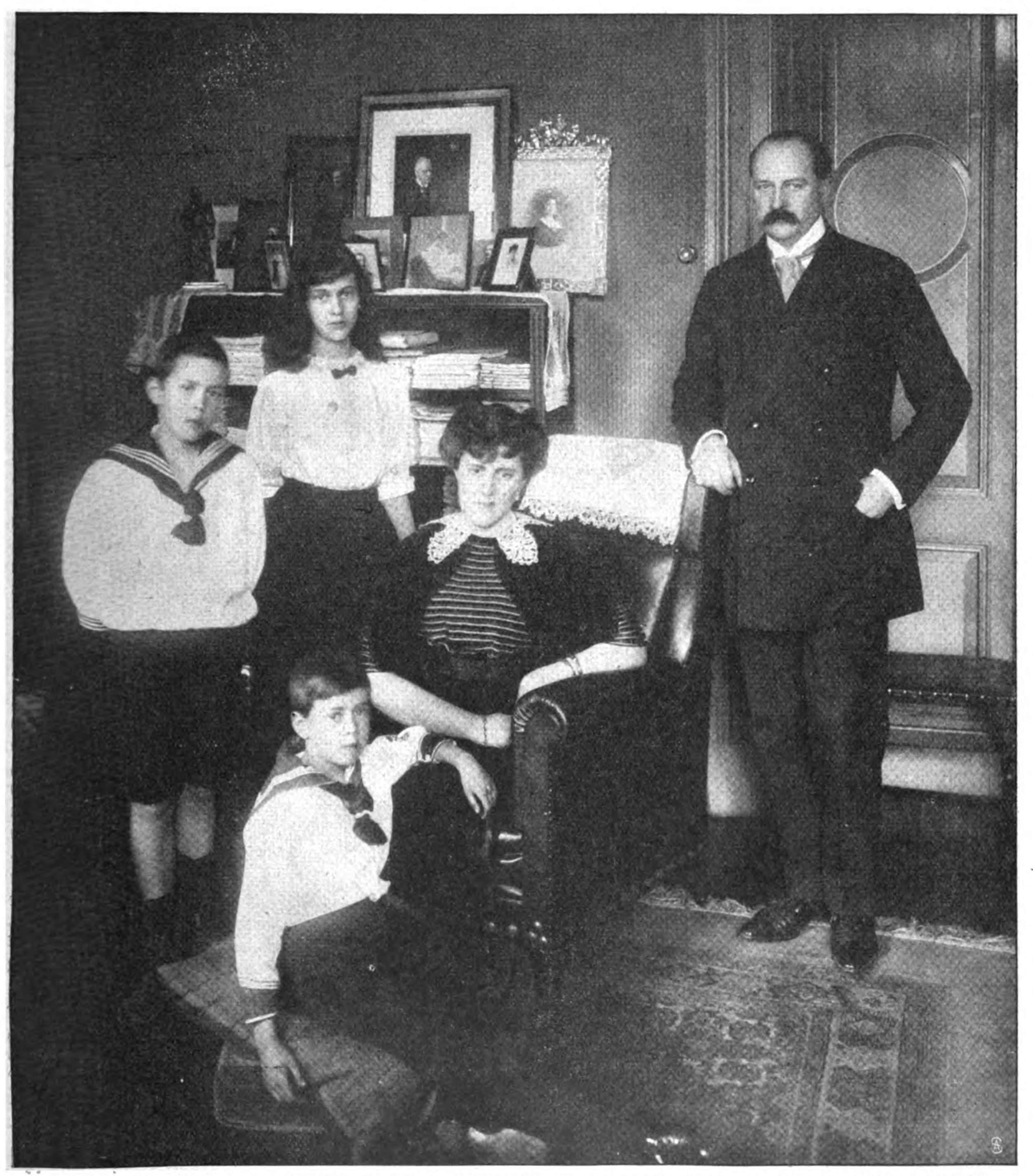
Wir können die Zeit nicht aufhalten: die Industrialisierung des Volkes wächst und mit dieser nach mancher Richtung hin erfreulichen Erscheinung auch die bedauerliche Nebenwirkung: die gewerbliche Arbeit der Frau. Was wir aber können und erstreben müssen, ist, die Schäden dieser wirtschaftlichen Entwicklung nach Kräften zu mildern. Wenn es uns gelingt, die aufsichtslosen Schulkinder zu erziehen, dann wird den Bildnern der schulentlassenen Jugend schon ein ganz anderes Material in die Hände fallen, und viel Mühe, die jetzt vergebens aufgewendet wird, wird reiche Früchte tragen. Es ist ja viel, was hier wieder einmal von der Allgemeinheit verlangt wird, Beihilfen von Staat und Gemeinden, werktätige Liebe Tausender von Volksgenossen, aber wenn not war, hat das deutsche Volk noch nie versagt. So können auch wir hoffen, daß das durch des alten Kaisers Wilhelm Novemberbotschaft begonnene Werk der sozialen Hilfe immer weiteren Boden gewinnt, nicht bloß durch gesetzlichen Zwang, sondern auch durch tätige Mitarbeit freiwilliger Helfer und Helferinnen. Möchte es freudigen Widerhall finden in den Herzen des Volks, dessen Wohlfahrt doch letzten Endes alle diese Arbeit gilt!



Beim deutschen Gesandten in Buenos Aires.

Von Werner Witte. — Hierzu 3 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Wenn man an einem Dienstagnachmittag durch die ruhige und vornehme Avenida Alvear in Buenos Aires wandert, wird man überrascht sein von dem lebhaften Verkehr eleganter Autos und prächtiger Gespanne. Das Ziel dieser wahrhaft imponierenden Auffahrt ist das Palais Avenida Alvear Nummer 138, das Heim des Vertreters des Deutschen Reiches in Argentinien. Wer je den Vorzug gehabt hat, bei dem deutschen Gesandten Freiherrn Hilmar von dem Bussche-Haddenhausen und seiner anmutigen und liebenswürdigen Gemahlin zu Gast gewesen zu sein, wird diese Stunden zu den angenehmsten seines Lebens zählen.



Geh. Leg.-Rat Freiherr von dem Bussche-Haddenhausen, deutscher Gesandter in Buenos Aires, mit seiner Familie.

Ueber eine breite marmorne Freitreppe führt der Weg den Besucher zunächst in die große, geräumige „Halle". Die gediegene Einrichtung, dem Charakter der Möbel entsprechend, kunstgerecht angeordnet, besteht aus Erzeugnissen marokkanischen und ägyptischen Kunstgewerbes, die der Gesandte mit seiner Gattin in feinsinnigem Verständnis, gelegentlich seiner ausgedehnten Reisen sowie seiner Tätigkeit als Diplomat in jenen Ländern, erwarb. Von der Halle aus betritt man zur Linken den ersten Salon (Abb. S. 1911), der durch seine reiche Fülle geschmackvoller Kunstgegenstände das Auge fesselt. Den Fußboden bedecken prächtige echte Teppiche, und an den Wänden hängen zahlreiche Oelgemälde, zumeist Familienporträte. An der Wand neben dem Fenster, das nach der breiten Avenida Alvear gelegen ist, gewahrt man vier alte Oelbilder, die weibliche Vorfahren aus dem Geschlecht derer von dem Bussche darstellen.

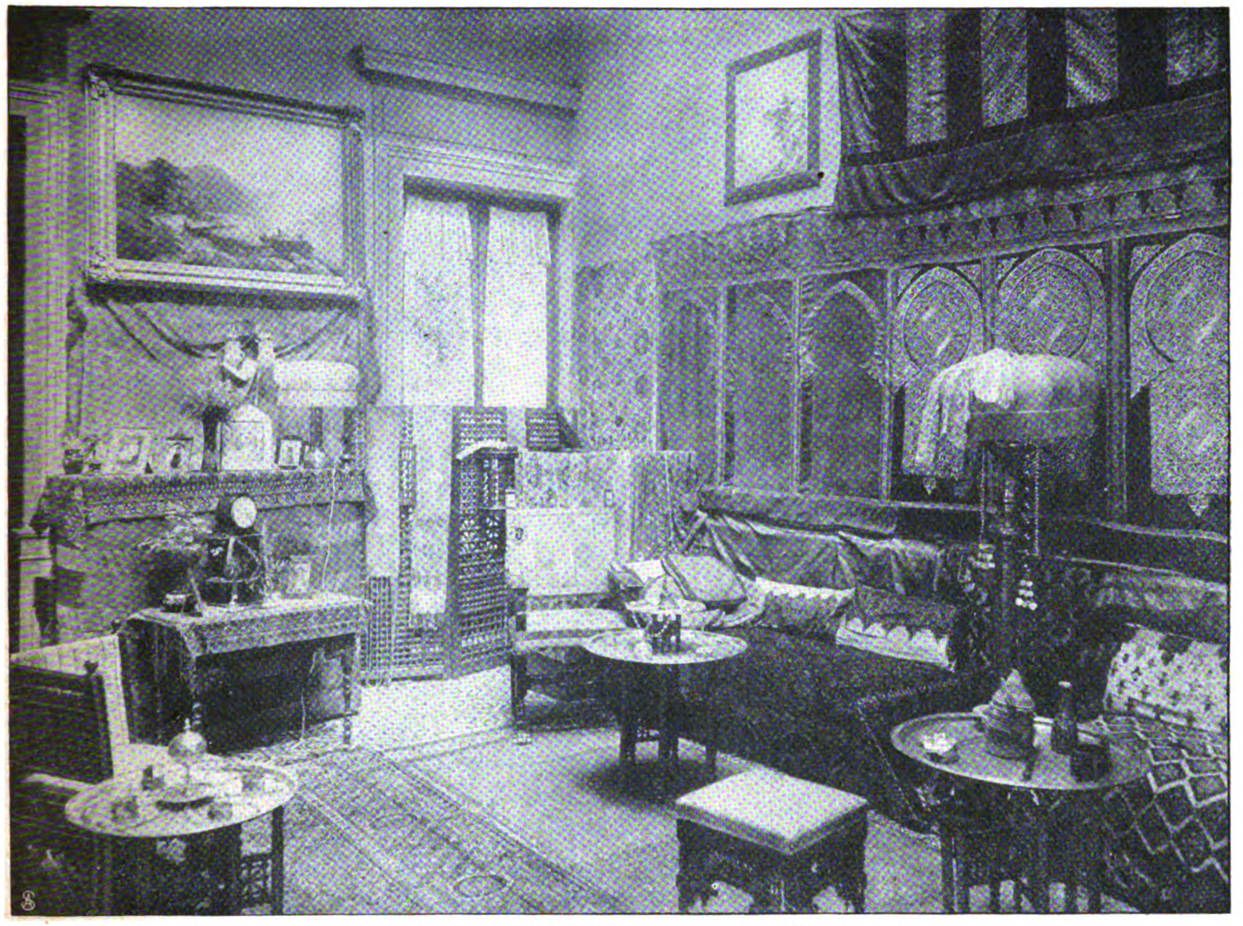
Verläßt man diesen Raum, so tritt man in einen zweiten Salon, der ebenfalls zahlreiche Prachtstücke gediegensten Geschmackes aufweist. Der Blick durch die Tür zeigt das arabische Rauchzimmer (Abb. S. 1913), in dem die Bibliothek untergebracht ist. Hieran schließt sich das Speisezimmer. Neben vornehmer Eleganz atmet dieser Raum anheimelnde Gemütlichkeit. An dem gastlichen Tisch des Gesandten kann man gewiß sein, daß nicht jedes Wort auf die „diplomatische Goldwage" gelegt wird.

Alle Deutschen, die hier weitab vom Vaterland leben, sind von dem offenen, freien Wesen des Gesandten gewonnen worden und sind sich zugleich bewußt, daß Freiherr von dem Bussche-Haddenhausen als Vertreter des Deutschen Reiches mit väterlich wachsamem Auge die Interessen „seiner Deutschen" in gerechter, wohlwollender Weise vertritt. Die herzlichen Beziehungen zwischen dem Minister und der deutsch-argentinischen Kolonie kamen gerade in letzter Zeit zu wiederholten Malen zum Ausdruck: so zum Beispiel aus Anlaß der nationalen Flugspende, für die eine namhafte Summe in die deutsche Heimat gesandt werden konnte.



Blick in den Salon.

Freiherr Hilmar von dem Bussche-Haddenhausen entstammt einem uradeligen Geschlecht aus der Grafschaft Mark Ravensberg und ist am 31. Januar 1867 zu Hannover geboren. Im August 1894 wurde er als Attaché ins Auswärtige Amt berufen, kam ein Jahr später als Legationssekretär nach Tanger und 1897 nach Buenos Aires. In dem rauschenden Gesellschaftsleben dieser südamerikanischen Metropole lernte er als Dreißigjähriger die liebreizende, einer der angesehensten argentinischen Familien entstammende Eleonore Martinez de Hoz kennen, die einen großen Teil ihrer Jugend in Deutschland zugebracht hatte und somit die deutsche Sprache völlig beherrschte. Sie



Das arabische Rauchzimmer im Heim des Gesandten.

wurde im August 1899 seine Gattin. Sie folgte ihrem Gemahl nach Kairo, London, Washington und Berlin, wo er als Vortragender Rat in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes arbeitete, bis kurz vor der Jahrhundertfeier der Argentinischen Republik seine Entsendung auf den Posten eines Gesandten in Buenos Aires erfolgte.

Wir Deutsche, die wir hier leben und unser teures Vaterland keineswegs vergessen haben, wollen nur wünschen, daß uns der Gesandte nicht so bald wieder verläßt. Dann können wir getrost das Beste hoffen und festen Zutrauens unser Geschick in die bewährten Hände unseres allseitig geehrten und geliebten Ministers legen.

Vom alten und neuen Trauring.

Von Willy Bauer, Würzburg. — Hierzu 16 Abbildungen.

Die Entwicklung hat auch vor dem Trauring nicht haltgemacht, und wir haben allgemach umgelernt; auf der ganzen Linie ist der neue Trauring im Vormarsch begriffen. Noch vor einem Jahrzehnt rüttelten nur wenige Schönheitsucher an dem schier unumstößlichen Grundsatz, daß kahle Kälte und uniforme Schlichtheit die bezeichnenden Eigentümlichkeiten des ernsten Ehereifens auszumachen hätten, geschweige denn, daß damals ein optimistischer Kritiker schüchtern eine durchgreifende Erneuerung dieses durch Vorurteil und Aberglaube in seiner Entwicklung so lange Zeit behinderten Schmuckstückes gefordert oder für aussichtsvoll gehalten hätte. Man nahm eben die nüchterne, nichtssagende glatte Form, obwohl niemand an ihr so recht Freude und Befriedigung fand, als durch Brauch und Herkommen

1. Jüdischer Trauring (15. zum 16. Jahrh.).
Silber vergoldet mit Emailblumen.
Kunstgewerbemuseum Berlin.



2. Der Ring des Frangipani
(um 1514)
mit den Worten: „myt wyllen dyn eygen“.





3. Ehering mit Porträten.
Zweite Hälfte des 15. Jahrh. Sammlung Hofjuwelier Koch in Frankfurt a. M.

sanktioniert mit fast fatalistischer Gleichgültigkeit hin.

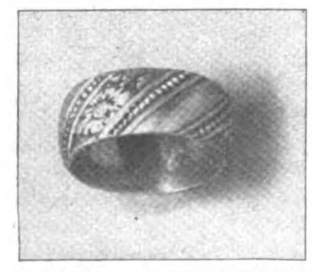
Inzwischen hat sich aber auch auf dem engen Gebiet der Ringforschung der historische Sinn der Deutschen bewährt, die angewandte Kunst hat zurückgegriffen auf alte Edelstücke, und der ornamentierte neue, in Wirklichkeit althistorische Trauring hat sich im letzten Jahrfünft besonders in den Hauptsitzen des vornehmen Geschmacks, in Berlin und München, in Dresden und Köln, in Hamburg wie in Wien und Zürich, überraschend schnell Bahn gebrochen. Bereits allenthalben in den Kunstzentren sieht sich jetzt die bisher übliche frostig wirkende Glattform in die Verteidigungstellung gerückt. War durch den Industrialismus ein früheres Kunstwerk in ein ebenso falsches wie unwürdiges Schema gezwängt und zu einem fabrikmäßig hergestellten Massenartikel erniedrigt worden, so mußte sich der neue kunstfreudige, wieder mehr die Persönlichkeit, das Individuelle betonende Zeitsinn allmählich ganz von selbst gegen eine abgegriffene Schablone auflehnen, die durch nivellierende Verflachung den Fortbestand eines bedeutsamen, reichlebigen Sinnbildes gefährdete.

Stellt doch der goldene Ehering eines der tiefstsinnigen Symbole dar, indem seine Kreisform Ewigkeit und Unwandelbarkeit, sein Edelmetall Echtheit und Lauterkeit, soll heißen das ewig in Liebe Verbundensein, versinnbildlichen. Aber diese poetische Umdeutung ins Romantische entstammt erst dem ausgehenden Mittelalter. Ursprünglich kaufte sich der Germane ein Weib. Die durch die Einführung des Christentums gebotene Abmilderung des Brautkaufs in einen Scheinkauf zeigt sich dann in der lange Zeit hindurch festgehaltenen, auf die rein formale juristische Seite der Verehelichung abzielenden einseitigen Darreichung eines möglichst kostbaren Ringes an die Braut: „Ist der Finger beringt, ist die Jungfer bedingt.“ Dieser einseitig vom Bräutigam der Auserkorenen dargebotene Verlobungsring pflegte ein der beiderseitigen sozialen Stellung und wirtschaftlichen Stärke entsprechendes Kunstwerk darzustellen. Und als dann, allerdings nur sehr allmählich und nicht für alle Volkskreise Wirkung erlangend, das ursprüngliche rauhe Rechtsymbol in das menschlichere, gefühlsmäßigere von der zeitlosen Treue



7. Silberner Trauring aus napoleonischer Zeit.

umgemünzt wurde und diese vollzogene Umwertung nun im Ringwechsel ihren sichtbaren Ausdruck fand, da wetteiferten die Goldschmiede in der Erfindung immer neuer Motive für die romantische, geschmackvolle Gestaltung des Traureifens.



8. Silberring. 18. zum 19. Jahrhundert, Mittel- u. Süddeutschland.





Geschlossen. Auseinandergezogen.
4. Sterzinger Ring. Renaissancezeit. Aus dem Germanischen Museum.

Wertvolle, teilweise entzückende Erzeugnisse mittelalterlichen Gewerbefleißes auch auf diesem begrenzten Gebiet weisen unsere Privatsammlungen und Museen auf, voran das Germanische Museum in Nürnberg. Sie lassen sich unschwer in zwei Gruppen einteilen, in die sogenannten sprechenden Reifen, die in der Hauptsache durch einen künstlerisch verarbeiteten weltlichen oder biblischen „Spruch“, irgendeine Devise wirken wollen, und in solche, bei denen das Ornament, der künstlerische Einfall im Vordergrund steht. — Hier möge eine kleine Anzahl alter und älterer Trauringe im Bild vorgeführt werden, die wohl zur Bildung einer Vorstellung von der Entwicklung der Trauringmode ausreichen. Gewiß werden sie nicht alle unserm heutigen Geschmack und Empfinden Rechnung tragen können, sie sind eben Kinder ihrer Zeit, die ebenso die politischen und wirtschaftlichen Nöte einer Epoche wie die Wohlfahrt und Blüte einer anderen unwillkürlich offenbaren — denn sie alle sind ursprünglich, lebendig, persönlich, den Zeitbedürfnissen und dem Stand der Kunst ihres Zeitalters entsprungen.



5. Luxusring symbolisierenden Charakters, Louis XVI. Sammlung Koch.



6. Symbol. Ring.
Die Zahl 3 als Andeutung von Glaube, Liebe, Hoffnung. Sammlung Koch.

In eine Werkstätte des reichen Augsburg anfangs des 16. Jahrhunderts führt z. B. der stilvolle spätgotische Frangipaniring (Abb. 2) mit seinen in gotischen Minuskeln gestochenen bedeutungsvollen Worten „myt wyllen dyn eygen“, nach Henry Thode „dem süßen Laute von den Lippen einer Frau, die dem Heißgeliebten die Wunder ihres Herzens anvertraut“. Typischen Renaissancecharakter des 16. Jahrhunderts zeigt mit seinem antiken Motiv der verschlungenen Hände, das die Renaissance mit Vorliebe variiert hat, der sogenannte Sterzinger Ring aus dem Germanischen Museum (Abb. 4 u. 4a), während die beiden graziösen, üppigen, steinbesetzten Luxusringe aus der Zeit Ludwigs XVI. in ihrer eleganten Beweglichkeit treffend diese elegante Epoche kennzeichnen (Abb 5 u. 6). Immer-

hin noch als hübsch und ansprechend gearbeitet können die beiden aus der Zeit des Untergangs des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation stammenden Silberreifen (Abb. 7 u. 8) gelten, aber sie reden schon eine nicht mißzuverstehende Sprache von napoleonischen Kriegsläuften und Beschränktheit der Verhältnisse. Die 1813 für Gold eingetauschten gußeisernen Ersatzstücke konnten nicht wirkungslos bleiben, und so geht es denn mit dem bisher so stolzen Trauring unaufhaltsam bergab, bis die Biedermeierzeit sein künstlerisches Ende besiegelte.

9. **Du bist min. Ich bin din.**
Neuer Trauring.

Zunächst sein künstlerisches. Aber vielleicht wäre sein Ende überhaupt unvermeidlich geworden, wenn sich nicht Kräfte geregt und dies Aschenbrödel der Kunst aus seiner heruntergekommenen, unwürdigen Kümmerlichkeit zu neuem Glanz und Leben erweckt hätten. Ehedem ein formenschönes, sorgsam gehütetes Kleinod, das durchaus nicht bei den Hantierungen des grauen Werkeltages, sondern nur beim Kirchgang oder festlichen Anlässen innerhalb und außerhalb der Familie getragen zu werden pflegte, sieht es sich in der heute meist noch getragenen Vulgärform zu einem geistlosen, armseligen Strapazierartikel herabgewürdigt, mit dem Tausende von Frauen waschen, backen, kochen, schon weil ein gut Teil von ihnen bei aller sonstigen Fortgeschrittenheit dem mittelalterlich abergläubischen Wahn huldigt, es möchte ihrem Eheglück Eintrag tun, wenn sie den Trauring auch nur für einen Augenblick vom Finger zögen.

10. **Mit Willen dein eigen.** 11. **Lorbeerornament (Empire).**
Neue Trauringe.







12. **Glanzstreifen mit Arabesken.** 13. **Griechisches Motiv.** 14. **Myrte.**
Neue Trauringe.

Dieses allmähliche Herabsinken zur Qualitätslosigkeit mußte ganz natürlich das Ueberhandnehmen der Schundware fördern, da eben der selbst schaffende und entwerfende Goldschmied mangels an irgendwelchen Aufträgen dieses Gebiet mehr und mehr zu vernachlässigen und anderen, lohnenderen Aufgaben sich zuzuwenden genötigt sah.

Aber jedes Ding hat seine Zeit. Der kahle Ring mochte uns immerhin so lange behagen, als wir Wichtigeres zu tun hatten, und seit der Zeit, da wir endlich ein Volk geworden waren, wirtschaftlich emporzusteigen und uns vom Ausland unabhängiger im Kunstgewerbe zu machen begannen, langsam unseren neuen eigenen Stil schufen. Der glatte Reif mochte so lange unser Auge nicht stören, als wir in der einfachen Linie, in den lediglich auf die praktische Zweckmäßigkeit gerichteten Absichten unsere künstlerischen Gedanken erschöpften.

Aber wir sind heute ein wohlhabendes Volk geworden, rastloser als früher arbeiten heute Millionen Hände und Gehirne am nationalen Wohlstand — ist es da zu verwundern, wenn die Kunst wieder reichere Formen bevorzugt, wenn das Auge im sinnreichen Beiwerk Ablenkung sucht, wo das Leben so viel Rauhes, Nüchternes, Strenges alltäglich mit sich bringt? Ein Frangipaniring war nur möglich in einer Glanzzeit, als die Städte blühten und deutsche Kaufherren die Levante beherrschten — um die Zeit von Jena herum beschied man sich mit glatten tristen Silberreifen.

Der Schmucktrieb im Menschen läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken, und besonders in einem wirtschaftlich gesunden Volk muß der mit besserer Lebenshaltung gesteigerte ästhetische Sinn die künstlerische Wiedergeburt eines Gegenstandes wünschen, der als teures Symbol uns durchs ganze Leben begleiten soll. Warum soll, wo alles um uns her Wechsel und Bewegung ist, der Trauring allein für immer in eine starre, abstumpfende Formel und Fessel gebannt sein — die wohlgemerkt erst seit sechs oder sieben Jahrzehnten für ihn gefunden wurde? Was soll die Gleichmacherei gerade auf diesem Gebiet? Wünschten wir etwa alle die nämlichen Möbel, die gleichen Exlibris, das gleiche Tafelsilber, überhaupt die gleiche Umgebung?

Darum müssen wir den neuen Trauring wollen. Gerade wer den konservativen Standpunkt des Festhaltens an der Tradition verficht, muß wollen, daß wir wieder den Anschluß an die Gleise finden, die wir erst vor zwei oder drei Generationen aus damaligen Zeitbedürfnissen und -strömungen heraus verlassen haben.

Erfreuliche Ansätze dazu sind vorhanden. Berliner und hervorragende Stuttgarter Werkstätten bringen wieder Sentenzenringe und auf geometrischer Basis entwickelte Ornamentmotive, die schon vor zwei Jahren auf der Turiner Ausstellung beachtet wurden, und von denen einige hier abgebildet erscheinen. Zugegeben, daß die Bewegung erst im Werden ist, daß es sich noch um entwicklungsfähige Versuche einer Neukunst handelt, aber man merkt doch wieder den gesunden Gedanken, die Wiederkehr der Freude am Handwerklichen. Gewiß erheben sich da und dort Stimmen gegen ein verfrühtes Zurückgreifen auf das Ornament in Befürchtung der früheren, oft sinnlosen Deko-



15. **Stilisierte Runen.**
Neuer Trauring.

ration. Aber das Kunstgewerbe kann nur erstarken, wenn es etwas wagt und den Kampf aufnimmt gegen vergilbte und sterile Formen.

Darum galt es, Bresche zu legen in den Wust von Vorurteilen, die gerade die Fortbildung des bisherigen Eherings hemmten. Er ist unhistorisch und ästhetisch unzureichend in seiner schablonisierten Belanglosigkeit. Und ich befürchte durchaus nicht, daß durch die neue Form ein uferloses Wetteifern entsteht und man nur zu leicht an der Zahl und dem Glanz der Saphire die Vermögenslage der Eheleute ablesen kann. Denn das halb- oder ungebildete Protzentum, das solche Indiskretionen liebt, hat auch bisher schon andere, und zwar lohnendere Wege dazu ausfindig gemacht.

Das deutsche Kunstgewerbe aber sieht sich bei der Erneuerung des Traurings vor die dankbare Aufgabe gestellt, geschmackläuternd in weitesten Kreisen zu wirken. Es will ein verblaßtes Symbol vor dem drohenden Untergang bewahren, will es veredeln. Das kann nur geschehen, wenn eine abgestempelte stereotype Legalitätsmarke durch selbständige Leistung, durch gedankliche Schöpfung ersetzt wird, die unserem heutigen Können und zugleich unserem Bedürfnis nach Lebensverschönung und -verfeinerung entspricht.

Die späte Rose.

Skizze von Kurt von Winter.

Sie trafen sich zufällig. Wie's manchmal im Leben so kommt: ein Wiedersehen nach zehn Jahren!

Die Baronin Renk wollte gerade aus ihrem Hotelzimmer die Treppe hinabgehen, da trat Harry Lindstedt ihr im Vestibül entgegen. Sie sahen sich einen Augenblick wortlos vor Erstaunen an, dann lächelte die Baronin und reichte Harry die Hand zum Kuß. Und indem sie ihn wehmütig betrachtete, sagte sie: „Sie sind alt geworden, mein Freund. Da — an den Schläfen.“ ... Sie deutete auf seine grauen Haare. Er war etwas verlegen, und sie fuhr fort: „Pardon! Es ist keine Schmeichelei, davon zu sprechen. Aber mir gibt's den Maßstab, wieviel Zeit zwischen“ — sie suchte nach einem Wort und sagte schließlich bedeutungsvoll: „zwischen uns liegt.“

„Oh!“ Er machte eine abwehrende Bewegung.

Da eilte sie ihm schon voraus und rief: „Kommen Sie! Warum wollen wir hier im Zugwind stehen? Begleiten Sie mich zur Terrasse — dort haben wir noch ein wenig Sonne, die letzte Herbstsonne.“

Harry bot der Baronin ehrerbietig den Arm, und sie traten aus dem Hotel hinaus in den Garten. Eine frische Brise wehte ihnen vom Meer entgegen, das jenseit des Gitters matt blinkte wie ein Opal. Es war ziemlich kühl. Aber man fand Schutz an der Glaswand eines Pavillons, der von ein paar weißstämmigen Birken und goldkronigen Ahornbäumen umgeben war. Georginen, Malven, Astern blühten überall. Irgendwoher kam sogar ein süßer Hauch von Resedaduft.

Die Baronin hatte sich in einen Korbstuhl dicht vor den Glaspavillon gesetzt.

„Erzählen Sie mir etwas!“ sagte sie träumerisch. „Es ist merkwürdig, daß wir uns nicht bereits längst gesehen haben. In diesem Badeort kann man sich ja gar nicht aus dem Weg gehen.“

Harry lachte: „Ich bin erst heute vormittag angekommen.“

„Ach so, wir sind schon drei Wochen hier. Wir, d. h. Mädi und ich. Mein Mann hatte seinen Urlaub bereits vorweggenommen und muß jetzt wieder Dienst tun.“ Und mit leichtem Erröten fügte sie hinzu: „Lieber Freund, Sie wissen doch, daß ich verheiratet bin? Unsere gemeinsamen Bekannten haben Ihnen damals die Nachricht wohl zugetragen.“

„Ja. Mit Baron Renk“, erwiderte Harry gelassen. „Ich las die Beförderung Ihres Herrn Gemahls zum Oberst. Die Stellung schmeichelt Ihnen, nicht wahr?“

„O nein. Meine einzige Freude, mein ganzer Stolz ist Mädi. Denken Sie, alle behaupten, sie sieht genau aus wie ich. Und Sie? — Haben Sie noch nichts gefunden?“

„Nein. Oder doch — vielleicht einmal. Aber das ist lange her.“ Dann brach es plötzlich aus ihm hervor: „Oh, wie habe ich Sie geliebt, Editha!“

Sie lächelte. Es war ein Lächeln, das die frühe Einsamkeit eines Frauenherzens vergoldete. „Ich weiß es, mein Freund, obgleich Sie mir's nie gesagt haben. Es war schade, daß wir uns ganz aus den Augen verloren. Ich mußte damals mit Papa reisen. Von einem Bad ins andere. Er war ja so krank. Und als er starb — wir waren gerade in Nizza — stand schon Baron Renk da. Ich war in einem solchen Zustand, daß ich gar nicht recht überlegte. Ich sehnte mich nur nach Ruhe. Und die hab ich denn auch gefunden. Ja, es ist sehr ruhig bei uns, und allmählich wird man vernünftig und freut sich des Friedens. Und dann kam Mädi. Denken Sie — Mädi! Ich liebe das Kind unsäglich.“

Harry Lindstedt starrte vor sich hin. Draußen lag das Meer. Weit und still. Wie glänzte das Wasser in der Sonne! Ach, jetzt ein Schiff besteigen und reisen, reisen, reisen! Gott weiß wohin.... In fremde Länder, in ferne Gegenden. Nicht fragen. Nur fort — weit fort!

„Sagen Sie, mein Freund?“ Die Baronin neigte sich vor und sah ihm in die Augen. „Warum haben Sie nicht geheiratet?“

„Ich bin zu alt.“

„Ein Mann ist niemals zu alt. Im Gegenteil — die Jahre machen ihn vorteilhafter.“

Harry verzog den Mund. „Sie wollen wohl wieder gutmachen, was Sie vorhin in bezug auf meine grauen Haare sagten?“

„Keineswegs! Es ist meine Überzeugung. In Jünglinge verliebt man sich vielleicht, aber man heiratet nur Männer — Männer, die das Leben kennen.“

„Sie sind sehr weise, Editha. Aber geben Sie sich keine Mühe, mich zu verheiraten. Sie wissen ja selbst: es geht nicht. Ich muß für meine Mutter und zwei Schwestern sorgen. Unser bißchen Vermögen, was wir besaßen, ist für mein Studium aufgewendet worden, und ich habe nun die Pflicht, sobald ich etwas verdiene, alles abzuzahlen, d. h. Dank meinen Angehörigen zu erweisen, indem ich jetzt meinerseits den Haushalt unterstütze und das Dasein für uns alle — erträglich mache.“



„Armer — wie schwer haben Sie's!"

„Allerdings, Freude gibt's nicht viel", antwortete Harry bitter. Dann fuhr er fort: „Meine Mutter ist gelähmt. Sie sieht das Leben nur noch vom Lehnstuhl am Fenster vorüberziehen. Meine beiden Schwestern sind verblüht. Ein bißchen altjungferlich. Da wird jeder Pfennig nachgerechnet. Und der Haushalt geht am Schnürchen. Ich habe zwei Zimmer, ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer, in denen ich tue, was mir beliebt. Aber im gemeinschaftlichen Salon darf ich nicht rauchen. Und in der Eßstube riecht's immer nach frischer Wäsche. Wenn Besuch kommt, werden die Überzüge von den roten Plüschmöbeln abgenommen. Es ist unglaublich, was für „Standesrücksichten" man nehmen muß! Zu einer Sommerreise hat's in diesem Jahr nicht gelangt. Ich war im Winter krank, und da verbrauchten wir mehr Geld als sonst. Jetzt hat mich aber doch noch der Arzt auf 14 Tage zur Erholung meiner Nerven an die See geschickt. Und so bin ich hier. Ja, das nennt man Leben! Gerade recht für einen Amtsrichter in einem Provinznest, nicht wahr?"

„Damals waren Sie ein ganz neugebackener Referendar. Wie entzückend stand Ihnen Ihre Jugend! Ich war wahnsinnig in Sie verliebt — ich dummes, kleines Mädchen! Aber mir scheint, etwas haben Sie noch in Ihrem Gesicht von jener schönen Zeit, obgleich Sie sonst ganz amtsrichterlich geworden sind."

Sie maß seine Erscheinung mit den Blicken und fand, daß er sehr gut aussah, nicht spießbürgerlich, sondern wohlanständig, ohne aber auch nur im geringsten die Grenze des Schicklichen zu überschreiten. Anzug, Wäsche, Schuhwerk, Krawatte, alles war so unauffällig gewählt, daß niemand Anstoß daran nehmen konnte. Man sah tatsächlich, daß Harry Lindstedt nicht auf Eroberungen ausging. Ach, er versauerte in dem Provinznest! Die drei alten Damen um ihn — der Arme! Ein Gedanke durchzuckte die Baronin: ja, sie wollte Harry noch einmal Freude, noch einmal Lebenslust schenken. Um ihren leicht geschwungenen Mund spielte ein Lächeln, das den Reiz der Verführung trug.

„Harry," sie nannte ihn zum erstenmal beim Vornamen, „Harry, jetzt sind wir ein paar Tage zusammen, da wollen wir lustig sein und denken, wir seien wieder so jung wie damals — vor zehn Jahren. Harry, ich freue mich so — ich bin ja glücklich!"

Sie hatte ihren Stuhl zurückgeschoben und stand nun heiter und lebhaft vor ihm. Die schlanke Figur hob sich leuchtend von dem dunklen Hintergrund des Gartens ab, und ihre weißen Arme machten eine Bewegung, als ob sie geheimnisvoll lockten! Ihre Wangen glühten vor Erregung. Und Harry schien es, als seien die Jahre spurlos an ihr vorübergegangen, als wäre sie noch das tolle Ding von damals. An ihrer Schönheit war nichts verändert, vielleicht hier und da eine Nuance matter, aber schließlich war alles wundervoll geblieben. Nur er war nicht mehr der gleiche . . .

Während er noch sann, kam den Strandweg herauf eine Schar von Kindern gelaufen, allen voran ein holdseliges, kleines Mädchen von etwa sieben Jahren. Um das zarte Gesicht mit den großen dunklen Augen wehten blonde, seidenweiche Haare.

„Mädi — Mädi! Mein Liebling!" Die Baronin neigte sich hinab und küßte ihr Kind mit Innigkeit. „Sag dem Onkel guten Tag!" Aber Mädi hatte keine Zeit, Harry einen Knicks zu machen. Sie hantierte eifrig mit Schaufel und Eimer in der Luft und bestürmte die Mama mit Flehen und Bitten, zum Karussell gehen zu dürfen.

„Ja, aber erst andere Schuhe und Strümpfe anziehen! Du bist ja vollkommen naß. Na, ihr habt tüchtig gespielt", wandte die Baronin sich zu den andern Kindern. Und indem sie lachend mit dem Finger drohte, nahm sie Mädis Hand und ging zum Hotel, Harry noch einen Gruß zuwinkend, der bedeutete „Auf Wiedersehen!"

Er aber dachte: Mutter und Tochter haben das gleiche Temperament. Dann ging er ein Stück spazieren, nahm am Hafen ein Boot und segelte eine Stunde. Als er zurückkam, zog er sich um, wobei er ein paar Takte vor sich hinpfiff, aus guter Laune, was schon lange nicht geschehen war. Mitten in seiner Fröhlichkeit ertönte die Glocke zur Abendtafel. Er ging hinunter und bemerkte Editha an einem kleinen Tisch in einer Ecke des schon fast leeren, kläglich aussehenden Speisesaals. Sie bat ihn, die Mahlzeiten gemeinsam mit ihr einzunehmen, es sei sonst allzu langweilig, da Mädi immer vorher am Kindertisch äße. Sie hatte ein blaßlila langwallendes Gewand angelegt, das am Hals mit einer vielreihigen Perlenkette schloß. Um die Hüften lag lose eine Goldkordel. Sonst trug sie weder Schmuck noch Blumen. Sie war lebhaft und plauderte unaufhörlich. Als der Kellner das Dessert brachte, stand sie auf, legte ihren Abendmantel um die Schultern und bat Harry, sie zur Terrasse zu begleiten.

Es war schon dunkel. Vom Meer kam ein kalter Wind. Editha schaute zum Himmel empor. „Wie liebe ich die Sterne — die Sterne! Mehr als Sonne und Mond." Sie faltete unwillkürlich die Hände vor Andacht. Dann schritt sie die Treppe hinab. „Kommen Sie, Harry! Wir gehen zum Strand." — „Sie werden sich erkälten, Editha." „Ach nein! Kommen Sie!" Sie gingen bis zu den Dünen, wo das Riedgras rauschte. Ihr Fuß glitt im Sand aus. „Bitte — geben Sie mir Ihren Arm, Harry! So. Ganz fest." Dann kletterten sie den Wall hinauf. „Nun zum Steg!" Ihre schmale weiße Hand zeigte die Richtung. Plötzlich stand sie still. „Wie schön ist es hier — wie schön!" Es war Harry einen Augenblick, als ob Editha sich an ihn schmiegte. Aber gerade als er den Arm um ihre Schultern legen wollte, durchzuckte ihn der Gedanke: Wie — wenn sie dich nur aus Mitleid liebte, nur um dir einen Schimmer Glück für deine Einsamkeit zu schenken? . . . Die Vernunft hieß ihn korrekt neben der schönen Frau gehen. Editha machte eine Wendung und streifte ihn mit ihrem Atem. Er spürte den Duft ihrer Haare. Seine Sinne verwirrten sich. Aber er dachte: Nein, was kommt nachher? Die Enttäuschung. Der Schluß konnte doch nur Disharmonie sein. Und wenn's wirklich Liebe wäre, dann würde er sich Schmerzen aufladen, die der Rausch der Stunde nicht lohnte. Er mußte ja wieder zurück ins Joch. Und sie durfte ihm niemals für die Ewigkeit gehören. Sein Kopf war müde. Er bat sie umzukehren. Sie sah ihn sehnsüchtig an. Aber er blickte fort. „Harry!" Sie nahm seine Hand und hielt sie lange, lange. Schließlich sagte er: „Kommen Sie, gnädige Frau!" Da fühlte sie sich zurückgestoßen gerade in dem Augenblick, als die Leidenschaft sie ergriff.

Schweigend gingen sie heim.

Aus dem Hotelsaal drang ihnen Musik entgegen. Man tanzte. Es war der letzte Ball der Saison. Das Auskehrfest. Editha sah durch das Fenster in das Gewühl. „Kommen Sie, Harry! Wir wollen noch einmal, nur



noch ein einziges Mal tanzen." — „Ich bedaure, gnädige Frau, ich kann nicht tanzen." — „Aber ich erinnere mich, daß wir früher viel zusammen getanzt haben." — „Ja, früher. Aber jetzt nicht mehr. Ich bin alt." — „Unsinn! Unsinn!" Sie zog ihn fort. Mitten hinein in die Schar der Tanzenden zwang sie ihn, und indem sie sich an ihn lehnte, begann sie schon, sich im Takt der Musik zu wiegen, und fühlte, wie berauschend es war, über die glatte Fläche des Parketts zu gleiten. Sie schloß die Augen und träumte, sie sei wieder jung und tanzte zum erstenmal mit dem Referendar Lindstedt auf dem Hausball bei Legationsrat Wallenberg. Ich liebe dich — ich liebe dich! so sangen die Geigen. Wir wollen glücklich sein! Einmal — einmal, tirilierten die Flöten. Dazwischen schluchzte ein Cello wie von verhaltenen Tränen. Der Walzer nahm kein Ende. Was war das für eine Melodie? Richtig, sie erinnerte sich: „Si l'amour meurt."... Ein Schwindel erfaßte Editha. Sie mußte sich setzen. Harry brachte ihr ein Glas Limonade. Der Badedirektor verwickelte sie in ein Gespräch. Er stellte ihr ein paar Herren vor. Man war auf ihre reife Schönheit aufmerksam geworden. Man sagte ihr Komplimente. Aber sie blieb gleichgültig gegen alles. Ihre Blicke glitten an den Wänden entlang, bohrten sich in die tanzenden Reihen, suchten Harry, der verschwunden war. Sie begriff es nicht, stand auf und ging in die Nebenräume. Auch dort war er nicht. Eine Schar von Herren folgte ihr. Sie behandelte jeden, der ihr nahte, liebenswürdig, aber kühl. Als ein junger Fant sie zur Française bat, dankte sie und ging in ihr Zimmer hinauf, Unwohlsein vorschützend.

Indessen irrte Harry im Wald, der sich am Meer entlang zog, und wehrte sich gegen die süße Torheit, die sein Herz gefangenzunehmen drohte. „Nein, nein!" rief er in den Sturm. „Es ist zwecklos." — „Aber warum nicht genießen, was das Leben bietet? Es ist ohnehin kärglich genug. Warum nicht Feste feiern und glücklich sein?" lockte die andere Stimme dagegen. „Nein, nein!" schrie er. „Nachher kommt ja doch wieder der Alltag, das Provinznest mit seinen Kleinigkeitsorgen." So ging er bis zum Morgengrauen hin und her, während der Sturm das Meer aufpeitschte. Alle Sterne waren verschwunden. Düstere Wolken verhüllten den Himmel. Ein kühler Regen ging hernieder. Und wenn die kahlen Zweige der Bäume, die leise tropften, Harrys Stirn streiften, glaubte er, daß Tränen seine Wange hinabrannen.

Als er heimkam, schlief er — übermüdet, wie er war — bis Mittag. Dann sah er Editha wieder. Sie berührte den gestrigen Vorfall mit keinem Wort. Seine Zurückhaltung gebot ihr Schweigen, und sie tat, als ob nichts geschehen sei. Nach dem Diner promenierten sie im Garten unter den fast entlaubten Bäumen. Der Sturm hatte über Nacht gut aufgeräumt. Aus der Ferne klang die Kurmusik herüber. Es war das Abschiedskonzert. Ein Teil der Tische und Stühle war bereits fortgestellt. Die Kellner standen gelangweilt umher, ungeduldig das Ende der Saison herbeiwünschend — es gab ja doch nichts mehr zu verdienen! Der Wind blies, so daß die Hoteltüren lärmend auf und zu klappten. Wie ungemütlich war es! Vergeblich suchte die Baronin Harry aufzuheitern. Schließlich sagte er: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich langweile Sie heute, darf ich mich zurückziehen?" — „Nicht doch! Ich würde so gern diese letzten Herbsttage heiter und fröhlich mit Ihnen verleben."

„Und dann?"

„Das ist gleichgültig."

„Vielleicht für Sie — aber nicht für mich."

„Sie sind ein Tor!" Ihr Lächeln wurde hart.

„Ja, ich habe nicht den Mut zum Glück."

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander. Als sie am Springbrunnen vorüberkamen, wo die Musik lauter zu ihnen herüberklang, bemerkte Editha am Rand des Wasserbeckens eine späte Rose. Sie betrachtete zärtlich den blassen Schimmer der Blüte. Aber sie wagte sie nicht abzupflücken. Vielleicht erfreuten sich noch andere Menschen an dieser letzten Gabe des Sommers, oder vielleicht kam der Frost über Nacht und tötete sie, ehe sie noch den duftenden Kelch recht entfalten konnte. Schade — jammerschade! dachte Editha. Dann wandte sie sich an Harry: „Also — nun werden Sie wieder zurückkehren in Ihr Provinznest. Und Sie werden Ihre Mutter pflegen. Und Ihre beiden Schwestern werden Sie verwöhnen. Und Sie werden Akten lesen und Gerechtigkeit sprechen im Namen des Gesetzes und sich sehr wichtig vorkommen. Ach, Herr Amtsrichter, und das heißt dann Leben!"

„Warum spotten Sie?"

„Ich spotte meiner selbst ebenso. Ich fahre heim — wohl und gesund! Und ich sinne über einen Jugendtraum."

„Sie tun unrecht. Warum allzuviel begehren? Das Schicksal ist sehr gütig gegen Sie."

„So?" —

„Ja, und wenn's nicht ist."...

„Wenn's nicht ist — wenn ich mit 38 Jahren noch eine Sehnsucht habe? Wenn es Herbst geworden ist, ohne daß ich einen Lenz genossen habe?"

„Vergessen Sie nicht, daß im Herbst schon wieder die Knospen für das nächste Frühjahr ansetzen, direkt unter den alten Blättern, die jetzt braun und welk abfallen." Indem Harry nach dem Strand deutete, wo Mädi spielte, fuhr er fort: „Dort wartet Ihr Kind. In Ihrer Tochter wird Ihr Herz aufblühen, wieder jung werden. Und mehr noch. Sie können sich alle Erfahrungen zunutze machen und das Leben Ihres Kindes schöner gestalten, als das Ihrige war. Sehen Sie, das ist Glück. Aber ich muß darauf verzichten. Ach, wie beneidenswert seid Ihr Frauen!"

Harry schwieg. Sie sah seine blassen, schmalen Lippen, die sich fest aufeinanderpreßten. In seinen Augen war der Glanz erloschen. Er tat ihr unsagbar leid. Sie fühlte, wie eine Träne langsam aufstieg, das Auge füllte, hinabrollte. Sie wandte sich fort, um ihre Wehmut zu verbergen. Dann gab sie ihm die Hand und sagte: „Leben Sie wohl!" Nichts mehr. Sie ging zum Hotel und schickte das Zimmermädchen an den Strand, um Mädi zu holen. Sie wollte mit dem nächsten Zug abreisen. Noch einmal schaute sie aufs Meer, das im Glanz der untergehenden Sonne matt wie ein Opal blinkte. Sie dachte an ihr Heim, an ihren Mann, an ihr Kind. Mit Dankbarkeit. Mit Rührung. Als sie die Koffer packte, drangen die letzten Töne der Kurmusik durch das offene Fenster zu ihr herauf. Es war das Finale von Beethovens Neunter Sinfonie. Stark und groß kamen die Klänge. Jubel und Freude lagen darin, Kampf und Sieg. Aber im Leben . . .?



Die Zukunft der Mongolei.

Von Hermann Consten. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Seit einer Reihe von Monaten verfolgen die europäischen Kabinette die Vorgänge in China mit dem größten Interesse, das nur durch die Balkankriege etwas abgeschwächt war. Nie, sollte man meinen, war die Not einer Regierung in China größer als die Juanschikais; an allen Enden des Reiches stehen mächtige Feinde, jeden Moment der Schwäche wahrnehmend, so England in Tibet, Japan in der Mandschurei — jetzt seine Krallen nach der inneren Mongolei ausstreckend, die es als Interessensphäre betrachtet — und Rußland in der äußeren Mongolei, alle drei einmütig nach dem gleichen Rezept arbeitend. Nun ist Juanschikai seit einigen Wochen der erste anerkannte Präsident der chinesischen Republik, gebunden durch den furchtbaren Eid, den er seinerzeit auf Betreiben der Südpartei leisten mußte. Der Monarchist Juanschikai wurde, um sein Vaterland zu retten, der Führer der Republikaner. Dieser Eid aber und seine Folgen machten den starken, selbstbewußten Führer der Nordtruppen über Nacht zum alten Mann. Die Diplomaten der ganzen Welt beglückwünschten den ersten Präsidenten der chinesischen Republik. Der gealterte Juanschikai wird wissen, was er von diesen Wünschen zu halten hat. Rußlands Diplomaten hatten in der Mongolei im letzten Jahr anfangs große Erfolge zu verzeichnen. Es gelang ihnen, eine Art Pufferstaat zu gründen, an dessen Spitze der mongolische Gott Huchtuchtu — um jeden Streitigkeiten zwischen den mongolischen Fürsten vorzubeugen — von Rußland gestellt wurde. Wie ich schon im vorigen Jahr hier an der gleichen Stelle andeutete, hatte Huchtuchtu sich in aller Stille auf das Kommende mit Hilfe der russischen Konsuln gut vorbereitet. Die chinesischen Gouverneure glaubten es nur mit den Chalchanmongolen zu tun zu haben, als Rußland aber die Mongolen sofort offen unterstützte, verließen die Gouverneure von Urga und Uljasutai mit ihren erbärmlichen Truppen das Land, nur Kobdo mit seinen 6000 Einwohnern leistete unter Führung des Surgan Bau Widerstand und wurde dem Erdboden gleichgemacht; unter Raub und Mord sank die schönste Stadt der äußeren Mongolei in Asche. Die Reste der Chinesen, 870 Mann, wurden mit Surgan Bau durch den Tschuiskitrakt unter Kosakenbedeckung durch Sibirien abgeschoben. Die Mongolei war frei. Am Olandaba stehen Makourschap und Bairtaischen mit ihren Räubern und den mit Chinesenblut bemalten Fahnen, sie decken den Weg nach Kobdo und wehren den in dem befestigten Lager am Zagantonké stehenden Chinesen den Eintritt in das



Der Verfasser mit Zezen-beesé,
dem mongolischen Generalgouverneur von Uljasutai und Kobdo.

neugegründete Reich. Die Mongolen träumten von einem Zusammenschluß aller lamaistischen Völker; unter diesem Gesichtspunkt kam auch der Freundschaftsvertrag mit Tibet zustande, obwohl Huchtuchtu und der Dalai-Lama persönlich seit dem Jahr 1905 Todfeinde sind. Bei einer Fürstenversammlung legte ich den Fürsten die Frage vor — im russisch-mongolischen Vertrag sind nämlich die Grenzen des neuen Chalchanreiches nicht bestimmt — wen denn eigentlich Huchtuchtu als seine Untertanen beanspruche; und prompt erhielt ich die Antwort: „Alle, die an ihn glauben". „Also auch die russischen Buräten am Baikal", folgerte ich. Ein verschmitztes, vielsagendes Lächeln war die einzige Antwort, die ich erhielt. Die Fürstenversammlung setzte sich übrigens aus ganz interessanten Köpfen zusammen.



Tam-ding-zurun,
der Höchstkommandierende in der Mongolei.

Da war Dalama-zeren mit seinem unbeugsamen Sinn und Tschalchensen-gigen (Portr. S. 1923), der zweite Gott der Mongolen, der im Gegensatz zu Huchtuchtu sich streng an die Vorschriften seiner Religion hält; er ist der einflußreichste Mann der Mongolei. So weiß er z. B., sobald die Seele des Huchtuchtu den irdischen Körper verläßt, in welchem neugeborenen Kind diese Seele wieder auf Erden zurückgekehrt ist. Er ist also der eigentliche Gottmacher und wohl für später auch Kaisermacher der Mongolen.

Auch Mingbau, der Befehlshaber der Mongolen beim Sturm auf Kodbo (Abbild. untenst.), ist eine hervorragende Persönlichkeit. Dieser flüchtige Mandschuprinz aus der Dynastie Juan — unter Führung seiner Familie eroberten die Chailarmongolen sich einst den chinesischen Kaiserthron — war der einzige Mann der mon-



Mingbau (×), Befehlshaber der Chalchanmongolen, säubert die Straßen Uljasutais von mongolischem Raubgesindel.



Die schönste Frau in Uljasutai, Gattin eines Chinesen, in ihrem kostbaren Kopfschmuck.

golischen Armee, der sich nach dem Sturm auf Kobdo nicht an der Plünderung der Stadt beteiligte, sondern, während drinnen in der Stadt alles raubte und mordete, ruhig in einem chinesischen Garten saß und — eine frische Gurke nach der andern verzehrte.

Zezen-beese (der weise Fürst), der erste jugendliche mongolische Generalgouverneur von Uljasutai und Kobdo, fällt durch seinen feingeschnittenen Kopf auf (Portr. S. 1919). Er zwang den chinesischen Gouverneur von Uljasutai, ohne einen Schuß zu tun, die Stadt und Festung zu übergeben.

Aber die Träume von einem großmongolischen Reich zerplatzten wie Seifenblasen. Rußland wurde der maßgebende Faktor in der Mongolei.

Zwei Parteien kämpfen heute um die Vorherrschaft; die kleinere, aus der nächsten Umgebung Huchtuchtus bestehend, ist in ihrer Hilflosigkeit für einen völligen Anschluß an Rußland, die andere unter Herzog Dalama-zeren — der sich seiner politischen Gegner mit gut wirkendem Strychnin entledigt — will von einer Unterwerfung unter Rußland nichts wissen und strebt nach einer völlig unabhängigen Mongolei.



Das neue Heiligtum in Urga.

heute den ganzen Krieg, sie haben längst schon genug vom konkurrenzlosen Handel der Russen. Nach der Vertreibung der Chinesen aus Uljasutai — Urga kam für dergleichen Experimente noch nicht in Betracht, und in Kobdo gab es nur Tote — stieg der Preis des Päckchens Tabak von 25 Kopeken auf 1 Rubel 60 Kopeken, die Platte Tee von 90 Kopeken auf 2.50 Rubel, obwohl die russischen Händler die ganzen Warenbestände der Chinesen für ein Spottgeld aufgekauft hatten. Wollte aber ein chinesischer Kaufmann seine Ware nicht für ein Spottgeld losschlagen, so wurde durch einen geschickt inszenierten kleinen mongolischen Ueberfall nachgeholfen, und der arme geängstigte Zopfträger dankte dann noch dem russischen Käufer, daß er ihm seine Vorräte abnahm.

Große russische Firmen haben den Verlust der letzten Jahre mit einem Schlag eingebracht, der Reinverdienst einer einzigen Firma durch Aufkauf von in Kobdo geplünderter Ware betrug 100 000 Rubel innerhalb acht Tage.

Heute besteht kein fremder Handel in der Mongolei mehr. Rußlands Bestreben geht dahin, in der Mongolei jeden fremden Handel auszuschalten, in seiner Hand alle Eisenbahn- und Telegraphenlinien zu vereinigen und seinen Untertanen eine absolute Monopolstellung zu sichern.



Die Kerntruppen der mongolischen Armee.

Die Fehler der russischen Konsuln — die sich stellenweise schon als alleinige Herren der Mongolei betrachten — und das jeder Beschreibung spottende eigensüchtige Vorgehen russischer Händler leisten der Partei des Dalama-zeren große Dienste. Die russischen Händler dachten nur an den Augenblick, sie nützten die Situation gründlich aus. — Die Mongolen verfluchen

Huchtuchtu, der mit Rußland steht und fällt, bewilligt alles, was das russische Generalkonsulat in Urga von ihm verlangt. Er läßt zurzeit den neuen Maidar in Urga (Abb. obenst.) durch chinesische Handwerker



Die Russen suchen sich die Schürfrechte in den Goldfeldern und in jenen Gegenden, wo Halbedelsteine vorkommen, möglichst schnell zu sichern; auf den großen mongolischen Seen erhalten sie das alleinige Fischereirecht usw. Aber alle diese Leute haben größtenteils kein Betriebskapital, was dabei herauskommen wird, liegt klar auf der Hand. — Der größte Teil der Mongolen ist heute schon längst mit der Lage der Dinge unzufrieden und sehnt wieder die alten friedlichen Zeiten herbei, wo sie ihren Tabak für 25 Kopeken und ihren Tee für 90 Kopeken vom Chinesen kaufen konnten. Aber was einmal war, kehrt nicht wieder. Auch haben



Tschalchensen-gigen,
der einflußreichste unter den mongolischen „Göttern".

bauen. Im Innern steht eine etwa 40 Meter hohe vergoldete Buddhafigur, rings umgeben von einer mächtigen Sonne, aus kleinen vergoldeten Buddhas bestehend. Verstohlen flüstert sich das Volk zu, daß Bogdo-gigen Huchtuchtu am Tag der Fertigstellung des Tempels wieder sehend würde.

Von Politik und der Tragweite ihrer Handlungen hat er und seine Minister keine Ahnung. Auch finanziell hat Rußland die Mongolei einstweilen fest in Händen. Die neue mongolische Regierung erhielt von Rußland ein Darlehn von zwei Millionen Rubel zur Ausrüstung der mongolischen Armee, an deren Spitze der verschlagene Tamding-zurun (Portr. S. 1920) steht; von der ersten Zahlung, 100000 Rubel, bekam die Armee 5000 Rubel, das übrige war unterwegs an verschiedenen Händen klebengeblieben. Die Jagd nach Konzessionen ist wie immer an der Tagesordnung.



Junge mongolische Frau von zwanzig Jahren im Festschmuck.

die Chinesen unter den Frauen der Mongolei viele Anhänger. Bekanntlich darf die Chinesin ihr Land nicht verlassen, deshalb heiraten die Chinesen in der Mongolei Mongolinnen oder leben mit ihnen in freier Ehe, obwohl sie sehr häufig schon eine oder zwei Frauen zu Hause haben. Diese mit den Chinesen lebenden Mongolinnen wurden etwas gewaltsam zu Witwen gemacht, selten gelang es der Mongolin, ihren Mann oder Liebsten zu retten und zur Flucht zu verhelfen.

Alle diese Frauen — und in jeder Familie gibt es wenigstens eine solche — sind glühende Verehrerinnen des Chinesentums und ein nicht zu unterschätzender Machtfaktor. Originell ist die Tracht und der Kopfputz der mongolischen Frauen. Schweren Silberschmuck, manchmal 80 Pfund schwer, mit rohen Rubinen, Smaragden und geschliffenen Korallen bedeckt, tragen sie auf dem Kopf, in den Ohren und auf der Brust. Die Haare werden fächerförmig durch silberne, mit Edelsteinen verzierte Spangen auseinandergehalten. Das Ganze wird durch eine spitze Zobelmütze, die kokett schiefsitzend auf der silbernen Krone balanciert, gekrönt. All diese Herrlichkeiten schenkten die Chinesen ihren mongolischen Frauen und Freundinnen mit vollen Händen, und jetzt ist dies einstweilen alles vorbei.

Aus dem vorhergesagten geht hervor, daß man heute schon nicht mehr von einer Zukunft der Mongolei reden kann. Die Mongolen sind durch jahrhundertelange Knechtung, durch ihre Religion, durch ihre vollständige Unerfahrenheit in politischen Dingen unfähig, sich selbst zu regieren. Um sich von China zu befreien, haben sie sich selbst auf Gnade und Ungnade ohne Besinnen an Rußland ausgeliefert.

Rußland ist heute schon — die wichtigsten Plätze sind von russischen Kosaken besetzt — der eigentliche Herr im Land und wird es wohl auch bleiben.

Die ersten Moden für den Winter.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Pelz genug gibt es an den augenblicklichen Neuschöpfungen der großen Pariser Schneider. Aber seine Verwendung ist in diesem Jahr weit weniger winterlich, als wir das im letzten Jahrzehnt der großen Pelzmäntel und Jacken gewöhnt waren. Eigentlich findet man nur Pelzbesatz und kleine Pelzhüllen. Aber es ist leicht möglich, daß größere Kleidungstücke ganz aus Pelz im Lauf des wirklichen Winters noch in die Erscheinung treten werden. Dagegen liebt man es, Jacken, Mäntel und ganze Kostüme aus schwerem sogenanntem englischem, d. h. Wollsamt herzustellen.

Abb. 1 zeigt ein solches Straßenkostüm aus pflaumenblauem Wollsamt mit Zobelverbrämung am kleinen Schulterkragen und an den langen Aermeln. Die hochsteigende Jacke, in sich selbst eine Merkwürdigkeit der herrschenden Mode, ist vorn mit Verschnürungen von pflaumenblauer Seidenschnur geschlossen. Der Hals bleibt frei. Das ganze Kleid ebenso wie der begleitende kleine pflaumenblaue Samthut mit der einseitig erweiterten und hochstrebenden Randform, von der die Garnierung aus Zobelschwänzen absteht, trägt den Stempel eleganter Einfachheit. — Mehr in das Gebiet gewollter Originalität schlägt das Straßenkleid auf Abb. 7, das ebenfalls zu den ganz neugeschaffenen halshohen Kleidern gehört. Auffallend ist die hier weit, beinah bis zu den Knien über den glatten, geraden rostbraunen Tuchrock in einem angekrausten Schoß niederreichende Jacke aus weichem Wollstoff, der schottisch gemustert ist, in einer von Blau durchsetzten Zusammenstellung aller mit Rostbraun verwandten Schattierungen von Rot und Gelb. Die runde Gürtelung, die lose Blusenform der hochkragigen Jacke, die dreiviertellangen Aermel, die mit langen, nachlässig emporgestreiften lichtgelben schwedischen Handschuhen vervollständigt werden, sind ebenso modern wie die kleine Fuchshülle für Hals und Schultern und die perlengestickte Handtasche, ja selbst der kleine Chinesenhund an der langen Kette, der zu den modernsten unter den Schoßhunden der Pariserin gehört. Auch das kleine, weiche, ringsum emporgebogene rostbraune Filzhütchen mit der rotgelben, steif abstehenden Schleifenzier ist sehr zeitgemäß und hat viele Geschwister auf den Straßen von Paris. — Eine Art Straßenkleid, wie es unter einem hochgeschlossenen der spitz ausgeschnittenen dreiviertellangen Mäntel getragen wird, zeigt Abb. 4. Es erscheint fast sommerlich im Material: Weinrote Taftseide und weißer Tüll. Aber derartige Kleider werden vielfach geschaffen, da sie unter dem kurzen Mantel den ganzen Winter über getragen werden sollen. Sie sind für die überheizten Räume



Phot. Manuel.

1. Pflaumenblaues Straßenkleid
aus Wollsamt.

der Ausstellungen, Teehäuser, Empfänge, kurz aller nachmittäglichen Unterhaltungen, die man im Straßenkleid besucht, geeigneter als andere Jackengewänder aus Wollenstoffen, die nach Abnehmen der Jacke als Bluse und Rock nicht sehr elegant wirken. Die Jacke an diesem Gewand ist freilich nur vorgetäuscht, und zwar durch die Schöße und die vordere Kreuzung des Mieders; aber man glaubt doch an sie. Die



Phot. Reutlinger.

2. Elegante Abendtoilette aus Goldbrokat.



Phot. Reutlinger.

3. Schlichte Abendtoilette aus schiefergrauem Seidenvoile.

lässig umgeschlungene Schärpe, weinrot und dunkelsmaragdgrün gestreift, bringt noch eine besondere Note in das Kostüm, die durch die hinten auf dem schmalen Rand des runden Tafthütchens hochstehende Reihergarnierung unterstützt wird. — Auf Abbildung 5 sieht man ein Kleid dieser Art, nur eleganter. Schwerer Blaufilberfuchsbesatz umsäumt die Jackenschöße nachahmende Tunika von schwerem Silberbrokat mit pfauenblauem Grund. Eine gleiche umrandet den spitzen,

von einem klaren Tülleinsatz ausgefüllten Ausschnitt. Schulterkragen und lange durchscheinende Aermel sind aus silbergesticktem Tüll. Eine Silberrose nestelt im Kreuzungspunkt des Ausschnittes. Der nachschleppende, unter der Tunika vorn nur gerade als schmaler Streif sichtbar werdende kurze Ueberwurf des geraden runden lichtpflaumenblauen Atlasrockes ist wieder aus Brokat. Die originelle Hutmütze besteht aus pflaumenblauem Samt mit Pelzumrandung anstatt des Randes und einem vorn hochstrebenden bläulichen Marabustutz. — Ein drittes Modell der gleichen modernen und sehr eleganten Frauengewandung zeigt Abbildung 6. Aber das hier sichtbar werdende Kleid aus fleischfarbenem Atlas mit kunstvoll gerafftem, fußfreiem Rock und der Jacke von rosagrundigem, in Goldornamenten gepreßtem Samt mit der schmalen Umsäumung des Vorderausschnittes durch weißen Hermelin ist ungleich jugendlicher als das vorgenannte Kleid. Der runde



Phot. Manuel.

4 Nachmittagskleid aus Taft mit Jackenimitation.



Phot. Zeliz.

5. Nachmittagskleid aus blauem Atlas und Brokat.



Phot. Manuel.

6. Jugendliches Nachmittagskleid
in Rosa, Rot und Gold.

Gürtel ist aus rubinrotem Samt. — Nicht nachmittags, sondern abends wird dagegen der Anzug auf Abb. 3 getragen — trotz seiner verhältnismäßigen Einfachheit vom Nachmittagsgebrauch durch die Art seiner Schleppe ausgeschlossen. Diese ist nicht ein schmaler Schweif wie ihre Kolleginnen der letzten Jahre, sondern entwickelt sich schlicht aus den weiten Falten des im Gürtel eingekrausten weichen Seidenvoilegewandes von lichtschiefergrauer Farbe. Keine Raffung im Rock; nur die hohe Gürtelung durch eine Silberschnur und der Spitzenkragen um den mit einem Tülleinsatz ausgefüllten Ausschnitt stempeln das Kleid zu einer Schöpfung dieser Zeit. Ebenso wie die langen, glatten Aermel, die mit über die Hände fallenden Spitzenmanschetten endigen, und der Hut in seiner charakteristischen Form und Garnierung. — Abb. 2 zeigt ein Abendgewand großen Stils, das mit dem vorn um die Füße gewickelt erscheinenden, hinten lang und schmal schleppenden, in der Hinterbahn stark gebauschten Rock und dem tief ausgeschnittenen Mieder sehr modern ist. Der Stoff ist amethystfarbener, golddurchsetzter Brokat. Das Mieder besteht wie bei allen Kleidern dieser Art eigentlich nur aus den beiden über die Schultern fallenden und die Aermel bildenden Stoffklappen. Im Rücken bildet es in schlichter Kreuzung eine beinah den Gürtel erreichende Spitze. Vorn ist ein schmaler Streifen von gefälteltem lila Tüll als Mittelstück zwischen die beiden Schulterteile geschoben. Klementine.



Phot. Géniaux.

7. Modernes Straßenkleid
auf abstechender Jacke.

Bilder aus aller Welt.

Mark Aurel v. Fodroczy,
Agram, wurde zum Chef der inneren Abt. der kroatisch-slawonisch-dalmatinischen Landesregierung ernannt.

Zum Vizebanus und Chef der inneren Abteilung der kroatisch-slawonisch-dalmatinischen Landesregierung wurde Mark Aurel von Fodroczy in Agram ernannt.



Geh. Justizrat L. Pescatore †
Neuwied, bekannter Jurist.

In Neuwied starb einer der geachtetsten und bekanntesten Juristen, der Geheime Justizrat Ludwig Pescatore.



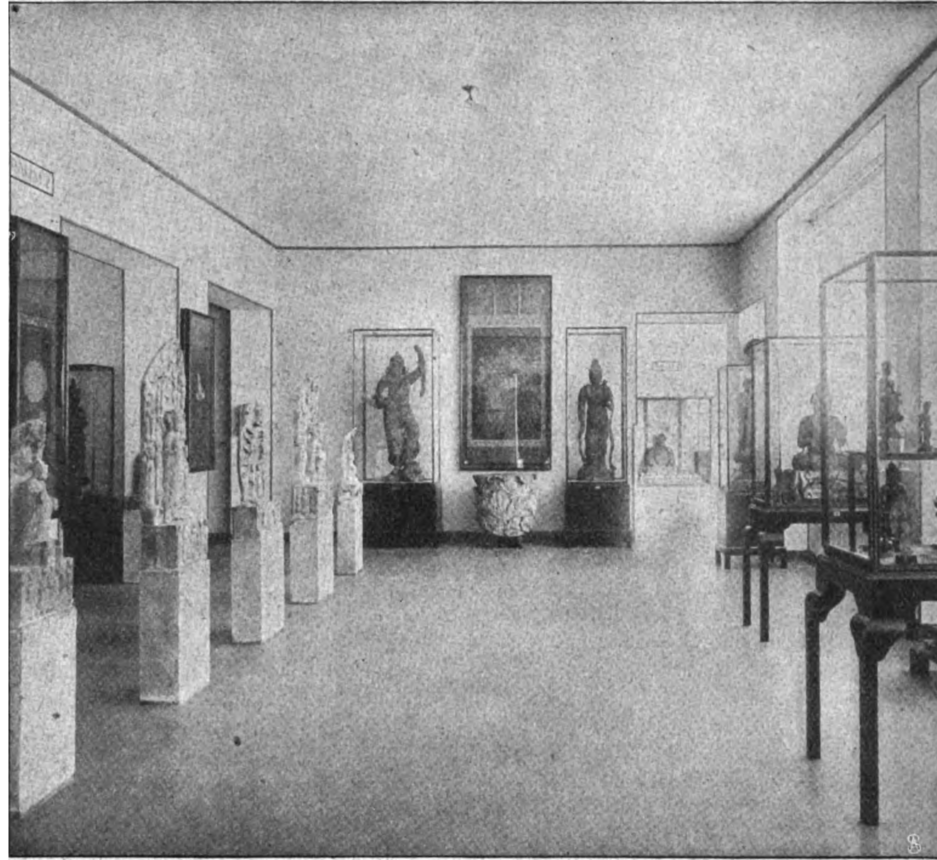
Phot. Erfurth.

Kgl. Hofschauspieler Gunz, Dresden,
feiert sein 25jähr. Bühnenjubiläum.



Oberst z. D. A. v. Wülcknitz zu Bernburg,
Dessau, begeht sein 75jähriges Jubiläum der Zugehörigkeit zur preußischen Armee.

Der Kgl. Hofschauspieler Gunz in Dresden beging das 25jähr.



Blick in einen der Säle.



Eine Buddhastatue.

Aus dem von Professor Adolf Fischer in Köln begründeten Museum für ostasiatische Kunst.

Alice Guszalewicz,
Köln, wird die Kundry bei der ersten Parsifal-Aufführung in Madrid kreieren.

Jubiläum seiner ununterbrochenen Mitgliedschaft an der Dresdner Hofbühne.

Der Oberst z. D. und Rittergutsbesitzer Adalbert von Wülcknitz zu Bernburg feiert in wenigen Tagen das seltene Jubiläum seiner 75jährigen Zugehörigkeit zur preußischen Armee.

In Köln wurde das Museum für ostasiatische Kunst eingeweiht, dessen Begründung dem bekannten Sammler Prof. Adolf Fischer zu danken ist. Die Sammlungen Fischers bilden den Grundstock des reichhaltigen Museums.

Die Kammersängerin Alice Guszalewicz, die ausgezeichnete Wagnersängerin der Kölner Oper, ist eingeladen worden, in Madrid bei der ersten Aufführung des Parsifal die Kundry zu kreieren.

Direktor Frido Grelle, der Leiter des Theaters in Zwickau, beging sein 25jähriges Bühnenjubiläum. Grelle war Bonvivant am Leipziger Stadttheater.

Fräulein Sarsen ist eine erfolgreiche Liedersängerin, die zu schönen Hoffnungen berechtigt.

Schon früh widmen sich die Kinder aus Fürstenhäusern dem Reitsport. Unser Bild zeigt jugendliche Gäste am Koburger Hof bei einem Morgenritt im Veilchental bei der Feste Koburg.

In voller geistiger und körperlicher Frische feierte Gräfin Agathe Breunner-Enkevoirth, geb. Gräfin Szechenyi von Sarvar und Felsoe-Videl, auf Schloß Grafenegg in Niederösterreich ihren 80. Geburtstag. Der Feier wohnte auch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen bei.

Hofrat Prof. Dr. O. Thiergen, der verdiente Studiendirektor des Königl. Sächsischen Kadettenkorps, ist in Dresden verstorben.

Einer der Führer der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Oekonomierat Vibrans, Berlin, beging seinen 70. Geburtstag.

Eine Erfindung zur Verhütung von Grubenunglücken haben Geh. Reg.-Rat Dr. Haber und



Direktor Frido Grelle,
Zwickau, beging sein 25jähriges Bühnenjubiläum.



Frl. Ellen Sarsen,
Berlin,
eine erfolgreiche Liedersängerin.



Hofphot. Uhlenhuth.

Prinzessin Maria Kyrillowna von Rußland. Prinzessin Kira Kyrillowna von Rußland. Prinz Alvaro von Spanien.

Fürstenkinder zu Pferde: Ein Spazierritt im Veilchental bei der Feste Koburg.



Phot. Schuhmann.

1. Graf Andor Zichy. 2. Gräfin Hilda Herberstein-Breunner. 3. Sr. Kgl. H. Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen. 4. Fürstin Auersperg-Breunner. 5. Erbprinzessin Ratibor-Oettingen. 6. u. 7. Deren Töchter. 8. Gräfin Breunner. 9. Herzog von Ratibor. 10. Mrs. John Whitehead-Breunner. 11. Gräfin Coudenhove-Breunner. 12. Graf Herbert Herberstein. 13. Graf Karl Stubenberg. 14. Mr. Robert Whitehead. 15. Frau Georg von Trapp-Whitehead. 16. Fürst Auersperg. 17. Graf Cuno Coudenhove. 18. Herzogin von Ratibor. 19. Bischof Graf Széchenyi. 20. Georg von Trapp. 21. Mrs. John Whitehead. 22. Mr. John Whitehead. 23. Mlle. Mellier. 24. Graf Domonkos Széchenyi. 25. Erbprinz von Ratibor. 26. Miß Joan Whitehead. 27. Prinzessin Elisabeth Croy. 28. Prinzessin Schönburg-Auersperg. 29. Prinz Adolf Auersperg. 30. Prinz Hans Ratibor. 31. Miß Mary Whitehead. 32. Gräfin Stubenberg-Breunner. 33. Gräfin Marie Agathe Stubenberg. 34. Prinzessin Margarethe Ratibor. 35. Prinz Karl Auersperg. 36. Prinzessin Elenore Auersperg. 37. Prinzessin Johanna Auersperg. 38. Prinz Alexander Schönburg. 39. Graf Viktor Széchenyi. 40. Mr. Frank Whitehead. 41. Graf Lajos Széchenyi.

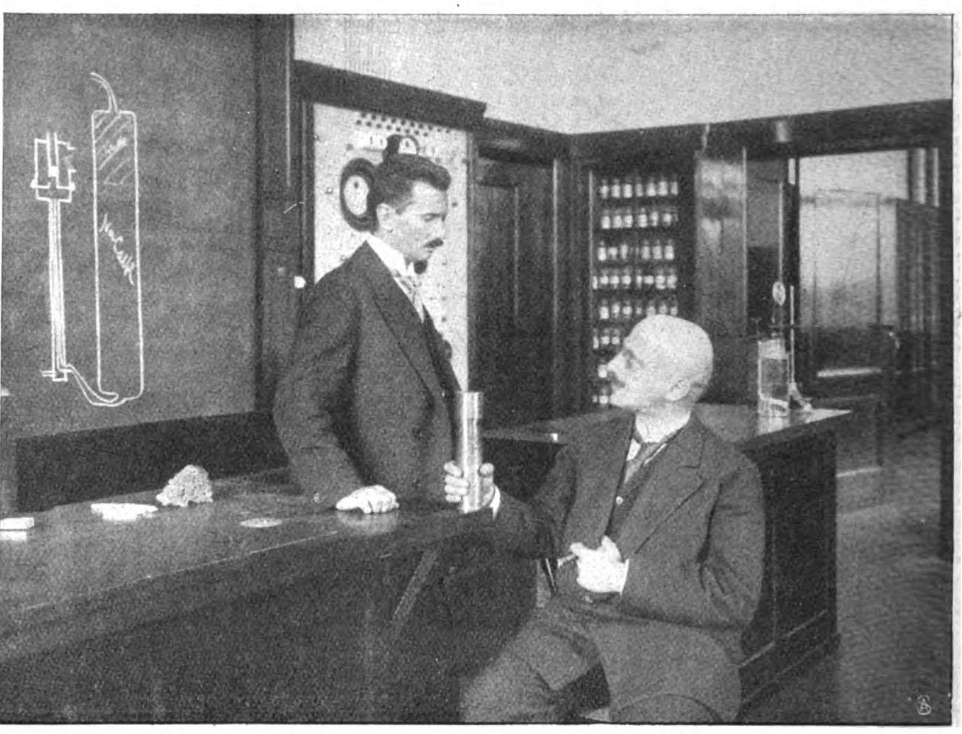
Die 80. Geburtstagsfeier der Gräfin Agathe Breunner-Enkevoirth auf Schloß Grafenegg.

Hofrat Prof. Dr. Thiergen †
Dresden, Studiendirektor des Kgl. Sächs. Kadettenkorps.

Dr. Leiser gemacht. Die sogenannte Grubenpfeife zeigt durch warnendes Pfeifen das Vorhandensein oder Entstehen explosibler Gase an.



Oekonomierat Vibrans,
Berlin, ein Führer der deutschen Landwirtsch.-Ges., wurde 70 Jahre.



Die Erfinder Geh. Reg.-Rat Dr. Haber (rechts) **und Privatdozent Dr. Leiser.**
Ein neues Rettungsgerät für Bergwerke: Die Grubenpfeife.

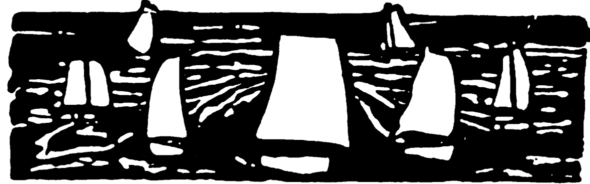
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 46. Berlin, den 15. November 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1931
Der Markt der Töne. Von Hans Brennert	1931
Der Ratsweinkeller. Von Johannes Trojan	1934
Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg. (Mit 5 Abbildungen)	1936
Unsere Bilder	1937
Die Toten der Woche	1938
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1939
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1947
Pelzwaren und Pelzmoden. Von Oskar Klaußmann	1953
Neue Berliner Schauspielerinnen. Von Paul Felix. (Mit 13 Abbild.)	1954
Das moderne Goldgräbertum. Von Fr. Bock. (Mit 6 Abbild.)	1959
Zwei Menschen und ein Hund. Skizze von H. v. Beaulieu	1962
Sicherheitsdienst auf dem Rhein. Von G. S. Urff. (Mit 11 Abbild.)	1965
Beim Kartoffelkrautfeuer. Von Hanns Fechner	1969
Bilder aus aller Welt	1971



Die sieben Tage der Woche.

6. November.

In München werden zwischen dem König Ludwig III. und dem Kaiser gewechselte, in herzlichem Ton abgefaßte Depeschen veröffentlicht.

Die bayrische Kammer der Abgeordneten nimmt mit allen bürgerlichen gegen die sozialdemokratischen Stimmen den Regierungsantrag an, daß die verfassungsmäßige Voraussetzung für die Beendigung der Regentschaft gegeben sei.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin genehmigt das Entlassungsgesuch des Ministeriums, das jedoch die Geschäfte bis zum 1. April nächsten Jahres fortführen wird.

In Wien hat König Ferdinand von Bulgarien eine einstündige Audienz bei Kaiser Franz Josef.

Die französische Deputiertenkammer nimmt mit 348 gegen 213 Stimmen den ersten Artikel der Wahlreformvorlage an, durch den die Listenwahl mit Vertretung der Minderheiten eingeführt wird.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß dort das russisch-chinesische Abkommen über die äußere Mongolei unterzeichnet worden ist.

Vor dem mexikanischen Hafen Veracruz wird das deutsche Schulschiff „Hertha" durch den Kreuzer „Bremen" abgelöst.

7. November.

Der Kaiser begibt sich zur Jagd nach Königswusterhausen (Abb. S. 1941).

Die Kaiserin trifft auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel ein.

König Friedrich August von Sachsen reist von Sybillenort zur Teilnahme an der Hofjagd nach Königswusterhausen (Abb. S. 1941).

Die bayrische Kammer der Reichsräte gibt einstimmig ihre Zustimmung zur Aufhebung der Regentschaft.

Der in München zusammengetretene bayrische Städtetag sendet ein Huldigungstelegramm an König Ludwig.

Aus Paris wird gemeldet, daß der französische Oberst Largean auf einer zur Angliederung des Sultanats Bocku an das französische Wadaigebiet gegen die Senussi unternommenen Expedition Ain-Gatokko eingenommen hat.

In Havanna wird der mexikanische Präsidentschaftskandidat Felix Diaz von einem Mann namens Guerrew mit einem Messer überfallen. Diaz wird leicht, Guerrew durch einen Revolverschuß schwer verletzt. Beide werden verhaftet.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß der reichsdeutsche Architekt Paul Husch aus Bonn bei Monterey ermordet worden ist.

8. November.

Der Kaiser kehrt von Königswusterhausen nach Potsdam zurück.

In der Münchner Residenz leistet König Ludwig III. von Bayern den Eid auf die Verfassung.

Amtlich wird gemeldet, daß die Unruhen im Neukameruner Bezirk Sembe mit der Ueberwindung des bewaffneten Widerstandes der Eingebornen ihr Ende gefunden haben.

In dem zweiten Krupp-Prozeß vor dem Berliner Landgericht wird der Angeklagte Brandt wegen Bestechung zu vier Monaten Gefängnis, Direktor Eccius wegen Beihilfe zu 1200 M. Geldstrafe verurteilt.

9. November.

Auf dem Fort Spitzberg der Festung Silberberg wird das vom Kaiser für den Jungdeutschlandbund gestiftete Erholungs- und Uebernachtungsheim feierlich eingeweiht.

In Berlin tritt der Preußische Landesverband der Haus- und Grundbesitzervereine zu seinem 17. Verbandstag zusammen.

In Großberlin finden in 31 Bezirken Wahlen der dritten Abteilung zu den Stadtparlamenten statt; in Berlin und Schöneberg gewinnen die Sozialdemokraten je zwei Mandate.

10. November.

Der Kaiser wohnt der Vereidigung der Rekruten in Potsdam bei.

Die erste Division des zweiten italienischen Geschwaders unternimmt eine Kreuzfahrt nach der Levante.

Der militärische Disziplinarrat in Frankreich erklärt, daß sich General Fauri durch Veröffentlichung eines Briefes an den Kriegsminister gegen die Disziplin vergangen habe.

Aus El Paso wird gemeldet, daß 700 Mann Bundestruppen unter Salazar von 1200 Aufständischen unter Acosta bei Santa Clara überrascht und fast völlig vernichtet wurden.

11. November.

Die Rekruten der Großberliner Garnison werden in Gegenwart des Kaisers vereidigt.

Der Markt der Töne.

Von Hans Brennert.

Ungefähr schon seit mehr als einem Menschenalter genießt die Welt unter vielem anderen noch das eine besondere Vergnügen: immer wieder mit neuen unerhörten Geräuschen überrascht zu werden. Mit Neid und Wehmut gedenken wir einer verschollenen Zeit, da Schopenhauer sich noch über das sinnlose und nichtsnutzige Peitschenknallen entrüsten konnte. Heute gibt es schon Menschen, die über die Nervosität, erzeugt durch viel gräßlichere Geräusche, als es Peitschenknallen ist, merkwürdig hinaus sind. Unter anderem ist es ja den Futuristen vorbehalten geblieben, das Rasseln der Eisenbahnzüge und ihr Pfeifen als jubilierend, das Quietschen und Rasseln von Krankettten als majestätisch, das Tuten der Automobile, das Heulen der Dampfsirenen und die nervenzerreißenden Schreie der Fabrikpfeifen als bewußt zu empfinden.

Es ist ein neues Klingen in der Welt, und aus dem, was wir noch als Geräusch empfinden, mag ein musikalisches Genie der Zukunft vielleicht wirklich eine mächtige und erhabene Melodie heraushören, die er uns auf-

zwingen wird: So wie sie Beethoven, seine letzten Sinfonien schreibend, wohl aus den Schlachtgewittern der Zeit vor hundert Jahren heraushörte — Freunde und Feinde durch die olympischen Blitze seiner letzten Musik erschreckend. . . .

Es ist vielleicht wie ein letztes ergreifendes Wehren, daß die Menschen der letzten vierzig Jahre, in denen das gewisse Heulen, Pfeifen, Tuten, Rasseln, Brummen und Donnern anhub und immer mehr anschwoll, immer sehnender sich zur Musik bekannten, zur Musik jener Tage, da über den Häuptern der Menschheit noch keine Flugmotoren brummten und als einziger Klang aus grünen Wäldern das Waldhorn sang oder in kerzenhellen Sälen schwachbrüstige Klaviere titanische Musik wiederzugeben sich mühten.

Tiefer Hunger nach Musik erfüllte die Menschen eines Zeitalters, das sich an die neuen und unerhörten Klänge eines von geräuschvoller Technik durchschrillten Alltags erst gewöhnen sollte — Hunger nach jener Musik, die aus einer von Wohlklängen durchströmten Zeit in unsere Tage herüberschwingt.

Das musikalische Ohr eines Geschlechtes, das die einst schreckhaft empfundene Musik Wagners nun schon als melodisch empfindet, das die differenzierten Melismen Puccinis, Richard Straußens und Debussys aufnimmt, lauscht unbewußt schon auf eine neue Musik, die da kommen soll.

Unsere musikalische ist größer als die theatralische Andacht. Und wenn heute auch alle Weinstuben und Bierhäuser der Weltstadt von leichter Musik widerhallen — eins bleibt bestehen: es wird in Berlin jeden Winterabend in etwa zwölf Konzertsälen künstlerische Musik geboten, aber nicht in zwölf Theatern eine künstlerische Komödie.

Und wenn die Musikkritik bei Saisonbeginn noch so beweglich ihr Lied von der Hochflut der Konzerte immer wieder anstimmt, und wenn noch so sehr auf das musikalische Überangebot gescholten wird: Wir werden immer hungriger. Oder vielmehr: Wir werden eigentlich immer größere musikalische Feinschmecker. Je wilder und schriller die Verkehrsmusik des Alltags wurde, um so wählerischer wurde unser Ohr. Wir lechzen nach immer stärkeren musikalischen Reizen — vielleicht weil wir fürchten, die Musik könne einmal vor dem immer mächtiger werdenden Geräusch der technisch instrumentierten Welt verstummen. Und so sind wir Armen endlich bereit, Musik mit immer schwererem Gold aufzuwiegen — Musik zu kaufen. Musikalische Festwochen, Sinfonien der Tausend, Carusoparoxysmen und die Zehntausende von Konzerten in jedem Winter: sie sind der Boden für eine gigantische wirtschaftliche Neubildung geworden — wir haben in diesem Zeitalter musikalischer Sehnsucht und Umwertung einen Markt der Töne.

Hier müssen Zahlen sprechen.

Es stehen auf dem europäischen Kontinent etwa dreihundert große Konzertsäle, in denen Edelmusik gemacht wird. Und in den Metropolen Europas florieren etwa fünfzig Geschäfte, die sich allein mit der Veranstaltung von Konzerten befassen.

Und ein internationales Musikadreßbuch verzeichnet etwa in Mitteleuropa ungefähr 400 Pianisten, 350 Violinisten, 30 Quartette, 15 Trios, 8 berühmte Orchester und 30 Pianisten, die nur als Begleiter konzertieren. Und es verzeichnet nicht weniger als etwa 220 sogenannte Konzertvereine, die jederzeit mit Vergnügen bereit sind, musikalische Genüsse von hochbegabten Künstlern entgegenzunehmen. Mit Verblüffung sieht man die Reihen berühmter und klangvoller Namen sich zu diesen hohen Ziffern zusammensummieren. Und die Träger dieser Namen schweifen jahraus, jahrein von Stadt zu Stadt, von Hotel zu Hotel, von Land zu Land — nach wohlgelegten Reiserouten und ihre Nerven und ihre Kunst hütend inmitten eines Wirrsals geschäftlicher Zwänge: Sie sind nur einen Tag am Ort und finden einen Saal und eine Gemeinde und einen prompt arbeitenden Billettverkauf, eine eingeladene Kritik, Lorbeerkränze und Soupereinladungen — alles finden sie, ohne sich einander am selben Ort durch Zufall in das Gehege zu kommen.

Und — es gibt keinen Zufall auf dem Markt der Töne.

Es gibt nur einen Impresario.

Nur einen Impresario, einen Manager, einen Tourneeleiter, einen Konzertdirektor.

Nichts spricht deutlicher für den Idealismus auch der Musiker, daß auch sie, deren Kunst sich so leicht in Gold wandelt, sich bis vor geraumer Frist damit begnügten, künstlerisch zu wirken und die Sicherung ihres goldenen Lohnes anderen zu überlassen — ja, diesen anderen zum Entgelt für ihre Arbeit einen großen Anteil am Künstlerlohn zu widmen.

Die Minderheit von Virtuosen, die vor etwa fünfzig Jahren im Konzertsaal die Menschen entzückte, bedurfte noch keinen smarten Manager. Mit der Zunahme der Virtuosen aber wuchs auch das Bedürfnis ihrer geschäftlichen Vertretung, die sehr häufig von solchen Musikern in die Hand genommen wurde, die das rechtzeitig einsahen, es sei besser, sie seien tüchtige musikalische Geschäftsleute als schlechte Musikanten. Sie verwendeten merkantiles Genie auf die Eroberung des Marktes der Töne, und so entstand aus der Summe gewonnener Erfahrungen: der Konzertmakler von heute — die moderne Impresa.

Es wäre — so parador es klingt — beschämend für die Musikanten gewesen, wenn sich die Impresa nicht entwickelt hätte. Das würde geheißen haben, daß der geborene Musiker auch der geborene Geschäftsmann von jeher gewesen sei, wie es ja einige große Musiker auch wirklich waren und sind. Trotzdem und zum Glück ist das künstlerische Glück auch dem Musiker immer höher gewesen als das des irdischen Besitzes. Und er hat sich gern und selbst mit Opfern eine geschäftliche Erziehung gefallen lassen, wenn er sich heut auch von seinen Erziehern bis zu einem gewissen Maß befreien will.

Die moderne Impresa ist also durchaus ein geschichtlich berechtigtes Gebilde, das entstehen mußte, weil der Künstler nun einmal nicht kaufmännisch, sondern künstlerisch geartet ist. Und ohne das tätige Maklertum wäre der Konzertmusiker noch heute ein hilfloses Kind auf dem Markt der Töne. Statt eines allerdings überscharfen Wettbewerbes herrschte die Anarchie. Und die Künstler, so sehr sie heute unzufrieden sind, wären vielleicht noch nicht einmal im Genuß dessen, was sie heute schon haben.

Der moderne Impresario steht in Verbindung mit sämtlichen Konzertvereinen. Er arbeitet für die Künstler, deren negotiorum gestor er ist, die Insertionspläne aus. Er versendet die Zeitungsnotizen und biographischen Mitteilungen. Er unterhält Vertreter an allen Konzertplätzen des Inlandes und Auslandes und sorgt dafür, daß Solisten, Trios, Quartette, Orchester, Sänger und Instrumentalisten in lieblicher Abwechslung die Konzertsäle des Reiches durchziehen. Er schließt die Honorare ab, und zwar meistens höhere, als der Künstler selber er-

zielen würde. Denn wenn es auch ausgezeichnete Künstler gibt, die Honorare zu nehmen wissen, so ist das doch eine zwar gute, aber höchst seltene Gabe.

Je erfolgreicher aber eine solche Impresa war, um so stärker wurde ihr Zulauf. Und die Impresarii erlangten so auf einzelne große Künstler schon sehr früh ein durch den Wettbewerb mit anderen Impresarien nur notdürftig gemildertes Monopol. Sie gingen endlich dazu über, großen Konzertisten, die ihnen ihre Gesamtvertretung auf Jahre hinaus übertrugen, große Einnahmen zu gewährleisten. Und damit wurden sie zu Herren auf dem Markt der Töne.

Diese sogenannten Alleinverträge wurden der eine große Hebel ihrer Macht. Der andere wurde das sich ebenfalls höchst natürlich entwickelnde Saalmonopol. Diese Impresa-Unternehmen mieteten einfach für einen ganzen Winter im voraus für bestimmte Abende die Konzerthäuser. Wie, bitte, sollte jetzt das Fräulein in Köln, das soeben dort am Konservatorium ihre Ausbildung beendet hatte, im einzigen Konzertsaal in X-stadt an einem bestimmten Abend Musik machen, wenn der Herr Impresario Müller schon seine Hand darauf hatte. Er also veranstaltete mit dem Fräulein aus Köln das Konzert — d. h.: sie zahlte das Fixum für Saalmiete, Reklame und sonstige Spesen, das die Konzertdirektion einfach diktierte. Die Beträge dieser Saalmieten steigen von 50 M. an zu sehr interessanten Beträgen. Es beträgt also die Saalmiete für

	etwa
die Philharmonie in Berlin	600 Mark
das Casino Municipal in Cannes	800 Fr.
das Odeon in München	350 Mark
den Salle de Trocadero in Paris	900 Fr.
den Salle Gaveau in Paris	600 Fr.
die Queens Hall in London	75 Pf.St.

und die Preise der andern großen Konzertsäle bewegen sich um den Betrag von etwa 200 bis 300 M.

Es ist klar, daß solche Saalmieten nur von zugkräftigen Künstlern hereingebracht werden können und nicht von jungen, noch namenlosen Genies. Aber es ist ebenso klar, daß der tüchtige Impresario solche jungen, noch namenlosen und meist unbemittelten Genies aufzufinden und nun auf seine Gefahr an vornehmster Stelle herauszustellen vermag. Hiermit bindet er sie sofort an sein Unternehmen, und meistens diskontiert er zugleich damit sehr günstig des jungen Genies spätere Welterfolge.

Der Impresario beherrscht den Markt der Töne: alles, was singt und geigt und das Pedal stößt, ist letzten Endes abhängig von den weniger großen Konzertdirektionen. Und wer nicht in ihrem Sold steht oder vor ihnen gemanaget wird, dem bleibt nichts übrig, als aus eigener Tasche mit Hilfe einer Impresa eine Einführungstournee zu geben, das heißt, in fünf oder sechs Musikstädten je zwei Abende zu geben — also etwa 5000 bis 6000 M. zu opfern, die vielleicht mit 10 bis 20 Prozent wieder hereinkommen.

Die Konzertimpresa ist schließlich ein Unternehmen eigener Konzerte durch die Impresarii geworden. Alleinvertretung, Saalmonopol und Maestrozüchtung schufen den Konzertdirektionen ein neues Gesicht. Sie werden vielfach aus Anwälten ihrer Künstler zu deren Nebenbuhlern. Das eigene Konzert eines Impresario, an dem er großen Gewinn hat, mußte ihm höher stehen als das irgendeines Virtuosen, an dem er nur wenig verdiente. Ja, es gab Fälle, wo sie nicht einmal durch ihre guten Beziehungen zu Orchestern dem Künstler helfen konnten: wenn etwa ein Orchester sich für die Mitwirkung an einem Solistenkonzert 2000 M. zahlen läßt, oder wenn einem Künstler, der in dem Konzert des Orchesters mitsingen darf, dafür 300 bis 400 M. zu zahlen gestattet wird.

Die Konzertkünstler haben schließlich eines Tags bemerkt, daß ihre geschäftliche Erziehung durch die Impresarii so ziemlich beendet sei. Und sie dachten scharf nach und fanden sehr bald heraus, daß es wohl an der Zeit sei, es einmal mit einer eigenen Konzertvermittlungsstelle zu versuchen.

Der erste, in einer großen rheinischen Musikstadt unternommene Versuch dazu mußte fehlschlagen, weil die Veranstalter denn doch nicht scharf genug die Grenze zwischen den Künstlern von Beruf und solche, die sich nur dafür hielten, zu ziehen wußte. Unter dem Namen „Berufsverein ausübender Künstler“ hat sich nun aber soeben ein Verein aufgetan, dessen Vorstand Lilly Lehmann, Ewenk, da Motta und Mark Günzburg angehören. Diese Gründung, deren juristischer Urheber der Rechtsanwalt beim Kammergericht Dr. Arnim Osterrieth ist, ist durchaus nicht so sehr gegen die jetzigen Träger der Konzertvermittlung und ihre gute Bewährung gerichtet. Sie will nur die Lücke füllen, die dadurch entstehen wird, daß nach dem neuen Stellenvermittlergesetz sich die Impresarien werden entschließen müssen, ob sie nur noch Konzerte vermitteln oder solche auch auf eigene Rechnung unternehmen wollen. Nur eins davon werden sie nämlich nach dem Gesetz voraussichtlich können, und sie werden sich, da Unternehmen lohnender ist als Vermitteln, wohl für das erstere entscheiden.

Hier will der neue Berufsverein einsetzen und eine eigene Geschäftstelle schaffen zur Veranstaltung der Konzerte zum Selbstkostenpreis, die gewiß nicht die von den Impresarien ausgebildete Praxis über Bord werfen wird. Und vielleicht wird sie mit einer der alten vornehmen und künstlerisch bewährten Konzertdirektionen Hand in Hand gehen. Und die Aufgabe der großen Meister des Tones, die von früher her in vielleicht etwas zu engem Verhältnis zu ihren Impresarien stehen, wird es sein, dieses Band wenigstens so weit zu lockern, um dem jungen Geschlecht, dem dieser Berufsverein dienen soll, noch Rat und Erfahrung widmen zu dürfen.

Denn letzten Endes ist auch die Bildung dieses Berufsvereins eine Frage der musikalischen Kultur. Dieser Verein will nur die Berufenen aufnehmen, und er wird in erster Reihe künstlerisch und in zweiter erst kaufmännisch seiner Aufgabe walten, diesmal aber mit der Erfahrung, die vor fünfzig Jahren bei Beginn des modernen Konzertwesens der Künstler nicht hatte.

Der Markt der Töne kommt damit in die Hände derer, die seine berufenen Hüter sind. Und er wird hoffentlich wieder zu der grünen Festwiese, die er künstlerisch war, als Papa Haydn, Mozart und Beethoven musizierten... Als noch nicht Kaffeehauskapellen das Bogenlichtsurren und Löffelklappern begleiteten. Und von dieser grünen Festwiese strömt dann hoffentlich in klingenden Wellen die Musik der Zukunft in das Haus der Deutschen. . . . Wo ein junges neues Geschlecht wanderfroh und gassenhauermüde auf sie wartet, das schon wieder die buntbebändelte Laute zu schlagen weiß und alte liebe Lieder singt. . .

Der Ratsweinkeller.

Von Johannes Trojan.

Daß mit dem Rathaus, in dem der Rat, das aus angesehenen Bürgern zusammengesetzte Kollegium, seine Sitzungen abhielt, in alter Zeit schon eine Kelleranlage verbunden wurde, erscheint leicht begreiflich. Der Rat, aus Ratsherren bestehend, bildete auch früher schon mit dem Bürgermeister zusammen die städtische Obrigkeit. „Bürgermeister und Rat" hieß es, wenn von dieser an amtlichen Kundgebungen die Rede war. Das Amt der Ratsherren war kein leichtes; was lag da näher, als daß sie dafür sorgten, im Rathaus selbst nach getaner Arbeit mit einem Trunk guten Weines sich stärken und willkommene Gäste bewirten zu können. Dazu gehörte dann, daß ein mit Ausschank verbundener Weinkeller unter der Oberaufsicht der Ratsherren, Ratmannen oder Senatoren, wie sie auch genannt wurden, stand. Sicher gab es unter diesen überall solche genug, die dazu geeignet waren, ein derartiges Amt zu übernehmen. Gibt es doch so manches Bild eines alten Ratsherrn, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß er nicht nur sehr gescheit und weltklug gewesen ist, sondern auch das besessen hat, was in unseren Rebenländern eine „Weinzunge" genannt wird. So ist im deutschen Vaterland der Ratsweinkeller, gewöhnlich einfach Ratskeller genannt, aufgekommen.

Von allen Ratskellern ist der älteste wohl der zu Gera in Thüringen. Ich entnehme das einer vom Geh. Regierungsrat Fischer zum vierhundertjährigen Jubiläum dieses Ratskellers im Jahr 1887 verfaßten Denkschrift, die mancherlei Interessantes enthält. Bestanden wird der Geraer Ratskeller schon etwas länger haben, aus dem Jahr 1487 aber rührt seine „Gerechtsame", worunter die ihn betreffenden gesetzlichen Bestimmungen zu verstehen sind, her. Danach soll keiner in den Ratskeller mit Armbrust, Spieß, Schwert, Langmesser, Degen, Knüttel und andern Waffen kommen. Gewanderte sollen, wenn sie eintreten, ihre Wehr einem Schenken zum Aufheben geben. Keiner soll — diese Vorschrift erscheint ganz besonders hübsch und auch heute noch sehr empfehlbar — im Ratskeller auf des andern Kleider, auf Borg und geliehen Geld spielen noch den andern um Spielgeld pfänden und ausziehen. Der Ratskeller hat allein das Recht, Malvasier, Klaret, Lauttertrank, Trüminer, Welschwein und Met auszuschenken.

Der Ratskeller in Gera stand allen Durstigen offen, welchem Stand oder Beruf auch sie angehörten. Nur war es für den Scharfrichter oder Henker, dem Meister Hämmerlein oder Hämmerling, Vorschrift, sich an einen besonderen Tisch, der links vom Haupteingang stand, zu setzen. Das geschah, weil der Scharfrichter früher — das hat wohl längst aufgehört — zu den Leuten unehrlichen Berufes gehörte, wobei „unehrlich" nicht im heutigen Sinn des Wortes, sondern in der Bedeutung von „nicht ganz gesellschaftsfähig" zu nehmen ist. Es zählten dazu auch die fahrenden Gesellen und die Spielleute, die, wie es heute noch geschieht und von vielen Schriftstellern ausgeübt wird, von einem Ort zum andern ziehend, Vorträge halten. Davon auf den Scharfrichter zurückkommend, bemerke ich, daß auch im Rostocker Ratskeller dieser sich an einen besonderen Tisch setzen mußte. Das mag einem jetzt ein wenig hart erscheinen, immerhin aber war es doch erfreulich, daß er überhaupt im Ratskeller einkehren, von saurer Arbeit sich erholen und für das am nächsten Tag Bevorstehende sich stärken durfte. Ausgeschlossen erscheint es ja auch nicht, daß sich manchmal einer der Vornehmeren, wenn er schon in heitere Stimmung gekommen war, zu ihm gesetzt hat.

Eine eigenartige Geschichte hat der Ratskeller meiner Vaterstadt Danzig. Das herrliche Danziger Rathaus mit dem hohen, schlanken Turm, dessen Spitze, wie es in Curickes Danziger Chronik von 1686 heißt, „ein vergüllter (vergoldeter) Kerl" — dieser Kerl stellt den polnischen König Sigismund August dar — bildet; wer kennt es nicht wenigstens aus Abbildungen! Dieses Rathaus, das sonst so prächtige Räume und so viel Sehenswertes enthält, besitzt keinen Keller. Sehr nahe dem Rathaus, am Langen Markt, aber steht der Artushof mit dem Neptunsbrunnen davor. Der Artushof hieß auch Junkerhof, weil die vornehmen Geschäftsleute, die Großkaufmänner, sich Junker nannten. Dieser Artushof ist ein herrliches, aus dem 15. Jahrhundert stammendes Gebäude, mit wundervollen alten und neuen Kunstwerken ausgeziert. In diesem Gebäude hielten die Gesellschaften oder Brüderschaften der Großkaufleute, Banken genannt davon, daß die Mitglieder jeder einzelnen zusammen auf einer Bank saßen, ihre Sitzungen ab. Es gab sieben Banken, von denen die Reinholdsbank, die der Heiligen drei Könige und die Christophebank die bedeutendsten waren. Auf diesen Zusammenkünften, an denen auch Ratsherren und Schöppen teilnahmen, wurde gegessen und getrunken, und nicht selten veranstaltete man festliche Gelage, bei denen es hoch herging. Für das Getränk sorgte ein Kellermeister mit einem Knecht, während sieben Knechte, vier Schenken darunter, die Bedienung versahen. Die Musik, deren man doch zum Fröhlichsein auch bedurfte, wurde von zwei Pfeifern und zwei Trompetern ausgeführt. Natürlich war auch dafür gesorgt, Eintracht und Frieden zu bewahren. Ungewöhnliche Waffen mitzubringen, war bei Strafe verboten. Niemand durfte ein Messer bei sich tragen, das länger als eine Elle war. Glückspiele waren verboten, und am Tanz durften nur ehrbare Frauen teilnehmen.

An den Festlichkeiten der Bankbrüderschaft beteiligten sich nicht selten auch vornehme Gäste; Gesandte und Würdenträger, Burggrafen, Pfalzgrafen und Fürsten sind unter ihnen verzeichnet zu finden. Natürlich waren in solchen Fällen die Mahlzeiten von einer Üppigkeit, wie man sie heute kaum mehr kennt. So waren auf einem Festmahl im Jahr 1566, wie ich Paul Simsons Geschichte des Danziger Artushofes entnehme, auf der Speisekarte zu finden: fünf Karpfen, zwei Gänse, ein Rinderbraten, sieben Kapaune, zwei Zungen, ein Schock Zeisige, ein Auerhahn, Äpfel, Bratwürste und drei Schock Nüsse. So dauerte das lustige Treiben im Artushof bis ins 17. Jahrhundert hinein fort, nahm aber zuletzt immer mehr ab, bis 1656 die Hofhaltung für immer geschlossen wurde. Die Banken bestanden dem Namen nach weiter fort. Jede von ihnen besaß ein gewisses Kapital, dessen Zinsen ihre Mitglieder an einem bestimmten Tag des Jahres an ihre Hausarmen verteilten. Das weiß ich von meinem Vater, der noch Mitglied der Reinholdsbank war.

Schon im Jahr 1651 sind die unter dem Artushof gelegenen großen Kellergewölbe zum Ratskeller eingerichtet worden. In diesem Jahr noch wurde dieser eröffnet und von da ab für Rechnung der Kämmerei, die

30000 Gulden dazu hergab, Rheinwein ausgeschenkt. Ein förmliches Dekret von 1652 befiehlt, daß von diesen Weinen alljährlich jedem Herrn des Rates „ein paar gute Flaschen von der besten Art“ geschickt werden sollen.

Der später sehr schmuck und behaglich eingerichtete Danziger Ratskeller ist also eine Fortsetzung der alten Artushofwirtschaft. Nun auch schon lange Zeit hat er sich bewährt als eine seiner guten Weine wegen nicht nur bei den Ratsherren und der Patrizierschaft, sondern überhaupt bei frohen und klugen Zechern in hohem Ansehen stehende Trinkstätte. Ich erinnere mich noch als Kind gehört zu haben, die Danziger Sackträger, die einstmals die schweren Kornsäcke in die Speicher hinauftrugen, wofür es zwei Taler Tagelohn gab, kamen zuweilen abends in den Ratskeller, um bei Ungarwein eine Sitzung abzuhalten. Ich selbst habe zum erstenmal in meiner Studentenzeit, als ich in den großen Ferien nach Hause kam, mit einem Schauder von Ehrfurcht den Danziger Ratskeller betreten. Als ich dann nach ein paar Stunden wieder im Freien war, fühlte ich mich sehr fröhlich gestimmt, machte aber die Bemerkung, daß die Straße oder vielmehr Gasse — es war ja die Langgasse, in der ich mich zunächst befand — ungemein wunderlich aussah.

In alte Zeiten blickt auch das Rathaus der See- und Handelstadt Rostock, in der ich jetzt meinen Wohnsitz habe, zurück und der zu dem Rathaus gehörende Ratskeller, an dem neuerdings der Stadtbaudirektor Dehn einen sehr geschmackvollen Umbau vorgenommen hat. Von diesem Keller gelangt man in ein paar merkwürdige höhlenartige Räume, die früher zu Gefängnissen für allerhand auf den Straßen aufgegriffenes Gesindel, unter Umständen auch für übermütige Studenten dienten. Auch das Danziger Rathaus besaß einen solchen kleinen Käfig oder Zwinger, der im Volksmund den eigentümlichen Namen „Schüdderkopp“ hatte.

Sehr hübsch sind im Rostocker Ratskeller die zum Teil aus alter Zeit stammenden Inschriften an Wand und Mauer. „Vinum acuit ingenium“, der Wein schärft den Geist) ist dort zweimal, einmal über der Haupttür, zu lesen. Da muß man es doch glauben, daß dem Wein wirklich diese ihn sehr empfehlende Eigenschaft zukommt. Dann sind da, offenbar von einem Schalk herrührend, ein paar Spottverse folgenden Wortlauts:

„Rostockienses
Sunt velut enses,
Semper acuti
Proelia poscunt,
Sed male noscunt
Ensibus uti.“

Das lautet ins Deutsche übertragen ungefähr:

Die Rostocker, wie
Schwerter sind sie.
Scharf immer zum Strauß,
Sie fordern heraus.
Doch nicht verstehn,
Mit dem Schwerte sie umzugehn.“

Das glaube, wer will! Ich tu's nicht.

Einen anderen Wandschmuck bildet eine Anzahl von lateinischen Versen, die von Ulrich von Hutten herrühren. Der berühmte Mann fand im Winter 1510, nachdem es ihm vorher schlecht ergangen war, in Rostock gute Aufnahme und drückt in diesen Versen der gastfreundlichen Stadt seinen Dank dafür aus. Zu diesen lateinischen Sprüchen kommt noch im Rostocker Ratskeller ein plattdeutsches Scherzgedicht auf alte Rostocker Familien, deren Namen darin eingeflochten sind.

Die deutsche Reichshauptstadt Berlin, in der ich fünfzig Jahre hindurch gewohnt habe, besaß bis in die neuere Zeit hinein nur ein sehr bescheidenes altes Rathaus, dem ein Ratskeller fehlte. Als dann in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das neue Rathaus gebaut wurde, erhielt es einen sehr ansehnlichen Keller, der hübsch ausgestattet und mit allerlei lustigen Sprüchen, von denen einer auch, glaube ich, von mir erfunden war, ausgeziert worden ist. Wein- und Bierabteilung dieses hauptstädtischen Ratskellers sind jetzt hauptsächlich ein Erholungsplatz für die Fremden und Eingeborenen, die den 74 Meter hohen Rathausturm erstiegen und von oben herab einen Blick auf das unter ihnen liegende ungeheure steinerne Meer geworfen haben.

Charlottenburg hat seit langer Zeit schon einen Ratskeller, und jetzt soll auch Neukölln, das früher Rixdorf hieß, einen solchen erhalten, der, wie man hofft und mit Bestimmtheit erwartet, überaus großartig und geschmackvoll ausfallen wird.

Von mancher Reise her sind mir die Ratskeller der drei deutschen Freien und Hansastädte Hamburg, Lübeck und Bremen bekannt. Unter diesen gehört der Hamburger wohl zu den prächtigsten Ratskellern, die wir in Deutschland haben. Schon im alten Hamburg gab es einen Ratskeller in dem Eimbeckschen Haus am Dornbusch, vor dem 1770 ein von dem schwedischen Bildhauer Manstadt in Stein ausgemeißelter, sehr behäbiger und weinseliger Bacchus seinen Platz erhalten hat. Bei dem großen Brand im Mai 1842 ging auch das Eimbecksche Haus in Flammen auf, der Bacchus aber wurde gerettet und ist nachher, 1896, in den Keller des neuerbauten großen Hamburger Rathauses übertragen worden. Was dieser neue Ratsweinkeller Hamburgs alles an Malereien sowie anderen Kunstwerken und Merkwürdigkeiten enthält, ist sehr hübsch von A. Trinius im letzten „Im Ratsweinkeller“ überschriebenen Kapitel seines Buches „Hamburger Schlendertage“ geschildert. Ich will nur eins erwähnen, das ist die „Bunte Kuh“. So heißt eine Halle im Hamburger Ratskeller, genannt nach dem so benannten Schiff Simons von Utrecht, das 1402 mit andern Schiffen gegen den Seeräuber Klaus Störtebeker, der denn auch gefangengenommen und darauf hingerichtet wurde, auf die Nordsee hinausfuhr. Als ich das las, fiel mir ein, daß es auch in unserem Rheinland eine „Bunte Kuh“ gibt. So heißt ein Felsberg bei Walporzheim an der Ahe, wo ein besonders schöner Wein wächst. Daß dieser auch auf der „Bunten Kuh“ im Hamburger Ratskeller zum Ausschank kommt, ist zu vermuten.

Der alte Lübecker Ratskeller zeichnet sich besonders durch seine Vornehmheit und Gediegenheit aus sowie dadurch, daß in ihm ganz ausgezeichnete Weine, im besondern Rheinweine, zu finden sind. Zu den Sehenswürdigkeiten des Lübecker Ratskellers gehört der Admiralstisch, der aus einem Balken des letzten Lübecker Admiralschiffes angefertigt ist.

Von dem Bremer Ratskeller brauche ich nicht viel zu sagen, denn er ist weltbekannt. Wer hat nicht, als er noch jung war, mit größtem Vergnügen Wilhelm Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller“ gelesen? Wer war nicht einmal in Bremen und hat sich dort im Ratskeller an Artur Fitgers reizenden Wandgemälden erfreut? Wer sah sich nicht im Bremer Ratskeller die gewaltigen Fässer an, die „Die zwölf Apostel“ heißen, und trank probeweise ein Glas von den Rheinweinen aus dem

17. Jahrhundert, von denen, wenn der Wert mit Zins und Zinseszins berechnet würde, der Tropfen heute auf 3620 Mark käme — von den wunderbaren, nur schon etwas herbe gewordenen Weinen, die, wenn immer fleißig und sorgsam nachgefüllt wird, noch viele Jahrhunderte hindurch erhalten bleiben können.

Noch viele andere sehr hübsche Ratsweinkeller gibt es in deutschen Landen. Dazu gehört der im Leipziger neuen Rathaus, der in Frankfurt a. M. und der Keller des neuen Münchner Rathauses, der besonders sich auszeichnet — München ist ja die große deutsche Malerherberge — durch die vielen überaus lustigen Malereien, mit denen er verziert ist. An einem Pfeiler dort ist unter einem drolligen Bild folgender Spruch angebracht:

„Kommst du aus der Kneip,
So zankt dein Weib.
Gehst du hinein,
Wird's grad so sein.
Drum willst du Fried,
So nimm sie mit."

Dabei denke ich an den im Wiener Ratskeller angebrachten Spruch, der im fünfzehnten Jahrhundert von dem Handwerker und Dichter Hans Rosenplüt verfaßt ist, also lautend:

„Behüt mich Gott auch vor dem Strauchen,
Wenn ich die Stieg hinab muß tauchen,
Daß ich auf meinem Fuße bleib
Und fröhlich heimkehr zu meinem Weib
Und alles wisse, was sie mich fragt.
Behüt mich Gott vor Niederlag."

Ein neuer Ratskeller entsteht jetzt auf alter Grundlage in Würzburg. Den möchte ich wohl besuchen, denn sicherlich werden dort Würzburger Steinwein und andere Bocksbeuteleien in vorzüglichster Qualität anzutreffen sein.

Auch Stuttgart ist nicht ratskellerlos, und ein Ratskeller ist hie und da auch in kleineren Städten zu finden, so in Celle und zu Grünberg in Schlesien.

Ob auch Bomst einen besitzt, habe ich noch nicht ermitteln können.

Hubertusjagd beim Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg.

Mit 5 Abbildungen von A. Grohs.

Wenn der Herbst seine goldenen und leuchtenden Tupfen in den Laubwald setzt, wenn die Blätter fallen und frischer Wind die kahlen Aeste schüttelt und lustig und verwegen über die kahlen Felder saust — dann ist für den Jäger die herrlichste Zeit des Jahres angebrochen. Für jeden Jäger, besonders aber für den, dem es vergönnt ist, im roten Rock, hoch zu Roß, dem hellen Geläut der Meute zu folgen, die mit tiefer Nase auf der Fährte des Schwarzkittels liegt. Das ist ein letztes Stück aus längst entschwundener Ritterzeit, ein Weidwerk, das einen guten Jäger, der sich freudig vom wilden Herbststurm umtosen läßt, und einen tüchtigen Reiter, der sich und sein Roß in der Gewalt hat, erfordert.

Nicht allzu viele Jagdherren sind es im deutschen Vaterland, die sich und ihren Gästen diese hohe Weidmannsfreude bieten können. Aber wo diese ritterliche Jagdart noch ausgeübt wird, da herrschen richtiger Weidmannston und wirkliche, helle Jägerfreude. Meist sind es wohl nur fürstliche Herren oder



Aufbruch zur Jagd.

Reiterregimenter, die den grimmen Bassen zu Pferde jagen. Von den ersteren sind die schaumburg-lippischen Jagden altberühmt. Der letzte Hubertustag sah bei dem regierenden Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg ein Feld von 156 Reitern, eine stattliche Anzahl von hirsch- und weidgerechten Männern, die sich aus den Freunden des Fürsten und aus Offizieren aus Hannover und Umgegend zusammensetzten.

Wer das schaumburg-lippesche Ländchen nur einmal besucht hat, muß es für sein Leben liebhaben. Es ist eine Perle unter den deutschen Gauen. Als Rahmen leuchten die Weserberge, die in der Westfälischen Pforte von der Weser durchbrochen werden. Und zur Sommerzeit gleicht das Land einem Garten. Eng zusammengedrängt liegen die zahlreichen Ortschaf-



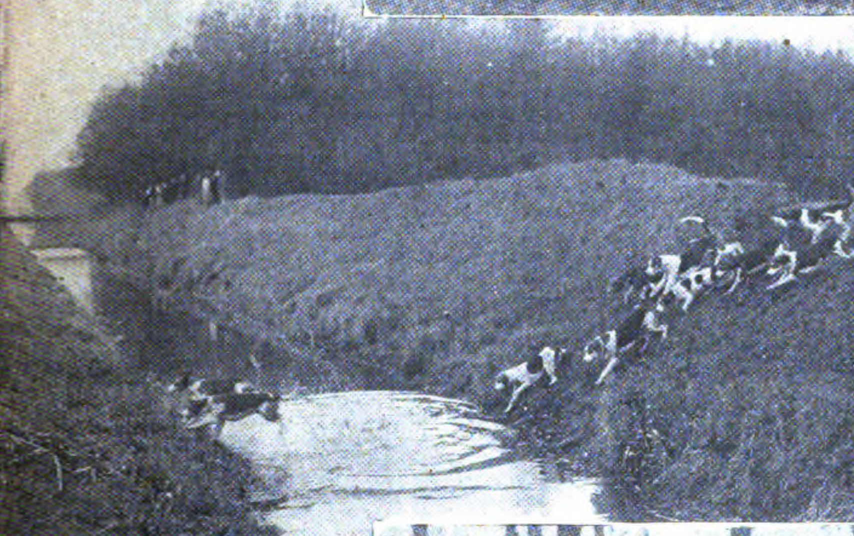
Stelldichein und Frühstück bei Jagdschloß Baum.

ten in sattes Grün versteckt, aus dem die roten Dächer hervorblicken. Und dann die kleine verträumte Residenzstadt mit ihrem hübschen Rathaus und ihrem schönen Schloß mit dem herrlichen Park. Wer aber durch die Gassen das Städtchens schlendert, der glaubt in einer alten Chronik zu blättern, in die nur einzelne neue Blätter eingeschoben sind. Doch es handelt sich um die Hubertusjagd.

Das Rendezvous fand am Jagdschloß Baum statt. Es liegt im Norden von Bückeburg im Schaumburger Wald, der hauptsächlich von mächtigen Eichen bestanden ist. Hier stehen kapitale Hirsche, und besonders ist der Bestand an Schwarzwild ein hochbemerkenswerter. Auf unseren Bildern sehen wir, wie sich Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe mit seinem Bruder, dem Prinzen Stephan, zur



Beim Schüsseltreiben.



Die Meute beim Nehmen eines Wassergrabens.

Jagd begibt, und alsbald erfolgt dann auch der Aufbruch. In Bückeburg werden hinter den Hunden immer schwere Jagden geritten, und an dem Jagdbetrieb ist stets zu erkennen, daß mit seltener Liebe für die gute Sache vorgearbeitet wird. Fürst Adolf ist auf allen Sportgebieten bewährt, ein schneidiger Reiter und Jagdherr. Weder Meute noch Feld scheuen vor dem breiten Wassergraben zurück, und da konnte es denn nicht ausbleiben, daß bald ein fröhliches Halali geblasen wurde.

Nach der Jagd wurden natürlich die Erlebnisse bei dem großen Galadiner, zu dem sämtliche Jagdteilnehmer eingeladen waren, auf das lebhafteste besprochen. R. C.

Unsere Bilder.

Hofjagd in Königswusterhausen (Abb. S. 1941.) Nach längerer Pause hat der Kaiser dieser Tage wieder einmal eine Hofjagd in Königswusterhausen abgehalten und damit nicht nur sich und seinen 32 Jagdgästen — unter ihnen König Friedrich August von Sachsen — eine Freude bereitet, sondern auch der Bevölkerung des Ortes und seiner Umgebung. In den Schulen fiel der Unterricht aus, die Straßen waren festlich geschmückt, die Häuser abends illuminiert. Es wurden zwei Treiben abgehalten, und nach Beendigung fand sich die Jagdgesellschaft im Schloß zu einem Tabakskollegium zusammen.

Der Thronwechsel in Bayern (Abb. S. 1940) ist vorüber; den Schlußakt bildete die Eidesleistung König Ludwigs III. auf die Ver-



1. Graf Schlieffen. 2 Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe. 3. Prinz Stephan.

Das Halali!

fassung. Die Proklamation, mit der er die Regierung angetreten hat, ist öffentlich angeschlagen worden, jedermann konnte da lesen, aus welchen Beweggründen er zur Beendigung der Regentschaft geschritten ist, und man darf sagen, daß jedermann mit dem neuen Zustand zufrieden ist. König Ludwig, der sich schon lange großer Beliebtheit in der Bevölkerung erfreute, wurde, wo immer er sich in München zeigte, jubelnd begrüßt.

Der König der Belgier (Abb. S. 1940) hat einige Tage in Deutschland geweilt. Obwohl sein Aufenthalt im Reich keinen offiziellen Charakter hatte, stattete König Albert doch dem Kaiserpaar im Neuen Palais zu Potsdam einen Besuch ab. Vorher war er in Lüneburg, um das dort garnisonierende 2. Hannoversche Dragonerregiment Nr. 16, dessen Chef er ist, zu begrüßen. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit dem Kommandierenden General des X. Armeekorps v. Emmich.

Präsident Huerta (Abb. S. 1939). Seit der alte Porfirio Diaz, der während seiner langen Präsidenschaft durch eine diktatorische, aber kluge Regierung in Mexiko geordnete Zustände zu schaffen verstand, dem Ansturm seiner Gegner weichen mußte, ist das Land wieder eine Stätte ewiger Aufstände und ewigen Bürgerkrieges geworden. Die an sich schon komplizierte Lage wird noch verworrener dadurch, daß die Vereinigten Staaten von Amerika ganz offen gegen den gegenwärtigen provisorischen Präsidenten Huerta Stellung nehmen und seinen Rücktritt fordern, obwohl die im Oktober abgehaltenen Präsidentschaftswahlen ihm den Sieg gebracht haben. Huerta aber denkt einstweilen nicht daran, sich dem Willen der Regierung in Washington zu unterwerfen, er erklärt, daß sein Rücktritt nur das Zeichen zu neuen Unruhen geben würde, und daß die Einmischung Amerikas in die inneren Verhältnisse Mexikos ungerechtfertigt sei. Seine Gegner erzielen wohl hie und da im Land Erfolge, aber vorerst hat er das Heft in Händen. Man muß abwarten, ob Amerika wirklich zu dem Versuch schreiten wird, es ihm mit Waffengewalt zu entreißen.

Ein Auslandsgeschwader der deutschen Flotte (Abb. S. 1944) wird demnächst in See stechen, um den Atlantischen Ozean zu durchqueren. Das Ziel bilden die südamerikanischen Staaten, aber natürlich werden auch unsere westafrikanischen Schutzgebiete die stolzen Kriegschiffe zu sehen bekommen. Der Zweck ist, die Leistungsfähigkeit der großen Kampfschiffe auf langer Fahrt zu erproben und für die Macht und Größe des Vaterlandes, für die Erstarkung unserer Marine Zeugnis abzulegen. An der Reise werden beteiligt sein: als Flaggschiff das Linienschiff „Kaiser" unter dem Befehl des Kapitäns z. S. und Flügeladjutanten des Kaisers von Trotha, das Linienschiff „König Albert" unter dem Befehl des Kapitäns z. S. Thorbecke und der Turbinenkreuzer „Straßburg" unter dem Befehl des Fregattenkapitäns Paschen. Das Kommando über das Geschwader liegt in den Händen des Konteradmirals Schütz.



Phot. Mocsigay.
Hofschauspielerin Elisabeth Schneider †

Mr. James Watson Gerard (Abb. S. 1946), der neue amerikanische Botschafter in Berlin, hat seine liebe Not gehabt, in der Reichshauptstadt ein passendes Unterkommen zu finden. Jetzt aber hat er in dem Schwabachschen Palais ein Haus gefunden, das ihm geeignet erscheint, als Wohnung zu dienen, und das er nun nach seinem Geschmack einrichten läßt. Der neue Botschafter Mr. Gerard ist seines Zeichens Jurist, er war bis zu seiner Entsendung nach Berlin Richter am Obergericht in Neuyork.

Ulrich Hübner (Abb. S. 1943). Zur Leitung des Meisterateliers für Landschaftsmalerei an der Berliner Königlichen Akademie der Künste ist der Maler Ulrich Hübner aus Lübeck als Nachfolger Professor Hertels berufen worden. Der Künstler, der am 17. Juni 1872 in Berlin geboren wurde und seine Ausbildung in Karlsruhe genoß, ist schnell zu großem Ansehen gelangt. Hohe Auszeichnungen sind ihm zuteil geworden, und einige seiner Bilder haben in den hervorragendsten Gemäldegalerien Aufnahme gefunden.

Theater (Abb. S. 1942, 1945 u. untenst.). Im Königlichen Opernhaus in Berlin ging kürzlich die zweiaktige komische Oper „Der Satansweg" von Boieldieu mit freundlichem Erfolg zum erstenmal in Szene. Oberregisseur Droescher hat das Stück vollkommen neu bearbeitet und übersetzt. Die Handlung liefert einen Beweis für die Wahrheit des Sprichworts: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein". Ein reicher Landbesitzer, der sehr gern Gäste bei sich sieht, läßt auf einem an seinem Park vorüberführenden Weg ein Loch, das alle Wagen zum Umkippen bringt, unverschüttet, bis ihn einmal selbst das Malheur trifft, das nach seinem Willen vorher schon viele Reisende erlitten haben. Dazu hat Boieldieu eine sehr feine Musik geschrieben. — Oskar Nedbal erzielte mit seinem neusten Werk, der Operette „Polenblut", sowohl in Wien wie in Berlin einen starken Erfolg. Leo Stein, der Verfasser des Buchs, hat der günstigen Aufnahme durch einen recht lustigen Text den Boden geebnet. Die nicht mehr ganz neue Idee der Handlung ist sehr geschickt bearbeitet, so daß sich das Publikum ein paar Stunden dabei gut amüsiert, zumal die Nedbalsche feine Musik auch noch den Vorzug der Originalität beanspruchen darf. — Im jugendlichen Alter von 31 Jahren verschied nach langer Krankheit das bekannte Mitglied des Hoftheaters in Weimar Elisabeth Schneider. Sie war die Heroine der dortigen Hofbühne und erfreute sich großer Beliebtheit.

Personalien (Porträte S. 1942). In London ist, fast 92 Jahre alt, Dr. Alfred Russel Wallace gestorben. Am 8. Januar 1822 in Usk in Monmouthshire geboren, bildete er sich erst als Architekt aus, um sich dann später ganz dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. Seine zoologischen Studien brachten ihn zur Beschäftigung mit der Frage der Entstehung der Arten, und 1858 trat er, fast gleichzeitig mit Darwin, aber unabhängig von diesem, mit seinen Ideen über die natürliche Zuchtwahl hervor. In seinen späteren Jahren befaßte er sich auch mit spiritistischen und sozialen Problemen. — Der Nobelpreis für Medizin ist in diesem Jahr dem Pariser Physiologen Professor Charles Richet zugesprochen worden, dessen Forschungen sich hauptsächlich auf dem Gebiet der Anaphylaxis bewegen. — Der Präsident des Hansabundes, Geheimer Justizrat Professor Dr. Jakob Riesser, vollendet am 17. November sein sechzigstes Lebensjahr. In Frankfurt a. M. geboren, war er von 1880 bis 1888 in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt tätig, wurde dann Direktor der Bank für Handel und Industrie in Berlin und 1905 ordentlicher Honorarprofessor an der Berliner Universität. Während der Kämpfe um die große Finanzreform von 1909 gründete Riesser, der sich politisch der nationalliberalen Partei zuzählt, den Hansabund als Gegengewicht gegen den Bund der Landwirte. — Bei den städtischen Wahlen in Neuyork hat Tammany Hall eine Niederlage erlitten. Ihr Gegner, John Purroy Mitchel, bisher Chef des Neuyorker Zollamts, wurde zum Bürgermeister gewählt.

Die Toten der Woche

Generalleutnant Wladimir Dedjülin, russischer Palastkommandant, † in Livadia im Alter von 54 Jahren.

Max Ritter v. Gomperz, Ehrenpräsident des Verwaltungsrates der österreichischen Kreditanstalt, † in Wien am 7. November im Alter von 93 Jahren.

Sir William Preece, berühmter Elektrotechniker, † in London am 6. November im Alter von 79 Jahren.

Hofschauspielerin Elisabeth Schneider, † in Weimar im Alter von 31 Jahren (Portr. nebenst.).

Geh. Medizinalrat Dr. Fedor Schuchardt, bekannter Psychiater, † in Rostock im Alter von 65 Jahren.

Prof. Dr. Heino Trautmann, Abteilungsvorsteher im Hygienischen Institut, † in Hamburg am 6. November im Alter von 38 Jahren.

Dr. Alfred Russel Wallace, ein Altmeister der Wissenschaft, † in London am 7. November im Alter von 91 Jahren (Portr. S. 1942).

Nummer 46.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Präsident Huerta von Mexiko,

dessen Rücktritt von den Vereinigten Staaten von Amerika verlangt wird.



Phot. Hoffmann.

Von der Thronbesteigung Ludwigs III. von Bayern: Der König in dem Prunkwagen Ludwigs II.



Phot. Aluf.

Das Publikum vor der angeschlagenen Proklamation.
Von der Thronbesteigung Ludwigs III. von Bayern.



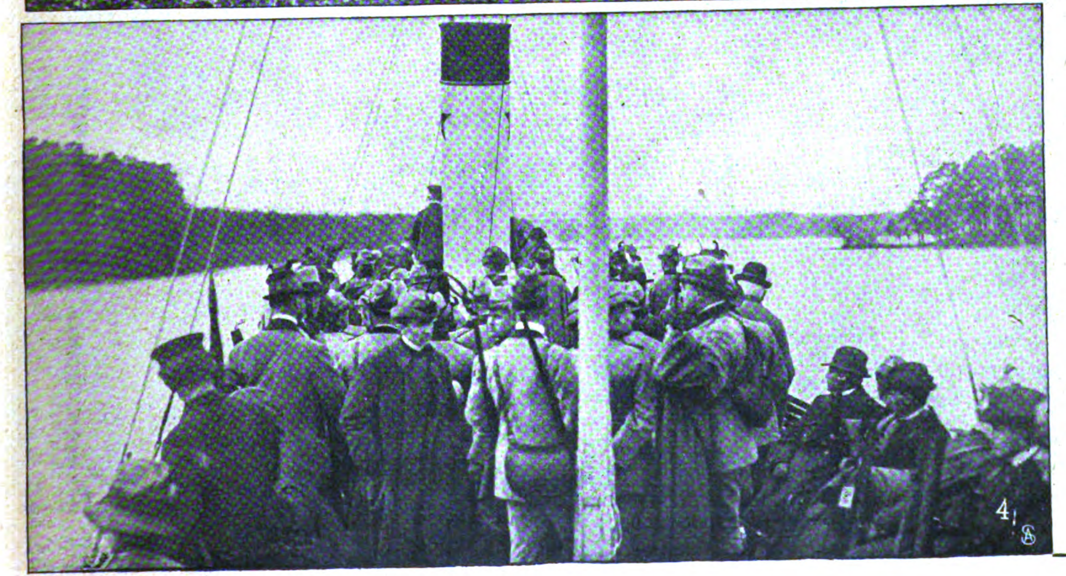
Presse-Centrale.

König Albert und der Kommand. General von Emmich.
Vom Besuch des Belgierkönigs bei seinem Lüneburger Dragonerregiment.









Von der Hofjagd in Königs-wusterhausen.

1. Der Kaiser fängt einen Keiler ab.

2. Der Kaiser im Gespräch mit Forstmeister Gallach.

3. Der Kaiser und der König von Sachsen besichtigen die Strecke.

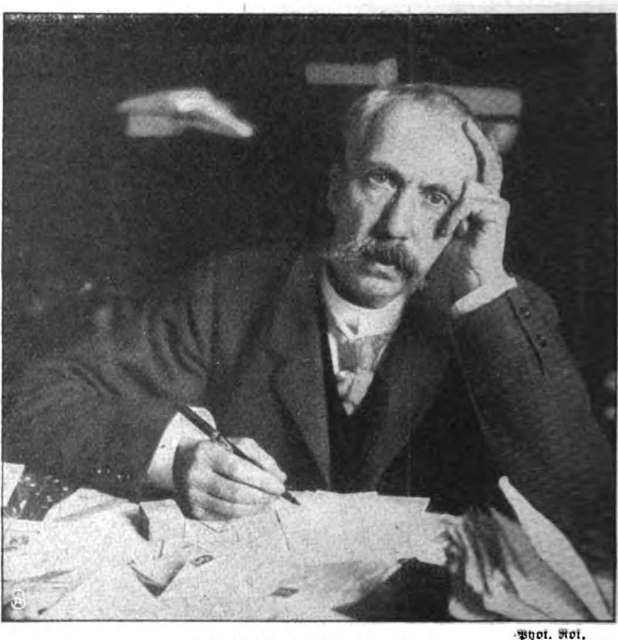
4. Die Jagdgesellschaft beim Uebersetzen über den Hölzernen See.

Spezialaufn. der „Woche“.



Phot. Bolak.

Dr. Alfred Russel Wallace †
London, Mitarbeiter Darwins.



Phot. Rol.

Professor Charles Richet,
Paris, bekannter Physiologe, für den Nobelpreis ausersehen.



Phot. Zander & Labisch.

Herr Philipp (×). Frau von Scheele-Müller (××).
Von der Erstaufführung von Boieldieus Oper „Der Satansweg“ im Kgl. Opernhaus zu Berlin.



Geh. Justizrat Prof. Dr. Riesser,
Vorsitzender des Hansabundes, wird 60 Jahre.



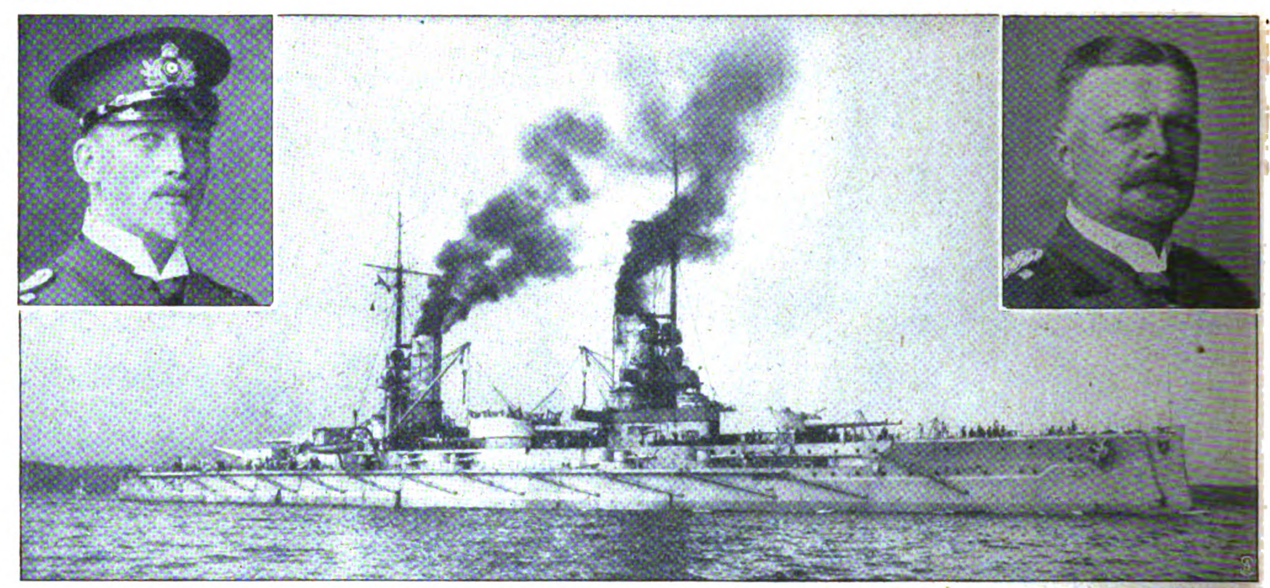
Phot. Campell Studios

Mr. John Purroy Mitchel,
der neue Bürgermeister von Neuyork.



Ulrich Hübner, Lübeck, der neue Leiter des Meisterateliers für Landschaftsmalerei
an der Berliner Akademie, Nachfolger A. Hertels.

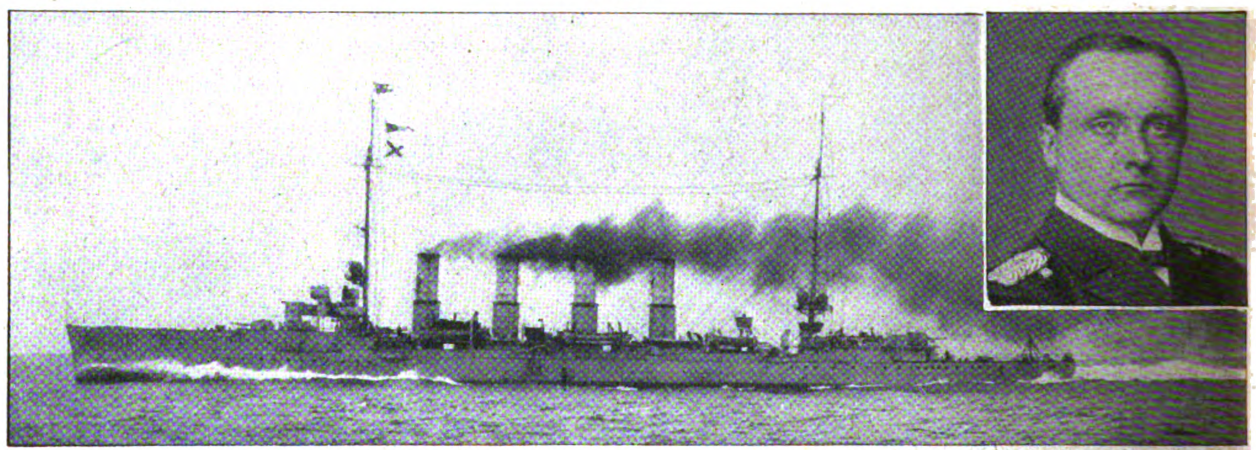




Kapitän z. S. v. Trotha.
Hofphot. Urbahns.

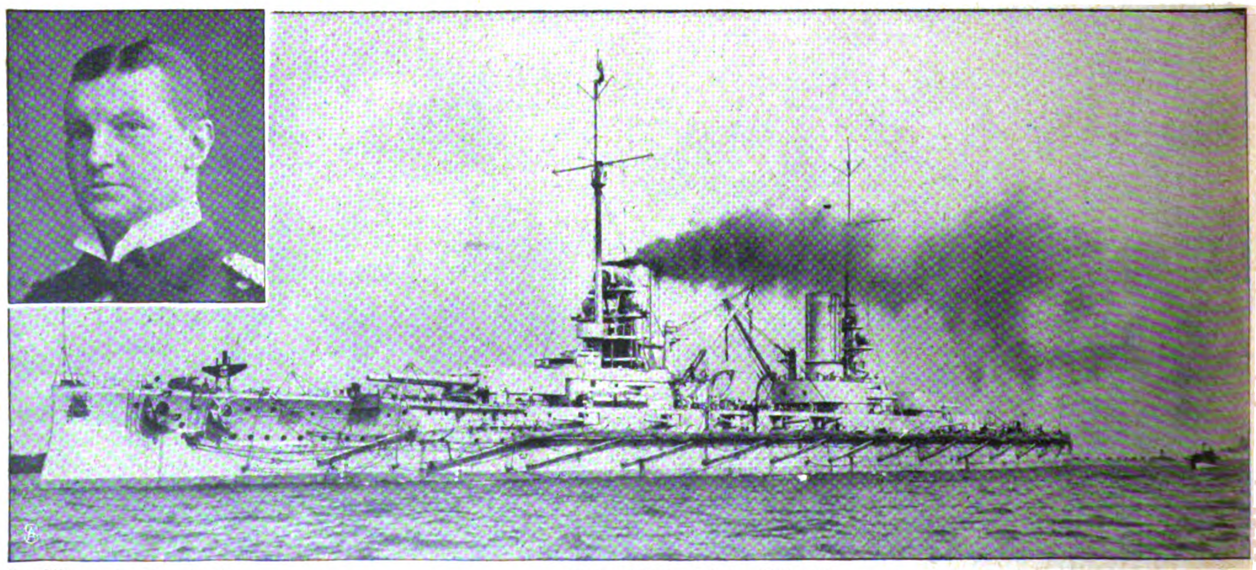
Linienschiff „Kaiser".
Phot. Renard.

Oberbefehlshaber Kontr.-Ad. Schütz.
Hofphot. Urbahns.



Turbinenkreuzer „Straßburg".
Phot. Renard.

Fregattenkapitän Paschen.
Hofphot. Urbahns.



Kapitän z. S. Thorbecke.
Hofphot. Urbahns.

Linienschiff „König Albert".
Phot. Renard.

Zur atlantischen Reise deutscher Großkampfschiffe.



Der Komponist **Oskar Nedbal.** Hofphot. Löwy.

Von der Berliner Aufführung: Szene aus dem II. Akt.
Von links: Frau Ottmann, Herr Kutzner, Frl. Werginz.

Frl. Rose Werginz. Phot. Willinger.

Von der Wiener Aufführung:
Von links: Karl Pfann, Mizi Zwerenz, Richard Waldemar, Joseph König, Käthe Ehren. Phot. Gutmann.

Nedbals Operette „Polenblut" in Wien und Berlin.

W. Gerard, der neue Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika, in Berlin.



1. Das alte Schwabachsche Palais am Wilhelmplatz in Berlin, das neue Heim der amerikanischen Botschaft.
2. Der Botschafter W. Gerard.
3. Ein geschnitzter Kamin des Palais.
4. Der Ballsaal des Palais.

Phot. Groß.

Spez.-Aufnahme der „Woche“.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

10. Fortsetzung.

Widding suchte vor dem Rennen den Sattelplatz ab, und dann ging er zur Tribüne — und da sah er Gerda.

In einer strahlend lichten Toilette stand sie da, dicht neben ihr aber sah er eine Uniform der Wuthenower Ulanen, und es gab ihm einen Stich.

Das war Röbbeln, der da neben ihr stand. Hinter den beiden die Frau Oberst, und die Menschen kamen zu der Loge, und es war ein Verbeugen und Händeschütteln.

Ehe er sich die Situation noch klar machte, hörte er neben sich eine Stimme: „Nun, Herr von Widding, so einsam? Und Sie kommen nicht einmal zu uns?"

Er drehte sich rasch um und sah Hete vor sich, die ihn anlachte.

„Ach, mein gnädiges Fräulein!"

„Machen Sie rasch, daß Sie zu Gerda kommen, Sie wollen doch wohl nicht der Letzte sein?"

„Der Letzte?"...

Sie sah ihn an und fragte rasch: „Sie wissen wohl am Ende gar nicht?"

„Was weiß ich nicht?" fragte er und fühlte, wie alles Blut ihm aus dem Gesicht wich.

„Was ist Ihnen denn?" fragte Hete rasch. „Ich dachte, Sie hätten es schon erfahren, daß Gerda sich gestern mit Herrn von Röbbeln verlobt hat. Deshalb ist ja auch Papa hier."

„Oh! Fräulein Gerda hat sich verlobt?"...

„Ja, ich platze vor Neid, denn Herr von Röbbeln ist zu nett. Na, ich kriege ihn wenigstens als Schwager. Aber ich dachte, Sie, als Gerdas bester Freund, hätten es längst gewußt, daß so was in der Luft schwebte. Ich habe es schon lange geahnt, auch wenn Gerda es immer abgeleugnet hat."

„Da gratuliere ich."

„Nein, das müssen Sie selber anbringen. Kommen Sie mit mir auf die Tribüne. Das Brautpaar wird sich freuen, wenn Sie kommen. Übrigens, was tun Sie hier?"

„Ich soll im Nerotalrennen Mayfair reiten."

„Oh, das ist famos!"

Und er folgte ihr langsam, während er die Zähne zusammenbiß und sich Haltung gab. Er verstand die ganze Sache noch nicht. Das Gesicht seines Kommandeurs hätte es ihm freilich verraten können. Und dort sah er Gerda mit lachendem Mund, wie sie neben Röbbeln die Glückwünsche in Empfang nahm.

„Oh, Herr von Widding," rief sie, und ihre Wangen brannten, „das ist aber nett!"

Er sagte seinen Glückwunsch, und sie hielt seine Hand noch immer fest.

„Das ist riesig nett, daß Sie nach Wiesbaden herüberkommen, um als Erster vom Regiment uns zu gratulieren, nicht wahr, Georg?"

„'n Tag, Widding. Danke schön, danke! Ich hab's schon gehört, Sie reiten Mayfair. Deshalb nämlich ist Widding herübergekommen."

„So ist es, gnädiges Fräulein", fügte Widding hinzu.

„Sie sind in letzter Zeit schlecht behandelt, lieber Herr von Widding", sagte Gerda rasch. „Aber wenn man krank ist und dann so doppelt gesundet, wie das mit mir der Fall ist, hat man selbst für seine besten Freunde keine Zeit. Aber wir werden das alles nachholen, sobald wir ein bißchen mehr in Ruhe sind, nicht wahr, Georg?"

„Gewiß, mein Lieb! Machen wir! Und fangen gleich heute an. Sie bleiben heute abend bei uns."

„Verzeihung, ich wollte heut abend noch zurück."

„Ach nein! Das gibt's nicht", sagte Hete rasch dazwischen. „Dafür sorge ich schon. Wir haben den Chef des Regiments hier, der würde das gar nicht zulassen. Wir bleiben zusammen."

„Ja, Herr von Widding. Ich spreche mit Papa. Es wäre furchtbar nett."

„Ich glaube kaum, daß es sich ermöglichen läßt."

„Wir werden nachher noch darüber reden."

Widding verbeugte sich, denn neue Bekannte drängten sich heran, und er trat zurück, während Hete ihm nachlief und bat: „Sie bleiben doch? Ich habe sonst keinen Herrn. Bitte, Herr von Widding, mir zuliebe!" . . .

Darüber lächelte er nur, wie rasch und eifrig sie das gesagt hatte, und verbeugte sich.

Also, nun war es Tatsache geworden: Gerda hatte sich mit Röbbeln verlobt. Er konnte es noch nicht recht fassen. Es war zu plötzlich gekommen. Daran hatte er nicht gedacht, daß es so über Nacht geschehen konnte, daß er nun doch zu spät gekommen war.

Dazu also hatte er die Reise von Berlin nach Wiesbaden gemacht, um als Erster diese Neuigkeit zu erfahren, die ihn einfach vor den Kopf stieß.

Er ging die Tribüne hinunter und stellte sich unten hin, von wo aus er sie sehen konnte, wie sie strahlend im Mittelpunkt des Interesses stand. Glücklich schien sie zu sein. Er hörte, wie neben ihm davon gesprochen wurde, und daß am Abend der alte Röbbeln eintreffen sollte. Der gab gewiß ein paar Millionen her, wenn die künftige Schwiegertochter ihm gefiel. Der Sohn hatte eine der schönsten Villen für die kurze Zeit gemietet, da er hier angeblich zur Kur war. Aber der Aufenthalt hatte offenbar nur dazu gedient, diese Verlobung vorzubereiten. Für die Röbbeln war es keine Kleinigkeit, daß sie mit einem der ältesten märkischen Adelsgeschlechter in Verbindung kamen.

Eine glänzende Partie für beide Teile.

„Eine glänzende Partie!" wiederholte Widding für sich. „Freilich!"



Nun brauchte der Oberst sich keine Gedanken mehr zu machen, ob seine Papiere ein paar Prozent höher oder niedriger standen. Nun mochte sogar ein Prinzenpaar seine Residenz in Wuthenow ruhig aufschlagen. Er würde sich nicht lumpen lassen. Er war jetzt aus allem heraus, für ihn würde schon gesorgt werden. Wenn er etwa als Generalmajor abging, fielen ihm bei seinem Verwandtschaftsverhältnis mit den Röbbelnwerken sicher ein paar Aufsichtratstellen zu, die ihn aller Sorgen enthoben. Das sollte manchmal recht schöne Summen abwerfen.

Mit solch einer Partie konnten die Alten sich befreunden, die sonst so viel auf Familie gaben. Da kam Geld zu altem Adel, und sie brauchten sich um die Zukunft keine Sorgen zu machen.

Verstehen konnte Widding das Ganze schon, und es war anzunehmen, daß man Gerda nicht im unklaren gelassen hatte, wie sie zu handeln hatte.

Damals auf dem Tennisplatz schon hatte man gesehen, daß Röbbeln ihr jedenfalls nicht unsympathisch war.

Es war ja auch ein netter, frischer Mensch, das konnte man nicht leugnen.

Eine lähmende Mutlosigkeit befiel Widding. Was hatte das alles nun noch für einen Zweck? ... Da hatte er ein paar tausend Mark gewonnen und war sich wie ein kleiner Krösus vorgekommen. Aber was war das gegen die Unsumme Geldes, die in den Händen der Röbbeln beisammen war. Ein Tropfen gegen ein Weltenmeer.

Nein, mit denen konnte er nicht in Wettbewerb treten. Das war aussichtslos.

Da stand Gerda auf der Tribüne in lachender Schönheit und er hier unten in der Masse, wie im Dunkel, ein armer, kleiner Reiteroffizier, ein Nichts!

Er hatte kein Interesse mehr für das, was um ihn herum vorging. Weshalb nur war er hierhergekommen? Er hatte hier nichts zu suchen und wäre am liebsten wieder fortgegangen. Aber das ging nicht. Er mußte erst den Ritt auf Mayfair absolvieren, den er übernommen hatte. Zu dem er sich so voller Sehnsucht gedrängt hatte. Jetzt verstand er es nicht mehr. Ohne sich zu erkundigen, war er nach Wiesbaden gehastet; und nun stand er da, hilflos und vor den Kopf geschlagen.

Die Musik tat ihm weh. All die vielen, lebhaft plaudernden Menschen fielen ihm auf die Nerven.

Aber er mußte bleiben, er mußte mit Baron Gisa gehen, der ihn allen möglichen Leuten vorstellte. Er gab Antwort, wenn man ihn fragte, aber rein mechanisch tat er dies alles. Am liebsten hätte er sich abgekehrt, um von dem ganzen Treiben, das ihm sinnlos vorkam, nichts mehr zu sehen.

Da liefen ein paar Pferde, eins schneller als das andere — und tausend sonst ganz vernünftige Menschen regten sich sinnlos auf, warfen die Arme in die Luft, schwitzten vor Aufregung, riefen Namen und trieben in Gedanken die Pferde an, nur vom Interesse beseelt, daß einer dieser Vierhufer früher ankam als der andere. Für die unvernünftigen Tiere interessierten sie sich wie rasend. Dafür allein war dieser ganze große Platz neu geschaffen, mit all seinen vielen technischen Einrichtungen, seinen Tribünen. Von weit her kamen die Menschen, oft unter großen Mühseligkeiten. Die Musik spielte, und das Geld wurde ausgegeben, als habe es gar keinen Wert, und von einem Zufall hing es ab, ob sie es verloren oder eine Kleinigkeit mehr wieder bekamen.

Er schüttelte den Kopf ein-, zweimal.

„Nun, Herr Oberleutnant, gefiel Ihnen das Laufen von Grandfather nicht? Er ist offenbar nicht in Kondition. Zudem zieht ihm sein Reiter immer die Nase falsch. Da muß er ja schief springen."

Er hatte kaum hingesehen, wußte gar nicht, welches von den Pferden Grandfather war, aber er bejahte die Frage und ließ den Menschen reden, der voll Eifer ihm aufzählte, was für ein gutes Pferd Grandfather sei, welche Siege er schon zählte, und daß er heute ganz unter seiner Form gelaufen sei.

Er blieb auf seinem Platz und wartete das nächste Rennen ab. Dann ging er zur Wage, sich umzuziehen, um bereitzusein, wenn er gewogen wurde.

Er hatte den Mantel übergeworfen, denn ihn fröstelte in seiner leichten Rennuniform trotz der Wärme draußen.

So stand er zwischen lauter fremden Menschen, bis die Glocke zum Aufsitzen über den Platz tönte.

Die andern hatten schon ihre Pferde. Er stand noch und wartete, wußte nicht, wo sein Gaul war, den er vorhin nur einen Augenblick lang gesehen hatte.

Endlich kam der Stallmann und entschuldigte sich.

„Wir hatten geglaubt, Herr Oberleutnant würden zum Stall kommen. Mayfair läßt ungern zwischen dem Publikum aufsitzen."

Aber das Pferd hielt ganz brav still.

Als er auf die Bahn ritt, kam ihm zum erstenmal wieder das Gefühl, daß zwischen all den Menschen dort auf der Tribüne auch Gerda v. Oettgen sich befand.

Er blickte hin und wollte sie suchen, aber er fand sie nicht, obgleich er sich ihre Loge genau gemerkt hatte. In dem Gewühl war sie nicht zu erkennen, er mußte hier unten im Kreis herumreiten, und das Richterhäuschen schob sich jedesmal dazwischen, und dann hieß es aufgaloppieren, und da er dabei nochmal zur Tribüne aufsah, kam Mayfair schlecht über die Versuchshürde. Sie schlug hart an, daß es krachte und er nach vorwärts schoß und auf den Hals fiel.

Den Leuten gefiel das offenbar nicht, daß er so schlecht sprang. Er hörte es an dem Gemurmel.

Da nahm er sich zusammen, wollte nicht an Gerda denken. Es handelte sich jetzt allein um das Rennen.

Heute abend sollte er mit ihr zusammen sein! Aber er konnte nicht bleiben, wollte auch nicht. Das wäre noch schöner, wenn er einen ganzen Abend das mitansah. Der alte Röbbeln sollte zudem kommen. Was hatte er da bei dem Familienfest zu suchen? Gar nichts. Weniger als nichts.

Zärtlichkeiten bei anderen waren ihm immer schrecklich, und sehen zu müssen, wie Georg Röbbeln Gerda an sich zog, war scheußlich zu denken. Ohne Küsserei ging das sicher nicht ab. Es überlief ihn.

Das konnte er unmöglich mitansehen. Er konnte sich Gerda gar nicht so vorstellen und wollte es auch nicht



sehen. Schon genug, wie sie vorhin einmal ihre Hand auf Röbbelns Arm gelegt hatte.

Röbbeln war immer höchst kameradschaftlich zu ihm gewesen, er hatte ihn heute glückstrahlend in seiner neuen Würde begrüßt und so dringend aufgefordert, den Abend mit ihnen zu verbringen. Aber nein! Er wollte mit dem Nachtzug nach Wuthenow zurück, sich gar nicht mehr sehen lassen und morgen ein Wort der Entschuldigung senden.

Die Pferde blieben nach dem Aufgalopp stehen und rangierten sich.

In seinen Gedanken hatte er das „Ab!" des Starters ganz übersehen. Die Fahne hatte sich schon gesenkt, da erst begriff er. Mit fünf Längen folgte er, nachdem er fast mit Mayfair stehengeblieben wäre, trotzdem er den Kopf vorn hatte und das Pferd abspringen wollte, das m e h r bei der Sache war als der Reiter. Es war in die losen Zügel gesprungen, daß es einen scharfen Ruck im Maul gab.

Das Tempo war noch ganz langsam, und er hatte bald aufgeschlossen. Die Pferde kamen von selbst zu ihm zurück, und er war beim ersten Sprung am Feld. Er hatte sich seine Konkurrenten nicht weiter angesehen, hatte auch kein Gefühl, wie er mit seinem Pferd zu ihnen stand, zumal ihm ganz unbekannte Pferde dazwischen waren, deren Namen er nie gehört hatte, von denen er nichts wußte, Lokalgrößen der Rheinprovinz.

Er sollte sich führen lassen, und das tat er auch, denn jetzt, auf der Bahn selbst, sah das Gelände ganz anders aus. So lief er denn mit und hielt sich an vierter Stelle.

Der Rasen flog unter ihm weg, und sie galoppierten direkt auf die Tribüne zu.

Der Steinwall! . . . Es ging drüber weg, dann kam die rote Hecke.

Dort auf der Tribüne saß Gerda, neben ihr Georg von Röbbeln. Er glaubte sie deutlich vor sich zu sehen, obgleich er sich sagte, daß es ganz unmöglich sei, in diesem Meer von Köpfen, auf das er zusteuerte, sie zu erkennen.

Er achtete nicht auf die Bahn, sondern blickte geradeaus, auf dieses Gewimmel von Menschen, das ihm immer näher kam.

Dann hörte er einen Aufschrei — und dann war Nacht um ihn.

Er hatte nicht auf die Hecke geachtet; sein Pferd ging blind dagegen, und er schoß kopfüber nach vorn, während die Stute sich überschlug. Das ganze Feld galoppierte über die beiden Körper hinweg.

Gerade vor der Tribüne war es geschehen, daß alle den Sturz aus nächster Nähe mitansahen.

Pferd und Reiter lagen wie tot da.

Die Leute liefen herbei und tasteten an ihm herum, hoben ihn auf und trugen ihn zur Seite, zogen den Gaul an den Beinen bis an den Fang. Dann kam der Arzt, und als die Pferde zum zweitenmal vorbei durchs Ziel gegangen waren, kamen die Träger mit der Bahre, und Widding wurde fortgeschafft.

Langsam, schwankend trugen die beiden Leute ihre Last.

Das Pferd lag noch immer.

„Es hat sich das Genick gebrochen."

„Hat sich ja völlig überschlagen."

„Auf der Stelle tot!"

„Der Reiter scheint's auch."

„Schrecklich!"

„Aber sehen Sie nur! Was ist das?"

Alle waren aufgestanden, und aller Augen richteten sich nach der Hecke. Die Herren sprangen rasch zur Seite, denn plötzlich kam Leben in das eben noch wie tot daliegende Pferd. Mit einer einzigen Anstrengung stand es aufrecht, schüttelte sich, und als ein Stallmann es am Zügel faßte, ging es brav mit und hatte sich nichts getan. Hatte lediglich die paar Minuten besinnungslos dagelegen und sich zur Seite schleifen lassen.

„Schädelbruch und Gehirnerschütterung!" sagte ein Herr im Vorbeigehen.

Gerda war mit einem Schrei aufgesprungen, als Widding mit seinem Gaul so gefährlich kopfüber ging.

„Rasch, Georg — rasch! Sieh nach, was mit Widding ist!"

Er war mit all den anderen aufgesprungen, denn es hatte böse ausgesehen, wie die Hinterbeine des stürzenden Pferdes in der Luft gewesen waren und das Tier mit einem tiefen Purzelbaum sich überschlug.

Ein Kamerad des Regiments! Da war man doch mit Herz und Seele dabei.

Als die Bahre herbeigebracht wurde, ließ Gerda sich nicht halten, sondern zog Hete mit sich. Sie wollte das nicht sehen, sondern den Vater aufsuchen, der gewiß schon im Ärztezimmer war, um Widding nahezusein.

Sie konnte durch die Menschenmasse nicht hindurch; es war nicht möglich.

Endlich kam Röbbeln zurück, und Gerda rief ihm zu. Er brach sich Bahn, denn jetzt verliefen sich die Menschen schon wieder.

„Der Arzt meint: eine Gehirnerschütterung, ein leichter Schädelbruch, sonst scheint's nichts weiter zu sein. Auch der Schädelbruch nicht schwer, soweit er augenblicklich sagen kann."

„Der arme Widding!" sagte sie.

„Das Bewußtsein hat er noch nicht wieder, nicht wahr?" fragte Hete.

„Nein, das wird noch eine Weile dauern, meinte der Arzt."

„Kann man nichts tun?"

„Vorläufig nichts."

„Wird er nach Wiesbaden gebracht?"

„Ja, Baron Gisa will ein Krankenauto besorgen. Er will ihn zu sich ins Haus nehmen."

„Oh, das ist gut. Vater ist wohl noch bei ihm?"

„Ja, er bleibt noch. Wollen wir nicht auf die Tribüne zurück?"

„Ja, Mama ist dort allein. Sie ängstigt sich sonst."

„Hier können wir doch nichts helfen. Es darf niemand zu ihm."

„Der arme Kerl!" sagte Hete und sah ganz hilflos aus, totenblaß und zitternd.

Sie hatte geglaubt, Fritz Widding sei tot, und hätte am liebsten losgeweint, so hatte sie sich erschrocken und entsetzt. Sie wäre gern fortgegangen; die Musik tat ihnen

allen weh, die mit einem Mal viel lauter schien als zuvor. Aber noch mußten sie auf den Vater warten.

„Ich hatte gleich unser Auto zur Verfügung gestellt“, sagte Röbbeln. „Aber der Doktor meint, er wolle ihn erst später überführen, mit einem richtigen Krankenwagen. Das habe ich auch eingesehen.“

„Selbstverständlich.“

„Wo nur Papa bleibt?“

„Dann wollen wir aber fort! ... Bitte, Georg!“

„Ja, Kind, ganz wie du willst.“

Gerda schwankte, ob es ratsam war, noch hier zu bleiben, wo man von Widding Nachricht bekommen konnte, oder ob sie aus dem Trubel fliehen sollten, diesem Lärm der Musik, dieser Aufregung, die sich nun schon wieder neuen Ereignissen zuwandte.

Sie saß da in ihrer Loge. Alles in ihr zitterte. Als jetzt das neue Rennen abgeläutet wurde, sah sie so wenig wie Hete hin. Sie schloß die Augen, und als sie ein wenig zur Seite blickte, sah sie, daß auch Hete ihr Gesicht abgewandt hatte, obwohl es nur ein Flachrennen war. Sie wollten beide nicht noch einmal sehen, wie jemand stürzte, obgleich sie selber schon manch einem Sturz beigewohnt hatten und selber aus dem Sattel gekommen waren.

Heute aber war es so plötzlich und unerwartet gekommen. Ganz ruhig waren sie auf die Tribüne zugaloppiert, und an dieser elenden Hecke, durch die die Pferde nur so durchhuschten, mußte er scheitern.

Der Oberst kam und machte ein ernstes Gesicht.

„Der Doktor meint, es habe keine besondere Gefahr, der Schädelbruch könne nicht schlimm sein. Aber die Gehirnerschütterung sei wohl sehr stark gewesen. Dazu gehört nun Ruhe, und Widding wird ins Krankenheim geschafft. Unmittelbare Pflege und stete Anwesenheit der Ärzte seien dringend erforderlich. Ganz so leicht nimmt er das nicht.“

„Hast du ihn gesehen, Papa?“

„Ja, Kind, wie einer so daliegt. Blaß und blutleer. Armer Kerl, daß ihm das aber auch gerade hier passieren muß. Nur gut, daß wir da sind und helfen können. Ich will gleich an die Mutter und Schwester schreiben, daß sie sich nicht zu sorgen brauchen. Ich muß morgen abend heim, aber ihr werdet euch gefälligst ordentlich um meinen armen Widding kümmern.“

„Aber selbstverständlich, Papa!“ sagten Gerda und Hete.

* * *

„Schade, daß Widding nicht mit uns ißt!“ sagte Röbbeln am Abend, als sie bei Tisch saßen. „Mein alter Herr hätte dann gleich einen Herrn mehr von uns gekannt. Ich glaube, sie hätten sich gut vertragen. Meinem Alten hätte das gefallen, wie Widding mich mal ausgefragt hat, weshalb ich nicht im Betrieb geblieben bin. Ja, das ging nicht. Er hätte den alten Starrkopf nur kennen lernen sollen, um zu begreifen, daß das nicht ging. Mit dem ist zu schwer auszukommen.“

„Er ist gar nicht so schlimm, wie du ihn machst.“

Und sie sahen nach dem alten, fast eisgrauen Herrn hinüber, der neben ihrem Vater stand. Der eine in seiner tadellos sitzenden Uniform, der andere leger, mit bequemem Kragen und vernachlässigtem Schlips und doch voller Kraft, die Augen unter den buschigen Brauen voll unbeugsamer Energie.

„Sagst du! Und heute vielleicht. Da ist er freilich die Liebenswürdigkeit selbst, weil du ihm, Gott sei Dank, gefällst. Aber er kann auch anders sein. Ich sage dir, ganz anders, daß man nicht weiß, wie man mit ihm daran ist.“

„Ich glaube, ich würde immer sehr fein mit ihm auskommen.“

„Ich wünsche uns, daß du dich nie irren mögest und du ihn nie anders kennen lernst. In unser beider Interesse.“

„Du tust gerade, als müßte man sich vor ihm fürchten.“

„Muß man auch. Wirst es eines Tages schon begreifen.. Ja, Vater! Wir sprechen von dir, was du für ein Tyrann sein kannst.“

„Tyrann? Nein! Aber was ich mir vorgenommen, das setze ich gern durch. Weiter nichts. Ein klein bißchen müssen die Kinder auch heute noch tun, was die Eltern wollen. Ich dächte, das gehört sich so.“

„Ach, Vater, hast du eine Ahnung, was Kinder heute alles tun! Andere Eltern sind anders, du kennst ja die Welt nicht.“

„Will ich auch nicht. Bei uns ist das immer so gewesen und wird es bleiben. Kinder haben zu tun, was die Eltern wollen, oder sie müssen sich auf eigene Füße stellen. Ihr könnt ja eure Kinder anders erziehen, wenn ihr mögt. Was dabei herauskommt, müßt ihr selber auslöffeln.“

„Na, das wollen wir abwarten. Es eilt nicht so. Ich bin ja gar nicht so unzufrieden mit dir, Papa. Ich denke, du wirst dich auch noch wandeln, Gerda zuliebe.“

„Nein, mein Junge, doch nicht! Denn Gerda scheint mir ein ganz vernünftiges Mädchen zu sein. Mit der werde ich schon auskommen. Ob mit dir, muß sich im Lauf der Zeit noch erweisen. Vielleicht sind wir unser zwei gegen dich.“

„Aber Vater, das wäre ja schrecklich von Gerda.“

„Ich sähe dich eben lieber im Schurzfell als so im bunten Rock, gegen den ich sonst nichts habe. Nur sollte das ein Gewand für den Feiertag oder für den Ernstfall sein. Wir in unserem Geschäft können auch Männer gebrauchen, die genug für unser Vaterland tun können.“

„Ja, Vater, das ist Auffassungsache. Schließlich machen deine Herren Direktoren das doch besser, als ich es, nach deiner Beurteilung wenigstens, je könnte.“

„Hättest dich dranhalten sollen, dann wäre es anders gekommen.“

Gerda mischte sich beschwichtigend ein, und der Alte streichelte ihr die Hand und war begütigt. Sie hatte es hart und kalt in seinen Augen aufglimmen sehen, obwohl er sich zusammennahm, um nicht zornig herauszupoltern. Sie lenkte ihn rasch ab, sie sah das Gewitter kommen, das Georg mit seinem lässigen Plauderton heraufbeschwor.

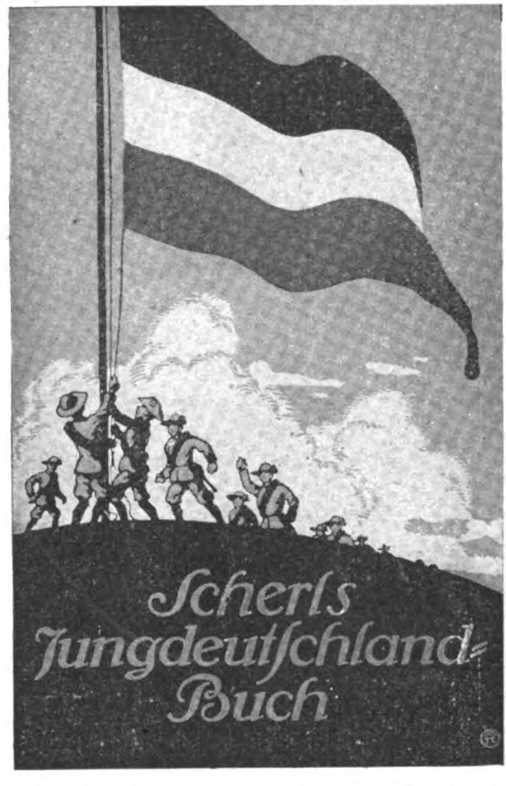
Der Alte konnte diesen leicht süffisanten Ton offenbar nicht vertragen. Auch ihr gefiel es nicht, daß Georg das Leben so wenig ernst nahm. Er war es gewöhnt, daß ihm alles zufiel. So hatte er sich diesen nichtachtenden Tonfall zurechtgelegt, in den er zuweilen verfiel, und der

Schönstes Geschenkbuch für die Jugend:

Scherls Jungdeutschland-Buch

106 Illustrationen erster Künstler

400 Seiten stark Groß-Oktav



66 Beiträge erster Schriftsteller

7 farbige Vollbilder und drei Preisausschreiben

Herausgegeben vom 2. Vorsitzenden des Deutschen Pfadfinderbundes
Major Maximilian Bayer
Mit einem Vorwort des 1. Vorsitzenden des Jungdeutschlandbundes
Generalfeldmarschalls Dr. Frhrn. v. d. Goltz

Preis: 4 Mark

Das reich ausgestattete Werk bringt in bunter Folge Jugend-Erzählungen und Abenteuer, Phantastische Geschichten, Humoresken, Schlachtenschilderungen, Aufsätze über Heer und Flotte, über den Kampf mit Luft und Wasser, über Naturgeschichte und Technik, Beispiele der Nächstenhilfe tapferer Jungen, Ernstes und Heiteres aus dem Leben der Pfadfinder und Wandervögel, ein flottes Marschlied, fünf kraftvolle Balladen, Erzählungen aus dem Leben preußischer Könige und Geisteshelden, zahlreiche Rätsel und drei Preisausschreiben. Für Jungen im Alter von 12 bis 17 Jahren das schönste Geschenkwerk! Bezug durch alle Buchhandlungen und unsere sämtlichen Geschäftsstellen.

Berlin SW 68, Zimmerstraße 36-41

August Scherl G. m. b. H.

etwas beleidigend Aufreizendes für jemand hatte, der anderer Meinung war.

Gerda mußte in dem Augenblick den Vergleich mit Widding ziehen, der nie in diese schnoddrige Art verfiel, sondern an alles mit Ernst und Eifer heranging und doch voll leichten Jugendmutes, ohne alle Blasiertheit, die Georg zuweilen markierte, wenn er sich das Monokel einklemmte und gewissermaßen eine Distanz zwischen sich und die übrige Welt legte. Dann kam er selbst ihr fremd vor. Sie hatte das Gefühl, als sage er innerlich voller Überhebung zu ihr: Dummes kleines Mädchen!

Und ihr Stolz bäumte sich auf. Er hatte nicht die leiseste Berechtigung, so mit ihr umzugehen. Sie sträubte sich dagegen und konnte mit seinem Vater mitfühlen, der sich dagegen wehrte und die Art des Sohnes nicht mochte, weil sie seinem ganzen Empfinden entgegen war.

Wenn Georg auch gegen die Leute draußen sich kühl überlegen verhalten mochte, im engen Kreis, bei Freunden und Verwandten, war das nicht angebracht und mußte für die Betreffenden verletzend wirken.

In der Beziehung war Widding immer tadellos gewesen.

Der arme Kerl, der nun im Krankenheim lag, statt an dem kleinen Fest mitteilzunehmen.

Georg Röbbeln war eben noch im Krankenheim gewesen, aber es wurde noch niemand zu ihm gelassen; es hatte auch keinen Zweck. Widding lag in völliger Bewußtlosigkeit, und eine Schwester wartete beständig an seinem Bett auf den Augenblick, daß er zu sich kommen würde.

Der Arzt hatte die Schultern gehoben. Man mußte abwarten. Die Schädelverletzung schien nur oberflächlich. Gewisses konnte man natürlich nicht sagen. Sonst hatte er nur ein paar Quetschungen davongetragen und ein paar Schrammen auf der Backe.

Gerda wurde den Gedanken nicht los, daß er heute abend mit ihnen zusammen sein wollte. Er hatte zwar ein eigentümlich zweifelndes Gesicht gemacht, als ob es ihm kein Vergnügen machen würde, aber in dem Augenblick hatte sie sich abwenden müssen, um Bekannte zu begrüßen, die ihr gratulieren wollten.

Ein dunkler Fleck, der da auf ihr Fest fiel, ein Schatten, der sich nicht bannen ließ.

Immer wieder sah sie in Gedanken sein bleiches Gesicht, wie der Vater es ihr geschildert hatte. Und Hete war ganz unglücklich und bekümmert.

„Ich hatte mich wirklich so darauf gefreut, Widding einmal neben mir zu haben einen ganzen Abend lang. Nun habe ich keinen Herrn. Er ist immer so nett zu mir gewesen und hat mich heute mit so großen Augen angesehen, ganz erstaunt wahrscheinlich, wie ich mich herausgemacht habe. Er brauchte sich meiner nicht zu schämen, ich bin das kleine Schulmädel nicht mehr, wie er mich einst kennen gelernt hat."

„Nein, du bist ein rechter Backfisch."

„Ach? Meinst du, liebe Gerda? Ich glaube, ich könnte beinah schon eine Dame sein."

„Bleiben wir beim Backfisch. Das steht dir vorläufig noch besser."

„Ich bin alt genug, um . . ."

„Ach, Kind, so reden wir alle und möchten älter scheinen, als wir sind, ein paar Jahre später tut es einem furchtbar leid, daß man nicht noch ein Kind ist."

„Möchtest du das?"

„Na, augenblicklich gerade nicht. Ich fühle mich in meiner Haut ganz wohl."

„Das kannst du auch und wirst auch glücklich bleiben."

„Hoffen wir's."

* * *

Als sie am Abend spät in ihrem gemeinsamen Zimmer waren, sagte Hete, während sie noch einmal in die Nacht hinausblickte, die voller Mondschein, weich und mild sich draußen breitete: „Was wohl der arme Widding jetzt macht? Der sieht vielleicht noch immer nichts von diesem milden Mondlicht. Schrecklich, so in Bewußtlosigkeit zu liegen wie im halben Tod."

„O Hete, sag das nicht. Ich mag nichts vom Tod hören, jetzt nicht!"

„Ach, und ich habe immer dran denken müssen. Als er da so auf dem grünen Rasen lag, dachte ich, es sei alles zu Ende mit ihm."

„Hete, ich b i t t e dich!"

„Er hat dich doch s o gern gehabt"

„Mich? — So gern?"

„Ja, d i ch, Gerda!"

„Als guter Freund, freilich."

„Meinst du?"

„Ja, das meine ich."

„Ich glaube, Gerda, es war viel m e h r. Ich habe ihn oft beobachtet, wie er dich angesehen hat. Das war m e h r als Freundschaft. Verlaß dich drauf."

„Ach, du Naseweis, was du gesehen hast. Weshalb ihr das nur nicht glauben wollt, daß wir in ganz wunschloser Freundschaft zueinander gestanden haben. Die Teckel, meine guten Kerle, haben uns zusammengeführt."

„Georg mag sie nicht, er nennt sie Gewürm und krummbeiniges Getier."

„Gott, jeder hat seinen Geschmack. Ich mache mir wieder nicht viel aus seinen hochbeinigen Barsois."

„Mann und Frau sollten sich in ihrem Geschmack finden, dächte ich."

„Das wäre schrecklich langweilig, wenn man immer einer Meinung wäre. Dafür habe ich wenig übrig. Jeder nach seiner Fasson."

„Auch ein Standpunkt! Aber deine Dackel, glaube ich, werden darunter leiden."

„Sie w e r d e n schon nicht. Wenn man selbst etwas nicht mag, braucht man es einem andern nicht gleich zu verbieten. Das ist ganz was anderes."

„Mögest du recht behalten, geliebtes Herz."

„Das werde ich auch, liebe Hete."

„Aber ich glaube — und jetzt, wo nichts mehr dran zu ändern ist, kann ich's ja sagen: Widding hätte besser zu dir gepaßt als Röbbeln."

„Dir gefällt er vielleicht besser. So nimm ihn dir."

„Ach, Gerda, daran denke ich nun doch nicht. Aber offen gesagt, ich hatte immer gehofft, ihn zum Schwager zu bekommen. Darüber hätte ich mich r i e s i g gefreut."

„Schade, daß ich dir das Vergnügen nicht habe be-

reiten können. Es hat sich nicht gemacht. Du hast sogar mal gewettet, wenn du dich dessen entsinnst, und hast die Wette verloren."

„Na, Georg Röbbeln ist ja auch ganz nett, und das Armband, das er mir geschenkt hat, ist nicht zu verachten."

„Siehst du, du wirst dich schon aussöhnen."

„Das ist es nicht. Du verstehst mich nicht oder willst mich nicht verstehen. Ich kann mir nicht helfen, der zu junge Adel gefällt mir nicht."

„Aber, Hete, da muß ich lachen! Du, und solche Ansichten, die sonst . . ."

„Sonst — ja! Ich kann mir alles erlauben, ich könnte den bürgerlichsten Mann nehmen, vom Fleck weg. Ich mache mir gar nichts daraus; und eben darum suche ich bei Georg Röbbeln hinter all seinem vornehmen Getue immer den alten Adam. Ob die Kultur auch schon hält?"

„Na, Hete, erlaube mal! Das überlaß nur ruhig mir und mach dir keine Sorgen. An Kultur der Lebensführung ist er uns durch seinen Reichtum doch über; und das ist kein Talmi, sondern echt. Darauf kannst du dich verlassen."

„Um so besser, liebste Schwester, und wenn du es sagst, dann muß ich, will ich's gern glauben. Mögest du immer recht behalten — das wünsche ich dir von ganzem Herzen. Ja, wenn du nur glücklich wirst —!"

(Fortsetzung folgt.)

Pelzwaren und Pelzmoden.

Von Oskar Klaußmann.

Rotfuchs und Maulwurf sind augenblicklich die Mode-Pelzarten. Wie mir aber die Pelzsachverständigen, bei denen ich mir Informationen holte, mitteilten, glaubt niemand recht an die Dauer dieser Mode. Sie scheint also eine vorübergehende zu sein.

Tausende von Leserinnen und Lesern werden sich die Frage vorgelegt haben, woher denn auf einmal diese Unmasse von Rotfuchs- und Maulwurfsfellen zu haben war, die die Mode vorschreibt. Jedenfalls sind Vorräte dieser Pelzarten aufgespart und dann auf einmal auf den Markt gebracht worden. Dann hat Paris, das auch für die Pelzmoden in Frage kommt, die Rotfuchs- und Maulwurfsmode „kreiert". Zur Juni-Pelzauktion in London wurden über 26,000 Rotfuchsfelle angeliefert, gegen 9000 im Jahre vorher; ebenso 447,000 Maulwurfsfelle gegen 138 000 im Vorjahr.

Auch die Indianer, die an den Ufern des St.-Lorenz-Golfs und weiter im Innern des Landes den ganzen Winter über auf Pelztiere jagen, haben im Vorjahr auffallend viele Rotfuchsfelle erbeutet. Diese Indianer, meist Christen, und zwar Katholiken, leben in den Monaten Juni und Juli an der Küste, um ihren religiösen Bedürfnissen zu genügen. Der Juni (der Blattmonat) und der Juli (der St.-Annen-Monat) sind die Sommermonate. Wenn der Fliegemonat kommt, die Zeit, in der die jungen Wildenten flügge werden, ziehen die Indianer wieder in das Innere auf die Jagd von Pelztieren. So selten sind die Pelztiere geworden, daß jetzt die Winterquartiere der Indianer 200 bis 500 englische Meilen tief im Innern liegen. Von dort aus nähern sie sich gegen Weihnachten wieder mehr der Küste und werden hier von den Händlern aufgesucht, die mit Hundegespannen, den furchtbaren Gefahren und Strapazen des nordischen Winters trotzend, zu den Indianerlagern kommen, um die Felle aufzukaufen. Anfang Juni beginnt die Rückkehr der Indianer zur Küste, wobei sie auch die Toten, die sie während des Winters zu beklagen hatten, mitbringen, um sie an der Küste in geweihter Erde zu bestatten.

Wir führen hier kurz die eine Art und Weise, wie man Felle gewinnt und in den Handel bringt, nur an, um zu zeigen, wie die Beschaffung wertvoller Felle immer schwieriger geworden ist. Die Seltenheit und der direkte Mangel an jagdbaren Pelztieren sowie die Mode, die seit einigen Jahren den Pelz bevorzugt und jetzt sogar bei Sommerblusen anwendet, haben die Pelzpreise zu der fabelhaften Höhe gebracht, auf der sie sich jetzt befinden. Das Angebot deckt durchaus nicht mehr die Nachfrage. Wo sind die Zeiten hin, wo, wie im Jahr 1743, allein von Kanada 150 000 Biberfelle kamen! Im Jahr 1820 kamen noch jährlich 60,000 Biberfelle nach London. Die letzte Londoner Auktion wies im Juni 3400 Biberfelle auf; im Vorjahr waren es gar nur 1700. Auch die Händler mit Pelzrohware hoffen, daß die Pelzpreise jetzt ihren höchsten Stand erreicht haben. Wie rasch sich die Preise gehoben haben, geht wohl daraus hervor, daß Skunks, auch ein Haupt-Modepelzwerk, in fünf Jahren um 100 Prozent im Preis gestiegen ist.

Noch immer ist der Hauptmarkt für Pelzrohware Leipzig. Dann kommt London mit seinen Auktionen, die schon seit länger als hundert Jahren bestehen und von der Hudson-Bai-Kompagnie eingeführt worden sind. An dritter Stelle steht Nishnij Nowgorod in Rußland. Dagegen ist Berlin das Zentrum der Pelzkonfektion für die ganze Welt. 1890 gab es hier zehn Firmen oder, wie es heißt, Fabriken für Pelzkonfektion; heute sind es fünfzig. Als sich vor zwei Jahren ein kanadischer Multimillionär für seine Gattin einen langen Zobelmantel für 120 000 Mark leistete, konnte er diesen nur in Berlin bestellen. Die Vorräte von Zobelfellen sind in Berlin allerdings nicht allzugroß,; sie betragen bei einzelnen Firmen nur mehrere hunderttausend Mark, während in Leipzig für mehr als eine Million Zobelfelle beständig auf Lager sind. Handelt es sich um einen großen Auftrag, wie bei dem Mantel für 120 000 Mark, dann läßt die betreffende Pelzkonfektionsfirma sich auf telegraphische Bestellung die Vorräte von allenthalben zur Ansicht schicken, um die zusammenpassenden Felle auszuwählen.

Bekanntlich hat Rußland bis zum 15. Oktober 1916 den Fang der Zobel in Sibirien und den Handel mit den Fellen auf das strengste verboten, weil die Zobel nahezu ausgerottet sind. Auch Amerika liefert Zobelfelle, aber sie sind in bezug auf Gleichmäßigkeit und Schönheit der Farbe mit den russischen nicht zu vergleichen. Betreffs des Preises für Zobelfelle gibt es geradezu Sagen im Publikum. Allerdings, bei der allerbesten Qualität stellt sich das einzelne Fellchen auf 1500



bis 2000 Mark. Man bekommt aber auch schon Zobelfelle für 50 Mark, und der heutige Durchschnittspreis für Zobelfelle ist trotz der russischen Sperre nur auf 400 bis 600 Mark zu schätzen.

Für die vornehme Welt kommt also außer Rotfuchs und Maulwurf noch immer der Zobel in Betracht. Nur sind Berlin und Deutschland, obwohl hier die gesamte Pelzkonfektion konzentriert ist, nicht die Hauptverbrauchsorte. Man erzählt hier immer noch in den Kreisen der Fachleute als ein großartiges Ereignis, daß 1911 ein rheinischer Industrieller für seine Töchter zwei Zobeljackette zu je 60 000 Mark in Berlin bestellte. Die Hauptkonsumorte für die teueren Pelzarten sind London, Paris, Neuyork und vielleicht Petersburg. Selbst in Paris sind es nur die großen Lebedamen, die einen besonders kostspieligen Luxus in Pelzschmuck treiben.

Hermelin für Stola und Muffen ist ebenfalls noch sehr in Mode für Leute, die es bezahlen können. Amerika, Rußland und Norwegen liefern die Hermelinfelle, von denen 70 000 (gegen 37 000 im Vorjahr) zur Juni-Auktion in London waren. Für Mäntel wird für die zahlungsfähigen Kreise noch immer Breitschwanz und Persianer bevorzugt.

Für den zahlungsfähigen Mittelstand bildet von der echten Ware Skunks noch immer das Hauptpelzwerk. Auch hier deckt das Angebot gar nicht mehr die Nachfrage, obgleich bei der letzten Londoner Auktion 155 000 Felle (gegen 117 000 im Vorjahr) erschienen waren. Skunks ist bekanntlich das Fell des Stinktieres, das aus Nordamerika, aus den Vereinigten Staaten und aus Kanada kommt. Erst als man seit 1860 gelernt hatte, den durchdringenden entsetzlichen Geruch des Felles zu beseitigen, kamen die Skunksfelle mehr in den Handel, und heute sind sie, wie bereits erwähnt, ein Hauptpelzwerk geworden.

Nerz ist noch immer zu teuer, um einen großen Artikel zu bilden. Dagegen bleibt für die Kreise des zahlungsfähigen Mittelstandes Bisam als Sealimitation ein bekanntes Pelzwerk. Auch Chinchilla ist noch Mode; aber die Ausbeute wird immer geringer. Bei der letzten großen Auktion in London waren es 1731 Felle (gegen 2700 im Vorjahr). Die Chinchilla, ein kaninchenähnliches Tier, das in großen Mengen in den südamerikanischen Gebirgen lebt, ist fast vollständig ausgerottet. Vor einigen Jahren kostete ein Chinchillafell 8—10 Mark; heute wird selbst das Bastardfellchen, das also nicht ganz echt ist, mit 50 bis 60 Mark bezahlt. Auch Fäh (sibirisches Eichhörnchen) gehört zu dem beliebtesten Pelzwerk des Mittelstandes. Häufig wird es zu Backfischgarnituren verwendet. Das Fell des europäischen Eichhörnchens wird in der Pelzkonfektion nicht verarbeitet.

Sehr hohen Preis hat heute die sogenannte Landware, das heißt die aus Europa mit Ausschluß Rußlands stammenden Pelze von Füchsen, Baum- und Steinmardern, Ottern, Dachsen, Hamstern, Hasen, Kaninchen, Wölfen, Murmeltieren und Ziegen. Für die kleinen Leute, besonders im Westen des Reichs (in den Industriebezirken), spielt jetzt Mufflon eine große Rolle. Das echte Mufflon ist ein Bergschaf; was aber unter dem Namen „Mufflon" heute in den Handel kommt, ist meist das gerupfte Fell der Kaschmirziege. Das Ziegenfell hat überhaupt im Pelzhandel jetzt eine große Bedeutung. Es wird zu Besätzen verwendet, es werden Muffen, Kragen und besonders Pelzgarnituren für Kutscher daraus verfertigt. Auch das Murmeltier, das wie Zobel oder Nerz gefärbt wird, ist bei den weniger zahlungsfähigen Konsumenten sehr beliebt. Das Hauptpelzwerk bildet aber das Kaninchen, das Fell des französischen und belgischen Lapins (das deutsche Karnickel kommt nicht in Betracht, weil sein Fell zu klein ist). Auch Australien liefert Kaninchenfelle, die in aller möglichen Form verwendet und verarbeitet werden. Doch gilt die australische Ware für geringer als die französisch-belgische.

Bei den horrenden Pelzpreisen hat es die Textilindustrie versucht, Pelzimitationen herzustellen. Diese sind aber eigentlich nur in der Nachahmung von Krimmer und Astrachanware einigermaßen gelungen.

Sehr eigentümlich ist es, daß die Amerikaner die russische Pelzware und umgekehrt die Russen die amerikanischen Pelze bevorzugen. Diesem Umstand soll Leipzig, wo der Austausch dieser beiden Pelzwaren stattfindet, vor allem seine Bedeutung auf dem Markt von rohen Pelzwaren verdanken.

Auch der Detailhandel mit Pelz hat sich verschoben. Der Kürschner, der früher selbst die Felle verarbeitete und die Ware herstellte, ist zum Teil ausgeschaltet. Er ist häufig nur Wiederverkäufer, der die Ware, die die Pelzfabriken herstellen, weiter verkauft. Indes haben sich auch einzelne Kürschnerfirmen in der Provinz zu Pelzkonfektionären entwickelt, die bedeutenden Umsatz machen. Doch bleibt Berlin der größte Pelzkonfektionsort nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt.

Neue Berliner Schauspielerinnen.

Von Paul Felix. — Hierzu 13 Spezialaufnahmen für die „Woche" von E. Schneider.

Alljährlich um die Herbstzeitwende geht für zwei, drei Dutzend junger Schauspielerinnen ein Traum in Erfüllung: sie ziehen mit schwerbepackten Koffern und auf der geräumigsten Gepäckdroschke nicht unterzubringenden Hoffnungen in die Reichshauptstadt ein, um ein Engagement anzutreten. In fast allen anderen künstlerischen Berufen ist die Liebe für Berlin nicht gar zu groß. Maler, Dichter und Musikanten gewinnen gewiß aus dem gewaltigen Leben und Treiben entscheidende Anregungen, und sie haben auch nichts dagegen, wenn man hier ihre Bilder kauft, ihre Stücke aufführt und ihre Konzerte besucht. Aber zur Verarbeitung dieser Anregung, zum stillen Genuß ihrer Erfolge ziehen sie sich gern recht weit von Berlin in die heiteren Landschaften und Städte des Südens und Westens zurück, und selbst, wer beruflich eng an Berlin gefesselt ist, nährt gern die Sehnsucht nach freundlicheren, sorgloseren Gefilden.

Nur für den Schauspieler bleibt Berlin das verlockende Ziel, denn er lebt nur, solange er spielt, und Spielmöglichkeiten bietet in dieser Fülle außer Berlin nur eine andere Stadt: Wien. Dort genießt vielleicht der Schauspieler noch höhere Vorteile, denn nirgends blüht wie dort der Personenkult, und die junge Komödiantin, die sich an der Donau zum Erfolg durchgerungen hat, wird von der Gunst des Publikums in ganz anderer Weise gehegt und verhätschelt, wie es bei uns der Fall ist. Dafür aber bietet Berlin das grö-

ßere Hinterland. Deutschland ist reicher an großen Theaterstädten, nach Berlin kommen die Direktoren aus allen Königreichen und Provinzen, um den Bedarf an Schauspielern für die nächste Saison zu decken. Und selbst wer im Lauf einiger Spielzeiten zu keiner überragenden Stellung gelangt ist, kann sicher sein, von hier aus ein vorteilhaftes Engagement für eine auswärtige Bühne abzuschließen. Rechnet man nun noch hinzu, daß Berlin mit seiner ungeheuren Publizität für die Verbreitung jungen Ruhms das beste Pflaster ist, so würde man doch unserem Schauspielertum unrecht tun, wollte man annehmen, daß nur materielle Interessen die Reichshauptstadt so verlockend erscheinen ließen. In der Tat ist der Markt bei uns groß, und Tausende, die den Anschluß für eine Saison verpaßt haben, kommen — wenn auch mit weniger vollgestopften Koffern und weniger getürmten Hoffnungen — um in letzter Stunde doch noch ein Engagement zu finden, sich einer reisenden Gesellschaft anzuschließen oder wenigstens zeitweilig in den Filmfabriken unterzukommen.

Was aber an Berlin am stärksten fesselt, ist die künstlerische Arbeit, die hier geleistet wird. Und es ist für viele, die jung hierher kommen, nicht nur die Hoffnung, in ganz großen und sensationellen Premieren an bedeutender Stelle zu stehen — denn diese Hoffnungen gehen ja nur in den seltensten Fällen in Erfüllung. Aber nur die Berliner Theater kön-



Dagny Servaes. Deutsches Künstlertheater.



Erika von Rhen. Lessing-Theater.



Irma Strunz. Deutsches Künstlertheater.







Leontine Kühnberg. Deutsches Schauspielhaus.



Rosy Werginz. Theater des Westens.

nen es sich leisten, auf die Proben eine so intensive Arbeit zu verwenden, und diese Arbeit weckt auch in dem an bescheidener Stelle wirkenden Schauspieler das Gefühl, an einem großen Werk teilzunehmen und ein wichtiges Glied des Ganzen zu sein. Eine Aufführung, die bei uns Erfolg hat, kann auf eine mehrwöchige Lebensdauer schließen, und gerade diese Wochen bieten die Muße zu emsiger Weiterarbeit, die auf das Kleinste eingeht. Selbst an den größeren Hof- und Stadttheatern erfordert das viel abwechslungsreichere Repertoire eine sehr rasche Arbeit, die Regie — und wenn sie von den vortrefflichsten Künstlern gepflegt wird — muß etwas Flüchtiges haben, und das gleiche Stück, das in Berlin dreißig oder vierzig Proben erfährt, wird wo anders nach drei oder vier Verständigungen auf die Bühne gebracht. — Andererseits ist wiederum die große Aufführungziffer einzelner Stücke daran schuld, wenn die wenigsten Künstler Gelegenheit erhalten, sich hier in vielfacher Gestalt vor dem Publikum zu zeigen. Immerhin mag es angebracht erscheinen, einige der jungen, anmutigen



Gertrud Hackelberg. Deutsches Theater.



Mia Hellmuth. Kleines Theater.



Irma Klaar. Kleines Theater.



Gerte Knetke. Lessing-Theater.



Irmgard von Hansen. Lessing-Theater.



Wanda Delia. Deutsches Schauspielhaus.



Rezia Markolf. Kleines Theater.

Künstlerinnen, die eben in Berlin ihre Tätigkeit eröffnet haben, im Bild vorzuführen, wenn man auch noch nicht von allen künstlerische Großtaten zu melden vermag. Uebrigens ist nicht jede so ganz neu für Berlin. Die sympathische Frau Marie Sera (Portr. untenst.) war drei Jahre lang ein beliebtes Mitglied des Schiller-Theaters, wirkte dann längere Zeit am Deutschen Theater in Hannover, verheiratete sich dort sogar, bis sie nun die Liebe zu ihrem Beruf wieder auf die Bühne geführt hat, und zwar an das Deutsche Schau-



Marie Sera. Deutsches Schauspielhaus.

spielhaus, wo sie in einem französischen Stück einen sehr lebhaften Erfolg erringen durfte. — Auch Irma Strunz, die neugewonnene Tragödin des Künstler-Theaters (Portr. S. 1955), ist für Berlin keine völlig Unbekannte, wenn sie auch jetzt über Freiburg wieder den Weg zu uns zurück gefunden hat.

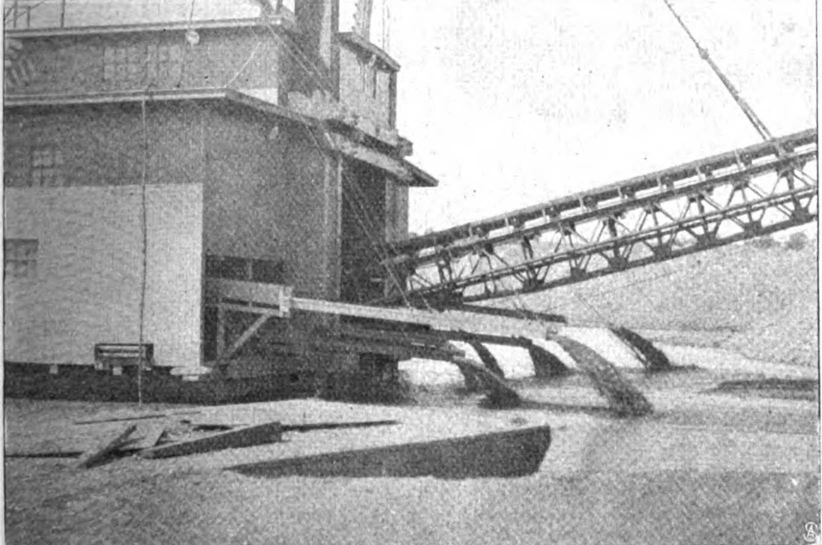
Fräulein Werginz (Portr. S. 1956), die aus Wien zu uns kommt, sprang mit vollem Erfolg auf die Bühne des Theater des Westens. Sie „sprang“, und nicht nur bildlich. Ihre muntere Laune, die schöne, wohlgepflegte Stimme, ihre eminente Tanzkunst lassen sie

als eine Operettenkraft ersten Ranges erscheinen. — In Irma Klaar (Portr. S. 1957) tritt uns ebenfalls eine schon an anderen Bühnen zu Bedeutung gelangte Künstlerin entgegen. In der Rolle einer temperamentvollen Böhmin erregte sie im Kleinen Theater bereits bei ihrem ersten Auftreten starkes Interesse. Diese Bühne, die seit Saisonbeginn unter neuer Leitung steht, hat sich begreiflicherweise eine ganze Reihe für Berlin unbekannter Schauspielerinnen gesichert, unter denen Mia Hellmuth und Rezia Markolf (Portr. S. 1957 u. 1958) hervorzuheben sind. Ueberhaupt ist ja die große Verschiebung, die durch Otto Brahms Tod in den Berliner Theatern eingetreten ist, die Ursache, daß unseren Bühnen viel frisches Blut zugeführt wurde. — Am Lessing-Theater fand Erika von Rhen (Portr. S. 1955) ihr überhaupt erstes Engagement, und auch Fräulein Gerte Knelke (Portr. S. 1957) ist dort verpflichtet, ebenso wie Irmgard von Hansen (Portr. S. 1957), eine Schülerin der Seebachschule des Königlichen Schauspielhauses. — Das Deutsche Künstlertheater hat Dagny Servaes gewonnen (Portr. S. 1955), die an der Wiener Akademie unter Albert Heine studierte. — Die Damen Wanda Delia und Leontine Kühnberg (Portr. S. 1958 u. 1956) sind am Deutschen Schauspielhaus tätig. — Als eine viel versprechende junge Künstlerin erschien auf der Bühne des Deutschen Theaters Frl. Gertrud Hackelberg (Portr. S. 1956), die bereits in ihrem ersten Engagement am Deutschen Landestheater in Prag allgemeineres Interesse erwecken durfte.

Das moderne Goldgräbertum.

Von Fr. Bock. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Zeiten, in denen die Abenteuerlust und der Glanz des Goldes manchen aus der alten Heimat über das Wasser trieb, um dort, fern von aller Kultur, einsam und allein in unwirtlichen, rauhen Gegenden die Goldfelder Kaliforniens oder Alaskas auf der Suche nach dem gleißenden Edelmetall zu durchstreifen, sind längst dahin. Die moderne Technik hat der Goldgräberei viel von dem ihr bisher anhaftenden Nimbus genommen, aber sie hat die Industrie von einem abenteuerlichen Ruf befreit, den sie einigen goldlüsternen Glücksrittern verdankt, eine Industrie, die großer Sorgfalt in technischer Hinsicht und systematischer Ausbeutung bedarf wie jede andere.



Schleusentor
am hinteren Ende eines Goldbaggers.

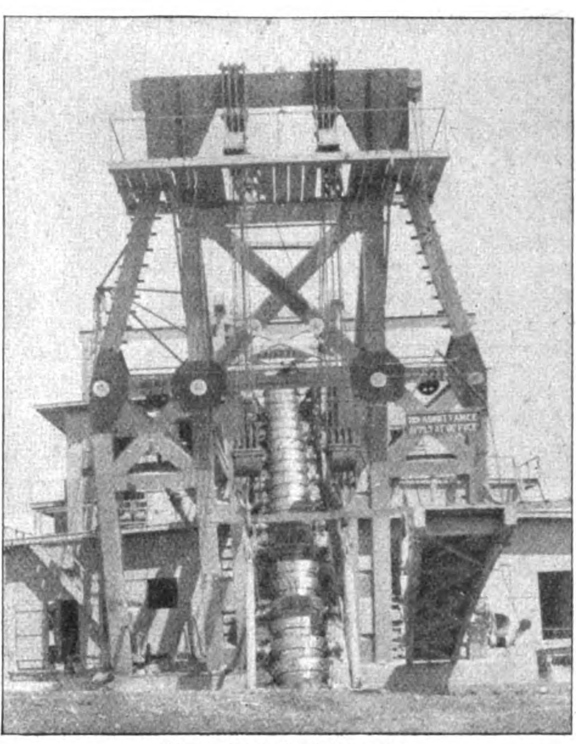
Die eigentliche Arbeit des Goldgrabens wird nicht mehr von Menschenhand, wie ehedem, besorgt, sondern an ihre Stelle ist der sogenannte Goldbagger getreten, der während der letzten Jahre sich noch im Stadium der Entwicklung befand. Erst in allerneuster Zeit ist er hinsichtlich seiner Konstruktion zu einer Vollkommenheit gelangt, daß er sicherlich allgemeines Interesse verdient.

Die ersten Goldbagger wurden in Neuseeland gebaut. Es waren kleine, leichte Maschinen, unzulänglich und von geringer Leistungsfähigkeit, deren Eigentümer sich mit einer geringen Verzinsung ihres eingelegten Kapitals begnügten. Im Lauf der Zeit wurden dann noch einige Goldbagger in den Vereinigten Staaten für Kalifornien gebaut; als diese sich jedoch für die zu bewältigende Arbeit zu schwach erwiesen, begann man mit deren Verbesserung. Viele dieser vorgenommenen Verbesserungen fielen indessen schlecht aus, eine große Zahl solcher mangelhafter Bagger legt im Westen Zeugnis davon ab. — Mit zwei verschiedenen Bagger-



Rückblick auf eine vom Bagger bearbeitete Strecke.

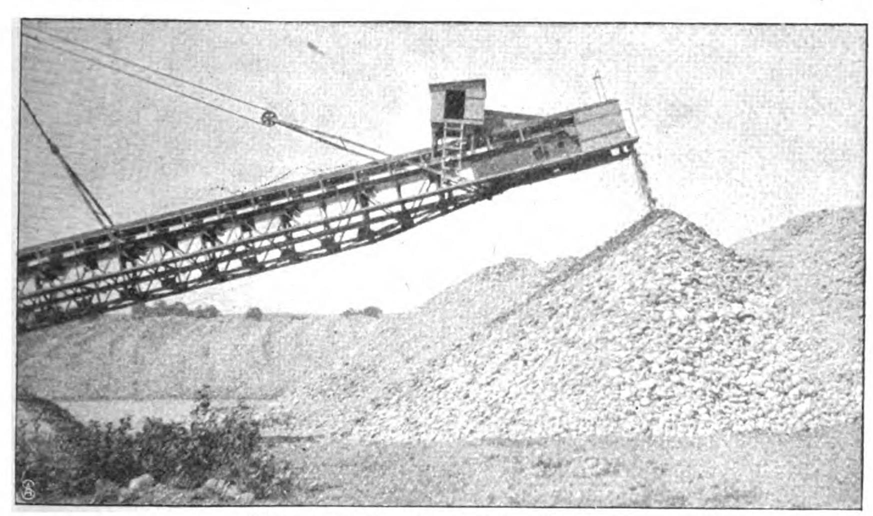
systemen wurden Versuche angestellt, die jedoch so schlecht ausfielen, daß man sie wieder fallen ließ. Von diesen war der eine ein Schöpfbagger, der einen über den Bug hinausgehenden Kran mit einer langen Handhabe hat, an dessen unterem Ende sich ein großer Schöpfeimer befindet. Der Baum ist drehbar, und der Schöpfeimer kann sämtliches Material unmittelbar vor dem Bagger ausgraben. Der Boden des Schöpfeimers wird durch eine Klappe gebildet, die geöffnet wird, wenn das ausgegrabene Material in die Trichter der Sieb- und Waschapparate geschüttet werden soll. Das Unangenehme bei diesem Baggertyp bestand darin, daß der Schöpfeimer große Quantitäten in unregelmäßigen Pausen ablieferte und dadurch die Wäsche erschwerte; außerdem ließ der Spalt rund um die Eimerklappe viel Wasser durch, das den meisten Goldstaub wieder mitfortschwemmte; ein wirksames Mittel, diesen Uebelstand zu beseitigen, konnte nicht gefunden werden.



Bug eines Goldbaggers.

Die andere, sich gleichfalls nicht bewährende Konstruktion war ein hydraulischer Bagger. Bei diesem wurde Kies und Gold mittels einer Zentrifugalpumpe in einem Rohr hinaufgezogen, das sich in den Waschapparat entleerte. Da aber Gold viel schwerer ist als Kies oder Wasser, so neigte es natürlich dazu, an seinem Platz zu verbleiben, während Kies und Wasser allein hochgezogen wurden, was fast ausschließlich der Fall war. — Der Elevator- oder Ketteneimerbagger, wie er zuweilen genannt wird, ist mit einer endlosen Eimerkette ausgerüstet, die über eine lange Stahlleiter läuft, die

Goldbagger bei der Arbeit.



Auswerfen des bearbeiteten Gesteins.

gelangt anfangs ein 0,14 Kubikmeter-Bagger zur Aufstellung, der jedoch bald von einem 0,21 Kubikmeter abgelöst wird.

Man kann mit Sicherheit behaupten, daß es keine Maschinen gibt, die in höherem Maß dem Verschleiß ausgesetzt sind als die, die zur Goldgewinnung verwendet werden. Kies, Sand und Wasser bilden ein geradezu ideales Abnutzungsmittel, das in kurzer Zeit alles zerstört, was nicht gerade vom allerbesten Material gefertigt ist. Um dieser zerstörenden Wirkung nach Möglichkeit zu begegnen, müssen ständig Reparaturen an den dem Verschleiß ausgesetzten Baggerteilen vorgenommen werden.

von der Oberkante des auf dem Bagger befindlichen Trichters bis in das Wasser hineinreicht. Beim Hinaufziehen der Kette füllen sich langsam die Eimer mit Kies und Wasser, die, da sie wasserdicht gemacht sind, mit ihrem ganzen Inhalt bis an den Trichter gelangen, wo sie, während sie sich umdrehen, um wieder nach unten zu gehen, ihren Inhalt über dem Trichter entleeren und so tatsächlich einen ständigen Strom von Material in den Waschapparat liefern.

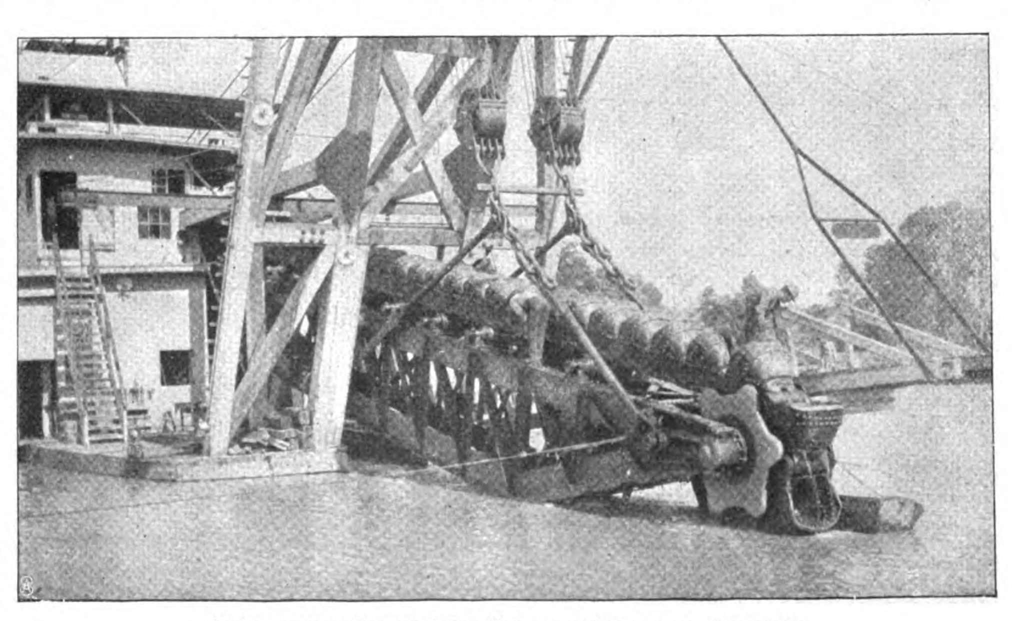
Gold setzt sich in Kies sehr leicht zu Boden, wenn dieser aufgerührt wird; doch die Arbeit der Eimer geht so ruhig und gleichmäßig vonstatten, daß das Gold gar keine Gelegenheit, sich niederzusetzen oder sonstwie zu entweichen, findet. Der Elevatorbagger wird darum als der einzige befriedigende Typ für die Goldgewinnung angesehen. Die Größe eines Baggers ergibt sich aus dem Fassungsvermögen jedes Eimers in Kubikmetern. Vor sieben Jahren hatten die am besten arbeitenden Bagger Eimer von 0,08 Kubikmeter Fassungsvermögen. Diese jedoch räumten bald das Feld, während heutzutage Bagger mit 0,21 und 0,22 Kubikmeter Eimerinhalt in großer Zahl angetroffen werden. Bei Folsom in Kalifornien sind zwei Bagger in Betrieb, die sogar Eimer von 0,38 Kubikmeter Fassungsvermögen haben, mit denen sie erfolgreich in losem Kies, der sich leicht schöpfen läßt, arbeiten.

Im allgemeinen gesprochen sind, je größer der Bagger, desto geringer die Kosten pro Meter geförderten Materials, da eine größere Produktion praktisch mit keiner Erhöhung der Betriebskosten verbunden ist. Oftmals

Diese verursachen denn auch einen großen Teil der gesamten Betriebskosten. Die Lösung dieser Frage besteht nicht etwa darin, Reparaturen zu vermeiden, sondern sie im Verhältnis zu dem ausgegrabenen Material auf das geringste Maß zu beschränken. Bruchschaden verhindert gleichfalls die Verwendung nur bester Maschinen und besten Materials.

Die Anlagekosten eines Goldbaggers sind, wenn man sie mit den Reparaturkosten vergleicht, die eine mangelhafte Anlage zur Folge hat, gering. Die besten jetzt erbauten Bagger sind bei einer Tagesleistung von 24 Stunden 21 Stunden ununterbrochen in Betrieb. Die drei übrigbleibenden Stunden werden den Reparaturen und dem Reinigen des Goldes gewidmet.

Die Bagger in Kalifornien arbeiten billiger, als dies anderswo möglich ist. Der Grund liegt darin, daß der Kies sich leichter graben und waschen läßt als durchschnittlich in den meisten andern Gegenden; außerdem befinden sich in jedem Fall mehrere Bagger unter einem Oberaufseher, so daß die Unkosten für Beaufsichtigung sich pro Bagger sehr niedrig belaufen.



Leiter, untere Trommel der Baggermaschine und Eimerkette.

Weiterhin trägt zur Verbilligung der Produktion die billig zu habende elektrische Kraft und der Ueberfluß an tüchtigen Arbeitskräften zu niedrigen Löhnen bei.

In fast jedem Prospekt Gold grabender Gesellschaften, die das Publikum zur Beteiligung auffordern, werden die kalifornischen Unkosten als der allgemeine Durchschnitt angegeben. Das entspricht aber durchaus nicht der Tatsache, denn in den Tropen kann die Arbeit leicht das Doppelte kosten, außerdem verursacht dort die Beschaffung und Aufstellung eines Baggers außerordentlich hohe Ausgaben. Dazu kommt noch, daß gute Arbeitskräfte nicht zu haben sind. In andern Gegenden ist es wiederum nicht möglich, das ganze Jahr hindurch zu arbeiten. In Ländern, wie Alaska und Yukon, muß der gefrorene Erdboden erst aufgetaut werden, ehe der Bagger ihn überhaupt aufgraben kann, und in Burma unterbricht die Regenzeit jedes Jahr viele Wochen lang die Tätigkeit des Goldbaggers.

Außer dem Oberaufseher, der mehrere Bagger beaufsichtigen kann, besteht die Bedienungsmannschaft auf jedem Bagger aus einem Baggerführer und einem „Extramann“ (Ersatzmann), wie er in Kalifornien genannt wird, der in der Lage ist, im Notfall den Platz des Baggerführers oder eines andern Mitglieds der Mannschaft auszufüllen; ferner aus einem Windenmeister, der das Lotsenhäuschen auf der Windenkammer innehat, in der sich verschiedene Hebel befinden, mittels deren er jede Bewegung des Fahrzeuges regulieren kann, und einem Schmierer, der nach der Oelung der Maschinen und dem Wasserzufluß sieht. Durchschnittlich arbeitet jede Mannschaft acht Stunden. Da der Bagger indessen 24 Stunden in Betrieb ist, so wird in drei Schichten von je acht Stunden gearbeitet.

Wird der Bagger mittels Dampfkraft getrieben, so ist noch ein Heizer nötig. Zwei Hilfskräfte an Deck bauen Deiche, um den Wasserspiegel in der gewünschten Höhe zu erhalten, helfen Reparaturen ausführen und besorgen bei einem Dampfbagger die Herbeischaffung von Heizmaterial.

Wie im Maschinenraum eines Kriegsschiffes, werden auch auf dem Bagger sorgfältige Aufzeichnungen gemacht. Der Grund vor dem Bagger wird untersucht und die bearbeitete Strecke genau notiert. Außerdem wird ein Apparat, der jeden Augenblick die Tiefe des ausgebaggerten Bodens registriert, benutzt. Auf diese Weise ist eine systematische Ausbeutung möglich.

Alle 14 Tage wird der Bagger einmal für einen halben Tag außer Betrieb gesetzt, damit eine gründliche Reinigung der ganzen Anlage vorgenommen werden kann. Diese Arbeit wird von zwei Männern besorgt, die nicht zu der eigentlichen Mannschaft gehören. Das Material auf den „Goldplatten“ wird in einer kleinen Schleuse gewaschen, so daß das Gold zurückbleibt.

Zur Gewinnung eines einzigen Pfundes Gold müssen 6000000 Pfund Sand und Kies durchgearbeitet werden, und so kommt es, daß ein Arbeiter bisweilen schon wochenlang auf dem Bagger beschäftigt sein kann, ohne auch nur den Schimmer von Gold gesehen zu haben.

Nachdem das herausgebaggerte Material aus den Eimern in die Trichter geschüttet worden ist, gelangt es auf ein sich drehendes Sieb oder auf mehrere Schüttelsiebe mit Löchern in Größe von 6,3 bis 9,5 Millimeter. Das Wasser wird unter Druck über das Material gespritzt, während dies über die Siebfläche hinweggeschwemmt wird und weiter über die große Fläche von „Goldplatten“, auf denen das Gold aufgefangen und Wasser und Sand nach dem Heck des Baggers geschwemmt wird, von wo aus es in das Gewässer zurückfließt. Die größeren Steine, die nicht durch das Sieb hindurchgehen, gelangen von dem unteren Teil des Siebes aus auf einen endlosen Gummiriemen. Dieser führt das grobe Material nach dem hinteren Teil des Baggers, von wo aus es ins Wasser zurückgelangt. Das zum Betrieb nötige Wasser wird von Zentrifugalpumpen der üblichen Größe und normaler Geschwindigkeit geliefert.

Zwei Menschen und ein Hund.

Skizze von H. v. Beaulieu.

„Wenn Argos einmal alterschwach und krank wird, werden wir seine Beschwerden auf sanfte Weise enden“, erklärte Doktor Bergen. „Man ist ja gegen Tiere darin humaner als gegen Menschen. Und ich selbst werde die kleine barmherzige Kugel abschießen, denn fremden Leuten würde ich unseren treuen Kameraden nicht überantworten.“

„Nein, ich gehe mit ihm zur Tierarzneischule und lasse ihn durch eine gute Dosis Chloroform vergiften“, erklärte Frau Else. „Denn Argos ist mein Hund, und so ist es auch meine Pflicht, daß ich in seinen letzten Augenblicken um ihn bin, seine Hand halte — ich wollte sagen, seinen Kopf streichle. Auch ist Chloroformieren noch schmerzloser als Erschießen. Du brächtest das ja überhaupt gar nicht fertig, Rudolf!“

„Wenn es sein müßte, würde ich es wohl fertigbringen“, sagte Rudolf, ein klein wenig beleidigt über diesen Zweifel an seinen Mannesmut.

„Ich bin aber für Chloroformieren,“ sagte Frau Else, „und ich glaube, Argos auch!“

Argos wedelte, was wohl bedeutete, daß ihm das eine geradeso angenehm sei wie das andere. Vorläufig genoß er noch die Freuden des Diesseits, wie Spaziergänge mit freundschaftlichen Begrüßungen seiner guten Bekannten, reichlich zugemessene Mahlzeiten und kleine Extrabissen, besonders den Inhalt einer gewissen Dose, der in köstlichen kleinen Teekuchen bestand.

Aber das grausame Schicksal, das den treuen Gefährten des Menschen rascher altern läßt als ihn selbst, vollzog sich allmählich. Argos' Sehkraft nahm ab, so daß er öfter, besonders auf unbekanntem Terrain, gegen etwas anlief, und seit er die Staupe gehabt, lahmte er stark auf den Hinterbeinen. Die guten Freunde von Bergens verfehlten nicht, ihnen zu raten, doch den gräßlichen alten Hund fortzutun und sich einen eleganten, rassigen, jungen Hund anzuschaffen, der viel besser in das hübsche Haus passen würde: der eine schlug einen Dobermanpinscher vor und der andere einen Airedaleterrier; dieser wußte einen bildschönen Collie, und jener rühmte die vorzüglichen Eigenschaften eines Boxes.



Eines Tags sagte Frau Else leise und zögernd: „Rudolf, ich glaube, der Zeitpunkt ist da!“

Er nickte stumm und traurig. „Also — du willst mit ihm zur Tierarzneischule gehen?“

„Ja. Das heißt, ich möchte dir nicht vorgreifen. Du bist der Herr im Hause.“

„So, mit einem Mal? — Nein, weißt du, es ist dein Hund, und ich will dir nicht das Vorrecht nehmen, in seinen letzten Augenblicken um ihn zu sein.“

„Wenn es auch mein Hund ist, ich bin nicht für solch kleinliches Mein und Dein zwischen Eheleuten. Du hast ihn auch liebgehabt, und das gibt dir die gleichen Rechte.“

„Die möchte ich nun doch nicht geltend machen.“

„Du solltest doch ganz einfach sagen, daß du es nicht tun magst und kannst“, sagte Frau Else mit einem kaum hörbaren Unterton von Verachtung.

Aber Rudolf hörte ihn. „Also ich nehme Argos morgen mit“, sagte er kurz.

„Ja, Rudolf, aber bitte — sprich kein Wort darüber. Ich will nicht wissen, wie und wann es geschehen ist; daß du es so sanft und schonend wie möglich tun wirst, das weiß ich; aber davon hören kann ich nicht. Er soll noch einmal sein Lieblingsgericht haben, ehe er“ — sie brach in einem Schluchzen ab.

„Wenn es dir so furchtbar ist, können wir es ja noch ein bißchen hinausschieben“ —

„Nein, Rudolf, lieber gleich! Es ist barmherziger gegen Argos und gegen uns.“

Also geschah es. Als Frau Else am andern Morgen zum Frühstück kam, war ihr Mann fort und Argos mit ihm.

Sie verbrachte den Vormittag in qualvoller Unruhe. Alle Augenblicke dachte sie: Ist es jetzt? und schauderte.

Manchmal wünschte sie, den Entschluß widerrufen zu können. Dann wollte sie fortlaufen und Rudolf aufsuchen. Aber dann lähmte sie wieder das Bewußtsein, daß es ja doch zu spät sei. Es war ja auch das beste so. Und doch glimmte eine schwache Hoffnung in ihr, daß es nicht geschehen, daß es durch irgend etwas verhindert sei, daß Rudolf es nicht habe tun können, und daß er mit Argos zurückkehren werde.

Mittags kam Rudolf nach Haus — ohne Argos.

„Ist es geschehen?“ fragte sie leise, und er nickte stumm.

Man setzte sich zu Tisch. Ein paarmal schwebte Else eine Frage auf den Lippen, aber sie brachte sie nicht heraus. Sie wollte ja auch nicht fragen. Aber sie hoffte, daß Rudolf irgend etwas sagen werde. Er sagte aber nichts, er hielt sich ganz genau an das Versprechen, das sie ihm abgenommen. Und nicht nur, daß er über das Trauerspiel vom Vormittag nicht sprach, er sprach von allen möglichen andern Dingen, die Else in diesem Augenblick belanglos und frivol fand. Sie konnte nichts anderes denken als an den guten Argos und seinen gewaltsamen Tod. Und wenn sie Rudolfs Unbefangenheit auch für künstlich erkannte, so kränkte es sie doch, daß er sich so gut beherrschen konnte. Noch mehr verletzte es sie aber, daß Rudolf seinen gewohnten guten Appetit betätigte, während sie auf ihrem Teller herumrührte und kaum einen Bissen herunterbringen konnte.

Wie roh die Männer doch sind! dachte sie. Auch die bessern von ihnen. Allesamt Sklaven der Materie. Der Mann hat vor ein paar Stunden einen langjährigen treuen Hausgenossen erschossen, und jetzt ißt er Kotelett mit Gurkensalat!

Als sie ihm den Nachtischkaffee brachte, kränkte es sie, daß er seine Zigarre rauchte wie sonst. Dies war doch die Stunde, in der Argos sonst seine schwachen Kunststücke gemacht hatte, um ein Stück Zucker zu erhalten. Denn Argos war trotz seiner Gebrechlichkeit den materiellen Freuden des Lebens leidenschaftlich zugetan gewesen.

Ein gänzlicher Zusammenbruch erfolgte bei Else, als sie die Biskuitdose mit Argos' kleinen Kuchen in die Hand nahm. So heftig schluchzte sie, daß Rudolf herbeikam, um sie zu trösten.

„Laß mich!“ schluchzte sie. „Du kannst mir ja doch nicht nachfühlen, wie mir zumute ist!“

Durch diese Unfreundlichkeit dachte sie seine künstliche Selbstbeherrschung zu Fall zu bringen und ihn zu einer Schmerzensäußerung zu veranlassen. Aber er blieb ganz ruhig. Also er gestand zu, daß er ihren Kummer nicht nachempfinden könne!

Ganz und gar empört war sie aber, als sie Rudolf später, als er in seinen Abendklub ging, auf dem Flur „Im Wald und auf der Heide“ pfeifen hörte.

In einem Trauerhaus zu pfeifen, war denn doch eine unerhörte Gefühlsroheit! Wenn er keinen Schmerz empfand, hätte er wenigstens auf den ihren Rücksicht nehmen können!

Als Rudolf sich mit dem gewohnten Kuß von ihr verabschiedete, ließ sie es ohne Erwiderung geschehen. Sie hatte eine eisige Atmosphäre um sich, in der allen physikalischen Gesetzen zum Trotz ein Gewitter lauerte.

Als Rudolf fort war, blieb sie im Dunklen sitzen und weinte bitterlich. Weniger um Argos als um die schreckliche Erfahrung, daß der Mann, den sie bis heute für eins der besseren Exemplare seines mangelhaften Geschlechts gehalten, sich als ein Mensch ohne Herz und Gemüt entpuppt, mit dem sie innerlich nichts gemein hatte. Wenn sie bisher in einer Illusion über seinen wahren Charakter gelebt, so kam es daher, daß in ihrem freundlichen Leben bisher kein Ereignis vorgekommen war, an dem ein Mensch seine ganze Gemütstiefe — oder das Gegenteil — offenbaren konnte. Aber wenn sie jetzt zurückblickte, kam es ihr vor, als habe sie an Rudolf eigentlich immer etwas vermißt; gutmütig war er ja, allein es fehlte ihm das feinere Gefühl, die innerliche Vertiefung. Eigentlich war sie in ihrer Ehe immer einsam gewesen, und der sie in ihrer Einsamkeit getröstet, war Argos gewesen, der gute, treue Freund, den Rudolf gemordet hatte, kalten Blutes und kalter Seele, denn sonst hätte er nicht Kotelett mit Gurkensalat essen und „Im Wald und auf der Heide“ pfeifen können.

Sie weinte lange, herzbrechend. Und dann kam ihr ein Gedanke, den sie sich wunderte, nicht schon früher gehabt zu haben: Wo war Argos' Leichnam? Das wenigstens konnte sie doch für ihren treuen Hausgenossen und einzigen wahren Freund tun: ihm ein ehrenvolles Grab im Garten zuteil werden lassen.

Als Rudolf zurückkam — er roch nach Bier und Zigarren! — lief sie ihm mit der Frage entgegen: „Wo ist Argos' Leiche?“

Rudolf sah verstört aus und sagte nach einer kleinen Pause sichtlich verlegen: „Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“ rief sie empört. „Darum hast du dich nicht einmal bekümmert?“

„Ja, doch. Ich habe sie einem Mann gegeben, sie zu vergraben. Was hätte ich denn sonst tun sollen?“

„Ja, freilich! Wenn du das nicht weißt!“ sagte sie



mit erhabener Ironie. „Aber wir wollen kein Wort mehr darüber verlieren. Wir verstehen einander ja doch nicht!"

Ihr Gutenachtkuß war wieder eisige Duldung, und viele Stunden der Nacht — es kam ihr wenigstens vor, als ob es viele seien — lag sie schlaflos wach, tiefen seelischen Qualen preisgegeben. Schließlich fand sie Ruhe in einem großen und ernsten Entschluß: sie würde eine Zeitlang zu ihren Eltern gehen, und vielleicht — wahrscheinlich! — würde sie nicht zurückkehren. Denn das Zusammenleben mit Rudolf war ihr zur Pein geworden. Argos' blutiger Schatten stand zwischen ihnen, und darüber würde sie nie wieder ganz hinwegkommen.

Sehr ernst und schweigend saß sie am andern Morgen beim Frühstück mit Rudolf, der nicht ahnte, daß es zum letztenmal war, daß sie so bei ihm saß. Denn um alle kräfteverbrauchenden Auseinandersetzungen zu sparen, hatte sie beschlossen, gleich heute vormittag, während Rudolf auf dem Bureau war, fortzureisen und ihm von den Eltern aus zu schreiben. Sie fürchtete sich ein bißchen vor seinem erstaunten Gesicht, und wenn er sie nun erst bat, zu bleiben, würde sie vielleicht wankend werden in ihrem Entschluß, denn schließlich tat er ihr ja etwas leid, wie er so ahnungslos, mit bestem Appetit, die weichen Eier auslöffelte. Aber der gute Appetit, das Zeichen einer rohen Gesinnung, brachte sie auch wieder gegen ihn auf, und sie war ordentlich froh, von diesem gewöhnlichen Mann loszukommen. Wenn der Verlust von Argos ihm nichts war, würde er sich über den Verlust seiner Frau auch wohl zu trösten wissen!

Wenn sie nur das Nötigste in einem Handköfferchen mitnahm, konnte sie den Elfuhrzug noch recht gut erreichen und abends bei den Eltern sein. Auf dem Bahnhof würde sie eine Depesche aufgeben, um die Eltern auf ihr Kommen vorzubereiten. Ein bißchen befangen war sie, als sie dem Hausmädchen gebot, den Handkoffer herunterzuholen, und bemerkte: „Ich muß plötzlich auf ein paar Tage verreisen." Sie packte in fieberhafter Hast. Als sie an ihrem Schreibtisch ein paar Worte für Rudolf aufsetzte — Worte, die ihren Entschluß zwar nicht ausdrückten, aber doch ahnen ließen, wurde sie von einem heftigen Schluchzen gepackt. Gott! Es war doch schwer, einen Strich zu machen durch drei Lebensjahre, die — trotz allem! — doch glücklich gewesen, einen Mann zu verlassen, den sie — trotz allem! — doch liebgehabt. Und es ist ein sonderbares Gefühl, in einem Raum zu sein, von dem man weiß, daß man ihn nie wiedersehen wird — wenn man Jahre in diesem Raum gelebt hat.

Hastig legte sie den Brief auf Rudolfs Zimmer. Sie sah, daß die Schreibtischplatte staubig war, und reinigte sie noch schnell. Sie wollte bis zum letzten Augenblick ihre Pflicht tun. Wie viele Bilder von ihr auf dem Schreibtisch standen! Sie hatte sich manchmal darüber lustig gemacht. „Du hast mich doch selbst um dich, wozu da noch die vielen Bilder!" Nun ja, nun war es ja ganz gut, daß er die Bilder hatte . . .

Da, was war das?!

Der Ton! Dieses klägliche Winseln! Das war ja wie — — —

Sie sauste die Treppe hinunter. Ach! Es war ja eine Ohrentäuschung! Aber zusehen mußte sie doch. Da war etwas vor der Gartenpforte und kratzte. Und nun wurde das klägliche Winseln zum Freudengeheul.

„Argos!" Ihre Stimme kippte schluchzend um.

Da kam er hereingehumpelt und war so staubig und atemlos! Sie nahm das schwere alte Tier auf den Arm und küßte seinen treuen alten Kopf, der rasselos sein sollte, und trug ihn im Triumph ins Haus. Berta und Minna kamen herbeigestürzt, und des Verwunderns und Vermutens und der Freude war kein Ende.

„Ich glaube," sagte das blonde Hausmädchen, „der Herr hat es nicht übers Herz bringen können, den Argos umzubringen, und hat ihn irgendwo in Pflege gegeben, wo er's gut hat. Aber der Argos ist zurückgekommen, der ist treu."

„Ja," pflichtete die Köchin bei, „der Herr hat ein gutes Herz." Dabei heftete sie einen tadelnden Blick auf Else, denn wie bei allen ordentlichen Köchinnen neigte die Wagschale ihres Gefühls sich bedeutend auf die Seite des Herrn, während sie an der gnädigen Frau mancherlei auszusetzen hatte. „Der Herr brächte so etwas gar nicht fertig! Dem war es überhaupt ganz gegen das Gefühl, daß der Argos fortsollte. Und wenn der Argos wirklich totgemacht wäre, würde der Herr in diesen Tagen viel trauriger gewesen sein."

Else sah betroffen auf. Eine Röte stieg in ihre Stirn. Ja, was war denn nun? Alles, was sie in den letzten vierundzwanzig Stunden gedacht und gefühlt hatte, paßte nun nicht recht mehr. Es war wirklich unrecht von Rudolf, daß er sie so hinters Licht geführt hatte. Aber die Freude über den Wiederbesitz des Totgeglaubten überwog jedes andere Gefühl.

Als Rudolf etwas früher als gewöhnlich zurückkehrte, erstarrte er zur Salzsäule, als er das Tableau erblickte: Else bei Argos auf dem Fußboden kniend und ihn mit Trüffelwurst fütternd.

Else sprang auf und fiel ihm um den Hals. „O du! — Wie hast du mich angeführt. Wie unnütz gequält!"

„Ich machte es nur wie der gute alte Diener, der das kleine Königskind umbringen soll, und der es statt dessen nur im Wald aussetzt — Herz und Leber abzuliefern hattest du mir ja glücklicherweise nicht aufgetragen! Das heißt, ich setzte Argos nicht im Wald aus, sondern ich gab ihn der alten Frida. Daß er die zwei Stunden hierher zurückfinden würde, konnte ich nicht ahnen."

„Aber warum denn? Warum hast du ihn nicht einfach wieder mitgebracht und mir den schrecklichen Tag gestern erspart?"

„Liebes Kind — ich dachte, daß du mich vielleicht — ‚unmännlich' finden würdest."

„Oh" — sagte Else und wurde rot.

„Auf der andern Seite hielt ich's aber auch nicht für ausgeschlossen, daß dich der Entschluß reuen würde," sagte er mit einem kleinen Lächeln — „und für den Fall wollte ich mir die Möglichkeit offenhalten, Argos von von den Toten erstehen zu lassen; — daß er so vorzeitig in die Erscheinung treten würde, konnte ich ja nicht wissen."

„Nein, Rudolf!" sagte Else heftig, „das ist eine Improvisation! Du hast es einfach nicht getan, weil du ein zu gutes Herz hast, und weil es dir gegen das Gefühl ging, daß der Argos fortsollte. Und darum, weil du so bist, habe ich dich so lieb! Ich ahnte ja überhaupt, daß irgend etwas dahinter steckte, denn wenn du Argos wirklich getötet hättest, hättest du nicht so vergnügt sein können, wie du gewesen bist."

„Wirklich?" fragte er erstaunt. „Hast du es geahnt?"

„Natürlich, aber ich brauchte es dir ja nicht zu zeigen."

„Nein, du hast dich wirklich sehr gut beherrscht! Aber



was soll denn der Handkoffer da?“ fragte er, auf den Stuhl deutend, wo der fertig gepackte Koffer stand.

„O — der sollte zum Sattler. Es ist ein Riemen abgerissen“, sagte Else etwas verlegen.

„So, so. Und die Handtasche auch?“

„Ja, die muß etwas aufgefrischt werden. Die Eltern haben uns doch seit langem eingeladen, ich denke, wir fahren mal auf ein paar Tage hin.“

„Das können wir ja. Aber was ist denn, Else?“

Wie ein Pfeil schoß Frau Else mit einem Mal davon, in Rudolfs Zimmer hinein und riß etwas von seinem Schreibtisch, was sie wie einen Knäuel zusammenballte und in die Tasche steckte. Argos rannte, so gut er konnte, hinterher, Rudolf folgte etwas langsamer.

„Was gibt es denn?“ fragte er erstaunt.

„Oh, ich hatte nur etwas auf deinem Schreibtisch liegen lassen, was nicht dahin gehört“, sagte Else, rot und lachend. Und mit einem Mal kniete sie vor Argos nieder, schlang die Arme um seinen Hals und schluchzte: „Verzeih mir, Argos! Ich bin schlecht gegen dich gewesen. Wir wollen immer zusammenbleiben, immer!“

Kopfschüttelnd und lächelnd sah ihr Mann zu ihr nieder und streichelte ihr Haar. Was für eine aufgeregte kleine Frau sie doch war!

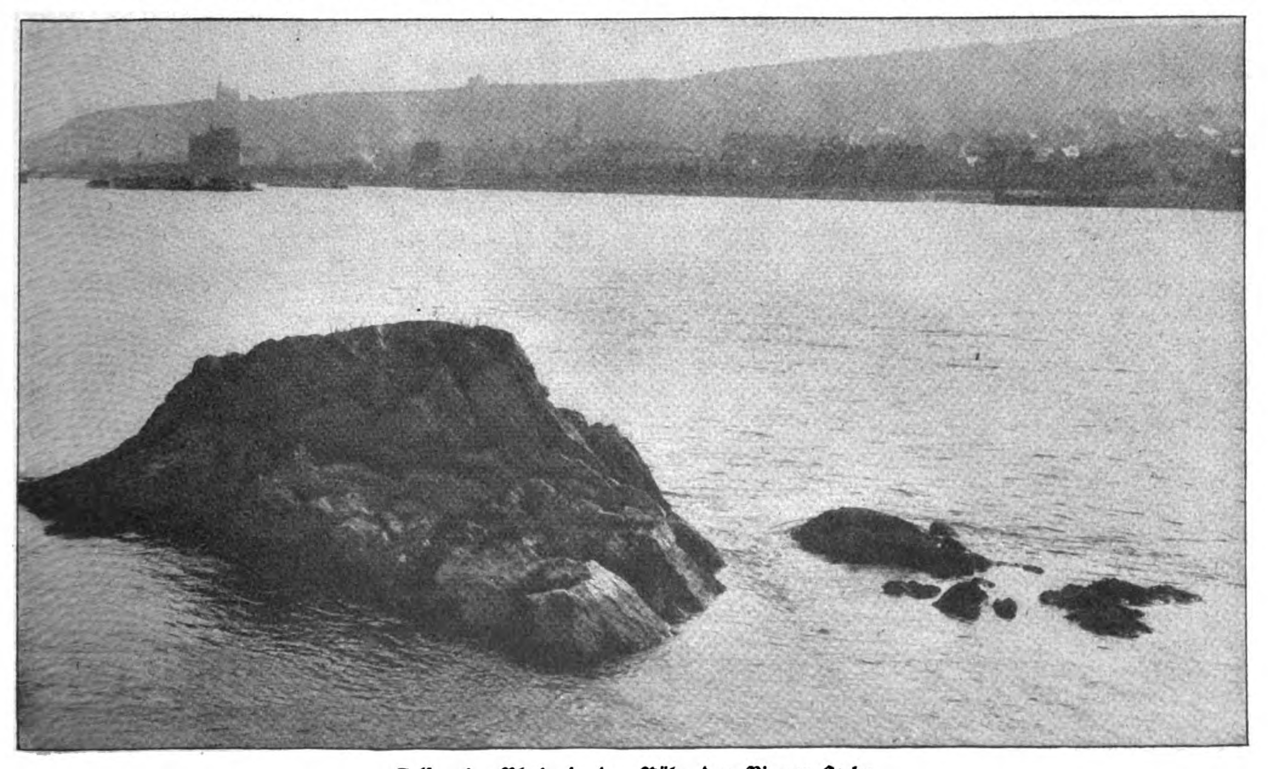
„Ach, du verstehst mich ja gar nicht!“ sagte sie halb lachend, halb weinend.

Er verstand sie wirklich nicht ganz. Aber es war auch nicht von ihm zu verlangen . . .

Sicherheitsdienst auf dem Rhein.

Von G. S. Urff. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Wer schon einmal die berühmte Rheintour von Rüdesheim bis Koblenz zu Schiff oder, noch besser, zu Fuß gemacht hat, der hat sich vielleicht gewundert über die vielen verschiedenartigen Flaggensignale, die von den Schiffen gegeben werden. Selbst auf den großen Personendampfern erscheint alle Augenblicke ein Schiffsjunge am Bugspriet und heißt eine Flagge, bald eine weiße, bald eine blaue oder wohl gar eine rote, diese allerdings nur dann, wenn das Schiff vor Anker geht. In diesem Fall wird die Stelle, wo der Anker liegt, durch eine blaue Boje bezeichnet. Auch schwarze und rote Bojen sehen wir im Wasser liegen, und zwar in gewissen Abständen ständig verankert, die schwarzen nach dem Ufer zu, die roten mehr in der Strommitte, vielleicht erhebt sich auch einmal ein rot und weiß gestrichener Korb auf hoher Stange scheinbar mitten aus dem Wasser. Doch wenn wir näher kommen, so sehen wir, daß hier eine Buhne oder Kribbe ihren Anfang nimmt, auf die ein Schiff, namentlich bei höherem Wasserstand, leicht auffahren könnte. Daß alle diese Zeichen ihren Zweck haben, leuchtet wohl jedem ein. Der Fußgänger wird sie vielleicht verstehen, wenn er z. B. bei Rüdesheim hohe schwarze Felsen aus dem Wasser hervorragen sieht oder bei Aßmannshausen die Stromschnellen beobachtet, durch die sich mancher Dampfer nur mühsam seinen Weg bahnt. Das berüchtigte Binger Loch ist nicht die einzige gefährliche Stelle im Rhein, weiter zu Tal kommen ähnliche Strudel und Wirbel. Der Rhein bleibt trotz aller Verbesserungen des Schiffahrtsweges



Felsen im Rhein in der Nähe des Binger Lochs.



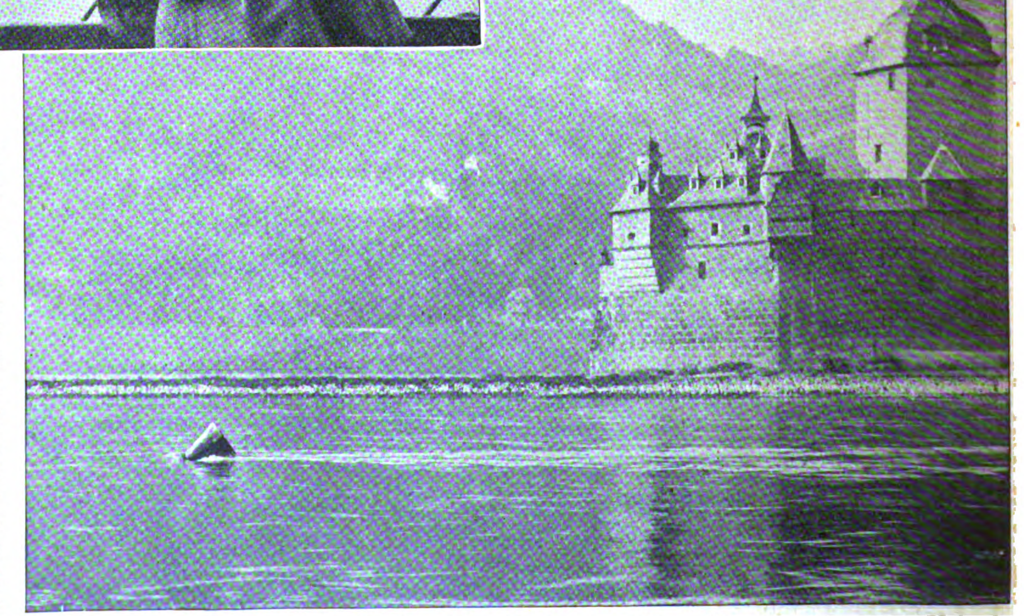


Rot und weiß gestrichener Korb,
der den Anfang einer Kribbe (Buhne) bezeichnet.

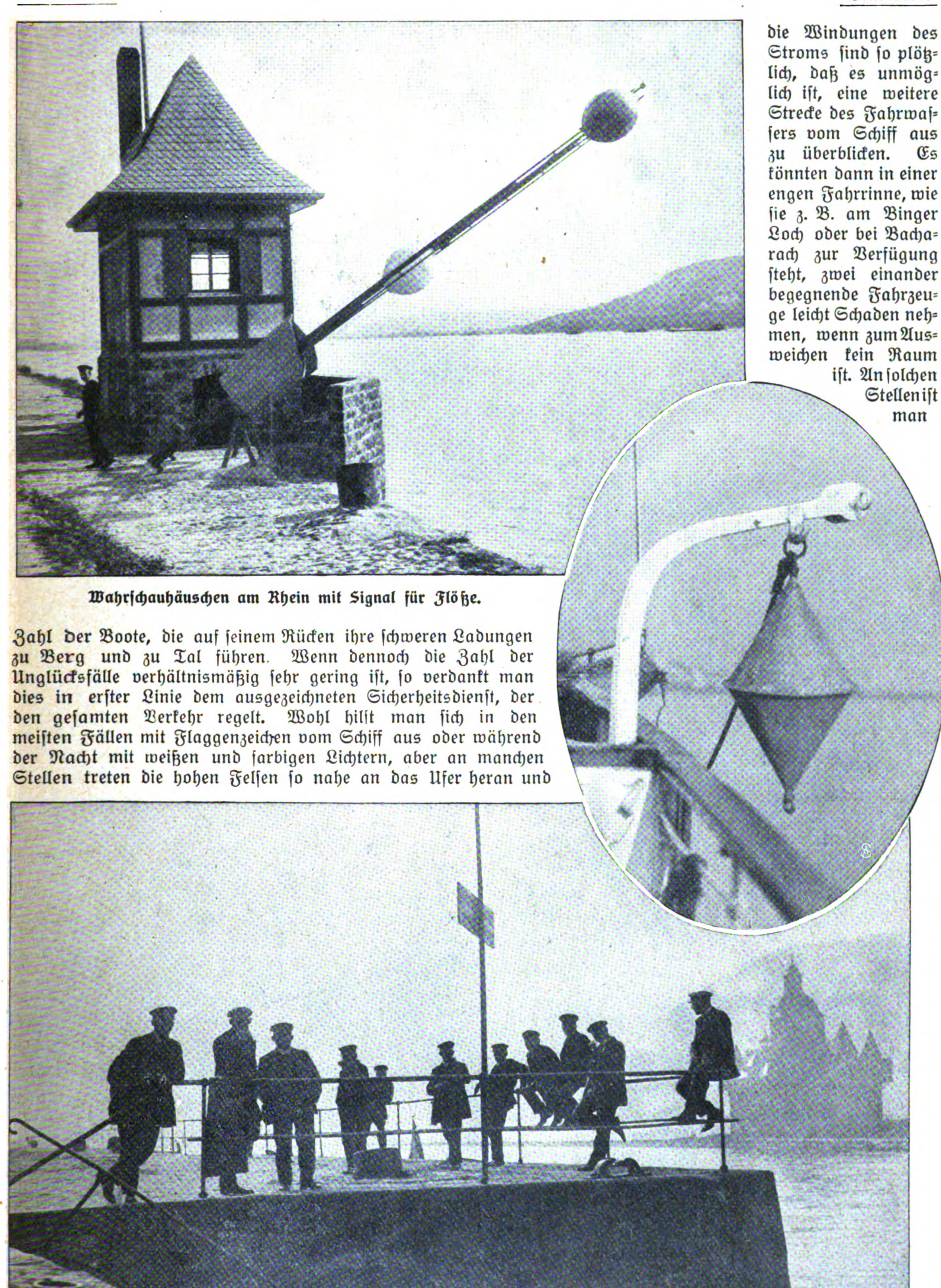
Der Wahrschauer
auf seinem Posten.

ein gefährliches Wasser, namentlich auf der Strecke von Bingen bis St. Goarshausen. Es besteht deshalb für diese Strecke noch die besondere Vorschrift, daß jedes Schiff bei der Bergfahrt einen Lotsen an Bord zu nehmen hat, der das Fahrwasser ganz genau kennt und seine Befähigung durch Ablegen einer besonderen Prüfung nachgewiesen hat. Trotz alledem hat schon gar manches Schiff hier in den Wellen sein Grab gefunden, und wenn man an dem Ufer entlang geht, so sieht man wohl noch allerlei Spuren von gesunkenen Fahrzeugen, hier zwei weiße Flaggen auf einem Nachen mitten im Fahrwasser (Abb. S. 1968), dort auch wohl noch Tonnen und Säcke, die mit Zement gefüllt waren, und die nun unter dem Einfluß des Wassers steinhart geworden sind. Sie zeigen noch genau die Lagerung, die sie in dem gesunkenen Schiff eingenommen hatten.

Aber trotz aller Gefahren ist und bleibt der Rhein doch eine ausgezeichnete Handelstraße, und von Jahr zu Jahr mehrt sich die



Unterboje, bezeichnet den Beginn des Fahrwassers.



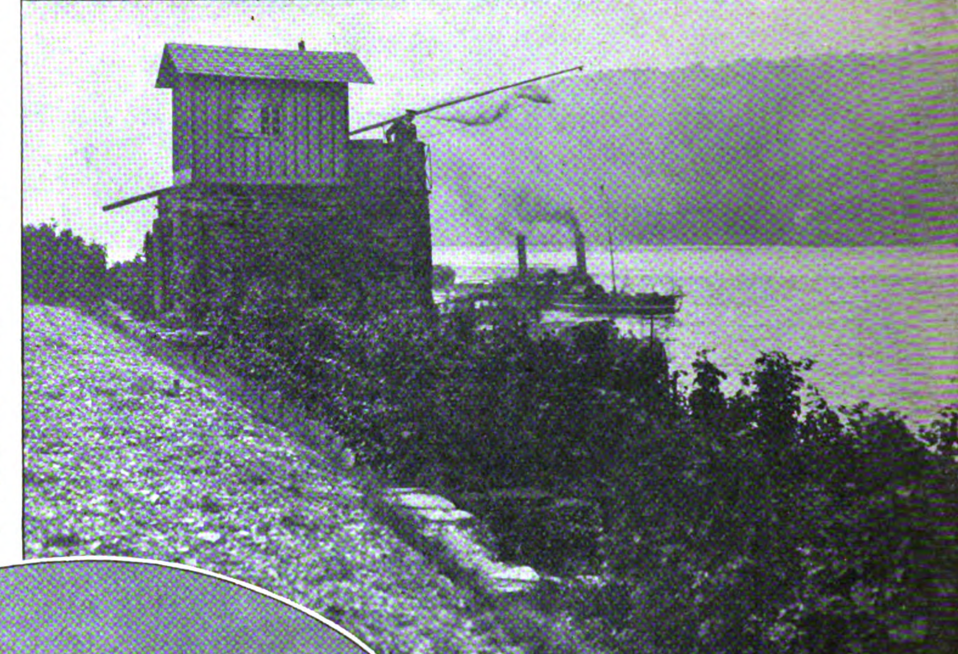
Wahrschauhäuschen am Rhein mit Signal für Flöße.

die Windungen des Stroms sind so plötzlich, daß es unmöglich ist, eine weitere Strecke des Fahrwassers vom Schiff aus zu überblicken. Es könnten dann in einer engen Fahrrinne, wie sie z. B. am Binger Loch oder bei Bacharach zur Verfügung steht, zwei einander begegnende Fahrzeuge leicht Schaden nehmen, wenn zum Ausweichen kein Raum ist. An solchen Stellen ist man

Zahl der Boote, die auf seinem Rücken ihre schweren Ladungen zu Berg und zu Tal führen. Wenn dennoch die Zahl der Unglücksfälle verhältnismäßig sehr gering ist, so verdankt man dies in erster Linie dem ausgezeichneten Sicherheitsdienst, der den gesamten Verkehr regelt. Wohl hilft man sich in den meisten Fällen mit Flaggenzeichen vom Schiff aus oder während der Nacht mit weißen und farbigen Lichtern, aber an manchen Stellen treten die hohen Felsen so nahe an das Ufer heran und

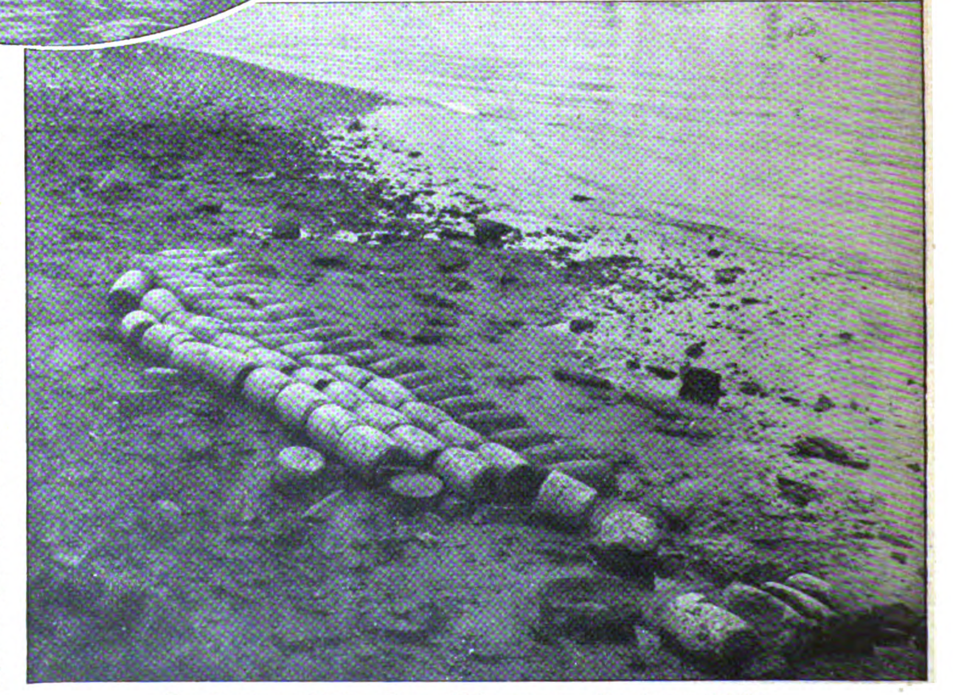
Steuerleute (Lotsen) warten auf die Ankunft eines Rheinboots. Oberes Bild: Ankerboje an Bord eines Dampfers.

auf die Mitwirkung besonders zu dem Zweck angestellter Wärter angewiesen, die meist von einer erhöhten Stelle am Ufer aus, wo der Fluß die scharfe Biegung macht, den Verkehr überwachen und den herannahenden Schiffen ihre Zeichen geben. Es sind die Wahrschauer (Abb. S. 1966), allen denen, die zu der Rheinschiffahrt in irgendwelcher Beziehung stehen, recht wohl bekannt. Gegenwärtig sind nur noch sechs Wahrschauposten vorhanden: am Binger Loch auf dem Mäuseturm (mit zwei Hilfstationen), an der Wirbelay (gegenüber von Bacharach), bei Oberwesel, am Kammereck, bei der Lorelei und bei St. Goar. Der wichtigste Wahrschauposten ist der auf dem Mäuseturm am Binger Loch. Er überwacht die allbekannten Stromschnellen am Fuß des Niederwalds. Man hat jetzt durch Sprengung der Felsen und Ausbaggerungen das Fahrwasser derartig reguliert, daß zwei gesonderte Fahrrinnen zur Verfügung stehen. An Stelle der Flaggen treten dann als Signale rot oder weiß gestrichene Körbe, wenn die Zeichen für das zweite Fahrwasser gelten sollen. Auch die Hilfstationen am Binger Loch, die durch Telephon mit dem Mäuseturm verbunden sind, verfügen über doppelte Signale, über Flaggen und Körbe. Auf den übrigen Wahrschauposten werden nur Flaggenzeichen gegeben, und zwar mittels roter oder weißer Flaggen. Man signalisiert nur Talschiffe. Wird die rote Flagge geheißt, so bedeutet das, daß ein einzelnes Schiff zu Tal fährt, die weiße Flagge kündet ein Schiff mit Anhang, die rote und die weiße Flagge zugleich bezeichnen das

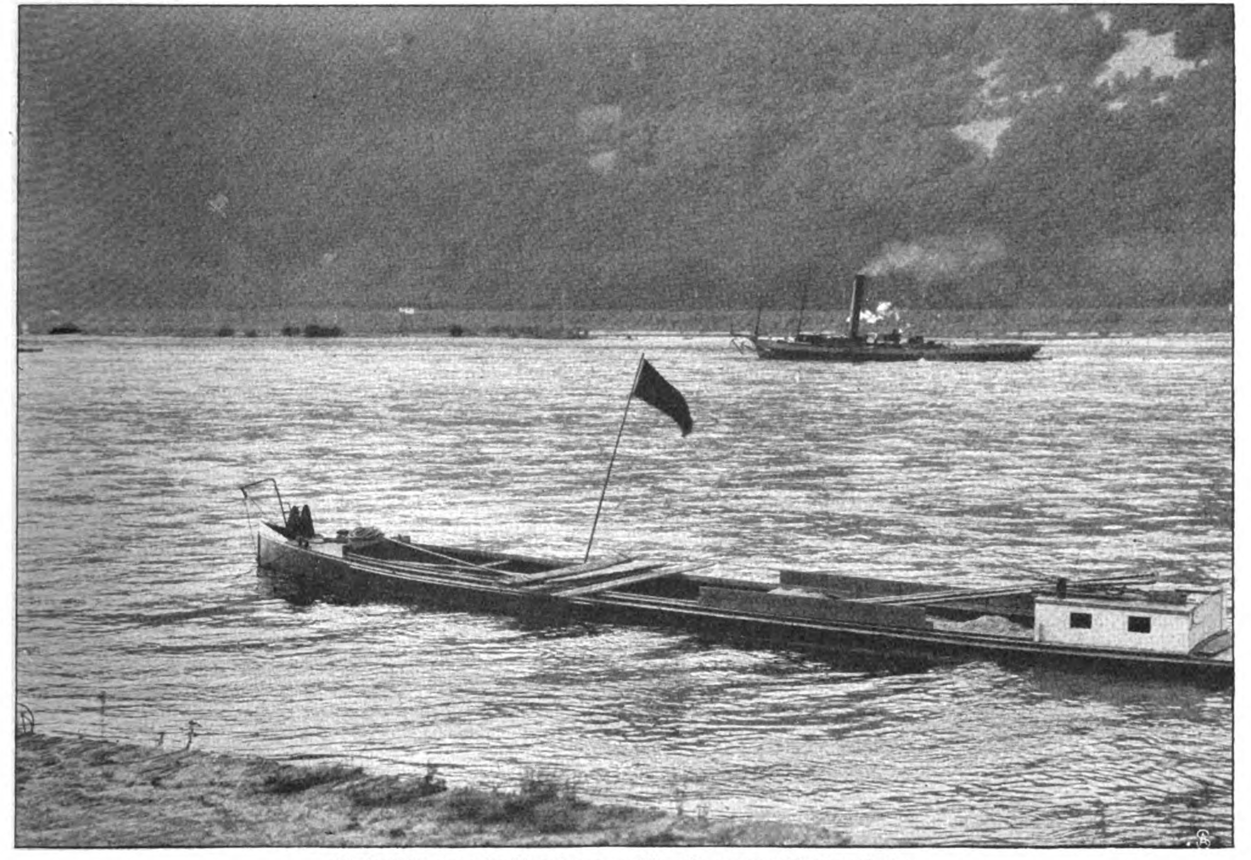


Wahrschauhäuschen bei Bacharach.

Weiße Flaggen auf dem Nachen,
die die Stelle eines gesunkenen Schiffes bezeichnen.



Strandgut am Rhein: Zementfässer eines gestrandeten Schiffes.



Rote Flagge als Bezeichnung für einen verankerten Kahn.

Herannahen eines Floßes. Die Flöße sind die am meisten gefürchteten Fahrzeuge, weil sie meist sehr lang und breit sind und sich nur mangelhaft steuern lassen. Neuerdings kommt es mehr und mehr in Aufnahme, die Flöße durch einen Dampfer schleppen zu lassen. Die Fahrt geht dann schneller vonstatten und ist auch sicherer, weil ja das Schleppschiff dem Floß die Richtung vorschreibt. Auch die Strompolizei kommt dieser Einrichtung entgegen, indem sie gestattet, bei geschleppten Flößen die Mannschaft auf die Hälfte und selbst auf ein Drittel der vorgeschriebenen Zahl zu verringern.

Wohl auf keinem andern deutschen Strom ist der Sicherheitsdienst für die Personendampfer wie für die Frachtschiffe zu solcher Vollkommenheit ausgebildet wie auf dem Rhein. Das hat seinen Grund in den lokalen Verhältnissen. Das Schiefergebirge, durch das sich der Strom im Lauf der Jahrmillionen seinen Weg gebahnt hat, bildet auch heute noch eine gewaltige Barre, die das Flußbett einengt. Oberhalb Bingen beträgt die Strombreite des Rheins 800 Meter, eine halbe Stunde weiter zu Tal geht sie auf 400 Meter zurück, und am Loreleifelsen sinkt sie sogar auf 162 Meter. Dagegen mißt man an dieser Stelle Strudel von 30, ja 40 Meter Tiefe, und dicht daneben ragen die Felsen bis dicht unter den Wasserspiegel empor, so die gefürchteten „Sieben Jungfrauen" bei Oberwesel. Aber schön ist die Gegend, bezaubernd schön, so daß man es wohl verstehen könnte, wenn einmal ein Schiffer, hingerissen von dem Zauber der Landschaft, vergessen würde, auf die Gefahren zu achten, die ihn allseits umlauern. Dann zieht plötzlich der Wahrschauer seine Flagge auf und reißt den Träumer heraus aus dem Bannkreis der gefährlichen Jungfrau, die noch immer dort oben auf dem Lurleifelsen ihr Wesen treibt wie in alter Zeit.

****

Beim Kartoffelkrautfeuer.

Von Hanns Fechner.

Weed va, weed a=a! So schallt es von den Wiesen herüber, und so tönt es von allen Seiten zurück, wo die Hütejungen fröhlich bei der Arbeit sind. Kleine, oft nur drei- bis vierjährige Knirpslein trotten mit ihren langen Haselstöcken hinter den gemächlich grasenden Kühen her, fühlen sich so recht als allgewaltige Herrscher.

Wenn's nur nicht gar so kalt wäre! Aber leicht gibt es da Abhilfe. Auf dem Kartoffelacker neben der Wiese wird schnell trockenes Kraut zusammengetragen. Auch die größeren Jungen laufen herbei. Wollen mittun. Und bald sind ein paar Feuerchen entfacht, um die sich das Völklein, die Hände reibend und wärmend, hockt. Dann aber kommt der Hauptspaß. Kartoffeln werden in der glühenden Asche gebraten. Es gibt eben nichts Köstlicheres als solch ein selbstbereiteter Schmaus.

„Da koann ma glei noch a mal so viel fraß'n als der=



heeme", philosophiert der Fritz. Und der Sacher Gottlieb nickt verständig: „Ju, ju, wenn's keene Apern nee hätte, wärsch schlecht zu lab'n uff dar Walt." — Ist überhaupt ein gescheiter Junge, der Gottlieb, der die Dinge um sich herum mit klugen Augen ansieht. So hat er auch aus eigener Beobachtung gefunden, daß etwas Seltsames mit den bei der Aussaat vergessenen, im Keller liegengebliebenen Kartoffeln vorgeht. Sie entwickeln nämlich außerhalb der Erde, ebenso wie ihre Schwestern in ihr, an den seitlich austreibenden Stengelteilen junge Kartoffelknollen. Keiner von seinen Kameraden hatte noch darauf geachtet, welche Werdekraft doch solche alten, im Keller vergessenen Kartoffeln besitzen.

In der großen Vermehrungskraft aber liegt einer der hohen Werte dieses echten Volksfreundes. Eigentlich kann man sich heute die Mahlzeiten unseres Volkes ohne Erdäpfel gar nicht vorstellen, und doch ist es kaum zweihundertfünfzig Jahre her, seitdem man in deutschen Landen ihren Anbau im großen betreibt. Was haben sich die Menschen des alten Erdteiles erst zureden lassen müssen, bis sie den großen Wert dieses segensreichen Einwanderers richtig einschätzen lernten. Ja, es denkt kein Mensch mehr an die Schwierigkeiten und das Mißtrauen, das dem Fremdling, dessen Ansiedlung das größte Ereignis unserer ganzen Volkswirtschaft bedeuten sollte, einst entgegengebracht wurde. Jetzt, wo in der Tat eine Lebensführung unmöglich scheint ohne diese runden, länglichen, hellgelben, blauen oder rötlichen Dinger in ihren durch Kultivierung vertausendfachten Sorten. Die Geschichte der Kartoffel ist wirklich reizvoll genug, um sich gelegentlich der Kindheitstage des einst so verkannten Genies zu erinnern. War es ihm doch möglich, in verhältnismäßig so kurzer Zeit alle Hungersnöte und wirkliche Armut aus den Ländern, die ihm das Gastrecht einräumten, zu verjagen. Wohl hatten die Spanier, die in gierigem Hunger nach gleißendem Gold alte blühende Kulturvölker vernichteten, es sich nicht träumen lassen, welch köstliches Gut, wertvoller als alles Gold, sie mit den unscheinbaren Knollen aus Peru mitheimbrachten. Ein unschätzbares Gut, das wiederum den Beweis lieferte, wie die Natur in ihrem Haushalt es immer noch am besten versteht, soziale Aufgaben zu lösen. Was hat den goldlüsternen Spaniern all ihr grausam errafftes Gold genützt? Nur Neid, Mißgunst, Tod und völkischen Niedergang brachte das schillernde, kalte Metall, indes die unscheinbare Pflanze blühende Entwicklung und ungezählten Tausenden neue Lebensmöglichkeiten schenkte. So wurde die Kartoffel für unser Volk so recht der Freund des armen Mannes. Genügsam wie dieser, nimmt sie fürlieb auch mit dem kärglichsten Boden, gedeiht noch auf Bergeshöhen, wo nur dünne Erdkrume auf dem Felsen lagert, und ist segenspendend fast bis zu den Regionen des Eismeeres hinaufgewandert, ihre Weggenossen, Fichte und Lärche, hinter sich lassend. Überholen konnte sie nur die noch anspruchslosere Birke.

Wie anders dagegen der vornehme Weizen, der seit Urzeiten als Genußmittel sehr geschätzt wird. Seine hohe Kultivierung machte ihn zum anspruchsvollen Gesellen, der nur in gutem, nahrhaftem Boden gedeiht, und der einen Rückfall in die Verwilderung, die ihn fortpflanzungsunfähig machen würde, scheut. Kein Wunder, mit solchem Hang zum Wohlleben kann er nicht hinaus über den fetten Boden des mittleren schwedischen Landes. Aber auch der Weizen hat brave Vettern: Roggen, Hafer, Gerste, besonders aber den Emmer, der auch auf schlechtestem Boden bis weit hinauf in den Bergen um Leben und Gedeihen ringt und wie die Kartoffel ein rechter Volksfreund ist. Die viele tausend Jahre alte Getreidesippe wanderte, anders als die Kartoffel, langsam auf dem Landweg, vermutlich von Kleinasien her, herauf. Verweichlicht und verzärtelt leidet das Kulturgetreide unter bösen Krankheiten, wie Rost und Brand. Nur der Emmer, das Einkorn, das trotzig bei seinen alten Eigenschaften verharrt, kann es mit allen Kulturgefahren siegreich aufnehmen. In ihm sahen die Gelehrten den direkten Abkömmling der Urform des Getreides und hielten lange vergeblich nach etwaigen noch übriggebliebenen Vertretern des Stammvaters Umschau. Der Agronom A. Aaronsohn scheint wirklich den langgesuchten wildwachsenden Uremmer an verschiedenen Stellen Palästinas aufgefunden zu haben. Dieser Urweizen lebt auf dürrem Boden an öden, schutzlosen Stellen, begnügt sich mit dünner Erdschicht auf felsigem Gestein und geht jeder Gemeinschaft mit den Getreidekulturen der Ebenen sorgfältig aus dem Weg, hat also die Eigenschaften, die seine Nachkommen, Spelz oder Dinkel, Emmer und Einkorn, noch jetzt aufweisen. An diese Auffindung des lange gesuchten Stammesältesten knüpfen sich große Hoffnungen, weil man aus ihm direkt neue, widerstandsfähige Getreidesorten heranzuzüchten hofft. Die günstigen Züchtungsversuche der letzten Jahre bei uns und in Amerika haben ein vielversprechendes Ergebnis gezeitigt, und so wird es denn nicht mehr lange dauern, bis die neugewonnenen Weizenarten sich neben der Kartoffel auch auf dem kargen Boden des kleinen Mannes heimisch fühlen werden.

Eigenartige, seltsame Bilder tauchen auf, sobald man zurückschaut in die Urheimatstätten dieser krafterhaltenden Volksbeglücker. Hier die alten Pharaonen, die in weiser Voraussicht gegen Hungersnöte die Kornkammern mit dem köstlichen Gut füllen ließen, das sich in einzelnen Körnergaben in den alten sechstausendjährigen Königsgräbern bis auf unsere Zeit erhielt und sich als Frucht des wiedergefundenen Urweizens erwies. Drüben aber, im alten Inkareich, eine hohe, eigenartige Kultur, die länger noch als die ägyptische ausdauerte, und die doch schließlich einem nach Goldschätzen beutegierigen Häuflein unter Pizarro der Vernichtung anheimfiel. Von den reichen Kunst- und Kulturschätzen der beiden untergegangenen mächtigen Reiche zeugen noch gigantische Überreste der Pyramiden mit den alten Pharaonengräbern und die Ruinen wunderreicher Bauten des Inkareiches. Aber wie jedes Menschenwerk vergänglich ist, so ist auch ihre Zeit begrenzt, und Erinnerungen an die alte Herrlichkeit werden dann nur wohl verwahrt in den Museen, Sammlungen und Werken gelehrter Altertumsforscher weiterleben.

Getreide aber und Kartoffel, deren Ureltern den Glanz der alten Reiche miterlebten, sind jetzt unsere getreuen Gefährten. Und wenn nichts mehr von dem übriggeblieben sein wird, was Menschenhände vorzeiten formten, werden die beiden lebenatmende Verbindungsglieder sein, die das Einst und Dann als ein Gestern und Heute im Ewigkeitsgedanken erscheinen lassen.



Bilder aus aller Welt.



Dr. Alfred Bruck,
Berlin, bekannter Laryngologe, wurde zum Professor ernannt.



Phot. Schneider.
Geh. Rat Prof. Dr. Doutrelepont
Bonn, bekannter Dermatologe, feierte sein 50jähr. Dozentenjubiläum.

Der Spezialarzt für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden in Berlin, Dr. Alfred Bruck, wurde wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen und seiner Tätigkeit auf dem Gebiete der Tuberkulosebekämpfung zum Professor ernannt.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Jos. Doutrelepont, der Direktor der Bonner Dermatologischen Klinik, beging sein 50jähriges Dozentenjubiläum.

Unter der Führung Rudolf Lettingers befinden sich deutsche Künstler auf einer Tournee in Südamerika. Unser Bild zeigt sie auf einem Spazierritt in dem brasilianischen Urwald.

In Adrianopel starb der Königl. Preußische Oberstleutnant a. D. und Kaiserl. Ottomanische Oberst und Kommandeur der Feld-Artillerie-Schießschule Paul Tupschoewski.

Einer der bekanntesten Rezitatoren ist Matthias v. Erdberg, der im Laufe der letzten zehn Jahre nicht weniger als 500 Vortragsabende veranstaltet und in ihnen durch die Kunst seiner Darstellung große Kreise unseres Volkes erfreut hat.

In Berlin hielt die Königl. Preußische Zahnärztekammer im Ministerium des Innern ihre erste Tagung ab. Die Zahnärzte haben lange danach gestrebt, wie die Aerzte offiziell durch eine Kammer vertreten zu sein und damit eine erfolgreiche Standesvertretung zu besitzen.

Im alten Rathaussaal zu München hielt der Teilverein Deutschland des Internationalen Genfer Verbandes der Hotel- und Restaurantangestellten unter großer Beteiligung seine ordentliche Generalversammlung ab.



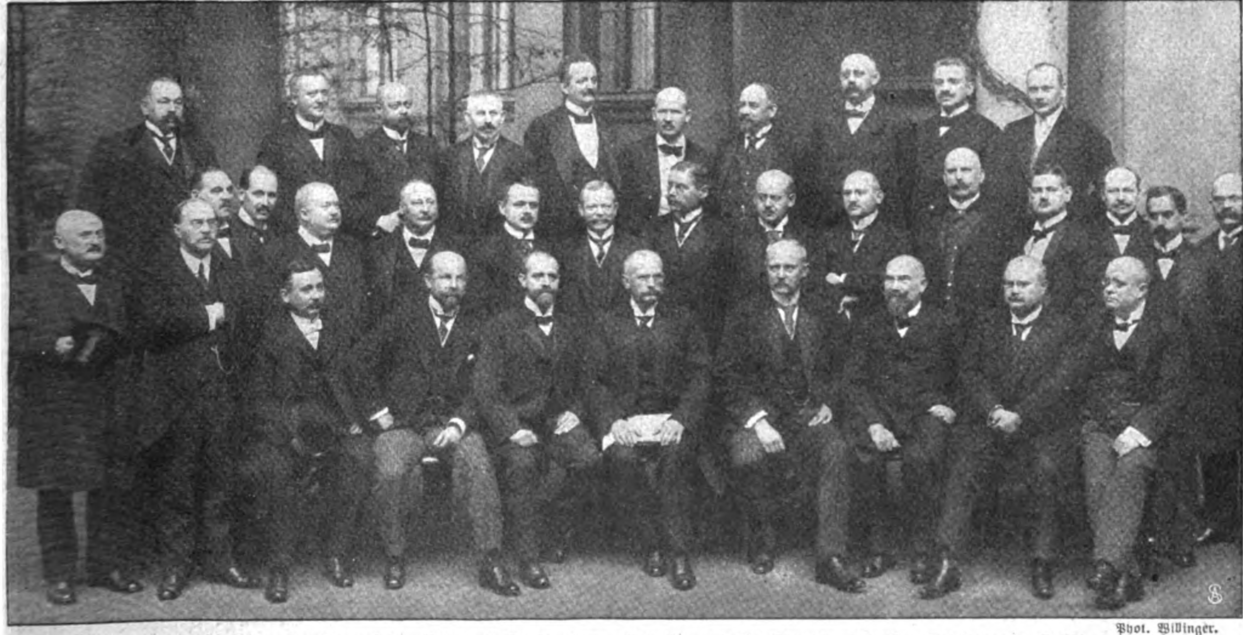
Von links: Lettinger, Berlin. Frl. Brandes, Hamburg. Frl. Vogel, Berlin. Cronenburg, Potsdam. Frl. Büttner. Lesing, Berlin.
Deutsche Künstler im brasilianischen Urwald.



Paul Tupschoewski †
Kgl. Preuß. Oberstltnt. a. D. und Kais. Ottom. Oberst in Adrianopel.



Matthias v. Erdberg,
Berlin, erfolgreicher Rezitator, wird 50 Jahre.



Phot. Willinger.
Sitzend von links: Schwanke. Treuenfels. Scheele (1. Vorsitzender). Geh. Obermed.-Rat Dietrich. Geh. Reg.-Rat Saenger. Kalisch (2. Vorsitzender). Hacke. Baden. **Stehend, zweite Reihe von links:** Ritter. Cohn. Heydenhauß. Misch. Pape. Addicks. Steinkamm. Hielscher. Schulte. Winter. Kaminski. Kaiser. Knospe. Schaeffer-Stuckert. Bauchwitz. **Stehend, dritte Reihe von links:** Sachs. Labischowski. Lincke. Lipschitz. Giebe. Bolten. Thamer. Ließ. Peritz. Lengnick.

Die Teilnehmer der ersten Sitzung der Königl. Preuß. Zahnärztekammer in Berlin.





Phot. Obergaßner.

Die Teilnehmer an der Münchner Generalversammlung des Teilvereins Deutschland des Internationalen Genfer Verbandes der Hotel- und Restaurantangestellten.

Schluß des redaktionellen Teils.




STOLLWERCK
STOLLWERCK
„GOLD"
zu jeder Stunde.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Dr. W. Friedmann: „Die Schulzahnpflege". Ein Wegweiser und Berater für Behörden, Zahnärzte und Aerzte. 149 S. Geh. 3.60 M. Berlin 1913, Verlag von Hermann Meußer.

Der Auswandererfreund. Heft 2. Veröffentlichungen des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer in Witzenhausen.

Deutsche Weltpolitik und kein Krieg. 97 S. 1.50 M. Berlin 1913, Verlag von Puttkammer u. Mühlbrecht.

Die Hotels der Schweiz. Herausgegeben vom Schweizer Hotelier-Verein im Verlag von dessen Zentralbureau in Basel.

Major Dr. Adalbert Neischl: „Die vor- und frühgeschichtlichen Befestigungen am Rauhen Kulm bei Neustadt a. Kulm". 34. S., 7 Tafeln, 4 große Planbeilagen und 29 Figuren im Text. München, Verlag von Dultz u. Comp.

Aug. Ludwig: „Reisegeleit zur Reisezeit! Ein reizend Reisebüchlein aus dem Poetenränzel". 50 Pf. Leipzig, Verlag von Otto Maier, G. m. b. H.

Georg J. Plotke: „Heinrich Heine als Dichter des Judentums". 111 S. Dresden 1913, Verlag von Karl Reißner.



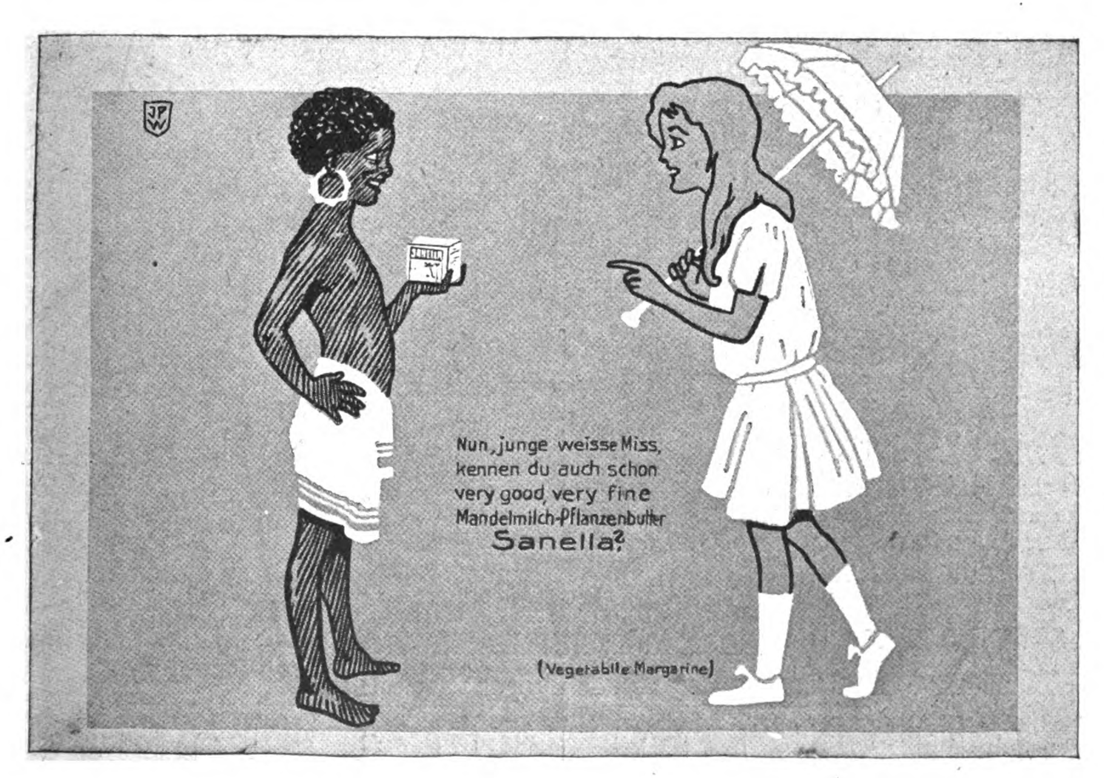
MARKE SALAMANDER

SALAMANDER STIEFEL

MARKE SALAMANDER 12,50 SALAMANDER SICO 14,50 SALAMANDER LUXUS 16,50

Salamander Schuhges. m. b. H Berlin Zentrale Berlin W. 8 Friedrichstraße 182

FORDERN SIE MUSTERBUCH W.



Verschiedene Mitteilungen.

— Herbststürme und Altweibersommer künden die nahende rauhe Jahreszeit an mit ihren zahlreichen, lästigen Erkältungskrankheiten. Wer sich gegen Schnupfen, Husten und Influenza schützen will, der härte sich beizeiten durch tägliche kalte Waschungen ab. Er benutze dazu eine gute, neutrale, milde Seife, wie die Steckenpferd-Lilienmilchseife, die dank ihres hohen Gehaltes an Borax ihm die Gewähr bietet, daß alle Hautunreinigkeiten, wie Schweiß, Schuppen, Fett und Schmutz, gründlich beseitigt werden, so daß die Hautporen stets geöffnet bleiben und die Haut ihre Weichheit und Zartheit selbst bei den rauhesten Ostwinden behält. Das allgemeine körperliche Wohlbefinden, selbst in der schlechtesten Zeit des Jahres, ist reichlicher Lohn für die kleine Mühe.

— Im Philharmonischen Konzert in Hamburg am 21. Oktober spielte Henri Marteau zum erstenmal das neue Violinkonzert No. 2 F-dur von Friedrich Gernsheim und erzielte damit einen großen Erfolg.

— Der nunmehr seit ca. 30 Jahren in der ganzen Welt bekannte Engelhards Puder: „Dialon“ erfüllt in unvergleichlicher Weise alle Anforderungen, die an einen Wundpuder zum Gebrauche in der Kinderstube und für Erwachsene zu stellen sind. Hervorragende Aerzte des In- und Auslandes bestätigen die unübertreffliche Wirkung von Dialon zur Heilung und Verhütung des quälenden Wundseins kleiner Kinder. Dialon sollte daher in keiner Kinderstube fehlen.



Wenn Sie ein Orchestrelle hören ————————

werden Sie begreifen, daß man als Laie auf diesem wunderbaren Instrument Leistungen von großer Kunst hervorbringen kann, genau so leicht wie auf dem bekannten

Themodist-Metrostyle-Pianola

Das Orchestrelle ist eine Vereinigung von Pianola und Kunstharmonium. — Die Orchestrelle-Literatur umfaßt die Meisterwerke der Orchester-, Opern- u. Kirchenmusik.

Choralion Co

Berlin NW 9, Bellevuestr. 4 (Potsd. Platz
Zweigniederl. Dresden A., Pragerstr. 49

Verlangen Sie
Prospekt O5 über Orchestrelle
Prospekt P5 über Pianola





Gewinn garantiert

Ziehung schon 18. Novemb.

Münchener Lotterie

Gewinne im Werte von Mark

100000

Hauptgew. **15000**

Wer 2 Lose kauft, eine gerade u. eine ungerade Nummer, **muss gewinnen.**

Lose 2 M. Porto u. Liste 30 Pf.

H. C. Kröger

BERLIN W 8, Friedrichstr. 193a.

Tel.-Adr.: „Goldquelle".

In Oesterreich-Ungarn verboten.



„Welt-Detektiv".

Auskunftei Preiss-Berlin W 1, Behrenstraße 49, Eckh. Friedrichstr., Nähe U.d.Lind. Beobachtungen (a. **Reisen**, i. **Badeort**. pp.), Ermittlung., spez. i. Zivil- u. **Strafprozessen! Heirats-Auskünfte** (Vorleb., Lebenswand., Vermög. pp.) **an allen Plätzen der Erde!** Diskret **Grösste Praxis! Zuverlässigst**

Waschbar **Geniale Erfindung!** Bequem



„Electra" ges. gesch. ist ein **wirklicher Büstenformer** und bildet eine tadellose Figur ohne jegliche Einlagen. Fester Sitz. **Größe und Form der Büste** nach Belieben regulierbar. **Unentbehrlich** für die jetzige Mode. Zu Mk. 2.75, 3.75 und 5.50 (Seide) in Verbindung **mit Schweißblättern** Mk. 1.– extra. **Neues Modell mit Rückenhalter** verleiht ohne Beschwerden eine **gerade Haltung,** Mk. 6.50. Sämtliche Modelle ges. gesch. Versand gegen Nachnahme. **Electra Korsettersatz,** gold. Medaille prämiirt. **Electra Hüftformer, Leibbinden.** Prospekte gratis. **L. Paechtner, Dresden. 88.**



1000 echte **Briefmarken**, wor. 210 verschiedene, enth. Mexico, Chile, Türk., Ceyl., Argent., Austral., Span., Bulgar., S. Marino, Japan, China Costarica, Gabon etc. nur **1 Mark.** Porto 20 Pfg. extra. **Preisliste gratis. Paul Siegert, Hamburg 68.**

Ha, ha, ha, ich habe mir schicken lassen:

„Das große Kalauer Witzbuch" 2000 der drolligsten, tollsten Späße, nur für Liebhaber eines prickelnden Humors, Mk. 2,20 portofrei.

Das große Buch z. Totlachen **„Die Humorkiste",** die originellsten Witze, Anekdoten, Scherzfragen, Vortragsstücke und Couplets. Gesammelt, gestammelt, gedichtet und gesichtet von Fidelius Witzikus, Preis Mk. 1,70 portofrei.

Beide Bücher zusamm. Mk. 3,20 portofrei, dazu **gratis:** 1/2 Dtzd. Bierschwaben, ein Liebesorakel, größter Spaß, 1/2 Dtzd. hochinteressante Scherzkarten.

Richard Rudolph, Dresden 373, Kaulbachstraße 19.

KORBMÖBEL

SAALBACH & Co

LEIPZIG RITTERSTR. 4 (KÖNIGSBAU)

BAR OD. ERL. ZAHLUNG

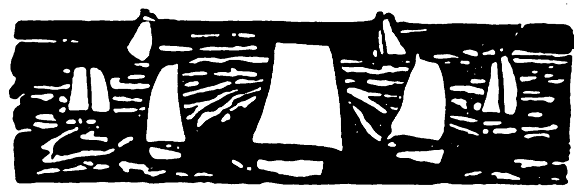
KATALOG FRANCO

DIE·WOCHE

Nummer 47. Berlin, den 22. November 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1973
Oberlyzeum und Studienanstalt. Von Direktor Dr. Gruber	1973
Currygerichte. Von Wilhelmine Bird	1976
Zur Thronbesteigung König Ludwigs. (Mit 6 Abb.)	1977
Unsere Bilder	1979
Die Toten der Woche	1980
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1981
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	1989
Kleinbahnen. Von Dr.-Ing. Kayser	1994
Träume. Gedicht von Thassilo von Scheffer	1996
Das schwedische Königshaus. Von Dr. Cajus Möller. (Mit 8 Abb.)	1997
Lüneburg. Von Walter Schultz. (Mit 7 Abb.)	2001
Das Haus. Novelle von Ingeborg Andresen	2005
Das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie. (Mit 5 Abb.)	2008
Die Diele. Plauderei von Käthe Damm	2012
Bilder aus aller Welt	2013



Die sieben Tage der Woche.

11. November.

Die Rekruten der Großberliner Garnison werden in Gegenwart des Kaisers vereidigt.

12. November.

In Bayern findet eine allgemeine Landeshuldigung für König Ludwig III. statt (Abb. S. 1983).

Die zweite sächsische Kammer wählt zum Präsidenten den Nationalliberalen Dr. Vogel und zum Zweiten Vizepräsidenten den fortschrittlichen Abgeordneten Bär wieder; zum Ersten Vizepräsidenten wird an Stelle des Sozialdemokraten Fräßdorf der Konservative Opitz gewählt.

In London tritt die aus Anlaß der „Titanic"-Katastrophe einberufene Internationale Konferenz für die Beratung von Maßregeln zur Beseitigung oder Verringerung der Gefahren für die Sicherheit des Lebens auf dem Meer zusammen.

Der amerikanische Gesandte in Mexiko Lind reist nach Veracruz ab, da Huerta das Verlangen, den Kongreß nicht einzuberufen, unbeantwortet läßt.

Der Nobelpreis für Physik wird Professor Dr. Heike Kamerlingh Onnes in Leiden, der für Chemie Professor Dr. Alfred Werner in Zürich zuerkannt (Portr. S. 1985).

13. November.

Der sächsische Landtag wird von König Friedrich August mit Verlesung einer Thronrede eröffnet, in der es im Hinblick auf die Deckungsvorlagen für die Heeresverstärkung als eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung bezeichnet wird, weiteren Beeinträchtigungen der bundesstaatlichen Finanzrechte auf dem Gebiet der direkten Steuern entgegenzutreten.

Dem österreichischen Abgeordnetenhaus wird ein Gesetz zur Regelung des Theaterwesens unterbreitet, das u. a. staatliche Theaterinspektoren vorsieht.

Die griechische Deputiertenkammer wird mit Verlesung einer Thronrede durch König Georg eröffnet.

Der Nobelpreis für Literatur wird dem indisch-englischen Dichter Rabindranath Tagore zugesprochen (Portr. S. 1985).

In Mexiko werden die im Oktober gewählten Senatoren und Deputierten durch amtliche Bekanntmachung aufgefordert, sich am 15. November zur Konstituierung des Kongresses zu versammeln.

14. November.

Im Reichstag tritt die Kommission zur Prüfung der Heereslieferungen zusammen. Die sozialdemokratische Partei beteiligt sich nicht, da der Reichskanzler den Abgeordneten Dr. Liebknecht als Vertreter abgelehnt hat.

Der französische General Fauri wird zwangsweise in den Ruhestand versetzt.

In Athen wird der türkisch-griechische Friedensvertrag von dem Minister des Aeußern Panas und dem türkischen Unterhändler Galib-Bei unterzeichnet.

15. November.

Der Kaiser wohnt in Kiel der Vereidigung der Marinerekruten bei.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand trifft mit seiner Gemahlin in London ein.

16. November.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Aufständischen den an der amerikanischen Grenze belegenen Ort Juarez eingenommen haben. Bei dem Kampf wurden drei Amerikaner getötet.

17. November.

Der russische Ministerpräsident Kokowzew trifft zu mehrtägigem Aufenthalt in Berlin ein.

Im Reichsamt des Innern tritt die Konferenz für die Abgrenzung von Fabrik und Handwerk zusammen.

Oberlyzeum und Studienanstalt.

Von Direktor Dr. Gruber (Berlin-Wilmersdorf).

Der sehnsüchtig erwartete Erlaß des preußischen Kultusministers, der sich mit der Erweiterung der Studienberechtigung der Oberlyzeen befaßt, hat bei seinem Erscheinen in den beteiligten Kreisen allgemeine Befriedigung hervorgerufen. Ohne Zweifel hat die auf Grund bisheriger Erfahrungen getroffene Bestimmung, nach der das Probejahr nach der Prüfung für das höhere Lehramt abzulegen ist, wesentlichen Anteil daran. Damit aber hängt der Verzicht auf die Forderung der zweijährigen praktischen Tätigkeit vor dem Beginn des Universitätstudiums eng zusammen. So sind denn die Schwierigkeiten, die den jungen Mädchen nach der Lehramtsprüfung bei dem Bemühen um eine zweijährige volle Beschäftigung an einem öffentlichen oder privaten Lyzeum begegneten, mit einem Mal aus dem Weg geräumt.

In Zukunft werden sämtliche Abiturientinnen des Oberlyzeums zum Studium mit dem Ziel der Prüfung für das höhere Lehramt unmittelbar nach der abgelegten Lehramtsprüfung zugelassen. Den Frauen aber, die bei Inkrafttreten dieses Erlasses bereits die Lehrbefähigung für Lyzeen, mittlere und höhere Mädchenschulen besitzen, ist es gestattet, die Anstellungsfähigkeit als Oberlehrerin noch in Gemäßheit der bisherigen Vorschriften zu erlangen. Das bedeutet ein Entgegenkommen, dessen sich die erfreuen dürfen, die sich schon der unterrichtlichen Tätigkeit vor dem Eintritt in die Universität zugewandt hatten.

Der genannte Oktobererlaß ermöglicht aber auch den Inhaberinnen des Reifezeugnisses eines Oberlyzeums

außer der Oberlehrerinnenlaufbahn noch andere auf akademischer Vorbildung beruhende Berufe zu ergreifen, sofern sie sich durch eine nicht vor Ablauf eines Jahres nach der Reifeprüfung des Oberlyzeums zulässige Nachprüfung ein dazu berechtigendes Reifezeugnis erworben haben. Dabei müssen sie für die Oberrealschulreife in Mathematik, Physik und Chemie, für die realgymnasiale Reife in Latein und Mathematik, für die gymnasiale Reife in Latein und Griechisch die nach den Lehrplänen der betreffenden Anstalten erforderlichen Kenntnisse nachweisen.

Nun ist das eifrige Streben der Leiter der höheren Anstalten für die weibliche Jugend, den jungen Mädchen den „vierten“ Weg zur Universität zu schaffen, endlich erreicht. Die Studienanstalt in ihren drei Richtungen, der gymnasialen, realgymnasialen und oberrealen, ist nicht mehr die bevorzugte Anstalt, wenn es sich für ein junges Mädchen darum handelt, das Studium der Philologie zu ergreifen. Vor allem ist jetzt unseren Töchtern die Möglichkeit gegeben, das Lyzeum vollständig durchzumachen, sich also eine relativ abgeschlossene Bildung zu erwerben, die durch das „Schlußzeugnis des Lyzeums“ ihren gesetzlichen Ausdruck findet. Sie sind jetzt nicht mehr genötigt, falls sie studieren wollen, mit der dritten oder zweiten Klasse das Lyzeum zu verlassen, um in eine Studienanstalt zu treten. Die Eltern aber, die in Orten wohnen, an denen ein Lyzeum keinen Aufbau besitzt — und das ist bei der überwiegenden Mehrzahl der Städte der Fall — können hinfort ihre Töchter bis zu diesem Zeitpunkt im Haus behalten, auch die Entscheidung über die künftige Berufswahl erst bei weitem später als bisher treffen. Ohne sich in ihrem Fortkommen benachteiligt zu sehen, ist es dadurch auch den jungen Mädchen möglich gemacht, sich nach dem Besuch eines Lyzeums eine Erholungzeit zu gönnen, um dann mit neuen Kräften an die Aufgabe, die das Oberlyzeum stellt, heranzutreten. Wie nötig für viele von ihnen eine solche Unterbrechung nach den Schuljahren ist, weiß jeder, der zu der rechten Erkenntnis der starken Anforderungen gekommen ist, die ein zehn Jahre hindurch ununterbrochen fortgesetzter Schulbesuch an die geistigen und körperlichen Kräfte unserer jungen Mädchen stellt.

Wenn in Zukunft der Fall seltener eintreten wird, daß ein junges Mädchen infolge vorzeitigen Austritts aus der Studienanstalt auf das „Schlußzeugnis des Lyzeums“ verzichten muß, so hat der neue Erlaß insofern seinen Anteil daran, als er eben vorschneller Wahl des Berufs und damit übereiltem Übertritt in die Studienanstalt vorzubeugen vermag. Aber es erscheint auch durchaus weniger gewagt, das Oberlyzeum mit dem Ziel der Lehramtsprüfung durchzumachen als die Studienanstalt, die eben nur den Zugang zur Universität freigibt, während jenes seinen Schülerinnen auch das Recht gewährt, als Lehrerin an Lyzeen, höheren Mädchenschulen, Mittel- und Volksschulen angestellt zu werden. Nicht jeder männliche Studierende erreicht sein Ziel. Sollte es bei der Frau anders sein? Sicherlich werden sich hier die Hindernisse, die nicht zum wenigsten durch das körperliche Befinden bedingt sind, noch mehren. Zwischen dem Abiturium und der Staatsprüfung liegen eben noch Jahre, die voll ausgenutzt werden müssen, um das Ziel zu erreichen. Das bedenken viele Frauen nicht. Wenn dann aber der Körper versagt oder auch andere Umstände es mit sich bringen, daß das Studium nicht mit dem gewünschten Erfolge zu Ende geführt werden kann, wird das junge Mädchen, das die Lehramtsprüfung bereits abgelegt hat, noch immer geborgen sein. In Lyzeen oder ähnlichen Anstalten kann es dann als ordentliche Lehrerin weiter wirken. Vielleicht ist es diesem und jenem jungen Mädchen bei guter Gesundheit sogar möglich, falls es eben sein muß — aber auch nur dann — mit einer nicht zu umfangreichen unterrichtlichen Tätigkeit an einer Privatanstalt das Studium zu verbinden. Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch der Abiturientin einer Studienanstalt der Weg zur Lehramtsprüfung insofern freigegeben ist, als sie sich behufs Eintritts in die Seminarklasse des Oberlyzeums einer Ergänzungsprüfung in der Pädagogik und, wenn sie das Reifezeugnis eines humanistischen Gymnasiums besitzt, in der Pädagogik, der französischen und englischen Sprache zu unterziehen hat. Diese Ergänzungsprüfung ist hinfort allgemein vor Eintritt in die Seminarklasse abzulegen.

Wenn der neue Erlaß von den Oberlyzeistinnen, die sich dem Studium der Philologie widmen, noch die Lehramtsprüfung verlangt, ehe sie zur Universität überzugehen berechtigt sind, so ist darin ein großer Vorteil gegenüber den Abiturientinnen der Studienanstalten zu erblicken. Zwar haben sie zunächst den letzteren gegenüber noch ein Jahr zu warten, ehe sie zur Hochschule kommen. Aber dieses Jahr wird ihnen als Seminarjahr angerechnet. Die durch die Studienanstalt vorgebildeten Philologinnen haben das Seminarjahr nach der Staatsprüfung abzulegen und müssen es über sich ergehen lassen, irgendeinem pädagogischen Seminar, das nicht immer an ihrem Wohnort ist, überwiesen zu werden. Den Oberlyzeistinnen ist das Recht der Wahl gewährt. Sie verbleiben eben an dem Oberlyzeum, an dem sie vorgebildet sind und die Reifeprüfung abgelegt haben, oder aber, falls ihr Gesundheitzustand eine Unterbrechung nötig macht, wählen sie sich später ein Oberlyzeum, das ihnen die Möglichkeit gewährt, das Seminarjahr durchzumachen.

Es dürften besondere Gründe dafür maßgebend gewesen sein, die praktische Ausbildung der durch die Studienanstalten vorgebildeten Philologinnen nicht ebenfalls vor die Studienzeit zu legen, wie man es wohl in den beteiligten Kreisen erwartet hatte. Dann aber hätte man ihnen auch die Ergänzungsprüfung in der Pädagogik und in den neueren fremden Sprachen zur Bedingung machen müssen, andernfalls sie den Abiturienten der höheren Lehranstalten für die männliche Jugend gegenüber eine Sonderstellung eingenommen hätten, die man vielleicht, und nicht mit Unrecht, als eine bevorzugte anzusehen geneigt wäre.

Was nun die Erschließung der anderen Fakultäten betrifft, so darf man getrost der Zukunft entgegensehen. Schon jetzt deckt sich im allgemeinen das Mathematikpensum des Oberlyzeums mit dem des humanistischen Gymnasiums. Es wird also unseren Oberlyzeistinnen nicht schwer fallen, in kurzer Zeit den Lehrstoff in der Mathematik zu bewältigen, den im Unterschied vom Gymnasium das Realgymnasium fordert. Die Oberrealschulreife wird wohl im allgemeinen von ihnen nicht erstrebt werden, da sie die Kenntnisse des Lateinischen, das nun einmal zum erfolgreichen Universitätstudium notwendig ist, nicht in sich schließt. Das Lateinische aber wird unsern jungen Mädchen, die zielbewußt zu arbeiten gewohnt sind, nicht besondere Schwierigkeiten bereiten. Schon jetzt findet man in den Wissenschaftlichen Klassen des Oberlyzeums eine und die andere Schülerin, die sich aus eigenem Antrieb damit erfolgreich beschäftigt hat.



Und wenn es die Verhältnisse mit sich bringen, wird man auch an den Oberlyzeen fakultative Lateinkurse einrichten, wie es bereits an den Oberrealschulen geschehen ist.

Nun mag es vielleicht bemerkt werden, daß zum Studium der Philologie die Lehramtsprüfung genügt und von einer Nachprüfung grundsätzlich Abstand genommen ist. Und in der Tat ist es einem jungen Mädchen des Oberlyzeums jetzt möglich, alte und neuere Sprachen, Mathematik, Germanistik und Geschichte u. a. zu studieren, ohne sich zunächst über seine Kenntnisse in den alten Sprachen und in der Mathematik noch besonders ausgewiesen zu haben. Das ist aber auch bei den Abiturienten der Oberrealschule und der oberrealen Studienanstalten der Fall, die ebenfalls ohne Latein zum uneingeschränkten Philologiestudium zugelassen werden. Warum sollte es bei den Abiturientinnen des Oberlyzeums anders sein? Sicherlich kommt für sie alle der Zeitpunkt, wo sie von den entsprechenden Kenntnissen Rechenschaft zu geben haben.

Aus der Forderung der Nachprüfung für den Zutritt zu andern auf akademischer Vorbildung beruhenden Berufen hat man jedoch die Folgerungen gezogen, daß das philologische Studium geringer bewertet werde als jene. Diese Folgerung ist falsch. Ueber die Gestaltung des philologischen Studiums und über die Zulassung der Kandidaten zu Oberlehrerstellen hat das preußische Unterrichtsministerium allein zu befinden, nicht aber über die Approbation von praktischen Aerzten, Tierärzten und Zahnärzten. Da liegen bestimmte Bundesratsbestimmungen vor, die genau innezuhalten sind, und diese Bestimmungen setzen eben den Besitz des Reifezeugnisses eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule voraus. Deshalb hat auch der Minister die Anordnung getroffen, daß das Bestehen der Nachprüfung den Bewerberinnen auf dem Reifezeugnis des Oberlyzeums durch einen ergänzenden Vermerk bescheinigt wird, der mit der Erklärung schließt: „Sie hat damit das Reifezeugnis eines Gymnasiums (Realgymnasiums, einer Oberrealschule) erworben.“ Auf diese Weise ist der gesetzlichen Bestimmung Genüge geschaffen. Es ist hier eben nur die Frage berechtigt, ob diese Bestimmungen des Bundesrats auch ferner noch zu Recht bestehen bleiben. Darüber wird man sich wohl erst entscheiden können, wenn eine gewisse Erfahrung vorliegt.

Wenn dann, wie es wohl anzunehmen ist, die Erwartungen erfüllt sind, werden sicherlich auch jene Bestimmungen eine Änderung dahin erfahren, daß das philologische Studium den andern Studien gegenüber keine Sonderstellung einzunehmen hat.

Immerhin ist die Einrichtung dieser Nachprüfungen nicht dazu angetan, trotz der erweiterten Studienberechtigung der Oberlyzeen, ihre Zahl ins Unermeßliche wachsen zu sehen. Man hebt immer wieder hervor, daß schon durch die jetzt bestehende große Zahl von Oberlyzeen eine Notlage stellenloser Lehrerinnen geschaffen wird. Wer den Dingen ferner steht, wird leicht geneigt sein, diese Klage für berechtigt zu halten. Allerdings wird sich ein gewisser Andrang, namentlich an bevorzugten Orten, in großen Städten, besonders in den westlichen Vororten Berlins, nicht leugnen lassen. Aber man vergesse doch nicht, daß es sich hierbei in den meisten Fällen um Bewerberinnen handelt, die möglichst am Wohnsitz ihrer Eltern Anstellung finden möchten, noch dazu in einem Lebensalter, in dem der gleich vorgebildete Mann an eine ähnliche Stellung noch nicht zu denken wagt. Nach auswärts wollen jene Bewerberinnen nicht gehen. Selbst östliche oder nördliche Vororte der Hauptstadt erscheinen ihnen minderwertig, eine Tätigkeit in Privatanstalten oder gar in Familien wenig begehrenswert. Wenn man dann allerdings die Zahl der Harrenden überschlägt, so mag man wohl dazu kommen, von einem Ueberfluß zu sprechen. Aber an sich ist dieses Urteil nicht berechtigt. Jedenfalls wird sich die Anzahl der nur im Oberlyzeum für das Lehramt vorgebildeten Bewerberinnen infolge der ungehinderten Zulassung zum Studium der Philologie in Zukunft merklich verringern. Dabei vergesse man aber nicht, daß es nach wie vor die besondere Aufgabe unserer Oberlyzeen bleiben muß, Lehrkräfte für die Lyzeen, höheren Mädchenschulen, Mittel- und Volksschulen vorzubilden.

Die Bedeutung des Ministerialerlasses vom 11. Oktober 1913 liegt darin, daß er unseren das Lyzeum besuchenden Töchtern die Möglichkeit gewährt, zu dem Studium in allen Fakultäten zugelassen zu werden, auch ohne eine Studienanstalt besucht zu haben. Damit ist aber noch lange nicht zum Ausdruck gebracht, daß nun auch jedes junge Mädchen, das sich selbst dazu berufen fühlt, studieren muß. Es wäre traurig um den Staat

bestellt, wenn sich dadurch tüchtige Kräfte, die sich an anderer Stelle hervorragend betätigen können, verleiten ließen, einen auf akademischer Vorbildung beruhenden Beruf zu erwählen, dessen Ausübung ihnen einstmals vielleicht arge Enttäuschung bereiten dürfte. Nur wirklich begabte und dazu besonders geneigte junge Mädchen mögen zum Studium übergehen. Und diese Vorsicht sollte man auch beim Eintritt der zwölfjährigen Mädchen in die Studienanstalt in verstärktem Maß walten lassen, um sie in ihrem späteren Fortkommen nicht zu schädigen.

Sicherlich wäre den Abiturientinnen des Oberlyzeums nicht die Möglichkeit gegeben worden, zu sämtlichen Fakultäten zugelassen zu werden, wenn nicht von berufener Seite die Gleichwertigkeit ihrer Vorbildung mit der Vorbildung der Abiturientinnen der Studienanstalten anerkannt worden wäre. Im preußischen Staat gewährt man wahrlich kein Recht, nur weil es eben der eine oder andere gern besitzen möchte. Diese Tatsache sollte man achten und nicht in den Ton des Bedauerns verfallen, der sich immer dann einzustellen pflegt, wenn man sich in seinem Besitz gefährdet sieht. Wie tönten doch seinerzeit die Stimmen der Entrüstung so laut, als es sich darum handelte, den Realgymnasien und Oberrealschulen die gleichen Rechte wie den humanistischen Gymnasien einzuräumen. Trotz heftigen Widerstandes haben aber zielbewußte Männer jenes Wagnis damals durchzusetzen vermocht. Daß ihre Tat von dem erhofften Erfolg gekrönt war, bezweifelt heute niemand mehr. Und auch hinsichtlich der Erweiterung der Studienberechtigung der Oberlyzeen wird es sich zeigen, daß das eifrige Bemühen der beteiligten Kreise, zu denen sich in rechter Stunde die Magistrate unserer großen Städte, mit ihren Oberbürgermeistern an der Spitze, gesellten, nicht vergeblich gewesen ist, sondern daß es ein Ergebnis gezeitigt hat, das den Dank an den Unterrichtsminister für den trefflichen Erlaß in sich birgt. Um aber ohne Hemmnisse zu diesem Ergebnis zu gelangen, ist vor allen Dingen ein friedliches Nebeneinanderarbeiten der Oberlyzeen und Studienanstalten notwendig.

Currygerichte.

Von Wilhelmine Bird.

Als der verstorbene König Eduard von England als Kronprinz zum erstenmal das Britisch-Indische Reich besuchte — long, long ago — setzten die Inder einen Stolz darin, dem hohen Gast bei einem großen Festmahl in Bombay zwanzig verschiedene Currygerichte vorzusetzen. Gewiß ein Beweis ihrer Bedeutung. In England haben sich diese reizvollen Gerichte denn auch lange eingebürgert, während sie bei uns vorläufig noch zu den Seltenheiten gehören.

Curry an sich bildet natürlich kein selbständiges Gericht, sondern es besteht aus einer Mischung von Gewürzen, deren geschickte Zusammenstellung den Wohlgeschmack bedingt. Ich lasse hier eine Zusammenstellung folgen, die ich erprobt habe: 20 Gramm Koriander, 15 Gramm Kurkuma, 20 Gramm Mohnsamen, 10 Gramm Kardamom, 10 Gramm Ingwer, 10 Gramm Senfkörner, 10 Gramm weißen Pfeffer, 10 Gramm Zimt, eine Messerspitze Paprika. Diese Gewürze werden auf das feinste im Mörser zerrieben, gut gemischt und dann in einer gut schließenden Büchse an einem trockenen Ort aufbewahrt.

Mit diesem Pulver werden die Gerichte, sei es Fleisch, Fisch oder Gemüse, gewürzt und durch die reichliche Gabe von gekochtem Reis als eigentliche Currygerichte gekennzeichnet.

Der Reis muß von bester Qualität sein, und es ist hier wohl am Platz, dem Paddy das Wort zu reden, d. h. dem Reis in seinem natürlichen, nur von der äußersten gelben Hülse befreiten Zustand.

Der Reis besitzt bis 76 Prozent Stärke. Er ist also wohl geeignet, einen großen Teil der Fleischnahrung zu ersetzen. Bildet er doch für nahezu den vierten Teil aller lebenden Menschen die hauptsächliche Nahrung.

Auch bei uns dürfte die Einführung der Currygerichte dem Reis einen breiteren Platz einräumen, denn er „schreit" sozusagen nach Curry und umgekehrt. Diese Gerichte sind von leichter Verdaulichkeit und dabei nahrhaft. Die Zubereitung des Reis, der nur in Salzwasser gekocht wird, erfordert insofern einige Aufmerksamkeit, als er völlig gar und doch körnig sein muß.

Die Körnigkeit erreicht man am sichersten, wenn man ihn in reichlich Wasser kocht, daß er sozusagen schwimmt. Auf 250 Gramm Reis können zwei Liter Wasser gegeben werden. Unter zeitweiligem Schütteln des Topfes — damit der Reis sich nicht ansetzt — wird er weichgekocht, dann auf ein Sieb zum Ablaufen gegeben und an warmer Stelle zum Übertrocknen gestellt. So wird er zu den Currygerichten, deren Sauce nicht zu knapp zum Nutzen des Reis bemessen werden darf, gegeben.

Ein Entencurry würde folgende Zubereitung nach original indischem Muster erheischen. Sauber vorbereitet, wird die Ente in zierliche Stücke zerlegt, in schmale Bruststücke, und die Schenkel von den Keulen getrennt, dann gesalzen und etwas abgetrocknet. Sie werden in Butter goldgelb angebraten, zwei mittlere Zwiebeln in Scheiben geschnitten und leicht mit überröstet. Dann gießt man bis zu einem halben Liter Fleischbrühe dazu, läßt das Fleisch darin weich werden und rührt zwei Teelöffel Currypulver, mit einem Teelöffel Mehl vermischt, dazu, dämpft es damit gut durch und gibt dann den Saft einer halben Zitrone daran. Auf einer Schüssel wird das Fleisch angerichtet und ein Kranz von Reis darum gegeben. Die bündige Sauce gibt man zum Teil darüber, zum Teil besonders.

Die Hausfrau darf nicht erschrecken, wenn ich sage, daß Fleischbrühe bei den Currygerichten erforderlich ist. Auch etwas Fleischextrakt, in kochendem Wasser aufgelöst, verrichtet die gleichen Dienste.

Die Saucen der Currygerichte müssen, zum Nutzen des Reis, reichlich und gut bündig sein. Kochen sie zu sehr ein, ist es selbstverständlich, daß etwas Wasser nachgegossen werden muß. Da die Sauce Mehl enthält, so ist beim letzten Einkochen zu starkes Feuer zu vermeiden, um das Anbrennen zu verhüten. Die Sauce muß einen kräftigen Geschmack haben.

Vorzüglich eignet sich Hammelfleisch zu Curry. Man nimmt dazu etwa zwei Pfund Fleisch vom Bug oder vom Kamm. Ich gebe natürlich nur die Verhältnismaße an. Man schneidet es in nußgroße Stücke, wäscht und trocknet es etwas ab. Letzteres geschieht zur schnelleren Bräu-



nung, die alsdann in Butter oder irgendeinem andern einwandfreien Fett geschieht. Je nach Größe werden ein bis zwei Zwiebeln und zwei Äpfel fein zerschnitten und mit angeröstet. Dann wird ein Viertelliter Milch darüber gegeben und nach einigem Einkochen noch ein Viertelliter Wasser. Das richtige Maß Salz ist nicht zu vergessen. Darin dünstet das Fleisch gar. Mit etwas Milch oder Sahne werden nun ein Teelöffel Mehl und zwei Teelöffel Curry verquirlt, dazu gegeben, und durch weiteres Kochen gut miteinander verbunden. Ein geringer Zusatz von saurer Sahne oder ein wenig Zitronensäure machen den Schluß. Der inzwischen bereitete Reis wird, mit Sauce übergossen, dazugegeben.

Angesichts der sich immer mehr steigernden Fleischpreise dürften die Lapins vielleicht mehr Gnade vor der Menschheit finden. Bereiten wir unsern Lapin also gut vor, zerlegen ihn in kleine, zierliche Stücke und reiben sie mit Salz und Currypulver ein. Dann wird er angebräunt unter Hinzufügung von etwa einem Dutzend kleiner Zwiebelchen und einigen getrockneten Champignons oder Steinpilzen. Nach der Bräunung gibt man das Fleisch zweier Tomaten nebst einem kleinen Lorbeerblatt und bis zu einem halben Liter Brühe dazu. Damit kocht das Fleisch langsam weich und die Sauce kurz ein. Dieser fügt man zum Bündigmachen etwas abgequirltes Mehl und Curry nach Maß der Fleischmenge zu, um es darin noch gut durchdünsten zu lassen. Zum Schluß gibt man noch etwas saure Sahne oder ein nußgroßes Stück Butter in die Sauce, die durch eine kleingehackte Pfeffergurke noch pikanter gemacht werden kann, wenn keine Sahne genommen wird. All die Zutaten müssen in der Sauce bleiben und gewissermaßen verschmoren. Reichlich Reis wird dazugegeben.

Ein biederes Suppenhuhn läßt sich mit Curry zweifach verwenden. Zunächst wird unter Zugabe von reichlich Suppenkräutern eine gute Brühe davon gekocht. Von dieser stellt man für das Fleischgericht etwa einen halben Liter zurück. Der Suppe gibt man 100 Gramm körnig ausgequollenen Reis zu, das durchgedrückte Fleisch einer Tomate, einige zerkleinerte, in Butter geschwitzte Champignons sowie einen Teelöffel voll Curry, läßt sie noch einmal damit aufkochen und zieht sie dann mit zwei Eigelb ab.

Weiter richten wir, am nächsten Tag vielleicht, das nützliche Tier zu einem ausgezeichneten Currygericht her, zerlegen es in kleine Stücke und braten diese mit etwas Sellerie, einigen Scheibchen Mohrrüben und einer kleinen Zwiebel zu goldgelber Farbe an. Zum Anbraten kann das der Hühnerbrühe entnommene Fett, das bei guten Suppenhühnern — und gute wollen wir nur verwenden — reichlich vorhanden ist, vorteilhaft genommen werden. Nun geben wir die noch vorhandene Hühnerbrühe dazu, lassen noch einmal alles durchdünsten und gießen die Sauce dann durch ein Sieb. 50 Gramm abgehäutete und geriebene Mandeln, unter denen sich ein bis zwei bittere befinden können, auch etwas abgeriebene Zitronenschale, 1 Löffel Mehl und nach Geschmack 1 bis 2 Löffel Curry werden mit der Sauce durchgekocht, die mit einem Eigelb abgezogen, dann über das Huhn und den dazugehörigen Reis gegeben und heiß serviert wird.

Nieren und Leber sind für Curry ebenfalls sehr empfänglich. Die Nieren werden dabei einer Prozedur unterzogen, die man sonst bei Fleisch nicht anwenden soll. Sie werden gewässert, um einen reinen Geschmack zu bekommen. Mit Mehl und Currypulver eingerieben, werden sie in Butter stark gebräunt, mit einigen feingehackten Zwiebeln, etwas Lorbeerblatt, etwas geriebener Zitronenschale und einem feingeschnittenen Apfel oder einer Tomate versehen, mit Fleischbrühe oder mit kochendem Wasser übergossen, so daß sie gut gedeckt und so langsam gar gedämpft sind. Schnelles Kochen macht sie hart. Die Sauce wird durchgegossen, bündig gemacht, nach Geschmack noch mit Curry und etwas saurer Sahne versehen. Den Reis vermischt man noch mit etwas frischer Butter. Leber wird in der gleichen Weise zubereitet, doch nimmt man statt der Fleischbrühe Milch.

Ferner lassen sich Fischgerichte verwenden. Es eignen sich außer Aal und Forellen sowohl die feinen wie die einfachen Fische dazu: Schellfisch, Kabeljau, Rotzungen usw. Der Fisch wird wie gewöhnlich in Salzwasser abgekocht, wenn man den rationelleren Weg des Garens auf dem Rost nicht anwenden kann. Auch können sie in der Pfanne gebraten werden. Folgende Sauce, die auch zu mancherlei anderen Dingen zu verwenden ist, wird dazu bereitet: Zwei bis drei Zwiebeln, eine kleine Mohrrübe, etwas Sellerie und etwas Petersilienwurzel werden in feine Scheiben geschnitten und mit 50 bis 100 Gramm recht mager durchwachsenem Speck, der zunächst ausgelassen wird, geröstet. Dann schwitzt man soviel Mehl damit durch, wie das Fett aufnehmen will, und treibt das Ganze durch ein Sieb. Damit werden etwa zwei Teelöffel voll Curry und etwas Fischwasser gut verkocht und noch etwas Sahne oder ein Stückchen frische Butter dazu gegeben, wenn nötig etwas Salz. Diese Sauce wird über die Fischstücke gegossen oder besonders mit dem Reis gegeben.

Zieht man die Sauce noch mit einigen Eiern ab und nimmt statt des Specks reichlich Butter und einige feingeschnittene Champignons, so dient sie für feinere Fische, zu denen man den Reis dann auch noch mit frischer Butter und etwas Curry versieht.

In Kürze seien auch noch einige Gemüse zum Versuch empfohlen. Sehr gut schmecken weiße Bohnen mit Curry. Um ihren Gehalt voll aufzuschließen, weicht man sie abends ein, um sie andern Tags weich zu kochen. Sie werden dann mit einem Stück recht zarten, mager durchwachsenen Schweinebauch in eine Porzellanbackform gegeben, so daß das Fleisch an der Oberfläche liegt. Aus etwas Butter, Mehl, Milch, einer feingehackten Zwiebel, Salz und der nach Geschmack richtigen Zugabe von Curry kocht man eine schlanke Sauce, genügend, um die Bohnen und das Fleisch ganz damit zu decken. Dann werden sie noch eine halbe bis eine ganze Stunde zu lichter Bräune im Ofen gebacken und in der Schüssel serviert.

Frische Champignons werden mit einer Mischung von frischer Butter, Sahne und etwas Zitronensäure übergossen und langsam gedämpft, dann auf mit Butter und Curry gemischtem Reis gebettet. Diese Beispiele mögen genügen.

Zur Thronbesteigung König Ludwigs.

(Hierzu photogr. Aufnahmen und die Abbildungen auf S. 1982 u. 1983.)

Ein festliches Gewand, wie seit vielen Jahren nicht, hatte Bayerns Hauptstadt angelegt zur Feier des Tags, an dem die Feier der Thronbesteigung des neuen Königs unter Teilnahme der Prinzen, des Hofstaats, der geistlichen und militärischen Würdenträger, ja des ganzen Landes und der begeisterten Bevölkerung vor sich ging. Dichte Scharen umsäumten die geschmückten Straßen der Residenzstadt, die das Königspaar

auf der Fahrt zum Dom, zum Rathaus und schließlich zum Residenzschloß berühren mußte.

Wenn auch am Morgen des Festtags in allen Kirchen der Stadt Gottesdienste abgehalten wurden, so erregte naturgemäß die Auffahrt zum Dom, Münchens berühmter Kirche auf dem Frauenplatz, und die Feier an dieser historischen Stätte, bei der das Herrscherpaar selbst zugegen war, das größte Interesse. Unter dem Donner der Kanonen und dem Läuten der Glocken verließ König Ludwig mit seiner Gemahlin, der Königin Maria Therese, im achtspännigen, prunkvollen Gala-Krönungswagen das Wittelsbacher Palais, um sich unter den Huldigungen der Menge in den Dom zu begeben, an dessen Portal das Königspaar von der Geistlichkeit empfangen wurde. An den Gottesdienst schloß sich unmittelbar die Begrüßung durch die städtischen Behörden vor dem Rathaus an, dessen Balkone und Fenster von einer Kopf an Kopf stehenden Zuschauermenge besetzt waren. Hier erwartete Oberbürgermeister Dr. von Borscht an der Spitze der Mitglieder des städtischen Kollegiums sowie zahlreicher Mitglieder städtischer gemeinnütziger Anstalten und umgeben von vielen Stadtoberhäuptern bayrischer Städte den Festzug, der sich bald unter schmetternden Fanfarenklängen näherte. Als der Galawagen hielt, trat der Oberbürgermeister an den Wagenschlag heran und brachte in einer längeren Ansprache dem Königspaar seine Huldigung dar, die in einem von der begeisterten Menge jubelnd aufgenommenen Hoch auf das Herrscherpaar ausklang. Sichtlich bewegt dankte der König mit einigen herzlichen Worten, während die von einem Reigen junger Mädchengestalten umgebene Enkelin des Oberbürgermeisters der Königin einen prächtigen Strauß weißer Rosen und Maiglöckchen überreichte, den diese mit freundlichem Dank entgegennahm.

Phot. Hoffmann.

Kronprinz Rupprecht von Bayern (1) und Prinz Franz (2).

Am Nachmittag fand in dem großen Thronsaal des Münchner Residenzschlosses, wohin sich das Herrscherpaar vom Rathaus aus begeben hatte, die Landeshuldigung statt. Eine imposante Versammlung war es, die hier des Einzugs des Königs und der Königin wartete. Tausende von elektrischen Flammen warfen ihren Schein auf die Uniformen der Offiziere, auf die reichbetreßten Galaröcke der Herren vom Zivil, ein Funkeln und Blitzen ging von den Epauletten und



Phot. Jaeger & Goergen.

König Ludwig III. und Königin Maria Therese verlassen den Prunkwagen am Portal der Frauenkirche.


phot. R. Sennecke.
Die Enkelin des Oberbürgermeisters
überreicht der Königin einen Blumenstrauß.

Ordensternen aus — wahrlich ein eindrucksvolles Bild. Sämtliche Minister und Hofwürdenträger, die Mitglieder beider Kammern, hohe Offiziere und Staatsbeamte und zahlreiche Abordnungen hatten sich hier eingefunden, als das Königspaar erschien und die Stufen zum Thron emporstieg, vor dem die Krönungsinsignien auf samtnen Kissen ausgebreitet waren. Im Gefolge des Königspaares befanden sich die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses. Die Prinzen, an ihrer Spitze Kronprinz Rupprecht, nahmen zur Linken des Thrones Aufstellung, während die Prinzessinnen zur Rechten ihren Platz hatten. Im Vorüberschreiten verneigten sie sich tief vor dem Herrscherpaar. Nun trat der Präsident der Reichsratskammer, Graf Fugger von Glött, vor den Thron und brachte die Huldigung des Landes dar; er verlas eine Kundgebung, in der er im Namen des Landes dem König und der Königin unverbrüchliche Treue gelobte.

Während am Abend sich die Teilnehmer an der Landeshuldigung im Ballsaal des Residenzschlosses vereinten, wo großer Empfang stattfand, erstrahlte die Stadt in glanzvoller Festbeleuchtung, und noch lange herrschte in den Straßen reges Leben und Treiben einer feiernden Menschenmenge. K. Sch.

Unsere Bilder

Der König von Sachsen in München (Abb. S. 1981). König Friedrich August von Sachsen hat sich unmittelbar nach der Eröffnung des sächsischen Landtags nach Bayern begeben und in München als Erster von den deutschen Fürsten dem König Ludwig von Bayern einen Besuch abgestattet. Bei


Phot. Arster & Co.
Die Leibgarde der Hatschiere im Gefolge des Königspaares.


Phot. W. Hämmer.
Die Einfahrt des Staatsgalawagens in die Residenz.



Phot. Nefter & Co.

Ankunft der bei der Feier mitwirkenden Pagen.

einer aus diesem Anlaß veranstalteten Festtafel tauschten die beiden Monarchen herzliche Trinksprüche aus.

Der deutsche Botschafter in Wien (Abb. S. 1985) Heinrich Leonhard von Tschirschky und Bögendorff feierte am 20. November das Fest der silbernen Hochzeit mit seiner Gemahlin, geb. Baroneß Maria von Stummer-Tavarnok. Herr von Tschirschky, der 1881 in den sächsischen Justizdienst eintrat, bald darauf aber zur Diplomatie überging, bekleidet den Botschafterposten in Wien seit November 1907.

Auf der Balkanhalbinsel (Abb. S. 1984) macht der Friede Fortschritte. Der rumänische Minister des Innern Take Jonescu hat sich in Athen als vortrefflicher Diplomat erwiesen; denn bald nach seiner Ankunft wurde der türkisch-griechische Friedensvertrag, über den die Verhandlungen wiederholt ins Stocken geraten waren, unterzeichnet. Man kann im Interesse der weiteren Gesundung der Verhältnisse nur wünschen, daß nun auch die Internationale Kontrollkommission für Albanien ihre Arbeiten glücklich zu Ende führen möge.

Nobelpreisträger (Porträte S. 1985). Unter denen, die die schwedische Akademie der Wissenschaften in diesem Jahre der Nobelpreise für würdig erachtete, beansprucht besonderes Interesse der indische Schriftsteller Rabindranath Tagore, weil man von ihm bisher in den weitesten Kreisen nichts gewußt hat. Das liegt aber nur daran, daß er eben ein Inder ist, und der indischen Sprache nur wenige kundig sind. Die, die seine Werke kennen, erblicken in ihm einen Dichter von hervorragenden Qualitäten. — Der Physiker Dr. Heike Kamerlingh Onnes, Professor an der Universität Leiden, wurde am 21. September 1853 in Groningen, der Chemiker Dr. Alfred Werner, Professor an der Universität Zürich, am 12. Dezember 1866 in Mülhausen i. E. geboren.

Das Fort Spitzberg (Abb. S. 1988) der im Kreis Frankenstein am Eulengebirge gelegenen früheren Festung Silberberg, hat neuerdings die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Dort ist das vom Kaiser für den Jungdeutschlandbund gestiftete Erholungs- und Uebernachtungsheim errichtet und vor kurzem feierlich eingeweiht worden.

Der Geheime Rat Dr. Ferdinand Lewald (Abb. S. 1986) in Karlsruhe, der Präsident des badischen Verwaltungsgerichtshofes und Vorsitzender des Kompetenzgerichtshofes, ist in den Ruhestand getreten. In Anerkennung seiner langjährigen Dienste erhielt er bei seinem Scheiden aus dem Amt das Großkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen

Die Herzogin von Portland (Abb. S. 1988), geborene Miß Winiford Dallas-York, die als Nachfolgerin der Herzogin von Devonshire zur Oberhofmeisterin der Königin Mary von England ernannt wurde, steht im Alter von 51 Jahren. Die Herzogin, die sehr strengen sittlichen Anschauungen huldigt, ist Vegetarianerin und Abstinenzlerin.

Madame Gallier (Abb. S. 1988), die bekannte französische Fliegerin, hat in diesem Jahr die Coupe Femina errungen. Sie hat in diesen Tagen einen Flug von 290 Kilometer in drei Stunden und dreißig Minuten ausgeführt und damit die Leistung ihrer Vorgängerin Fräulein Dutrieu, die 1911 den gleichen Preis für einen in zwei Stunden und 58 Minuten vollbrachten Flug von 254 Kilometer errang, überboten.

„Der Reiherbusch“ (Abb. S. 1987), ein Schauspiel von Nicodemi, ist die jüngste Novität des Burgtheaters in Wien, ein Stück mit vielen theatralisch wirksamen Szenen, die den Schauspielern Gelegenheit geben, mit ihren Fähigkeiten zu glänzen. Unsere Aufnahme zeigt Frl. Wohlgemuth und Herrn Gerasch, die Träger zweier Hauptrollen.

Personalien (Porträte S. 1986). Sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte am 11. November der Geheime Regierungsrat Professor Adolf Frank in Charlottenburg. Der Gelehrte gilt in wissenschaftlichen Kreisen als der Begründer der deutschen Kaliindustrie. Mit einer Dissertation über dieses Thema erwarb er auch das Doktordiplom, das jetzt von der Göttinger Universität erneuert wurde. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit ist Frank auch als Stadtverordneter in der Charlottenburger Stadtverwaltung eifrig tätig. — Das achtzigste Lebensjahr vollendete der bekannte Großindustrielle Friedrich Ludwig von Gans in Frankfurt. — Der berühmte italienische Baritonist Mattia Battistini, der sich nach einer über ein Vierteljahrhundert währenden Bühnentätigkeit noch immer im glücklichen Besitz einer der schönsten Stimmen befindet, konzertiert demnächst in Berlin. — Professor Paul Shorley, der in diesem Studienjahr die Rooseveltprofessur an der Berliner Universität innehat, wurde 1857 in Daveport (Jowa) geboren. Er ist Altphilologe und hat seine Studien teilweise in Bonn und Leipzig gemacht. — Der neue Zeremonienmeister der französischen Republik William Martin gilt als sehr befähigter Diplomat. Er war bei den Botschaften in Konstantinopel, Madrid und Petersburg erfolgreich tätig.

Todesfälle (Portr. S. 1986 u. 1988). In Bonn ist am 11. November, 66 Jahre alt, der altkatholische Bischof Demmel gestorben. In Steinweg bei Regensburg geboren, trat er, nachdem er die Rechte studiert hatte, in das dortige Benediktinerkloster ein. Im Jahr 1870 ging er nach Bonn, empfing dort 1875 die Weihe zum Priester, wurde 1879 Pfarrer der altkatholischen Gemeinde in Bonn und 1906 Bischof. — In Larnaka auf der Zypperninsel starb, 85 Jahre alt, der frühere türkische Großwesir Kiamil-Pascha. In ihm verliert das Osmanenreich einen seiner hervorragendsten Staatsmänner und Vorkämpfer für die Schaffung moderner Zustände in der Türkei. 1891, 1895, 1908 und zuletzt 1902 stand er als Großwesir an der Spitze des Staates. Nach der Krisis im Januar dieses Jahres zog er sich ins Privatleben zurück. — Der berühmte Elektrotechniker Sir William Preece ist fast 80jährig in London gestorben. Nachdem er zunächst als Zivilingenieur tätig gewesen war, trat er in den Staatsdienst über. Preece ist eine große Zahl wertvoller Erfindungen auf dem Gebiet des Telegraphen- und Telephonwesens zu danken.

Die Toten der Woche

Bischof Joseph Demmel, † in Godesberg am Rhein am 12. November im Alter von 67 Jahren (Portr. S. 1986).

Kiamil-Pascha, ehem. türkischer Großwesir, † in Larnaka (Zypern) am 14. November, 85 Jahre alt (Portr. S. 1986).

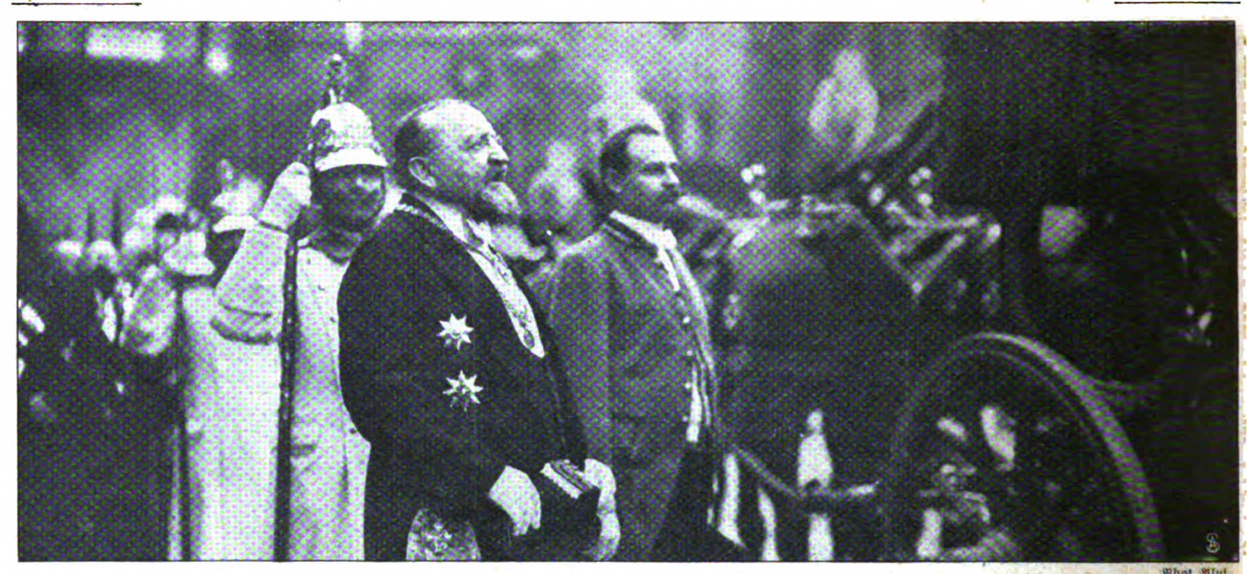
Wilhelm Freiherr von Minningerode, ehem. Abgeordneter, † in Gries bei Bozen am 10. November im 73. Lebensjahr.

Geh. Justizrat E. A. Müller, † in Gotha am 11. November im Alter von 82 Jahren

Phot. Kester & Co.

König Friedrich August III. von Sachsen verläßt mit dem Gesandten Frhr. v. Friesen die sächsische Gesandtschaft in München.

Der erste Monarchenbesuch bei dem neuen König von Bayern.



Der Münchner Oberbürgermeister von Borscht begrüßt den König vor dem Rathaus.

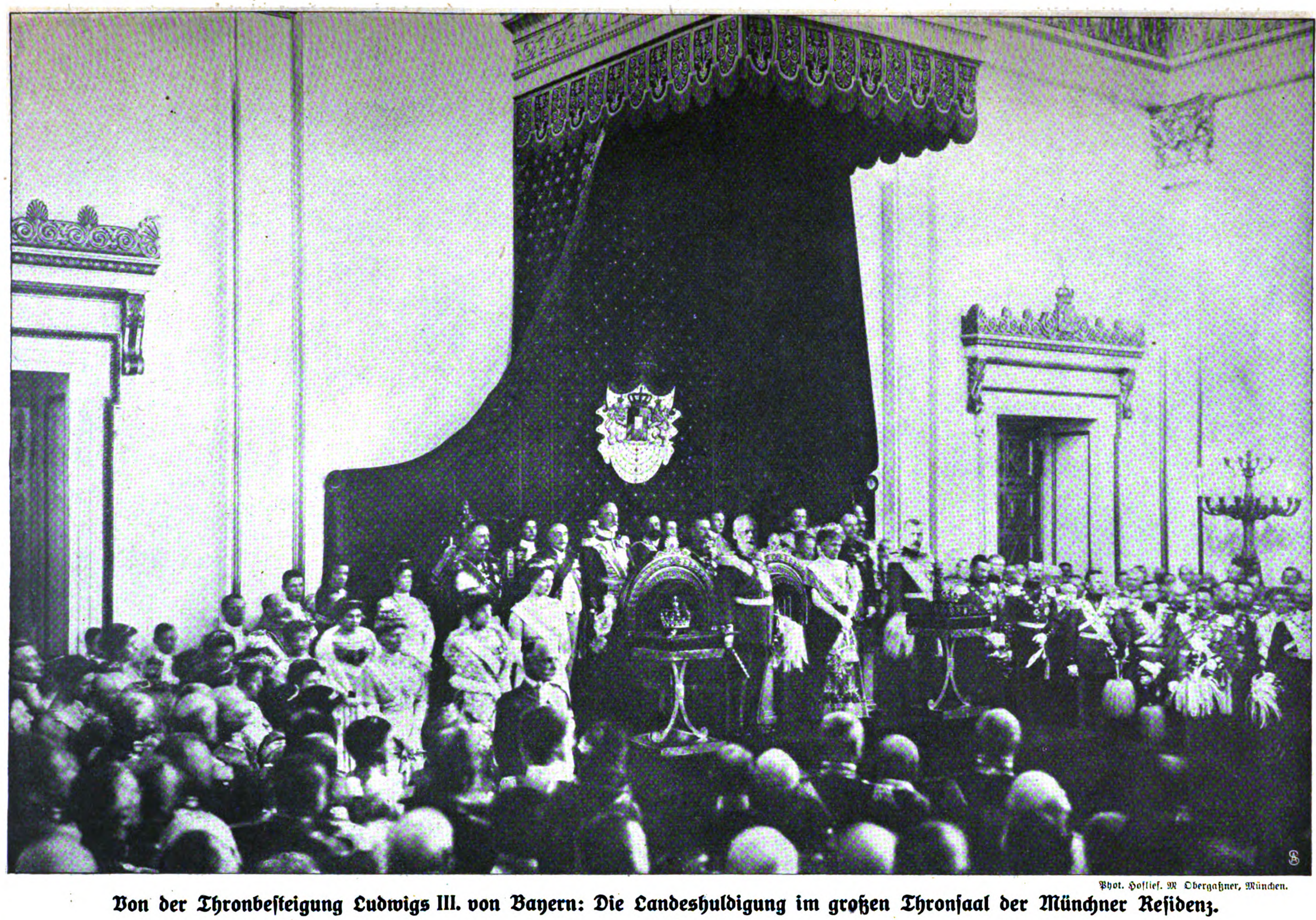
Phot. Aluf.

Ankunft des festlichen Zuges vor dem Rathaus in München.

Phot. Hoffmann.

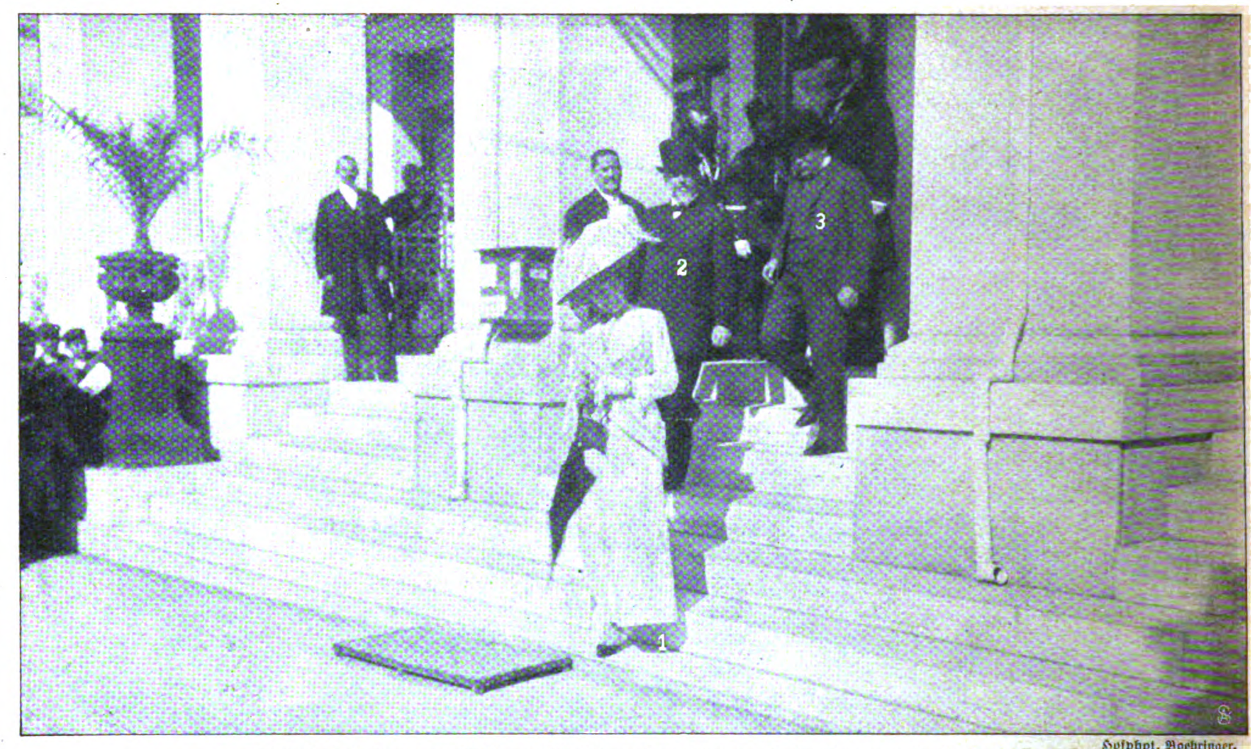
Die Feier der Thronbesteigung König Ludwigs III. von Bayern.





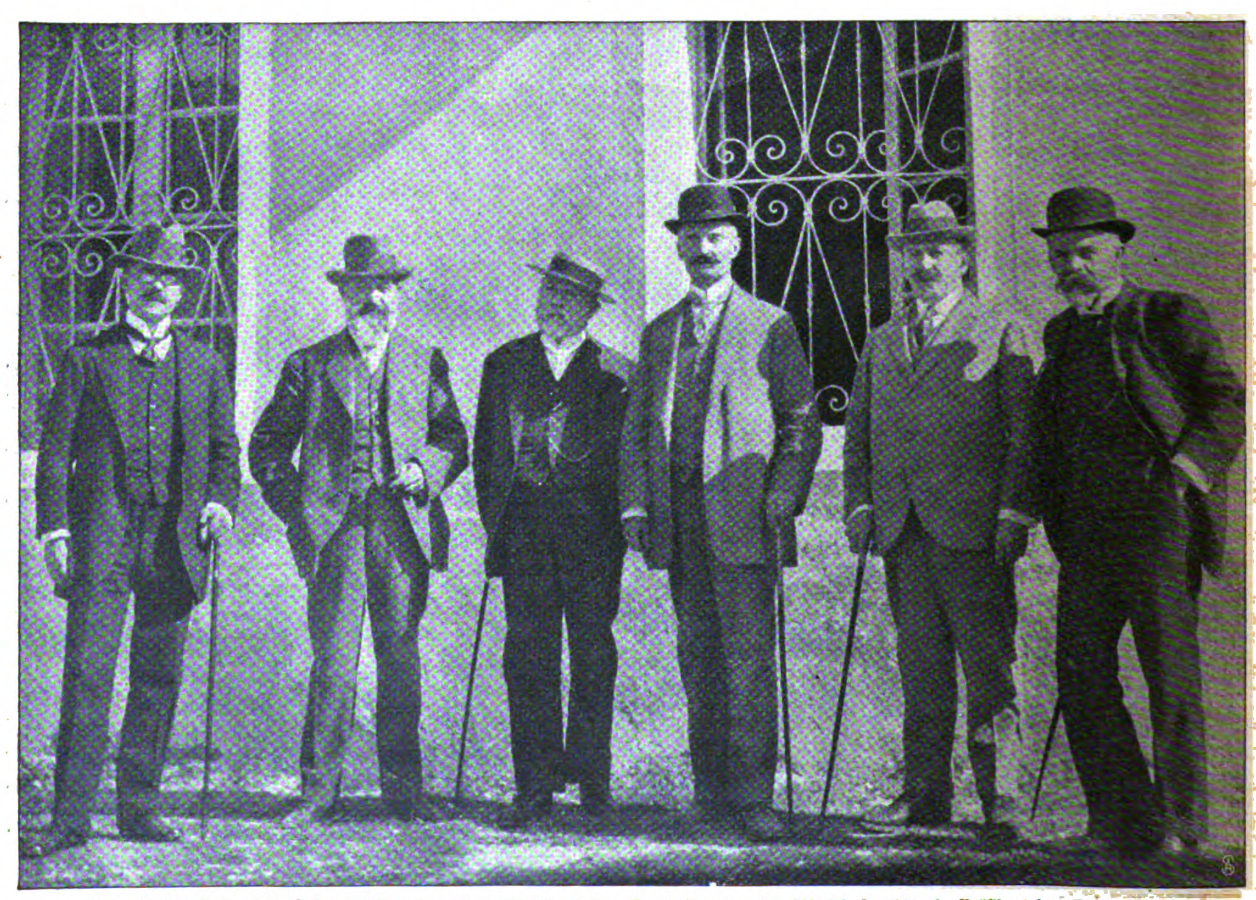
Phot. Hoflief. M. Obergaßner, München.

Von der Thronbesteigung Ludwigs III. von Bayern: Die Landeshuldigung im großen Thronsaal der Münchner Residenz.



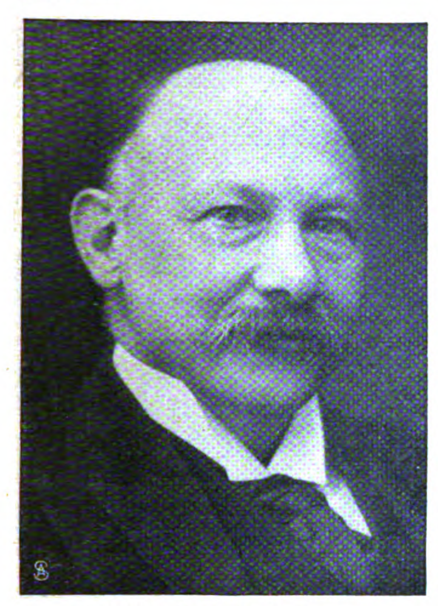
Hofphot. Boehringer.

Der Besuch des rumänischen Ministers des Innern Take Jonescu in Athen.
1. Frau Jonescu. 2. Griechischer Ministerpräsident Venizelos. 3. Take Jonescu.

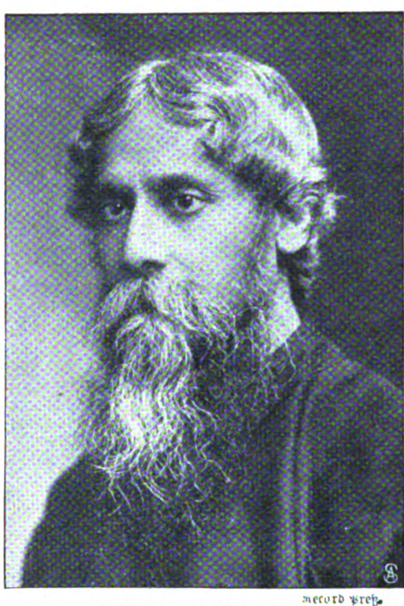


Von links: Petrowitsch, Oesterreich-Ungarn. Krajewski, Frankreich Leoni, Italien. Dr. Winckel, Deutschland (Präsident der Kommission). Petraiew, Rußland. Lamb, Großbritannien.

Die zum Zweck der staatlichen Organisation in Albanien tätige internationale Kontrollkommission.



Professor Kamerlingh Onnes,
Leiden, Physik.



Record Preß.

Rabindranath Tagore,
Indien, Literatur.



Anton Krenn.

Professor Dr. Alfred Werner,
Zürich, Chemie.

Diesjährige Nobelpreisträger.

Hofphot. Lechner (W. Müller.)

Der deutsche Botschafter in Wien von Tschirschky und Bögendorff und Gemahlin feierten ihre silberne Hochzeit.




Phot. Volz.

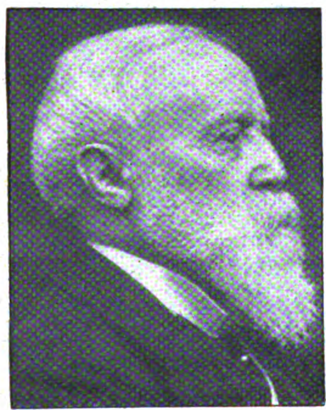
Joseph Demmel, Bonn †
Bischof des altkath. Deutschlands.



Kiamil-Pascha †
der frühere türkische Großwesir.


Deutsche Ill. Gesellschaft.

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Frank,
Charlottenburg, feierte sein 50jähr. Doktorjubiläum.


Hofphot. Voigt.

Friedrich Ludwig von Gans,
Frankfurt, bekannter Großindustrieller, wurde 80 Jahre.


Phot. Harlingue.

William Martin,
der neue Zeremonienmeister der franz. Republik.


Hofphot. Gebr. Hirsch.

Dr. Ferdinand Lewald,
Karlsruhe, Präsident des bad. Verwaltungsgerichtshofes, trat in den Ruhestand.



Mr. Paul Shorley,
der diesjährige Austauschprofessor für Berlin.

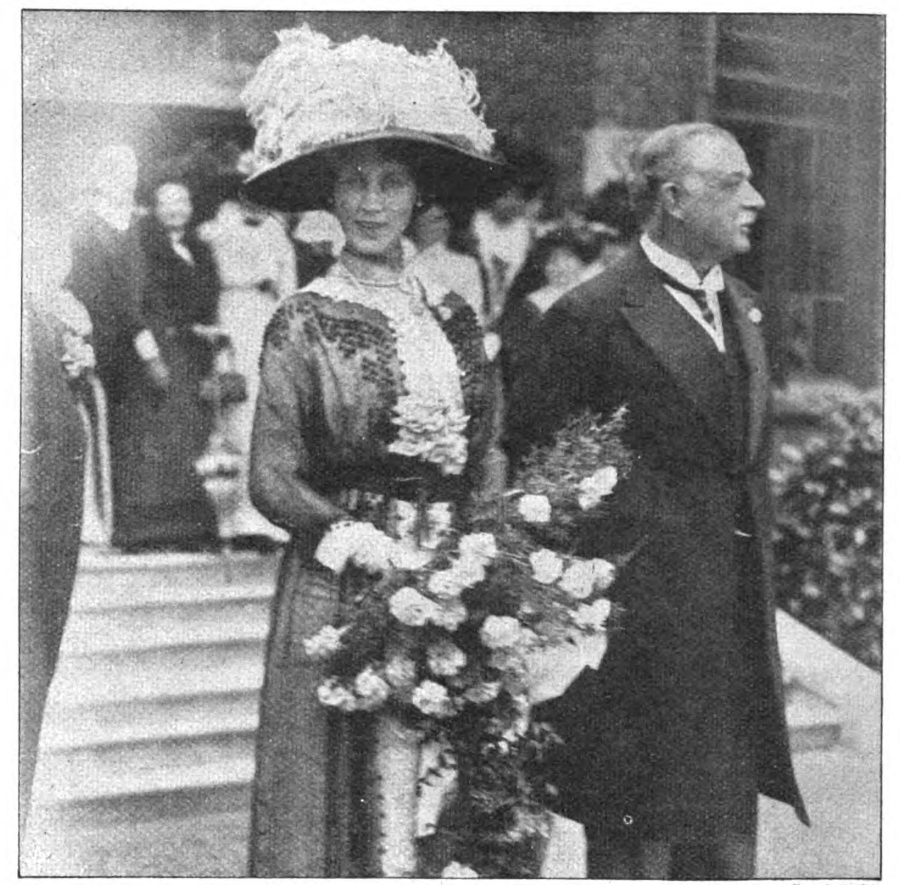


Mattia Battistini,
berühmter Sänger, konzertiert in Berlin.

Prof. Stelzer.

Herr Alfred Gerasch als Herzog von Saint Servan und Frl. Else Wohlgemuth als Suzanne Leblanc.

Von der Uraufführung von Danio Nicodemis „Der Reiherbusch“ im Wiener Burgtheater.



Record Preß.

Herzogin und Herzog von Portland.
Die Herzogin wurde zur Oberhofmeisterin der Königin von England ernannt.



Record Preß.

William Preece †
Erfinder der drahtlosen Telegraphie.



Phot. Rol.

Madame Gallier,
Paris, bewarb sich erfolgreich um den Femina-Fliegerinnen-Preis.



Phot. Schuhmacher.

Die Einweihung des Jungdeutschlandheims auf Fort Spitzberg bei Silberberg.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

11. Fortsetzung.

Gerda und Hete hatten einen Spaziergang durch die Anlagen gemacht, da Georg Röbbeln auf zwei Tage mit seinem Vater verreist war.

Die Morgensonne lag so still über den Bäumen, Sträuchern und Rasenflächen. Der Frieden dieses Morgens stimmte sie beide melancholisch, obwohl die Vögel in den Bäumen sangen und lustig hin und her flogen und die Blumen und Blüten in voller Pracht standen.

Sie hatten ein paar Tage der Unruhe und Feste hinter sich. Nun kam der Gegenschlag, und eine Ermüdung stellte sich ein, die sie trübe stimmte.

Sie waren still nebeneinander hingegangen und hatten sich in der Sonne auf einer Bank niedergelassen und vor sich hingeträumt. Das tat gut, dieses Ausruhen. Aber die erregten Nerven zitterten nach und fanden sich in dieser tiefen Ruhe nicht zurecht.

Plötzlich sagte Hete: „Nun haben wir seit gestern mittag nichts von Widding gehört. Es scheint noch immer nicht besser zu sein."

„Der Doktor Grieber meinte, es sei schlimm, daß er noch immer nicht zum Bewußtsein gekommen ist, heute müsse er endlich erwachen. Ich mache mir solche Sorge um ihn."

„Wir wollen am Krankenheim vorbeigehen und fragen."

„Selbstverständlich. Das müssen wir, da Georg nicht da ist. Telephonisch erfahren wir ja nur, daß sich nichts geändert hat. Da ist man so klug wie zuvor."

„Komm, Gerda, dann wollen wir gehen!"

Und sie machten sich auf den Weg zu dem Sanatorium, wo Widding untergebracht war.

„Merkwürdig, daß seine Mutter nicht bei ihm ist."

„Aber man hat der alten Frau ja berichtet, daß gar keine Gefahr sei, und so ist sie nicht gekommen."

„Es ist doch traurig, wenn man so keinen Menschen hat, der sich um einen kümmert."

„Deshalb müssen w i r es tun. Wir sind schließlich die Nächsten dazu."

„Tun wir ja auch. Mehr können wir schließlich nicht, als uns alle Tage erkundigen, oft mehrmals."

„Das ist das wenigste, was wir tun können."

Sie traten in den Garten des Sanatoriums, und die Pförtnerin ließ sie in das Vestibül und bat, einen Augenblick zu warten. Es handele sich um eine Neuaufnahme, und sie stehe ihnen gleich zur Verfügung, sie wolle die Schwester rufen lassen, die Herrn von Widding pflegte.

Da standen sie nun wie verloren in dem halbhellen Raum, der ganz erfüllt war mit dem leichten Geruch der Desinfektionsmittel.

Zuweilen ging ein Arzt an ihnen vorbei und musterte neugierig fragend die beiden schlanken Mädchen, aber er traute sich nicht, sie anzusprechen und zu fragen, was ihr Begehr war.

Dann kam die Oberschwester. Mit der hatten sie schon zweimal gesprochen. Sie hatte ihnen jedesmal Auskunft gegeben, und sie kam lächelnd auf sie zu und begrüßte sie.

Sie hatte heute noch nichts von Herrn von Widding gehört. Aber er war auf dem Weg der Besserung. Er hatte schon die Augen aufgeschlagen, aber noch niemand erkannt. Es ging zur Genesung.

Seit gestern hatte er eine andere Schwester, die wollte sie gerade aufsuchen. Vielleicht, daß die Damen ihr folgten.

Das taten sie denn und schritten hinter ihr die breite Steintreppe hinauf und warteten vor der Tür, in der die Oberschwester verschwand.

Sie kam wieder und winkte sie heran, und die junge Schwester berichtete, daß die Nacht sehr gut gewesen sei, aber jetzt sei der Kranke unruhig. Er bewege sich oft, und sie erwarte jeden Augenblick, daß das Bewußtsein wiederkehren würde.

Hete sah neugierig nach dem Zimmer, während die Oberschwester einen Augenblick abgerufen war. „Wenn die Damen Herrn von Widding vielleicht sehen wollen?"

Bei diesen Worten hatte die Schwester den Schirm zur Seite geschoben, der die Tür gegen Zugluft deckte.

Einen raschen Blick wechselten Gerda und Hete miteinander, dann traten sie ein, denn Gerda hatte unterwegs ein paar Blumen gekauft, die sie ihm bringen wollte, und die sie ihm nun selbst hineintrug.

Er lag da, das blasse Gesicht auf den weißen Kissen, und Hete trat mutig näher.

Leise sagte die Krankenschwester, als ob er es hören und dann aufmerken könne: „Heut hat er zum erstenmal gesprochen, aber es war nicht zu verstehen, was. Nur einen Namen glaube ich gehört zu haben."

„Einen Namen?"

„Ja, ich glaube: Gerda. Er hat es ein paarmal gerufen."

Sie schwiegen beide, aber Gerda trat näher heran, um die Blumen auf das Tischchen zu legen, und da, unwillkürlich beugte sie sich ein wenig über ihn und fuhr über seine Hand, die kraftlos auf der Decke lag.

Aber diese Hand bewegte sich, und einen Augenblick ließ sie ihm ihre Finger, aber sie wollte sich rasch zurückziehen, denn er bewegte den Kopf, und plötzlich sah sie seine Augen auf sich gerichtet, und leise sagte er, wie voller Staunen: „Gerda!" . . .

Dann schlossen sich seine Augen wieder, er sank zurück, und ein Lächeln lag auf seinem Gesicht, während sie ihm die Blumen aufs Lager legte und sich auf den Zehenspitzen rasch zurückzog.

Die Schwester hatte nichts gesehen und gehört. Sie hatte gerade ein Glas fortgestellt und begleitete die Damen nun an die Tür, wo sie ihnen leise Adieu sagte.

„Ich glaube, Herr von Widding wird bald zum Bewußtsein kommen. Soll ich ihm sagen, daß die Damen hier waren?"

„Ach bitte, Schwester, nicht! Sagen Sie nichts davon, es ist besser so."

„Ganz wie Sie wünschen. Ich dachte nur, daß es den Kranken gefreut hätte."

„Wir kommen wieder, wenn es ihm besser geht."

Die Schwester neigte den Kopf, und sie gingen rasch die Treppe hinunter.

Vor dem Haus blieb Hete stehen und sagte ganz leise: „Siehst du!" . . .

Gerda schwieg, und als sie weiter waren, mitten im hellen Sonnenschein, fragte Hete: „Glaubst du, daß er uns erkannt hat?"

„Ich weiß nicht, wohl kaum."

Nach einer ganzen Weile fragte Hete: „Wirst du Georg sagen, daß wir hier waren?"

„Gewiß!"

„Auch daß wir bei Fritz Widding im Zimmer waren?"

Gerda zuckte die Schultern. Dann sagte sie: „Was ist dabei?"

„Nun, ich würde es Mama lieber nicht sagen und auch Georg nicht. Wozu, Gerda?"

„Du kannst recht haben. Wozu?" . . .

„Ich sage nichts, Gerda."

„Gut. Wir werden ja sehen."

Dann sprachen sie nicht mehr davon, aber sie sahen noch immer das blasse Gesicht Widdings vor sich, mit den leichten Kratzern auf den Wangen und dem schmalen, weißen Linnenstreifen, der seine Stirn umwand und sein Gesicht so scharf heraushob. Seltsam war der leicht sprossende Flaum am Kinn, der ihm etwas Fremdes und doch so Jünglinghaftes verlieh.

Wie er sich ein wenig aufgerichtet und sie angesehen hatte!

Seltsam, als die Augen sich so plötzlich aufschlugen, ganz unerwartet. Sie hatte gar nicht daran gedacht, als ihre Finger wie zum Gruß über seine Hand geglitten waren, die dann nach der ihren griff, als wollte sie sie nicht wieder loslassen. Aber das Erkennen, daß sie an seinem Lager stand, hatte den Griff gleich wieder gelöst; und sie hatte sich frei machen können und war zurückgetreten.

Hete hatte recht, daß man besser hiervon nichts sprach, höchstens, daß sie einen Blick in das Zimmer geworfen hatten. Das konnte man zugestehen, und dabei war nichts zu finden.

Der Zufall hatte es so mit sich gebracht, daß sie einen Blick auf ihn hatten werfen können. Das genügte.

* * *

Am Nachmittag erfuhren sie, daß Widding aus seiner Betäubung erwacht war. Er war zwei Stunden wach gewesen und dann in einen normalen Schlaf verfallen. Die Ärzte sahen darin seine baldige völlige Wiederherstellung.

„Kümmert Euch um den armen Widding, der mir sehr fehlt", schrieb der Oberst. „Ich brauche ihn hier dringend."

Das taten sie denn auch, und eines Tages hörten sie, daß er seine Nachmittage schon im Garten zubrachte, und sie beschlossen, ihn zu besuchen.

Sie beratschlagten, ob sie mit Georg Röbbeln gemeinsam gehen sollten — aber dann riet Hete ab. Wozu? . . . Das war doch nicht das Richtige. Sie wollten vorsprechen, als ob sie noch nichts wußten.

Die Schwester sagte ihnen gleich, daß sie Herrn von Widding im Garten finden würden, und sie gingen dorthin.

Unter einem Fliederbusch fanden sie ihn in einem bequemen Stuhl sitzen, Zeitungsblätter auf den Knien. Er wollte aufstehen und ihnen entgegenkommen, aber sie eilten rasch auf ihn zu und zwangen ihn, sich wieder zu setzen, was er lächelnd tat.

Er hatte Gerdas Hand ergriffen und sagte: „Kommt mein alter Kamerad mich besuchen?"

Sie nickte nur und konnte nicht gleich sprechen bei dem warmen Ton seiner Stimme. Dann blickte er auf Hete und faßte auch nach ihrer Hand, und einen Augenblick saß er so und hielt die Hände der beiden Mädchen, die ihre Augen auf ihn gerichtet hatten, und sah von einer zur andern, als wolle er sie vergleichen.

Dann sagte er: „Es hat doch hinterher seine großen Annehmlichkeiten, wenn man krank gewesen ist. Sonst würde mir das Glück gewiß nicht zuteil, daß Sie beide mich besuchen."

„Wie geht es Ihnen denn jetzt?"

„Danke, gut! Zuweilen noch ein leichter Schmerz im Schädel, so ein Brummen, aber auch das soll vorübergehen. Der ist doch härter, als man meint. Der Doktor sagt, es sei von einem Hufschlag, an den ich sicher hätte glauben müssen, wenn er um Fingerbreite tiefer gegangen wäre. Na also — aber nun sind wir dem Leben wiedergegeben."

Plötzlich fühlte Gerda, wie seine Blicke auf ihrer linken Hand hängenblieben, und ein Schatten flog über sein Gesicht. Der kleine, goldene Reif blitzte gar so hell in der Sonne.

Er sah zu ihr auf und wollte sie fragen, ob sie neulich bei ihm gewesen war, oder ob er das nur geträumt hatte. Die Schwester wußte von nichts, denn die Aushilfschwester war auf Pflege nach auswärts gegangen. Aber er traute sich nicht, die Frage zu stellen, weil Hete daneben stand. Sicher hatten ihm das nur seine Träume vorgegaukelt, daß sich Gerda über ihn gebeugt hatte.

„Wie Sie mich verwöhnt haben", sagte er nur. „All die Blumen, schon als ich nichts davon gesehen habe. Es ist schön, wenn man jemand hat, der ein wenig Freundschaft für einen hegt."

„Ihre Mutter ist gekommen?"

„Ja, aber jetzt schläft sie. Sie hat die vergangene ganze Nacht an meinem Bett gesessen, obgleich das höchst überflüssig war. Aber sie wollte es sich nicht nehmen lassen, nachdem sie furchtbar gescholten hat, weil niemand ihr den wahren Sachverhalt mitgeteilt. Nun hat sie sich hinlegen müssen. Das war doch zu viel für sie."

„Wir müssen sie kennen lernen", sagte Hete eifrig

„Sollen Sie auch, mein Fräulein."

Und er lächelte ihr zu, erhob sich, und auf den Stock sich stützend, ging er langsam mit ihnen bis zur Gartenpforte.

Hete sah ihre Schwester einen Augenblick an, dann, da Gerda nicht begriff, sagte sie selbst: „Stützen Sie sich doch auf mich, Herr von Widding."

Er lachte und legte gehorsam seine Hand leicht auf Hetes Arm.

So ging er neben ihr hin.

„Wie ein Invalide, der im Krieg verwundet ist, nicht wahr?" fragte er. „Und nun von einer Johanniterschwester gepflegt wird."

„Ich mache ganz gewiß einen Kursus durch", sagte Hete eifrig.

„Ja, ganz so, mit der Binde um die Stirn", sagte Gerda. „Der grüne Rasen ist auch ein Kampfplatz."

„Und ich bin der Unterlegene."

„Sie haben ja schon wieder die Sportzeitungen vor!"

„Glauben Sie etwa, nun würde ich mich zurückziehen? Was denken Sie, wie eifrig Black Head für mich tätig ist. Ich muß doch sorgen, daß seine Beine nicht einrosten. Der muß laufen und Geld einbringen."

„Oh, seit wann sind Sie so für Geld?" fragte Hete.

„Seit wann?"

Einen Augenblick sah er wie sinnend vor sich hin. Er konnte ihr nicht gut sagen, seit wann er dem Geld so große Wichtigkeit beilegte. Seit dem Tag, da Gerda, der sicheren Zukunft wegen, sich den goldenen Ring hatte anstecken lassen.

Sie fühlten, daß er dies dachte, und eine tiefe Stille trat zwischen ihnen ein, daß sie alle drei stehenblieben, sich ansahen und dann, wie in Verlegenheit, wieder langsam weitergingen.

Weshalb hatte Hete auch diese Frage gestellt, die nun keine Antwort fand.

Rasch fragte Widding jetzt: „Werde ich Sie bald wiedersehen?"

„Ja," sagte Hete, „aber das nächstemal kommen wir mit Georg her."

„Freilich", nickte er ein wenig traurig. „Grüßen Sie Herrn von Röbbeln. Ich weiß, daß er oft hier gewesen ist. Ich vergesse ihm den Freundschaftsdienst nicht. Er soll recht bald kommen."

Dann nahmen sie Abschied, und trotzdem sie ihm rieten, in seinen Stuhl zurückzukehren, und ihn hingeleiten wollten, lehnte er es energisch ab, blieb am Gitter winkend stehen und sah ihnen nach, wie sie schlank und jugendfrisch in ihren hellen Gewändern dahinschritten, an der Straßenbiegung noch einmal stehenblieben, sich umkehrten und ihm einen letzten Gruß zuwinkten.

Langsam ging er auf seinen Platz zurück.

Der Garten lag in der vollen Morgensonne, und doch schien ihm, als sei es dunkler um ihn geworden, soviel Licht hatten die beiden Mädchen ihm mit ihrem Besuch gebracht.

Er gönnte Gerda das Glück, das ihr bevorstand, aber weh tat es doch, und deutlich standen die Augenblicke wieder vor ihm, kurz vor seinem Sturz.

Er hatte nur die Tribüne vor sich gesehen, wo er sie sitzen wußte, neben Georg Röbbeln. Er hatte da hingestarrt, als ob es möglich sei, unter all den tausend Menschen dieses einzige Gesicht herauszufinden.

An die Hürde, auf die sie zugaloppierten, hatte er nicht gedacht, hatte ganz vergessen, um was es sich für ihn handelte, weil seine Gedanken sich einzig mit Gerda beschäftigten.

Sein Leben hatte ja außer dem Dienst nicht viel, womit er sich befassen konnte. Black Head schien ihm mit Gerda eng verknüpft zu sein, da sie die Erste gewesen war, die ihn ermutigt hatte. Jetzt in seiner Genesung war sie wieder die Hauptperson.

Ganz verloren hatte er sie also doch nicht; und er konnte die Zeit nicht erwarten, daß sie wiederkam, wenn auch mit dem andern, der sie ihm für alle Zeit genommen hatte.

Was tat es? Da es sich nun einmal nicht ändern ließ. Wenn er sie nur noch ein wenig hatte und nicht ganz verlor. So wollte er sich jedenfalls ihre Freundschaft retten. —

Aber sie fanden den alten Ton nicht wieder, der einst zwischen ihnen geherrscht hatte. Die Gegenwart Georg Röbbelns störte sie, lag schwer auf ihnen und beeinflußte jedes Wort, das sie sprachen.

Eines Tags holten sie ihn ab und machten mit ihm eine Fahrt durch das Nerotal, hinauf in den Wald. Dort sollte er ein wenig im Wald spazierengehen. Alles prangte in saftigem Grün, die Bäume gaben kühlen Schatten, und sie gingen plaudernd nebeneinander, aber bald hatten sie sich gesondert, und Gerda ging mit Georg voraus, während er mit Hete und ihrer Mutter folgte.

So sah er sie wenigstens immer vor sich. Aber er sah auch, wie sie miteinander sprachen; und wie der Mann da vorn als Zeichen, daß er der einstige Besitzer war, schon jetzt seine Hand auf ihren Arm legte und sie führte, wohin es ihm beliebte. Das war ein Anblick, der ihm weh tat.

Er war nun bald gesund und wollte gleich zum Regiment zurück. Seine Mutter war abgereist. Ein paar Tage wollte er noch bei ihr zubringen, dann sollte es zurück ins Joch gehen.

Dann sah er von der ganzen Geschichte nichts mehr, wurde wieder frei und hatte Zeit zu vergessen.

Wahrscheinlich kam Röbbeln in ein anderes Regiment, man würde ihn als Schwiegersohn nicht mit seinem Oberst zusammen lassen — es konnte freilich sein, daß nach den Herbstübungen der Oberst eine Brigade bekam, dann blieb Röbbeln natürlich in Wuthenow.

Sollte er selbst bleiben? Würde er mit der jungen Frau die alte Freundschaft fortsetzen können? Oder war es besser, wenn er sich versetzen ließ?

Er mochte vorläufig nicht vom Regiment fort. Er war zu sehr damit verwachsen, fühlte sich durchaus wohl, und wenn er jetzt Adjutant wurde, dann hatte er eine Stellung, um die ihn jeder beneiden konnte.

Das alles war zu bedenken.

So hörte er kaum auf das Geplauder Hetes, die neben ihm schritt; er gab nur einsilbige Antworten.

„Sind Sie müde?" fragte Hete besorgt.

„Weshalb?"

„Ich dachte. Wir wollen uns einen Augenblick auf diese Bank setzen. Gerda! . . . Gerda! . . ."

Das Paar vor ihnen blieb stehen, aber lagerte sich dort, während Widding mit Hete und der Frau Oberst auf der Bank sich niederließen.

Sie hatte ganz recht. Die leichte Steigung war ihm ungewohnt und strengte ihn an. Er fühlte sein Herz schlagen, und ihm war warm, so daß er dem Augenblick des Ausruhens sich gern hingab.

Er lächelte Hete zu. Zuweilen sah sie jetzt Gerda sehr ähnlich. Jetzt wieder, wie sie ihn ansah, obgleich sie dabei doch so ganz anders war.

In ihren Augen fand er zuweilen den warmen Schein, der ihn bei Gerda zuerst gefangengenommen hatte.

Diesen Blick der Freundschaft fand er nicht mehr bei Gerda, und Hete war kein Ersatz.

Aber er gab sich Mühe, nett zu ihr zu sein, gab Antwort auf all ihre Fragen, und sie kamen in lebhaftes Geplauder, bis die Mutter mahnte, daß man aufbrechen mußte. Sie hatte Durst, und es verlangte sie nach einer Tasse Kaffee. —

Das war sein letztes Zusammensein mit Gerda. Zwei Tage später fuhr er ab und hatte nur einen flüchtigen Augenblick, um Abschied von ihr zu nehmen.

* * *

Der Dienst nahm ihn wieder völlig gefangen, und er hatte gerade in den ersten Tagen vollauf zu tun, daß er für nichts sonst Zeit und Lust hatte, außer daß er häufiger mit seinem Freund Grehlen zusammenkam.

Vor allem mußte er sich wieder einmal nach Black Head umsehen, der inzwischen in Magdeburg gelaufen war und ihm wieder dreitausend Mark erkämpft hatte.

Aber nun sollte er ein wenig pausieren und nicht unter allzu großem Gewicht leiden. Er hatte sich schon eine ganze Reihe kleiner Rennen verschlossen.

„Ja," sagte Mister Walters bedauernd, „ich kann Black die nächsten Wochen nicht herausbringen. Er ist zu scharf angefaßt. Die Ruhe schadet ihm nichts. Für die Internationale ist er noch zu jung. Nächstes Jahr wollen wir darauf zumarschieren, wenn alles gut geht. Übrigens am Dienstag kommen ein paar Pferde von Herrn Leutnant Graf Orlig nach Karlshorst, da kann Black Head mitkommen. Und Herr Oberleutnant könnte ihn dort nach dem Rennen mal arbeiten. Vielleicht, daß Herr Oberleutnant mal mit dem Herrn Grafen spricht?"

„Natürlich machen wir das!"

* * *

Am nächsten Karlshorster Renntag war Widding früh draußen.

Gerade als er in Berlin ankam, ging ein fürchterliches Unwetter los, aber er mußte mit Mister Walters reden, so daß er doch hinausfuhr.

Es war windig und kalt, und auf dem Ersten Platz waren nur die ganz Getreuen zu finden.

Als Ersten sah er gleich den kleinen Doktor, der für seine Praxis nicht viel Zeit haben konnte, denn er kam stets schon mit dem frühesten Zug und hatte auf jedem Rennplatz immer den gleichen Stuhl, um den er gleich seinen Krimstecher schlang, um sofort zu den Pferden zu eilen, deren Form er bis in die Nacht hinein daheim studierte und ausrechnete, um seine fünf Mark zu wagen.

Widding wußte nicht, wie er hieß, aber er sah ihn so oft geschäftig herumlaufen, hatte sich erkundigt und erfahren, daß man ihn Doktor Immerda nannte, weil er selbst beim schlechtesten Wetter nie fehlte.

Dicht dabei stand der kleine polnische Graf Burski, den Havelock um die breiten, allzu hohen Schultern, und warf mit seinen guten, aber meist bissigen Bemerkungen um sich. Er hatte die letzte Zeit wenig Glück mit seinen Pferden, ebensowenig wie Herr v. Schipper, der durch sein Monokel nicht mehr so siegeszuversichtlich in die Welt sah. Ein paar Jahre hatte er fast den gesamten Hindernissport beherrscht. Selbst einst ein bekannter Reiter, hatte er das sicherste Auge, ein Pferd auf Anhieb zu taxieren. Er trainierte seine Gäule selbst mit dem größten Geschick und hatte sich jedes Rennen holen können, das ihm gefiel. Aber seit dem letzten Jahr hatte sich das Blatt gewandt; der Stall Schipper wurde vom Pech geradezu verfolgt. Die besten Chancen gingen in der letzten Minute zum Teufel. Ein so sicherer Springer wie Rumpler war bei einer Expedition nach Paris gestürzt und auf dem Fleck liegengeblieben. Der Crack des Stalles, Dalbello, hatte plötzlich nachgegeben, war aus allen Engagements gestrichen und wie in der Versenkung verschwunden, nachdem er ganz allein das Feld beherrscht hatte und eigentlich ungeschlagen war. Das zweite Eisen, das sie im Feuer hatten, ein Wallach, der in zahllosen kleineren Rennen eine erkleckliche Summe zusammengaloppiert hatte, und mit dem nun der große Schlag geführt werden sollte, zu dem sein Federgewicht ihn prädestinierte, konnte seine Form nicht wiederfinden. Er hatte offenbar schlecht überwintert. Der Stalljockei hatte sich das Schlüsselbein gebrochen, und der Stall, den alle bisher gefürchtet hatten, da Herr von Schipper der erlesenste Manager war, hatte mit einem Mal nichts mehr zu sagen. Kein Tier von Bedeutung wollte sich aus dem Lot herausschälen.

Von all diesen Unglücksfällen, die sich meist im letzten Moment, beim Probegalopp auf der Arbeitsbahn, ereigneten, war Widding noch verschont geblieben. Blacks Beine waren tadellos. —

Dort stand der Besitzer von Arlesia, den Bauch mit der ewig befleckten Weste vorgeschoben, den Hut verstaubt, in der Hand das Programmheft und selbst beim strahlenden Sonnenschein stets mit flatterndem Regenschirm. Kein Mensch hätte diesem Herrn den Besitz von Pferden so geschmeidiger Eleganz zugetraut, wie das Arlesia und ihre Stallgenossen waren, die so gar nicht zu dem Aeußeren ihres Patrons paßten.

Widding ging langsam an den Tribünen vorbei, wohin sich alle Welt geflüchtet hatte.

Vorn in der Mittelloge saß lächelnd der kleine, blonde Graf mit seinem rosigen, lustigen Jungengesicht. Neben ihm seine schlanke Frau, der man es ansah, daß sie sich hier langweilte, daß sie von all diesem Getriebe nichts wissen wollte. Sie saß getreulich auf ihrem Platz, den sie kaum verließ — und harrte geduldig aus, obwohl ihr

die Pferde herzlich gleichgültig waren. Der Graf ließ eine Menge Pferde laufen, seit er den Dienst quittiert hatte, nachdem er seine Vorgesetzten im Übermut geärgert und verulkt hatte, bis er sich endlich ganz seinen Pferden widmete, derentwegen er nun alle Augenblicke in Konflikt mit den anderen Rennstallbesitzern kam, sobald er irgendeinen Verstoß gegen das Reglement zu finden glaubte.

Der kleine Erlenbach stand da, der mit seinem Vogelgesicht suchend herumging, immer ein wenig extravagant gekleidet, der unter der Hand beim Buchmacher Tausende wettete, dessen Rennstall nur dazu diente, um seiner Wettlust zu frönen. Ein überaus geschickter Manager, der heute zehn Pferde abstieß, um nach drei Tagen ein Dutzend neue zu kaufen, der das alles wie ein Börsengeschäft betrieb und trotz gelegentlicher Fehlschläge immer wieder obenauf war, weil er planmäßig vorging, es verstand, die Form der eigenen Pferde geschickt zu verschleiern, und dann in voller Klarheit jede Chance ausnutzte.

Dort hing am Arm einer großen, walkürenhaften Blondine ein Herr, dessen Farben im legitimen Sport oft siegreich waren. Mühselig schleppte er sich an seinem Stock fort, bis er in seiner Loge saß, von der aus er die Walküre, die jedesmal einen anderen riesengroßen Hut auf den gefärbten Haaren trug, zum Toto schickte, wo sie in jedem Rennen ein paar Hunderter verwettete, als sei es wertloses Papier.

Das kleine, graue Männchen dort, unscheinbar neben der mit Schmuck und bunten Farben überladenen Frau, lebte angeblich in Paris, war so sterbenskrank, daß er seine Strafe nicht verbüßen konnte, die noch über ihm schwebte, und war doch auf jedem Rennen, weil er es nicht lassen konnte, Geldgeschäfte zu machen. Er verstand sich auf die Kunst, daß der andere dabei bluten mußte. Manch einer konnte davon erzählen, wenn er wollte.

Seltsame Menschen das alles; und dazwischen die ernsthaften Sportleute, die von Pferden was verstanden. Zwischen all den Buchmachern, Schiebern und Wettern ehrlich für den Sport Interessierte; und wiederum reiche Leute, die ihr Auto auf dem Wagenplatz halten ließen, täglich Hunderte von Mark an Einnahmen hatten und dabei über jedes Zehnmarkstück in jubelndes Entzücken gerieten, das der Zufall ihnen am Toto schenkte, als ob ihr Lebensunterhalt davon abhing. Dann kleine Geschäftsleute, die glaubten, ihre Finanzen aufzubessern, all die ungetreuen Buchhalter und Lehrlinge, die den Griff in die Kasse gewagt hatten und nun glaubten, hier den Ersatz zu finden und alles wieder gutmachen zu können. Die mit zitternden Fingern und blassen Lippen vor den Kassen standen, rechneten und rechneten, immer wieder das Programm vornahmen und suchten, um im letzten Augenblick das fremde Geld schließlich doch auf das falsche Pferd zu setzen, das aussichtslos hinterherlief.

Tausende von Mark an unterschlagenen Geldern wurden hier in den kleinen roten, gelben und weißen Karten angelegt, die wie harmlose Eisenbahnbillette aussahen, und all die Tausende gingen verloren, während die großen Wetter ihre großen Coups viel sicherer landeten, weil sie planmäßig vorgingen und sich auf Außenseiter nicht einließen.

Auf den billigen Plätzen Bierfahrer, Kellner, Hausdiener und feiernde Handwerker, die die Mitleidenschaft gepackt hatte, die einmal selbst dabei sein wollten und dann wieder wochenlang ihr Geld in Zigarrengeschäften, kleinen Kneipen und in die Hände von Winkelbuchmachern trugen, wo sie es nie wiedersahen. Und dazwischen die vielen Frauen, verschlumpt angezogen, die beständig rechneten, und die oft für die ganze Nachbarschaft das Geld in ihrer schmuddeligen Handtasche hier an den Toto brachten.

Das war die üble Kehrseite dieses edelsten Sports, ein Anhängsel, dessen Häßlichkeit man nicht übersehen konnte, auch wenn man noch so sehr die Augen schloß.

Widding selbst wollte noch nicht wieder reiten, zum erstenmal jedenfalls kein Pferd, das er nicht genau kannte. Er hatte zu böse Erfahrungen damit gemacht und wollte das Geschick nicht gleich wieder herausfordern.

Heute war er nur ein Zuschauer wie die anderen.

Das dritte Rennen war ein Verkaufsrennen.

Mister Walters sagte schon vorher: „Herr Oberleutnant, wenn Minus das Rennen nicht macht, dann verstehe ich von Pferden rein gar nichts. Herr Leonhardt will das Pferd abstoßen, weil es einen solch scheußlichen Schweif hat; aber das hat nichts auf sich. Ich kenne das. Die Haare wachsen wieder. Jetzt hat er es in dieses Verkaufsrennen gesteckt. Ich möchte Herrn Oberleutnant bitten, sich den Gaul mal anzusehen."

„Gut, Mister Walters."

Er ging hinüber zum Sattelplatz und fand bald den Fuchswallach, ein kleines Ding, unscheinbar, aber mit hübschen Augen, als sei es ein intelligenter Bursche. Der Schwanz war miserabel und verunstaltete das ganze Tier; lange, dünne Haare, daß man die Wurzel sah, dazu war er nicht kurz geschnitten, sonst hätte er besser ausgesehen.

Aber er ging gut, nur ein wenig unlustig unter dem Jockei, aber wie federnd.

Mister Walters stand neben Widding und sagte leise: „Mit dem möchte ich mal eine richtige Kur durchmachen. Da würde man staunen. Der sicherste Springer, den ich kenne; wäre auch zum Hochsprung zu dressieren, unter leichtem Gewicht."

„Schade, wie das Ding hinten aussieht."

„Könnte man verschönen, daß kein Mensch es merkt."

„Aber, Mister Walters."

„Doch, Herr Oberleutnant, eine Kleinigkeit."

„Ist ja aussichtslos gegen Pferde wie Hanna und Bergfried."

„Nein, Herr Oberleutnant. Ich habe ihn doch oft in der Arbeit gesehen. Er ist mit 2000 eingesetzt; das ist einfach lächerlich."

„Ich werde mir mal den Aufgalopp ansehen."

Widding ging vor, und schon wie Minus absprang, gefiel er ihm. Ueber die Versuchshürde ging er spielend, nicht höher als notwendig, aber mit erstaunlicher Ruhe, als sei überhaupt nichts im Weg.

Der Start war leidlich. Minus wischte über die Hürden, jedesmal vor dem Hindernis wurde er schneller, aber sein Reiter gab ihm nicht die Zügel hin, er saß gerade und steif auf ihm, ohne zu helfen; ein Lehrling, der sich mit dem Pferd nicht auskannte. Die acht Pferde galoppierten, als sollten sie zuschanden gemacht werden. Ein Fuchs ging weit voraus und hatte bald zehn Längen Vorsprung. Die anderen galoppierten wild durcheinander, daß einem das Herz beim Zusehen weh tat. An der Ecke war es mit der Puste des Führenden zu Ende, und sie kamen ihm immer näher. Das einzige Pferd, das überlegen ging, war Bergfried. Aber plötzlich ging Hanna vor. Widding hatte das sichere Gefühl, daß dies der Gewinner sein mußte, aber dann machte sich Minus an die Verfolgung und hatte an der vorletzten Hürde mit den beiden vorderen aufgeschlossen. Einen Augenblick sah es aus, als könne es Bergfried gelingen, auf und davon zu gehen, aber schon war Minus bei ihm, sprang gleichzeitig die letzte Hürde, und da verlor der Lehrling auf Minus mit einem Mal seine steife Haltung, er legte sich vor, es sah aus, als wollte er seinem Pferd etwas ins Ohr sagen, das ausgriff und nun in einem Stil galoppierte, daß es mit einem Rush acht, zehn, zwölf Längen fortzog, während der Reiter von Bergfried sich vergebens mühte, aus seinem Pferd noch etwas herauszuholen. Trotzdem er Peitsche und Sporen gebrauchte, wurde die Entfernung nur immer größer, und „Hoh—hoh—hoh!" tönte es von der Tribüne, weil Minus vorn noch immer galoppierte und sich nicht aufpullen ließ, als gehe das Rennen erst an, als sei der Teufel hinter ihm, und der Sieg sei ihm selbst mit zwanzig Längen noch nicht gewiß.

„Nun?" fragte Mister Walters. „Habe ich recht?"

Widding nickte nur.

„Herr Oberleutnant sollten das Pferd kaufen. Wenn wir es für dreitausend bekommen, ist es gut. Man kann sogar noch sechshundert zulegen."

„Aber, Mister Walters."

„Herr Oberleutnant sollten sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Minus bringt auf der Hürdenbahn im ersten Jahr das Vierfache, mindestens!"

„Wir wollen sehen", sagte Widding und sah auf das Pferd.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinbahnen.

Von Dr.-Ing. Kayser, Köln a. Rh.

Von den Kleinbahnen will ich erzählen. Nicht von den elektrischen Straßenbahnen, die wohl den meisten Lesern bekannt sind, da man sie fast in jeder Stadt findet, sondern von ihrer stilleren Schwester, der Dampf-Kleinbahn, die sich abseits vom Getriebe der großen Städte über das Land fortbewegt. Sie tritt weniger anspruchsvoll auf als ihre ältere Schwester, die Staatsbahn, und als ihre jüngere, die Straßenbahn, ja ihr bescheidenes Wesen hat manchen zu der Ansicht verleitet, daß es sich hier um eine etwas rückständige Einrichtung handelt, die in ihrer Bescheidenheit Anlaß geben muß, über das „Lokal-Bähnchen" die Schale des Spottes auszugießen. Kennen wir doch alle die Scherze über die geringe Geschwindigkeit und primitiven Einrichtungen der Lokalbahnen, die eine Zeitlang einen stehenden Teil der Witzblätter bildeten. Und doch steckt ein gesunder Kern in diesen einfachen Eisenbahnen, und bei näherer Betrachtung werden wir sehen, daß sie für unsere Landbevölkerung eine außerordentlich wichtige Aufgabe zu erfüllen haben, wobei noch besonders zu betonen ist, daß die bescheidene Schwester, im Gegensatz zu ihrer älteren und jüngeren Schwester, ihre Aufgabe meist noch gegen einen äußerst kärglichen Lohn ausführt, bei dem sie nicht einmal ihr Leben fristen kann, ohne auf fremde Unterstützung angewiesen zu sein.

Abseits von den großen Verkehrstraßen, dort, wo die geringe Bevölkerungsdichte nur einen geringen Verkehr aufkommen läßt, sucht die Kleinbahn ihr Tätigkeitsfeld. Mit geringer Geschwindigkeit zieht sie dahin, friedlich läßt sie, wenn sie sich einem Dorf nähert, ihr Glöcklein ertönen, und die Dorfbewohner freuen sich, wenn sie erscheint, denn allzuhäufig kommt sie nicht. Darin genießt die Kleinbahn unbedingt den Vorzug vor ihren Geschwistern, daß zwischen ihr und den Menschen noch ein innigeres, man könnte sagen vertrauliches Verhältnis besteht.

Wenn man unser Eisenbahnnetz näher betrachtet, so wird man bald bemerken, daß die Kleinbahnen eine Ergänzung der Vollbahnen bilden, deren großmaschiges Netz durch jene in engere Maschen geteilt wird. Schon

hieraus ergibt sich, daß die Kleinbahnen im wesentlichen jünger sind als die Vollbahnen, und in der Tat setzte die Entwicklung der Kleinbahn erst in den letzten Jahrzehnten ein, als das große Netz der Vollbahnen in der Hauptsache bereits ausgebaut war. Nicht so rasch und kühn wie die Straßenbahnen, die nur auf die technische Durchbildung der elektrischen Zugförderung gewartet zu haben schienen, um sich in einer alles Dagewesene überbietenden Weise binnen kaum zwei Jahrzehnten zur Großmacht des Verkehrs, die in Deutschland heute bereits in der Zahl der beförderten Fahrgäste alle Vollbahnen zusammengenommen überflügelt hat, zu entwickeln, sondern in ruhigerem und gleichmäßigerem Tempo wuchsen die Kleinbahnen heran. In Deutschland wie in anderen Kulturländern sind sie heute zu einem recht ansehnlichen Faktor in der Verkehrsbewältigung geworden. Hierzu wollen wir die Zahlen der Statistik reden lassen.

In Deutschland besitzen die Kleinbahnen nach der letzten Statistik eine Bahnlänge von rund 11,000 Kilometer, während die Vollbahnen — Hauptbahnen und Nebenbahnen — eine Länge von rund 60,000 Kilometer aufweisen. Diesem Verhältnis der beiderseitigen Bahnlängen (1 : 5.5) entspricht nicht die Zahl der beförderten Fahrgäste, vielmehr können die Kleinbahnen nur über etwa ein Zehntel der Fahrgästezahl der Vollbahnen verfügen. Verhältnismäßig umfangreich ist das Kleinbahnnetz in Belgien, dort sind etwa 4000 Kilometer in Betrieb, also im Verhältnis zur Einwohnerzahl und Größe des Landes erheblich mehr als in Deutschland, denn in Deutschland entfallen auf 1000 Quadratkilometer Bodenfläche etwa 21 Kilometer Kleinbahnen — in Dänemark etwa 8 Kilometer — dagegen in Belgien beinah 140 Kilometer. Auf 10,000 Einwohner kommen in Belgien annähernd 6.0 Kilometer Kleinbahn, in Preußen ungefähr 2.4 Kilometer. In dem kleinen Belgien sind allein rund 350 Millionen Frank in Kleinbahnen angelegt, die eine Jahreseinnahme von rund 27 Millionen Frank erbringen.

Welches ist nun die Aufgabe und der Zweck der Kleinbahnen? Wir haben schon erwähnt, daß sie eine Ergänzung der Vollbahnen bilden, daß also dort, wo die wirtschaftlichen Voraussetzungen zum Bau von Vollbahnen fehlen, die Kleinbahn einspringen muß. Die Begründung ist nicht schwer zu finden. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Vollbahnen ein erheblich größeres Anlagekapital beanspruchen als die Kleinbahnen. Sind sie doch gezwungen, die Gleise abseits der Straße durchweg auf eignen Bahnkörper zu legen, enge Kurven und starke Steigungen zu vermeiden, also vor Erdbewegungen, Dämmen und Einschnitten, Brücken und Tunnels, nicht zurückzuschrecken, große Bahnhofsanlagen mit Bahnhofsgebäuden zu errichten, schwere Lokomotiven und Wagen zu beschaffen und dergleichen. Alle diese Bedingungen bestehen für die Kleinbahn nicht. Sie darf sich auf der Straße bewegen, durch Kurven mit kleinem Halbmesser fahren, starke Steigungen überwinden, kurzum, sich dem Gelände möglichst anpassen. Auf Bahnhöfe und Bahnhofsanlagen kann sie, wo der Umfang des Verkehrs es nicht notwendig macht, verzichten, sie begnügt sich mit geringerer Fahrgeschwindigkeit, daher mit schwächeren Lokomotiven und leichteren Wagen. Das Baukapital, das die Kleinbahn erfordert, ist somit, auf das Kilometer Bahnlänge umgerechnet, wie auch die Statistik bestätigt, bedeutend geringer als das der Vollbahn. Die Folge ist, daß die Kleinbahnen geringere kilometrische Einnahmen erfordern, um die Betriebskosten zu bestreiten und das Baukapital zu verzinsen, sie sind also in verkehrsschwächeren Gegenden lebensfähig.

In der Anfangzeit der Kleinbahnen ging man allerdings in dem Bestreben, die Bahnen einfach und billig zu bauen, um sie trotz der geringen Einnahmen lebensfähig zu machen, teilweise zu weit. Man konnte damals wohl auch noch nicht ahnen, welche Entwicklung die von den Kleinbahnen durchzogenen Landstriche inzwischen genommen haben, namentlich wenn sich, wie dies besonders in letzter Zeit häufig geschieht, die Industrie das flache Land zur Besiedlung aussucht, oder wenn in der Nähe der Kleinbahn Bodenschätze neu ausgebeutet werden oder die Anlage von Schiffahrtskanälen Zubringelinien erfordern und dergleichen. Kurzum, an vielen Stellen zeigte es sich, daß der billige Bau der Bahn ihre Entwicklung hemmte, da die Bahn nicht leistungsfähig genug war. Diese Bemerkung bezieht sich in vielen Fällen besonders auf die Wahl der Spurweite (d. h. Abstand der beiden Schienen voneinander). Vor noch nicht langer Zeit galt es als ein Hauptgrundsatz, den Kleinbahnen nicht die Spurweite der Vollbahnen (1,435 Meter) zu gewähren, vielmehr wählte man dafür eine geringere Spurweite, meistens 1.0 Meter, doch ging man sogar bis auf 0,60 Meter herunter. Solange es sich nur um Personen- und Stückgutverkehr handelte, bestanden gegen diese Spurweite keine erheblichen Bedenken. Sobald aber der Güterverkehr in Wagenladungen über einen gewissen Umfang hinausging, traten Schwierigkeiten auf, da die Güter aus den Kleinbahngüterwagen in die Vollbahngüterwagen und umgekehrt umgeladen werden mußten, was nicht unerhebliche Kosten verursachte, außerdem aber auch zu Verlusten, Verzögerungen, Bruch usw. führte. Namentlich leicht zerbrechliche Güter und Massengut machten es daher dringend wünschenswert, das Umladen zu vermeiden, und so kam es denn in vielen Fällen dazu, daß man neben die Schienen des Schmalspurgleises noch eine dritte Schiene legte, um außer den Schmalspurzügen auch Normalspurzüge fahren zu können. In anderen Fällen, wie neuerdings bei der Ruhr—Lippe-Bahn, entschloß man sich, die Spurweite der ganzen Bahn unter Aufwendung erheblicher Geldmittel aus der Schmalspur in die Normalspur umzuwandeln. Merkwürdige Verschiedenheiten zeigen übrigens auch heute noch die Ansichten über die Spurweite in den verschiedenen Ländern. Während man in England, Dänemark und Nordamerika von jeher die Normalspur bevorzugte, sind in Deutschland und Frankreich die Neigungen geteilt, dagegen hält man in Belgien heute noch mit verschwindenden Ausnahmen an der Schmalspur fest.

Die Aufgabe der Kleinbahnen in der Personenbeförderung ist eine doppelte. Sie besteht darin, der Bevölkerung Fahrgelegenheit zu bieten zwischen den von der Kleinbahn berührten Ortschaften untereinander und eine Verbindung zu schaffen zwischen dem von der Kleinbahn erschlossenen Gebiet einerseits und der Vollbahn andererseits. Denn in der Regel sucht die Kleinbahn mindestens an einer Stelle einem Bahnhof der Vollbahn möglichst nahezukommen. Nach dem Vollbahnfahrplan muß sich daher in der Regel auch der Kleinbahnfahrplan richten. Nicht ohne Schwierigkeiten ist es, den Kleinbahnfahrplan so zu gestalten, daß er allen Wünschen entspricht, denn die Kleinbahn, die fast stets eingleisig ist, muß ihren Fahrplan so einrichten, daß die Züge dort kreuzen, wo die Gleisanlage dies gestattet. Der Aufgabe im Personenverkehr entspricht die Aufgabe im Güter-



verkehr. Auch hier unterscheidet man zwischen dem Binnenverkehr, d. h. den Transporten von einer Kleinbahnhaltestelle zur anderen, und dem Übergangsverkehr, sei es zur Vollbahn, zu einer anderen Kleinbahn oder vom Eisenbahnwagen ins Schiff. Für die Entwicklung des Kleinbahngüterverkehrs ist es von der größten Bedeutung, daß die, die ein Gut mit der Kleinbahnstation zu einer Vollbahnstation verschicken, annähernd die gleiche Fracht bezahlen, als wenn sie auf die gleiche Entfernung das Gut nur mit der Vollbahn verfrachten ließen. Dieses Ziel ist in Preußen seit etwa zehn Jahren dadurch annähernd erreicht, daß die preußischen Staatsbahnen den Verfrachtern, die ihr Gut mit der Kleinbahn zwecks Weitertransport zur Staatsbahn bringen oder von dort abholen lassen, eine Tarifvergünstigung gewähren, eine Einrichtung, die sich als äußerst zweckdienlich erwiesen hat und zweifellos dazu beiträgt, die Besiedlung des flachen Landes zu heben.

Der einfachere Bau und der einfachere Betrieb der Kleinbahn machen naturgemäß auch gewisse Vereinfachungen in den gesetzlichen und sonstigen Bestimmungen, die für den Bau und den Betrieb der Bahnen gelten, erforderlich. In Preußen ist im Jahr 1892, als der Aufschwung der Kleinbahnen begann, ein neues Gesetz, das sogenannte Kleinbahngesetz, erlassen worden, das in Verbindung mit besonderen Bau- und Betriebsvorschriften die Frage regelt, welche Bedingungen an den Bau und welche an den Betrieb geknüpft werden. Während aber in Preußen das Kleinbahngesetz mit gewissen geringfügigen Abweichungen auch für die Straßenbahnen gilt, hat man in anderen Kulturländern vielfach getrennte gesetzliche Bestimmungen für beide Bahnarten getroffen. So ist beispielsweise in Belgien, das sich, wie wir bereits sagen, auf dem Gebiet der Kleinbahnen — ebenso wie auf dem Gebiet der Vollbahnen — als ganz besonders rührig erwiesen hat, schon in den Jahren 1884 und 1885 ein Kleinbahngesetz erlassen worden, das nur für die Kleinbahnen gilt, ebenso in Dänemark zu Anfang der neunziger Jahre.

Unter den Ländern, die im Bau von Kleinbahnen die größten Fortschritte gemacht haben, mögen außer Belgien und Dänemark noch Frankreich und die Niederlande hervorgehoben werden. Eine besondere Betrachtung verdient das Kleinbahnsystem Belgiens deswegen, weil es sich um ein halb staatliches System handelt. Dort werden nämlich alle Kleinbahngenehmigungen zunächst der Société nationale des chemins de fer vicinaux angeboten. Diese unter staatlicher Aufsicht stehende Gesellschaft beschafft das zum Bau erforderliche Kapital von den drei an den Kleinbahnen hauptsächlich interessierten Gewalten: den Gemeinden, den Provinzen und dem Staat. Für die von Gemeinde und Provinz hierfür aufzunehmenden Anleihen übernimmt der Staat in vollem Umfang Bürgschaft, eine Maßnahme, die eine billige Geldbeschaffung ermöglicht und die Voraussetzung für den außerordentlichen Umfang des belgischen Kleinbahnnetzes bildete. Die Société nationale baut die Kleinbahnen selbst, aber sie betreibt sie selber nur in den wenigsten Fällen, verpachtet sie vielmehr in der Regel an eine Betriebsgesellschaft, und zwar so, daß diese Gesellschaft einen größeren, zusammenhängenden Teil des Kleinbahnnetzes betreibt. Dank dieser einheitlichen und systematischen Regelung, die ursprünglich auf Vorschlägen des in Mainz geborenen Bankiers Bischoffsheim und des belgischen Ingenieurs Wellens beruhen, haben die belgischen Kleinbahnen, obwohl sie in der Güterbeförderung mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen haben als beispielsweise die preußischen, es bisher zu einer beachtenswerten Durchschnittsverzinsung des Anlagekapitals gebracht, ein Ergebnis, das trotz der dichten Bevölkerung dieses Landes hervorgehoben zu werden verdient. Ist doch das belgische Kleinbahnnetz annähernd ebenso ausgedehnt wie das belgische Vollbahnnetz.

Eine Frage, die namentlich den Laien interessiert, darf nicht übergangen werden. Es ist dies die Frage, ob mit einem Ersatz der Dampfkraft durch Elektrizität auch bei den Kleinbahnen bald gerechnet werden kann. Diese wirtschaftliche Frage mußte bisher in den meisten Fällen verneint werden, denn das Baukapital, das die Einrichtung des elektrischen Betriebs, namentlich die Leitungsanlagen, erfordert, ist zu groß, als daß es durch die geringen Ersparnisse, die der elektrische Betrieb gegenüber dem Dampfbetrieb bringen kann, genügend verzinst würde. Immerhin sind mit der Einführung der Elektrizität auch bei den Kleinbahnen Anfänge gemacht worden, und die große Ausbreitung, die die Elektrizität neuerdings auf dem Land gewonnen hat und weiter gewinnt, läßt die Annahme zu, daß die wirtschaftlichen Voraussetzungen zur Einführung des elektrischen Betriebs auch bei den Kleinbahnen in der nächsten Zeit an Ausdehnung gewinnen.

Fassen wir unsere Betrachtungen über die Kleinbahnen zusammen, so sehen wir, daß auch sie in nicht geringem Maß dazu berufen sind, am Gedeihen des Landes, an der Entwicklung von Landwirtschaft und Industrie, von Handwerk und Handel mitzuwirken, die Besiedlung des flachen Landes außerhalb der Städte zu fördern, der Landflucht zu steuern und für billige Wohnungen zu sorgen. Hinter dem großen Netz der Vollbahnen, deren Aufgabe hauptsächlich in der Bewältigung des großen Durchgangsverkehrs liegt, und hinter den Straßenbahnen, die für den Stadtverkehr unentbehrlich sind, stehen daher die Kleinbahnen in ihrer Bedeutung für den öffentlichen Verkehr nicht zurück.

Träume.

Sinkst du wieder, stiller Abend,
In mein abgeklärtes Herz,
Soll ich wieder, mich vergrabend,
Träume schauen allerwärts?

Seh ich ewge Sterne blinken
Nach dem tagbesonnten Wahn?
Wenn des Hauptes Augen sinken,
Wird die Seele aufgetan.

Und nun blüht der hohe Reigen,
Der die heilgen Himmel füllt.
Schatten sinken, Bilder steigen,
Alte Heimat wird enthüllt.

Heimat, die uns unverloren
Und uns doch so fern entrückt!
Nur wer wieder dort geboren,
Wird auch wieder neu beglückt.

Thassilo von Scheffer.



Das schwedische Königshaus.

Von Dr. Cajus Möller. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Hofphot. Sandau.

Mit dauerhafterem Glück als der Sohn des Patriziers von Ajaccio hat der des Advokaten von Pau eine alte europäische Krone erworben und in seinen Nachkommen behauptet. Auch in den dynastischen Verbindungen bewährte sich diese größere Schicksalsgunst. Zwar konnte der Korse die Tochter des letzten römisch-deutschen und ersten österreichischen Kaisers heimführen, aber schon das Oberhaupt des zweiten und bisher letzten französischen Empire klopfte als Ehekandidat vergebens bei mehreren Fürstenhöfen an, um sich dann mit der Hand einer spanischen Gräfin zu begnügen. Anfänglich hielt sich auch die Familienverbindung des zweiten königlichen Bernadotte in bescheideneren Grenzen; seine Gemahlin war die zu Mailand geborene Tochter des italienischen Vizekönigs Eugen Beauharnais, späteren Herzogs von Leuchtenberg, ihre Mutter allerdings die Tochter des ersten Bayernkönigs Max Joseph. Dafür war die Gemahlin König Karls XV. eine Tochter des niederländisch-oranischen Hauses und Enkelin der preußischen Königin Luise; ihre Frömmigkeit und Seelengüte leben noch jetzt im schwedischen Volksgedächtnis fort. Auch König Karls Bruder und Nachfolger, Oskar II., hatte eine nassauische Prinzessin heimgeführt, die heute siebenundsiebzigjährige Königin Sophie; auch sie genoß und genießt bei dem schwedischen Volk ungewöhnliche Beliebtheit. — Den am 16. Juni 1858 geborenen König Gustav V. erwartete zunächst eine schwierige Situation, in seinem Volk wirkte noch die Erinnerung an die am 7. Juni 1905 erfolgte norwegische Unionstrennung nach. Aber in vornehmer Würde und mit bemerkenswertem Geschick wußte der neue Herrscher seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, und das erregte schwedische Nationalgefühl führte sogar mittelbar zur Erhöhung der landesherrlichen Autorität. Wie die meisten Fürsten seines Stammes ist auch dieser Herrscher vorzüglich gebildet, Dr. jur. der englischen Universität Oxford, ein besonders eifriger Förderer jener Sozialreform, in der jetzt sein Land neben dem Deutschen Reich an der Spitze der europäischen Monarchien steht.



Gustav V. König von Schweden.

Bei seinem Volk ist König Gustav sehr populär, er verdankt dies der nachdrücklichen Betonung konstitutioneller Grundsätze, dem Verzicht auf die kostspielige Krönung und der Einführung eines schlichten und sparsamen Hoflebens.

In der auswärtigen Politik hat er zu dem Nord- und Ostseeabkommen vom 23. April 1908 erfolgreich mitgewirkt, hielt sich aber von der Proklamierung grundsätzlicher Neutralität nach norwegischem Beispiel weislich fern. Mit dem Deutschen Reich knüpfte er sofort die herzlichsten Beziehungen an. Der erste Besuch des neuen Königspaares galt dem Berliner Hof und erfolgte noch nicht ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung.

Prinzessin Maria, Gemahlin des Prinzen Wilhelm.

Dem nationalen Interesse dient auch die eifrige Sportpflege des Herrschers, der ja mittelbar die nationale Verteidigungskraft fördert. Die voriges Jahr in Stockholm veranstalteten olympischen Spiele waren für den König und sein Volk ein großer Triumph. Nahe verwandt diesen Bestrebungen ist die große Jagdliebhaberei König Gustavs. Das Stockholmer Schloß weist seine Jagdtrophäen in ungewöhnlich großer Anzahl auf. Unter den schönen Künsten ist der König besonders für Musik interessiert, während Vater und Oheim bekanntlich dichterische Neigungen besaßen. Bis zu seiner Thronbesteigung war er Ehrenpräsident der Stockholmer Musikakademie.



Prinz Wilhelm von Schweden.

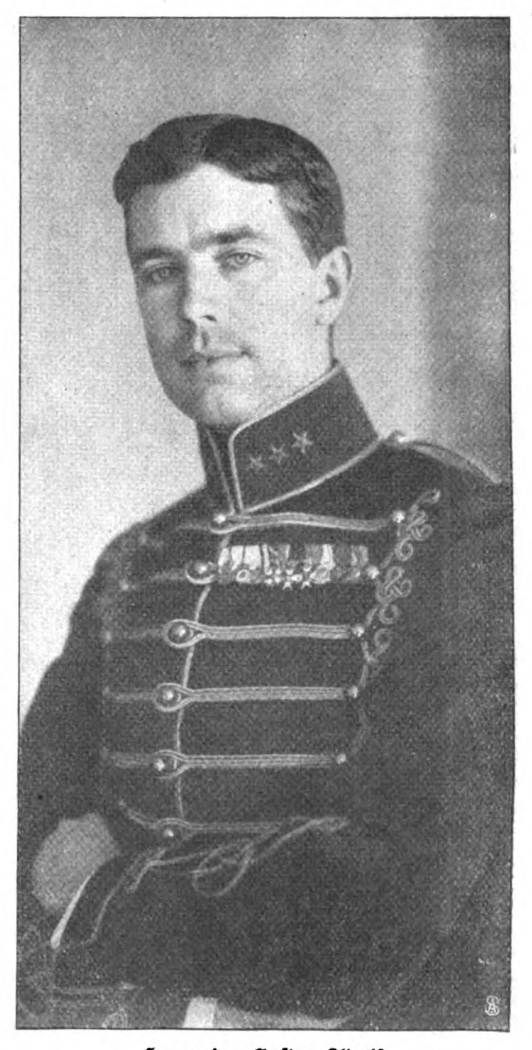
Seit dem 20. September 1881 ist König Gustav mit der badischen Prinzessin Viktoria vermählt. Was nicht alle seine Vorfahren waren: der König ist ein vorzüglicher Familienvater. Der Erziehung seiner drei Söhne hat er von deren frühen Jahren an täglich mehrere Stunden gewidmet. In noch höherem Maß als ihre Vorgängerinnen hat sich die jetzige Königin die Volksbeliebtheit zu erwerben gewußt, die Tochter des unvergeßlichen Großherzogs Friedrich I. und durch ihre Mutter eine Enkelin des ersten Deutschen Kaisers. Mit der ererbten Energie und Pflichttreue hat sie sich der Pflege der nationalen Wohlfahrt gewidmet, besonders in der Fürsorge für jene ländliche Volkskunst, die ihrer Pflege die künstlerische und wirtschaftliche Wiedererhebung verdankt. Auch für das Verteidigungswesen ihres zweiten Vaterlandes hat die hohe Frau sich persönlich eingesetzt. Auf



Kronprinzessin Margarete.

ihre Anregung kam der schwedische Flottenverein zustande. Durch die väterliche Abstammung ist übrigens Königin Viktoria ein Sproß des 1809 in König Gustav IV. entthronten holstein-gottorpschen Hauses, das in weiblicher Linie von dem noch immer unvergessenen Wasageschlecht abstammte; ihr 1907 verstorbener Vater war der Enkel jenes unglücklichen Herrschers und der Königin Friederike, die noch lange nach der Vertreibung die Anhänglichkeit ihrer vormaligen Untertanen besessen hat. Auch diese Abstammung hat die Beliebtheit der Königin Viktoria erhöht. Die Erinnerung an die alte Heimat hat die Königin deshalb nicht weniger hochgehalten, sie interessiert sich lebhaft für die deutsche Armee und Marine, ist Chef eines pommerschen Regiments und unterhält ständige Verbindung mit den kaiserlichen Verwandten. Die ungewöhnliche Begabung der hohen Frau ist auch literarisch fruchtbar geworden; einem ägyptischen Kuraufenthalt verdankt ein Prachtwerk die Entstehung: „Vom Nil", das eine Reihe Tagebuchblätter mit selbstaufgenommenen Photographien enthält.

Von den drei Söhnen des Königspaares ist der am 11. November 1882 geborene Kronprinz Gustav Adolf mit der am 15. Januar 1882 geborenen Prinzessin Margarete von Connaught vermählt, einer Enkelin der englischen Königin Viktoria und mütterlicherseits eine solche des preußischen Prinzen Friedrich Karl. Seinem am 22. April 1906 geborenen ältesten Sohn Gustav Adolf wurde damals in Schweden mehrfach großer Feldherrnruhm prophezeit als dem Abkömmling der napoleonischen Marschälle Bernadotte und Eugen Beauharnais, dann aber unseres Kaisers Wilhelm I. und des Siegers von Düppel, Gitschin und Vionville, des roten Prinzen Friedrich Karl. Höher hinauf hätte man noch den alten Dessauer Fürst Leopold anführen können, den Sieger von Turin 1706 und von Kesselsdorf 1745. Von ihm stammte jene Prinzessin Friedrich Karl ab, deren viel bewunderte Schönheit sich auf ihre Enkelin vererbt hat. Auch der zweite Sohn des Herrscherpaares, Prinz Wilhelm, ist bereits vermählt mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna,



Kronprinz Gustav Adolf.



Prinzessin Karl.



Prinz Karl.



Prinz Eugen.

aus welcher Ehe er einen vierjährigen Sohn besitzt.

Von den drei Brüdern des Königs hat Prinz Oskar wegen einer morganatischen Vermählung auf die Zugehörigkeit zum Königshaus verzichtet. Der nächste Bruder, Prinz Karl, Herzog von Westgotland, ist der eventuelle Reitergeneral der Dynastie und durch lebensfrohe Menschenfreundlichkeit allgemein populär geworden. Viel dazu hat seine Gemahlin beigetragen, die dänische Prinzessin Ingeborg; ihre Mutter, die verwitwete Königin von Dänemark, war die einzige Tochter Karls XV. und in der schwedischen Heimat als die „Sessa" ihres Vaters vom Volk auf den Händen getragen; man hat an dem Haus Bernadotte immer seit Beginn die Töchterarmut notiert und bedauert, und daß Prinzessin Ingeborg ihrem Gemahl vor einem Sohn drei Töchter schenkte, hat ihre Beliebtheit noch gesteigert.

Der unvermählt gebliebene Prinz Eugen endlich hat sich der Landschaftsmalerei gewidmet und in ihr glänzende Erfolge errungen; seine Darstellungen der schönsten nationalen Landschaften schmücken die Lehrzimmer der hauptstädtischen Volkschulen, wohl nicht der wenigst beredte Beweis davon, wie eng in den drei Menschenaltern seit der am 5. Februar 1818 erfolgten Thronbesteigung das Haus Bernadotte mit dem schwedischen Volk verwachsen ist.

Eine humoristische Anwandlung der Weltgeschichte ließe sich übrigens vielleicht darin finden, daß die einzige

außer in Spanien noch herrschende französische Dynastie gerade bei den „Franzosen des Nordens“ ihre ruhmreiche Laufbahn gefunden hat. Bekanntlich haben sich jenen charakteristischen Namen die Schweden selbst gegeben, wie die Norweger für die „Engländer des Nordens“ zu gelten wünschen.

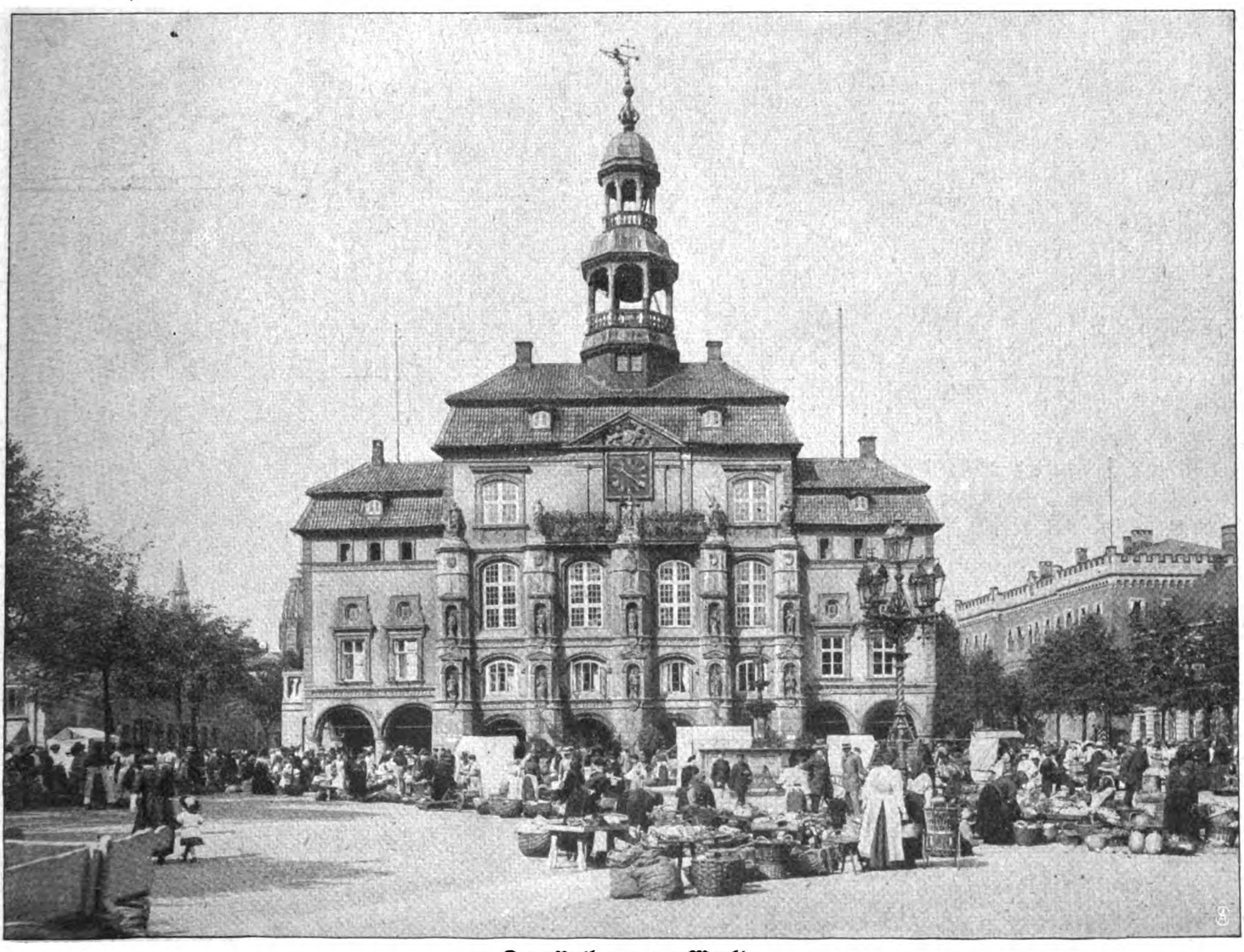
Ganz besonders aber läßt sich in glücklicher Weise auf das schwedische Fürstenhaus der goethische Vers anwenden: „Wie sich Verdienst und Glück verketten“. — Unter den germanischen Staaten des Erdteils ist dem Deutschen Reich seit dessen Begründung keiner so dauernd befreundet gewesen wie der mächtigste von ihnen, Schweden. Die Bildung eines hauptstädtischen Vereins zur Pflege der deutschen Freundschaft hat davon Zeugnis abgelegt; jüngst bei dem furchtbaren Unglück, das über die deutsche Luftschiffahrt hereinbrach, hat die schwedische Presse ihrem Mitgefühl ergreifenden Ausdruck geliehen. Möchte die Zukunft diese Freundschaft weiter entwickeln und steigern zum Heil beider Nationen wie der an ihre Spitze gestellten Herrscherfamilien.

****

Lüneburg.

Von Walter Schultz. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.

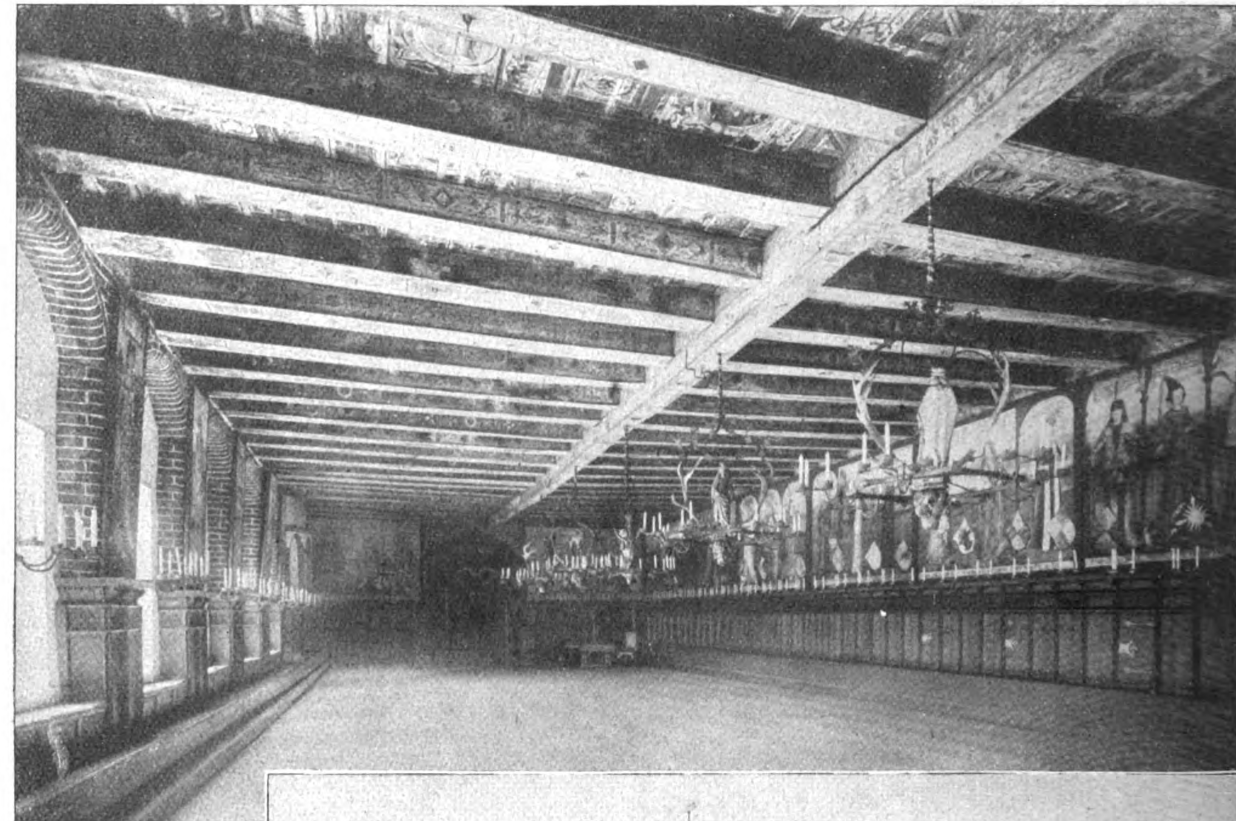
Inmitten wundervollster Heidelandschaft grüßen den Wanderer unerwartet aus weiter Ferne im blauen Dunst des Horizonts hochaufragende ehrwürdige Türme einer alten Stadt; es ist die schönste und zugleich größte Perle im Kranz der Heidestädte, die den sie umgebenden weiten Heideflächen ihren Namen verleiht: die uralte hannoversche Stadt Lüneburg, die Hauptstadt des ehemaligen Fürstentums gleichen Namens, das alte Erbe des Welfenstamms, von dem sich mehrere Linien nach Lüneburg benennen. Lüneburgs Entstehung ist geschichtlich ziemlich unbekannt geblieben, sehr wahrscheinlich hat sich die spätere Stadt ursprünglich aus einigen kleinen Ansiedelungen unterhalb des die heutige Stadt überragenden und weit ins Land schauenden hohen Kalkberges gebildet. Urkundlich erfahren wir den Namen „Linniburg“ bei einer Schenkung des Kaisers Otto I., der dem Kloster St. Michael die Salzquelle als Eigentum überwies, das von Hermann Billung, einem vom Kaiser Otto in den Herrenstand erhobenen Bauernsohn, dem späteren Stammvater des Lüneburger Fürstengeschlechts, am Kalkberg gegründet worden war. Auch erbaute er im Jahr 950 zum



Das Rathaus am Markt.

Schutz der Ansiedlungen und gegen die Wenden eine Burg auf dem Kalkberg, der heute nur noch einen schmalen Gipfel aufweist, da der Betrieb eines staatlichen Kalkwerkes dem Berg viel von seiner früheren Gestalt genommen hat. Diese Burg wurde „Linniburg" genannt, hieraus wird dann wohl im Lauf der Zeit der Name des heutigen Lüneburg entstanden sein.

Während der Regierung Heinrichs, der eine Zeit lang in Lüneburg residierte, blühte diese Stadt rasch auf und wurde stark befestigt, mit Mauern und Türmen rings umgeben. Bei einem Erbstreit welfischer Fürsten nach dem Tod des Herzogs Wilhelm, 1369, gewannen die Bürger der Stadt fast ihre vollständige Unabhängigkeit; doch um den täglichen Erpressungen und



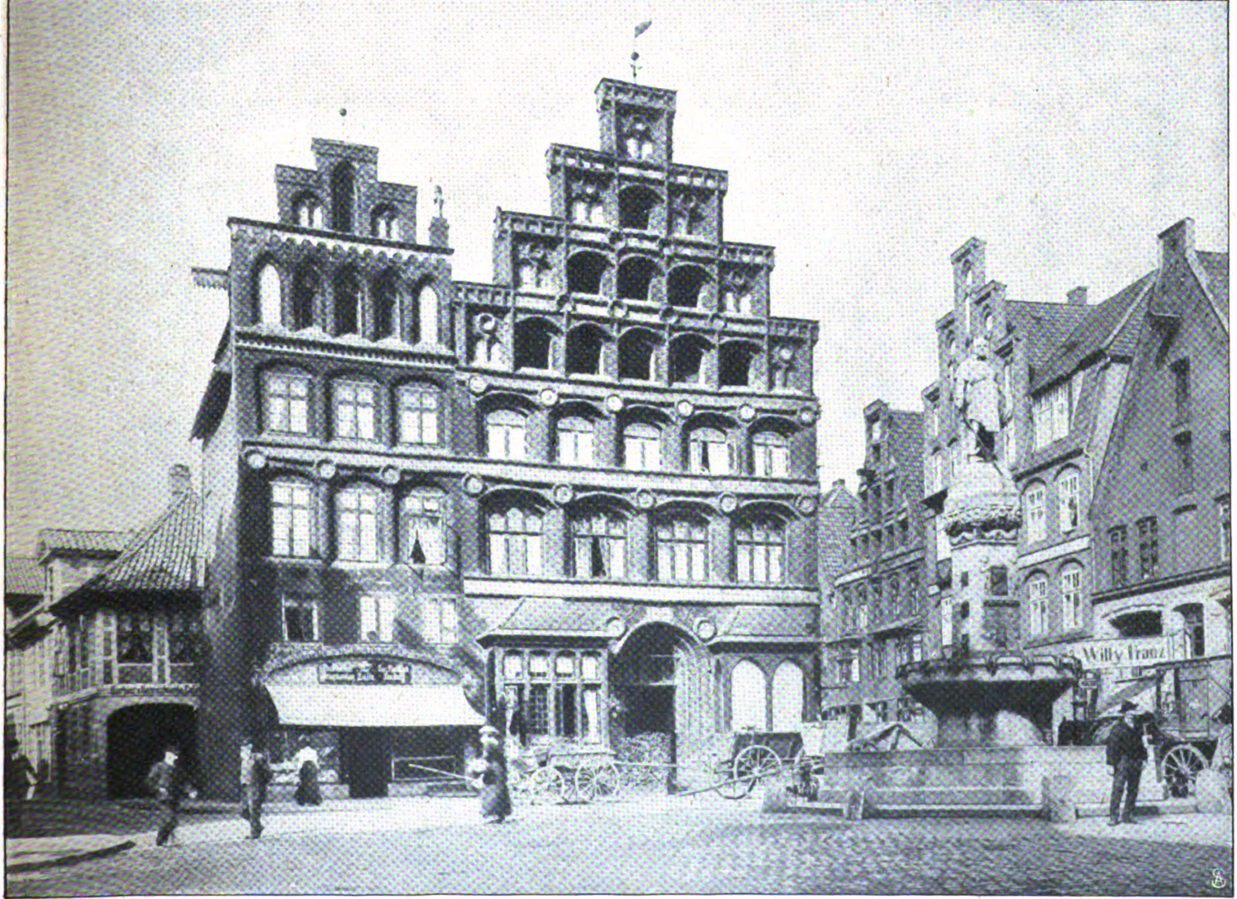
Der Fürstensaal im Rathaus.

Durch diesen allmächtigen Schutz entwickelten sich die Ansiedelungen dann nach und nach zu einem größeren Ort, zu einer Stadt. Sie wurde größer und bevölkerter infolge des vielen Zuzugs des auf dem Land ohne Schutz lebenden Volkes und besonders nach der vollständigen Zerstörung des benachbarten kleinen Städtchens, der damaligen reichsten Stadt Bardowiek, durch Herzog Heinrich den Löwen.

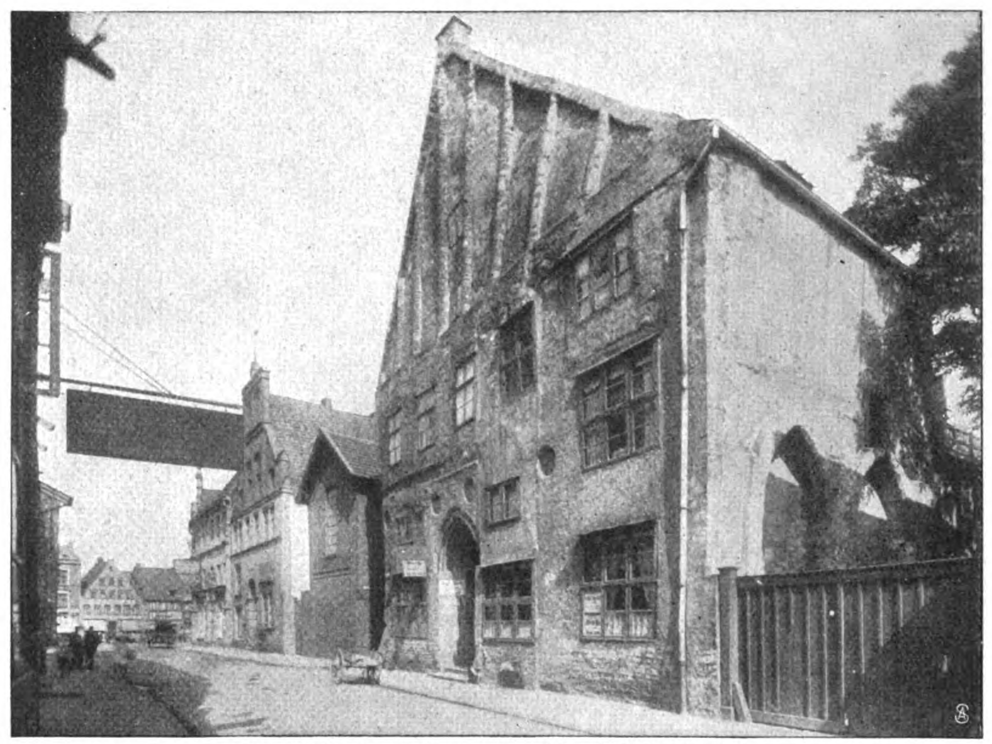


Altes Kaufhaus und Kran.



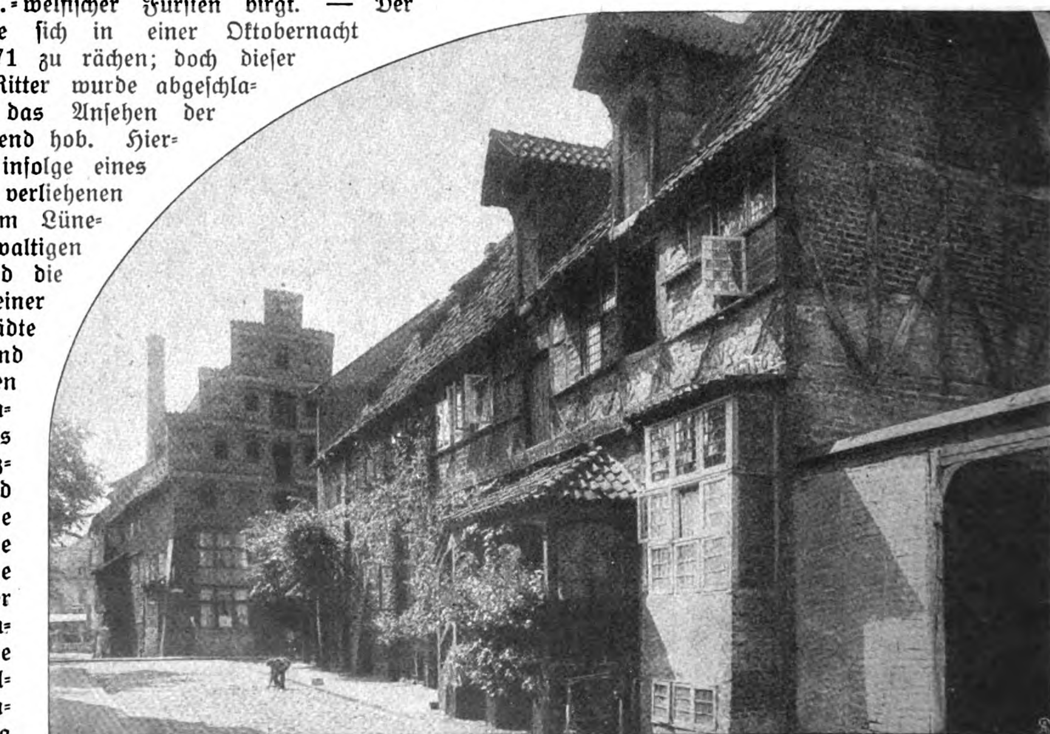


Der „Schütting“ und der Reichenbachbrunnen. Oberes Bild: **Die Straße „Am Sande“ mit der Johanniskirche.**



Das älteste Haus Lüneburgs. Aus dem Jahr 1385.

Drangsalierungen für immer ein Ende zu machen sowie einen Rechtsbruch des Herzogs Magnus zu bestrafen, zerstörten die aufs tiefste beleidigten Bürger an Maria Lichtmeß am 12. Oktober 1371 die Burg und das Kloster St. Michael auf dem Kalkberg. Das Kloster wurde am Kalkberg 1376—1470 als Kirche, Benediktiner Abteikirche, wiedererbaut, deren Gruft die Gebeine billung.-welfischer Fürsten birgt. — Der Herzog versuchte sich in einer Oktobernacht des Jahres 1371 zu rächen; doch dieser Ueberfall der Ritter wurde abgeschlagen, wodurch das Ansehen der Stadt sich bedeutend hob. Hierdurch und auch infolge eines der Stadt verliehenen Stapelrechts nahm Lüneburg einen gewaltigen Aufschwung, und die Stadt wurde zu einer der reichsten Städte Deutschlands und in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu einem einflußreichen Mitglied der „Hansa". Die Reformation sowie der Dreißigjährige Krieg brachten der Stadt viele Unruhen. 1637 machte der Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg der Selbständigkeit der Stadt ein Ende und besetzte die inzwischen wieder erstandene Burg auf dem Kalkberg. Im Jahr 1693 erbaute Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg in der Stadt selbst ein Schloß, das er zum Witwensitz seiner Gemahlin Eleonore d'Olbreuse aussersah, der Urgroßmutter Friedrichs des Großen, deren Bild im Traubensaal des Rathauses hängt. Nach dem Siebenjährigen Krieg, der der Stadt wenig Schaden tat, begann sich der Handel und Verkehr, der während der vielen Kriegsunruhen in den langen Jahren bedeutend gelitten hatte, wieder zu heben. Ein neues, der Stadt verliehenes Stapelrecht trug das Seinige dazu bei; es mußten nämlich alle Waren, die von Süden nach Norden durchgingen, in Lüneburg öffentlich zum Kauf ausgestellt werden. Aus jener Zeit findet man heute noch die großen Kaufmannshäuser mit ihren hohen Giebeln und Winden und den weiten Hausdielen. — Im 17. und 18. Jahrhundert nahm der Wohlstand



Alte Kaufhäuser.

Lüneburgs ab. Im Befreiungskrieg spielte jedoch die Stadt insofern eine Rolle in der Geschichte Deutschlands, als hier am 2. April 1813 die Erhebung durch ein Gefecht gegen den mit 3000 Mann heranmarschierenden französischen General Morand ihren Anfang nahm, der jedoch von den vereinten Preußen und Russen wieder vertrieben wurde.

Lüneburg, zu beiden Seiten der schiffbaren Ilmenau, eines Nebenflüßchens der 22 Kilometer entfernten Elbe, gelegen, hat sich seine mittelalterliche Stadtansicht bewahrt und ist eine lebhafte, betriebsame, wohlhabende Provinzstadt, zugleich ein viel besuchtes Sol- und Moorbad und zählt etwa 30000 Einwohner. Es ist Sitz der Königlichen Regierung, die sich aus den drei Stadtkreisen Celle, Harburg, Lüneburg und 13 Landkreisen zusammensetzt, Garnison des 2. Hannoverschen Dragonerregiments Nr. 16 und Knotenpunkt bedeutender Eisenbahnlinien. Die breite Straße „Am Sande" (Abb. S. 2003) zeigt viele Häuser mit interessanten altertümlichen Fassaden spätgotischen und Renaissancestils, ferner die St. Johanniskirche, deren gewaltiger roter Backsteinbau seltsam zu der grünen Patina des etwas geneigten, 111 Meter hohen Turmes absticht und auf die Uranfänge Lüneburgs zurückgreifen soll.

Die Kirche bietet im Innern viel Sehenswertes. Am anderen Ende der Straße steht noch heute das alte Gasthaus „Zum Schütting" (Abb. S. 2003). Auch Lüneburgs ältestes Haus (Abb. S. 2004), ein wunderlicher Bau aus dem Jahr 1318, ist sehenswert. Auf dem Markt steht das schöne alte Rathaus (Abb. S. 2001), ein Bau verschiedener Baustile aus dem 13. bis 18. Jahrhundert. Der sogenannte Fürstensaal aus dem 16. Jahrhundert (Abb. S. 2002) zeigt an Decke und Wänden reiche Verzierungen: Inschriften, Malereien und lebensgroße Wandgemälde der Landesfürsten und ihrer Gemahlinnen; hier befindet sich auch in zwei Glasschränken die Nachbildung des berühmten Ratssilberschatzes, der jetzt im Nationalmuseum zu Berlin aufbewahrt wird. Lüneburgs Wohlstand bildet immer noch der Gips- und Kalkbruch, besonders aber die berühmte Königliche Saline, die eine Sole von 25 Prozent versiedet und jährlich 40000 Zentner Salz liefert.

Das Haus.

Novelle von Ingeborg Andresen.

Das Haus war unersättlich. Es fraß ihrer aller Seele. Langsam, würgend, Stück um Stück, aber sicher und unabwendlich. Fünf Geschlechter hatte es nun schon so in sich hineingesogen. Die Söhne, besonders die älteren, deren Anfang und Ende darin beschlossen lag, wehrten sich nicht weiter dagegen. Anders die Frauen. Sie holte das alte Haus sich aus aller Welt her. Jung, schön und mit fremdem, rasch pulsendem Blut traten sie über seine Schwelle. Dann begann der Kampf. In schlechten Zeiten, wenn es am Grundstock nagte, bohrte und bröckelte, rannten sie von Pontius zu Pilatus und bettelten um neue Hypotheken, sie gaben ihr Letztes, ihren Notgroschen, her, um Oblasten und Schulden zu decken. Für sie wurde die ganze Welt in die Mauern dieses Hauses eingeschlossen, so sehr, daß selbst ihre Söhne und Töchter, die hinausgingen in das Leben, gleichsam von ihnen abfielen und ihnen starben, sobald die schwere Eichentür des Hauses hinter den Fortgehenden zufiel. Nur wenn sie zeitweilig wieder heimkehrten in den Schatten des Hauses, lebten sie ihrer Sorge und Liebe für diese Zeit wieder auf. — —

So war es auch mit Dorte Lafrentz gegangen. Jetzt war sie schon die Ältermutter des Hauses und wohnte im zweiten Stock in den Stuben, die von jeher den verwitweten oder aus sonst einem Grund zurückgetretenen Frauen des Geschlechts zugewiesen waren. Im ersten Stock und in den Geschäftsräumen des Erdgeschosses wirkte und sorgte ihr ältester Sohn.

Seit einiger Zeit aber hegte das Haus zwei Witwen — Dirk Lafrentz war plötzlich nach kurzer Krankheit als ein eben Fünfzigjähriger gestorben, seine viel jüngere Frau und sein einziger achtjähriger Sohn waren nun die nächsten Erben. — —

Friederike Lafrentz saß im Direktorzimmer einer der angesehensten Banken am Ort. Sie erhob sich jetzt mit tiefem Aufatmen und strich sich die Falten ihres schwarzen Kleides glatt. Dann hob sie den schmalen Kopf mit dem hellfarbigen Haar, das unter dem Kreppschleier und dem Trauerhut wie etwas Ungehöriges hervorleuchtete, und sah entschlossen dem Herrn am Schreibtisch ins Gesicht. „Es ist also ganz ausgeschlossen, daß Sie uns den Kredit wie bisher weiter gewähren, Herr Direktor?"

Der Angeredete spielte nervös mit seinem silbernen Bleistift, schob einige Papiere anders zurecht und hüstelte verlegen, bevor er sich zur Antwort entschloß: „Frau Lafrentz — wie ich Ihnen schon sagte: als Geschäftsmann kann ich es nicht mit gutem Gewissen verantworten, dem Verwaltungsrat unserer Bank eine weitere Verbindung mit Ihrem Haus zu empfehlen — im Gegenteil: ich muß die Herren darauf aufmerksam machen, daß das Geschäft jetzt, wo es der männlichen Leitung entbehrt" . . . . .

Die junge Frau unterbrach ihn: „So hätten Sie meinem Mann den Kredit weiter gelassen, Herr Direktor?"

„Wahrscheinlich. Wenigstens doch noch eine Zeitlang, Frau Lafrentz. Uns ist ja wohl bekannt, daß Ihr Haus sich in einer keineswegs günstigen Lage befindet — aber das ist eigentlich schon immer so gewesen, das ist fast schon ein traditioneller Zustand."

Friederike Lafrentz nickte schwer — das brauchte ihr der da nicht erst zu sagen, das wußte sie aus eigener Erfahrung sicher genug.

Ihr gedrücktes Schweigen war dem Direktor peinlich, er räusperte sich und fand dann seinen kühlen, geschäftsmäßigen Ton wieder: „Ja, Frau Lafrentz, wie gesagt: wir drängen natürlich nicht — bis zum 1. Oktober bleibt Ihnen ja ausreichende Frist, um die Sache zu regeln! Und wenn Sie uns genügend anderweitig Sicherheit geben, dann bleibt von unserer Seite selbstverständlich alles beim alten!"

Er erhob sich und rieb die weißen wohlgepflegten Hände umeinander. Die junge Frau nahm wortlos Abschied und schritt rasch durch die Schalterräume dem Ausgang zu. — —

Draußen auf der Straße stand sie einen Augenblick still und sah verloren vor sich hin. Sie wußte wohl, daß



ihre Schwiegermutter in Angst und zitternder Spannung zu Haus saß und auf ihren Bericht wartete. Aber sie fühlte sich augenblicklich unfähig, diese Aussprache zu beginnen, sie mußte erst allein mit dem Gehörten fertig werden und zu einem Entschluß gelangen.

In den Straßen fand sie wenig Ruhe, immer wieder wurde sie durch Grüße aus ihrem Gedankengang herausgerissen. Aber als sie jetzt in den Anlagengürtel einbog, der fast die ganze Stadt umspannte, sah sie sich aufatmend fast ganz allein.

Friederike Lafrentz preßte die geballten Fäuste an die hämmernden Schläfen: wo fand sich da ein Ausweg, eine Rettung? Sie stand still und starrte über den Festungsgraben, der hier links die Anlagen begrenzte, hinweg. Drüben am andern Ufer ließen Bäume und Buschwerk der Gärten kaum einen Hausgiebel oder ein rotes Dach durchschimmern. Dort die drei hohen Pappeln verdeckten ihr eigenes Heim. Sie meinte durch das dichte Laub hindurch so deutlich alles sehen zu können: die beiden düstern Frontseiten mit den tiefen Türnischen und den starren Augen der Fenster und unten zur Straße den altmodischen Ladenausbau, der so patzig breit auf den Bürgersteig hinaustrat. Und dann schrak sie zusammen — ihr war, als höre sie wieder die Tür hinter sich zufallen wie beim ersten Mal — das gab einen Nachhall, der durch das ganze Haus ging, vom Keller bis in den letzten Dachsparren — ein heller, harter, schwingender Ton, fast wie ein höhnisches meckerndes Lachen.

Als ob die Außenmauer weggerissen sei und alle Stuben, Kammern und Winkelchen nun offen und bloß lägen wie die Zellen einer Honigwabe, so schien es Friederike Lafrentz in diesem Augenblick — sie sah sie alle zugleich vor sich mit ihren alten angewachsenen Geräten, mit den dunkeln Farben und dem hockenden Dämmerlicht. Und nun bewegte es sich darin: ein langer, langer Zug, einer nach dem andern, wie sie unten im großen Saal an der Wand hingen — die Männer sich alle so ähnlich: groß, hager, mit der scharfen, schön gebogenen Nase in dem schmalen Gesicht und der vorspringenden, über den Augenbrauen gewölbten Stirn — die Frauen alle verschiedener Art und wiederum sich alle doch gleichend mit der bitteren Linie, die von der Nase sich hinzog zu den Mundwinkeln, und den Augen, in denen ein Ausdruck schlummerte wie bei einem Tier, das sich vor der hetzenden Meute nie sicher fühlt. Die letzte dieser Reihe war sie selbst. . . .

Friederike Lafrentz zerrte die Handschuhe von den Händen und griff sich mit den Fingern ins Gesicht — ob da auch schon diese Furche sich grub? Ob in ihrem Blick auch schon diese Angst und Unruhe dämmerte? Sie ließ die Hände sinken — wohl, diese Tage jetzt würden sie also zeichnen, da gab es kein Entrinnen, da gab es kein Ausweichen. Und alles dieses Hauses wegen, um das die Menschen sich mühten und verzehrten, das ihnen das Mark aus den Knochen fraß und die Lust am Leben und an der Sonne nahm. Anderswo, fern von diesem gespenstischen Dach, konnte man wieder atmen, konnte man wieder Mensch sein und die Arme ungehindert regen....

Ein flammender Haß, der bisher nur verborgen in ihrer Seele geglüht hatte, durchfuhr sie wie eine herrliche mitreißende Woge, ein Haß, der ihr die Sehnen spannte und streckte. Sie hätte diesem Gespenst an die Kehle fahren mögen, sie hätte es erwürgen, erdrosseln mögen. Ihre Augen funkelten, und in ihre Lippen trat langentwöhnt rotes, heißes Blut.

Nein, sie wollte sich nicht opfern, sie wollte sich diesem Verhängnis nicht beugen. Was war ihr das Haus? Noch war sie nicht tiefgewurzelt in seinem Boden, noch hatte seine stickige Luft ihr nicht das klare Denken genommen. Sie riß sich los, sich und ihren Jungen — mochte dann hinter ihr das alte Haus wanken und zusammenbrechen! Draußen fand sie schon für sich und ihr Kind etwas Neues, sie hatte Mut und Jugend genug, und ihr väterliches Erbe hielt ihr Bruder noch für sie in sicheren Händen.

Über Friederikens Gesicht glitt ein weicher Schein, und ihre festgepreßten Lippen lösten sich — sie sah so ein kleines, warmes Stübchen vor sich mit viel Licht und viel Sonne, mit weißen Vorhängen und hellen Möbeln — oh, ihre Seele dürstete nach Licht und Helle! — und sich und ihren Jungen mitten darin. Und ein Kanarienvogel müßte am Fenster sein Häuschen haben, und Goldfische im spiegelnden Glashafen gab es selbstverständlich auch, und vielleicht fand sich auch noch ein Platz für eine weiße Katze — so ein ganz kleines weißes, molliges Tierchen! Jetzt lächelte Friederike schon: ihr Junge würde deckenhoch springen vor Jubel, er war nun einmal so ein Tiernarr. Und daheim im Haus duldete man Tiere ungern — sie wollten auch nicht gedeihen und starben so dahin in den dunkeln Ecken und Winkeln.

Da war es wieder — das Haus! Doch jetzt war sie fertig mit ihm, jetzt hatte sie seine Faust abgeschüttelt. Nun galt es nur noch, die alte Frau von der Richtigkeit dieses Entschlusses zu überzeugen; doch ängstigte sich Friederike davor nicht. Sie schritt daher rasch und entschlossen vorwärts, um möglichst schnell alles zu ordnen. — —

Dorte Lafrentz war aus ihren Witwenstuben hinuntergegangen in die großen Zimmer des ersten Stocks. Da schritt sie nun schon stundenlang ungeduldig auf und ab. Für ihren Enkel, der still für sich in einer Fensternische spielte, hatte sie kaum einen Blick. Endlich hörte sie den Schritt ihrer Schwiegertochter unten auf dem Hausflur, nun auf der Treppe — die alte Frau stand still und sah wie gebannt nach der Tür.

Friederike Lafrentz trat ein, noch lag etwas Frisches und Gehobenes auf ihrem Antlitz, in ihrer Haltung.

Frau Dorte atmete auf. „Du bringst gute Nachrichten, Rieke? Ich habe so lange gewartet!"

„Verzeih, Mama", murmelte die Jüngere etwas beschämt, und dann fing sie an, über ihre Unterredung mit dem Bankdirektor zu berichten, klar und sachlich, wie sie es aufgefaßt hatte. Die alte Frau unterbrach sie schon nach den ersten Sätzen durch Ausrufe der Verzweiflung und des Entsetzens, nach und nach wurde sie schweigsamer und hörte mit einem hilflosen Ausdruck in den Augen zu.

Als die Jüngere alles dargelegt hatte, hob sie den Kopf und sah sie an. „Sicherheit sollen wir geben, Rieke? Aber dann ist es ja nicht so schlimm, dann ist uns ja geholfen!"

„Wieso denn, Mama? Ich versteh dich nicht!"

„Na, du hast doch dein Erbe, Rieke! Schreib gleich heute an deinen Bruder, hörst du?"

„Ob das genügen würde, Mama, das bezweifle ich. Aber das tut auch nichts dazu — mein Geld bleibt, wo es ist; ich will es nicht hier hineinstecken."

Die alte Frau faßte ihren Kopf mit beiden zitternden Händen: „Was sagst du? Du willst nicht... dein Geld... ja, was soll denn aus uns werden? Sollen wir Bankrott machen? Was? Aber das ist ja unmöglich. Du hast



doch das Geld! Dann ist uns doch erst mal geholfen.... Rieke! Rieke! Hörst du gar nicht?"

Friedrike Lafrentz schwieg noch ein Weilchen, bevor sie antwortete — sie mußte nach jedem Wort suchen. „Du sagst es selbst, Mama: wenn ich mein Vermögen auch hinwerfe, so ist es doch nur fürs erste! Was nützt uns das? Was sollen wir denn später?"

„Ach später, später!" sagte die alte Frau leichthin. „Später hilft Gott wieder. Man muß nicht so weit im voraus sorgen! Ich hab schon oft so etwas durchgemacht, und immer ist es wieder gut gegangen!"

Sie faltete dankbar die Hände und sah vor sich hin, als blicke sie all jenen schmerzlichen und bitteren Tagen noch einmal in das unheilvolle Antlitz.

„Mama!" — die Stimme der Jungen zitterte leicht — „Mama, es wird nie anders werden! Wir werden immer wieder vor dem gleichen Hindernis stehen, immer wieder all unsere Kräfte brauchen müssen, um es für eine kurze Weile aus dem Weg zu räumen und nur, um dann wieder von neuem dem gleichen Stein gegenüberzustehen — einzig, daß er jedesmal etwas größer geworden ist!"

Frau Dorte zuckte die Achseln, etwas ungeduldig und verächtlich: „Ja ja, Rieke, das Leben ist nun einmal nicht lauter Tanz und Spiel! Das weiß Gott! Man ist schließlich froh, wenn man am Ende ist, und kann sich sagen, daß man allzeit seine Pflicht getan hat — wenn es auch manchmal nicht schmeckte und einem wider den Strich ging!" Dann zog ein leises, ein ganz klein wenig spöttisches Lächeln über ihre strengen Züge: „Wer weiß — vielleicht erleb ich's auch noch, daß wir eines Tages aller Sorgen ledig sind. Wir haben doch noch immer das Los! Mein Schwiegervater spielte es schon, und einmal muß es doch auch herauskommen. . ."

Friederike Lafrentz drehte sich heftig um und ging ans Fenster zu ihrem Jungen. Sie faßte dessen Hand und fand dann den Mut, schonungslos der alten Frau ihren Entschluß auszusprechen. Sie sprach hastig, ohne Aufhalten, ohne auf die entsetzte Gebärde der Schwiegermutter zu achten. Als sie jetzt am Ende war und aufblickte, sah sie, wie die drüben nach Worten rang. Dann kam Dorte Lafrentz mit seltsam unsicheren Schritten auf sie zu. „Du willst fort? Fort . . . mit dem Kind? Das kannst du ja gar nicht; es ist doch sein Erbe, sein Haus" . . .

„Ach, das Haus!" sagte Friederike hart, „ich hasse das Haus! Und Oluf will ich das gleiche lehren! Er soll anderswo aufwachsen, wo er Luft und Licht und Sonne hat! Er soll ein fröhlicher Mensch werden, der sich nicht Zeit seines Lebens mit alten Schulden schleppen muß" . . .

Dorte Lafrentz sah aus starren Augen auf Mutter und Kind. Als sie schließlich sprach, brachte sie kaum die Lippen voneinander, und ihre Worte gingen nur wie ein Hauch zu den beiden hin: „Ich kann es nicht dulden. Ich kann es nicht dulden!" Und das murmelte sie noch, als sie gebückt und tastend das Zimmer durchschritt, um wieder in ihre Stube hineinzufinden. — —

Friederike brachte ihren Jungen ins Bett, und dann ließ sie sich durch das Mädchen ein paar Koffer herunterholen, um zu packen. Sie war von einer peinigenden Unruhe befallen, sie wollte noch heute abend fort, um von diesem Bann erlöst zu werden. Später würde sie ihren Bruder schicken, um ihre und ihres Kindes Rechte zu vertreten. So suchte sie nur das Notwendigste zusammen und sandte dann das Mädchen mit dem Gepäck zur Bahn. In anderthalb Stunden erst ging der Nachtzug, so lange mochte Oluf noch ruhig schlafen.

Nun schritt sie noch einmal durch die Räume, aber keine wehmütige Abschiedstimmung kam in ihr hoch. Ihr Blut klopfte so heftig in den Schläfen und Fingerspitzen, ihre Gedanken eilten sprungweise von einem zum andern, daß die Minuten sich ihr endlos dehnten. Immer wieder sah sie nach der Uhr: war es noch immer nicht Zeit, Oluf zu wecken? Und dann legte sie Mäntel und Hüte zurecht und ging über den langen Flur nach der Schlafkammer des Kindes.

Sie drückte die Klinke nieder, aber die Tür gab nicht nach. Noch einmal rüttelte sie, stärker und stärker — kein Zweifel, die Tür war verschlossen. Hastig rief sie nach dem Mädchen: „Anna, haben Sie Oluf eingeschlossen?" Ein verwundertes „Nein!" gab ihr Antwort. Da preßte Friederike Lafrentz eine Sekunde lang die Hände auf ihr rasend hämmerndes Herz und eilte dann wie gejagt die Treppe zum Oberstock hinauf.

Als sie die Tür aufriß zu der niedrigen Stube, fuhr sie fast zurück — in der Mitte stand seltsam starr mit wächsernem Gesicht die alte Frau und sah ihr mit ausdruckslosen, weit offenen Augen entgegen.

„Mama . . . hast du ?" . . .

„Ja, Friederike, ja! Siehst du, hier — hier" — hagere, zitternde Hände nestelten an dem Kleid herum — „hier auf meinem Herzen ist der Schlüssel zu Olufs Stube. Willst du ihn haben, mußt du ihn mir nehmen! Gutwillig geb ich ihn dir nicht."

Minutenlang herrschte dumpfes Schweigen, dann lachte Friederike Lafrentz schrill und schneidend auf. „So fahr ich eben morgen am Tag, Mama! Das ist nur ein Aufschieben, kein Aufgeben!"

Die Alte schüttelte leicht den Kopf: „Auch dann nur ohne das Kind, Friederike!" Ihre Stimme hob sich und hatte etwas Ehernes an sich, jedes Wort klang wie ein kurzer, dumpfer Hammerschlag: „Hör zu, Friederike: es gilt für morgen und alle Tage! Es gilt auch, wenn du dir Hilfe von außen holst und das Kind mir mit Gewalt zu nehmen versuchst: ich werde wachsam sein, Tag und Nacht, wachsamer als ein Hund — du bringst das Kind nicht lebendig aus dem Haus! Hörst du, Friederike? Ich schwör es: nicht lebendig! Ich sichere es mir, ich nehm es mit mir hinüber". . .

Dorte Lafrentz schwieg — noch einmal wandte sie die unheimlich glühenden Augen der Jüngeren zu, noch einmal kam ihre Stimme hart, eisern, unerbittlich wie das Leben selbst, wie der Tod am letzten Tag: „Ich schwör es, ich schwör es!"

Da taumelte Friederike Lafrentz rückwärts, ging zur Tür hinaus, tastete sich die Treppe hinunter, schleppte sich über den langen Flur. Vor ihres Kindes Kammertür hielt sie an, horchte, ob nicht weiche Atemzüge durchs Schlüsselloch zu ihr den Weg fänden, drückte auch noch einmal mechanisch die Klinke nieder und schritt dann weiter. An der Garderobe zog sie mechanisch den Mantel an, setzte den Hut auf und griff auch nach ihres Jungen Mantel. Dann ließ sie ihn wieder fallen — ach so, der ging ja nicht mit, der blieb ja hier. . .

So schritt sie aus dem Haus hinaus, so trat sie auf die Straße, alles in der gleichen Dumpfheit und Starre, nur mit einem wahnsinnigen wirbelnden Klopfen und Brausen im Gehirn und einem Flimmern vor den Augen. Aber sie ging geradeaus zum Bahnhof, löste sich eine Karte und schritt auf den Bahnsteig, um den Zug zu erwarten. Schon setzte sie den Fuß auf das Trittbrett des Wagens, da schlich sich im letzten Augenblick noch ein Ein-

druck in ihr Bewußtsein: vor dem Abteil nebenan stand eine Frau, die gerade ihren Jungen hineinhob und dann nachsteigen wollte. Da zuckte Friederike Lafrentz zusammen, in ihre Augen trat ein waches Entsetzen — sie taumelte zurück, sah noch eine Sekunde lang der Reisenden nach und wandte sich dann. Als sie durch die schlecht beleuchteten Straßen heimwärts lief, tropfte es heiß und feucht auf ihre Hand — große brennende Tränen, von denen jede sich in schneidendem Schmerz losrang, fielen ihr ohne Unterlaß aus den Augen.

Friederike Lafrentz stand wieder vor dem Haus. Sie sah hinauf zum Giebel — die Fensteraugen schienen im Licht der Laterne alle höhnisch zu blinken, die Türnische schien ein Triumphlachen zu bergen. Aber die junge Frau ging ohne Zaudern hinein — einen Augenblick flog sogar etwas wie ein schmerzliches Lächeln um ihre Lippen, als sie in ihrem Handtäschchen ganz mechanisch den wuchtigen krausen Türschlüssel entdeckte — sieh da: nicht mal für diesen Gang nach dem Bahnhof hatte es sie ganz aus den Fingern gelassen. Ja ja, das Haus war eben doch stärker, stärker als sie alle. Es wußte seine Menschen schon zu halten.

Sie hielt die Tür an, daß sie leise und langsam wieder ins Schloß glitt — wer weiß, vielleicht hätte sie jetzt diesen hellen, lärmenden Nachhall doch schlecht überstanden. Nun stand sie auf dem dunkeln Hausflur. Da zog es sie wie zur Rechenschaft in den großen Saal zur linken Seite. Die Läden draußen waren vorgelegt, so herrschte tiefes Dunkel. Friederike tastete nach dem Streichholzbehälter an der Wand, fand ihn und zündete eine der dicken Wachskerzen an, die in dem großen Kronleuchter steckten. Nun huschte der Schein unruhig und zitternd über die Decke. Tiefe ungestalte Schatten wachten auf und begannen ihre ungelenken Tänze.

Die junge Frau schritt ruhelos auf und ab — unter all den alten Bildern hin, die manchmal im flackernden Licht mit irgendeiner leuchtenden Farbe auflebten — hier ein Paar dunkle strahlende Augen, dort eine weiße, feingliedrige Hand, ein brennend roter Stoff oder ein Streifen blonden Haares.

Friederike ballte die Hände und murmelte vor sich hin — plötzlich trat sie mit raschem Entschluß wieder an den Tisch in der Mitte hinan und zündete alle vierundzwanzig Kerzen an, daß ein strahlendes, flimmerndes Licht den weiten Raum durchflutete. So — nun sah sie ihnen allen ins Gesicht — allen — nun sollten sie hören, was sie ihnen zu sagen hatte: „Ich bleibe hier . . . jawohl! Ich muß ja! Kann denn eine Mutter ihr Kind verlassen? Das wußtet ihr wohl, nicht wahr? Aber lacht nicht zu früh, jubelt noch nicht: jetzt fängt der Kampf erst an! Hier unter euren strengen Augen erzieh ich euch den Feind, den Haß . . . den Sieger! Mein Kind . . . meinen Jungen! Es ist ja auch mein Blut in seinen Adern . . . und das will ich pflegen, und das soll triumphieren!"

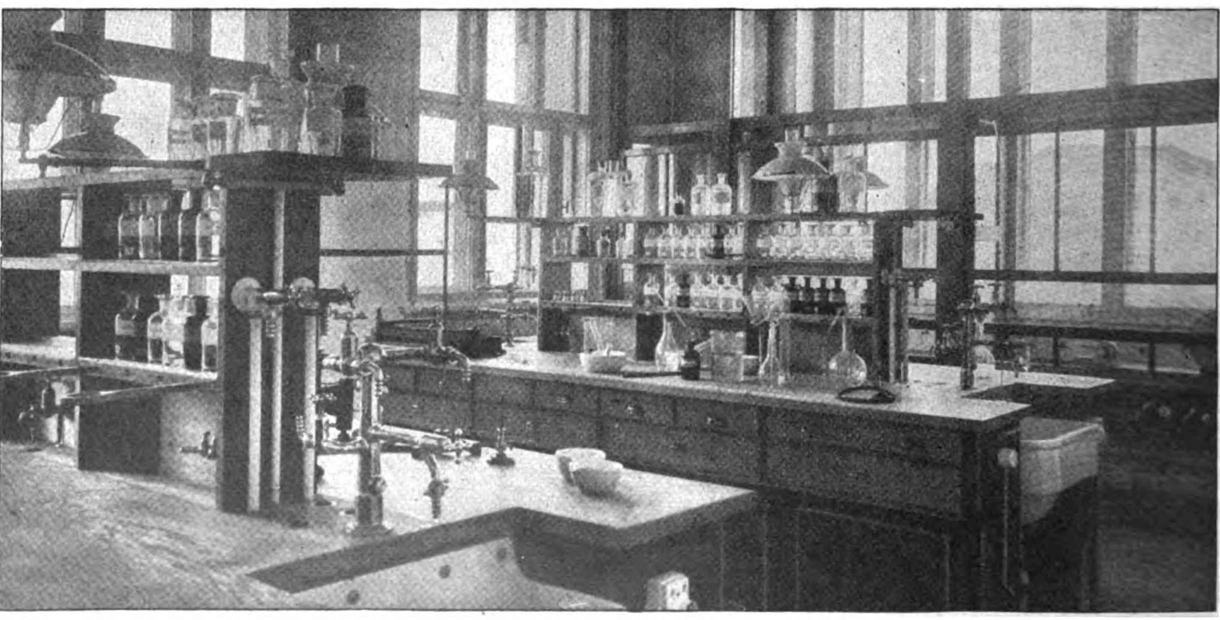
Sie reckte sich tiefatmend auf: „Helf mir Gott, daß ich es durchhalte!" . . .

Nun löschte sie sorgsam eine nach der andern die flackernden Kerzen. Als sie dann wieder in der tiefen Dunkelheit stand, war es ihr, wie wenn weiche, warme Hände sie streichelten. Friederike Lafrentz neigte demütig den Kopf — es war der neue Geist des Hauses.

Das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie.

Hierzu 5 Spezialaufnahmen der „Woche".

Weit draußen vor den Toren der Reichshauptstadt, auf dem luftigen Gelände der Dahlemer Domäne, hat die Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft unter dem Banner ihres kaiserlichen Schirmherrn eine Anzahl von Forschungsinstituten erstehen lassen, die dazu berufen sind, der Naturwissenschaft und der Medizin neue Wege zu



Blick in ein chemisches Laboratorium.

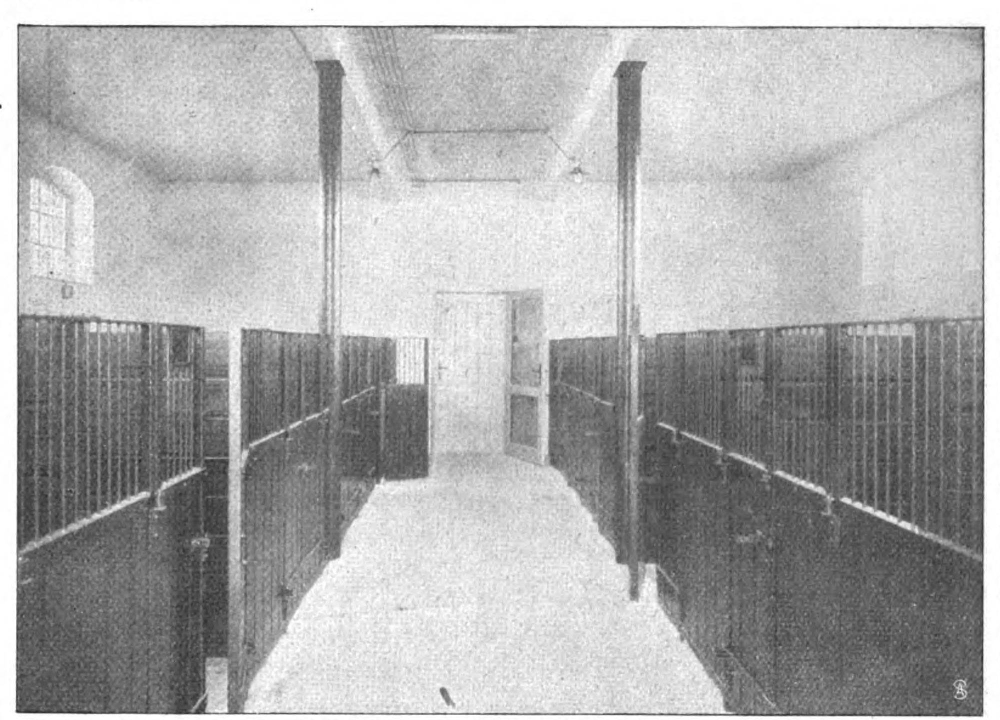


weisen. Bereits vor Jahresfrist ist ein Institut für Chemie und ein solches für physikalische und Elektrochemie dem Betrieb übergeben worden; als drittes im Bund ist ihnen vor kurzem das Kaiser-Wilhelm-Institut für experimentelle Therapie gefolgt. Die Einweihung des prächtigen Baues erfolgte unlängst in Gegenwart des Kaisers.

Es ist die erste Anstalt, die die Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft ganz aus eigenen Mitteln errichtet hat. Nicht einmal volle sechs Monate haben unsere Baukünstler gebraucht, um diesen neuen Tempel der Wissenschaft fertigzustellen, und in dieser knappen Spanne Zeit ist zugleich eine schlechtweg vollendete Inneneinrichtung geschaffen worden, die alle Hilfsmittel der medizinischen Technik in den Dienst des Experiments stellt und dem Forscher das Arbeiten wirklich zu einem Vergnügen macht. Die Baupläne hat der Wirkliche Geheime Oberhofbaurat von Ihne in Gemeinschaft mit dem Leiter des neuen Instituts, Geheimrat von Wassermann, entworfen; die Bauleitung selbst lag in den bewährten Händen des Baurats Guth.

Die ganze Anlage zerfällt in eine Anzahl von Einzelgebäuden, die auf einen Flächenraum von fast 14000 Quadratmeter verteilt sind. Das Hauptgebäude enthält in seinem zweiten Stockwerk die serologisch-bakteriologische Abteilung, in der Geheimrat von Wassermann das Zepter führt. Bei der Anlage und Ausstattung der einzelnen Räume ist nichts vergessen worden, was die außerordentlich subtilen Arbeiten dieses Forschungzweiges zu fördern und zu erleichtern geeignet ist. Gewiß, geniale Entdeckungen sind — wie der Präsident der Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft am Tag der Einweihung scherzhaft sagte — auch schon in einfachen Zimmern, in Waschküchen und auf Dächern gemacht worden; allein wer wollte leugnen, daß günstige Arbeitsbedingungen mit doppeltem Eifer die „Fittiche zu großen Taten" regen lassen! Geheimrat von Wassermann ist — das wissen alle, die ihn kennen — nicht nur ein hervorragender Forscher, sondern auch ein eminenter Praktiker, der mit einem weiten Blick den Sinn für das technisch Brauchbare verbindet. Und so ist in den einzelnen Räumen seiner Abteilung das ganze vielseitige Rüstzeug der „experimentellen Therapie" aufgeboten worden, um den großen Zielen, die sich Wassermann gesteckt hat, näherzukommen. Neben dem Ausbau der modernen biologischen Untersuchungsmethoden vor allem der Kampf gegen die Infektionskrankheiten und gegen eine der furchtbarsten Krankheiten, die das Menschengeschlecht bedrohen, gegen den Krebs! Der geniale Institutsleiter hat bereits vor dem Forum der Berliner medizinischen Gesellschaft über seine Versuche berichtet, den Krebs bei Mäusen durch Einspritzung besonderer chemischer Stoffe in die Blutbahn zur Heilung zu bringen. Die kleinen weißen Nager, die in einem der Laboratorien in ihren Glasgefängnissen hin und her huschen, sind lebendige und zum Teil glücklich geheilte Zeugen dieser therapeutischen Großtat, die — bei aller Zurückhaltung im Urteil —

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. August von Wassermann vor dem Brutschrank.



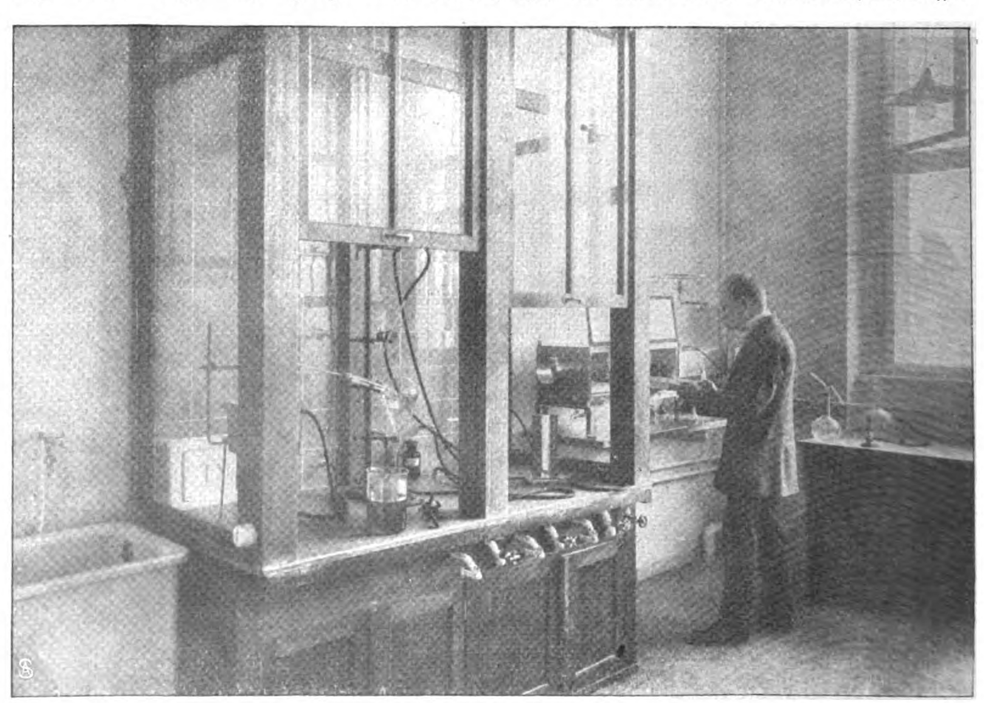
Stall für große Versuchstiere.

Fülle guter und neuer Ideen praktisch durchgeführt. Da sind lustige Laboratorien für die wissenschaftlichen Arbeiter, ausgestattet mit allen Hilfsmitteln, um die chemischen Prozesse im Haushalt des lebendigen Körpers nach ihren letzten geheimnisvollen Gesetzen aufzuklären und die Einwirkung chemischer Stoffe auf den Organismus zu studieren. Am Eingang über den Türen sind Brausen angebracht, die bei Explosions- oder Feuersgefahr den Arbeitenden sofort unter Wasser setzen. Originell ist ein großer Isolierschrank, dessen Glaswände nur den Händen Zugang lassen. Man kann auf diese Weise ohne Gefahr mit giftigen Stoffen experimentieren; die schädlichen Dämpfe und Gase werden durch einen elektrisch betriebenen Ventilator sofort ins Freie abgeleitet. Räume für biologische Lichtbehandlung — ein Gebiet, auf dem Neuberg bereits Hervorragendes geleistet hat — und für Stoffwechseluntersuchungen vervollständigen das Arsenal dieser Abteilung.

Das Sockelgeschoß enthält außer einer geschmackvoll eingerichteten Bibliothek eine Abteilung für kompliziertere Tierversuche, vor allem einen Operationsaal, dessen

immerhin gewisse Ausblicke auch für die Bekämpfung des menschlichen Krebses eröffnet. In einem anderen Raum sieht man die Materialien und Reagenzien, die zur Blutuntersuchung bei Syphilis nach Wassermanns Angaben dienen. Die „Wassermannsche Reaktion" ist heute eins der wichtigsten Hilfsmittel im Kampf gegen die Syphilis geworden und hat den Namen ihres Entdeckers in alle Lande getragen. Ist es nicht wirklich ein ungeheurer Fortschritt der medizinischen Erkenntnis, daß man diese oft ganz versteckt im Körper nistende Krankheit sozusagen aus einem winzigen Tröpfchen Blut herauslesen und rechtzeitig mit Erfolg behandeln kann? Alle Instrumente und Apparate, die an dieser Stätte wissenschaftlicher Forschung benutzt werden, sind nach den strengsten Vorschriften der Präzisionsmechanik gefertigt: Wagen, die noch Bruchteile eines Milligramms erkennen lassen, Brut- und Isolierschränke, raffinierte Heiz- und Beleuchtungsvorrichtungen u. a. m.

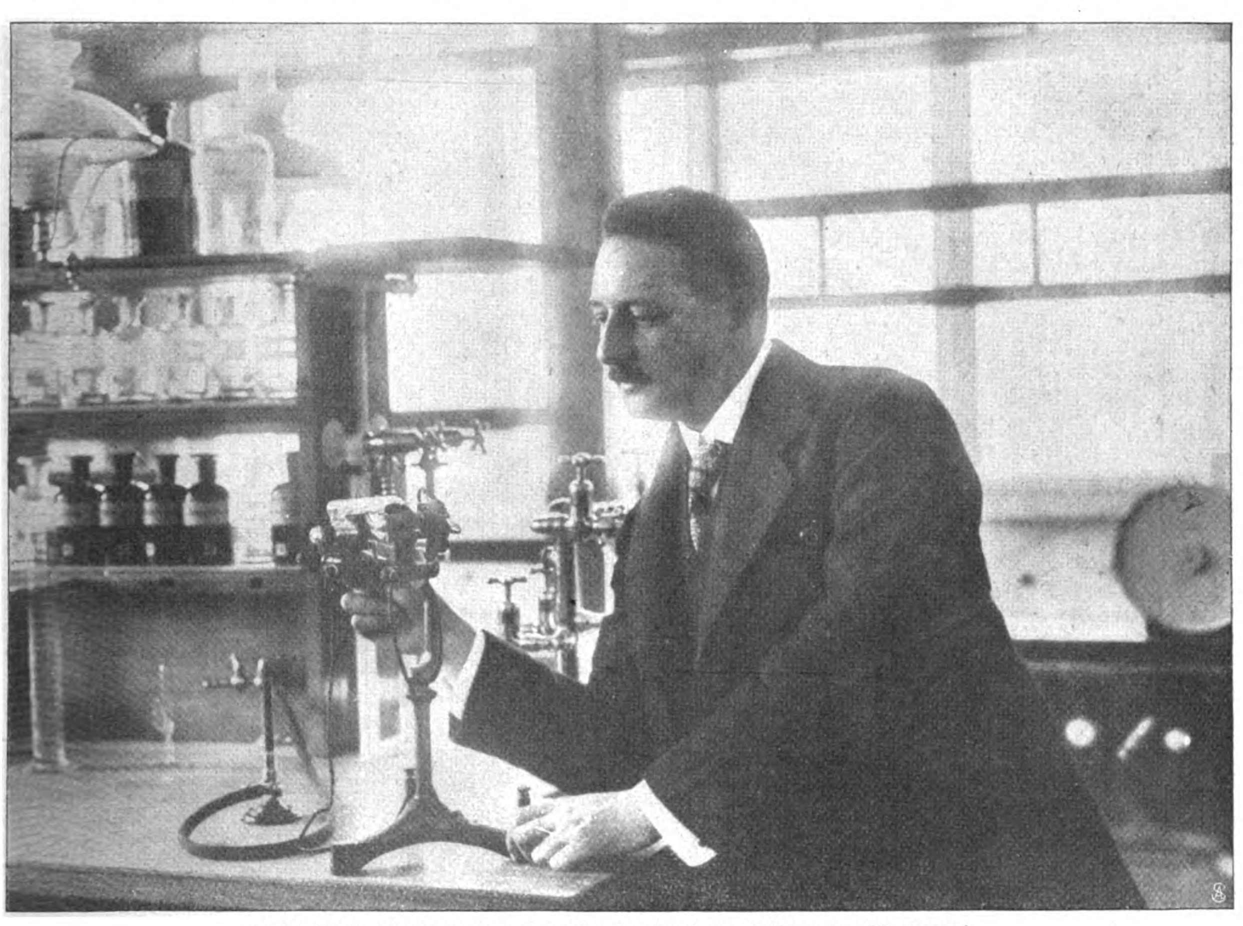
Wie hier, so ist auch in der chemischen Abteilung des ersten Stockwerks, die unter Leitung von Professor Neuberg steht, eine



Raum für Stoffwechseluntersuchungen.

aseptische Beschaffenheit ein sicheres Arbeiten an den Versuchstieren ermöglicht, einen Baderaum für die operierten Tiere und einen Käfig, der so vollkommen zu reinigen ist, daß eine Infektion der Tiere selbst dann nicht erfolgen kann, wenn sie sich den Verband abreißen. Einem wirklichen Bedürfnis entspricht der in diesem Stockwerk eingerichtete Fabrikraum für die chemische Abteilung, in dem die zu Versuchzwecken benötigten Chemikalien fast augenblicklich hergestellt werden können; es entfällt damit das oft lästige und störende Warten auf die Lieferungen auswärtiger Fabriken.

sollen hier auf ihren Gesundheitzustand geprüft werden, bevor sie für Experimente Verwendung finden. Das größere Gebäude stellt den eigentlichen Versuchstall dar. Im unteren Geschoß befinden sich die umgitterten Abteile für größere Tiere, im oberen die Käfige für die kleineren, als da sind Affen, Kaninchen, Meerschweinchen, Ratten und ähnliches Getier. In das Kellergeschoß ist hier ein Verbrennungsofen für Tierkadaver eingemauert, der mit seiner dreifachen Rauchverbrennung jede Belästigung der Nachbarschaft verhütet. Das Pförtnerhaus birgt zu ebener Erde zwei gemütliche



Prof. Dr. Neuberg an der Quarzlampe, die dem Kaiser vorgeführt wurde.

Bis unter den Erdboden reicht das Arbeitsgebiet der schaffensfreudigen Experimentatoren. Hier, in einem vollkommen ausgemauerten Kellergeschoß, befinden sich außer den üblichen Heiz- und Beleuchtungsanlagen Räumlichkeiten, deren Einrichtung jede experimentelle Arbeit bei Null Grad und bei Körpertemperatur ermöglicht. Dazu kommen Räume für elektrolytische Versuche, für explosible Stoffe u. a. m. — alles zweckmäßig in der Anlage und vollkommen betriebsicher.

Zum Institut gehören ferner zwei größere Stallgebäude, die sich, ebenso wie das am Eingang befindliche Pförtnerhäuschen — in ihrer ruhigen Formengebung dem architektonischen Charakter der ganzen Anlage anpassen. Das eine Stallgebäude soll eine Art Quarantänestation für die Versuchstiere bilden; die Vierfüßer — Pferde, Rinder, Ziegen, Hunde usw. —

kleine Wohnungen, die wissenschaftlichen Assistenten oder Gästen unentgeltlich Unterkunft gewähren sollen.

Die Gesamtkosten für die bis in alle Einzelheiten mustergültig gegliederte Anlage beliefen sich auf rund 500000 Mark; der Jahresetat ist mit 75000 Mark angesetzt. Die Verwaltung des Instituts untersteht einem Kuratorium, an dessen Spitze der ärztliche Berater des Kaisers, Generalarzt Dr. von Ilberg, und neben anderen hervorragenden Persönlichkeiten der Ministerialdirektor Dr. Schmidt vom preußischen Kultusministerium und Wassermanns berühmter Freund und Kollege, Exzellenz Ehrlich aus Frankfurt a. M., stehen. Hoffen wir, daß die Worte des Kaisers, der für die leidende Menschheit reichen Segen aus den Arbeiten des neuen Instituts erwartet, in weitestem Umfang in Erfüllung gehen werden.

Dr. B.

Die Diele.

Plauderei von Käthe Damm.

Während man in ganz Niedersachsen und den meisten benachbarten Ländern, auch an der Wasserkante die Bezeichnung „Diele“ niemals ganz aufgegeben hatte, galt sie während einer langen Reihe von Jahrzehnten im übrigen Deutschland, namentlich auch in dem sich nach und nach aus der preußischen Hauptstadt zur stolzen Reichshauptstadt auswachsenden Berlin für altmodisch, für überlebt. Vielleicht haftete diesem Ausdruck sogar etwas Bäurisch-Ländliches an, und diese bäurisch ländliche Erinnerung mußte man in der Metropole allerneuster Kultur vermeiden. Man hatte da den Flur, besonders den Hausflur, und für die Etagenwohnungen den Korridor oder den Gang. Seit man in Berlin allgemein mit Korridoren baute, den „Vorder-“ und den „Hinterkorridor“, zwischen denen die übliche „Berliner Stube“ ein mehr oder weniger helles oder düsteres Leben fristete, kennt man diese oft schmalen, langen, stets ungemütlichen Räume, die zum Passieren, zum Ablegen der Garderobe dienten, aber zum Aufenthalt, geschweige zum gemütlichen Aufenthalt ganz ungeeignet waren.

Allerdings fand sich vor etwa einigen zwanzig Jahren in Villenbauten ein gemütlicherer Eingangsraum und für diesen dann auch die Erinnerung an die niederdeutsche Bezeichnung Diele. Denn das war kein „Entree“, auch kein Gang, auch kein Korridor, das war eben die Diele. Bei der Gewohnheit damaliger Zeit, möglichst weit aus dem Grunde der Vergessenheit die Bezeichnungen hervorzuholen oder sich, wie man lieber sagte, „auf die Vergangenheit zu besinnen“, mußte man natürlich diese Vergangenheit näher bestimmen, um nicht in den Verdacht eines „ungebildeten“ Menschen zu kommen. Und als ein „ungebildeter“ Mensch zu erscheinen, ist dem Großstädter der Gipfel alles Schrecklichen. In dem reizenden, Anfang der 90er Jahre viel gespielten Lustspiel „Zwei glückliche Tage“ führen die Besitzer und Bewohner der neuen Villa die Besucher alle mit den Worten in den großen, freundlichen Empfangsraum: „Das ist nun das, was die alten Deutschen eine Diele nannten.“

Wer also eine „Diele“ noch nicht kannte, konnte sie im deutschen Theater kennen lernen.

Heutzutage aber hat man sich, auch für die Etagenwohnungen in neueren Häusern, wieder auf die Diele, nicht nur auf die Bezeichnung, sondern auch auf ihre Besonderheit, ihre freundliche, anheimelnde und gemütliche Ausgestaltung besonnen; es gibt keine größere oder kleinere moderne „Kulturwohnung“, wo nicht die „helle Diele“ besonders angepriesen wird.

Die Diele ist in gewisser Weise mit der Halle des englischen Hauses nahe verwandt, in der es Kamine, lauschige Plauderplätzchen, bequeme Stühle gibt. Die Angelsachsen haben ihre Diele mit nach Britannien genommen und dort in die Halle verwandelt. Ursprünglich, auch im alten deutschen Haus, war die Diele, die niederdeutsch „Deel“ heißt, die Begrüßungshalle. Damit nahm man ihr aber nichts von ihrem Anspruch, genau so wie die übrigen Räume des Hauses, als Wohngemach zu gelten.

In den norddeutschen Landhäusern, auch wohl in den alten Giebelhäusern der Hansastädte hat die Diele, durch die Jahrhunderte hindurch, diese Eigenart bewahrt. Selbst die Anordnung einer ins obere Geschoß führenden Treppe ist meist so vorgesehen, daß sie die Gemütlichkeit der Diele nicht stört, und diese Dielen sind im Grunde die Vorbilder gewesen für die modernen Hausdielen, die in neuen Bauten an Stelle der früher üblichen Marmorhausflure mit ihrem oft recht geschmacklosen Ausputz entstanden sind. Holztäfelung, warmfarbige Teppiche, zum Sitzen einladende Bänke oder Stühle drücken ihr den Stempel der Eigenart der Wohndiele auf, wenn natürlich sie auch in Miethäusern nicht dazu werden kann. Man findet in diesen neuen Hausdielen den Beginn der Haustreppe nebst Fahrstuhl oft überraschend diskret angeordnet, so daß Treppe und Fahrstuhl den Eindruck des Einladenden der Diele nicht stören. Dennoch kann diese Hausdiele, über die alle Einwohner und Besucher des Hauses ihren Weg nehmen, nicht die Traulichkeit der eigenen Diele der Wohnung aufweisen. Daß die Wohnlichkeit durch die moderne Art, dem Eingangsraum mit einem Fenster Tageslicht zu geben, schon gewährleistet ist, ist ein großer Fortschritt der neuen Wohnungen.

Dennoch spielt die Diele, der Eingangsraum in Stadtwohnungen, nie die Rolle, die ihr in ländlichen Häusern zugewiesen ist, sie bleibt doch ein Zwitterding zwischen Wohnraum und Korridor.

Dazu stempelt sie schon ihre durch die Verhältnisse bedingte mindere Größe. Die Dielen ländlicher Herrenhäuser sind meist sehr groß und geräumig. Was für schöne, eigenartige Dielen habe ich schon in Norddeutschland kennen gelernt. Manche mehr prosaisch, manche höchst romantisch, manche sogar mit einem Schimmer von Poesie, wo man solche gar nicht vermuten konnte. Meist liegen die Dielen gleich hinter der Eingangsveranda, die mit großen Glasfenstern gegen Kälte verwahrt ist. Dennoch fehlt der große Kachelofen, oft mit Kamin oder, wo Zentralheizung ist, die große Heizungsanlage nicht, denn im Winter wird die Diele, deren Fenster mit dicken Friesmänteln verwahrt sind, oft an Stelle des Gartensaals oder Eßsaals zum Speisen benutzt, wenn man ohne Gäste ist. Polsterbänke, leichte moderne Rohrgeflechtmöbel, Truhen, Blumentische und Blumentreppen mit Blumen und Pflanzen, ein großer warmer Teppich, vielleicht auch eine altmodische Kredenz bilden die Ausstattung, die meist nicht besonders stilvoll, aber, weil sie den Persönlichkeiten der Bewohner voll entspricht, immer eigenartig wirkt. Gleich verschieden ist der Wandschmuck. Jagdbilder, Tierszenen, Landschaften, Abbildungen einzelner berühmter Rennpferde oder, sehr instruktiv, längst pensionierte Landkarten, auf denen die Kinder des Hauses in die Geheimnisse der Geographie eingeweiht wurden, Reh- und Hirschkronen, ausgestopfte Vögel, Wandleuchter für Kerzenbeleuchtung oder vielleicht auch hier und dort angebrachte Birnen für elektrisches Licht — das gibt eine bunte Ausstattung. Von der Mitte der Decke aber hängt noch in vielen Herrenhäusern die traditionelle Erntekrone als Segenzeichen während des ganzen Jahres, und selbst wenn sie schon vor der Zeit welk wird — kein Gedanke an ihre vorzeitige Entfernung kommt dem Besitzer und seiner Familie. Und es klingt eigentümlich, wenn die mittlerweile dürr gewordenen Halme und das Rauschgold leise knistern. Die Diele



kann, ihrer ganzen Einrichtung und Anordnung nach, nur Unterhaltungzwecken dienen, schon die Lage hinter der verglasten Eingangsveranda verhindert das Aufstellen von Arbeitstischen zum Schreiben, Malen oder für Handarbeiten. Demzufolge hat die Diele stets ihre Eigentümlichkeit als ein neutraler Versammlungsort für die Familie und ihre Gäste, in dem man sich nur zum zwanglosen Plaudern zusammenfindet. Die Diele ist der Treffpunkt am Morgen, auch für geplante Ausflüge, auf der Diele geht man abends, nach gesellig verbrachten Stunden, auseinander. Auf der Diele stehen, auf Tischen verteilt, in den ländlichen Häusern, denen noch die Segnungen des elektrischen Lichts fehlen, in blankgeputzten Leuchtern und Wachsstockbüchsen die Kerzen oder Wachsstöcke, mit denen Familienglieder und Gäste die Schlafgemächer aufsuchen, auf der Diele werden beim Kommen die Willkomm-, beim Abreisen die Abschiedsgrüße getauscht.

Mitten in der holsteinischen Heide, fern von jeder Stadt, liegt ein einsames Gut mit großem, gemütlichem Herrenhaus. Und die Diele, hinter großem Glasvorhang, hat der Besitzer in besonderer Weise ausstatten lassen mit einer lichtrosa Tapete und einer großen, ampelartigen Lampe mit rosa Glasschirm.

Niemals wurden die Holzläden vor die Fenster gelegt, und wenn man sich auf weiten Heidewegen dem Hof näherte und heftig die scharfen Hunde anschlugen, leuchtete das rosa Licht feenhaft über den einsamen dunklen Weg und bot nach langer, ermüdender Fahrt ein besonders gutes Willkomm.

Ich habe bei einer großen Hochzeit ein frohes, junges Paar vor dem Altar der zur Kapelle umgewandelten Diele stehen sehen, ich habe auf der Diele, die mit ernstem Tannengrün und schwarzem Flor geschmückt war, am Sarg eines allverehrten Gutsherrn gestanden. Von der Diele aus, gleichsam aus dem Mittelpunkt seines Hauses, trugen ihn nach stiller Feier die Förster und Gutsarbeiter zum Friedhof.

Nur schwer verstand sich der an die Bezeichnung „Diele“ gewöhnte Norddeutsche, Hanseate oder Niedersachse oder Mecklenburger oder Friese zu dem Wort „Flur“, der, in anderen Gegenden üblich, doch nicht ganz die Bedeutung der Diele hat. Und die Verbindung dieser beiden Worte brachte einst einen kleinen dreijährigen Mecklenburger in Verlegenheit, der seiner Tante einen Blumenstrauß übergeben sollte mit den Worten: „Das Schönste sucht er auf den Fluren“, stolz verbessernd sagte: „Das Schönste sucht er auf der Diele“.

Außerdem haftet der Diele noch im Sprachgebrauch die Eigentümlichkeit an, die der Bedeutung der Diele als Estrich entspricht, man ist im Haus, im Zimmer, im Saal, aber immer „auf der Diele“.

Die Diele, sei es Wohndiele oder auch nur Begrüßungsraum, der eine besondere Gemütlichkeit vielleicht ausschließt, ist fast immer der Gradmesser für die Bewohner. Schon auf der Diele kann man die Empfindung haben, ob man in ein steifes, ungemütliches Haus oder in ein trauliches warmes kommt, und das erneute Interesse für die Diele und ihre Ausgestaltung wird gewiß von allen deutsche Art liebenden Menschen mit Freude begrüßt.

Bilder aus aller Welt.

Professor Dr. Lemcke, Konservator der Kunstdenkmäler für die Provinz Pommern, beging das 40jährige Jubiläum als Vorsitzender der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde. Die Gesellschaft feierte diesen Tag durch eine Festsitzung.



Phot. Schuhmann.

Prof. Dr. Lemcke,
Stettin, seit 40 Jahren Vorsitzender der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde.



Phot. Saurin Sorani.

Frl. Greta Jonsson,
Elberfeld, wurde als dramatische Sängerin an das Darmstädter Hoftheater verpflichtet.



Ernst Böhe,
wurde vom Großherzog von Oldenburg zum Hofkapellmeister ernannt.



Von links: Ida C. Theresen. Ida von Schulzenheim. Baronin Barnekow.
Der Vorstand des Stockholmer Künstlerinnenbundes in Berlin.



Phot. Perscheid.

Charles Weinberger,
Wien, Operettenkomponist, erhielt das Ritterkreuz des Franz-Josephs-Ordens.



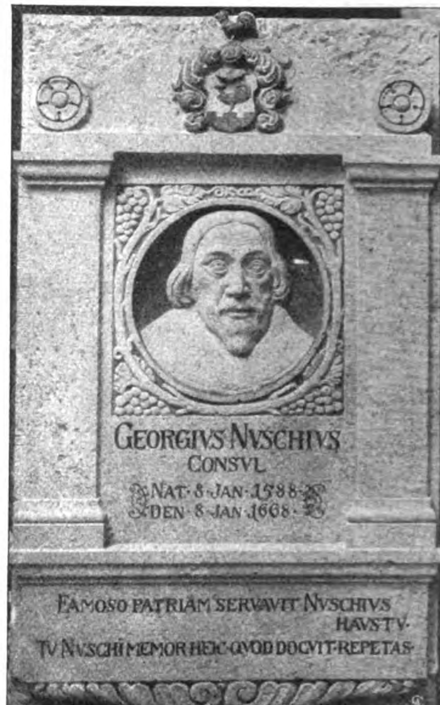
Phot. Willinger.

Charlotte Oehlschlägel,
eine reizende jugendliche Eiskunstläuferin.

Der bekannte Komponist Ernst Böhe wurde vom Großherzog von Oldenburg zum Hofkapellmeister ernannt.

Die beliebte jugendliche dramatische Sängerin des Elberfelder Stadttheaters, Greta Jonsson, wurde auf fünf Jahre dem Großherzoglichen Hoftheater in Darmstadt verpflichtet.

Der Operettenkomponist Charles Weinberger in Wien, der Schöpfer zahlreicher reizender Singspiele, wurde vom Kaiser Franz Josef durch Verleihung des Ritterkreuzes des Franz-Josephs-Ordens ausgezeichnet. Der Künstler hat sein Können stets in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt.



Die Gedenktafel für Altbürgermeister Nusch
in Rothenburg o. d. T.

In Stockholm hat sich ein Künstlerinnenbund gegründet, dessen Vorstand aus den Damen Ida von Schulzenheim, Schriftstellerin, Ida C. Thoresen, Bildhauerin, und Baronin Barnekow besteht.

In einem Berliner Eispalast entzückt allabendlich Charlotte Oehlschlägel, ein junges, graziöses Persönchen, alle Welt durch ihre kaum zu übertreffenden Eislaufkünste.

Bei Bielitz-Biala in den Beskiden wurde das Maria-Theresien-Schutzhaus eröffnet; es ist am Josephsberg gelegen und bietet zahlreichen Touristen Unterkunft. Die Einrichtung des Schutzhauses ist nach den neusten Erfahrungen ausgeführt und gilt als vorbildlich.



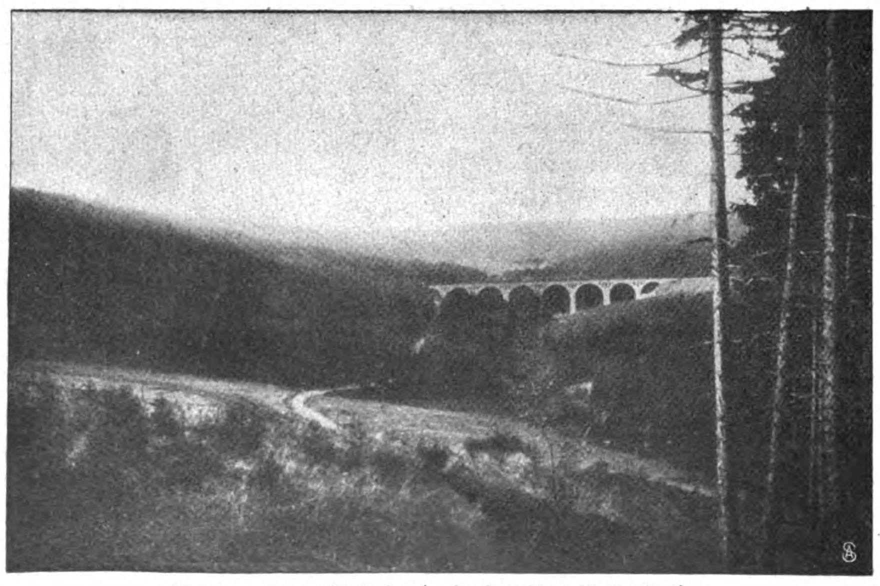
Das neue Erzherzogin-Maria-Theresien-Schutzhaus
in den Beskiden bei Bielitz-Biala.

Altbürgermeister Nusch von Rothenburg ob der Tauber rettete im Dreißigjährigen Krieg durch einen riesigen Trunk seine Stadt vor dem Zorn Tillys. Zur Erinnerung hat man an seinem Geburtshaus, dem Gasthof zum roten Hahn, eine Gedenktafel angebracht. Das Kunstwerk stammt von dem Bildhauer Riedel.

Eine interessante Bahnstrecke ist vollendet worden, die die Verbindung Lauscha—Bock—Wallendorf herstellt und in einem kühnen Viadukt den Rennsteig überschreitet.

Ein anmutiges Familienbild zeigt uns die Aufnahme der Herzogin Viktoria Adelheid von Sachsen-Koburg und Gotha mit ihren vier liebreizenden Kindern: dem Erbprinzen Johann Leopold, der Prinzessin Sibylle, dem Prinzen Hubertus und der jüngstgeborenen Prinzessin Karoline Mathilde.

Zur Einweihung des Völkerschlachtdenkmals war eine aus vielen Mitgliedern bestehende Abordnung des westafrikanischen Kriegerverbandes erschienen und nahm an der erhebenden Feier teil.



Von der neuen Bahnstrecke Lauscha-Bock-Wallendorf.
Der große Viadukt über den Rennsteig.



Hofphot. Münch.

Viktoria Adelheid Herzogin von Sachsen-Koburg und Gotha mit ihren Kindern.

Prinz Hubertus. Prinzessin Sibylle. Prinzessin Karoline Mathilde. Erbprinz Johann Leopold.

Phot. Guido Schwarz.

1. Leutnant d. R. Jaenicke, Lüderitzbucht. 2. Reg.- u. Baurat Oberleutnant d. R. Reinhardt, Windhuk. 3. Schad, Swakopmund. 4. Karsunke, Windhuk. 5. Zollinspektor Hauptmann d. L. Schmolck, Lüderitzbucht. 6. Zahlmeister Wild, Windhuk. 7. Matheis, Okakango. 8. Tamm, Lüderitzbucht. 9. Schubert, Karibib. 10. Hecker, Karibib. 11. Müller, Okahandja. 12. Rößler, Omaruru. 13. Jesch, Lüderitzbucht. 14. Lindinger, Windhuk. 15. Cordes, Swakopmund. 16. Oberländer, Windhuk. 17. Mauruschat, Lüderitzbucht. 18. Heinrich, Lüderitzbucht. 19. Steinmetz, Windhuk. 20. Wetzel, Windhuk. 21. Kiesewetter, Windhuk. 22. Greiner, Swakopmund. 23. Mattusch, Omaruru. 24. Reinhardt, Omaruru. 25. Hagen, Windhuk. 26. Palm, Windhuk. 27. Pingel, Swakopmund. 28. Siebers, Omaruru. 29. Kretschmer, Lüderitzbucht.

Die Abordnung des südwestafrikanischen Kriegerverbandes bei der Völkerschlachtfeier in Leipzig.

Schluß des redaktionellen Teils.

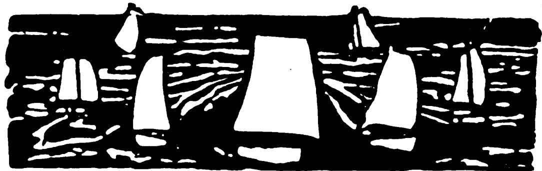


DIE·WOCHE

Nummer 48. Berlin, den 29. November 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.

Seite
Die sieben Tage der Woche 2017
Der sogenannte Gehalt-Schiebevertrag. Von Justizrat Eduard Goldmann 2017
Die Neublüte eines alten Volkes. Menschen und Dinge in Griechenland. Von Professor Eduard Engel 2019
Cecilienhilfe. Von Else von Boettlcher. (Mit Abbildung) 2022
Neues Land im Nordpolgebiet. Von Professor Otto Baschin. (Mit Karte) 2023
Unsere Bilder 2023
Die Toten der Woche 2024
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 2025
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung) 2033
Die Nuance. Theaterplauderei von Adolf Winds 2038
Deutsche Offiziersdamen im Sattel. Von Thea von Puttkamer. (Mit 10 Abbildungen) 2040
Ein Schweizer Nationalpark. Von Anton Krenn. (Mit 8 Abbildungen) 2044
Drei Jäger nach der Pirsch... Skizze von Lo-Lott 2048
Die ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im Belgischen Kongo. Von Emil Zimmermann. (Mit 7 Abbildungen) 2050
Herrenhutmoden. Von Dr. C. Salomon. (Mit 3 Abbildungen) 2053
Bilder aus aller Welt 2056



Die sieben Tage der Woche.

19. November.

Der Kaiser kehrt von Kiel, die Kaiserin von Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel nach Potsdam zurück.

Beim Empfang der Delegationen in der Wiener Hofburg bezeichnet Kaiser Franz Josef die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu allen Mächten als andauernd freundschaftlich und erklärt, der Dreibund habe sich wieder als fester Hort des Friedens erwiesen.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß bei Viktoria heftige Kämpfe zwischen Aufständischen und Bundestruppen stattgefunden haben, von denen mehrere hundert gefallen sind.

General Carranza, der Führer der Rebellen, lehnt jede Verhandlung mit dem Gesandten des Präsidenten Wilson ab und bestreitet gleich Huerta der amerikanischen Regierung das Recht zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Mexikos.

20. November.

In Berlin wird die 15. Hauptversammlung der Schiffsbautechnischen Gesellschaft eröffnet. Der Kaiser ist durch eine leichte Erkältung verhindert, an der Sitzung teilzunehmen.

Der russische Ministerpräsident Kokowzew reist von Berlin nach Petersburg zurück.

Der französische Flieger Jules Védrines fliegt von Nancy nach Prag und passiert dabei, obgleich ihm die Erlaubnis sowohl in Paris wie in Berlin verweigert wurde, die verbotenen französischen und deutschen Grenzzonen.

Der griechische Marineminister tritt wegen Differenzen mit dem Ministerpräsidenten von seinem Posten zurück.

Der mexikanische Kongreß wird in Gegenwart des Präsidenten Huerta eröffnet.

Aus Chikago wird gemeldet, daß amerikanische Truppen zur Bekämpfung eines Indianeraufstandes nach Nebraska entsandt wurden.

21. November.

Die bayrische Kammer der Abgeordneten nimmt die Erhöhung der Zivilliste auf 5,4 Millionen Mark mit 110 gegen 50 Stimmen an.

22. November.

König Alfons von Spanien trifft zum Besuch des Kaisers Franz Josef in Wien ein.

Die Studentenschaft von Valencia beschließt, den Besuch der Vorlesungen einzustellen, weil in Barcelona Kommilitonen wegen Beteiligung an Unruhen verhaftet wurden. Die Universität Valencia wird infolgedessen geschlossen.

Nach Meldungen aus Mexiko verlangt die Militärbehörde in Monterey von den ausländischen Unternehmern eine Abgabe von insgesamt 500000 Pesi.

23. November.

In Spanien greifen die Studentenunruhen um sich. In Madrid kommt es zu Zusammenstößen, bei denen die Polizei von der Waffe Gebrauch machen muß.

24. November.

Aus dem Grubengebiet von Pretoria kommen Nachrichten über Unruhen, bei denen drei plündernde Eingeborne von der Polizei erschossen und 22 verletzt wurden.

25. November.

Der Reichstag nimmt seine Arbeiten nach den Sommerferien wieder auf.

26. November.

Der Kaiser begibt sich zur Jagd nach Schlesien.

In Riesenburg stirbt, 47 Jahre alt, der Reichstagsabgeordnete Zürn.

Der sogenannte Gehalt-Schiebevertrag.

Von Justizrat Eduard Goldmann.

Vor einigen Jahren hat das Reichsgericht eine Entscheidung gefällt, die in Juristen- und Laienkreisen berechtigtes Aufsehen erregt hat.

Es ist bekannt, daß das sogenannte Lohnbeschlagnahmegesetz die Bezüge der im Privatdienst angestellten Personen nur bis zu einem Betrag von 1500 Mark für das Jahr für unpfändbar erklärt, während der Mehrbetrag dem Zugriff der Gläubiger des Angestellten unterworfen ist. In dem der Entscheidung des Reichsgerichts zugrunde liegenden Fall hatte ein Kaufmann, nachdem er in Konkurs geraten war, eine Stellung in einem kaufmännischen Betrieb angenommen. Der Firma war bekannt, daß die Gläubiger des Angestellten erhebliche Forderungen gegen ihn geltend machten, und daß sie das 1500 Mark übersteigende Gehalt mit Beschlag belegen würden. In dem Anstellungsvertrag wurde deshalb dem Angestellten ein Jahresgehalt von 1500 Mark und seiner Frau, die dem Vertrag beitrat, eine Summe von jährlich 1700 Mark, zahlbar in monatlichen Raten, zugesichert. Ein Gläubiger des Angestellten focht diesen Vertrag an und pfändete die der Frau zu zahlenden 1700 Mark. Das Reichsgericht hat die Anfechtung zurückgewiesen und den Vertrag für wirksam erklärt. Seine Entscheidung beruht im wesentlichen auf zwei Erwägungen:

Eine Anfechtung im Sinn des Anfechtungsgesetzes setzt voraus, daß ein Schuldner zum Nachteil seiner Gläubiger etwas aus seinem Vermögen einem Dritten zuwendet. Der Anspruch auf Zahlung der 1700 Mark habe aber nie dem Angestellten selbst zugestanden. Wenn auch die

Zusicherung der Zahlung von 1700 Mark einen Teil der Gegenleistung für die von dem Ehemann zu leistenden und geleisteten Dienste darstelle, so sei doch der Anspruch von Anfang an und ursprünglich nur in der Person der Ehefrau entstanden und nicht durch die Person des Mannes hindurchgegangen.

Auch ein Verstoß gegen die guten Sitten liege nicht vor. „Die Gläubiger eines Schuldners haben keinen von der Rechtsordnung anerkannten Anspruch darauf, daß der Schuldner seine Arbeitskraft zu ihren Gunsten in einer Weise verwerte, die es ihnen ermöglicht, zum Zweck ihrer Befriedigung auf das, was sich als Gegenleistung darstellt, Zugriff zu nehmen."

Diese Entscheidung hat eine Flut von Entgegnungen hervorgerufen, die fast sämtlich die Ansicht des Reichsgerichts einer abfälligen Kritik unterzogen. Man scheute sich nicht, offen auszusprechen, daß der höchste deutsche Gerichtshof böswilligen Schuldnern einen neuen Weg zu Schiebungen zum Nachteil ihrer Gläubiger gewiesen habe.

In der Tat unterliegt, vom rein juristischen Standpunkt aus, die Entscheidung des Reichsgerichts erheblichen Bedenken.

Zunächst erscheinen die Gründe, mit denen das Reichsgericht die Anfechtung ablehnt, wenig überzeugend; sie bewegen sich ausschließlich auf formalistisch-juristischem Boden, ohne die wirtschaftliche Bedeutung dieser Verträge genügend zu würdigen. Denn es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß wirtschaftlich der ganze, von dem Prinzipal zu leistende Betrag, mag er an den Mann oder an die Frau gezahlt werden, den Gegenwert für die Dienstleistungen des Mannes darstellt, daß die Zahlung an die Frau nur mit Zustimmung des Mannes denkbar ist, und daß, jedenfalls vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, eine Zuwendung aus dem Vermögen des Mannes an die Frau vorliegt.

Was den zweiten Grund, auf dem die Entscheidung beruht, anbetrifft, so wird man allerdings dem Reichsgericht darin beipflichten müssen, daß ein Rechtsanspruch eines Gläubigers darauf, daß sein Schuldner für ihn arbeite, nicht besteht. Daß jemand, der in Schulden geraten ist, bestrebt sein muß, durch angestrengte Tätigkeit sich die Mittel zu verschaffen, um seine Gläubiger allmählich zu befriedigen, ist ein Gebot der Moral. Das hat das Reichsgericht natürlich nicht verneinen wollen; es sagt ausdrücklich, daß kein für die Rechtsordnung in Betracht kommender Anspruch der Gläubiger darauf besteht, daß ihr Schuldner seine wirtschaftliche Tätigkeit so ausübt, daß die Gläubiger in der Lage sind, Hand auf seinen Erwerb zu legen.

Diesen Gedanken hat das Reichsgericht in einem anderen Zusammenhang noch schärfer formuliert. Eine häufig vorkommende „Schiebung" besteht bekanntlich darin, daß ein in Vermögensverfall geratener Schuldner das bisher von ihm betriebene Geschäft im Namen seiner Frau als deren Angestellter, oder indem er ihr unentgeltlich Dienste leistet, weiter führt. Auch einen solchen Vertrag hat das Reichsgericht nicht als gegen die guten Sitten verstoßend angesehen. Es sagt, daß ein Gläubiger nicht beanspruchen könne, daß sein Schuldner eine für den Gläubiger günstige Erwerbstätigkeit ausübt oder fortsetzt, wenn der Schuldner dies nicht tun will. „Die gegenteilige Annahme würde zu einer Art moderner Schuldknechtschaft führen, die mit den heutigen Anschauungen, insbesondere den über das Recht zur freien Betätigung der Persönlichkeit, unvereinbar wäre."

Aber es ist auf der anderen Seite nicht zu verkennen, daß das Reichsgericht in jener Entscheidung, in der es die erwähnte Vertragsform ohne jede Beschränkung zuläßt, zu weit geht. Es wäre auf diese Weise dem Schuldner ein Freibrief gegeben, dadurch, daß er den 1500 Mark übersteigenden Betrag seines Gehalts an seine Frau oder einen guten Freund zahlen läßt, die ganze, vielleicht sehr beträchtliche Summe, die er weit über seine Bedürfnisse hinaus bezieht, zu genießen und seinen Schuldnern keinen Pfennig zuzuwenden.

Die scharfen Angriffe, denen das Urteil vornehmlich in der juristischen Fachpresse ausgesetzt war, sind auf das Reichsgericht nicht ohne Einfluß gewesen. Wenn es auch grundsätzlich an seiner ersten Entscheidung festgehalten hat, so hat es doch neuerdings die Ansicht, ob und unter welchen Voraussetzungen ein solcher Vertrag gegen die guten Sitten verstößt, erheblich eingeschränkt. Es formuliert den für die rechtliche Beurteilung dieser eigenartigen, im modernen Verkehrsleben schnell beliebt gewordenen Anstellungsverträge entscheidenden Punkt dahin: „Gegen die guten Sitten verstößt eine solche Vereinbarung dann nicht, wenn der Gesamtbetrag der gewährten Vergütungen nicht das Maß dessen übersteigt, was zum Unterhalt des Dienstverpflichteten und seiner Familie zu einer bescheidenen, dem Stand des Dienstverpflichteten entsprechenden Lebensführung erforderlich ist."

Es wird, sagt das Reichsgericht ein anderes Mal, alles auf die Umstände des einzelnen Falles, insbesondere auch auf die Größe des der Frau zugewendeten Teiles der Vergütung, ihr Verhältnis zu der Größe des dem Mann verbliebenen Teils und zu dem Betrag der Schulden des Mannes sowie auf die Art seiner Familienverhältnisse ankommen.

Hiermit dürfte die richtige Grenze gefunden sein. Man wird der Ansicht des Reichsgerichts, wie sie jetzt ihre, wie man annehmen muß, endgültige Formulierung gefunden hat, nur beistimmen können. Sie wird den schutzwürdigen Interessen aller Beteiligten gerecht und trägt vor allem auch, was besonders betont werden muß, dem Staatsinteresse, dem Gemeinwohl in befriedigender Weise Rechnung.

Es handelt sich um eine gesunde Fortentwicklung des gesetzgeberischen Gedankens, der dem Lohnbeschlagnahmegesetz zugrunde liegt.

Arbeit schafft wirtschaftliche Güter. Die Allgemeinheit hat ein Interesse daran, daß die im Volk vorhandene Arbeitskraft auch wirklich zum Nutzen der Allgemeinheit verwendet wird. Der Staat kann nicht damit rechnen, daß Personen, die, sei es schuldlos, sei es mit ihrem Verschulden, in Vermögensverfall geraten sind, getragen von dem Gefühl einer höheren sittlichen Verantwortlichkeit, ihre Arbeitskraft verwenden werden, um durch ihren Erwerb ihre Gläubiger zu befriedigen; es liegt vielmehr die Befürchtung nahe, daß ihre Arbeitskraft und ihre Arbeitsfreudigkeit gelähmt werden, wenn sie die Früchte ihrer Tätigkeit nicht genießen dürfen, sondern dulden müssen, daß ihr ganzer Arbeitsverdienst ihnen von ihren Gläubigern entzogen wird.

„Nur für meine Gläubiger", so wird ein solcher Schuldner sagen, „arbeite ich nicht, dann gehe ich lieber spazieren." Dadurch können leicht der Allgemeinheit wertvolle wirtschaftliche Güter verloren gehen, ja, es besteht die Besorgnis, daß solche Personen und ihre Angehörigen allmählich auch der öffentlichen Armenpflege zur Last fallen.

Die Vorschrift des Lohnbeschlagnahmegesetzes, das



dem Angestellten wenigstens einen Betrag von 1500 M. jährlich unter allen Umständen sichern will, beruht daher nicht sowohl auf der Fürsorge für diese Personen, sie ist vielmehr im öffentlichen Interesse gegeben. Dies zeigt sich darin, daß die Vorschriften dieses Gesetzes öffentliches, zwingendes Recht, daß sie der Parteidisposition entzogen sind, daß die sonst im Verkehrsleben grundsätzlich bestehende Vertragsfreiheit ausgeschaltet ist. Das Lohnbeschlagnahmegesetz untersagt nicht bloß die Pfändung des Gehaltsanspruchs bis zu 1500 M., sondern es verbietet auch jede Vereinbarung, die gegen diese Pfändungsbeschränkung verstößt. Und noch weiter: Sorgt der Staat auf diese Weise in einem gewissen Sinn für die Aufrechterhaltung der wirtschaftlichen Existenz des Angestellten, so darf er nicht selbst durch eigene Rechtsgeschäfte dies wieder illusorisch machen. Daher darf der Angestellte, soweit die Beschlagnahme seines Gehaltes unzulässig ist, auch nicht selbst über sein Gehalt verfügen. Dies wird im Geschäftsleben oft nicht genügend beachtet. Wenn ein Angestellter sein ganzes Gehalt im voraus auf einen Dritten überträgt und der Prinzipal am Fälligkeitstag dem Dritten Zahlung leistet, so wird er durch diese Zahlung nicht davon befreit, dem Angestellten noch einmal das Gehalt, soweit es unpfändbar ist, also bis zum Betrag von 1500 M. jährlich, zu zahlen. Denn die durch den Angestellten vorgenommene Abtretung ist ein nichtiges, keinerlei Wirkungen erzeugendes Geschäft gewesen.

Das Lohnbeschlagnahmegesetz, das so die wirtschaftliche Existenz der Angestellten stützen und damit zugleich dem öffentlichen Interesse dienen wollte, hat sich jedoch allmählich als ungenügend erwiesen, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Abgesehen davon, daß gegenwärtig ein Betrag von 1500 M. jährlich auch für einen Menschen von geringen Bedürfnissen kaum zur Bestreitung des notdürftigen Lebensunterhalts ausreicht, leidet es besonders an dem Fehler des Schematismus. Die unbewegliche Fixierung des unpfändbaren Gehaltsteils beseitigt die Möglichkeit, die Bedürfnisse und individuellen Verhältnisse des einzelnen zu berücksichtigen. Ein alleinstehender Mann kann, wenn er sich sehr einschränkt, mit einem Betrag von 1500 M. im Jahr allenfalls noch auskommen; der Betrag ist aber völlig unzureichend für einen Angestellten, der nicht nur für sich, sondern auch für eine Familie zu sorgen hat, für den vielleicht mit seiner Stellung noch besondere Aufwendungen für seine Lebensführung verbunden sind.

Dieser Mangel des Gesetzes hat mit Notwendigkeit dazu geführt, nach Vertragsformen zu suchen, durch die das starre Prinzip des Lohnbeschlagnahmegesetzes unschädlich gemacht und ein Mittel gefunden wird, den Arbeitsverdienst des Angestellten ihm und seiner Familie, soweit er zu deren angemessenem Unterhalt erforderlich ist, zu erhalten.

Von dem Gesichtspunkt des öffentlichen Interesses ist daher die Entscheidung des Reichsgerichts, wenn sie auch, rein juristisch betrachtet, sehr erheblichen Bedenken unterliegt, zu begrüßen. Sie sichert die Existenz vieler Familien, sie erhält aufrecht die Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit zahlreicher Angestellten und fördert daher in erheblichem Maß das Gemeinwohl.

Bedauerlich bleibt allerdings, daß ein veraltetes, von der modernen Entwicklung aller Lebensverhältnisse überholtes Gesetz zu solchen immerhin bedenklichen Verträgen genötigt hat, und es ist die Hoffnung auszusprechen, daß die seit einer Reihe von Jahren schwebenden Verhandlungen zu einer zeitgemäßen Reform des Lohnbeschlagnahmegesetzes und zu solchen Vorschriften führen werden, die es ermöglichen, den individuellen Verhältnissen der Privatbeamten in weitgehendem Maß Rechnung zu tragen, und die dadurch die sogenannten „Schiebeverträge" überflüssig machen werden.

***

Die Neublüte eines alten Volkes.

Menschen und Dinge in Griechenland. — Von Professor Eduard Engel.

I.

Die Schicksale des griechischen Volkes seit dem Untergang des Kaisertums von Byzanz sind ein ganz einziger Fall in der Menschheitgeschichte. Weder die Italiener noch die Juden lassen sich, was die Unzerstörbarkeit des Volkstums betrifft, mit dem Leben der Griechen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts irgendwie vergleichen. Mehr als vierhundert Jahre hatte dieses einzigartige Volk unter der kulturfeindlichsten, trostlosesten Barbarenherrschaft hingelebt, und als die große Stunde der Abschüttelung des Jochs geschlagen hatte, vor bald hundert Jahren, da zeigte sich, daß dieses Volk all die Zeit hindurch ein Innenleben geführt hatte, daß sich gegen jede Fremdherrschaft siegreich zu behaupten vermochte. Einzig wie die allseitige Kulturblüte der Griechen im Altertum — so einzig steht die Erhaltung ihres völkischen und sprachlichen Daseins da. Welches zweite Kulturvolk der Erde hat trotz immer neuer Überflutung durch immer neue Völker, trotz wiederholter, jahrhundertelanger Fremdherrschaft den Kern des geistigen Lebens, seine Sprache, so treu bewahrt wie das griechische?

Ebenso erstaunlich aber wie die unzerstörbare Lebenskraft des griechischen Volkes ist die Unwissenheit, die nahezu in ganz Europa über Land und Leute von Hellas herrscht, wenn man bedenkt, daß die gesamte Kulturwelt mit Recht überzeugt ist, wie unzertrennbar unsere höhere Bildung uns mit dem Griechentum verknüpft. Volle sechs Jahre lernen jahraus, jahrein Zehntausende deutscher Knaben und Jünglinge mit heißem Bemühen die griechische Sprache und bekommen doch keine Ahnung davon, daß diese Sprache durchaus nicht tot genannt werden darf, daß sie vielmehr das wunderbarste Beispiel der Unzerstörbarkeit eines sprachlichen Gebildes darbietet.

Wenn Griechenland noch immer, trotz seinen ruhmreichen letzten zwei Kriegen, so unbekannt geblieben ist wie kein zweites Land Europas, so tragen hieran zwei Hauptursachen die Schuld: Griechenlands schlechte Verbindungen mit Europa und der, wie es scheint, unausrottbare Irrtum unsrer Lehrer und ihrer Schüler über die griechische Sprache. Ich wähle mit Absicht den Ausdruck „Verbindungen mit Europa", denn die Griechen selbst drücken sich allgemein so aus. Die Post aus Europa, Briefe und Bücher aus Europa, die Abfahrtzeit des Eisenbahnzuges über Korinth und Patras nach Europa, die Dampferlinien nach Europa — kurz: Griechenland selbst fühlt sich als außerhalb Europas liegend, und in den meisten Ländern Europas hat man nur recht dunkle



Begriffe von einer europäischen Völkerfamilie, zu der auch das griechische Volk gehört. Die räumliche Kluft zwischen Europa und Griechenland ist zwar nicht so breit, wie man gewöhnlich in Deutschland glaubt; sie ist jedoch immer noch breit genug, um die Augenscheinkenntnis Griechenlands ungemein zu erschweren. Die drei zurzeit nach Griechenland führenden Reisewege sind sämtlich mit großen Kosten, mit argem Zeitaufwand und mit allerlei Unbequemlichkeiten verbunden, die dem modernen Reisenden, der anderswo die besten und schnellsten Verkehrsmittel zu seiner Verfügung hat, nicht mehr passen. Der verhältnismäßig bequemste und wenigst zeitraubende Weg aus Deutschland nach Hellas führt in 48 Eisenbahnstunden nach Brindisi und von hier in etwa 20 Stunden zur See nach Patras, worauf abermals eine Eisenbahnfahrt von acht Stunden von Patras nach Athen folgt. Der zweite Weg: mit der Eisenbahn nach Triest und von hier mit den Dampfern des österreichischen Lloyds oder der Gesellschaft Austro-Americana oder etwa der griechischen Dampfergesellschaft Panellinios, hat sich seit einigen Jahren sehr wesentlich dadurch verbessert, daß man nach Triest nicht mehr über Wien zu fahren braucht, wo es mit den Anschlüssen an die Züge vom Norden nicht zum besten stand und steht, sondern daß man seit der Vollendung der Tauernbahn z. B. von Berlin über Tetschen, Linz und Salzburg mit der österreichischen Staatsbahn in etwa 22 Stunden nach Triest zum Anschluß an die Dampfer des österreichischen Lloyds gelangen kann. Indessen auch dieser Weg ist noch nicht von der Art, die der heutige Reisende verlangt: die Dampfer fahren keineswegs täglich, und im besten Fall zwingen sie den Reisenden, aus der Eisenbahn aufs Schiff und dann wiederum auf die Eisenbahn überzugehen. Der dritte Weg endlich, der seit dem letzten Krieg der bequemste sein könnte, der mit der Eisenbahn nach Saloniki und von hier aus mit dem Dampfer geradeswegs nach Piräus, leidet an dem Übelstand, daß auch nach der Eroberung Salonikis durch die Griechen weder tägliche noch unmittelbare Dampferanschlüsse an die Eisenbahn über Pest, Belgrad und Nisch gewährleistet sind.

Dieser Zustand der Ausnahmestellung Griechenlands im Weltverkehr wird spätestens in zwei Jahren sein Ende finden: durch den Bau der kurzen Anschlußlinie zwischen Larissa in Thessalien und dem nächstgelegenen Punkt der Eisenbahnlinie von Monastir nach Saloniki. Der Tag, an dem dieses Verbindungstück — die Strecke von Larissa bis zur ehemaligen griechisch-türkischen Grenze ist schon im Betrieb — dem Verkehr übergeben wird, darf als einer der geschichtlich wichtigsten in der Entwicklung Neugriechenlands gelten, und die griechische Regierung plant schon jetzt eine große Feier zur Ehre dieses Wendepunktes in den Geschicken des aufstrebenden Landes. In höchstens der gleichen Zeit, die man jetzt für die Reise nach Konstantinopel braucht, wird man alsdann aus Deutschland nach Athen fahren können. Welcher ungeheure Umschwung im Reise- und Postverkehr durch die griechische Nordbahn hervorgerufen werden wird, läßt sich heute nur ahnen, nicht annähernd genau berechnen. Ein Blick auf die Karte zeigt dem Leser, daß auch der Weg aus England nach Indien und nach dem fernen Osten später nicht mehr über Brindisi, sondern über Piräus führen wird.

* * *

Leider läßt sich das zweite große Hindernis für die lebendige Kenntnis Griechenlands, die sprachliche Unkunde, nicht so schnell und verhältnismäßig leicht überwinden wie eine enge Lücke im europäischen Eisenbahnnetz. Kommen aber wird und muß endlich einmal und wahrscheinlich als eine Folge der beiden letzten Balkankriege die Zeit, wo man auch in Deutschland das Griechische griechisch aussprechen und dadurch eine irrtümlicherweise für tot gehaltene, räumlich sehr weit verbreitete Sprache mit einem Schlag lebendig machen wird. Schon jetzt aber kann ich nur jedem Hellasreisenden dringend raten: willst du nicht wie ein übelgelaunter Taubstummer durchs Land reisen, so lerne Griechisch oder frische dein einstmals gelerntes Griechisch zeit- und zweckgemäß auf!

Bei einer Reise durch die neuen Provinzen Griechenlands, wie ich sie in diesen letzten Monaten vom äußersten Norden, von der albanischen Grenze, bis zum äußersten Süden, Kreta, gemacht habe, staunt man aufs neue über die völlige nationale Einheit dieses Volkes, wie sie sich mehr noch als in den Sitten und Gesinnungen in der Sprache kundgibt. Die gegenwärtige wie die zukünftige Verwaltung von Epirus, Mazedonien, Thrazien, Kreta und den östlichen Inseln wird durch diese vollkommne sprachliche Einheit wunderbar erleichtert. Die griechische Regierung hat bei der Besetzung der höchsten Beamtenstellen in den neuen Landesteilen gar keine Rücksicht zu nehmen gebraucht auf Unterschiede der Stämme und ihrer Mundarten. Der Statthalter von Epirus, Herr Zografos, ist kein Epirote, der Statthalter von Kreta kein Kreter und so durch alle neuen Bezirke Großgriechenlands. Anderwärts setzt sich nach einer Eroberung großer neuer Landesteile die Verwaltungsmaschine knarrend in Bewegung; in den neuen hellenischen Monarchien haben Verwaltung und Rechtsprechung gleich vom Tage der Besitzergreifung an ihren Gang genommen wie im alten Neugriechenland. Hierin liegt die sicherste Gewähr für die segensreiche und friedliche Fortentwicklung des gesamtgriechischen Reiches. Nirgends wird eine Stimme der Unzufriedenheit mit den neuen Zuständen laut, die doch im schroffsten Gegensatz zu den unter der Türkenherrschaft stehen. Ich übertreibe nicht, wenn ich ausspreche, was jeder, der die neuen Provinzen Griechenlands in diesem Jahr bereist hat, mir sicherlich bestätigen wird: zufriedenere Bürger als die griechischen Einwohner sämtlicher in das Königreich Hellas einverleibter Provinzen gibt es zur Stunde vielleicht in ganz Europa nicht.

Die Bedingungen zu einer Neublüte des politischen, des wirtschaftlichen und des höheren geistigen Lebens sind in dem früheren türkischen Griechenland so günstig wie nur in den höchststehenden alten Provinzen. Politisch ist hier überall Neuland; die der Entwicklung des bisherigen Griechenlands so überaus schädlich gewesene Parteiwirtschaft, die in Wahrheit nur eine Clanwirtschaft war, konnte sich natürlich unter der türkischen Regierung nicht regen. Es gab überall im türkischen Griechenland nur eine Partei: die großhellenisch gesinnte, die die Vereinigung mit dem Königreich Griechenland heimlich oder öffentlich als ihr einziges Ziel anstrebte. Bei den ersten allgemeinen Kammerwahlen, die im nächsten Frühling stattfinden werden — denn noch läuft die Wahlzeit des alten Parlaments — wird ein einziger Name jede Bewegung beherrschen: Veniselos. Es ist rührend, wahrzunehmen, mit wie liebevoller, ja gradezu zärtlicher Dankbarkeit alles Volk im neuesten Griechenland an diesem seinem Befreier und Einiger hängt. Überall prangt in Riesenbuchstaben: „Sito Veniselos!"



an Zäunen, Mauern, ja an einzelnen großen Felsstücken außerhalb der Ortschaften. Während sich unter früheren Ministern jede Unzufriedenheit mit irgendeinem Ereignis der äußeren Politik in heftigen persönlichen Angriffen gegen den leitenden Mann, gegen Delijannis, Trikupis, Rallis, Theotokis, Luft machte, wagt heute keine Zeitung, kein Abgeordneter und kein Politiker auf eigne Faust ein ernstes Wort gegen Venizelos zu richten. Unvergleichlich einheitlicher als einst in Deutschland nach der Wiederaufrichtung des Reichs unter Kaiser und Kanzler ist heute im geeinten Neugriechenland die politische Stimmung, und wie leicht ein Politiker von der ruhigen Besonnenheit und mit der festen Hand, wie sie dem einstmaligen kretischen Rebellenführer Venizelos eigen sind, dieses in seinen seelischen Tiefen erschütterte und umgewandelte Volk auf einer neuen Bahn der Kultur emporzuführen vermag, das wird auch dem Fremden klar, der in diesen Zeiten mit den Vertretern der verschiedensten Stände über Griechenlands Zukunft spricht.

Durch das ganze griechische Volk geht es jetzt wie eine hochschwellende Frühlingshoffnung. Ohne Prahlerei, ohne Größenwahn, wie er in dem einen und dem andern Balkanland sich im letzten Jahr so unangenehm breitgemacht hat, verkünden jetzt die geeinten Griechen, daß nach der Erfüllung fast aller ihrer Jugendträume eine neue Zeit für den Hellenismus in der Welt angebrochen ist. Für die Wissenschaft und die Kunst, für Handel und Verkehr, für die Hebung des Volkes in seinen ärmsten Ständen regen sich jetzt überall Bestrebungen, die zu schönen Hoffnungen berechtigen. Der Grieche kommt an Schonungslosigkeit in der Selbstkritik gleich hinter dem Deutschen. Sehr wohl kennen die gebildeten Hellenen die mancherlei kleinen und großen Gebrechen ihres Stammes, und nach dem schon Geleisteten zu urteilen, namentlich auf dem Gebiet der sozialen Aufsicht und Fürsorge, ist jetzt, wo eine Art von politischem Gottesfrieden in die Seele dieses zersplitterten Volkes eingezogen ist, noch vieles Erfreuliche zu erwarten. Für die nichtgriechische Welt ist wohl das wichtigste der von der griechischen Regierung unterstützte Plan einer Gesellschaft zur Hebung des Fremdenverkehrs, dessen allererste Aufgabe die Schaffung eines über das ganze Land verbreiteten Netzes anständiger Gasthäuser sein soll. Was dies für die Umgestaltung der Reiseverhältnisse in Griechenland zu bedeuten hat, wird jeder zu schätzen wissen, der sich inmitten der erhabensten Naturschönheiten dieses Landes über die noch immer andauernde Rückständigkeit seines Gasthauswesens empört hat.

Indessen hiermit soll es nicht abgetan sein; denn nicht eher kann Griechenland gleichberechtigt in die Reihe der europäischen Reiseländer eintreten, als bis seine Hauptverkehrsmittel, die Inlandsdampfer, sich den Bedürfnissen der vor allem andern Sauberkeit fordernden Reisenden angepaßt haben. Dies ist eine der wichtigsten Aufgaben Griechenlands schon für die nächste Zukunft, und durch die Erwerbung der weit auseinander gelegenen neuen Provinzen wird diese Reform immer dringender. Auch die Griechen der wohlhabenderen Stände schämen sich der schmutzigen Dampfer, mit denen jetzt so weite Reisen wie von Piräus nach Saloniki oder von Patras nach Santi Quaranta, Kreta und Chios, gemacht werden müssen, wenn man nicht, wie es jetzt leider noch notwendig ist, gutes griechisches Geld, das ja seit einem Jahr ebenso hoch im Kurs steht wie fremdes Gold, ausländischen Dampfergesellschaften opfern soll. Eine große griechische Reederei hat mit dieser überaus wichtigen Reform des Dampferwesens den Anfang gemacht: die „Ethniki“ (Nationale), die große saubere Schiffe von Piräus über Kalamata und Patras nach Neuyork entsendet und glänzende Geschäfte macht. Was sich für Deutschland und England längst von selbst versteht: die Reinlichkeit im Schiffsverkehr, das ist für Griechenland noch eine der Hauptaufgaben der Zukunft, und daß man grade jetzt ihre Wichtigkeit zu begreifen anfängt, erscheint mir als ein sicherer Beweis der Entwicklungsfähigkeit des griechischen Volkes, dessen geringer Sinn für Sauberkeit leider sprichwörtlich geworden ist. Die Griechen werden, ich zweifle nicht daran, auch auf diesem Gebiet aufwärts schreiten, wie sie es im Eisenbahnwesen in den letzten Jahren offensichtlich getan haben. Die griechischen Eisenbahnen können sich in allen Ehren mit den italienischen und französischen in der Bequemlichkeit und Sauberkeit messen, und in Epirus hat die Statthalterei ein Netz des Kraftwagenverkehrs geschaffen, das bei der Kürze der Zeit und der Zuverlässigkeit des Betriebes Bewunderung verdient.

Schwerlich ist einem Volk sein gleichberechtigtes Dasein unter den Völkern der Gegenwart so sauer gemacht worden wie den Griechen. Bis zu ihrem blutigen Befreiungskriege von 1821 bis 1828 hatte man sich in Westeuropa um sie nicht mehr gekümmert als um die Chinesen und Japaner. Als dann Griechenland durch eigne Kraft und zuletzt durch das Eingreifen Englands frei geworden war, da ging durch das zuschauende Europa ein seltsames Verwundern und Enttäuschtsein. Nicht darüber, daß trotz mehr als tausendjähriger Knechtschaft, zuletzt 400 Jahre unter dem grausamen Türkenjoch, jenes von aller Welt verlassene kleine Volk seinen Glauben, seine geschichtlichen Erinnerungen und über allem seine Sprache treu bewahrt hatte. Auch nicht darüber, daß das neugriechische Volk unter dem furchtbaren Druck einer barbarischen Fremdherrschaft etwas aus den Tiefen der Volksseele heraus geboren hatte, was ihre Vorfahren seit den Tagen von Marathon und Salamis bis zu denen von Crassus und Nero niemals besessen hatten: das leidenschaftliche Hochgefühl eines gemeinsamen hellenischen Vaterlandes. Wohl aber verwunderten und grämten sich unsere enttäuschten Großväter, daß die aus der entsetzlichsten Knechtschaft, aus Blut und Trümmern mühselig auferstehende Nation der Neugriechen nicht von heute bis zum nächsten Dienstag eine Volksvertretung von Phokionen und Demosthenessen, keinen Phidias, Lysippos noch Iktinos, auch keinen Äschylos oder Sophokles hervorbringen wollten. Als gar die Griechen mit ihrem kleinen Heer auf eigne Faust den tollkühnen Krieg von 1897 gegen die übermächtige Türkei gewagt und verloren hatten, da stand es für Europa, besonders für Deutschland, das Land mit dem fast ausschließlichen Sinn für greifbare Tatsachen, fest, daß Griechenland in den Rechenexempeln der Weltpolitik niemals auch nur die kleinste Rolle spielen könne. Wie einst Italien als „das Land der Toten“, wie bis zum Jahr 1866 Deutschland als das Land der idealen Träumer gegolten hatte, so galt bis vor 14 Monaten Griechenland für einen gar nicht in Betracht kommenden abgelegenen Erdwinkel. Es gibt aber keinen überzeugenderen Beweis als eine nette kleine Tatsache, und diese Tatsache sehen wir jetzt in lebendiger Wirksamkeit vor uns. Der bescheidene Venizelos lehnt mit Recht den ihm oft aufgehalsten Vergleich mit Bismarck oder Cavour ab; man denke sich aber hinter Venizelos statt eines Volkes von 5½ Millionen eins von 35, so erscheint der Vergleich keineswegs so ganz unpassend.

Die griechische Kriegsflotte ist in stetem Wachsen begriffen, und die argwöhnische Angst der Italiener, Griechenland könne an der Westküste von Epirus einen Kriegshafen schaffen, ist ein Beweis für die gründlich veränderte Rolle, die das Königreich Griechenland im Mittelmeer zu spielen begonnen hat. Die griechische Handelsmarine ist schon längst für das Mittelmeer von fast beherrschender Bedeutung geworden: seine mehr als 1000 größeren Segelschiffe mit über 200,000 Tonnen Gehalt, seine 250 Dampfer mit nahezu 300,000 Tonnen verdrängen langsam, aber sicher die italienische Handelsflotte aus den östlichen Gewässern Europas, und in neuster Zeit hat sich Griechenland durch seine Schiffahrtsgesellschaft Ethniki (Nationale) einen Platz unter den Handelsflotten des Weltverkehrs erobert: die Dampfer dieser Gesellschaft nehmen es mit jedem italienischen Dampfer der transatlantischen Fahrt auf und reißen den Auswandererverkehr aus den Ländern Südosteuropas mehr und mehr an sich.

Cecilienhilfe.

Von Else von Boetticher.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Kronprinzessin Cecilie hat nach eigensten Ideen und mit Hilfe erfahrener Sachverständiger ein Wohlfahrtsunternehmen ins Leben gerufen, das sich an die weitesten Kreise unseres Volkes wendet und unter Höchstihrem Protektorat stehend demnächst seine öffentliche Tätigkeit beginnen soll.

Die „Cecilienhilfe" verfolgt den Zweck, notleidende Personen und Einzelfamilien, für die der Staat und die öffentliche Armenpflege nicht in genügender Weise eintreten oder eintreten können, vor sittlichem und sozialem Niedergang zu bewahren, und wendet ihre Fürsorge insbesondere den Hilfsbedürftigen zu, die sich aus nicht unberechtigten Gründen scheuen, ihre Notlage der Oeffentlichkeit preiszugeben.

Sie erstrebt — ohne Gründung neuer Vereine — ihren Zweck durch Zusammenfassung aller nach dem gleichen Ziel strebenden Vereinigungen und Kräfte zu einheitlicher, planmäßiger Hilfsarbeit und die Aufbringung der dazu erforderlichen Geldmittel. Sie will die Sorge für Kranke und Genesende übernehmen, Arbeitsuchenden passende Beschäftigung vermitteln und die Unterbringung altersschwacher, siecher oder hilfsbedürftiger Personen veranlassen, wobei die Anstalten der ihr beigetretenen Vereine eventuell in Anspruch genommen werden können.

Barunterstützungen sollen nur ausnahmsweise gewährt werden, da die hohe Begründerin nicht Almosenempfänger erziehen, sondern der Armut vorbeugen will. Nicht unachtsam an unseren Nebenmenschen vorübergehen sollen wir, sondern teilnehmend ihre Not lindern und ihnen in unauffälliger Weise helfen, wo es not tut. So kann die „Cecilienhilfe" erziehend nicht nur auf die Hilfsbedürftigen, sondern auch auf die Helfenden wirken.

Je mehr Vereine sich der Cecilienhilfe anschließen, um so umfassender kann ihr Arbeitsgebiet sich gestalten. Denn in unserer Zeit der Organisationen müssen auch die Wohlfahrtsvereine sich in die Hände arbeiten, da sie dann viel mehr erreichen und nur dann ihre Hilfe stets am rechten Ort geleistet werden kann.

Laufende Beiträge werden von der „Cecilienhilfe" nicht erhoben, sondern ihre Einnahmen werden durch Schenkungen und Veranstaltungen erzielt.

Die Vereinigung soll sich über ganz Deutschland erstrecken und außer dem Hauptverband, der seinen Sitz in Berlin hat, aus Provinzialverbänden bestehen, die von den Oberpräsidenten der Provinz geleitet werden. Der Hauptvorstand besteht aus Vertretern der zu dem Hauptverband gehörigen Vereinigungen und aus Mitgliedern, die von der Protektorin aus allerhöchstem Vertrauen in den Hauptvorstand berufen werden.

Zum Vorsitzenden des Hauptvorstandes berief Ihre Kaiserliche Hoheit aus allerhöchstem Vertrauen den Fürsten zu Solms-Baruth, den Wirklichen Geheimrat von Dombois, das Mitglied des Herrenhauses Franz von Mendelssohn und Frau Hedwig Heyl. Herr von Dombois wurde zum Schatzmeister erwählt, Herr von Mendelssohn zum Stellvertretenden Schatzmeister. Das Amt eines Stellvertretenden Vorsitzenden übernahm der Generaloberst von Lindequist, das des Schriftführers Generalarzt Dr. Werner und das des Stellvertretenden Schriftführers Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Kühne, das eines Beisitzers Ministerialdirektor a. D. Just. Ferner gehören zum Hauptvorstand als Vertreter großer Vereinigungen: General der Kavallerie von Pfuel, Gräfin Charlotte von Itzenplitz, Kammerherr von Luck, Major von Rothkirch, Oberstleutnant z. D. Knothe, Geheimer Regierungsrat Hintsch, Generalleutnant z. D. von Ammern, Kabinettsrat Freiherr von Spitzemberg, Monseigneur Dr. Berthmann und Geheimer Oberregierungsrat Dr. Würmeling.

Das Zentralkomitee soll seinen Sitz in Berlin haben und wird wahrscheinlich mit den Vorständen der Provinzen Berlin und Brandenburg vereinigt werden. Der Polizeipräsident



von Berlin soll den Vorsitz über die Abteilung Berlin übernehmen, der Oberpräsident von Konrad den über die Provinz Brandenburg.

Jeder Verein, dessen Tendenzen den obengenannten entsprechen, und der sich der „Cecilienhilfe" anschließen will, wird aufgefordert, sich bei der Zentralstelle Berlin W 35, Am Karlsbad 23, zu melden.

Um dem neuen Unternehmen die nötigen Geldmittel zu schaffen, ist beschlossen, Weihnachtsmarken mit dem Bild der Kronprinzessin herauszugeben, die in den nächsten Tagen herauskommen und nur bis zum 1. Januar im Verkauf sein, im nächsten Jahr aber durch neue Marken ersetzt werden sollen. Sie sind in der Reichsdruckerei mit größter Kunst hergestellt. Der Entwurf stammt von Hans Koberstein, Dahlem, mit Benutzung des Bildnisses der Kronprinzessin von B. von Szankowski. Ueber dem lieblichen Kopf Ceciliens erblicken wir die Verkündigung des Heils an die Aermsten, die Hirten. Rosen der Liebe umgeben das Bild der Kronprinzessin und umranken die Dornen des Leidens.

Indem die Kronprinzessin dem Werk nicht nur ihren Namen gab, sondern auch ihr Bildnis herlieh, will sie nicht nur das Wohlwollen beweisen, das sie dem Volk entgegenbringt, sondern hofft auch, die „Cecilienhilfe“ zu einem volkstümlichen Werk zu gestalten, an dem ganz Deutschland sich gern und freudig beteiligt. Durch den Verkauf der Marke soll jedem eine kleine Steuer auferlegt werden, die ihn nicht belastet, ihn aber doch mitwirken läßt an dem Unternehmen, das dem Wohl der Gesamtheit dienen soll. Vereine und Geschäfte, die die Marke vertreiben wollen, werden gebeten, sich an die Zentralstelle, Am Karlsbad 23, zu wenden.

Außerdem soll zum Besten der „Cecilienhilfe“ eine Postkarte verkauft werden, die gleichfalls mit dem Bildnis der Kronprinzessin geschmückt ist und die Geburt Christi, des großen Führers der Nächstenliebe, darstellt. Auch sie ist in der Reichsdruckerei hergestellt und in Feinheit der Farbe und Ausführung unvergleichlich schön geraten.

Ferner hat Ihre Kaiserliche Hoheit im Kunstgewerbehaus Moritz Stumpf & Sohn, Danzig, nach eigenen Angaben die Anfertigung von Porzellangeschirr angeregt, das zum Besten der „Cecilienhilfe“ demnächst in den Handel kommen soll. Auf Tellern aller Größen, Tassen, Vasen und Dosen finden wir die Silhouette der Kronprinzessin, umrahmt von einem blauen Empireornament. Das Geschirr soll zu kleinen Preisen, 1,50 bis 3 Mark das Stück, verkauft werden.

Bald werden die Gaben der „Cecilienhilfe“ uns allen zugänglich sein. Mögen sie vom Geist gebefreudiger Weihnachtsliebe erfüllte Käufer und ihren Weg in alle deutschen Häuser finden. Mit Eifer und Liebe wurde das Werk von der hohen Protektorin begonnen. Möge das ganze Volk ihr mit Eifer und Liebe zur Seite stehen!

○○○

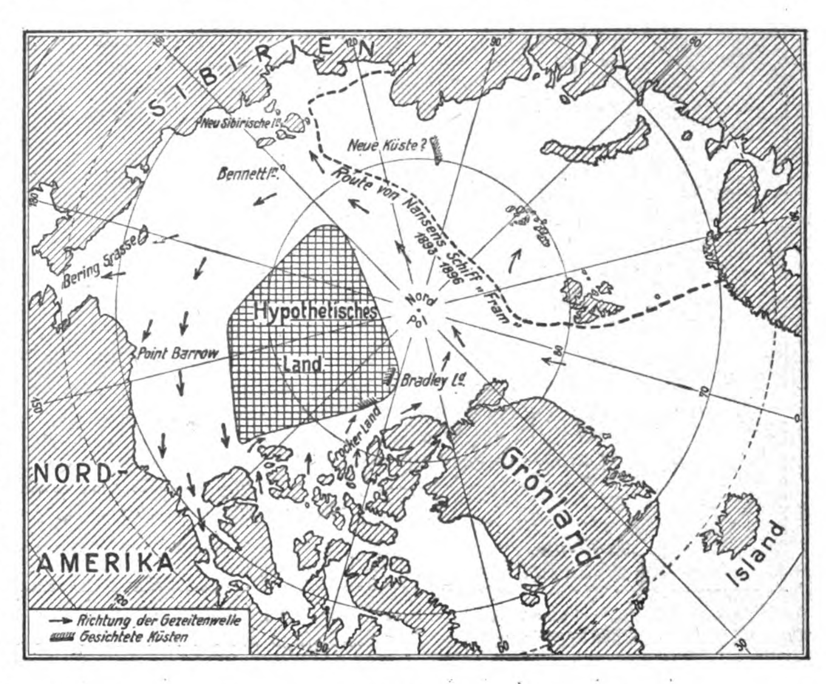
Neues Land im Nordpolgebiet.

Von Professor Otto Baschin. — Hierzu obenstehende Karte.

Der bekannte norwegische Polarforscher Fridtjof Nansen hat auf seiner kühnen und erfolgreichen Reise, die er in den Jahren 1893—1896 auf dem Schiff „Fram“ durch das Nordpolargebiet ausführte, den Nachweis geliefert, daß der arktische Ozean nicht, wie man bis dahin vielfach angenommen hatte, eine Flachsee mit mehreren Inselgruppen, sondern im Gegenteil ein tiefes inselfreies Meeresbecken ist, was die Existenz eines ausgedehnten Festlandes in der Nähe des Nordpols ziemlich unwahrscheinlich machte. Die gelegentlich im hohen Norden bemerkten Andeutungen von Land, wie z. B. das von Peary im Jahr 1906 in der Ferne gesehene Crocker-Land sowie das von Cook 1908 noch weiter nördlich gesichtete Bradley-Land, fanden nur wenig Beachtung oder wurden absichtlich ignoriert, so daß wir sie auf vielen Karten des Nordpolargebiets vergeblich suchen.

In diesen Tagen jedoch ist eine telegraphische Nachricht aus Fort St. Michael an der Ostküste von Alaska bekannt geworden, nach der der russische Kapitän Wilkitzki mit den Schiffen „Taimyr“ und „Waigatsch“ eine neue Küste nicht nur von weitem gesehen, sondern sicher festgestellt und auf eine Erstreckung von 200 Seemeilen verfolgt hat. Die Lage des neuen Landes ist in dem Telegramm zu 102 Grad Ost zwischen 78 und 81 Grad Nord angegeben und hinzugefügt worden, daß es sich um ein Land handle, dessen Größe mit der Grönlands vergleichbar sei. Ein Blick auf unsere Kartenskizze zeigt indessen, daß diese Schätzung ganz beträchtlich übertrieben sein muß, denn zwischen der Küste von Nordsibirien und der Route des Schiffes „Fram“ ist kein Platz, selbst für ein Land von viel geringerer Ausdehnung.

Nun liegt aber noch die Möglichkeit vor, daß die Angabe über die geographische Länge auf einem Depeschenfehler beruht. Wenn dies der Fall wäre, so könnte es sich möglicherweise um den nördlich von der Bennett-Insel oder der Beringstraße gelegenen Teil jenes Landes handeln, dessen Existenz der amerikanische Geophysiker R. A. Harris aus Beobachtungen der Ebbe und Flut im Nordpolarmeer geschlossen hat. Lage und Umrisse dieses hypothetischen Landes hat der genannte Gelehrte vornehmlich aus der durch Pfeile bezeichneten Fortpflanzungsrichtung der Gezeitenwelle berechnet. Seine theoretischen Erwägungen führen ihn zu einem Gebiet von etwa $1^1/_4$ Millionen Quadratkilometer. Die Positionen von Crocker-Land und Bradley-Land passen ziemlich gut in die theoretischen Umrisse hinein.



Nachträglich wird bekannt, daß die übertriebene Schätzung der Größe des neuentdeckten Landes falsch, die Position dagegen richtig ist. Danach muß man annehmen, daß es sich um einen Teil jenes in seiner ganzen Ausdehnung noch unbekannten arktischen Archipels handelt, der nach der Ansicht des verstorbenen großen schwedischen Polarforschers Freiherrn A. E. v. Nordenskiöld das sibirische Eismeer im Norden gegen das offene Polarmeer gewissermaßen abschließt. Mit Spannung darf man daher den ausführlichen Nachrichten über diese wichtige Entdeckung entgegensehen.

Unsere Bilder

Konteradmiral von Rebeur-Paschwitz (Abb. S. 2025) wird seine Tätigkeit als Direktor der Marineakademie für einige Zeit unterbrechen und das Kommando des deutschen Auslandsgeschwaders auf der Fahrt nach Südamerika übernehmen.

Prinz Wilhelm zu Wied (Abb. S. 2027) hat sich bereiterklärt, den Thron des selbständigen Fürstentums Albanien zu besteigen; er ist der ausgesprochene Kandidat der Großmächte.

König Alfons von Spanien (Abb. S. 2029), der gegenwärtig in Wien weilt, hat sich zuvor in Frankreich aufgehalten und in Rambouillet an einer Jagd mit dem Präsidenten Poincaré und seinen Vorgängern Fallières und Loubet teilgenommen.

Miß Jessie Woodrow Wilson (Abb. S. 2028), die Tochter des amerikanischen Präsidenten, hat sich am 25. November mit Herrn Francis B. Sayre vermählt.

Fasanenjagd beim Fürsten Lichnowsky (Abb. S. 2027). Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat in diesen Tagen an einer Fasanenjagd beim Fürsten Lichnowsky teilgenommen.

Dr. Leo (Portr. S. 2028), der Präsident der österreichischen Delegation, hat bei dem Empfang der Delegationen in der





Die Mitglieder erheben sich zu Ehren der Verstorbenen und der Opfer der Zeppelinkatastrophen.

Eröffnungsitzung des Reichstags am 25. November. — Spezialaufnahme der „Woche".

Wiener Hofburg an **Kaiser** Franz Josef eine Ansprache gerichtet, die einiges Aufsehen erregt hat.

Ein bulgarisch-französisches Duell (Abb. S. 2026). Der bekannte französische Schriftsteller Pierre Loti hat während der Balkankriege in heftigen Artikeln gegen die Bulgaren den Vorwurf unerhörter Grausamkeiten erhoben, den diese als völlig unbegründet zurückweisen. Der bulgarische Leutnant Torcom forderte Loti. Georges Breitmayer hat sich in Vertretung mit Torcom geschlagen. Torcom wurde leicht verletzt.

Ein Wohltätigkeitsfest in Hamburg (Abb. S. 2029). Die Abteilung Hamburg des Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien hat zur Förderung ihrer Zwecke eine große Chrysanthemumausstellung und auf dieser ein großes Wohltätigkeitsfest veranstaltet, das einen äußerst gelungenen Verlauf nahm. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg und Gemahlin wohnten dem Fest bei.

Miß Helen Huntington (Portr. S. 2026). Der amerikanische Milliardär Vincent Astor hat sich vor kurzem mit Miß Helen Huntington verlobt; wir bringen ein Bild der jungen Braut.

Der Champion der deutschen Herrenreiter (Abb. S. 2028) ist in diesem Jahr Leutnant von Moßner von den Darmstädter Dragonern geworden, der bei 206 Ritten 55 Siege zu verzeichnen hatte.

Mathilde Marchesi (Portr. S. 2030). In London ist, 87 Jahre alt, Mathilde Marchesi gestorben, eine der hervorragendsten Vertreterinnen der italienischen Gesangskunst.

Willy Ferrero (Abb. S. 2030), das neuste musikalische Wunderkind, hat in Petersburg das größte Aufsehen erregt. Ferrero dirigiert Beethoven und Wagner in vollendeter Weise.

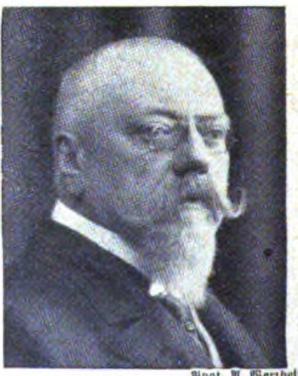
„Her little Highneß" (Abb. S. 2031), eine neue Operette des amerikanischen Komponisten De Koven, hat bei ihrer Erstaufführung im Neuyorker Liberty-Theater großen Erfolg gehabt.

„Le Phalène" (Abb. S. 2032), zu deutsch „Der Nachtfalter", ein neues Stück von Henri Bataille, hat bei seiner Erstaufführung am Vaudeville-Theater in Paris freundlichen, wenn auch nicht ungeteilten Beifall gefunden. Ein gewisses Interesse erregt das Stück beim Publikum, weil man annimmt, daß sich Bataille für die von Frl. de Bray gespielte Hauptrolle die russische Malerin Marie Bashkirtseff zum Modell genommen hat.

Eine Sportwoche in Tsingtau (Abb. S. 2032). Im vorigen Jahr wurde in Tsingtau aus Anlaß des Besuchs des Prinzen Heinrich von Preußen zum erstenmal eine internationale Sportwoche veranstaltet, der neuerdings eine zweite gefolgt ist, die recht guten Sport aller Art bot.

Personalien (Portr. S. 2028, 30 u. 32). Der Dichter Oskar Loerke ist in diesem Jahr durch Verleihung eines Preises aus der Kleist-Stiftung ausgezeichnet worden. — Der Direktor der Aktiengesellschaft C. H. Knorr in Heilbronn a. N., Gustav Pielenz, feiert am 1. Dezember sein fünfundzwanzigjähriges Geschäftsjubiläum. — Dr. Frhr. Ludwig von Flotow wurde als Sektionschef in das k. k. Minister um nach Wien berufen. — In Hamburg ist, 59 Jahre alt, die Gräfin Adeline Schimmelmann gestorben, die sich durch ihre langjährige Missionstätigkeit unter den Seeleuten die größten Verdienste erworben hat. — Lord Headley, der Sproß eines alten englischen Adelsgeschlechts und Mitglied des Oberhauses, ist zum Islam übergetreten.

Die Toten der Woche



Phot. A. Wertheim.

A. E. von Huhn †

Berlin, bekannter Journalist.

Senator Johannes Achelis, † in Bremen am 21. November, 77 Jahre alt.

A. E. v. Huhn, bekannter Berliner Journalist, † in Berlin am 24. November im Alter von 62 Jahren.

Eduard Lockroy, bekannter französischer Maler, Journalist und Politiker, † in Paris am 22. November im Alter von 73 Jahren.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hubert Ludwig, bekannter Zoologe, † in Bonn am 17. Novemb., 61 Jahre alt.

Mathilde Marchesi, berühmte Gesanglehrerin, † in London am 19. November (Portr. S. 2030).



DIE WOCHE
Bilder vom Tage

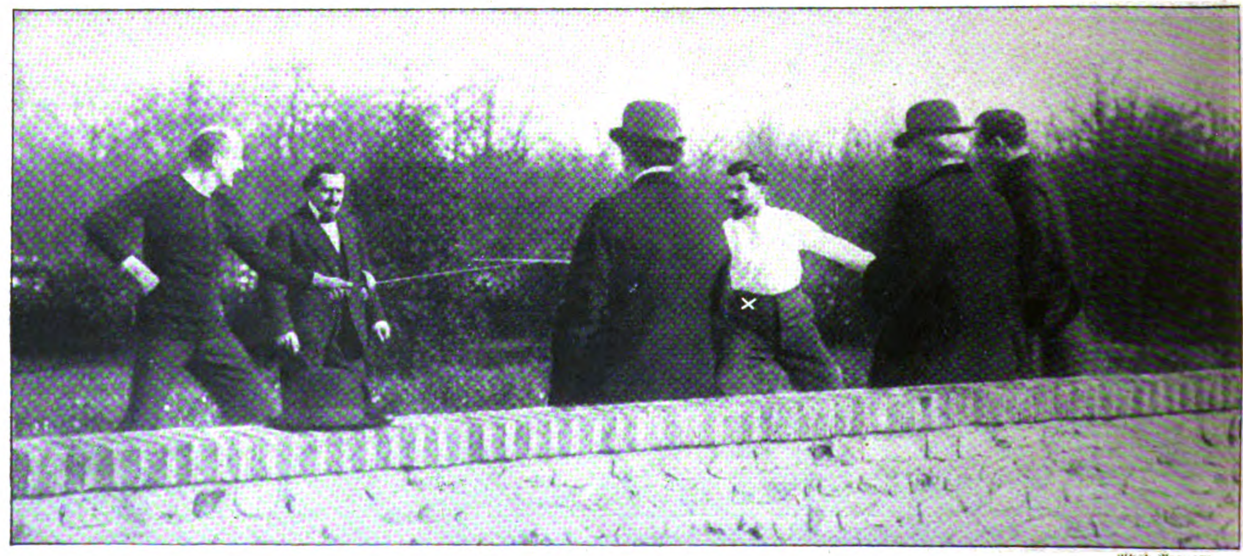

Nummer 48.


Seite 2025.

Konteradmiral von Rebeur-Paschwitz,
der Führer der im Dezember ausreisenden Atlantischen Division.

Phot. Underwood & Underwood.

Miß Helen Dinsmore Huntington, die Braut des amerikanischen Milliardärs Vincent Astor.



Phot. Branger.

Ein Gang im Duell des bulgar. Leutnants Torcom (×) mit Breitmayer, dem Vertreter des geforderten Pierre Loti.

Ein politisches Duell in Paris.

Kgl. Hofphot. W. Niederastroth (Selle & Kuntze), Potsdam.

Prinz Wilhelm zu Wied mit Familie in seinem Heim zu Potsdam.

Zur bevorstehenden Fürstenwahl für Albanien: Der Kandidat der Großmächte, Prinz Wilhelm zu Wied.



Phot. Jüttner.

Von links: Graf Spee. Graf Arco Zinneberg. Der Reichskanzler. Graf Francken-Sierstorpff-Zyrowa. Fürst Lichnowsky. Graf Wedel. Herr von Stumm. Oberförster Riedel. Baron von Varnbühler.

Vom Jagdaufenthalt des Reichskanzlers beim Fürsten Lichnowsky in Schloß Grätz.



Leutnant von Moßner,
Berlin, der erfolgreichste Herrenreiter des Jahres 1913.



Phot. Kosel.

Dr. Frhr. Ludwig von Flotow,
Botschaftsrat in Berlin, wurde als Sektionschef in das k. k. Ministerium nach Wien berufen.



Phot. Lechner.

Dr. Julius Leo,
Präsident der österreichischen Delegation.



Berl. Jll.-Ges.

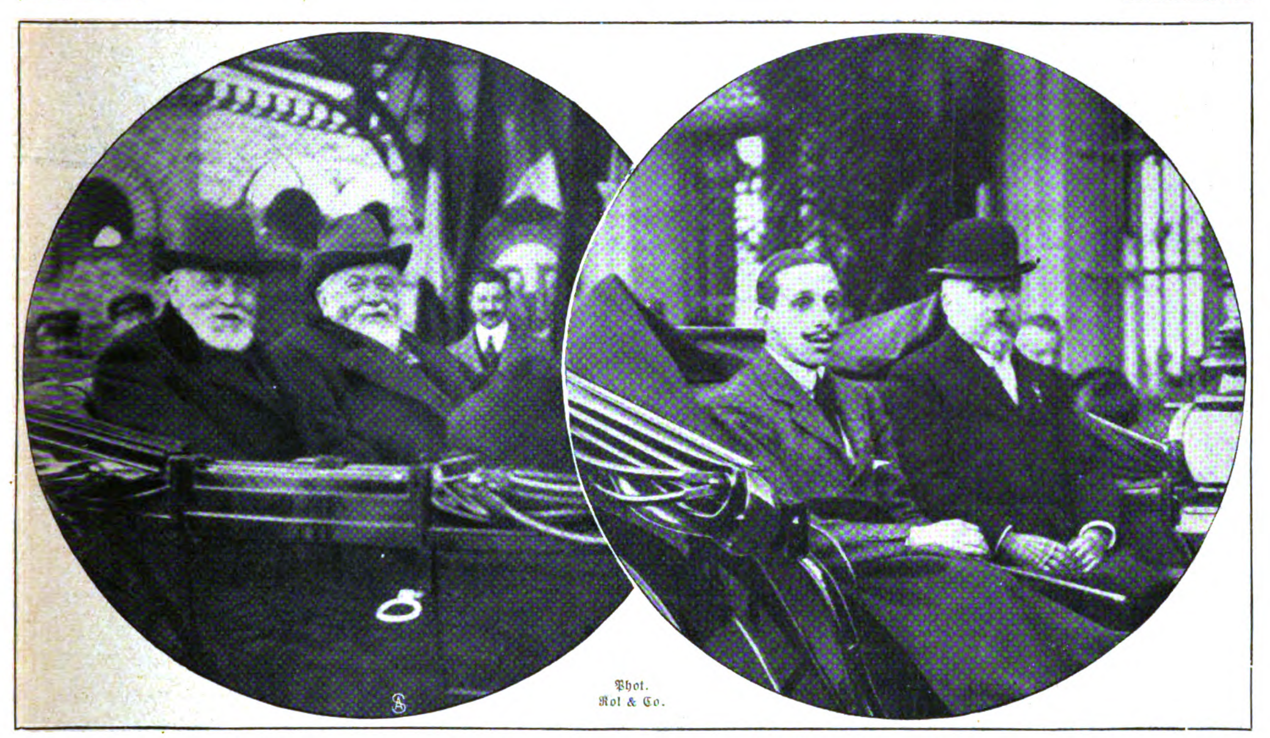
Jessie Sayre, geb. Woodrow Wilson.



Berl. Jll.-Ges.

Francis B. Sayre.

Zur Vermählung der Tochter des Präsidenten Wilson, die vor wenigen Tagen stattfand.



Die früheren Präsidenten Loubet und Fallières. König Alfons XIII. und Poincaré.

Vom Jagdbesuch des Königs von Spanien in Rambouillet.



Hofphot. John Thiele.

Von links sitzend: Gräfin Bassewitz; Fr. Dr. Lehr; Peter Jürgen Nocht (stehend); Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg; Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg; Fr. Kapitän z. S. Draeger; Fr. Tilla Böninger; Frau Esther Hartmeyer.

Wohltätigkeitsfest der Abteilung Hamburg des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien.





Mathilde Marchesi †
London, berühmte Gesanglehrerin.



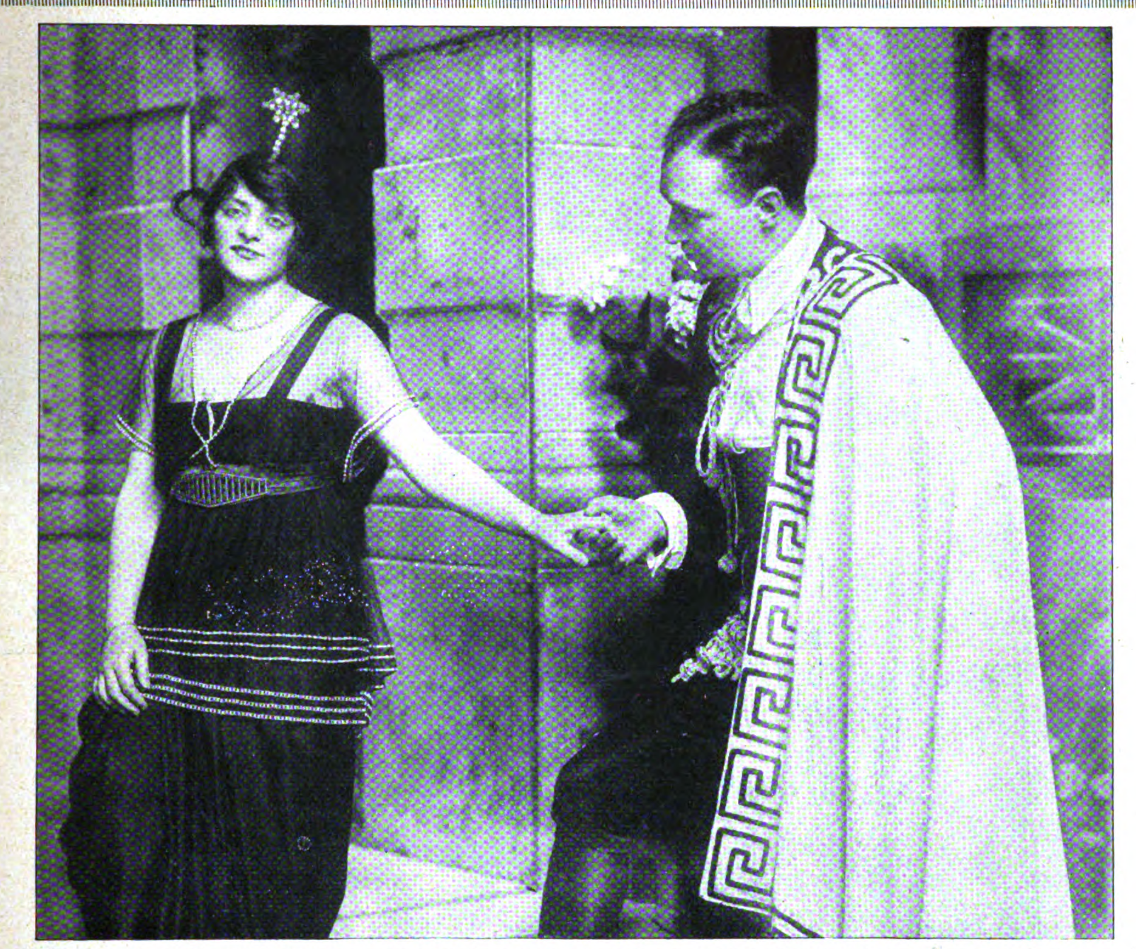
Gustav Pielenz,
Heilbronn, Direktor der A.-G. Knorr, begeht sein 25 jähriges Geschäftsjubiläum.



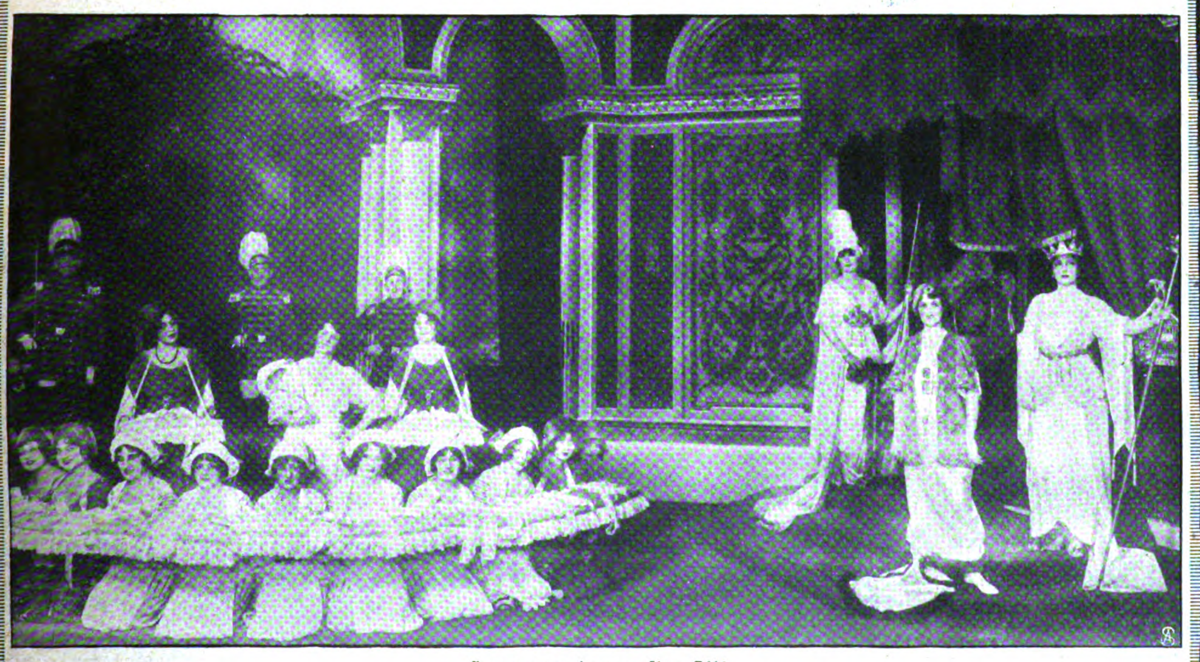
Oskar Loerke,
Berlin, erhielt den Kleist-Preis.

Phot. Bulla.

Der kleine Wunderdirigent Ferrero
im Saale der Petersburger Adelsversammlung bei einer Orchesterprobe.



Die Hauptdarsteller: Mizzie Hajos als Königin von Herzegowina und Wilmuth Merkyl als König von Bosnien.



Szene aus dem ersten Akt.

Ein amerikanischer Operettenschlager: Erstaufführung von „Her little Highness“ im Neuyorker Liberty-Theater.

Von der zweiten internat. Tsingtauer Sportwoche.

Rechts: Barrenturnen der Matrosenartillerie, Abteilung Kiautschau.
Links: Die Clowns vom 3. Seebataillon.





Phot. Manuel.

Yvonne de Bray, die Trägerin der Hauptrolle.
Von der Erstaufführung von Henri Batailles „Le Phalène" in Paris.



Gräfin Adeline Schimmelmann †
Hofdame weiland Kaiserin Augustas und eifrige Förderin der Seemannsmission.



Record Preß.

Lord Headley,
London, trat zum Islam über.



Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

12. Fortsetzung.

Nach dem Rennen wurde das Pferd Minus in den Ring geführt, seine Abstammung verlesen, und der Auktionator rief: „Eingesetzt mit zweitausend Mark. Bietet jemand zweitausend Mark? Kein Gebot?“ . . .

Mister Walters rief Widding zu: „Herr Oberleutnant los! Wenn der Gaul bis zum Herbst nicht sechstausend Mark gebracht hat, will ich kein Futtergeld und nichts haben.“

„Aber, Mister Walters.“

„Kein Gebot für zweitausend Mark?“

„Also, Mister Walters, gut!“

Und er hob das Programm hoch.

Der Herr da oben auf der kleinen eingezäunten Erhöhung sagte: „Zweitausend Mark sind geboten!“

Der Regen, der nur wenige Leute hier stehen ließ, setzte plötzlich heftiger ein, daß alle Welt davoneilte.

„Zweitausend Mark zum ersten, zweitausend Mark zum zweiten, zweitausend Mark — niemand mehr?“

Da nickte drüben der Trainer des Pferdes.

„Zweitausendeinhundert“ . . .

Mister Walters schüttelte mit dem Kopf, aber dann drang er in Widding, und der nickte wieder.

„Zweitausendzweihundert.“

Nochmals nickte der Trainer drüben.

„Zweitausenddreihundert.“

„Herr Oberleutnant, ich bitte“, sagte Mister Walters angstvoll.

„Gut, aber dann nichts mehr.“

Und der Auktionator rief: „Zweitausendvierhundert!“

Mister Walters machte jetzt ganz böse Augen, damit der da drüben nicht im unklaren bleibe, daß sie ihr Pferd zurückbekamen, wenn sie weiterboten.

Der Regen war jetzt in einen wahren Platzregen übergegangen, und Widding flüchtete rasch in den Wageraum.

Aber Mister Walters hielt aus, obwohl er mit beiden Armen in der Luft lamentierte und am liebsten Herrn von Widding am Ärmel festgehalten hätte. Aber der war fort, und er hier blieb im Regen. Er hatte keinen Auftrag, und das telegraphierte er angstvoll hinüber.

„Zweitausendvierhundert zum ersten — zweitausendvierhundert zum zweiten! Niemand mehr?“

Der Regen ließ nichts mehr trocken.

Der Herr sah nochmals zu dem Trainer des Siegers, aber der zog sich jetzt auch zurück, und Minus wurde klatschnaß in dem Ring herumgeführt.

„Zweitausendvierhundert Mark zum — dritten!“ . . . Und der Hammer fiel nieder.

„Herr Oberleutnant von Widding“, sagte er leise.

Und rasch verzog auch er sich in das Betriebsgebäude.

Mister Walters eilte rasch unter Dach und Fach und suchte Widding.

„Wir haben ihn, Herr Oberleutnant,“ rief er triumphierend, „für zweitausendvierhundert. Das ist rein geschenkt. Herr Oberleutnant sollen sehen, wie gut das Geld angelegt ist.“

„Aber solch ein scheußlicher Gaul.“

„Taufen wir ihn um.“

„Aber wie?“

„Ich wüßte einen Namen. Kennt Herr Oberleutnant Paris?“

„Nein.“

„Ich würde ihn Rat mort nennen.“

„Der Name ist nicht schlecht.“

„Wir haben die Spötter auf unserer Seite.“

„Gut, Mister Walters, machen wir. Der Name gefällt mir vorläufig besser als das Pferd selbst. Es ist jedenfalls das beste daran. Aber naß bin ich dabei geworden. Pfui Teufel!“

„Das tut nichts, Herr Oberleutnant, das bringen wir zehnmal wieder ein. Wenn nicht solch schlechtes Wetter wäre, hätten wir das Pferd ganz sicher nicht so billig bekommen.“

„Na, wollen sehen, was für einen Teufelsbraten Sie mir da angehängt haben.“

„Wenn es Herrn Oberleutnant nicht gefällt, dann gewinnen wir ein paar Rennen und geben es in einem Verkaufsrennen wieder fort. Und wenn's sein muß, frisiere ich ihm den Schwanz, daß kein Mensch es merkt, bis der Gaul bildschön aussieht. Aber ich werde es auch auf natürlichem Weg fertigbringen.“

„Na, dann zeigen Sie mal Ihre Kunst. Ich sehe mir noch ein Rennen an, und dann fahre ich ab. Ich will mich hier nicht um solch einen Schinder auch noch krank machen. Heute ist's nichts mit Aliena. Und Black Head, der tadellos aussieht, kommt um seinen Galopp. Schicken wir ihn also so wieder nach Haus.“

„Möchten Herr Oberleutnant nicht für das Wuthenower Sommerrennen Rat mort nennen?“

„Wo denken Sie hin? Ich soll mich so zum Gespött machen? Nein, lieber Herr, das tun wir nun d o c h nicht.“

„Schade. Herr Oberleutnant wird doch noch seine Freude dran haben.“

„Das sagen S i e!“

„Und h a l t e es auch. Zehn zu eins.“

* * *

Widding kam vom Bureau und ging langsam nach Haus, als ihm Frida Kirschenreuter begegnete, die in ihrem Einspänner selbst kutschierte und nun anhielt, so daß er an den Dogcart herantrat.

Er hatte sie seit seinem Sturz noch nicht gesehen, aber er wußte, daß sie sich mehrfach nach ihm erkundigt hatte.

Jetzt huschte die Röte über ihre Wangen, und sie gab ihm fest die Hand.

Dann, nach der ersten Begrüßung, fragte sie: „Sie haben Minus gefordert?“

„Ja, woher wissen Sie?“

„Oh, diese Frage, ich weiß es natürlich, weil ich alles lese.“

„Ach ja. Ist ja richtig.“

„Kein hübsches Tier. Und der Name paßt gar nicht. An Fähigkeiten zeigt es sicher ein Plus. Nur der Schwanz ist weniger als Minus.“

„Er heißt auch schon anders.“

„Ich würde ihn einfach Rattenschwanz nennen.“

„Freilich, das wäre am passendsten, besser noch, als wie ich ihn umgetauft habe. Ganz ähnlich übrigens.“

„Und wie nennen Sie ihn?“

„Rat mort.“

„Klingt besser als das deutsche Rattenschwanz. Aber er ist sehr lebendig und gut auf den Beinen. Ich habe ihn einmal in Bremen laufen sehen. Zur Verschönerung der Zucht könnte er ja nicht dienen. Das ist ja auch nicht sein Zweck.“

„Freilich ist das ausgeschlossen.“

„Aber als nützliches Pferd wird er sich schon erweisen. Ich hätte ihn mir auch gekauft. Aber für die Flache.“

„Sie, wieso?“

„Ja, ich, warum nicht? Kennen Sie den Stall Pax?“

„Freilich!“

„Wissen Sie nicht, wer dahintersteckt?“

„Nein, ich habe nur mal gehört, eine Dame, glaube ich.“

„Freilich, eine Dame. Sogar eine, die Sie kennen.“

„Eine, die ich kenne?“

Nun lachte sie. Da erst begriff er.

„Ach nein? Sie selbst sind Mister Pax?“

„Ja, das bin ich. Sie hätten das leicht erfahren können.“

„Ich bin nie auf den Gedanken gekommen.“

„Erzählen Sie es nicht weiter. Ich habe mir eben in England drei neue Pferde gekauft.“

„Drei Pferde?“

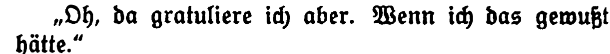
„Ja, sie müssen dieser Tage eintreffen. Ich stelle sie vorläufig bei mir ein. Wenn Sie sich die Erwerbungen dann mal ansehen wollen?“

„Aber gern, natürlich. Da sind wir ja Kollegen, denn mit meinen drei Pferden habe ich ja nun einen richtig gehenden Stall, wenn auch nur einen illegitimen.“

„Ich bin Ihnen um das Doppelte über. Nun werden Sie auch verstehen, welch ein Interesse ich am Rennen nehme. Ich würde viel häufiger hingehen, wenn ich nur nicht so an meinen Platz gefesselt wäre. Wenn man so leichtfüßige Tiere laufen läßt und selbst nur schwer von der Stelle kommt, ist das abscheulich. Die Reise von uns aus nach einem Rennplatz ist immer arg umständlich.“

„Sie also sind die Besitzerin von Firebrand?“

„Bin ich.“



„Oh, da gratuliere ich aber. Wenn ich das gewußt hätte.“

„Ich glaube, ich habe jetzt viel was Besseres, aber ich verrate nichts. Es soll niemand davon wissen. Wenn Sie Lust haben, können Sie sich selbst überzeugen, ob die Tiere was wert sind.“

„Selbstverständlich tu ich das. Lassen Sie es mich nur wissen, wenn Ihr Transport eingetroffen ist.“

„Nicht wahr, Sie sprechen nicht unnötig darüber. Es geht ja die Leute nichts an, und es hat bei uns leider etwas Seltsames, wenn ein Mädchen sich Rennpferde hält.“

„Aber gar nicht. Im Gegenteil. Natürlich halte ich den Mund.“

„Das ist lieb von Ihnen; also auf Wiedersehen!“

Sie gab ihm die Hand, nickte ihm noch einmal zu, dann fuhr ihr Dogcart, der auf dem Pflaster hin und her schüttelte, langsam davon.

Er sah ihr nach und nickte vor sich hin. Was war das für ein tüchtiges Mädchen, eine glänzende Reiterin und so gebunden durch ihren Sturz, durch den sie sich aber nicht abhalten ließ, in den Sattel zu steigen.

Also ihr gehörte Firebrand, der den Graditzern und Weinbergschen Pferden schon oft zu schaffen gemacht und der im Hamburger Derby stehengeblieben war? Alle Achtung!

Und da lebte er in der gleichen Stadt und hatte keine Ahnung gehabt.

Dann mußte sie freilich mit allen sportlichen Angelegenheiten gut Bescheid wissen. Das lag auf der Hand. Er selbst wäre nicht auf den Gedanken gekommen. Er wußte es nicht.

Rennstallbesitzerin! Ulkig! . . .

Und sehr vergnügt ging er davon, als ob ihm jemand ein überraschendes Geschenk gemacht habe.

* * *

Ein paar Tage später fand er ein Billett vor, das ihm mitteilte, daß der Transport aus England eingetroffen sei und Mister Pax sich freuen würde, Herrn Oberleutnant von Widding die edlen Tiere zur gefälligen Besichtigung vorzuführen.

Er war noch nie im Kirschenreuterschen Haus gewesen. Der Herr Direktor sah nur seine Kollegen bei sich. Die Frau fehlte eben, und man hörte nur gelegentlich, daß ein kleiner Kreis von Herren sich dort versammelte.

Da Frida Kirschenreuter zum Oberst von Oettgen ins Haus gekommen war, konnte er schon zu dem Mädchen gehen, auch wenn er hinterher seine Karte bei dem Alten abwerfen mußte.

Er hinterließ gleich dem Diener seine zwei Karten, auch für den Herrn. Damit war die gesellschaftliche Form gewahrt. Er ließ sich dann zum Hof führen, wo das Fräulein sich schon befand.

Ob sie das absichtlich so eingerichtet hatte? Es schien fast so. Das imponierte ihm, daß sie ihm offenbar keinerlei Verpflichtung aufbürden wollte.

Vielleicht tat sie es auch ihres Vaters wegen.

Er kannte den steifen Herrn nur von dem einen Mal bei Geheimrat Wehlen her. Man grüßte sich, wenn man

aneinander vorbeiging. Das war alles. Nun hatte er seine Karte auch für ihn abgegeben; und damit sollte der gesellschaftlichen Form Genüge getan sein.

„Hoho! Langsam!“ hörte man eine helle Stimme.

Dort stand sie, neben einem Peddigrohrsessel, den sie sich hatte hinstellen lassen, um sich ein wenig mehr Haltung zu geben.

Dann hörte sie seinen Schritt und wandte sich um.

„Guten Tag, Herr von Widding. Sie bekommen ein bißchen frische Luft, meine neuen Stallgefährten. Aber der Braune ist wie aus dem Häuschen. Ich weiß nicht: ist es Freude, oder hat der Kerl Furcht vor der neuen Umgebung. Sehen Sie nur, was für Sprünge er macht.“

„Ruhig, ruhig!“ sagte Widding zu dem Tier, das wie toll auskeilte. Er trat heran, indem er dem Stalljungen die Zügel abnahm. „Gutes Tier! Es tut dir niemand was!“

Und das Pferd wurde unter der schmeichelnden Stimme gleich ruhiger und ließ sich hin und her führen.

Dann übergab er es wieder dem Jungen, mit dem ging es jetzt auch manierlich im Schritt ruhig auf und ab.

„Nun also! Nur nicht gleich traben wollen, dazu ist der Raum zu eng für ein Tier, dem alles hier fremd ist.“

„Ich kann leider nicht so zufassen“, sagte das Fräulein bedauernd.

„Sollen Sie auch nicht. Führe ihn mal hierher. So! Oh, er fürchtet sich vor der Peitsche in Ihrer Hand. Nein, es geschieht dir nichts. Nur hübsch brav sein. — So!“ ...

Und er ließ das Pferd dicht vor Fridel hintreten, die ihm ein Stück Zucker gab, das er erst mißtrauisch beschnobberte, dann streckte er den Hals aufs neue aus und wurde nun ganz zutunlich.

„Ich glaube, das Pferd hat noch nie mit einer Dame zu tun gehabt. Sie sollen sehen, morgen ist es schon an Sie gewöhnt.“

„Schon im Stall waren sie alle mißtrauisch, wenn ich an sie heranging.“

„So, nun wollen wir mal einen kleinen Trab versuchen. Vielleicht wäre es besser, Sie hätten einen Sattel auflegen lassen.“

„Das möchte ich dem Jungen doch nicht zumuten. Nachher passiert was, und eins geht dabei zuschanden.“

„Wir wollen in die Stalltür treten.“

Er nahm den Korbstuhl und trug ihn nach dort, während sie sich rasch mit dahin bemühte, solange er nicht hersah.

„So, nun kann er antraben. Nicht so festhalten, hat gar keinen Zweck. Der Gaul kann nicht weglaufen. Locker lassen, noch loser, er folgt auch so. Scheint sehr weich im Maul zu sein. Also nachgeben — nachgeben. Er folgt schon. Sehen Sie, geht wunderschön.“

„Gefällt Ihnen Bluebeard?“

„Dem Bau nach ja, wundervolle Brusttiefe und Wölbung, und mit Muskeln bepackt; gut gehobene Hinterhand und die harte Farbe. Famos! Alles so prall. Bring ihn mal her. Schritt. Langsam!“

Das Pferd war noch unruhig und riß am Zügel.

„Ach, ich weiß, es kennt auch die Uniform nicht. Nein, das ist nichts zum Erschrecken. Nur schön brav sein. Hier, Boy, nimm mal meine Mütze, leg sie auf den Stuhl.“

Und nun fühlte er dem Pferd die Beine und untersuchte es sachverständig. Zuweilen warf er ein Wort der Anerkennung dazwischen.

Fridel war herangetreten, und ganz eingehend erörterten sie den Wert des Pferdes, das sich alles mit großer Ruhe gefallen ließ. Es fühlte die sachkundigen Hände.

Dann wurden die beiden anderen Pferde vorgeführt.

Der Apfelschimmel gefiel ihnen am besten, aber es schien ein eigenwilliges Tier zu sein. Fridel gab Auskunft über Abstammung und die Erfolge, die ihre neuen Pferde in England erzielt hatten. Bestimmte Dispositionen hatte sie noch nicht getroffen. Vor dem Herbst sollten sie nicht herauskommen.

„Oh,“ sagte Widding, „als Springpferd muß der Schimmel — Snowhill ist ein hübscher Name — ausgezeichnet sein.“

„Ja, das soll er später auch, ist so recht für schwere Steeplechase geschaffen, aber erst später. Vorläufig kommt er auf große Distanzen. Es ist ein ausgesprochener Steher. Ich lasse ihn aber bald einspringen. Der Braune und der Wallach kommen nach Hoppegarten. So habe ich einen Doppelstall. Bisher ließ ich nur auf der Flachen laufen. Black Heads Erfolge lassen mich nicht ruhen. Ich muß Ihnen Konkurrenz machen.“

„Soll mir nur angenehm sein.“

„Sagen Sie das nicht so leicht hin. Sie müssen den Schimmel einmal in der Arbeit sehen.“

„Ich würde ihn selbst gern einmal reiten.“

„Verabreden wir einen Tag; ich würde mich furchtbar freuen.“

„Sagen wir Dienstag früh, aber ehe die Hähne krähen.“

„Ich bin da.“

„Und es wäre furchtbar nett, wenn Sie ihn einmal ernsthaft reiten könnten. Ich denke, es wird sich machen lassen, und vielleicht macht es Ihnen Freude.“

„Aber selbstverständlich. Ich glaube, man kann Staat damit machen, wenn er nur einigermaßen willig geht.“

„Hoffentlich hat er in Deutschland seine Form nicht verloren. Die Reise haben sie alle gut überstanden, sind drei tüchtige Fresser. Da fehlt es nicht.“

„Nicht zu unterschätzen. Nein! ... Wenn ich meinen Rattenschwanz, wie Sie ihn betiteln, gegen den Schimmel halte, da muß ich mich entsetzlich schämen.“

„Das sind freilich zwei getrennte Rassen, aber der flinke, kleine Kerl könnte so einem schweren massigen Pferd auf mittlere Distanzen durch seinen Speed doch zu schaffen machen. Auf große würde wohl die Ausdauer den Ausschlag geben. Und auf kurze Strecken bin ich ganz im unklaren. Ich glaube, der Schimmel kommt nicht leicht in Schwung.“

„Rasch ist ja meine tote Ratte. Ich soll sie an unserm nächsten Renntag hier probieren, will Mister Walters.“

„Weshalb auch nicht? Lebendig ist das Kerlchen ja, das ist eine Hauptsache, auch bei uns hier.“

„Ich fürchte nur, das Ding sieht zu kläglich aus, die Leute werden lachen.“

„Da Sie mit ganz kurzen Bügeln reiten, fällt das nicht so auf, wird sich nicht so schlecht machen, wie Sie das annehmen.“



„Ich fürchte doch."

„Natürlich auf meinem Schimmel machten Sie eine ganz andere Figur."

Er nickte und sah sich die drei Pferde an, wie sie dastanden und unruhig mit den Hufen scharrten, wie voller Ungeduld, hinauszukommen.

„Ja, ja," sagte Fridel, „ihr kommt bald hinaus. Euch fehlt Bewegung. Wenn ich nur die rechten Leute hätte, sie zu reiten. Früher bin ich manchmal im Herrensattel geritten. Jetzt kann ich das nicht mehr. Hätte ich's immer getan, wäre mir wohler, dann könnte ich wahrscheinlich noch durch die Welt laufen."

Er sah sie voller Mitleid an.

„Nicht — nicht!" sagte sie. „Nicht das! Sehen Sie nicht so auf mich. Ich finde mich auch so ganz gut zurecht. Reden wir lieber von denen da, die sind interessanter."

Und sie schätzten weiter die Eigenschaften der Tiere ab, bis sie sich einigermaßen darüber klar waren, daß sie gewiß keinen schlechten Kauf gemacht hatte.

* * *

Am Dienstag war Widding in aller Herrgottsfrühe draußen. Der Tau lag noch auf den Gräsern, und die Sonne, die eben aus der Wolkenschicht am Horizont sich erhoben hatte, glitzerte darin, daß es wie von tausend Diamanten funkelte.

Es war sehr frisch, und Widding machte sich darauf gefaßt, eine Weile warten und frieren zu müssen.

Aber Fridel Kirschenreuter war schon am Rendezvousplatz, als er ankam.

„Alle Achtung!" rief er salutierend. „Bei Ihnen scheint die Morgenstunde früh anzufangen."

„Wenn es sein muß, gewiß; obwohl ich ebenso gern einmal bis in den Tag hineinschlafe. Aber wenn es Arbeit gilt, dann bin ich zu haben, und es hält mich nichts in den Federn."

„Ah, da ist ja mein Freund, der Schimmel. Tag, Mister Snowhill."

„Sieht er nicht prächtig aus?"

„Famos. Er soll auch zuerst dran glauben."

„Wir wollen sie uns erst einmal in allen Gangarten vorführen lassen, wenn es Ihnen recht ist."

Sie gab ihre Anweisungen, und die drei Pferde gingen vorüber, trabten und bekamen dann einen leichten Galopp, aber der Schimmel war nicht zu halten, er wollte auf und davon gehen.

„Wissen Sie," sagte Widding, „daß ich auf einem wirklichen englischen Vollblut nur einmal gesessen habe? Sonst immer erst, wenn sie von der Flachen den Sprung auf die Hürdenbahn getan hatten."

„Also bitte. Paul, halten!"

„Oh, nicht nötig. Aliena steht still, wo sie steht. Laß sie ruhig. Das tut kein Pferd von mir. Die sind alle höchst brav und manierlich."

Er war abgesessen und ließ Aliena ruhig grasen.

„Aber der Boy mag hinaufklettern und kann mir als Begleiter dienen."

„Es tut mir so leid, daß ich nicht mittun kann und bloß Zuschauerin bleiben muß. Da werde ich eben Schiedsrichter spielen müssen."

Als er mit dem vor Vergnügen schnaufenden Snowhill zurückkam, lachte Fridel hell vor Freude auf und rief ihm zu: „Also wundervoll! Ich weiß doch, was Aliena leistet, aber gegen Snowhill! Er hat eine raumgreifende Aktion, daß es eine wahre Freude ist. Wollen Sie jetzt Bluebeard vornehmen?"

„Noch einen Augenblick. Es ist ein so angenehmes Gefühl, auf solch einem Pferderücken zu sitzen."

„Das könnten Sie öfters haben, wenn es Ihnen Spaß macht."

Auch die beiden anderen Engländer nahm er sich vor und sagte dann: „Ich bewundere Ihren Blick, oder wer hat Ihnen zu diesen Tieren geraten?"

„Geraten eigentlich niemand. Ich habe sie mir selbst ausgesucht."

„Meine Hochachtung. Wenn ich einmal in die Lage kommen sollte, werde ich mich vertrauensvoll an Sie wenden, um Ihr Urteil zu hören."

„Schön! Aber nun, Herr von Widding, muß ich mich mit meinen Pflegebefohlenen drücken, sonst überrascht uns doch noch wer, und unser schönes Geheimnis wird verraten."

Er verabschiedete sich und ritt noch eine Weile Aliena, damit Fridel einen Vorsprung hatte, ehe er sich seinerseits auf den Nachhauseweg machte.

* * *

Der Sommer verging, und die großen Herbstübungen waren vorüber. Widding hatte sich Urlaub geben lassen und war zu seiner Mutter gefahren.

Er wollte der Hochzeit von Georg Röbbeln mit Gerda aus dem Weg gehen, wie er ihr in der ganzen Zeit aus dem Weg gegangen war.

Jedesmal tat es ihm weh, wenn er die beiden zusammensah, obwohl er sich schalt, daß er jetzt, da alles zu spät war, an Gerda noch immer seine Erinnerung hing.

Unerwartet war eine Erbtante von ihm gestorben, und ihm waren über sechzigtausend Mark zugefallen. Dazu kamen seine Renngewinne, die eine ganz nette Summe ausmachten. Es waren verschiedene Preise hinzugekommen, denn Mister Walters hatte recht behalten mit seiner Prophezeiung.

Rat mort hatte sich als überaus nützliches Pferd erwiesen, das gleich beim ersten Mal, da es die Farben Violett, silberne Nähte trug, seinen Ankaufspreis einbrachte und draußen in der Provinz sich prächtig bezahlt machte.

Mister Walters triumphierte, daß seine Voraussagungen so prompt eingetroffen waren. Widding hatte den Kauf nicht zu bereuen.

Die Leute zogen anfangs zwar Gesichter und feixten, als das unansehnliche Tierchen am Pfosten erschien, das sich inzwischen schon recht herausgemacht hatte. Auf der Wuthenower Bahn hatte es ein Hallo gegeben, aber ein noch größeres, als Widding ihnen zeigte, was in dem unscheinbaren Kerl steckte. Er hielt ihn so schön eingerahmt zwischen Schenkel und Zügel. Wie auf einem Kosakenpferdchen sah es aus. Da lachte bald keiner mehr über den Rattenschwanz. Wenn man den Wallach mit den kurzen, hastigen Galoppsprüngen davongehen sah, nötigte es doch Achtung ab



Das heimatliche Jagdrennen hatte er, wenn auch nur gegen drei Pferde, leicht gewonnen. Rat mort sprang wie eine Ratte. Nur die offenen Gräben behagten ihm nicht. Da war er laurig. Für den Weitsprung traute er seinen Beinen nicht recht, und man mußte ihn treiben. Da blieb er eben ein Hürdenpferd.

Black Head hatte gleichfalls noch ein paar Rennen auf sein Konto gebracht. Er war schon so gefürchtet, daß die Unterschriften schwach ausfielen, sobald er genannt war. Einmal hatte er nur e i n e n einzigen Gegner. Da wollte es das Unglück, daß er eine Hürde refüsierte, aber Widding ritt ihn zurück, zwang ihn hinüber — und dann hatte er den andern doch noch eingeholt, was kein Zuschauer für möglich gehalten hatte.

Widding kam sich wie ein Krösus vor.

Unter den früheren Verhältnissen hätte er glänzend dagestanden, nichts hätte einer Bewerbung um Gerda im Weg gestanden. Aber gegen Röbbeln mit seinen Millionen, wenn sie auch noch in väterlicher Hand waren, hatten seine paar tausend Mark rein nichts zu besagen.

Alles im Leben stand nun einmal im Verhältnis zueinander, und so kam er sich schließlich doch klein und kläglich vor.

Er hatte sein Leben nicht geändert. Er konnte sich wohl eher ein Vergnügen gönnen als früher, aber wie Röbbeln, der alle Augenblicke mit seinem Auto nach Berlin hineinjagte — das konnte er nicht mitmachen.

Die Hochzeit sollte gleich nach den Manövern sein, Röbbeln konnte im Regiment bleiben, da es feststand, daß Alex von Oettgen eine Brigade bekam. Geschah es nicht, was kaum anzunehmen war, so hieß es eben, den Abschied einreichen, aber er war viel zu gut angeschrieben.

Widding hoffte darauf, nach Berlin abkommandiert zu werden und so in dem Regiment zu verbleiben, mit dem sein Geschlecht seit Jahrzehnten verknüpft war.

Der Hochzeitsfeierlichkeit Gerda Oettgens wollte er nicht beiwohnen. Als alten Freund der Familie würde man ihn gewiß einladen, aber das wollte er vermeiden.

Vorläufig ging er auf Urlaub, und irgendein Vorwand mußte ihm dann helfen, daß er absagen konnte.

Auf dem stillen Witwensitz seiner Mutter hielt es ihn nicht recht. Er war von seltsamer Unruhe erfüllt und konnte nie lange an einem Platz sein. Die gewohnte Arbeit fehlte ihm. Er hatte Sehnsucht nach seinen Pferden. Und beständig überlegte er, ob er der Hochzeitsfeier beiwohnen sollte oder nicht.

Die Mutter redete ihm zu. Gerda war doch seine gute Freundin. Sie hatte sich in seiner Krankheit so liebevoll seiner angenommen, daß er bei der Hochzeit dabei sein mußte.

Die Mutter hatte recht; es war im Grunde feige, wenn er sich drücken wollte.

Dazu kam ein Brief von Röbbeln, der nochmals betonte, wie sie bestimmt auf seine Gegenwart rechneten, Gerda hatte dabei geschrieben, daß er als guter Freund nicht fehlen dürfe — und so entschloß er sich denn, nach Wuthenow zurückzufahren.

Es ging alles besser, als er sich vorgestellt hatte. Den einen Tag war er in Hoppegarten, wo er seine Pferde in der Arbeit ritt. Das gab ihm gleich Kraft und Mut. Darauf war doch Verlaß, und Black Heads Treue stand ihm fest.

Am andern Morgen fand die Trauung in der Wuthenower Hauptkirche statt, die gefüllt war von Angehörigen des Regiments und all den Einwohnern der Stadt, die in irgendeiner Verbindung mit dem Regimentskommandeur standen und so in dem Besitz von Einlaßkarten waren.

Bildschön sah Gerda in dem weißen Kleid und Brautschleier aus. Ein wirklich stattliches Paar, dem die Freude aus den Augen leuchtete.

Bei dem Festmahl saß Widding so, daß er sie beständig vor Augen hatte. Er redete fast nichts mit seiner Tischdame, obwohl Hete sich alle Mühe mit ihm gab, er trank hastig und viel und wollte sich betäuben.

Daheim lief er stundenlang im Zimmer auf und ab und mußte immer daran denken, wie der Zug die beiden in die Ferne führte.

Nun war das ganz zu Ende, nun war Gerda verheiratet. —

Die paar Tage seines Urlaubs brachte er noch in Hoppegarten zu, wohnte im Logierhaus, war der Erste draußen und machte sich kaputt mit seinem Eifer. Er wollte ein paar Pfund verlieren und kasteite sich, daß er schlecht aussah und sich schließlich selbst matt fühlte und wieder zu geregeltem Leben zurückkehrte, vor allem vom Tag an, da er in die Garnison zurückgekehrt war.

Der Oberst war nach Berlin versetzt und der neue Kommandeur noch nicht eingetroffen.

Widding war im Zweifel, ob er in seiner Stellung

verbleiben würde, ob er Adjutant bleiben oder wieder in die Front zurückkehren würde.

Das war keine Annehmlichkeit und konnte ihm in seiner Sportfreude für die nächste Saison einen bösen Strich durch die Rechnung machen.

* * *

Der neue Herr traf ein, und wenn er auch nicht von der Liebenswürdigkeit des alten Kommandeurs war, so ließ sich doch mit ihm auskommen. Er hatte für allen Sport Verständnis und ließ Widding freie Hand, der sich voll Eifer seiner Liebhaberei widmete und, wo es ging, in den Sattel stieg, um noch einige Siege herauszureiten.

Der Prinz hatte ihn näher kennen gelernt und vertraute ihm seine Pferde an. An manchen Tagen stieg Widding drei- und viermal in den Sattel.

Er hatte anerkannten Erfolg, und die Ställe rechneten mit ihm. Noch mehr tat es das große Publikum, das ihn bald zu seinem Favoriten erkoren hatte.

Von jetzt ab fehlte er auf keinem Rennen, das in der näheren Umgegend von Berlin gelaufen wurde.

„Halten Sie sich nur Ihr Gewicht", baten ihn alle.

„Was an mir liegt, gewiß!" versprach er ihnen und hatte sein Leben auf das bestimmteste geregelt. Jeden Tag prüfte er sein Gewicht auf das genaueste, versagte sich allerlei Freuden der Tafel, turnte und hantelte und war im Trinken so mäßig, wie es nur irgend anging. —

Dann kam der Winter, und die Ruhezeit trat ein.

Wenn er seine Kampagne überschlug, so hatte er glänzend abgeschnitten, im Verhältnis am besten von allen. Das nächste Jahr bedeutete ihm noch mehr. Er konnte mit Black Head auf ein paar große Rennen gehen, in denen er sich jetzt schon vorgemerkt.

Widding stürzte sich eifrig in den Dienst, damit er mit Gerda von Röbbeln nicht unnütz zusammenkam, die freundschaftlich mit der Prinzessin verkehrte.

Ihm schien, als mache sie nicht mehr den glücklichen Eindruck wie als Mädchen und Braut. Er hatte sie beobachtet, wie sie stiller geworden war, zurückhaltend; ein melancholischer Zug lag in den früher so strahlenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nuance.

Theaterplauderei von Adolf Winds.

Dem abstrakten Wort der Dichtung durch Ton und Gebärde Sinnfälligkeit zu geben, ist die Aufgabe der mimischen Kunst. Unter den ihr dafür zu Gebote stehenden Mitteln hat die Nuance ihren Sonderwert. Aber häufig schießt das Unkraut unter den Weizen, und die Nuance artet in das „Mätzchen" aus. Was ist unter dem Begriff der schauspielerischen Nuance zu verstehen? Am besten erklären das Beispiele. Die geben uns in ihrer Aufeinanderfolge auch ein Bild von der Wandlung des Geschmackes und seiner Verfeinerung.

Joh. Friedr. Schink, der bekannte dramaturgische Schriftsteller zu Schröders Zeiten, erzählt uns von einem berühmten Schauspieler jener Tage, der sich bei der Darstellung des Richard III. in der Kulisse Seifenschaum reichen ließ, um die schäumende Wut an den Lippen recht deutlich zur Schau zu tragen; wie katholische Märtyrer auf ihren Bittgängen, legte er sich Erbsen in die Stiefel, um durch den körperlichen Schmerz, den ihm das Auftreten verursachte, die Qual der Gewissensbisse messerscharf in sein Antlitz zu graben; bei der Nachricht von Richmonds Sieg riß er sich aus der dafür zugerichteten Perücke einige Büschel Haare aus und streute sie umher. Ein Darsteller des Hamlet wischte in der Szene mit Ophelia, wo er sie ins Kloster gehen heißt, bei den Worten: „Gott hat euch ein Gesicht gegeben, ihr macht euch ein anderes" mit seinem Schnupftuch der neben ihm stehenden Schauspielerin die Schminke ab und zeigte das rotgewordene Tuch den Zuschauern. Ein anderer Hamlet blies dem Güldenstern eine ganze Arie auf der Flöte vor, teils, um seine musikalischen Talente zu zeigen, teils, um dem unwissenden Hofmann recht einleuchtend darzutun, daß nichts in der Welt leichter sei, als aus diesem unbedeutenden Stück Holz die beredteste Musik hervorzuzaubern. Die Darsteller des Götz schlugen mit der Faust die (vorher eingesägte) Tischecke ab.

Die Gewaltsamkeiten solcher Nuancen sind wohl von ehedem, indessen hatte sich auch ein sehr bekannter Schauspieler unserer Tage für seine Gastspielfahrten zur Darstellung des Franz Moor einen Aufhängeapparat konstruieren lassen. Die Schillersche Vorschrift lautet: „Erdrosselt sich mit der Hutschnur." Mit solcher Unwahrscheinlichkeit, meinte jener Mime, kann man dem heutigen Zuschauer nicht kommen, und er erdrosselte sich realistisch. Als er den Schweizer toben hört, sieht er sich angstvoll im Zimmer um und erblickt ein Bild, das an einer dicken Schnur an der Wand hängt. Mit einem raschen Griff rückt er den Tisch zur Wand, springt hinauf, schleudert das Bild herunter, ergreift die Schnur, schlingt sie sich um den Hals, befestigt sie, stößt herzhaft mit den Füßen den Tisch um und baumelt veritabel als ein Gehängter an der Mauer. Er hat nämlich, das ist der Kniff, unter dem Wams einen breiten Gürtel um den Leib, der hinten mit einer kurzen, starken Schlinge versehen ist. Während nun die eine Hand den Strick um den Hals legt, stülpt die andere die Schlinge auf einen in der Wand befestigten großen Haken, der vorher durch das Bild und später durch die Figur selber verdeckt war. . . . Dieser Realismus zeitigte auch noch andere Blüten: Tell, der sich während seines Monologes in der hohlen Gasse mehrmals auf die Erde legt, um nach Indianerart mit dem Ohr auf dem Boden den herannahenden Hufschlag zu erhorchen; Ferdinand von Walter, der sich bei den Worten: „Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Englands, ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling", langsam die Handschuhe zuknöpft; Elisabeth, die nach ihrem Gespräch mit Maria Stuart die Reitpeitsche zerbricht, u. a. m. Sehr geschmackvoll ist auch die uns durch Überlieferung bekannt gewordene Nuance eines Othellodarstellers, der kurz vor der Ermordung der Desdemona bei den Worten: „Pflück ich deine Rose, sie muß, muß welken, dufte mir vom Stamm" folgendes Spiel anbrachte: er neigte seine Nase auf das Gesicht der Schläferin und blieb mit der ziemlich lauten Bewegung eines Geruch Einziehenden eine Zeitlang in dieser Stellung. Stolz war ein anderer Othellodarsteller, als er die Rolle erstmalig spielte, auf eine von ihm erdachte, allerdings aus der Not



geborenen Nuance; er hatte sich wohl das Gesicht schwarz geschminkt, in der Erregung aber vergessen, sich auch die Hände schwarz zu färben; als er auftrat, lachte das Publikum. Das verdroß ihn. In die Garderobe zurückgekehrt, ergriff er ein Paar weiße Handschuhe, gab ihnen durch einige Striche mit der Schminke ein fleischfarbenes Aussehen und zog sie um die mittlerweile schwarz gemachten Hände. Als er dann im zweiten Akt wieder die Szene betrat, spielte er sich auffällig vor und zog langsam und bedächtig die weißlich fleischfarbigen Handschuh von der pechschwarzen Negerfaust. So, jetzt hatte das Publikum seine Lektion. Bekannt ist der Vorfall, den man sich von einem berühmten Gastspieler erzählt. Er markierte auf der Probe den Othello, brachte aber durch tausend Wünsche den heimischen Darsteller des Jago zur Verzweiflung. Endlich sagte der Gast an einer Stelle: „Hier, verehrter Herr Kollege, habe ich eine Nuance; ich werfe den Jago zu Boden, würge ihn, setze ihm ein Knie auf die Brust und gebe ihm im Aufstehen einen Fußtritt." Prompt antwortete der Einheimische: „Hier, verehrter Herr Kollege, habe ich auch eine Nuance, ich erhebe mich und gebe dem Mohren eine schallende Ohrfeige."

Nuancen haben ein zähes Leben und erben sich wie eine ewige Krankheit fort. Nach Dawisons Vorbild rutschen heute noch die Hamlets in der Schauspielszene quer über die Bühne auf den König zu, während sie doch, um ihn zu entlarven, ihn möglichst unauffällig beobachten müßten. In der Szene zwischen Ophelia und Hamlet lüftet nach uraltem Brauch der sorgende König die Gardine und wird ebenso wie Polonius von Hamlet bemerkt. Shakespeare hat keine darauf hinzielende Spielanweisung gemacht, aber hätte er, der wohl in Anmerkungen sparsam war, diese Wendung gewünscht, würde er sie gewiß aus dem Text deutlich haben hervortreten lassen. Das ist aber nicht der Fall. Von der durch einige hervorragende Darsteller, auch Mounet Sully eingebürgerten Unsitte, Hamlet bei Beginn des Monologes „Sein oder Nichtsein" mit gezücktem Dolch, gleichsam mit Selbstmordabsichten auftreten zu lassen, ist man glücklicherweise wieder abgekommen. Die — übrigens zu billigende—Nuance, dem Geist mit vorgestrecktem Degen zu folgen, stammt, wie wir aus den Briefen Lichtenbergs wissen, von Garrick und wird noch ständig geübt. Eine fast ebenso alte Nuance ist die im Spiel des Odoardo Galotti, die noch von Eckhoff herrührt. Im letzten Akt, in der Unterredung mit dem Prinzen, zupft er, um seine gewaltige Erregung niederzuhalten, die Federn in einzelnen Flocken vom Hut. Die von der Seebach stammende Nuance, daß Luise in der Szene mit Wurm zum Fenster eilt, gleichsam, als ob sie in der Qual ihres Herzens sich hinausstürzen wollte, ist ebenfalls noch im Schwang, obwohl in jenen Tagen die Häuser für einen tödlichen Sturz kaum — hoch genug waren. Dagegen ist eine Nuance, die sich ein Präsident in Kabale und Liebe gestattete, der Vergessenheit anheimgefallen. Schade. Er löschte vor seinen Worten: „Wenn ich auftrete, zittert ein Herzogtum" die drei Kerzen des brennenden Leuchters und ließ Ferdinand mit seinem Monolog im Dunkeln zurück. . . Die alten Nuancen in Wallensteins Lager dagegen sind dauerhaft, wenn sie auch kein gutes Theater mehr anwendet, in der Kapuzinerpredigt bei den Worten: „Wessen das Gefäß ist gefüllt, davon es sprudelt und überquillt" wird dem Pfaffen die Schnapsflasche gereicht; bei den Worten des Wachtmeisters: „Zum Exempel, da hack mir einer von den fünf Fingern hier an der Rechten den kleinen ab", pflegt der Rekrut den Degen zu ziehen, gleichsam um dem Befehl nachzukommen, und der Taler, der von dem Wachtmeister herumgezeigt wird, verschwindet im Stiefelschaft des Kroaten.

Die hier herangezogenen Beispiele kennzeichnen zur Genüge das Unkraut, das im Weizen blüht.

Im Grunde aber liegt im Bereich der Nuance das eigentliche Schaffensgebiet des Schauspielers. Das Wort ist das geistige Eigentum des Dichters, die das Wort ergänzende Durchleuchtung durch Miene und Ton das unbestrittene des Schauspielers. Schattierung, Abstufung und Uebergänge sind nichts weiter als die Nuancierung des der Rolle zugrunde liegenden Textes; wie oft ist diese Nuancierung imstande, verschwommenen oder flach gezeichneten Charakteren eine plastische Rundung zu geben; aber auch den Meistergestalten der Dichtung verleiht sie erst den Persönlichkeitswert, der dem Zuschauer die Figur näher bringt. Welche Fülle schauspielerischer Eigenarbeit ist nicht seit Brockmanns und Schröders Zeiten an die Gestaltung der Shakespeareschen Dramen gesetzt worden; sie war es, die den Charakteren durch Nuancierung in Ton und Geste individuelle und stets neue Züge verlieh. Der Lear Ludwig Devrients war von dem des Anschütz grundverschieden, und doch erschöpften beide das Bild der Dichtung; das gleiche gilt vom Othello Dessoirs und dem Matkowskys, dem Falstaff Dörings und dem Baumeisters, dem Hamlet Sonnenthals und dem von Kainz usw. Die Nuancierung erfolgt hier durch tausend kleine Züge, die in ihrer Mannigfaltigkeit und Unaufdringlichkeit selten vom Zuschauer einzeln wahrgenommen werden, in ihrer Gesamtheit aber mosaikartig sich zum leuchtenden Bild zusammenschließen.

Es liegt auf der Hand, daß die Mittel für die Gestaltung oder vielmehr Nuancierung idealer Rollen andere sein müssen als für die streng realistischen Aufgaben. Eins aber ist für beide gleich erforderlich: die zweckentsprechende Ergänzung durch Miene und Geste. In realistischen Aufgaben können äußere Mittel herangezogen werden; die Ifflandsche Schule konnte ohne die berühmte Tabaksdose nicht auskommen, heute erfüllen Zigaretten, die auf der Bühne geraucht werden, ungefähr die gleiche Aufgabe; sie ermöglichen auf bequeme Weise Spielpausen und Einschnitte. Im Erfinden realistischer Spielnuancen war die alte Schule, die von dem dekorativen Milieu weniger unterstützt wurde, reicher; auch setzten die schablonenhaften Figuren von Iffland, Kotzebue und Benedix eine größere Mitarbeit von seiten des Schauspielers voraus, eine Liebe am Detail. Friedrich Haase, der noch jener Schule entstammte, wurde vielfach ein Mätzchenmacher gescholten; wenn er aber als alter Klingsberg sich mit den aus Papilloten gedrehten Papiertüten den Kopf kratzte, so war das eine sich natürlich gebende Nuance; der alte Geck wollte sich die gepflegten Fingernägel nicht an den gefärbten Haaren beschmutzen.

An die Stelle der Schauspielernuance ist heute die Regienuance getreten. Daß auch hier vielfach Unkraut im Weizen aufschießt, braucht nicht erst betont zu werden. Auch hier gibt es gute und schlechte Nuancen. Das Beispiel einer guten Nuance fand sich in einer Dingelstedtschen Inszenierung des Götz, dort, wo Selbitz die Würfel aus der Tasche zieht; der sieht sich in Götzens reinlichem Zimmer um, nimmt einen Blumenstock, der sauber am Fenster steht, schüttet kurzerhand Blume und Erde heraus und benutzt zum Schreck der Hausfrau den Topf als Würfelbecher. Das Rauhbein Selbitz ist hier ebenso wie



das Milieu drastisch charakterisiert. Das Beispiel einer schlechten Regienuance bot eine Schauspielaufführung der Lustigen Weiber in einem Berliner Theater. Als Falstaff von den Elfen gefoppt wird, bricht eins der Kinder, die die Elfen darstellen, in Weinen aus. Evans, der den Spaß anführt, tritt hinzu, das Kind flüstert ihm etwas ins Ohr, er führt es hinter einen Busch, wo es nach kurzer Zeit lachend und befreit hervorkommt. . . .

Die Nuancierung durch die Regie liegt auf gleichem Gebiet wie die Nuancierung der Einzelgestalt durch den Schauspieler. Wie dort Schattierung, Abstufung und Uebergänge die darzustellende Figur charakterisieren, sollen hier die gleichen Mittel für das Stück in seiner Gesamtheit zur Anwendung kommen. Das Abstimmen der einzelnen Reden zueinander ermöglicht die Natürlichkeit der Dialogführung, der berechnete Wechsel in Stellung und Gruppierung die Verdeutlichung des Vorgangs. Hier wie dort harren die gleichen Aufgaben ihrer Erfüllung: das abstrakte Wort in sinnfällige Darstellung umzusetzen; freilich neben der rein schauspielerischen Gestaltung liegt der Regie auch die Gestaltung der Szene ob, an die heutigestags besondere Ansprüche gestellt werden. Bei aller Berücksichtigung der zeitgemäßen Forderungen aber erfüllt die schauspielerische Kunst ihre Aufgabe nur dann in vollem Maß, wenn sie die für die Wirkung des Stückes notwendige Stimmung jeweils aus eigenen Mitteln hervorzurufen vermag und nicht durch die Mirakelwunder einer szenischen Umwelt.

Deutsche Offiziersdamen im Sattel.

Von Thea von Puttkamer. — Hierzu 10 photogr. Aufnahmen.

Nichts führt die Herzen leichter zusammen als eine gemeinsame Passion. Nichts hält sie auch besser zusammen in der schwierigen Ehekampagne. Und wären nicht Rosseshufe und Parkett zwei gänzlich unvereinbare Dinge, so könnte füglich auf dem Polterabend so manches Kavalleristen und Pferdefreundes „der Gaul als Ehestifter“ auftreten . . . und könnte auch noch auf der Silberhochzeit als eine Art bewährten „Bindemittels“ präsentiert werden.

Man stelle sich zum Beispiel die Frau eines Kavallerieoffiziers in kleinen Garnisonen vor, mit einer unheilbaren Schwärmerei für Beethoven oder Schmoller behaftet, während sie in den Pferden ihres Mannes nur „wilde Tiere“ erblickt. Wird ihr Eheglück nicht auf ungewisserer Grundlage stehen als das einer „Frau Rittmeister“, die auf Jagden und in der Reitbahn durch dick und dünn an der Seite ihres Mannes zu finden ist?

Allerdings tut Passion es nicht allein. Madame muß es auch zu etwas gebracht haben, um ihrem reiterlich hochgebildeten Ehekameraden Freude und Ehre zu machen, und — eine gute Figur bleibt ebenfalls unerläßliche Vorbedingung für die Offiziersdame im Sattel. Deutsche Frauen, die alle diese Vorzüge besitzen, brauchen sich nicht zu scheuen, vor die breitere Oeffentlichkeit zu treten. Im Gegenteil, sie können nur anspornend und erzieherisch wirken.

Denn wieviel Uebung des Willens, der Muskeln und Nerven, wieviel Sammlung, eiserner Fleiß und Verzichtleisten auf manche andere Zerstreuung gehören für eine Dame dazu, um ein solches Maß von Können in sich zu vereinen, wie es zum Beispiel Frau Boege, Frau von Günther, Frau d'Hengelière, Frau Mauritz, Frau Müller, Freifrau von Schaezler, Frau von Vopelius und Frau Willmer zeigen! Frau von Krieger und Frau Seiffert haben es etwas leichter gehabt, da die eine seit ihrem sechsten, die andere seit ihrem vierten Lebensjahr im Sattel daheim ist. Beide sind übrigens vom Quersitz ihrer Kinderzeit unbedenklich zum Seitsitz übergegangen, dem unsere sämtlichen Championessen der Reitkunst aus leicht begreiflichen ästhetischen wie gesundheitlichen Gründen treu bleiben.

Ein hübsches Zeugnis dafür, daß zwischen „Reiten“ und „Reitenkönnen“ bei einer Dame eine gewaltige Kluft befestigt liegt, liefert Frau Paula Müller-Pröbster (Nürnberg). Sie unterscheidet zwischen ihrer „aktiv reiterlichen Tätigkeit seit etwa vier Jahren und dem vorangegangenen Reiten, das man eigentlich nur ‚Pferdebewegen‘ nennen könne“. Und in dankenswerter, äußerst bescheiden wirkender Offenheit spricht sie davon, daß „auf den durch tägliche Uebungen gewonnenen Grundlagen ihr Mann einen sehr strengen und ernsten Unterricht aufbaute“. Eine Illustration zu dem, was Reitunterricht eigentlich heißt, bildet wohl die Anekdote von jenem Oberst, der seinen schon den Degen tragenden Sprößling in der Reitbahn erst mit „Du Esel“, schließlich aber verzweiflungsvoll mit „Sie Esel“ anredete!

Kein Wunder, wenn es unsere Offiziersdamen treibt, das durch zähes Ringen Erworbene nicht nur der eigenen Garnison, sondern auch bei Turnieren und Concours hippiques einer sportlich interessierten größeren Gemeinde zu zeigen. Hier wird oft der Schneid bewundert, mit dem Damen an die Hindernisse herangehen. Aber ein Kenner riet einst „dem Gros, lieber die Peitsche anstatt des Kopfes daheim zu lassen“, und wies auf die vorbildliche Art erfahrener Jagdreiterinnen, wie Frau Boege, Frau von Krieger und Frau Seiffert, hin. Von Frau Boege bemerkt der gleiche Sachverständige, „zwischen St. Avold und Saarbrücken sei ihr keine Schleppe zu schwer“, von Frau von Günther, „daß auch die unsichersten Kantonisten unter ihrem weichen Sitz und ihrer gefühlvollen Hand willig springen“, übrigens eine Hervorhebung von Eigenschaften, die man schon einzig nach den Bildern in Frau Ilse von Günther vermuten kann, die ihren vier entzückenden Kindern eine ausgezeichnete Mutter ist. Ein August von Kaulbach hat sich die Schönheit dieser vielseitigen Dame nicht entgehen lassen, sondern sie in einem reizvollen Gemälde festgehalten.

Ebenso gern hätte er gewiß Pinsel und Farben hergeliehen, um die kapriziöse Eigenart von Frau Wanda von Krieger zu verewigen. Die Tochter des in den siebziger Jahren sehr bekannten Herrenreiters Aschwin Freiherrn von Sierstorpff-Cramm hat ererbtes Reiterblut in den Adern. Im Gelände von Großberlin zählt sie zu den bekanntesten Erscheinungen. Dagegen gehören drei weitere Offiziersdamen, die uns so liebenswürdig ihre Bilder zur Verfügung stellten, ins Bayerland. Frau Luise Mauritz findet stets hervorragende Anerkennung. Sie hielt 1911 das Championat in öffentlichen Prüfungen (worunter Dressur-, Qualitäts- und Springkonkurrenzen zu verstehen sind) und marschiert in diesem Jahr mit einem





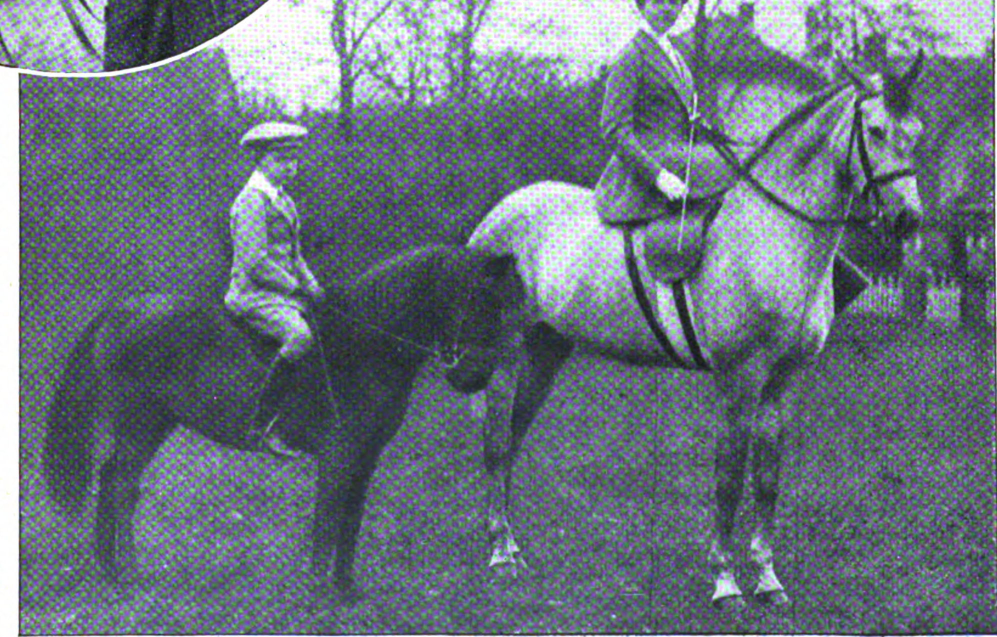
Phot. O. R. Voß.

Frau Wanda von Krieger auf „Travemünde".

Hofphot. Zinsel

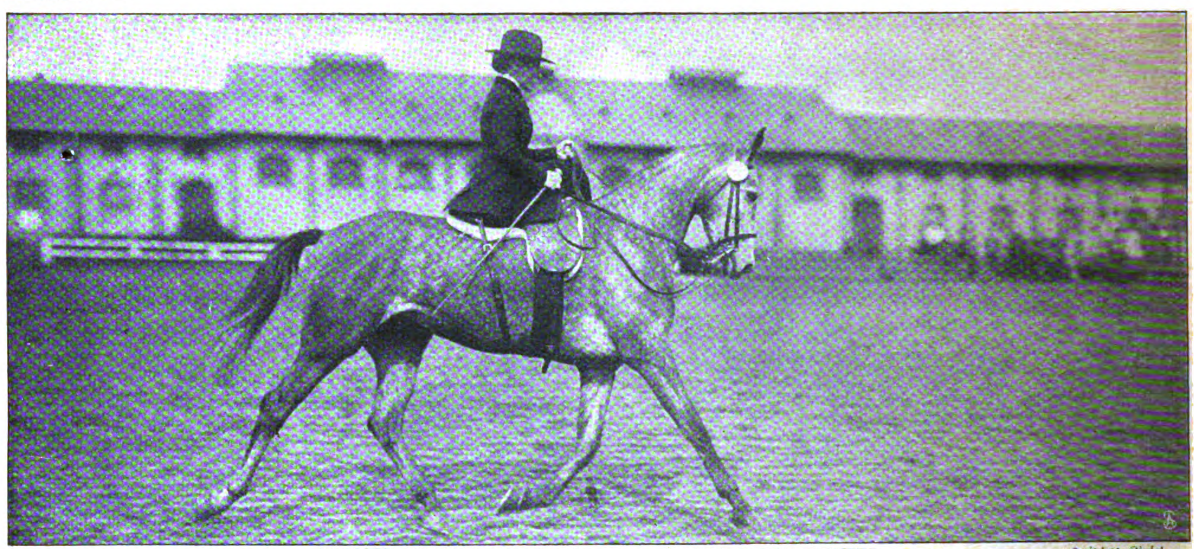
Frau Ilse von Günther.

Dutzend erster Preise auf das gleiche Ziel zu. Bei dem internationalen Springen in Luzern lief ihr jedoch Frau Willmer den Rang ab, die auf den Koch-Heilschen Pferden eine glänzende Bravourleistung vollbrachte, da sie „Dark Rebel", „Grey Lad" und „Hubertus" mit bewundernswerter Ruhe und hervorragendem Geschick zum dreifachen Sieg steuerte, bei jedem „Ritt ihre Zeiten verbessernd". Die Gattin des ähnlich wie Rittmeister von Günther als reiterliche Größe bekannten bayrischen Majors hatte in Luzern noch die Freude, daß ihr die Preisverteilung übertragen wurde. Ihr wirkliches Können beweist sie durch die Fähigkeit, sich auf und mit jedem Pferd gut abzufinden, eine Eigenschaft, die die schon erwähnte Frau Paula Müller mit ihr teilt,



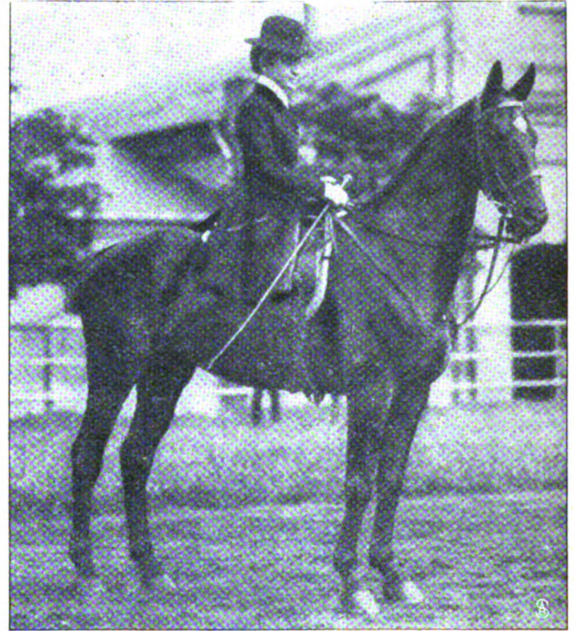
Phot. O. R. Voß.

Anny Freifrau von Schaezler auf „Sieglinde".



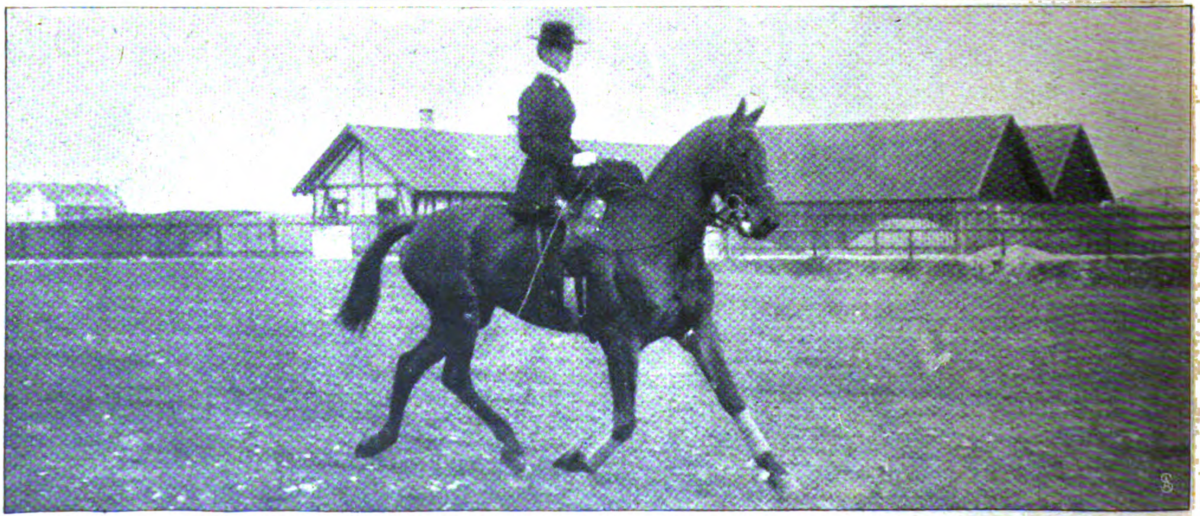
Hofphot. Zinfel.

Frau Johanna Boege auf dem Apfelschimmel „Pepper and Salt".



die täglich zwei bis drei Pferde reitet und sich besonders freut, wenn ihr zu Turnieren fremde Pferde angeboten werden. Und dank ihrer Reitkunst kann man es auch verschmerzen, Frau Müller nicht mehr auf dem Rücken des berühmt gewordenen Fuchses „King I" zu sehen, der aus dem Mitbesitz ihres Gatten im Mai 1913 in den des Kammerherrn von Burgk gelangte.

Zu den „Altmeisterinnen" im Sattel (niemand wird zweifeln, daß dieser Titel nur sachlich gemeint ist) gesellt sich dann in Süddeutschland eine aufstrebende Kraft: Frau Elisabeth d'Hengelière-Dacqué. Ihr Gatte, der als Oberleutnant im Zweiten Chevaulegerregiment steht, hatte die Freude, sie in diesem Jahr unter zwanzig Teilnehmerinnen in Frankfurt a. M. ihren ersten Sieg davontragen zu sehen. Unsere Damenreiterei braucht stets frischen, sportlich gut erzogenen Nachwuchs, und Frau d'Hengelière scheint wie vorbestimmt zu weiteren Erfolgen. Das gleiche läßt sich von Frau Johanna Boege (Schwester von Frau Else Willmer) sagen, die sich auch erst seit kurzem an Wettbewerben beteiligt. Die Lothringer Jagdgründe, in denen sie als



Frau Elisabeth d'Hengelière auf der englischen Stute „Chackwing". — Oben: Frau Else Willmer auf „Danilo".

des persönlichen Geländes so gewachsene Gattin, wie Frau Oberstleutnant Seiffert es ist. Frau Malwine von Vopelius wird sich dort ganz besonders wohl fühlen. Von ihrem berühmten Springpferd „Susanna“, das sie so oft zum Sieg trug, hat sie sich freilich getrennt, um es der Großherzogin von Weimar zu überlassen; aber eine Dame, die mit solcher Natürlichkeit reitet und ihre Pferde so selbstverständlich

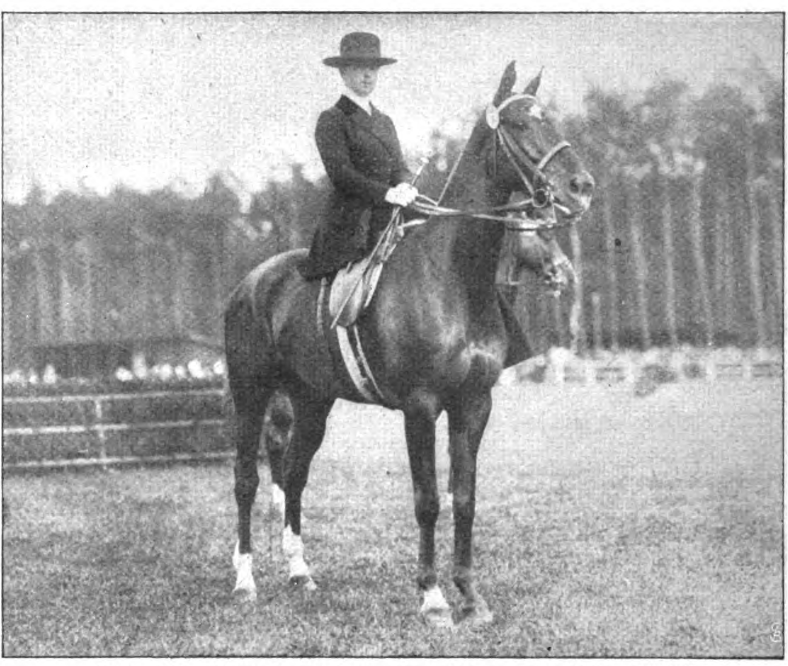
Phot. E. Haymann.
Frau Paula Müller auf „King I“.

passionierte Geländereiterin völlig daheim ist, haben es in sich. Sie sind auch Frau Willmer nicht fremd, der schon der Herzenswunsch aller Jagdreiterinnen, in Hannover den Hunden zu folgen, erfüllt wurde. Echter reiterlicher Geist wird hier traditionell gepflegt; doch nicht immer hat der jeweilige Kommandeur der Reitschule eine hippologisch so tüchtige, allen Schwierigkeiten des reiterlichen wie

Frau von Vopelius im Sprung. — Oben: Frau Seiffert, Gattin des Kommandeurs des Militärreitinstituts in Hannover.

und sympathisch über jedes Hindernis bringt, arbeitet sich bald einen neuen „crack"!

Der Weg nach dem Norden führt zu den Wandsbeker Husaren, die eine vollendete Reiterin wie Anny Freifrau von Schaezler in ihrem Offizierkorps haben. Ihren Erfolg auf der Olympia-Horseshow in London, wo sie unter 50 englischen Pferden mit einem deutschen den höchst ehrenvollen dritten Preis davontrug, läßt sie nicht in Vergessenheit geraten, obwohl sie in den letzten drei Jahren bedauerlicherweise nicht auf deutschen Reiterturnieren erschienen ist. Aber ihrer Passion ist sie treu geblieben; unsere Abb. S. 2041 zeigt ihren Aeltesten neben ihr auf einem Shetlandpony und erinnert uns von neuem daran, daß die deutsche Offiziersdame über dem Reiten nicht das Familienleben vernachlässigt, ja, daß sie als kluge Frau, wie anfangs nachgewiesen, versteht, es seiner Erhaltung dienstbar zu machen.



Frau Luise Mauritz auf ihrer ungarischen Fuchsstute „Vicky".

Ein Schweizer Nationalpark.

Von Anton Krenn. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen des Verfassers für die „Woche".

Wenn im Dezember die Schweizer Bundesversammlung zu ihrer Tagung zusammentritt, wird sie sich voraussichtlich auch mit der Subventionierung des zukünftigen Schweizer Nationalparks zu befassen haben, um diese junge, vielversprechende Gründung auf eine gesicherte Unterlage zu stellen. Bisher war es ein mehr oder weniger privates Unternehmen des Naturschutzbundes, dem es nur durch die außerordentlich werk-



Blick von Scanfs auf das Reservationsgebiet am Piz Esen und Piz Quartervals.

tätige Hilfe, die seine Bestrebungen im Volk fanden, möglich war, dem schönen Gedanken praktische Form zu geben und zur jetzigen Höhe zu führen. Der Schweizer Naturschutz hat mannigfache Aufgaben, aber seine dankbarste und wirksamste war bisher die Schaffung eines Schongebiets, in dem das Walten der Natur vom Menschen unbeeinflußt vor sich gehen soll. Von dem größten Baumriesen bis zum Grashalm und zum unscheinbarsten Bergblümchen soll die zerstörende Hand des Menschen ferngehalten werden, und jegliches Tier, das da kreucht und fleucht, soll im Menschen nicht mehr seinen Feind, sondern seinen Beschützer erblicken. — Um diese Absicht wirksam durchführen zu können, ist eine gewisse Ausdehnung des Schutzgebiets erforderlich, um besonders der Tierwelt genügend Bewegungsmöglichkeit zu gewähren; anderseits konnte schon aus finanziellen Gründen nur ein Gebiet in Frage kommen, das bisher möglichst unproduktiv gelegen war. Als daher vor drei Jahren der erste Grund zur Schweizer Naturschutzreservation gelegt werden sollte, war die Wahl unwillkürlich gegeben in dem landschaftlich prächtigen, einsamen und unberührten Ofenberggebiet im Unterengadin, für dessen Wildheit die Tatsache spricht, daß es bis in die Gegenwart der letzte Schlupfwinkel des Bären in Mitteleuropa geblieben ist. Erst vor zwei Monaten wurde an der be-



Aus dem Val Scarl mit Piz Mingèr und Piz Zuort.



Partie aus dem Val Cluozza mit Bergföhren- und Lärchenbestand.



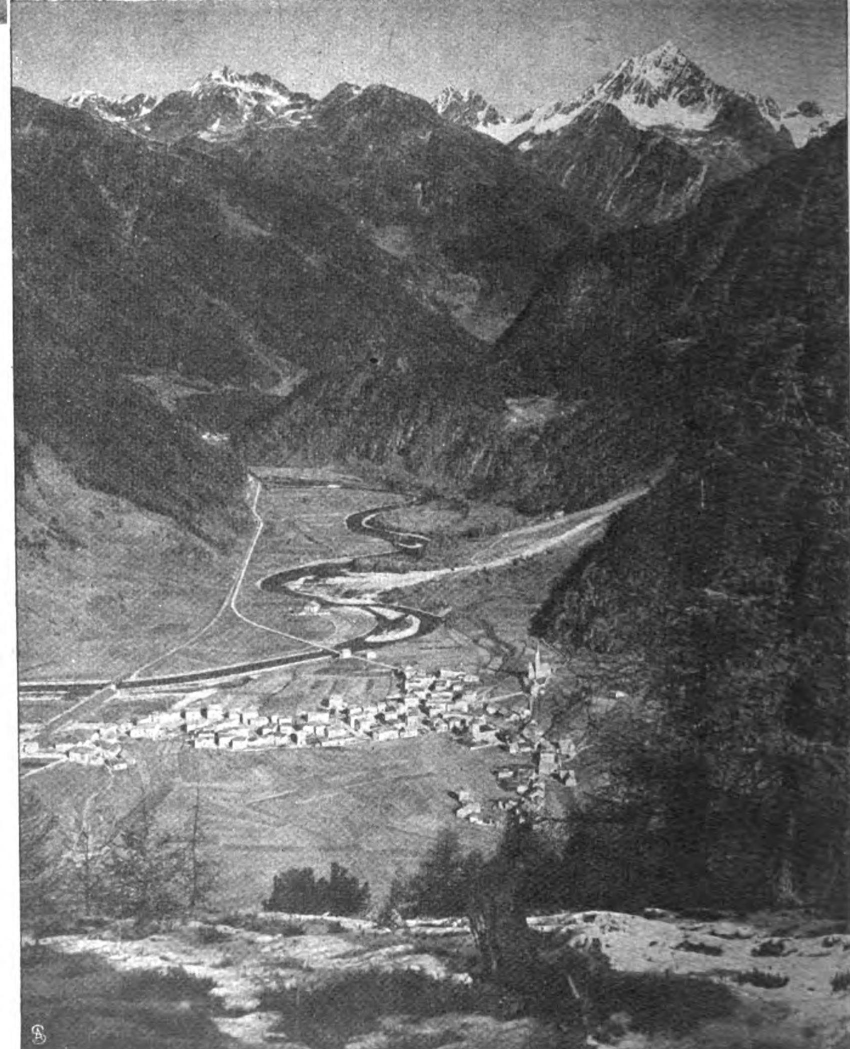
Blockhaus im Val Cluozza
zur Beherbergung des Parkwächters und der Touristen.

taten des absoluten Tierschutzes machen sich im bisherigen Schongebiet bereits bemerkbar; den König der Lüfte, den prächtigen Steinadler, kreisen zu sehen, ist keine Seltenheit mehr, auch Auer- und Birkwild hat sich eingenistet, Murmeltiere und Schneehasen sind häufig zu sehen, und vor allem hat sich die Gemse außerordentlich vermehrt. Es wurden schon Rudel von über hundert Stück beisammengesehen. Die Entwicklung der Pflanzenwelt kann sich natur-

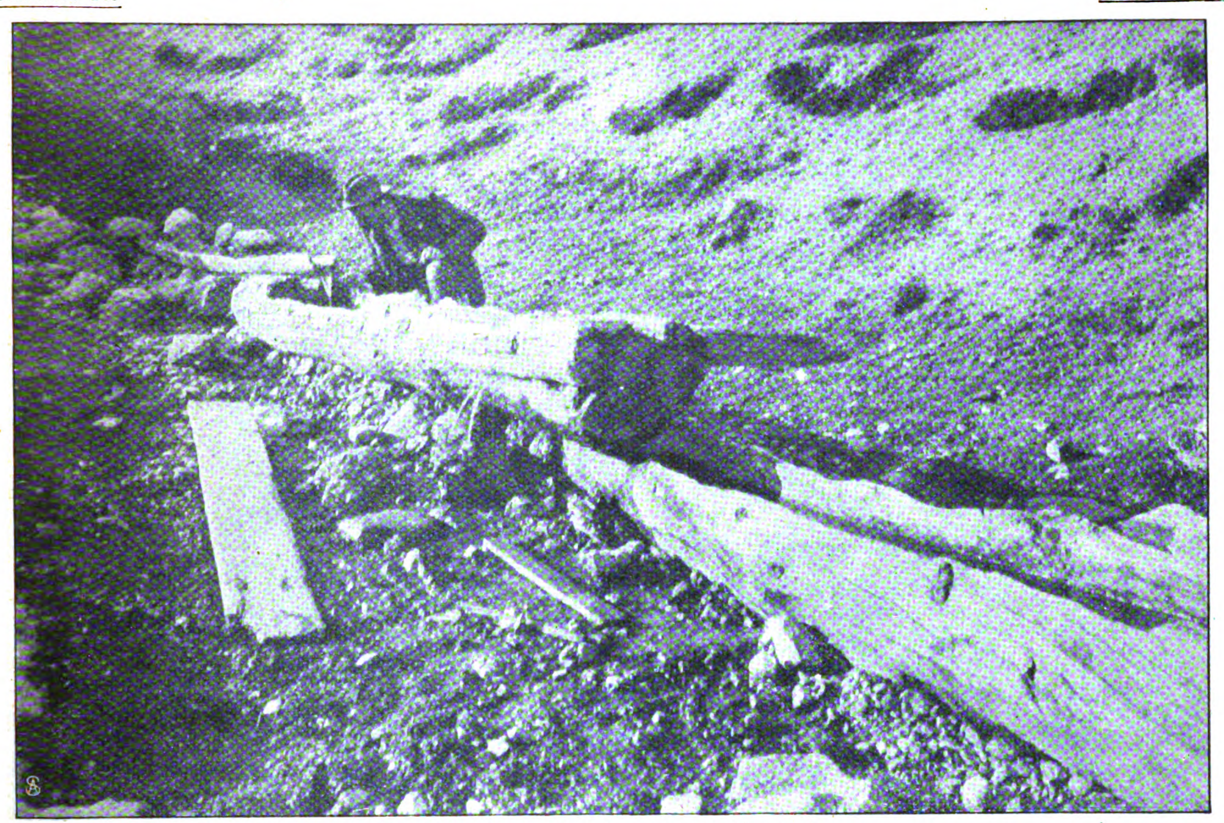
nachbarten Tiroler Grenze ein mächtiger Petz zur Strecke gebracht.

Die Ofenpaßstraße schneidet die Reservation in zwei Teile. Zur Rechten befindet sich die Stammreservation des Val Cluozza, die seither noch um die Westseite des Quartervals- und Piz d'Esengebiets gegen Scanfs hin erweitert wurde, zur Linken ist das Scarltal mit seinen selten begangenen Seitentälern Val Mingèr, Foraz und Tavrü. Das Scarltal gehört allerdings erst in seinem unteren Teil zur Reservation, während der obere, besonders der prächtige Arvenwald auf der Alp Tamangur (Abb. S. 2047) erst durch die erwartete Bundeshilfe erworben werden und damit ein Zusammenhang zwischen den heute noch getrennten Gebieten zu beiden Seiten der Ofenpaßstraße hergestellt werden soll. Wenn dieser Plan gelingt — und es ist alle Aussicht dazu, da das eidgenössische Parlament der Gründung sympathisch gegenübersteht — so erhält die Schweiz eine Naturschutzreservation, die außer dem amerikanischen Nationalpark bisher nicht ihresgleichen hat.

Das Schutzgebiet, das heute etwa 97 Quadratkilometer umfaßt, wird nach der Abrundung etwa zweihundert erreichen. Die Wohl-



Blick vom Weg ins Val Cluozza auf das Inntal mit Zernez und Piz Linard (3414 Meter).



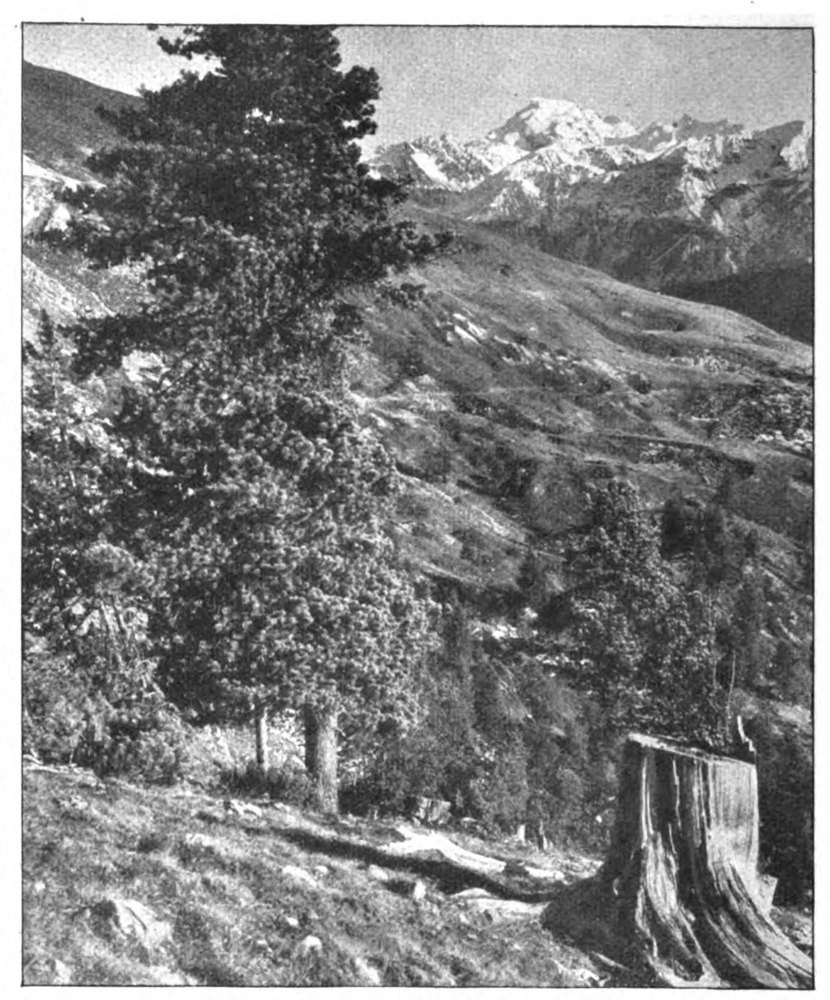
Am Alpbrunnen. Im obersten Scarltal.



Der höchste Waldbestand Europas: Die prächtigen Arvenwälder auf Alp Tamangur (etwa 2350 Meter).

gemäß erst in einem größeren Abstand von Jahren bemerkbar machen.

Der Zugang zum Schweizer Nationalpark ist durch die Eröffnung der Unterengadiner Bahn außerordentlich erleichtert worden, da von den Stationen Scanfs, Zernez und Schuls die Grenzen der Reservation in einer Wegstunde erreichbar sind. Von Scanfs aus besucht man das wilde Val Mülschauns, von Zernez das hochgelegene Val Cluozza (Abb. S. 2045), und für solche Besucher, die das Val Scarl in seiner ganzen Länge durchwandern wollen, ist der Zugang über die Ofenpaßstraße und der nachherige Abstieg durch das Val Scarl angenehmer als der anstrengende, umgekehrte Weg von Schuls her. Der Besuch des Nationalparks ist natürlich für jedermann frei, er soll ja dem Schweizer Naturschutzbund neue Freunde werben zur Durchführung seiner hohen Aufgaben; daß die Zahl der Besucher nicht störend werde, dafür sorgen die primitiven Weg- und Unterkunftsverhältnisse und die von jedem zu leistende Selbstanstrengung. Wer sich aber dadurch nicht abhalten läßt, der wird Stunden selten schöner Naturbeglückung empfinden. Bergsteiger seien auf dieses Gebiet mit seinen zerrissenen, dolomitähnlichen Felsspitzen besonders aufmerksam gemacht, da eine große Anzahl hervorragend schöner Klettertouren ausführbar sind.



Vegetationsbild auf Alp da Munt (etwa 2300 Meter). Im Hintergrund der Ortler.

***

Drei Jäger nach der Pirsch...

Skizze von Lo-Lott.

Sie saßen in der niederen Stube des Bauernhauses um den weißgescheuerten Tisch, durchnäßt, müde und hungrig von der Pirsch. Die Bäuerin trug in irdenen Schüsseln das Mahl auf. Die Büchsen standen wie abgetretene Musketiere, steif und gerade in Linie, an die weißgetünchte Wand gelehnt.

Der Herrenjäger zog die durchfeuchteten Lackstiefel behutsam über die Knie hoch, rückte den weichgewordenen Stehkragen zurecht und begann mit verächtlichem Naserümpfen die Speisen vorzulegen.

Der Schießer nahm seinen Schlapphut ab, knüpfte das rote Halstuch los, trocknete sich gemächlich die regennasse Stirn, indem er kein Auge von dem Rucksack ließ, aus dessen Öffnung zwei glanzerloschenen schwarzen Perlen gleich, die starren Lichter eines Rotfracks stierten.

Der dritte aber, wie von einer seltsamen inneren Erregung erfaßt, schaute unverwandt durch die kleinen, von der Witterung buntschillernd gemalten Fensterscheiben dem Regen nach, den der Wind hin und her fegte.

„Eine Flasche, Frau Petersen," sagte er dann, „die beste Flasche aus Ihrem Keller."

Die beiden Jäger sahen belustigt auf.

„Warum das, Baron —? Zu Ehren des Bocks, den Sie nicht geschossen haben?" fragte der Schießer mit herablassender Freundlichkeit.

Der Herrenjäger legte Zinnmesser und Gabel aus der Hand und lachte laut auf. „Da bummelt ein braver Bock recht vertraut vor ihm her — hab's durch mein Glas deutlich gesehen — einfach ausgemachter Bock — und der Baron knallt nicht ab."

„Rehbockfieber," hohnlächelte der Schießer, „oder wäre es kein Blattschuß gewesen?"

Der Baron goß in die stumpfen Gläser den perlenden Wein, nachdenklich und vorsichtig — Glas für Glas.

„Es wäre schon ein weidgerechter Schuß gewesen", sagte er mit betontem Ernst, und seine Stimme zitterte ein wenig. „Nur für mich — für mich war er nicht —." Er hatte den scharfgeschnittenen Kopf vorgestreckt, daß sein Atem das Gesicht des Herrenjägers streifte, so als spräche er nur zu ihm: „Ich konnte den Bock nicht schießen."

Der Herrenjäger, sichtlich unangenehm berührt, zuckte

zurück, aber der Baron ließ ihn nicht. Wie auf der Fährte nach irgendeiner Gewißheit stachen seine Augen prüfend und suchend in die des andern. „Was Sie für sonderbar bewimperte braune Augen haben, Lunders. Haben sie alle solche Augen in Ihrer Familie?“

Das Gespräch bekam fast die Wendung eines Verhörs.

„Ja — meine Schwester und ich — wir haben die gleichen Augen“, sagte der Herrenjäger. Er hatte einen Witz auf den Lippen, durch den er dem Gespräch eine andere Wendung zu geben beabsichtigte. Aber plötzlich blieb ihm der Witz im Hals stecken.

Der Baron verharrte eine Weile. Er sah dem Wein im Glas nach, der spritzige Tropfen emporstieß, dann sah er auf seine Hände, die verloren mit dem Tischgerät spielten.

„Nicht wahr — was haben diese Augen mit meinem Schuß zu tun, meinen Sie“, sagte der Baron nachdenklich. „Und dennoch — es ist sonderbar, wie die entferntesten Dinge sich gleichsam zu einem Ring schließen. Ein Paar seltsam bewimperte Augen tragen die Schuld daran, daß ich den Schuß nicht abgab.“

„Erzählen — erzählen“, drängte der Schießer mit geheucheltem Interesse, während der Herrenjäger, wie in einem Bann gehalten, atemlos hinlauschte.

„Es war gestern, als ich in den Zug stieg, ich war allein in dem Abteil, Büchse und Rucksack lagen in dem Fangnetz verstaut, da — etwa eine Minute vor der Abfahrt — wurde die Tür aufgerissen, eine Dame sprang hinein zu mir — nichts Sonderbares, nicht wahr? — Ich hätte mich ruhig in meine Ecke drücken und ungestört meine Zeitung lesen können, aber da muß etwas so Vibrierendes, Unstetes von ihr ausgegangen sein — ich m u ß t e die Zeitung fortwerfen, und da sah ich sie, ein ganz junges Ding — schlank und rank wie ein Reh, und sah diese Augen — seltsam bewimperte hellbraune Augen, wie die Ihren so braun, Lunders.“ —

Unwillkürlich hielt der Baron inne. Eine Pause entstand, in der man die Fliegen summen und brummen hörte, und wie sie sich mit leichtem Stoß den Kopf gegen die Fensterscheiben einrannten. Dann ein Knall — das Glas des Herrenjägers hatte einen Sprung bekommen. Zitternd legte er die Gabel zurück, mit der er zu hart an das Glas gekommen sein mochte.

„Weiter — weiter“, sagte er, und seine Lippen bebten.

„Es waren Augen, die ich nie vergessen werde — wie sie das Reh hat, wenn es aufwirft, angstvoll zitternde und doch wieder scharf sichernde Augen,“ fuhr der Baron fort, „sie hatte mich zwei-, dreimal musternd angesehen. Nun existierte ich nicht mehr für sie. In gewollter Gleichgültigkeit schien sie zu träumen. Ich hielt mich selbstverständlich für erledigt. Was für ein Anrecht sollte ich alter Jäger auch auf das Interesse eines jungen Mädchens besitzen, das noch zu ihrer Jugend ein Paar so seltsam schöne Augen hat? Mag sie fahren, wohin sie will. Was geht's mich an? dachte ich und begann in meiner Zeitung zu lesen. Ich zog, als der Schaffner eintrat, ohne aufzuschauen, mein Billett vor — und da geschah etwas, das mit einem Mal meine Gleichgültigkeit in hellste Neugierde wandelte. Ich fühlte etwas auf meinen Fuß fallen, und während sie ihre Karte reichte, hob ich dieses Etwas auf. — Es war ein nur von der Perronkontrolle gestempeltes, ungefahrenes Billett nach . . . .“

Der Herrenjäger erblaßte. „Nach . . . ? fragte er.

„Nach . . . . .“ Der Baron schwieg. Die seltsam bewimperten Augen des Herrenjägers hingen argwöhnisch suchend an seinem Mund. Diese Augen, deren er sich so gut erinnerte, und in einer plötzlichen Aufwallung von Milde, als gälte es, den gestreuten Argwohn wieder gutzumachen, und mit aller Kraft, daß der andere die Lüge nicht spüre, sagte er: „Nach Kopenhagen“ und lachte. „Ja, ja, nach Kopenhagen, mein lieber Lunders.“

Der Herrenjäger stürzte hastig einen Schluck Wein herunter, als sei ihm die Kehle eingetrocknet. „Ah so — nach Kopenhagen“, sagte er befreit.

„Sie soll nach Kopenhagen und fährt in entgegengesetzter Richtung, dachte ich“, fuhr der Baron fort. „Sie hat etwas vor, das nicht recht ist, und ganz plötzlich erwachte in mir der väterliche Instinkt, den wir Alten den Jungen gegenüber immer empfinden. Ich wollte sie, die auf nicht erlaubtem Weg war, den Eltern zurückbringen. Da habt ihr euer Kind, das ihr — in Kopenhagen glaubt. Hütet es besser, wollte ich sagen, und schon schickte ich mich an, die Rolle eines Mädchenbeschützers zu spielen, wollte fragen. Da traf mich ein so kindlich flehender Blick, da sah ich Tränen in diesem Blick, die die Angst um ein Glück weint. ‚Tu's nicht, tu's nicht‘, baten die Augen, und ich — ich drückte mich hinter meine Zeitung. Ich kam mir vor wie ein alter Dieb, der der Jugend die Äpfel vom Baum des Lebens stehlen will. — Wo fährt sie wohl hin? Weiter als ich? Werde ich jemals zu wissen bekommen, wohin? Diese Fragen quälten mich unaufhörlich. Je weiter wir fuhren, desto ruhiger wurde sie. Einmal sah ich sie an. Aus ihren Augen war die Angst gewichen, ein seltsamer Schein vom freudigen Hoffen leuchtete aus ihnen, und mehr und mehr, als warte sie immer näher kommendem, schönstem Geheimnis zu, festigte sich dieser Glücksglanz in ihren Augen, bis sie nichts waren als ein — großer Feuerbrand. Der Zug fuhr langsam in die Station ein, auf der ich umsteigen mußte, da griff auch sie nach ihrer Handtasche — stellte sich vor das Fenster. — So, so, dachte ich, hier wird mir des Rätsels Lösung kund, hier werden sich ein Paar kräftige Männerarme um das zitternde Leben vor dir legen — hier wird ein leichtsinniger Schurke . . . Eine Wut packte mich auf mein ganzes Geschlecht. Aber niemand war auf dem Perron. Langsam ging ich hinter ihr her. In der Bahnhofswirtschaft saß sie mir gegenüber, sie versuchte in den Journalen zu lesen, die der Wirt diensteifrig mit der Tasse Kaffee brachte. Ich sah, sie vermochte es nicht. Ihre Augen hingen unverwandt an der Bahnhofsuhr. Ihre Lippen öffneten und schlossen sich in bebendem Zucken. Alles war Erwartung, Wille und Wunsch an ihr. Vor mir verbarg sie sich. Fürchtest du den alten Jägersmann, du feines, schlankes Reh? wollte ich ihr zurufen. Fürchte ihn — fürchte ihn! Denn er wird nicht dulden, daß du dein heißes, junges Leben verspielst! Und wahrhaftig, ich dachte gar nicht mehr daran, daß ich kein Anrecht hatte, hier den Paradieshüter zu spielen. Wenn dieser Schurke käme — niederknallen wollte ich ihn mit einem weidgerechten Schuß. — ‚Nach Walsrode in zehn Minuten!‘ rief der Schaffner hinein. Wie ein Ruck durchfuhr sie der Ruf, nervös sprang sie auf. Ihre Hände konnten die Tasche nicht finden. Zweimal entglitt sie ihnen. Weit ab von dem Gleis, bald weite Fluchten machend, bald aufmerksam sichernd, hielt sie sich wie das wechselnde Wild dicht an den Büschen der Gärten und glitt jedesmal schreckhaft in den Schatten, wenn ich ihr näherkam. Da lief der Zug ein. Unwillkürlich griffen meine Hände nach dem Gewehr — fest umfaßten sie den Kolben. Ich sah ein wind- und wettergebräuntes



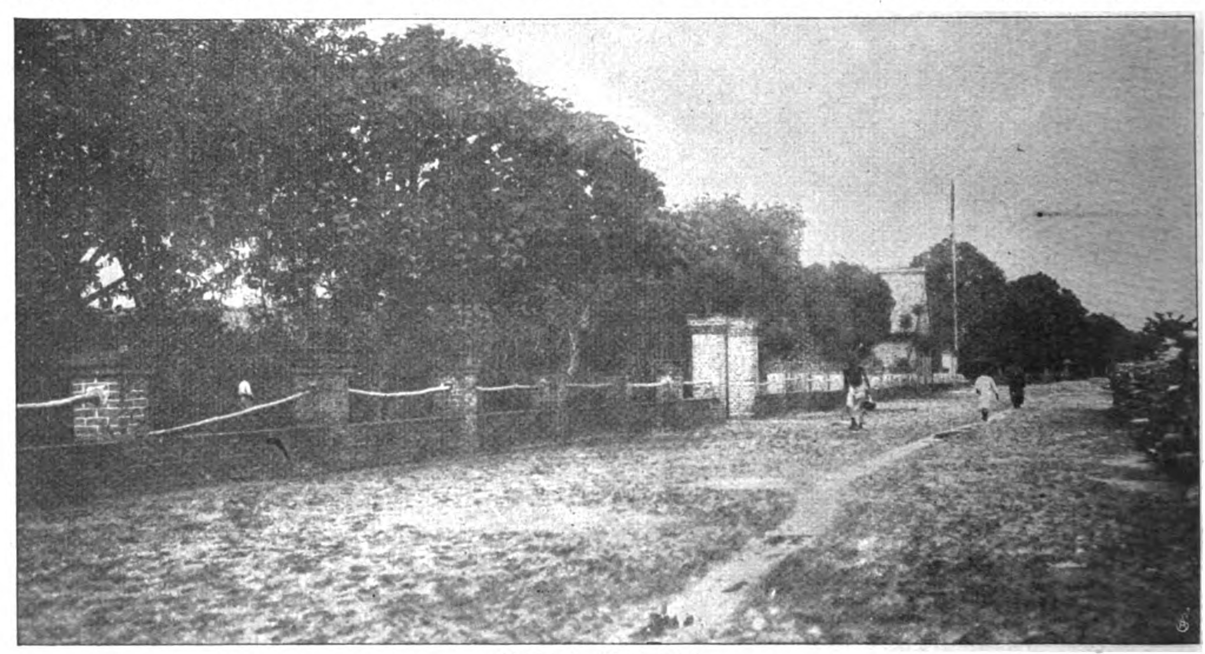
Gesicht in dem Fensterrahmen aufleuchten, einen Mann lustig und mutwillig in seiner vollen Kraft und Stärke zuschreiten auf mein Reh — dann aber sah ich ihn zögernd vor ihm stehen, wie von einer großen Angst gelähmt — sah, wie er nach zwei zitternden Händen faßte und sie langsam, langsam und immer wieder zögernd an seine Lippen zog, als umfasse er ein köstlich seltenes Geschenk. . . . Meinen Händen entfiel der Kolben, hastig sprang ich in den Zug, und als ich mich herauslehnte und der Zug schon in Fahrt war, da trafen mich noch einmal zwei seltsam bewimperte braune Rehaugen und sahen voll Dank zu mir herüber."

Der Baron stoppte einen Augenblick. Feucht schimmerte es in seinen Lidern. Nur zu dem Herrenjäger gewandt sagte er forsch: „Sehen Sie, Lunders, als ich nun heute morgen ausging, wußte ich, der Bock hält den Wechsel präzise, ich sicherte meine Büchse — aber als ich auf der frischgrünen Wiese den Kapitalen behaglich ankommen sah und sah die schlanke, anmutige Figur des Rehs, sah seine braunen, verängstigten Augen, da mußte ich an die seltsam bewimperten Augen jenes Mädchens denken, das in dem gleichen Glück war — da konnte ich den Schuß nicht abgeben. . . . Ein anderer, Lunders, ein anderer vielleicht hätte es tun müssen." —

Die ostafrikanische Zentralbahn und ihre Anschlußwege im Belgischen Kongo.

Von Emil Zimmermann. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

In unserer deutsch-ostafrikanischen Kolonie sieht man mit großem Interesse der Fertigstellung der ostafrikanischen Zentralbahn bis zum Tanganjikasee und der Vollendung der belgischen Lukugatalbahn entgegen; man erwartet mit vollem Recht davon das Entstehen eines lebhaften Handelsverkehrs zwischen unserm und dem belgischen Schutzgebiet und eine bedeutsame Steigerung des deutsch-ostafrikanischen Gesamthandels, der im Jahr 1912 bis auf 81¾ Millionen Mark angewachsen war. Aber man macht sich selbst in Deutsch-Ostafrika noch keine rechte Vorstellung von der gewaltigen Ueberlegenheit des deutschen Verkehrswegs zum Tanganjikasee über die belgische Kongostraße, von der großen Ausdehnung des Einflußgebiets unserer ostafrikanischen Zentralbahn im Belgischen Kongo, vorausgesetzt, daß auf unserer Seite energisch gearbeitet wird.



Straße in Stanleyville.

Von einer wirtschaftlichen Studienreise durch den Belgischen Kongo kürzlich in Tabora eingetroffen und seit Jahren mit dem Studium zentralafrikanischer Verkehrsfragen beschäftigt, kann ich mir wohl ein Urteil erlauben und auf Grund der gewonnenen Kenntnis sagen, daß das wirtschaftliche Einflußgebiet der ostafrikanischen Zentralbahn auf der belgischen Seite des Tanganjika nach Westen zu über den Lualaba hinausreichen wird, nach Norden bis hin nach Stanleyville und zum Kiwusee, nach Süden nach Kikondja und bis über den Marusee hinaus.

In diesem Gebiet, wo jetzt 500 bis 600 Weiße leben und über eine Million Schwarze, gibt es folgende Verkehrstraßen: die Lukugatalbahn, die Bahn Kongolo—Kindu (355 Kilometer lang), endlich die Linie Stanleyville—Ponthierville. Die Eisenbahnen sind durch Schiffahrtswege miteinander verbunden; von Kongolo führen nach Süden hin die Schiffahrtstraßen Kongolo—Ankovo—Kiambi und Kongolo—Ankovo—Kikondja. Ferner besteht auf belgischer Seite die Absicht, Kongolo und Kabalo, die nur an 70 Kilometer voneinander entfernt liegen, durch eine Eisenbahn zu verbinden, so daß eine geschlossene Eisenbahnverbindung von der Mündung des Lukuga bis nach Kindu hin entstehen würde.

Die Belgier haben ihr Verkehrsnetz am oberen



Kongo natürlich nicht zu dem Zweck gebaut, dem deutschen Handel das Eindringen in den Belgischen Kongo zu erleichtern; sie träumten im Gegenteil davon, den gesamten Tanganjikaverkehr und -handel beherrschen und nach Matadi, zur Kongomündung, ziehen zu können. Durch den schnellen Bau der ostafrikanischen Zentralbahn sind diese Pläne durchkreuzt und ihre Ausführung unmöglich gemacht worden. Unsere Bahn stellt eine so bequeme und billige Verbindung nach den genannten Gebieten dar, daß der Kongoweg, der auch ohne die Lualaba-Tanganjika-Region und Katanga in seinem natürlichen Einflußgebiet genügend Frachten empfängt, in keiner Weise konkurrenzfähig sein kann. Der Geschäftsmann, der etwa in Kindu, Kongolo, Kabalo Waren über den Kongoweg bestellt, muß zunächst einmal damit rechnen, daß er sie erst nach Monaten erhält, da die Bahn Matadi—Kinshassa den an sie gestellten Anforderungen nicht genügt. Geht die Bestellung nach Daressalam oder Tabora, dann ist der Kaufmann nach 14 Tagen im Besitz des Gewünschten. Ferner ist bei Bezug über den Kongoweg der vielen Umladungen wegen mit Bruch und Verderben der Waren zu rechnen; über den deutschen Weg finden später einmal, wenn zwischen Kigorna und Albertville (Toa) ein Fährboot verkehrt und die Bahnstrecke Kongolo—Kabalo gebaut ist, überhaupt keine Umladungen bis Kindu hin statt. Die Frachtpreise selbst bis Kindu werden auf dem deutschen Weg immer billiger gehalten werden können als auf dem Kongoweg. Die ostafrikanische Zentralbahn braucht keine Verzinsung herauszuwirtschaften, da die wachsenden Steuer- und Zollerträge sie gewährleisten; die belgische Kolonie dagegen, in weiten Teilen noch völlig unerschlossen und mit einem von Jahr zu Jahr größer werdenden Defizit arbeitend, kann sich den Luxus nicht gestatten, ihre Bahnen nahezu zum Selbstkostenpreis arbeiten zu lassen. Die Belgier wollen nun mit englischer Hilfe (Lever Brothers sind mit großem Kapital an der Kongoschiffahrt beteiligt) den deutschen „Eroberungzug" abwehren; will man einen Tarifkampf, nun, dann werden wir die ostafrikanische Zentralbahn nach dem Tanganjikasee zum Selbstkostenpreis arbeiten lassen. Nach kurzer Zeit wird man dann in Belgien einsehen, daß es nur im Interesse der belgischen Kolonie liegt und nur zu ihrem Vorteil ist, wenn sie ihr östliches Verkehrsnetz an die deutsch-ostafrikanische Zentralbahn anschließt.



Eine Straße in Kongolo.

Geschäftshaus in Kongolo.

Ueber Manyema und das nördliche Katanga werden wir in einem besonderen Aufsatz sprechen; hier sollen uns nur die belgischen Verkehrswege in diesen Gebieten beschäftigen. Die Bahn von Stanleyville nach Ponthierville ist 125 Kilometer lang; dieses ist die Hauptstadt des Lowadistrikts, hat etwa ein Dutzend Weiße, ein großes Krankenhaus für Schwarze und in der Umgebung einige große Dörfer. Wichtiger ist Stanleyville mit einer geschlossenen Europäerstadt am rechten und



Wohnhaus des Kommandanten in Toa.

einer kleinen Eisenbahnstadt am linken Ufer des Kongo; auf dem rechten Ufer erheben sich neben der Mission die große Kathedrale und dahinter eine Station für drahtlose Telegraphie. Stanleyville mit etwa einem halben Dutzend größerer Handelshäuser, darunter die Belgo-Allemande, hat verhältnismäßig lebhaften Handelsverkehr; die anwesenden 60 bis 70 Weißen stellen einen größeren Markt dar. Die Umgegend ist stark bevölkert; die Eingeborenen bauen viel Reis an.

Von Ponthierville nach Kindu ist Schiffahrtsverkehr, der sich zur Hochwasserzeit verhältnismäßig glatt abwickelt; in der Trockenzeit sind Schnellen und eine Anzahl seichter Stellen zu überwinden, und es ist keine Seltenheit, daß Schiffe 5 bis 7 Tage stromauf unterwegs sind. Ein wichtiger Platz an der Schiffahrtstrecke ist Lukandu mit großem Rekrutenlager (bis 1000 Mann) und zwei Dutzend Weißen; die Mission hat eine große, doppeltürmige Kirche gebaut. Zur Trockenzeit können die Schiffe nicht in Lukandu anlegen; sie ankern in einer Entfernung von zwei Kilometer bei einer Insel.



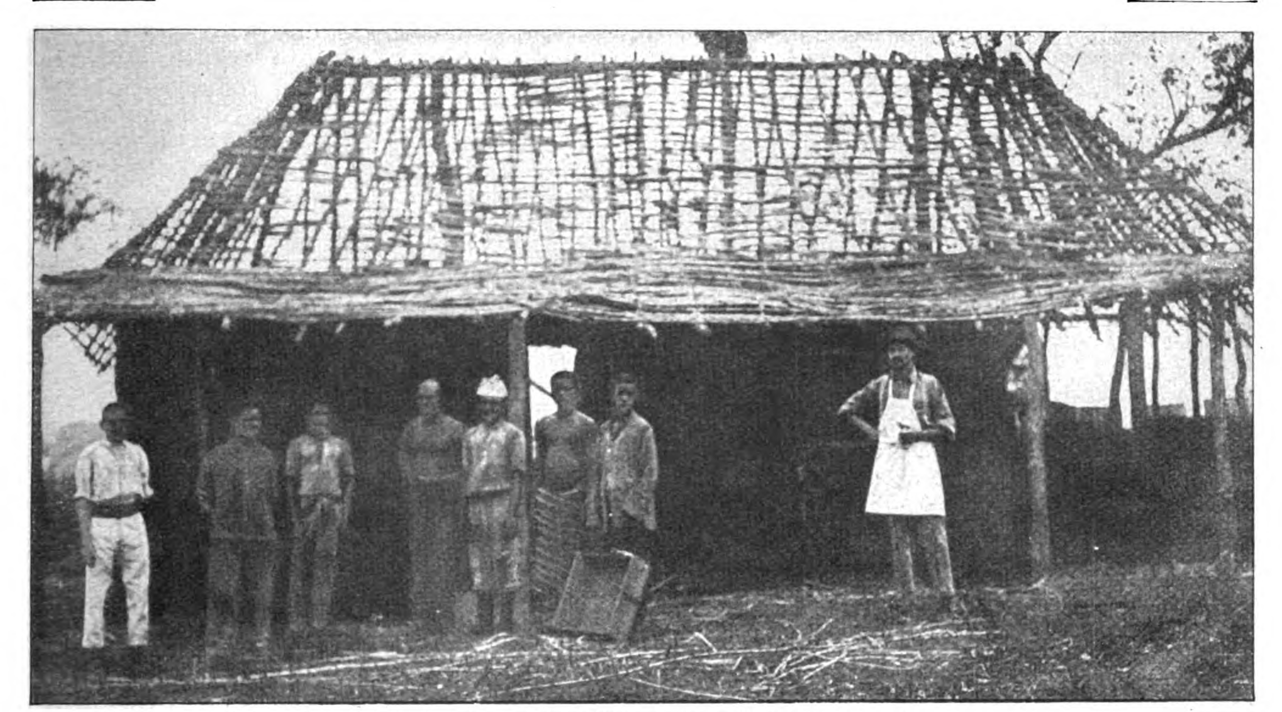
Blick vom Tanganjikasee auf Toa.

Kindu, der Ausgangspunkt der 355 Kilometer langen Bahn nach Kongolo, hat bedeutende Verkehrsanlagen; der staatliche Posten, mit einem weißen Steuereinnehmer besetzt, ist eine ziemlich elende Anlage. Der Handelsverkehr von Kindu ist nicht zu groß, immerhin befinden sich vier Häuser am Ort, deren größtes die Société Lomami ist. An der Bahnstrecke



Im Lukugatal.





Beim deutschen Wirt, Bäcker und Schlächter in Kongolo.

Kindu—Kongolo bemerkt man noch wenig Entwicklung, Kongolo aber, jetzt Distriktshauptstadt des nördlichen Katanga, ist dazu bestimmt, ein wichtiger Platz zu werden. Vier größere geschäftliche Unternehmen sind jetzt am Ort; zwei der Unternehmer sind aus Südkatanga gekommen, wo ihnen die Bedingungen nicht mehr günstig genug erschienen. In Kongolo traf ich auch einen Deutschen, der Restauration, Bäckerei und Schlächterei eröffnen wollte. An der deutschen Bahn nach dem Tanganjika war es ihm wie manchem andern „fliegenden Wirt" nicht geglückt; er will es nun im Belgischen versuchen. In Kongolo gibt es ein halbes Hundert Weiße, darunter 12 Frauen. — Kabalo, der Ausgangspunkt der 180 bis 190 Kilometer langen Lukugatalbahn, hat noch keine große Bedeutung, desgleichen Albertville (Toa) am Tanganjikasee. Die Bahn, die durch fast unbewohnte Gegenden führt, soll als Bindeglied zwischen dem Kongoweg und der deutsch-ostafrikanischen Zentralbahn erst Leben bringen. Wichtiger sind Ankoro und Kiambi; von größerem Wert ist Kikondja, in dessen Umgebung man eifrig auf Erze schürft. Es heißt auch, daß zwischen Kiambi und Baudoinville viel Zinn liegen soll.

****

Herrenhutmoden.

Von Dr. C. Salomon. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Am „sausenden Webstuhl der Zeit" wird wohl auf keinem Gebiet mit größerer Kraft und Arbeitsfreudigkeit gearbeitet als auf dem Gebiet der Mode. Ein Wunder ist das ja nicht, denn die Schöpfungen der phantasiegewaltigen Modekünstler finden auch dann ihre Liebhaber, wenn sie sich nicht gerade mit dem, was der gewöhnliche Sterbliche „Geschmack" nennt, vereinigen lassen.

Auf diese Weise haben es unsere Modeschöpfer verhältnismäßig leicht, denn dem Angebot wird immer eine genügende Nachfrage gegenüberstehen. Ich will damit nicht etwa sagen, daß das Publikum sich ohne weiteres jedes Kind der Modelaune als „modern" aufschwätzen läßt, aber etwas Beeinflussung tut doch Wunder! Dazu kommt der „Nachahmungstrieb", dieser erste Lehrmeister des Kindes in der Wiege, dem im Modeleben auch der ebenso elegante wie bequeme „Gent", der selbst keine Lust hat, sein Gehirn „zu neuen Taten" anzuspornen, willig folgt. Peinlich ist dieser Trieb nur für den berufsmäßigen Modefinder, wenn ihm die Gebilde seiner Phantasie glatt nachempfunden werden.

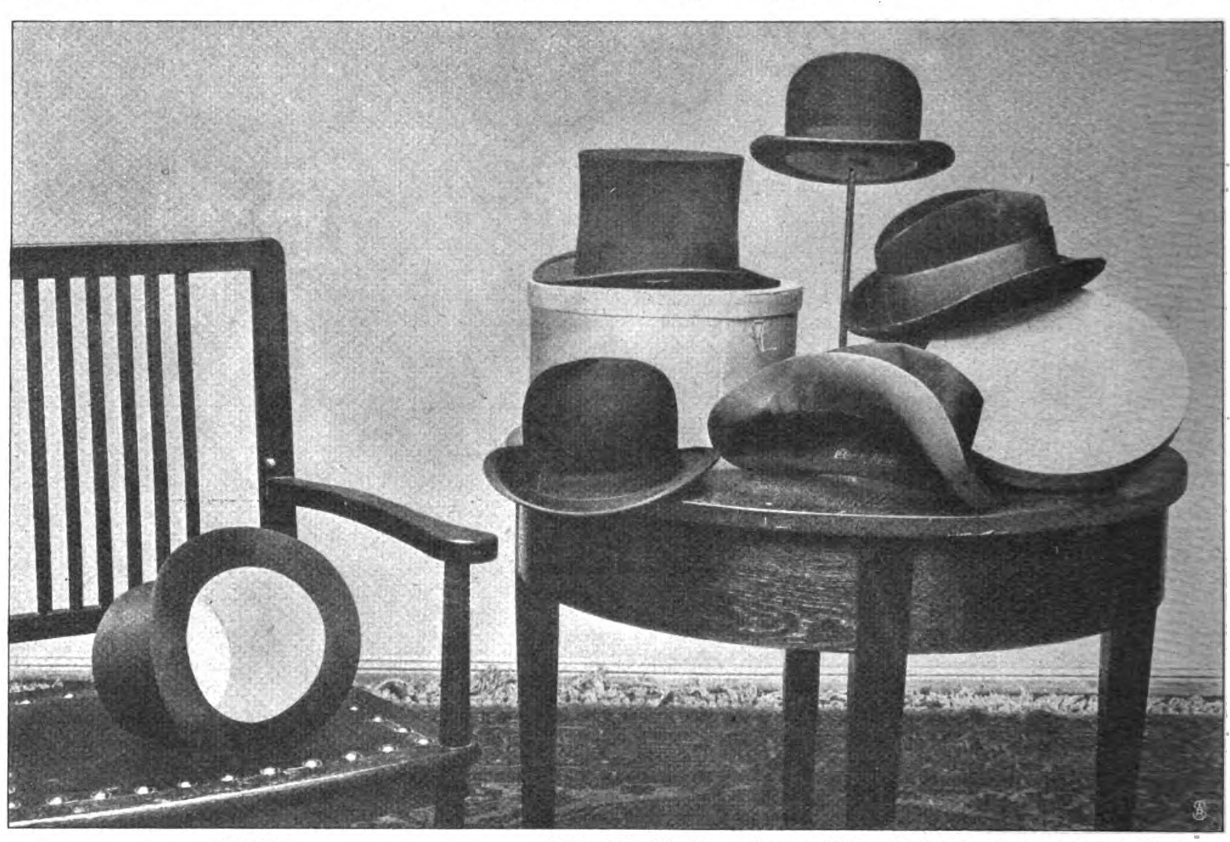
Wenn es demnach nicht allzu schwer ist, „Neuheiten" zu ersinnen, so trifft das doch für den Artikel, von dem ich hier sprechen möchte, nicht zu. Der Herrenhut ist immer wenig veränderungsfähig gewesen; einzig in seinen Hauptteilen, dem Kopf und der Krempe, haben Abmessungen, Formen und Farben gewechselt, das Gesamtbild ist genau das gleiche geblieben.

Vor alten Zeiten schrieb ein Herr Christoff Weigel, gebürtig aus der löblichen Stadt Regensburg, über Herrenhüte in seinem Buch: „Der Huter oder Hutmacher", gedruckt im Jahr Christi 1698, folgendes: „Von den Hüten wußte man in den ersten Zeiten nichts, sondern es ging ein jeder bloßen Kopfes dahin, indem er glaubte, weil die gütige Natur das Haupt ohnedem mit Haaren bedecket, habe es keiner anderen Decke nötig. Nachdem aber sowohl der Sonne heißdurchdringende Strahlen als auch des Regens und des

Schnees oftmals anhaltende Nässe den Menschen beschwerlich gefallen, haben sie das Haupt mit einem Tuch zu verhüllen den Anfang gemacht. Hernach hat man sich unterschiedlich anderer Dinge zur Bedeckung des Hauptes bedient, und sind also mit der Zeit die Hüte eingeführet worden. Wer aber der erste Erfinder derselben gewesen ist, weiß ich nicht. Jedoch ist der Gebrauch der Hüte bereits sehr alt; hat doch der höchste GOtt dem Hohenpriester AAron einen Hut zu machen selbst anbefohlen. Die Formen wurden nach dem Belieben und dem Unterschied der Völker auf manche Weise geändert und an dem Kopf bald rund, bald zugespitzt, bald breit, bald eckig gemacht. Dergleichen Aenderungen wir anoch täglich nach der sogenannten Mode bei uns zu sehen bekommen, wiewohl auch solche unterschiedliche Arten der Hüte zur Unterscheidung der Stände erdacht und eingeführet worden sind."

Wir sehen also, daß schon unsere Altvordern bemüht waren, möglichst zu modernisieren, aber seit Christoff Weigels Zeiten sind wirklich bahnbrechende Neuerungen nicht zu verzeichnen. Einzig die Art der Hüte ist wechselnder Beliebtheit unterworfen. Lange Jahre regierte der steife Hut, nur für Reise und Sportzwecke war der weiche Hut gestattet; seit dem vorigen Jahr hat sich das völlig geändert, der weiche Hut, besonders der Velourhut, wird in elegantester Aufmachung zu allen möglichen Gelegenheiten getragen. Der weiche schwarze Smokinghut mit schwerseidenem schwarzem Futter erfreut sich größter Beliebtheit. Der sogenannte Chapeauclaque war eine Zeitlang fast ganz von der Bildfläche verschwunden, jetzt ist er mit Seidenripsbezug der Ball- und Theaterhut unserer Lebewelt. Jahrelang war ein „Kavalier" ohne „Panama" ganz undenkbar, heute hat ihm der „Matelot" die schärfste Konkurrenz gemacht.

Auf gar vielen Gebieten der Mode begegnet man auch heute noch einem Achselzucken, wenn von einer „deutschen Mode" gesprochen wird, zumal bei denen, denen der Prophet im Vaterland auf keinen Fall etwas gilt. Es mag ja unbedingt zugegeben werden, daß wir Deutsche in dieser Hinsicht uns lange Jahre vom Ausland, namentlich von Frankreich, England und Oesterreich, abhängig gemacht haben, aber das hat sich doch gewaltig geändert. Die Mode ist im Zeichen des Verkehrs und der gewaltigen Verkehrsmöglichkeiten international geworden. Heute lernt ein Land von dem andern, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß man im Ausland auch die in Deutschland geschaffenen Moden recht aufmerksam verfolgt.



Ripshut. Steifer Hut. Ripshut. Chapeau Soirée. Steifer Hut (oben). Schwarzer Ulster.

Moderne Herrenhüte.

In der Schaffung der deutschen Herrenhutmode hat sich ein ad hoc gegründeter Verband: „Der Verein der deutschen Hutindustrie", große Verdienste erworben. Gemeinsam mit dem „Reichsverband deutscher Hutgeschäfte" veranstaltet er jährlich zweimal, im Frühjahr und im Herbst, eine sogenannte Modewahl, in der neue Modelle für Herrenhüte gewählt werden. Jeder deutsche Hutfabrikant ist berechtigt, bis zu 12 Stück Wahlhüte einzusenden, die keinerlei Erkennungzeichen tragen dürfen. Eine aus allen Teilen des Reichs zusammengesetzte Kommission von zehn Detaillisten bestimmt nun aus der großen Zahl der eingesandten Hüte vollkommen unparteiisch die Formen, die die Moden

für die kommende Saison darstellen.

Nach der Wahl werden die Namen der Fabrikanten festgestellt und die Abbildungen zuerst in dem Vereinsorgan, der „Deutschen Hutmacherzeitung", veröffentlicht. Da es nun besonders wünschenswert ist, daß das große Publikum im In- und Ausland weiß, was in Deutschland als „neuste Mode" kreiert ist, zeige ich hier untenstehend die zuletzt gewählten Frühjahrsmodenhüte 1914.

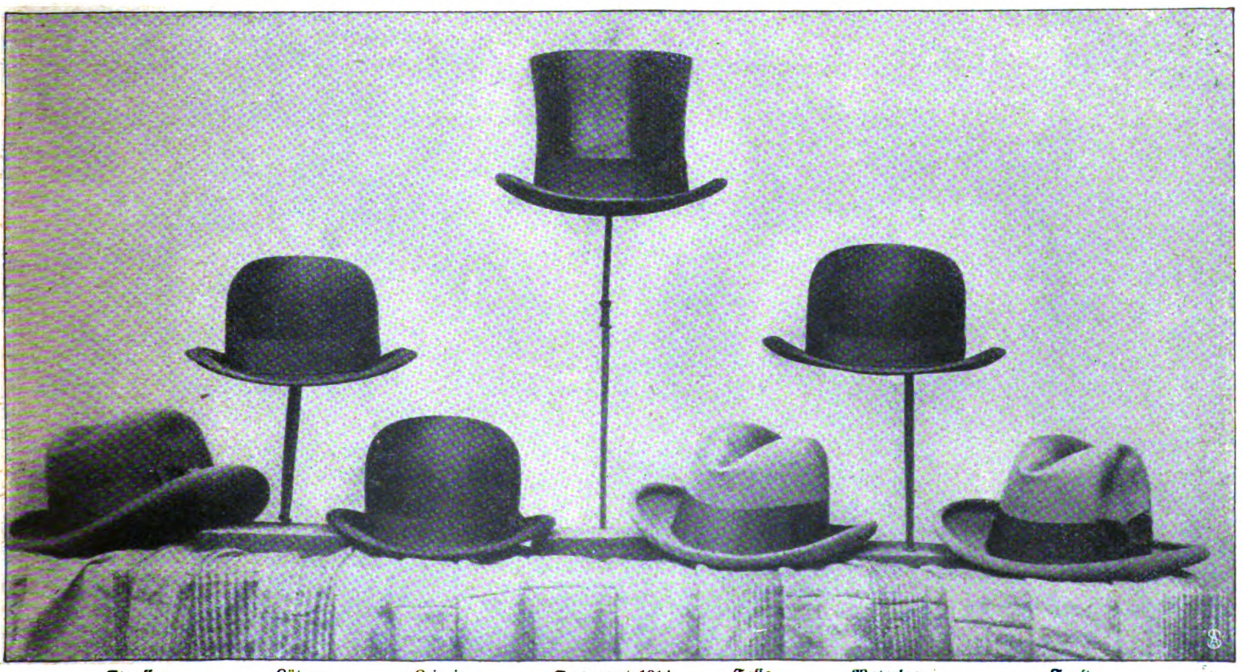
Der Zylinderhut ist eine Kleinigkeit niedriger als sein Vorgänger, zeigt eine etwas geschweiftere Form und hat einen gehobeneren Rand. Der Hut „Lützow" wird als eleganter Cutawayhut gern getragen werden. „Waterloo" mit etwas vollerem Kopf ist ein für ältere Herren geeigneter Hut, während „Leipzig" als flotter Hut für junge Leute bestimmt ist. Die weichen Hüte werden nur mit Längskniff getragen. „Stauffen" „Tasso" und „Faust" sind dem herrschenden Geschmack recht gut angepaßt.



Zylinderhut. Smokinghut. Klapphut.

Die Wintermode 1913/1914.

Ich habe auf diesem Bild die kommende Mode zeigen können, es dürfte aber auch interessieren, die herrschende Wintermode 1913/1914 daneben zu sehen. Auf dem nebenst. Bild — Konferenz eines Fabrikanten mit dem technischen Direktor — trägt der erstere einen jetzt modernen Zylinderhut. Ich mache hier darauf aufmerksam, daß der Geschmack der besten Gesellschaft sich nicht immer an die eigentlich geltenden Modevorschriften hält. Von Frankreich her kreiert und von Deutschland aufgenommen wurde ein mehr angebogener Rand, während, wie hier zu sehen, ein flacherer Rand beliebt ist. Die Schweifung des Kopfes weicht wenig von dem Frühjahrshut 1914 ab; im übrigen Tuchband und als innere Ausstattung weiße Seide. Der Klapphut, den der rechtsstehende Herr in der Hand hält, ist aus schwerem Seidenrips gefertigt, hat Futter aus



Stauffen. Lützow. Leipzig. Seidenhut 1914. Tasso. Waterloo. Faust.

Moderne Herrenhüte: Die Frühjahrsmode 1914.

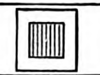
schwarzer Seide und eine Handschuhklappe. Originell wirkt das auf dem hinteren Rand außen angebrachte Monogramm mit goldenen Buchstaben und ev. Wappen. Auf dem Tisch liegt ein sogenannter Smokinghut. Es ist ein weicher Hut aus schwarzem Haarfilz mit schwarzem Seidenfutter und Seidenunterrand, ohne Einfaßband.

In der Hutausstellung auf dem Bild S. 2054 liegt auf dem Stuhl ein Abendhut (nicht zusammenklappbar) aus schwarzem Rips mit weißem Futter und weißem Leder. Seine Form gleicht der des Seidenplüschhutes, jedoch ist der Rand nicht eingefaßt. Auf dem Karton — links im Bild — der gleiche Hut in anderer Weise gesehen. Der Rips als Ueberzug der hohen Hüte ist außerordentlich beliebt. Die beiden schwarzen steifen Hüte folgen ebenfalls der geltenden Richtung und haben einen etwas abstehenden Rand. Der Kopf ist höher als bisher, die Schweifung recht kleidsam. Die große Mode des Tages sind die Velour- und die Ulsterhüte. Letztere haben sich der Vorliebe unserer Herrenwelt für Ulstermäntel angepaßt, werden aber meiner Ansicht nach nicht mehr so viel getragen werden, wenn wieder andere Tuchstoffe vorherrschen. Rechts oben im Bild sieht man einen schwarzen Velourhut mit einem sogenannten Pneumatikrand an der Krempe. Diese praktische Neuheit verhindert das Verbiegen und hält den Hut gut in der gewünschten Kniffform. Zum Pelz wird mit Vorliebe ein schwarzer Velourhut getragen. Die Vorliebe für Blau läßt nach, einen melierten grauen Hut hat die elegante Welt gern aufgenommen, ebenso wassergrüne Farben. Auch ein rotbrauner Hut mit grünem Band scheint sich einzubürgern. Warum letzterer „En-tout-cas-Hut" genannt wird, ist mir nicht recht klar, zu jeder Kleidung eignet er sich denn doch wohl nicht. Der auf dem Tisch liegende „Chapeau Soirée" — warum nicht Abendhut? — ähnelt dem Smokinghut, nur hat er innen eine Handschuhfalte. Er ist tiefschwarz und hat schwarzes Ripsfutter.

So erscheint der Herrenhut tatsächlich als ein ganz konservatives Kleidungsstück, wirklich Aufsehen erregende Vorschläge in der Art, das Männerhaupt zu bedecken, fehlen. Allerdings hat vor einigen Monaten ein richtiggehender Verein zur Reform der Männertracht den Ruf erschallen lassen, in puncto capitis zum Urzustand zurückzukehren und unbedeckten Hauptes — haute nouveauté — herumzulaufen, aber mit diesen Herren will ich nicht ernsthaft rechten, sie mögen tun, was sie nicht lassen können. Es muß auch solche Käuze geben!

Sicher ist es ein ästhetischer Genuß, selbst elegant gekleidet zu sein und gut angezogene Menschen zu sehen; ein kleines Kunststück ist es nur, immer das individuell Geeignete für sich herauszufinden, das stimmt für die Herren ebenso wie für die Damen. Wer sich der Mode anpaßt, gilt als Kulturmensch, wer nichts von ihr wissen will, als Sonderling.

Bilder aus aller Welt.



Im Jahr 1813 überfiel der preußische Major Hellwig das von den Franzosen besetzte, im Werratal gelegene Städtchen Wannfried und nahm die französische Besatzung gefangen. Für diesen kühnen Reiterstreich wurde Hellwig mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet, einem der ersten, die überhaupt verliehen wurden. Zum Andenken an diese die Befreiungskriege sozusagen einleitende Tat wurde am Rathaus in Wannfried eine Gedenktafel enthüllt. Professor Sauther in Kassel hat sie



Phot. Tellgmann.

Die in Wannfried enthüllte Gedenktafel für Major Hellwig, der 1813 die Stadt von den Franzosen befreite.

Marguerite Berson,
jugendliche Geigerin,
konzertierte mit Erfolg in Berlin.

entworfen und Bildhauer Lotz in Kassel ausgeführt.

Eine ungewöhnlich begabte junge Violinspielerin, Schülerin von Prof. Auer in St. Petersburg, ist Fräulein Marguerite Berson. Sie konzertierte mit unbestrittenem, großem Erfolg in Berlin.

Die Kleist-Stiftung hat in diesem Jahr einen Preis von 1200 Mark dem in Berlin lebenden schwäbischen Dichter Herrmann Essig zuerkannt.

Es gehört gewiß zu den Seltenheiten, daß ein seit zwölf Jahren als Militärmusiker tätiger Mann die Energie hat, zu studieren. Gustav Adolph Seibel in Leipzig hat kürzlich zum philosophischen Doktor promoviert auf Grund einer Arbeit über einen sächsischen Hofkapellmeister aus der Zeit des Kurfürsten August des Starken.

In Korsör verstarb der deutsche und englische Konsul Sofus Möller. Der Verstorbene nahm sich mit ganz besonderem Fleiß und Eifer der Interessen der Deutschen in Dänemark an.



Herrmann Essig,
Berlin, Preisträger der Kleist-Stiftung.



Phot. Taggeselle.

G. A. Seibel, Leipzig,
früher Hoboist, promovierte zum Dr. phil.



Sofus Möller †
deutscher Konsul in Korsör.



Direktor Schaper, Rostock,
beging sein 25 jähr. Bühnenjubiläum.



Von links: Flieger Fethi-Bei; Flieger Fasha-Bei; Henry Roux, Fahrgast Daucourts; —; Flieger Daucourt; Veli-Bei, Leiter der Fliegerschule; Flieger Naurri-Bei.

Der französische Flieger Daucourt auf dem Flugplatz San Stefano bei Konstantinopel.



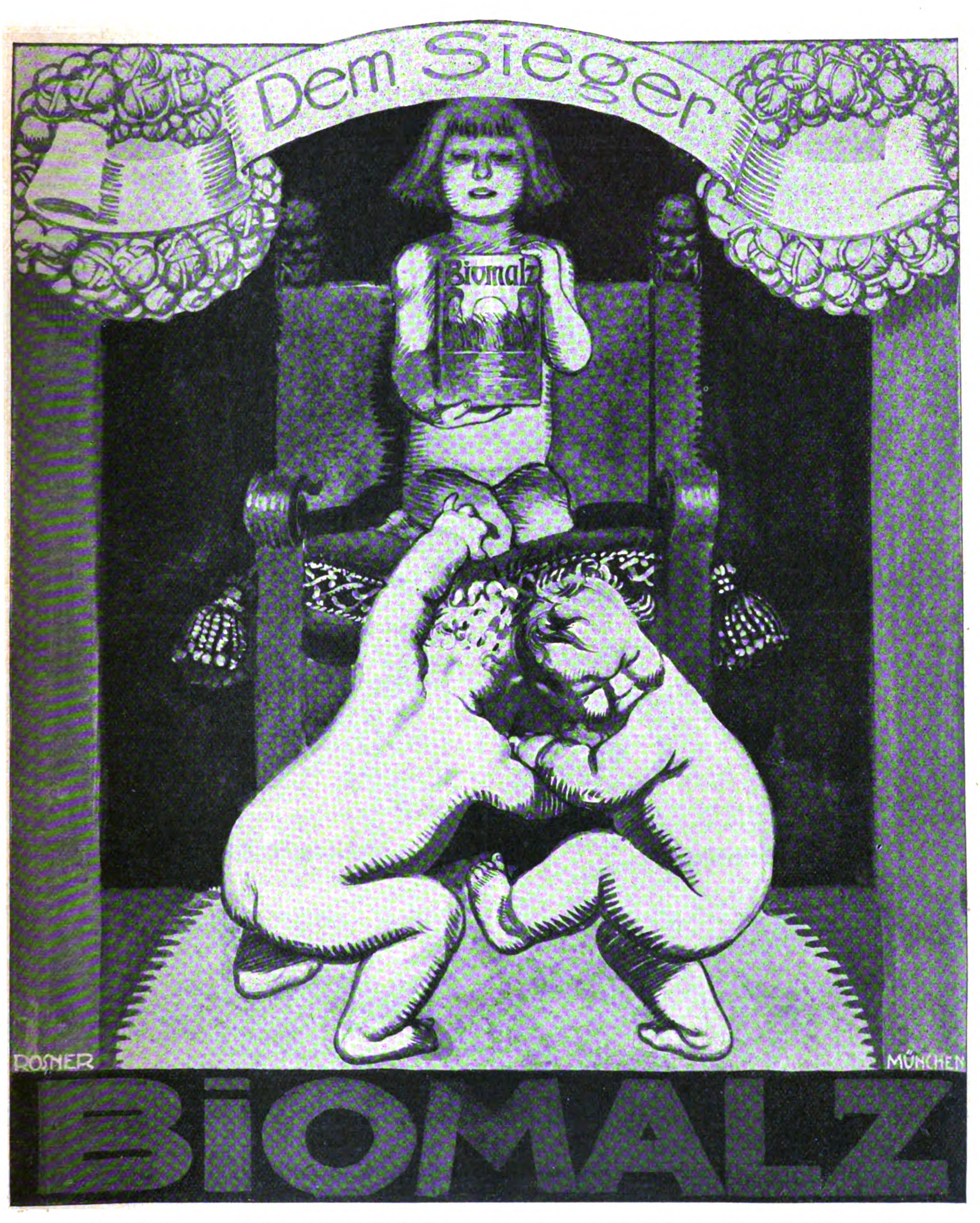
Der neue Bahnhof Köln-Deutz. Phot. Matthaeus.

In Rostock beging der Direktor des dortigen Stadttheaters Schaper das Jubiläum seiner 25jährigen Bühnentätigkeit.

Der französische Flieger Daucourt, auf einem Fernflug Paris—Konstantinopel—Kairo begriffen, landete in Konstantinopel auf dem Flugfeld San Stefano, von den türkischen Kameraden auf das herzlichste willkommen geheißen.

Vor kurzem wurde der zweite Hauptbahnhof Kölns eröffnet: der Bahnhof Köln—Deutz der Eisenbahnlinie Mülheim—Kalk. Die Gesamtkosten einschließlich der Erweiterungsbauten betrugen ungefähr 62 000 000 Mark.

Schluß des redaktionellen Teils.


Dem Sieger
Biomalz
ROSNER
MÜNCHEN
BIOMALZ

Verschiedene Mitteilungen.

— Die schwierigen Zeitverhältnisse werden wohl von niemand mehr berücksichtigt als von der Firma Bial & Freund, Breslau, welche die verschiedenen von ihr geführten Artikel nicht nur ohne jede Anzahlung gegen Gewährung eines mehrjährigen Kredites, sondern sie auch vor dem Kauf fünf Tage zur Probe überläßt. Wir glauben nicht, daß diese Begünstigungen zu überbieten sind, und empfehlen daher jedermann, der einen Sprechapparat, Musikinstrumente, eine Schreibmaschine oder Kamera, ein Opern- oder Fernglas, gerahmte Wandbilder oder eine Präzisionstaschenuhr kaufen will, sich von der Firma Bial & Freund, Breslau, Postfach 167/Az., sofort gratis und franko einen Katalog kommen zu lassen. Die Firma Bial & Freund, Breslau, besteht schon nahezu 50 Jahre und erfreut sich eines Kundenkreises, der viele Tausende treuer Käufer zählt.

— Ein belehrendes Weihnachtsgeschenk für die Jugend ist der Zirkus, genannt Humpty Dumpty, mit den charakteristischen komischen Figuren, wie dem Cake Walk tanzenden Neger, Clown, Stallmeister, Tänzerin usw. Diese Figuren sind aus massivem Holz, Leder, Gummi usw. angefertigt, die einzelnen Glieder sind in ähnlicher Weise wie bei Puppen, jedoch bedeutend stärker, befestigt. Sie sind fast unzerbrechlich und mit Emailfarben bemalt. Kopf, Arme und Beine sind beweglich, so daß die Figuren in unzählige Positionen gebracht werden können, wodurch die überraschendsten und sonderbarsten Stellungen entstehen. Esel, Pferd, Elefant, Ziege

DIE·WOCHE

Nummer 49. | Berlin, den 6. Dezember 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2059
Vom Ehrenamt. Von Professor Dr. Hugo Preuß	2059
Glückliche Fahrt. Von Kapitän zur See a. D. von Kühlwetter	2062
Georg Engel. Von Martin Feuchtwanger	2064
Verkehr auf deutschen Wasserstraßen. (Mit Karte)	2065
Unsere Bilder	2065
Die Toten der Woche	2066
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2067
Der Fahnenträger. Roman von Georg Engel	2075
Vom Versagen. Von Professor Dr. W. Mettin	2081
Sonniger Wintertag. Gedicht von Ludwig Winder	2082
Erfolgreiche Operettenkomponisten. Von Ludwig Klinenberger. (Mit 5 Abbildungen)	2082
An Bord des Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich". Von Eberhard Freiherr von Wechmar. (Mit 13 Abbildungen)	2086
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	2091
Neue Gesellschaftsmoden. (Mit 10 Abbildungen)	2095
Bilder aus aller Welt	2099



Die sieben Tage der Woche.

27. November.

Großherzog Friedrich eröffnet den badischen Landtag mit Verlesung einer Thronrede.

Aus Breslau wird gemeldet, daß es dem Direktor des dortigen Physikalischen Instituts Professor Dr. Lummer gelungen ist, Kohlenstoff in flüssigen Zustand zu versetzen.

In Rom wird das italienische Parlament mit Verlesung einer Thronrede durch den König Viktor Emanuel eröffnet.

König Ferdinand von Bulgarien hat in Schönbrunn eine zweite Audienz bei Kaiser Franz Josef. Darauf tritt er die Rückreise nach Sofia an.

Die griechische Deputiertenkammer nimmt den Friedensvertrag mit der Türkei endgültig an.

28. November.

Der Kaiser trifft, von Primlenau kommend, in Donaueschingen zum Besuch des Fürsten zu Fürstenberg ein.

Das Präsidium der zweiten badischen Kammer setzt sich, da ein Zentrumsabgeordneter die Wahl zum Ersten Vizepräsidenten ablehnt, nur aus Mitgliedern des Großblocks zusammen.

In Zabern, wo schon seit längerer Zeit große Aufregung herrscht, weil angeblich ein Leutnant des 99. Infanterieregiments die elsaß-lothringische Bevölkerung beleidigt hat, werden 30 Zivilpersonen durch militärische Patrouillen verhaftet und in der Kaserne festgehalten.

Die italienische Deputiertenkammer wählt Marcora (Porträt S. 2068) wieder zum Präsidenten.

König Carol eröffnet die Session des rumänischen Parlaments mit einer Botschaft, in der er sagt, die internationalen Beziehungen Rumäniens seien die besten.

29. November.

Der Gemeinderat von Zabern sendet an den Kaiser, den Statthalter von Elsaß-Lothringen, den Reichskanzler und den Kriegsminister ein Protesttelegramm wegen der Verhaftung von Zivilpersonen durch Militär und bittet darin um Schutz der Bürgerschaft. Der Reichskanzler und der Kriegsminister antworten umgehend, daß, falls Gesetzwidrigkeiten vorgekommen seien, Abhilfe geschaffen werde. — Die Verhafteten in Zabern werden dem Amtsgericht vorgeführt und von diesem sofort auf freien Fuß gesetzt.

In der bayrischen Kammer der Abgeordneten hält der Ministerpräsident Freiherr von Hertling bei der Etatsberatung eine Rede, in der er ausführt, in den Rüstungsforderungen müsse jetzt für lange Jahre Ruhe eintreten, und erklärt, zum Schutz der Arbeitswilligen reichen die bestehenden Gesetze vollständig aus.

30. November.

Der Kriegsminister v. Falkenhayn begibt sich nach Donaueschingen, um dem Kaiser Vortrag zu halten.

In Berlin tritt der dritte christlich-nationale Arbeiterkongreß zusammen.

Präsident Poincaré übernimmt das Schiedsrichteramt in dem griechisch-bulgarischen Streit wegen der aus Mazedonien stammenden Kriegsgefangenen.

1. Dezember.

Im Reichstag bringt die konservative Partei eine Interpellation wegen der Schwierigkeiten ein, die sich der ärztlichen Versorgung der Landkrankenkassen und der Versicherung der Dienstboten entgegenstellen.

2. Dezember.

Im Reichstag beginnt die erste Lesung des Etats.

3. Dezember.

Aus Paris wird gemeldet, daß das Ministerium Barthou, nachdem es in der Kammer eine Niederlage erlitten, seine Entlassung gegeben hat, die vom Präsidenten Poincaré angenommen wurde. (Abb. S. 2066.)

Vom Ehrenamt.

Von Professor Dr. Hugo Preuß, Stadtrat.

Wenn bei irgendwelchem festlichen Anlaß das Lob der städtischen Selbstverwaltung auch von hohen Staatswürdenträgern verkündet wird, — und dies pflegt bei Festlichkeiten zu geschehen — so wird dabei regelmäßig auch anerkennend der gerade für die Selbstverwaltung überaus bedeutsamen ehrenamtlichen Tätigkeit gedacht. In der Tat tritt namentlich in unseren großen und größten Städten dieses Element zunächst schon zahlenmäßig stark hervor. So stehen z. B. in Berlin gegenwärtig etwa 13 000 Bürger in ehrenamtlichem Dienst des Gemeinwesens: als Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordnetenversammlung, der Armen- und Schulkommissionen und Waisenräte, als Bezirksvorsteher, Abschätzungsverordnete u. a. m. Auch beschränkt sich die Tätigkeit von Ehrenbeamten keineswegs auf das Gebiet der eigentlich kommunalen Zuständigkeit; vielmehr werden in großem Umfang auch staatliche Funktionen von Ehrenbeamten wahrgenommen. Die richterliche Tätigkeit der Schöffen und Geschworenen ist unzweifelhaft eine ehrenamtliche, wenngleich man sie selbst nicht als Ehrenbeamte zu bezeichnen pflegt, weil sie nur sporadisch in Funktion treten; dagegen sind die Schiedsmänner, die Beisitzer der Gewerbe- und Kaufmannsgerichte, die Handelsrichter, die Mitglieder auch der staatlichen Steuerveranlagungs- und Berufungskommissionen Ehrenbeamte; staatliche Ehrenbeamte sind auch die gewählten



Mitglieder des Bezirksausschusses und Provinzialrats. In der Reichsverwaltung tritt nach der Eigenart ihrer Organisation das Ehrenamt mehr zurück; doch fehlt es auch dort nicht, sondern erscheint namentlich im Reichsversicherungswesen und in den sogenannten Wahlkonsulaten.

Diese Existenz von nicht kommunalen Ehrenämtern und anderseits die Existenz von Kommunalämtern, die nicht mit Ehren-, sondern mit Berufsbeamten besetzt sind, zeigt die Unhaltbarkeit der einstmals verbreiteten Anschauung, daß kommunale Selbstverwaltung und ehrenamtliche Verwaltung eigentlich ein und dasselbe seien. Indessen stehen doch beide in einem innigen historischen und organischen Zusammenhang miteinander. Erst durch die Wiedergeburt der kommunalen Selbstverwaltung mit der ersten Städteordnung ist auch das Ehrenamt wieder zu neuem Leben erweckt worden; nur aus ihrem Grundgedanken heraus konnte es sich entfalten, wie anderseits die Entfaltung jenes Grundgedankens: die Organisierung der Gemeinde und auch des Staats als bürgerliches Gemeinwesen, in weitem Umfang auf der Mitwirkung ehrenamtlicher Betätigung beruht. Dieses Ehrenamt steht ebenso im Gegensatz zur Patrimonialität wie zum fürstlichen Dienertum der Ämter im absoluten Staat. Von jener scheidet es sich durch die in der Wahl organisierte Verbindung mit dem Gemeinwillen der Bürgerschaft, der hier zuerst wieder einen rechtlichen Ausdruck fand; vom Berufsbeamtentum scheidet es sich durch seine wirtschaftliche und soziale Unabhängigkeit von oben. Der alte Gegensatz von Obrigkeit und Untertan ist in diesen Ehrenämtern aufgehoben, deren Träger Beamte sind, ohne daß sie aufhören, Bürger zu sein. Der rein öffentlich rechtliche Charakter des Beamtenverhältnisses, der sich im kommunalen Ehrenamt zuerst wieder mit voller Schärfe ausprägte, ist dann im modernen Amtsrecht nicht nur der Gemeinde, sondern auch des Staats zu immer entschiedenerer Geltung gekommen.

Gemeinhin wird bei uns das Ehrenamt mit dem unbesoldeten, das Berufsamt mit dem besoldeten Amt einfach identifiziert; und doch handelt es sich dabei in Wahrheit nur um eine sekundäre Folge, nicht um ein entscheidendes Begriffsmerkmal. Letzteres liegt vielmehr einzig und allein im Verhältnis der amtlichen Funktionen zum Lebensberuf. Bei den Berufsbeamten bildet die amtliche Tätigkeit den Mittelpunkt ihrer individuellen Lebenssphäre, ihren Lebensberuf und damit die Basis ihrer bürgerlichen Existenz. Umgekehrt bildet bei den Ehrenbeamten ihre sonstige bürgerliche Stellung die Basis ihrer amtlichen Berufung. Aus diesem Unterschied ergibt sich als natürliche Folge, daß das Gemeinwesen, dessen Dienst die Berufsbeamten zu ihrem Lebensberuf gemacht haben, sie regelmäßig alimentieren muß in Form von Gehalt, Pension, Reliktenversorgung, während dies bei den Ehrenbeamten, deren wirtschaftliche Position auf andern Grundlagen beruht, nicht notwendig ist. Aber wenn auch diese wirtschaftliche Folge der vorhandenen oder fehlenden Berufsmäßigkeit die Regel bildet, so sind doch auch unbesoldete Berufsämter begrifflich möglich und kommen auch tatsächlich vor; vollends aber ist die Ausstattung von nicht berufsmäßigen, also von Ehrenämtern mit pekuniären Bezügen weder ein begrifflicher Widerspruch noch eine tatsächliche Seltenheit. Ob solche Bezüge als Gehalt, Besoldung oder als Aufwandsentschädigung, Repräsentationsgeld bezeichnet werden, ist unwesentlich, sobald sie über den einfachen Ersatz nachgewiesener barer Auslagen hinausgehen. Der Lord-Mayor von London bezieht für sein Amtsjahr 200 000 Mark; die kaufmännischen Senatoren in Hamburg erhalten bisher 10 000 und sollen auf 15 000 Mark erhöht werden; und doch handelt es sich hier unzweifelhaft um Ehrenämter. Wenn namentlich im ersten Fall die Unkosten der Repräsentation tatsächlich jene hohe Summe noch erheblich übersteigen sollen, so gilt Ähnliches von manchen Botschafter- und Ministerposten, die trotzdem Berufsämter sind. Allerdings betont die deutsche und namentlich die preußische Gesetzgebung die Unentgeltlichkeit der Ehrenämter, insonderheit der kommunalen, sehr scharf; und neustens hat die Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts diese Gesetzesbestimmung für die Stadtverordneten noch in möglichst engem Sinn ausgelegt. Indessen erklären sich solche Bestimmungen des positiven Rechts historisch und politisch, ergeben sich aber nicht ohne weiteres aus dem Begriff des Ehrenamts.

Ähnlich verhält es sich mit einem andern Unterschied, dem sogenannten Annahmezwang, der bei manchen Ehrenämtern, nicht aber bei Berufsämtern vorkommt. Da es sich bei letzteren um die Wahl des Lebensberufs handelt, wäre hier eine rechtliche Beschränkung der individuellen Freiheit mit modernen Rechtsanschauungen unvereinbar; zudem fehlt es an jedem praktischen Anlaß, da namentlich bei uns zulande die Nachfrage nach amtlichen Brotstellen sehr viel größer ist als das Angebot. Dagegen wird von manchen Gesetzen die Ablehnung bestimmter Ehrenämter mit Rechtsnachteilen bedroht, falls ihr nicht vom Gesetz anerkannte Entschuldigungsgründe zur Seite stehen. Das ist keineswegs bei allen Ehrenämtern der Fall, so z. B. nicht bei denen der Provinzialverwaltung und des Staats, wohl aber in der Regel bei denen der Gemeinden und Kreise. Den Ausgangspunkt hierfür bilden die Bestimmungen der ersten Städteordnung: „Jeder Bürger ist schuldig, öffentliche Stadtämter zu übernehmen und solche, womit kein Diensteinkommen verbunden ist, unentgeltlich zu verrichten.“ Es werden dann die zulässigen Entschuldigungsgründe angeführt und weiter bestimmt: „Wer, ohne eine der vorstehend bestimmten gesetzlichen Ursachen für sich zu haben, ein öffentliches städtisches Amt nicht allein auf den ersten Antrag ablehnt, sondern auch, auf die schriftliche Auseinandersetzung der Unerheblichkeit seiner Einwendung, die Annahme dennoch beharrlich verweigert oder sich auf die zweite Aufforderung binnen drei Tagen nicht erklärt, ist unwürdig, an den Ehrenrechten eines Bürgers weiter teilzunehmen. Er verliert alsdann das Stimmrecht bei den Wahlen der Stadtverordneten und alle Teilnahme an der Verwaltung des Gemeinwesens, muß dagegen aber verhältnismäßig stärker zu andern Gemeindelasten beitragen. Das Verhältnis dieser stärkeren Konkurrenz wird auf ein Sechstel bis ein Drittel der Abgaben bestimmt, die ihn sonst betroffen haben würden. Die Festsetzung in diesen Grenzen wird der Stadtverordnetenversammlung überlassen. Auch über die Gültigkeit der Einwendungen soll jedesmal in der Stadtverordnetenversammlung gestimmt werden.“ Das ist in der Hauptsache noch heute geltendes Recht; nur daß der Vermögensnachteil auf einen Zuschlag von einem Achtel bis zu einem Viertel der direkten Gemeindeabgaben bestimmt ist, und daß gegen den Beschluß der Stadtverordneten die Klage im Verwaltungstreitverfahren gegeben ist.

Solche Bestimmungen entsprachen durchaus dem Gedankengang der ersten Städteordnung, der vornehmlich ein Ziel der politischen Volkserziehung in höchstem Sinn verfolgte: „durch die Reform eine Nation zu bilden“.



Jahrhundertelang war den Untertanen des absoluten Obrigkeitstaats jeder Gemeingeist, jede äußere und innere Teilnahme am öffentlichen Leben geflissentlich ausgetrieben worden; zu alledem mußte der Bürger von der Reform erst wieder erzogen werden. Und es bedurfte wohl in der Tat deutlicher und handgreiflicher Erziehungsmittel, um das Bewußtsein von der verfluchten Pflicht und Schuldigkeit des Bürgers zur tatkräftigen Arbeit im Gemeinwesen zu beleben. Ob Anregungsmittel dieser Art heute noch zeitgemäß sind? Man kann dies bezweifeln, auch wenn man meint, daß jenes Ziel der politischen Erziehung eines unpolitischen Volkes, das der Steinschen Reform vorschwebte, auch heute nach einem Jahrhundert noch keineswegs erreicht ist. Denn immerhin bietet das Prinzip der Öffentlichkeit, das heute namentlich durch die gewaltige Entwicklung der Presse in weitem Maß das Gemeinleben durchdringt, zeitgemäßere Mittel zur Anregung des bürgerlichen Interesses. Und wer demgegenüber stumpf geblieben ist, der wird auch durch die Androhung persönlicher Nachteile kaum zu einem sonderlich wünschenswerten und brauchbaren Organ bürgerlicher Selbstverwaltung erzogen werden. Ein praktisches Bedürfnis, durch eine solche Zwangsaushebung etwa die sonst fehlenden Kräfte zu gewinnen, liegt auch im allgemeinen nicht vor. Anderseits ist es regelmäßig keine unbillige Härte, wenn jemand, der seine persönliche Arbeit durchaus nicht in den Dienst des bürgerlichen Gemeinwesens stellen mag, durch eine steuerliche Mehrbelastung wenigstens zu erhöhten pekuniären Beiträgen herangezogen wird. Für das Gedeihen der Selbstverwaltung ist also Sein oder Nichtsein solcher Bestimmungen ohne wesentliche Bedeutung. Keinesfalls sind sie geeignet zur Beseitigung gewisser Schäden und Schwächen, die sich für die Entwicklung der ehrenamtlichen Tätigkeit heute namentlich in den größten Städten allerdings bemerkbar machen.

Nach der Absicht des Freiherrn vom Stein hätte die gesamte Stadtverwaltung fast ausschließlich in die Hände bürgerlicher Ehrenbeamter gelegt werden sollen; insonderheit wünschte er dies für das leitende Bürgermeisteramt. Die Entwicklung ist andere Wege gegangen; es ist neben die staatliche eine bedeutende kommunale Bureaukratie gerade in den leitenden Stellen getreten. Mit der gewaltigen quantitativen und qualitativen Ausdehnung großstädtischer Verwaltung hat sich die Zahl und der Einfluß der Berufsbeamten innerhalb der Magistrate zuungunsten des ehrenamtlichen Elements sehr stark vermehrt. Eine weitere Zurückdrängung dieses Elements würde in der Tat den Charakter der bürgerlichen Selbstverwaltung wesentlich beeinträchtigen, um so mehr, als bei dem kommunalen Zweikammersystem die Beschlüsse der Stadtverordnetenversammlung durch die des Magistrats vielfach paralysiert werden können. Und grade der Einfluß auf die allgemeine Leitung und Richtung der städtischen Angelegenheiten, den das Bürgertum durch die unmittelbar aus seiner Mitte hervorgehenden, wirtschaftlich und sozial völlig in seinem Boden wurzelnden Ehrenämter ausübt, ist das für den Charakter bürgerlicher Selbstverwaltung entscheidende Moment; nicht dagegen die Frage, ob die einzelnen ausführenden Verwaltungsgeschäfte von Ehren- oder Berufsbeamten erledigt werden. In dieser letzten Hinsicht wird jedenfalls in den großen und größten Städten in zunehmendem Maß die Verwendung berufsamtlicher Kräfte zweckmäßig oder unvermeidlich. Denn hier ist nicht nur der Verwaltungstoff noch um das Vielfache mehr angewachsen als die gewaltig vermehrte Bevölkerungszahl, sondern es haben sich auch in Verbindung mit der modernen technischen Entwicklung die Aufgaben der ausführenden Verwaltung so kompliziert, daß es zu ihrer Bewältigung der Berufsarbeit an vielen Stellen bedarf, wo in den kleinstädtischen Verhältnissen früherer Zeit das Ehrenamt noch ersprießlich wirken konnte.

In diesem Zusammenhang kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Organisation der städtischen Selbstverwaltung grade auch hinsichtlich der Mitwirkung des Ehrenamts mit der gewaltigen größtstädtischen Entwicklung nicht gleichen Schritt gehalten hat. Immer noch, wie in den kleinen Verhältnissen der Vergangenheit, findet das Ehrenamt seinen Platz nur entweder in den Zentralstellen (Magistrat und Stadtverordnete) oder innerhalb der kleinsten Bezirke für vereinzelte Sonderzweige der Verwaltung (Armenkommissionen, Schulkommissionen, Waisenräte, Bezirksvorsteher). Dies entspricht aber nicht mehr den veränderten Verhältnissen größtstädtischer Verwaltung, deren Bedürfnisse auf die Schaffung eines Mittelgliedes hindrängen, bei dessen Organisierung das Ehrenamt zu einer neuen und besonders fruchtbaren Wirksamkeit berufen wäre. Erheischt schon an sich die Massenhaftigkeit und Vielgestaltigkeit einer größtstädtischen Verwaltung die Dezentralisation, die von der eigentlichen Aufgabe der Zentralstellen, der Leitung der großen gemeinsamen Angelegenheiten die Besorgung der bloß örtlichen Verwaltungsgeschäfte sondert, so entspricht solche Gliederung namentlich der ehrenamtlichen Tätigkeit, deren Stärke auf der unmittelbaren persönlichen Fühlung mit den Verhältnissen an Ort und Stelle beruht. Hierfür ist gegenwärtig der Abstand zwischen den Zentralstellen und den Bezirken viel zu groß; dagegen ist der Umfang dieser Bezirke viel zu klein und zugleich die Beschränkung ihrer Organe auf einzelne Verwaltungzweige viel zu eng, um der ehrenamtlichen Tätigkeit ein befriedigendes und anziehendes Feld zu bieten. Die Isolierung der einzelnen Verwaltungszweige führt zu einer Vergeudung ehrenamtlicher Arbeit, indem die gleichen Geschäfte vielfach für die Zwecke der Armen-, der Schul-, der Waisenverwaltung gesondert von verschiedenen Personen besorgt werden müssen; und anderseits erschwert die Kleinheit der Bezirke oft die Gewinnung völlig geeigneter Personen. Dem wäre abzuhelfen durch die Organisation großer Distrikte, die die Zentralstelle von den rein örtlichen Angelegenheiten entlasten, die aber zugleich alle diese dezentralisierten Verwaltunggeschäfte in sich vereinigen. Hier fände das bürgerliche Ehrenamt ein befriedigendes und angemessenes Wirkungsfeld als organisches Bindeglied zwischen der Zentrale und dem örtlichen Kreis, eine Wirksamkeit, die durch berufsamtliche Mitarbeit in dem nötig gewordenen Maß erleichtert, nicht beeinträchtigt würde.

Hier wäre auch ein besonders geeigneter Platz, um der ehrenamtlichen Tätigkeit der Frau neue Gebiete zu erschließen. Ihrer längst als wünschenswert anerkannten Gleichberechtigung in dieser Hinsicht stellen sich formale Schwierigkeiten bei den Ehrenämtern entgegen, für deren Bekleidung der Besitz des Bürgerrechts im Sinn der herrschenden Meinung die gesetzliche Voraussetzung bildet. Die Beseitigung dieser Hemmnisse, womit auf dem Gebiet der Armen- und Schulgesetzgebung wenigstens begonnen ist, sollte ohne engherzige Bedenken bald verallgemeinert werden.



Glückliche Fahrt.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter

Seit vielen Jahren zum erstenmal sollen deutsche Linienschiffe wieder die Kriegsflagge aus den heimischen Gewässern hinaustragen, in unsern eigenen Kolonien zeigen und Deutschen ein Stück der alten Heimat hinausbringen. Vor allen Dingen aber sollen die neuen Schiffstypen in langer Ozeanfahrt erprobt werden.

Das letztemal war es aus Anlaß der Wirren in China 1900-1901, daß Deutschland ein Geschwader von vier Schlachtschiffen nach Ostasien entsandte und vornehmlich an der Jangtsemündung stationierte, wo es nach dem Zeugnis des Oberbefehlshabers der verbündeten Streitkräfte „die ausgezeichnetsten Dienste“ geleistet hat. Damals war durch besondere Umstände, namentlich durch die Ermordung des deutschen Gesandten, das Deutsche Reich an die Spitze der Aktion in China geführt worden. Schnell und unerwartet wurden die Schiffe von einer Übungsreise aus der Ostsee nach Kiel zurückberufen und rüsteten in wenigen Tagen kriegsmäßig zum Marsch nach Ostasien. Unsere Hochseeflotte, der damals das erste Geschwader, zu dem die Schiffe gehörten, entsprach, ist immer kriegsbereit, sie kann jederzeit schlagen, nur wenn Zeit ist, trifft sie noch gewisse Vorbereitungen, die ihr möglichst günstige Bedingungen bringen. Für die Auslandsfahrt und den längeren Aufenthalt dort mußten natürlich Schlachtschiffe, die für solche Zwecke gar nicht gebaut und ausgestattet sind, gewisse Vorbereitungen treffen.

Seit dieser Expedition aus ernstem militärischem Anlaß waren die Kampfschiffe unserer Hochseeflotte, wie das ihr Zweck ist, in den heimischen Gewässern versammelt. Nach den Azoren, Vigo oder Norwegen gingen die weitesten Reisen im Verlauf der Übungsfahrten. Im vorigen Jahr der Balkankrieg stellte nach einem Dutzend Jahren zum erstenmal wieder eine Forderung, zu deren Erfüllung eben nichts da war als die Hochseeflotte. So mußten von ihren Aufklärungschiffen drei kleine Kreuzer und der Schlachtkreuzer „Goeben“ ins Mittelmeer, wo sie noch sind, bis auf die „Straßburg“, die mit über den Ozean geht, ohne lange Vorbereitungen, fertig in vierundzwanzig Stunden, wie sich das für Schiffe der Hochseeflotte gehört. Diesmal bedarf es keiner kriegsmäßigen Ausrüstung, keines Eilmarschs, friedliche Aufgaben sollen die Linienschiffe „Kaiser“, „König Albert“ und den kleinen Kreuzer „Straßburg“ auf eine Reihe von Monaten über den Ozean in ferne Länder führen. Die beiden Linienschiffe sind gleichen Typs, der „Kaiser“ schon seit dem Winter 1912 in der Flotte, also nahezu ein Jahr, „König Albert“ erst in diesem Herbst hinzugetreten, es sind also die neusten und besten Linienschiffe, die wir haben. Sie sind gleich groß, 172 Meter lang, 29 Meter breit und gehen 8.3 Meter tief und verdrängen dabei ungefähr 25,000 Tonnen Wasser à 1000 Kilogramm. Freilich bei den Riesenhandelsdampfern unserer Tage ist man noch ganz andere Abmessungen gewohnt. Der „Imperator“ ist 280 Meter lang, aber nur ganz wenig breiter: 90.7 Meter, geht aber fast 11 Meter tief und verdrängt 52,000 Tonnen Wasser, also über doppelt soviel, der leere Schiffsrumpf, als er vom Stapel lief, wog mehr als das ganze Linienschiff „Kaiser“ fertig wiegt. Beim Kriegsschiff wird eben die Größenentwicklung nur von militärischen Gesichtspunkten bestimmt, bei Handelsschiffen wesentlich von wirtschaftlichen. So sind denn auch diese neuen Linienschiffe schneller als der Riese „Imperator“ und sehr viel kostbarer. Solch ein neues Linienschiff kostet annähernd 50 Millionen und stellt wirksam die Höchstleistung der Schiffbau- und Waffenindustrie eines Landes dar. Wir haben alle Ursache, mit den Linienschiffen der Kaiser-Klasse zufrieden zu sein, die Unzufriedenen, die es ja gewohnheitsmäßig gerade bei uns immer gibt, haben ihrer Sachkunde damit kein gutes Zeugnis ausgestellt. Die zehn 30.5-Zentimeter-Geschütze, die die Schiffe tragen, haben den Vergleich mit den 34-Zentimeter, die einzelne fremde Schiffe führen, nicht zu scheuen. Die Waffenindustrie des Auslandes war vielmehr einfach nicht in der Lage, die Leistungsfähigkeit ihrer Geschütze des kleineren Kalibers in dem Maß weiter zu steigern, wie es Krupp konnte, sie mußte dazu zum größern Kaliber greifen, und an Schnelligkeit sind diese Schiffe allen gleichaltrigen überlegen. Bis dahin standen unsere Linienschiffe beispielsweise den englischen etwas an Geschwindigkeit nach, das kam daher, weil wir vorsichtiger bei der Einführung der Turbinen für unsere Linienschiffe vorgingen, wir konnten uns einen Versuchsbau wie die Dreadnought nicht leisten. Vom „Kaiser“ anfangend, haben nur unsere Linienschiffe Turbinen und stehen von dem Augenblick an in der Geschwindigkeit ebenso an der Spitze wie unsere Panzerkreuzer und unsere kleinen Kreuzer und unsere Torpedoboote. Die Kaiser-Klasse stellt also in mancher Hinsicht einen neuen Typ dar. Außer der Turbinenanlage weicht sie von ihren Vorgängern auch in der Geschützaufstellung, damit also auch in der Gewichtsverteilung ab. Die Geschützaufstellung ändert den ganzen Deckplan und damit die Unterbringung der Boote und die Verteilung der Wohnräume; die Schornsteinanordnung ist anders geworden, vielleicht auch dadurch die Lage von Maschinen- und Kesselräumen. Kurz, der Typ weist vieles Neue im einzelnen auf, von dem niemals mit Sicherheit vorher feststeht, ob es im Gebrauch praktisch und eine Verbesserung ist und militärischen Gewinn bringt. Um das festzustellen, sind in erster Linie die Probefahrten da, die jedes Schiff nach ganz bestimmtem Programm erledigen muß, ehe es zum Dienst in der Flotte zugelassen wird. Naturgemäß finden diese Probefahrten in der Heimat, in Nord- und Ostsee, statt, wo alle Hilfsmittel und die Erbauerwerft in der Nähe sind. Nord- und Ostsee sind ja auch ganz unzweifelhaft in erster Linie im Ernstfall das Feld der Tätigkeit unserer Linienschiffe, und die Nordsee stellt ganz gewiß an Schiffe und Besatzungen so hohe Anforderungen, daß, wer ihnen gerecht wird, nichts anderes zu scheuen hat. Und doch gibt eine Ozeanreisefahrt etwas ganz anderes, zeitigt andere Erfahrungen, läßt sich also durch nichts anderes ersetzen. In erster Linie bedeutet eine solche Fahrt eine ganz andere Dauererprobung, wie sie sonst möglich ist, besonders für die ganze Maschinenanlage. Die Schiffe sind von der Heimat losgelöst und ganz auf sich selbst, auf eigene personelle und materielle Hilfe gestellt, für eine Zeit, die in den heimischen Gewässern einfach gar nicht vorkommen kann. Gerade solcher Dauerbetrieb unter Verhältnissen, deren Schwierigkeit absichtlich gesteigert werden kann, außerdem schon durch das Klima wesentlich beeinflußt wird, muß wertvolle Erfahrungen geben nicht nur für den speziellen Schiffstyp, sondern für den Kriegsschiffbau überhaupt. Allein das Kapitel: Kohlen-

verbrauch, zweckmäßige Marsch- und beschleunigte Marschgeschwindigkeiten, möglichst höchste Dauerleistung, Zweckmäßigkeit der Kohlenzufuhr dabei, ist ein sehr ausgedehntes, bei dem die Praxis der Dauerfahrt oft ganz anderes sagt als die Theorie, die nach den Probefahrten aufgestellt wurde. Die Wohnverhältnisse der Besatzung werden unter den wechselnden Verhältnissen eher ihre Mängel und Vorteile zeigen, und die Seeeigenschaften der Schiffe werden unter neuen Verhältnissen kennen gelernt, die vielleicht erst zusammen mit den früheren Erprobungen ein richtiges Bild geben. Es ist ein Unterschied, ob ein Schiff in der langen, hohen Ozeansee liegt oder in der kurzen, oft viel unangenehmeren See der Nordsee; die Geschütze werden andere Verhältnisse durch die veränderten Schiffsbewegungen finden, an denen ihren Einrichtungen neue Aufgaben gestellt werden. Kurz, die Zahl der Aufgaben, die hier kriegsschiffstechnisch sich ohne weiteres einstellen, wird so groß sein, daß sie alle auch in viel längerer Fahrt noch nicht zu lösen wären, und ihre Zahl wird durch die Fahrt selbst noch vergrößert werden.

Wenn die Fahrt nun auch in erster Linie solch eine Erprobungsfahrt sein soll, so hat sie doch auch noch bedeutungsvolle andere Seiten. Es wird ein Stück Deutschland und ein Stück deutscher Macht ins Ausland getragen, das muß seine Wirkung in verschiedener Richtung äußern. Jedes Kriegsschiff ist überall tatsächlich ein Stück Deutschland. Auf freiem Meer ist das sogar für jedes deutsche Seeschiff so. Kriegsschiffe aber vertreten überall im Ausland den Staat, der sie entsendet hat, ihr militärischer Befehlshaber ist der Träger dieser Vertretung, sie sind Teile ihres Staates mit allen seinen Vorrechten, mit seiner Unabhängigkeit und mit Ansprüchen auf besondere internationale Ehrenbezeugungen. Keine fremde Staatsgewalt darf sich in das einmischen, was auf einem Kriegsschiff vorgeht, niemand darf ein solches ohne Ermächtigung des Kommandanten betreten. Sie sind immer exterritorial und unantastbar. Ein Verstoß hiergegen ist immer eine Verletzung der Würde des Staats. Es ist danach natürlich, daß ein solches Stück Deutschland, namentlich ein so ansehnliches Stück Deutschland, wie es zwei solche Linienschiffe und ein Kreuzer darstellen, deutsche Landsleute im Ausland anziehen muß. Sie sehen ihr Heimatland geachtet und geehrt, sie sehen die deutschen Farben über stolzen Schiffen wehen, damit empfinden sie erneut, vielleicht stärker als seit langem, das Gefühl der Zugehörigkeit, den Stolz auf die alte Heimat, und umgekehrt fällt von den Ehrungen, die der fremden Staatsvertretung zufallen, und von der Achtung, die sie durch ihre Art erweckt, ein Teil naturnotwendig auf die Eingesessenen des fremden Staats zurück. Abgesehen von diesem, wenn man so sagen kann, offiziellen Einfluß, kommt nun die Berührung mit den Landsleuten, die Besatzung kommt direkt von Haus, sie ist ein Stück des jetzigen Deutschlands, zusammengesetzt aus allen Gauen, jeder wird engere Landsleute finden und besser als aus Zeitungen und Briefen einmal wieder hören, wie es im alten Vaterland aussieht und hergeht, und den geliebten, vielleicht halbvergessenen Dialekt wieder hören. Dabei muß sich das nationale Gefühl erwärmen und auffrischen, und mancher, der vielleicht schon schwankt, wird dem Deutschtum erhalten. Damals, als der erste Turbinenpanzerkreuzer „v. d. Tann" seine Südamerikafahrt machte, wie begeistert klang es da zu uns von den Landsleuten dort herüber. Man kann den Kreis des Einflusses noch viel weiterziehen. Auch die Deutschen, die volle Bürger fremder Staaten geworden sind, werden sich der alten Stammeszugehörigkeit aus solchen Anlässen eher entsinnen, sie können gute Bürger ihres neuen Vaterlandes sein und doch im Herzen ihr Deutschtum hochhalten und dem Stammland nützen. Kurz, solche Reisen einer ansehnlichen Flottenmacht vermögen unabweisbar große Werte zu schaffen. Daß solche Gesichtspunkte, wo nun einmal die Reise gemacht wird, nicht unterschätzt werden, geht allein schon daraus hervor, daß man die Schiffe besonders für die Reise einem Admiral, dem Konteradmiral v. Rebeur, unterstellt hat, der nicht nur amerikanische Verhältnisse besonders kennt, weil er früher Marineattaché in Washington war und auch die Schiffe befehligte, die im vorigen Jahr in Neuyork den Besuch der Schiffe der Vereinigten Staaten in Kiel erwiderten, sondern auch durch die genannten Kommandos und als früherer Flügeladjutant den repräsentativen Aufgaben besonders gewachsen sein wird. Wohin die Reise geht, ist im einzelnen noch nicht bekannt, nur daß unsere westafrikanischen Kolonien und Südamerika berührt werden. Im Interesse des Deutschtums muß man hoffen, daß dabei Chile nicht ausgeschlossen bleibt, wenn das auch die Reise etwas verlängert. In unsern Kolonien werden unsere blauen Jungen nicht weniger willkommen sein, unsern Kolonisten wird es herzerfreuend sein, ein Kernstück der Seemacht des Vaterlandes zu sehen, und den Eingebornen heilsamen Eindruck hinterlassen.

Außer diesem ist es auch noch nützlich, daß so gelungene Erzeugnisse deutscher Schiffbaukunst gerade in Südamerika gezeigt werden, wo starke, aufstrebende Staatswesen auch Flotten bauen, bisher aber die Höhe deutschen Schiffbaus vielleicht nicht richtig einschätzen. Vielleicht tragen auch die Erfahrungen, die man mit Bestellungen in den Vereinigten Staaten gemacht hat und in „langsam und teuer" zusammenfassen kann, dazu bei, daß unsere Schiffe dort mit aufmerksamen Augen angesehen werden. Unserm Schiffbau wäre es zu gönnen, er hat es redlich verdient, wenn natürlich solche Dinge auch nicht zu den Zwecken der Ozeanfahrt gehören.

All diesen schönen, aussichtsreichen Zwecken gegenüber kann man die Kehrseite doch nicht ganz unterdrücken. Ich will nicht von politischen Dingen reden, von Entspannung mit England und Ähnlichem als maßgebend für die ganze Fahrt, sondern einfach davon, daß unsere Schlachtflotte mit der Entsendung der Schiffe um einen recht großen Teil ihrer Kraft geschwächt wird, daß die Dauererprobung der Schiffe nicht so lange dauern würde, wenn nicht die Reise auch für die anderen Zwecke benutzt würde. Man kann die Dauer wohl auf fünf Monate schätzen. Und für die andern Zwecke sind große Kreuzer die Schiffe, während unsere Schlachtflotte organisatorisch in die heimischen Gewässer gehört. Nach China, ins Mittelmeer, überallhin, wo es not tut, hat stets die Schlachtflotte den Lückenbüßer spielen müssen, das ist ein Zustand, der nicht so bleiben kann, und der zusammen mit der kärglichen Besetzung der Auslandstationen eine Formation fordert, die stets im Ausland auftreten kann, ohne die Schlachtflotte lahmzulegen.

Unsere blauen Jungen selbst, vom Kommandanten bis zum Matrosen, die werden die Reise ganz gewiß mit Freude begrüßen, denn der Flottendienst in der Nordsee jahrein, jahraus um Helgoland, so daß der gespenstische Strahl des Helgoländer Leuchtfeuers schon durch die Träume huscht, das ist kein Spaß, die Nordsee ist ein rauher Gesell, und der Sturm singt kein Wiegenlied.



Heimgekehrt werden sie dann erzählen von fremden Ländern und Völkern, aber auch davon, was deutsche Tatkraft und Arbeit draußen schaffen, wie reiche Saat draußen sprießt aus fremdem Boden unter deutscher Flagge, den das Blut der Söhne Deutschlands gedüngt, und werden damit fruchtbringende Gedanken säen an der Wasserkante und in den Bergen.

Not tut uns auch die Schule des Ozeans, das Ausland weitet Sinn und Blick und hebt die Lust zum Beruf, die wir unserm Berufspersonal erhalten müssen. Möge der blaue Ozean sie alle sanft wiegen und ihnen die Augen klar und hell machen. Glückliche Fahrt!

Georg Engel.

(Hierzu das Porträt auf S. 2074.)

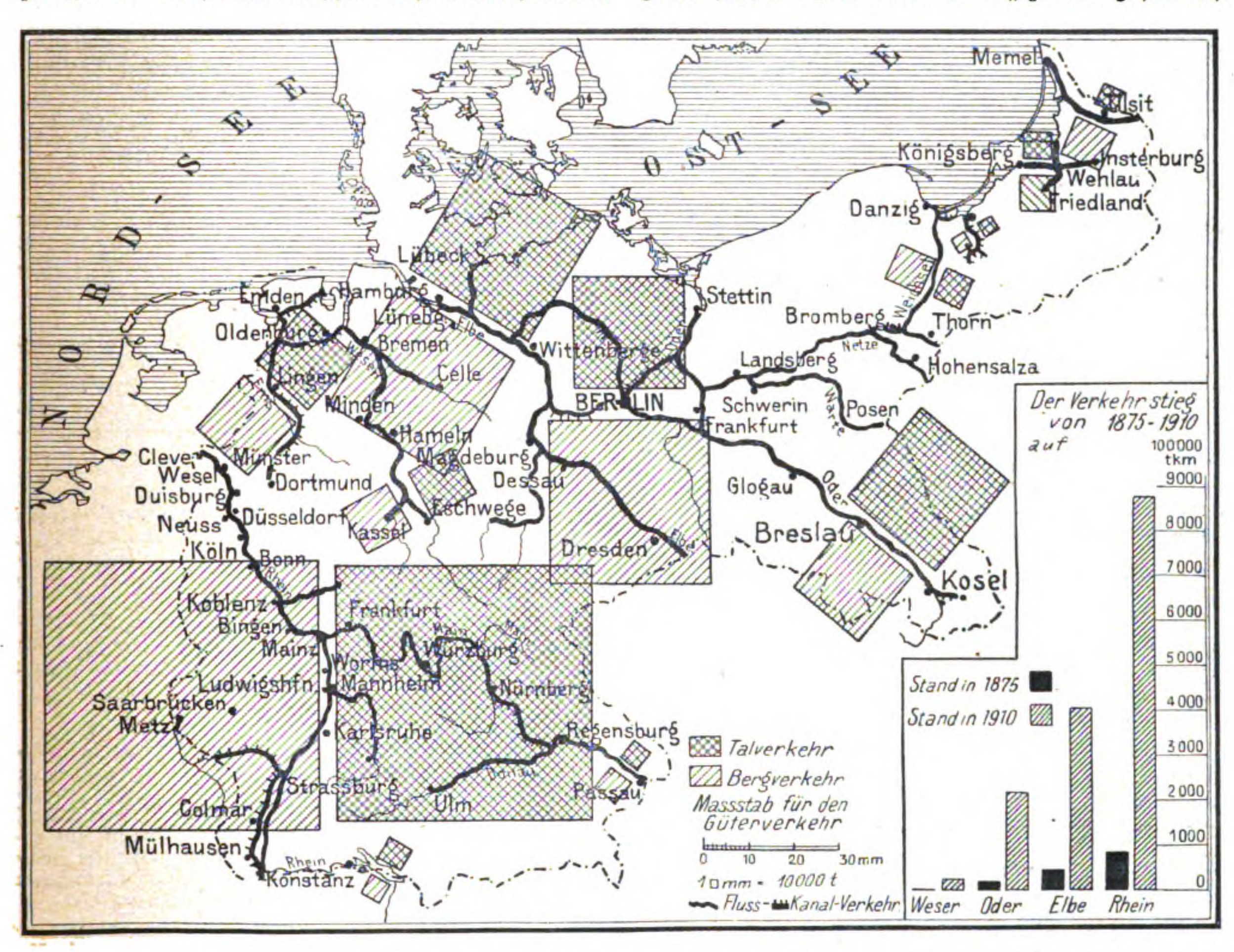
Wenn neuerdings in Deutschland und im Ausland behauptet wird, daß kein Land ein so kultiviertes Lesepublikum habe wie Deutschland, so sprechen für die Wahrheit dieser Behauptung am deutlichsten die hohen Auflagen unserer besten Romane. Während die wenigen großen Romanschriftsteller Frankreichs und Englands mit der Konkurrenz der Sensationschriftsteller bis aufs äußerste zu kämpfen haben und zu guter Letzt niemals den Dank des Publikums ernten, sind im deutschen Roman die ernsten Ringer auf der ganzen Linie siegreich geblieben, und allenthalben triumphieren sie über die Schriftsteller, die sich ausschließlich an die Sensationslust oder an das Unterhaltungsbedürfnis der Menge wenden, nicht aber der Kunst ergeben sind. Diese Zustände nähern sich in Deutschland dem Ideal. Aber nicht die Literarhistoriker und die Warner können sich das Verdienst, das Lesepublikum im Lauf der Jahrzehnte erzogen zu haben, zuschreiben. Dieses Verdienst gebührt in erster Linie den deutschen Romanschriftstellern selbst. Sie haben nicht Problemen nachgegrübelt, an denen das Volk keinen Anteil hatte, und haben nicht in einer Romantik geschwelgt, die dem einfachen Mann fremd war. Sie haben in ihrer Zeit gewurzelt, ohne deshalb Volkserzählungen im schlechten Sinn geschrieben zu haben. Einer der bedeutendsten Autoren, die ein großes Publikum um sich zu sammeln verstanden, ohne ihrer Kunst etwas zu vergeben, war Georg Engel. Seit Jahren schon wird jeder neue Roman von ihm in den weitesten Kreisen mit Sehnsucht erwartet, und selbst da, wo das Lesen von Romanen im allgemeinen nicht zu Hause ist, geht man an den Werken Engels nicht achtlos vorüber und genießt die Erhabenheit der Gestaltungskunst des Dichters. Engels allererste Romane wurden wenig beachtet. Doch auch sie schon haben eine kleine Gemeinde gefunden, die mit Begeisterung zu dem jungen Dichter aufblickte und die seinem Schaffen in der Folge mit freudiger Erwartung zusah. Da erschien „Hann Klüth, der Philosoph", und mit einem Schlag war Georg Engel einer unserer berühmtesten Romanschriftsteller. Man war ergriffen von den lebenswahren Gestalten des Dichters, von seinem tiefgründigen Humor, den er nicht in den Rahmen der Erzählung einpressen mußte, der vielmehr in den Vorgängen und in einzelnen der Figuren selbst lag, und über die Sehnsucht nach Schönem, die sich in jauchzenden Ausdrücken der naturgetreuen Schilderung an die Seite stellte. Hann Klüth war das Buch des Jahres. Tausende erfreuten sich an ihm, Tausenden brachte es Trost in den Alltag. Fast jedes Jahr legte Georg Engel nun seinem Publikum einen neuen Roman vor, und immer wieder bewies er seine siegreiche Größe, sein unermüdliches Ringen um die höchsten Ziele in der Kunst. Der Dichter verweilte am liebsten am Meer. Die sonnengebräunten Gestalten der Fischer, ihrer verträumten Frauen und der Kinder, in denen die würzige Luft des Gestades wohnte, das waren seine Lieblinge. Und die Brise des Meeres wehte durch die Erzählung. Er hat dann das Meer verlassen, aber seine Helden blieben ihm treu. In seinem letzten Roman „Die vier Könige" hat er gezeigt, daß ihm der Ruhm nicht wie so vielen anderen Schriftstellern geschadet hat, im Gegenteil, daß er ihn angespornt hat, den Pfad weiter zu wandeln, den er einmal betrat. Man erschrickt, wenn Georg Engel königlich stolz und priesterhaft mild zugleich volltönige, farbige, ideale Bilder und Gestalten entwirft, wenn er durch Tonmalerei den Gang der Geschehnisse und die Menschenzeichnung unterstreicht, als gehe ihn die Art vieler neuer Erzähler nicht das Geringste an, als spotte er ihrer, als setze sein Werk eher da an, wo Paul Heyse geschlossen. Aber es wird bald klar: Georg Engel spottet nicht, verachtet nicht, treibt überhaupt nicht Literatur, sondern formt aus innerem Zwang heraus, schönheitstrunken, phantasiebegabt, liebedürstend und voll Sehnsucht, die Menschen zu beglücken. Wo die Romantiker vergangener Jahrzehnte glaubten, Zucker und Sirup streuen zu müssen, die Wahrheit hinter einem Wust von Spitzen, Tand, Weihrauch und Phrasen verbergen zu müssen, wo die Naturalisten alles nicht streng Logische mit Prügeln traktierten und nur das Graue des Alltags beleben zu dürfen glaubten, wo die heutige Zeit nüchtern und einsam und geradlinig gestaltet, da singt und jubelt, erzählt und weint Georg Engel und öffnet damit die verborgensten Winkel im Herzen des Menschen. Ein Dichter, ein Philosoph und ein Weltverbesserer und immer ein Künstler, formt er Leben auf Leben, läßt sie sich messen, reiben, blutig befehden und durch den Kampf hindurch zur Höhe, zum Glück und zum Frieden gelangen. Da werden Bilder lebendig, wie sie die Natur nicht gibt, wie sie nur Natur und Kunst gemeinsam schaffen können; Gleichnisse, wie sie nur Ernst und Würde, Humor und Schönheitsinn gemeinsam bilden konnten. Nicht Wahrheit, sondern Bilder, Bilder und nicht Phrasen, nicht erdacht und erfunden, sondern aus Mitgefühl und Schaffensdrang geboren. Und so entstehen auch seine Menschen. Hei, wie wirbelt der Dichter sie durcheinander! Wie läßt er sie aneinander vorbeirennen, sich nicht verstehen, sich befehden, hassen, von der Ferne beobachten, aneinandergeraten, sich verstehen und zuletzt lieben! Wunder an Erzählungen entstehen, phantastische Szenen formen sich, schier übermenschliches Leid wird geboren, doch alles zweckmäßig, alles, weil es nötig ist, alles, weil erst durch die Reibung der Sieg gewonnen wird. Das Schicksal macht die Streitenden mürbe, und allmählich entsteht aus der Differenzierung die Nivellierung und deutet das Endziel an. Das Volk und die Kritik sind sich über Georg Engel einig. In den höchsten Tönen des Lobes spricht man von seinen Romanen, und man läßt sich von der Schönheit der Bilder willig packen, weiß man doch, daß das Entzücken über die Werke keinem Katzenjammer Platz macht, sondern einer stillen, geruhigen Erinnerung, die das Geschaute immer wieder aufleben läßt. Georg Engel hat sich ein paarmal auch als Dramatiker gezeigt, nicht immer mit dem Erfolg, der seinen Romanen beschieden war. Er ist der geborene Erzähler. Wir hoffen, daß seine Feder noch manches Werk vollenden wird mit dem Blick auf die gleichen Ideale, die seine bisherigen Romane haben entstehen lassen.

Martin Feuchtwanger.



Verkehr auf deutschen Wasserstraßen.

Wenn man bedenkt, daß es im Deutschen Reich fast 10000 Kilometer schiffbare Flüsse und daneben etwa 4500 Kilometer kanalisierte Flüsse bzw. Kanäle gibt, so kann man sich leicht eine Vorstellung davon machen, wie gewaltig groß die Menge an Gütern sein muß, die in den in Betracht kommenden deutschen Flußgebieten jährlich stromaufwärts und stromabwärts ihrer Bestimmung zugeführt werden. So ist es denn von besonderem Interesse, daß vor kurzem im Gea Verlag G. m. b. H. (Berlin) eine mit reichem Zahlenmaterial ausgestattete Broschüre erschienen ist, in der Geheimer Oberbaurat Dr.-Ing. Sympher nach den Ergebnissen der Statistik des Deutschen Reichs und nach anderen Quellen eine Uebersicht des Verkehrs auf deutschen Wasserstraßen im Jahr 1910 an der Hand einer Karte gibt.



Deutlicher als Worte und Zahlen allein spricht eine mit graphischen Zeichnungen versehene Karte, die wir obenstehend bringen; da der Verkehr in den einzelnen Flußgebieten talwärts und bergwärts oft recht verschieden war, so sind für den Talverkehr die Quadrate mit doppelter Schraffierung maßgebend, während die mit einfachen Linien durchzogenen Quadrate den Bergverkehr darstellen. Bemerkt sei noch, daß der Güterverkehr der einzelnen Flußgebiete berücksichtigt ist, d. h. der Verkehr auf den Hauptflüssen und ihren Nebenflüssen, soweit sie schiffbar sind. Auf der Karte entspricht ein Quadratmillimeter ungefähr einer Menge von 10000 Tonnen beförderter Güter.

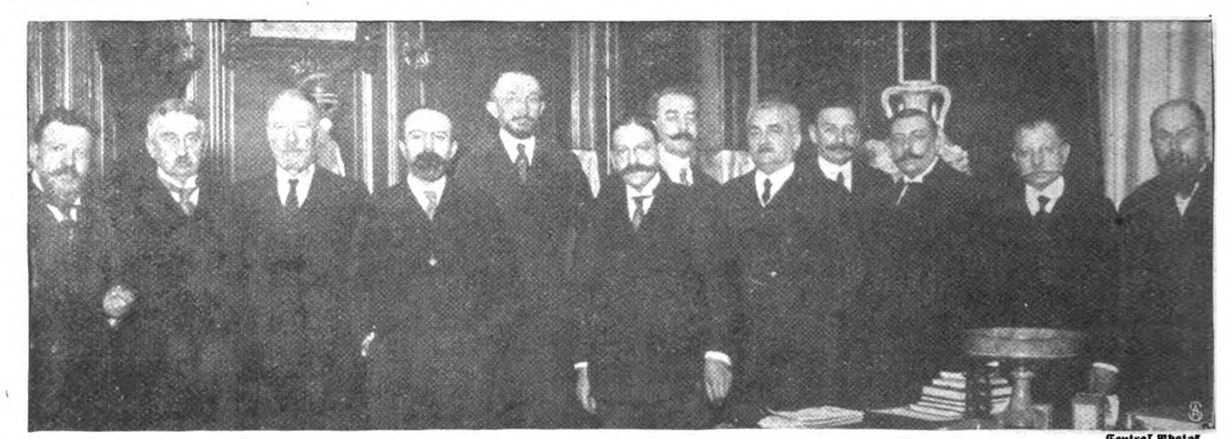
Während sich im Rheingebiet die Menge der angekommenen Güter (35910000 Tonnen) und der abgegangenen (32050000 Tonnen) beinah gleichbleibt und auch im Elbegebiet (9070000 Tonnen angekommene Güter zu 10050000 Tonnen abgegangenen) nur eine geringe Differenz vorhanden ist, sind im Odergebiet und den märkischen Wasserstraßen erhebliche Unterschiede im Tal- und Bergverkehr festzustellen. So wurden im Odergebiet 3240000 Tonnen angekommene und mehr als nochmal so viel, 6590000 Tonnen abgegangene Güter befördert, während in den märkischen Wasserstraßen das Verhältnis gerade umgekehrt ist; hier kommen auf 13080000 Tonnen angekommene nur 6050000 Tonnen abgegangene Güter. Aehnliche Unterschiede bestehen im Gebiet der Memel, der Weichsel und der Pregel, während im Gebiet der Weser, der Ems und der Donau, soweit sie durch deutsche Lande fließt, Tal- und Bergverkehr nur unwesentlich verschieden voneinander sind.

In welcher Weise der Verkehr auf den vier Hauptströmen Deutschlands in den letzten 35 Jahren zugenommen hat, davon gibt eine unserer Karte beigegebene graphische Darstellung ein klares und anschauliches Bild. Die schwarzen Säulen kennzeichnen den Verkehr auf diesen Flüssen im Jahr 1875, während die schraffierten Säulen für das Jahr 1910 maßgebend sind; und zwar nennen die angegebenen Zahlen nicht die Menge der beförderten Güter in Tonnen, sondern die Tonnenkilometer, d. h. wieviel Tonnen Güter ein Kilometer gefahren sind. Aus der Darstellung ist zu ersehen, daß der Verkehr auf dem Rhein, der Elbe und der Weser seit dem Jahr 1875 etwa um das zehnfache zugenommen hat, während auf der Oder der Verkehr seitdem auf das vierzehnfache gestiegen ist.

K. Sch.

Unsere Bilder

Der Kaiserbesuch in Donaueschingen (Abb. S. 2067) gehört zu den jährlichen Jagdfahrten des Monarchen. In diesem Jahr war mit dem Besuch zugleich die Einweihung der neuerbauten protestantischen Kirche sowie eine Parade über das Bataillon, das nach Donaueschingen verlegt ist, verbunden. Die Kirche wurde unter Führung des Geh. Regierungsrats Dr. Strauß besichtigt. Auch die Vorgänge in Zabern spielten bekanntlich in den Besuch hinein; Kriegsminister von Falkenhayn hatte sich von Berlin aus nach Donaueschingen begeben, um dem Kaiser Vortrag zu halten.



Central Photos.

Von links: Dumont (Finanzen), Pichon (Aeußeres), Ratier (Justiz), Barthou (Präsidium und Unterricht), Baudin (Marine), Klotz (Inneres), Clementel (Ackerbau), Etienne (Krieg), Thierry (Oeffentl. Arbeiten), Massé (Handel), Jean Morel (Kolonien), Chéron (Arbeit und soz. Fürsorge).

Das französische Ministerium Barthou, das seine Demission gab.

Das Wohltätigkeitsfest für verschämte Arme in Berlin (Abb. S. 2069), das durch den Besuch der Kronprinzessin ausgezeichnet und verschönt wurde, stand unter der künstlerischen Leitung von Frau Stephani-Hahn.

Großherzogin Luise von Baden (Abb. S. 2071) beging am 3. Dezember ihren 75. Geburtstag. Sie ist die einzige Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, nachmals Kaiser Wilhelm I., und seiner Gemahlin Augusta, Prinzessin von Weimar.

Die Parlamentseröffnung in Italien (Abb. S. 2068) ist immer eine Art von Volksfest. Gewaltige Menschenmengen sammeln sich vor dem Parlamentsgebäude, um die Abgeordneten und namentlich die Auffahrt des Königs zu sehen. Der ministerielle Kandidat Marcora wurde zum Präsidenten gewählt.

Der neue Kommandeur des sächsischen XIX. Armeekorps, General der Kavallerie Max von Laffert (Abb. S. 2071), ist aus der Infanterie hervorgegangen. Im Mai 1908 rückte er zum Generalleutnant auf und wurde Kommandeur der 40. Division in Chemnitz.

Veränderungen in der amerikanischen und englischen Diplomatie (Abb. S. 2071). Der neue amerikanische Generalkonsul für Berlin ist der bisherige Generalkonsul der Vereinigten Staaten in Hamburg, Robert S. Skinner — Wien hat in der Person des Mr. William Ernest de Bunsen einen neuen englischen Botschafter erhalten.

Graf Ernst August v. Wedel, Obertruchseß des Kaisers (Abb. S. 2071), ist in Weimar an akuter Lungenentzündung gestorben. Der Kaiser berief ihn 1902 als Oberstallmeister. 1905 wurde er Obertruchseß.

Prinzessin Marie José von Belgien (Abb. S. 2071), deren reizendes Bild wir bringen, ist die einzige Tochter König Alberts der Belgier und am 4. August 1906 geboren.

Das Direktorium der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914 (Abb. S. 2071), die unter dem Protektorat des Königs Friedrich August von Sachsen steht, trat aus Anlaß der nächstjährigen buchgewerblichen Weltausstellung zum 100. Male zusammen.

Chamonix als Wintersportplatz (Abb. S. 2073). Chamonix, der vornehme Kurort am Fuß der Montblanckette, ist ein geradezu idealer sportlicher Tummelplatz.

Fremde gekrönte Häupter in London (Abb. S. 2070). Eugenie, die ehemalige Kaiserin der Franzosen, weilte kürzlich in London. Unser Bild zeigt sie, wie sie die Jesuitenkirche nach einer Totenmesse für ihre Freundin Madame de Arcos verläßt.

Drei Preisträger der Nationalflugspende (Abb. S. 2072). In Ergänzung unserer Veröffentlichung in Nr. 45 geben wir die Bilder dreier Preisträger. Den Ersten Preis von 100000 Mark erhielt Victor Stoeffler mit 2078 Kilometer, 40000 Mark erhielt Oberleutnant Kastner mit 1228 Kilometer, 15000 Mark erhielt Leutnant Geyer mit 1157 Kilometer.

Personalien (Portr. S. 2072). Isolde Kurz, die bekannte Schriftstellerin, wurde in Tübingen anläßlich des 100. Geburtstags ihres Vaters zum Doktor h. c. ernannt. — Oberbürgermeister Dr. Wilckens in Heidelberg ist aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amt zurückgetreten. — Geheimer Medizinalrat Prof. T. Gluck, der bekannte Berliner Chirurg, feierte seinen 60. Geburtstag. — Geh. Bergrat Prof. Dr. Franz Beyschlag ist der Direktor der Geologischen Landesanstalt Berlin, die ihr 40jähriges Bestehen feierte. Hierbei erfolgte auch zugleich die Einweihung des Erweiterungsbaues. — Prof. Dr. Paul Schreiber, Direktor der Kgl. Sächsischen Landeswetterwarte, feierte sein 30jähriges Dienstjubiläum. Die Wetterwarte selbst beging die Feier ihres 50jährigen Bestehens. — Zum Leiter des Frankfurter Schauspielhauses wurde Hofrat Max Behrend ernannt, der bisher Direktor des Stadttheaters in Mainz war. — Oberregierungrat Dr. Wollenberg, Königsberg, ist zum Universitätsrichter in Berlin ernannt worden.

Todesfälle (Portr. S. 2072). Der bekannte Schwarzwaldmaler Professor Wilhelm Hasemann ist im Alter von 64 Jahren den Folgen eines Krebsleidens erlegen. — Der in photographischen Kreisen bekannte Schriftsteller und Redakteur Carl Wilhelm Wolf Czapek ist in Berlin im 36. Lebensjahr gestorben. In ihm verliert die deutsche photographische Fachwelt der Gegenwart einen ihrer hervorragendsten literarischen Vertreter, von dem noch Großes zu erwarten war.

Die Toten der Woche



Hofphot. Krziwanek.

Franz von Schönthan †
Wien, bekannter Lustspieldichter.

Fürstin Sciarra Colonna, † in Rom, 93 Jahre alt.

Prof. W. Hasemann, bekannter Schwarzwaldmaler, † in Gutach (Portr. S. 2072).

Wirkl. Geh. Rat Wilhelm von Starck, ehm. Minister, † auf Gut Laar bei Zierenberg am 26. November, 78 Jahre alt.

Prof. Ignatius Taschner, bekannter Maler und Bildhauer, † in München, 42 Jahre alt.

Graf Ernst August v. Wedel, Obertruchseß des Kaisers, † in Weimar am 26. November, 75 Jahre alt (Portr. S. 2071).

Franz v. Schönthan, bekannter Lustspieldichter, † in Wien im 64. Jahr (Portr. nebensteh.).


Die
Dame mit dem
ſchwarzen Pelz
iſt ein lebendiges
Rätſel!
Vergeblich suchen Zahllose nach den Lösungsworten: Beharrlichkeit und "Lecina-Seife". Wer mit Beharrlichkeit täglich mindestens zweimal Warm-Wasser-Waschungen mit der ges. gesch. "Lecina-Seife" ausführt und dem Seifenschaum Zeit lässt, sich in die Haut einzusaugen, dessen Gesicht bietet dem Beobachter ein Rätsel, es altert nicht: Die Hautnerven erschlaffen nicht unter dem Einfluss des in der Seife enthaltenen "Lecithins". — Runzelbildung wird unterdrückt, weil die aus den besten Zutaten gewonnene Seife den Fettgehalt der Haut reguliert. Die Poren funktionieren lebendig, somit bleibt die Haut glatt.
Wer den Menschen ein Rätsel zu lösen aufgeben will, der kaufe die ges. gesch. "Lecina-Seife". — In allen einschlägigen Geschäften erhältlich. — Preis 50 Pfg.; 3 Stück M 1.40. — Alleiniger Fabrikant: Ferd. Mülhens, Köln a. Rh. (Gegr. 1792).
Lecina
Seife
Lecina
Seife
Ges. gesch.



Harry Walden,
der bekannte und beliebte Berliner Schauspieler, jetzt am Kaiserl. und Kgl. Wiener „Hofburgtheater“ als „Don Carlos“.

Pho..: Becker & Maaß, Berlin

München, im Juli 1913.

Es braucht wohl keines besonderen Hinweises erst, daß wir modernen Bühnenkünstler mit besonderem Interesse alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Exterikultur verfolgen, denn wir erblicken darin nicht nur eine Aufgabe der wissenschaftlichen Hygiene, sondern im besonderen Maße eine solche moderner Menschenpflege überhaupt. Was nun meine persönlichen Erfahrungen betrifft, so stehe ich nicht an, den bekannten Kolberger Anstalten für Exterikultur das Lob auszustellen, daß ihre Präparate den weitestgehenden Anforderungen nachkommen und sich vortrefflich bewähren.

Harry Walden

Die Pflege der äußern Persönlichkeit

sollte nur nach einem einheitlichen System geschehen, dessen Erfolge erprobt sind. Das auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute

Exterikultur - System



umfaßt:

die **bewährte Javol - Haarpflege**

Javol - Haarwasser Flasche 2 M., Doppelfl. 3,50 M., Javol-Gold Flasche 3 M., Javol - Kopfwaschpulver Beutel 20 Pf.

die **moderne Aok-Teint-Methode**

Aok-Teint-Seife Stück 1,40 M., Stück im Karton 1,50 M., Aok-Seesand-Mandelkleie 1 M., Aok-Creme Dose 2 M., Tube 1 M.,

das **Kosmodont-Zahnpflege-System**
Spezialpräparate nach Prof. Dr. med. Jul. Witzel

Kosmodont - Mundwasser Flasche 1,50, Doppelfl. 2,75 M., -Zahncreme 60 Pf. u. 1 M., -Zahnbürsten von 50 Pf. bis 1,50 M.

Die Erfolge sind überraschend. :-: Hunderte von Anerkennungen erster und bedeutender Künstler beweisen es.

Verlangen Sie illustr. Broschüren gratis von den **Kolberger Anstalten für Exterikultur, Ostseebad Kolberg.**

Phot. Hoffmann.

Fürst und Fürstin Max Egon zu Fürstenberg. Der Kaiser. Geh. Reg.-Rat Dr. Strauß.

Vom Kaiserbesuch in Donaueschingen: Der Kaiser betritt die neue protestantische Kirche.

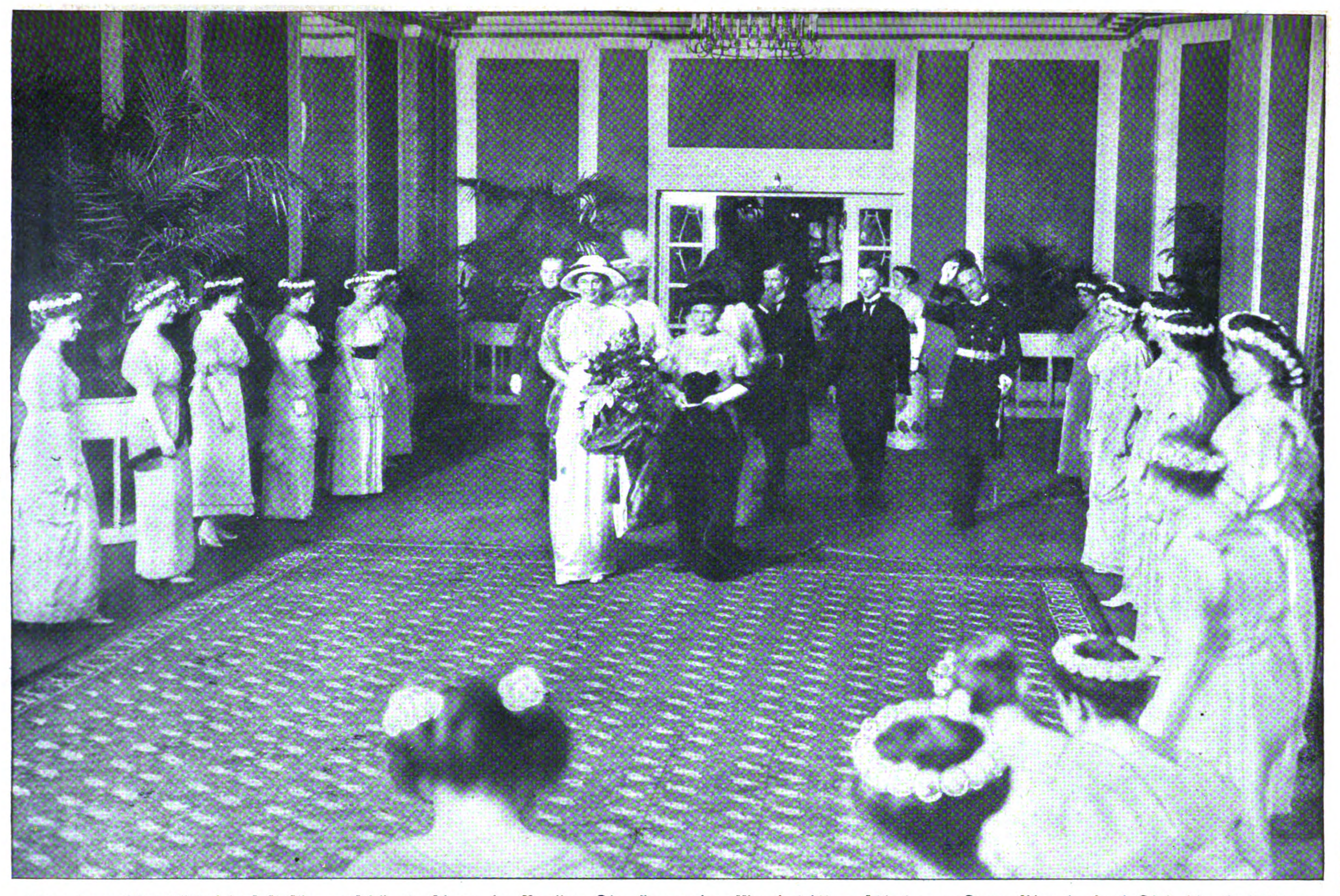
Der König von Italien fährt vor dem Parlament vor. Phot. Abeniacar.



Phot. Lamp.

Die Volksmenge vor dem Parlament. Mitte: Der Präsident Giuseppe Marcora.

Die Eröffnung des italienischen Parlaments.



Von dem Wohltätigkeitsfest für verschämte Arme in Berlin: Die Kronprinzessin betritt, geführt von Frau Vizeadmiral Dick, die Festräume.

Spezialaufnahme der „Woche“.

Phot. Gebr. Haeckel.

Die Kaiserin Eugenie verläßt die Londoner Jesuitenkirche nach einer Totenmesse für Madame de Arcos.

Die neuste Aufnahme der Exkaiserin Eugenie von Frankreich.





Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Graf Ernst August von Wedel †
in Weimar,
Obertruchseß des Kaisers.



Hofphot. Schumann & Sohn.

Großherzogin Luise von Baden,
Schwester Kaiser Friedrichs, feierte ihren 75. Geburtstag.



General der Kavallerie v. Laffert,
wurde zum Kommandierenden General des XIX. Armeekorps ernannt.

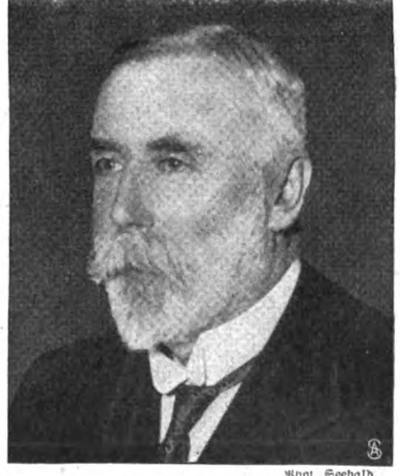


Phot. Trampus.

Prinzessin Marie José von Belgien.
Neuste Aufnahme der einzigen Tochter des belgischen Königspaares.



Robert S. Skinner,
der neue amerikanische Generalkonsul in Berlin.



Phot. Seebald.

William Ernest de Bunsen,
der neue englische Botschafter in Wien.





Phot. E. Jacobi.

Oberleutnant Kastner,
40 000 Mark



Phot. A. Wertheim.

Victor Stoeffler,
100 000 Mark.



Leutnant Geyer,
15 000 Mark.

Drei Preisträger der Nationalflugspende.



Isolde Kurz,
bekannte Schriftstellerin,
wurde zum Dr. h. c. in Tübingen ernannt.





Phot. Hoffmann.

Geh. Bergrat Prof. Dr. Franz Beyschlag,
Direktor der Geologischen Landesanstalt Berlin, die ihr 40 jähriges Bestehen feierte.



Phot. Kögel.

Oberbürgermeister Dr. Wilckens,
Heidelberg,
tritt von seinem Amt zurück.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Geh. Med.-Rat Prof. T. Gluck,
Berlin, bekannt. Chirurg, wurde 60 Jahre.



Oberreg. Dr. Wollenberg,
der neue Universitätsrichter für Berlin.



Carl Wilhelm Wolf-Czapek †
Berlin, hervorragender
photographischer Fachschriftsteller



Prof. Dr. Paul Schreiber.
Zum Jubiläum der
Kgl. Sächsischen Landeswetterwarte.



Phot. Hoffmann.

Hofrat Behrend, Mainz,
der neue Intendant des Frankfurter
Schauspielhauses.



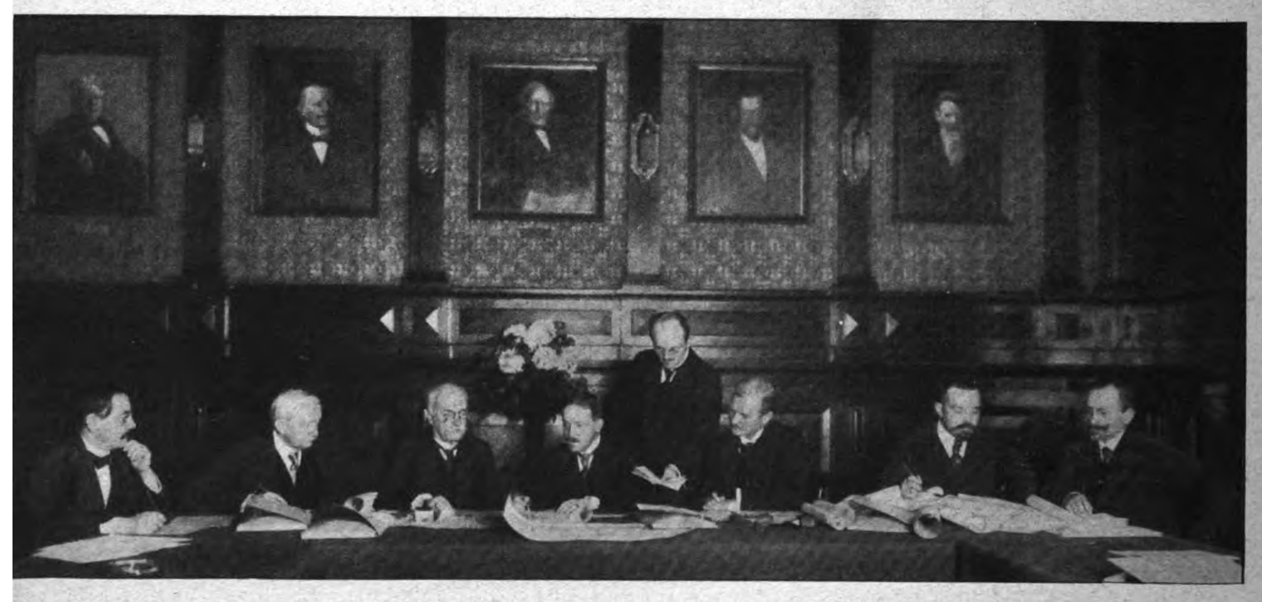
Prof. W. Hasemann †
Gutach,
bekannter Schwarzwaldmaler

Gez. G. Bron.

Chamonix als Wintersportplatz aus der Vogelschau.

Deutsche Ill.-Gesellschaft.

Georg Engel, der Verfasser unseres neuen Romans „Der Fahnenträger".



Von links: Museumsdirektor Dr. Schramm, wissenschaftl. Direktor der Ausstellung. Kommerzienrat Georg Giesecke, Mitglied des Direktoriums. Königl. Kreishauptmann von Burgsdorff, Kommissar der sächsischen Regierung für die Ausstellung. Dr. Ludwig Volkmann, Präsident der Ausstellung. Friedrich Leege, kaufmännischer Direktor der Ausstellung. Arndt Meyer, Stellvertretender Präsident der Ausstellung. Kaiserl. Baurat Dr. Nicolaus, technischer Direktor der Ausstellung. Richter, Sekretär.

100. Direktorialsitzung der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

Präludium.

Es war ein ganz kleiner, viereckiger Hof. Von dem Dachfensterchen der Professorenwohnung sah man ihn fast gar nicht. Denn mitten unter den holprigen Pflastersteinen stand ein uralter knorriger Kastanienbaum, dessen dunkelgrüne Krone jede Aussicht versperrte. So hoch ragte der Stamm, daß seine breitfächrigen Blätter bis dicht an das offene Fenster hinanreichten. Herrlich aber war es, wenn die Kastanie ihre roten Lichter aufgesteckt hatte. Dann trug der Wind, der vom nahen Meer herüberwehte, fein gekräuselte Blüten in das halbdunkle Zimmerchen hinein. Und wenn Erika Vogt, die einzige Tochter des Historikers Jakobus Vogt, in einer Ruhepause einmal in dem knarrenden Korbstuhl am Fenster lehnte, um ihr blondes Haupt über eins der Bücher zu beugen, die der Vater in reicher Auswahl um sie herumtürmte, ja, dann sprangen die roten Blüten aufrührerisch und ablenkend über die aufgeschlagene Seite, bis sie die Gedanken des Fräuleins energisch von jenen gelehrten Stätten verscheuchten, auf denen sie der väterliche Wille so gern festbannen wollte. Denn Erika durfte kein Hausdrache werden. Gott behüte, das durfte sie durchaus nicht. Dieser Möglichkeit mußte man frühzeitig entgegenwirken. Nie und nimmer hätte es Professor Jakobus geduldet — vorausgesetzt, daß er überhaupt etwas anzuordnen oder zu verbieten hatte — daß Erika folgsam den Spuren ihrer Mutter, der Frau Xanthippe, nachgewandelt wäre. So wurde ja seine liebe Hausehre von den Studenten, ja sogar von den Freunden des Hauses offen und heimlich genannt. Oh, das wußte der Professor Jakobus genau. Ganz deutlich vernahm er die tuschelnden Stimmen um sich herum. Wenn es auch schien, als ob sich das graue zerzauste Männchen Tag und Nacht hinter einem Wall von Pergamenten und Folianten verkröche, er hörte dennoch recht gut. Nein, nein, er hatte den Anschluß an das lebendige Dasein keineswegs verloren, das sollte man nicht glauben. Und sobald erst sein neues Werk, dem er sich mit äußerster Leidenschaft hingab, sobald erst diese heimliche, selbst den Nächsten vorenthaltene Schrift das Licht der Welt erblickte, ganz gewiß, dann würden die Spötter schon herausfinden, welch ein scharfer Beobachter kritischer Zustände in ihren Mauern lebe.

Husch — husch.

Fräulein Erika saß wirklich an diesem strahlenden Maienmorgen an ihrem Dachfensterchen, las und pustete die hereinstäubenden roten Flocken energisch von ihrer Lektüre fort. Aber ach, Papa Jakobus, wie würdest du auffahren, sobald dir nur eine blasse Ahnung darüber aufginge, welchem Studium sich deine praktische, helläugige Tochter in diesem Augenblick hingibt. Weißt du, was sie liest? Mit brennenden Wangen und immer weiter geöffneten Augen? Deine eigene Jugend ist es, deine eigene Jugend, dein Maienmorgen, der in so wunderlichem Gegensatz steht zu dem grauen, muffigen Alltag, in dem du jetzt einherwandelst. Könnte man dich heute nicht für einen emsigen Maulwurf halten, der nagend und geschäftig in das dunkle Erdreich verschollener Perioden herabgräbt, um ein frisches Körnchen zutage zu fördern? Und dir wallten einmal braune Locken um das Haupt? Und das Herz schlug dir kräftig gegen die Brust? Und du griffst nach Waffen, weil die Liebe über dir stand?

Wirklich? Wirklich? Das alles geschah einmal?

Sicher, es mußte sich wohl zugetragen haben, denn Fräulein Erika hat das alte, vergilbte Manuskript beim Aufräumen, jener häuslichen Verrichtung, der der Vater eine so gründliche Feindschaft geschworen, ganz hinten in einem vergessenen Fach des Schreibtischs gefunden. In einer Kassette lag es. Jawohl, in einer festen, eisernen Truhe. Aber sie war unverschlossen. An solche Sicherheitsmaßregeln konnte sich Vater Jakobus nun einmal nicht gewöhnen. Und da hatte die ordentliche Tochter halb zufällig danach gegriffen, bis sie das Papier ängstlich und erschreckt vor den forschenden Blicken der Mutter, der alles ergründenden, in ihrem Schürzenlatz in Sicherheit gebracht.

Aber warum? Aus keinem anderen Grund, als weil oben in den großen, knabenhaft ungeschickten Buchstaben des Professors die Aufschrift prangte: „An mein einziges Kind!" Darunter aber das rätselhafte Wort: „Eine Beichte".

Und nun saß Erika an dem offenen Fenster; der Kastanienbaum streute seine Blüten hinein, und aus den krausen Schriftzeichen tauchte dem blonden Kind Deutung um Deutung, Verständnis und Begreifen auf. Das blühende Eiland einer nah verwandten Jugend hob sich aus dem rauschenden Meer der Vergessenheit.

* * *

Da stand auf dem ersten der Blätter: Hurra, ich bin eingerückt in die kleine norddeutsche Universitätstadt. Aus Schlesiens gesegneten Gefilden, von den blauen Schatten der fernen Riesenberge hinweg, hat mich die Woge des Zufalls bis an die Gestade des Ostmeeres getragen. Des Zufalls?

Nein, das gibt es ja nicht, edler Kronensohn, zukünftiger Ranke und Mommsen. Wie sagte doch beim Abschied unser alter Gymnasialdirektor, der durch alle die Jahre hindurch meine Neigung für die Historie schürte und unterhielt?

„Lieber Vogt, hä, hä, das dümmste Wort, das unsere herrliche deutsche Sprache, die lebensprühende und ge-



fühlsbildnerische, beherbergt, es heißt: Zufall. Gibt es nicht, hä, hä, ausgeschlossen. Ein Sehfehler der Halbblinden, die dumpf und verdrossen die Lebenstraße heruntertrotten, ohne Boden unter sich zu fühlen. Alles, was geschieht, das besteht aus der Summe kaum bemerkter, sich verkettender Ereignisse, die sich verbinden und verdichten, bis sie zum Höchsten werden, was Gott uns verliehen hat: zur Tat. Glauben Sie es mir, lieber Vogt, eine Mücke, hä, hä, die durch das Weltall surrt, kann die Mutter grundstürzender Revolutionen werden."

Aber ob Zufall oder Geschick, das, was mich treibt, es hat mich jedenfalls bis jetzt wundervoll und gütig geleitet. Ich bin sehr zufrieden.

Als ich hier im Morgengrauen anlangte, empfing mich keine Seele. Niemand in dieser fremden Küstenstadt ist mir bekannt. Ein milchiger Nebel lagerte über den Bahngleisen, und nichts war von der neuen Umgebung zu erkennen als die roten und grünen Signallaternen, die hoch über unseren Häupten aus den undurchdringlichen Schleiern hindurchblinzelten.

Worin aber besteht die erste Sorge eines zugewanderten Studios? Er muß ein Obdach besitzen. Eine Bude muß er sein eigen nennen. Zu diesem Zweck faßte ich mein Köfferchen fester — verflucht, es beherbergt nur altes Kramzeug und als kostbarstes Prunkstück eine etwas kränkliche Kaffeemaschine — und bald nahmen mich die ersten Straßen der merkwürdigen Schifferstadt auf. Ich wanderte durch das „fette Tor". Nomen et omen accipio. Nichts hätte ich dagegen, wenn ich hier eine fette und gesegnete Weide vorfinden würde. Denn alles, alles eignet mir. Ein guter Mut, die Freude am Wissen und ein fröhliches Lachen, mein bester Kamerad in der Einsamkeit. Nur mit etwas ist es sehr mäßig bestellt. Der goldene Esel des Königs Philipp war niemals mein Reittier. Noch auf dem letzten Abendspaziergang daheim, während wir über die Pracht unserer unter dem Abendtau funkelnden Wiesen dahinschritten, noch auf diesem einsamen Pfad, da hat mir meine Mutter als Wichtigstes ans Herz gelegt: „Komm aus, mein guter Sohn, komm aus." Und weil ich daran dachte, so wanderte ich gleich in die engsten Gassen hinein, dorthin, wo sich die niedrigen, einstöckigen Häuschen um den Hafen herumdrängen, bis die Passage so eng wird, daß man die gegenüberliegenden Gebäude bequem mit den ausgebreiteten Armen berühren kann. Das Pflaster verlangt hier zwar feste Sohlen, aber es gibt sich sehr solide und läßt noch für kräftige Grasbüschel Raum, die überall unbekümmert hindurchsprießen.

Alles sehr schön. Vor einem ganz kleinen Bau, der in himmelblauem Anstrich prangt, während sich ihm das Dach wie eine rote Kappe bis tief über die Stirn herabzieht, bleibe ich wie gebannt stehen. Was mich so fesselt, das besteht in einem Klingelzug. Ein richtiger altmodischer Draht hängt herunter, der in einem Porzellangriff endigt. Und dahinter befindet sich an der grünrippigen Haustür ein weißes Schild, auf dem ein Name verzeichnet steht. Der Name, der mich nicht freigibt: Kapitän Düsterwald.

Merkwürdig, das Wort klingt so geheimnisvoll. Im Moment entschwindet mir der durchdringende Teergeruch, der vom Fluß heraufquillt. Ja, selbst die Masten der kleinen Schiffe, die dort unten an dem Bollwerk angeschlossen liegen, sie versinken. Berge und Hügel wachsen empor, über sie hinweg klettert der starke kräftige Gebirgswald, der die Höhen stürmen will. Ich aber stehe unter den wiegenden, knarrenden Stämmen, mich umgibt das Sausen des Frühwindes, die Tannenzapfen fallen um mich her, und der würzige Duft unerhört bunter Gebirgsblumen schlägt aus der Tiefe an meine Sinne.

Das alles vermag das Wort Düsterwald. Es liegt Heimat darin. Gemütlichkeit, Wohlbefinden, hier laßt uns Hütten bauen.

Schon klirrt die alte Klingel. Sie besitzt merkwürdigerweise gar keinen verrosteten Klang, wie ich erwartete. Ganz hell tönt sie. Offenbar muß sie von sauberer Hand in Ordnung gehalten und gereinigt sein. Das ist das erste, was ich bei meinem Eintritt bemerke. Hinter der grünrippigen Tür wird ein Schlüssel gedreht, und auf die Schwelle tritt ein junges Mädchen, das ich anstaune. Sie überragt mich. Sie ist eine Wikinger Tochter. So müssen, weiß, rosig und in strotzender Gliederpracht, die ihre schlanke Fülle gar nicht verbirgt, einstmals die Jungfrauen des Nordens geprangt haben, kräftig, selbstbewußt und ohne Scheu, wenn sie die beutebeladenen Seefahrer daheim empfingen. Freilich, zu einem solchen Willkomm schien meine Jungfrau im ersten Augenblick durchaus nicht bereit. Ihr glatt gescheiteltes Haupt streckte sich vielmehr noch etwas gleichgültiger auf dem starr emporragenden Hals. Die Rechte gab die Türklinke nicht frei, als sie, den Weg versperrend, dem Ankömmling kurz und bündig entgegenwarf: „Zu wem wollen Sie?"

So kühl und forschend klang der Ruf, daß ich im Anfang nichts weiter zu tun wagte, als ihr mein erbarmungswürdiges Köfferchen entgegenzustrecken, gleichsam, als vermöchte dieses Gerät alle meine Wünsche, ja, sogar mein unberufenes Erscheinen zu erklären. Und erst nach geraumer Weile zwang ich mir unter ihren abschätzenden Blicken eine verständliche Antwort ab: „Ist Herr Kapitän Düsterwald wohl zu sprechen?"

„Mein Vater?" Wiederum maß sie mich von oben bis unten, und nachdem sie mich nochmals eingehend taxiert hatte, warf das ragende Geschöpf mit erneutem Erstaunen hin: „Das wohl. Zu Hause ist er. Aber er geht heute abend noch an Bord."

„So, so, an Bord. Ich wollte auch nur fragen" . . .

„Ja, bitte, was wünschen Sie denn?"

Jetzt merkte ich, daß in diesem Seemannshaus alle Dinge des Lebens ohne Einleitung und ohne Umschweife erledigt würden. Es sei aber euer ja, ja — und euer nein, nein! Mit einer sichtlichen Anstrengung raffte ich mich zusammen. Unwillkürlich schämte ich mich, als ich dem selbstbewußten Geschöpf nun meine Frage vorzulegen gedachte. Wie ich so dastand, mit einem grauen Köfferchen in der Hand und dem abgetragenen hellbraunen Überzieher, der faltig um mich herumschlotterte, da kam ich mir recht bettelhaft vor. Nichtsdestoweniger brachte ich stammelnd hervor: „Haben Sie vielleicht ein Zimmer zu vermieten? Eine Studentenwohnung?"

Die Haustochter trat ein wenig zurück, und in ihre



scharfen hellgrünen Augen, die sicherlich jedes Stäubchen an der Wand erkennen konnten, drang ein halb belustigtes, halb verächtliches Flimmern. Später wußte ich, daß die See derartig blitzen kann, wenn sie im Sonnenschein unter einem raschen Wind erschauert.

„Nein," verweigerte das Wikinger Mädchen, „wir haben noch nie vermietet. Auf so etwas lassen sich meine Eltern nicht ein."

„Natürlich," murmelte ich, als ob ich jene Ablehnung durchaus billig und begreiflich fände, „ich wollte mir auch nur erlauben" . . .

Die an der Schwelle Ragende machte Miene, die Tür zu schließen.

„Man hat nur Ärgernis", setzte sie überzeugt hinzu, und dabei vollführte sie bereits eine Bewegung, als ob es mir nun anheimgegeben wäre, meine Versuche wo anders fortzusetzen. Schon wollte ich, eine Entschuldigung murmelnd, von hinnen weichen, da — o Wunder — da streckte das Geschick die Hand nach mir aus und hielt mich fest.

Ja, es hielt mich fest.

Ein einziger rascher Entschluß, ein paar weit ausgreifende Schritte, sie hätten mich von dannen getragen, zu anderen Küsten, zu anderen Lebensgestaden. Jedoch dieser kräftige Wille war nicht über mir. Zögerte ich nur, weil ich mich von dem Bild nordischer Jungfräulichkeit und herben Trotzes nicht trennen konnte? Oder wurde mein Blick durch die feste Gestalt des tüchtigen Mädchens in vergangene Zeiten zurückgelenkt, die auf mich stets ihre heimliche Macht ausübten? Ich verweilte noch eine Sekunde und schaute zu dem blühenden Seemannskind empor.

Da geschah es.

Über die Treppe, die sich am Ende der roten Diele dunkel und steil in das Dämmern des oberen Stockwerkes verlor, polterten mächtige Schritte herab. Zwei ungeheuerliche Gestalten tauchten auf. Ein Mann in blauer Schiffertracht duckte seinen herkulischen Körper vorsichtig zusammen, damit seine wirre graue Mähne nicht oben an den Absatz der Treppe stieße. Dann aber atmete er wie erfreut über das Gelingen dieses turnerischen Experimentes auf und dröhnte mir behaglich näher. Hinter ihm, so daß sie ihrem Eheherrn über die Schulter spähen konnte, drängte sich eine andere, nicht minder umfangreiche Figur, eine Frau, die trotz ihres gewaltigen Gliederumfanges völlig von einer blau und weiß getupften Schürze umhüllt war. Ungeheure Stoffmengen mußten zu diesem Wirtschaftstück verschwendet worden sein.

„Hoho" rief der Kapitän, als er die Schwelle erreicht hatte, und dabei hob er die riesige Faust und winkte mir zutraulich mit dem Finger. „Ich hab woll gehört, was Sie für ein Anliegen haben. Kommen Sie man rein, junger Herr, es trifft sich. Es trifft sich passend."

Und ehe ich mich noch von meiner Verwunderung über diese plötzliche Wendung erholen konnte, erfaßte mich bereits die Riesenhand, griff nach meinem Koffer und hob ihn spielend in federleichtem Schwung über unsere Häupter hinweg. Zögernd und beklommen folgte ich meinem Eigentum. Allein ich sollte nicht weit gelangen. Denn jetzt schob sich die Hünenfrau, die eine unverkennbare Ähnlichkeit mit ihrem trotzigen Mädchen aufwies, neben die Tochter, stemmte die Arme in die Seiten, schüttelte unwillig das blonde Haupt und brach endlich in die wenig einladenden Worte aus: „Düsterwald, was machst du? Das ist ja nur eine Idee von dir!"

„Jawohl, Mutting, das weiß ich", beharrte der Kapitän, während er ein neues Lachen aufschlug, vor dem jedoch das Häuschen in seinen Grundfesten zu beben anfing. „Aber sollst mal sehen, diese Idee wird sich lohnen, denn ich hab schon längst nach einem Gesellschafter gesucht."

Jetzt warf mir die Seemannsfrau einen abschätzenden Blick zu, noch viel mißfälliger, als es vorhin die Wikinger Jungfrau getan, und schüttelte stärker das Haupt: „Wozu brauchen wir einen Gesellschafter? Was sollen wir mit ihm anfangen?"

„Ih, Mutting, zur Winterzeit, wegen der einsamen Tage. Es ist doch ein Mannsbild im Haus. Und dann," fügte er als überzeugendsten Grund an, „solch junger Herr spielt auch Klavier. Wer sollte es sonst tun? Denn unser Mariing ist ja dazu nicht anzubändigen."

Eine Pause entstand. Unendlich sonderbar kam ich mir vor, als ich so vor den drei Menschen auf der Diele verweilte, um schweigend abzuwarten, wie über mein Schicksal entschieden würde. Warum in aller Welt unterwarf ich mich eigentlich dieser Prüfung? Weshalb enteilte ich nicht jenen Leuten, denen ich doch so unerwartet und ungelegen ins Haus schneite? Ich weiß es nicht. Aber damals blieb ich stehen, als ob etwas ungemein Wichtiges von ihrem endlichen Entschluß für mich abhinge.

Da rührte sich die Riesin. In tiefen Gedanken faltete sie die Hände über dem Leib und starrte mich mit ihren wasserblauen Augen an, ernst und forschend, wie sie gewiß einen Hasen für den Sonntagstisch zu prüfen gewohnt war.

„Herrgott," äußerte sie endlich aus ihren Zweifeln heraus, „und dann der Wirrwarr! Und die großen Ansprüche!"

Kleinlaut verbeugte ich mich und wollte meiner künftigen Hausmutter eben versichern, daß mir die Ehre der Aufnahme schon an und für sich als ein äußerst erstrebenswertes Gut erschien, als Kapitän Düsterwald mir zuvorkam. Mit beiden Fäusten schlug er auf meine Schultern, was er freilich für die freundlichste Begrüßung hielt, und schmetterte mir ins Ohr: „Hören Sie, Doktorchen, wie heißen Sie?" — Vogt! — „Sieh mal an, einen Vogt hatte ich auch schon mal an Bord. Einen windigen Kerl, den ich wegen Mausens an den schwedischen Konsul abliefern mußte. Aber das tut nichts, das tut gar nichts. Auch über den Preis werden wir schon einig werden. Darauf kommt es nämlich bei uns gar nicht an."

Und als seine ragende Tochter hierauf eine Einwendung erheben wollte, puffte er sie väterlich in die Seite und schrie noch etwas lauter, vermutlich, um die abweichenden Stimmen der Seinen zu übertönen: „Hab dich nicht, Mariing. Die Hauptsache ist der Anstand. Und so sieht der junge Herr aus. Vogt, nicht wahr? Sind Sie vielleicht ein Sohn von dem Apotheker Vogt in Stral-



sund? Ne? Na, das schadet auch nicht, ich meinte man. Wie gesagt, die Hauptsache bleibt der Anstand und das Aufpassen und die Gesellschaft. Denn kucken Sie, mit uns Seeleuten ist das auch man so so. Ich gehe nämlich jetzt nach Rußland. In das heilige Rußland, nach Archangelsk. Ne dolle Gegend, Herr Doktor. Wo die Kerle in roten und blauen Blusen herumlaufen. Na, warum nicht, es hat eben jeder seine Gewohnheiten. Aber das Schlimmste ist dabei, ich bleibe fünf Monate fort, und denn sind meine Frauen hier allein. Und da hätte ich mich schon lange gewünscht — na ja, wir verstehen uns. Und jetzt, Herr Doktor, seien Sie so gut, und kucken Sie sich ihr Stübing mal an. Es geht direkt auf das Wasser hinaus, was einen großen Vorzug bedeutet. Denn der Teergeruch wirkt gesund. Das können Sie an mir sehen. Und nu, Mariing, führ den Herrn herauf."

* * *

O Jugendtraum von Selbständigkeit, Kraft und Vorwärtsstreben, o ihr heimlichen Hoffnungen von Macht, Ruhm und Ansehen, wie steigt ihr vor mir herauf, wenn ich mich an die Zeit zurückerinnere, die ich in jenem langgestreckten, niedrigen Zimmerchen verbrachte, von wo ich den schmalen Fluß mit seinen vielen Masten und vorübertreibenden Seerosen überschauen konnte, hinweg über das jenseitige Ufer, bis dahin, wo sich die grünen Wiesen und Felder ganz fern in einen blauen Kiefernschlag verloren. Aber auch du trittst aus dem Nebel hervor, du heilige Bewunderung vor der Schönheit bevorzugter Menschen! Auch du kehrst zurück, unermeßliche Sehnsucht, sich anzuschließen und zu verlieren an ein reines und starkes Empfinden, das neben uns aufblüht! Auch ihr zittert wieder empor: Furcht und Hoffnung, Zorn und Beruhigung, all ihre beglückenden und quälenden Rätsel erster, sich verbergender Liebe.

Wie war das doch?

Oft empfinde ich ihn noch heute, obgleich die Knospen jener seligen Tage längst herabfielen, den berauschenden Duft dieser Zeit, die wohl gewebt war aus Ahnung und Dämmer. Oft noch, mitten durch den Kummer und das Bescheiden des Alltags, klingen mir manchmal jene fröhlichen Stimmen herauf, die mich damals zu einem höheren Sein erwecken wollten.

Wie war doch das?

In den ersten Tagen nach der Ausfahrt des Kapitäns war ich nicht oft in meinem Stübchen zu finden. Der Besuch der Kollegien mußte angemeldet, ein bescheidener Stammtisch für meine Mahlzeiten gesucht und hauptsächlich eine Verbindung mit der großen Bibliothek hergestellt werden, aus deren Schätzen ich mir bald Türme von Büchern in meinem neuen Heim aufbaute. So geschah es, daß die beiden Wesen, die doch nach den unklaren Andeutungen des Kapitäns meinem Schutz anvertraut sein sollten, so geschah es, daß sie nur vorüberhuschend vor mir sichtbar wurden. Wohltätig aber und unverändert empfand ich die peinliche Sauberkeit, die sich überall in meiner engsten Umgebung geltend machte. Immer von neuem starrte ich die schimmernde Weiße meines Bettzeugs an. Ich bewunderte den Glanz der Politur, der von allen Möbeln strahlte, und jeden Abend fragte ich mich, welche fleißige Hand wohl eine so musterhafte Ordnung unter meinen Büchern und Heften hielte, so daß sie stets nach ihrer Größe übereinander geschichtet lagen. Aber genau das gleiche geschah auch mit meinen Briefschaften. Mochte ich sie noch so wild und sorglos herumgestreut haben, am Abend ruhten sie wohlgeborgen in einem kleinen eichenen Schnitzkästchen, das ehemals wohl zum Aufheben von Handarbeiten gedient hatte. So unendlich akkurat waltete dieser fremde Ordnungsinn, daß ich gewöhnlich lange Untersuchungen anstellen mußte, wohin ich dies oder jenes Zettelchen gelegt haben könnte. Und siehe da, ein derartiges in Ungeduld und Hast ausgeführtes Stöbern, es trug mir die erste Annäherung meiner beiden Schutzbefohlenen ein. Ganz deutlich erinnere ich mich noch.

Es war an einem Montag. Vom Turm der ehrwürdigen Marienkirche verkündete die alte Uhr eben in verschlafenen Schlägen die achte Stunde des Morgens. Da stand ich hinter dem ovalen Tisch, der so hübsch von einer grünen Ripsdecke mit schweren Troddeln überspannt wurde, und fuhr in unruhiger Bewegung mit den Händen hierhin und dorthin. Herr Gott, ein Zettel fehlte mir. Wahrhaftig, das Merkblättchen mit den Bullen des Papstes Gregor VII. Und jener Kirchenfürst hatte zum Unglück der demütig aufhorchenden Christenheit nicht wenige solcher Erlasse verkündet. Ja, wo befand sich das Papier denn eigentlich? Ich hatte es doch am gestrigen Sonntag mitten auf den Tisch niedergelegt, und jetzt verbarg es sich gewiß wieder wohlgestrichen und geglättet unter anderen Bogen, nur aus dem nicht recht erkennbaren Grund, weil sie die gleiche Größe aufwiesen wie mein schmerzlich vermißter Streifen. Meine Ungeduld wuchs. Im Ernst, mir blieb keine Zeit mehr übrig. Professor Kruse, der das Kolleg über Papstgeschichte abhielt, hatte die fatale Gewohnheit, Nachzügler, die ihn im Strom seiner Rede hinderten, auf eine gar so nachdrückliche Weise zu betrachten. Ich mußte fort. Wo steckte der Fetzen?

Hier — da — dort!

Plötzlich ein Schrei des Schreckens. Die herumtastenden Finger waren heftig gegen das gläserne Tintenfaß gestoßen — ein Schwanken und — Entsetzen — ein schwarzer Strom wälzte sich melancholisch über die Ripsdecke, als wenn der Kozytus auf den Einfall geraten wäre, die graue Einöde der Unterwelt zu verlassen, um mit seinen gespenstischen Fluten grüne Gefilde zu überschwemmen. In dumpfer Vernichtung starrte ich auf die Katastrophe herab. Der erste Gedanke, der mich beschlich, bestand in der Erwägung: Fort, fort, du wirst ausgetrieben aus dieser gesegneten Ruhe und Behaglichkeit. Wie? Für ein Spottgeld hat man dich hier aufgenommen, gewissermaßen als wachthabenden Gastfreund, und du, Unseliger, vergiltst diese klassische Freundlichkeit, indem du Entsetzen und Vernichtung um dich streust? Völlig wesenlos verfolgte ich das Vordringen des schwarzen Gewässers.

Da klopfte es kurz und energisch an meine Tür. Ehe ich noch etwas äußern konnte, wurde sie geöffnet, und mit einem raschen Schritt trat die Haustochter über die Schwelle. Was sie herbeigelockt haben konnte, das



ahnte ich im ersten Moment nicht, aber eins bemerkte ich doch mit ätzender Deutlichkeit: Niemand konnte Marie Düsterwald als eine kleine, zierliche Filia hospitalis erscheinen. Heute aber ragte sie an der Tür, ernst und prüfend, als ob sie gesandt wäre, um Gericht zu halten. Die Ärmel der blauen Kattunbluse hatte sie heraufgestreift, und seltsam, trotz Demut und Schreckens erspähte ich, wie ein weißer Mehlpuder sich an den entblößten Armen des Mädchens in die Höhe zog. Ach, sie schien von der freundlichen Beschäftigung des Kuchenbackens zu mir heraufgestiegen zu sein, und ich stand hier, ein unglücklicher Schatten über dem schwarzen Strom.

„Warum haben Sie so laut gerufen, Herr Vogt?“ begann sie mit ihrer klaren, festen Stimme. „Fehlt Ihnen etwas?“

„Mir?“

Wunderlich, wunderlich, die großen grauen Augen, die sonst einen Sommerfaden in der Luft erspähten, sie schweiften über den Tisch fort und schienen trotz alledem die Verunstaltung nicht wahrzunehmen. Vielmehr drängte sie noch einmal energischer: „Sind Sie krank geworden?“

Eine so kräftige Absicht des Helfens lag in den wenigen Worten, nicht nur für mich allein, sondern für alles, was dem hochgewachsenen Geschöpf unterstützungsbedürftig erscheinen mochte, daß mich in all meiner Angst ein gewisses Wohlbehagen beschlich.

Das nicht gerade, wollte ich erwidern, indem ich mich langsam vor den Tisch zu schieben bemühte, um ihr den Anblick der Überschwemmung zu entziehen. Jedoch in dem gleichen Moment sagte die klare Stimme ganz mit der alten Gewohnheit des Schützens und Behütens: „Treten Sie nicht zu nah heran, Herr Vogt, Sie könnten sonst den grauen Rock in die Tinte tauchen, und Sie besitzen doch nur den einen.“

Da war es am Tage. Sie wußte bereits alles, hatte das Unglück erspäht, und aus ihren Worten klang trotz alledem nichts anderes heraus als die kühle, nüchterne Besorgnis um mein Kleidungsstück, das sie mir zu erhalten wünschte, weil es so einzig in seiner Art war.

Jetzt trat ich auf sie zu und gedachte, unter einer tiefen Verneigung ihre Hand zu ergreifen. Allein die Wikinger Tochter zog die mehlbestäubten Arme hastig zurück und barg sie auf dem Rücken.

„Sie sind gewiß sehr erzürnt, liebes Fräulein,“ wagte ich endlich mit aller Anstrengung meine Bitte zu beginnen, „weil ich Ihnen diese kostbare Decke“ . . .

„Oh, sie ist nicht so kostbar“, unterbrach die Haustochter achselzuckend. „Der Stoff war nicht gut, und wir besitzen sie auch schon, seit ich denken kann.“

Wieder trat ich ihr etwas näher. Das Blut war mir in die Wangen gestiegen, denn ich schämte mich gewaltig. Es blieb ganz klar, daß ich dem Haus diesen Verlust ersetzen mußte. Sei es auch um den Preis höchst geschmälerter Mahlzeiten für den Rest des Monats. Wirr und kraus fing ich an, mich nach dem Namen des Kaufmannes zu erkundigen, von dem die mißhandelte Decke bezogen sein könnte. Allein, wie erstaunte ich, als meine Haustochter ein wenig geringschätzig die Achsel zuckte, an den Tisch herantrat und mit einem einzigen Griff den grünen Stoff mit dem inzwischen eingetrockneten schwarzen Fleck an sich riß.

„Dafür brauchen Sie nichts auszugeben“, verbesserte sie mich; und wiederum schickte sie einen musternden Blick über mich hinweg, als sei sie verpflichtet, auch für meine geordnete Kassenführung einzutreten. „Nein, darüber lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen,“ setzte sie etwas tröstender hinzu, „das Ding wird aufgefärbt mit etwas Borkenrinde. Weiter nichts. Das hatte ich an dem verschossenen Zeug schon längst vornehmen wollen. Machen Sie sich weiter keine Sorgen.“

Mit diesen Worten raffte sie den grünen Rips beutelartig zusammen, streckte die Hand nach der Klinke aus und wäre gewiß im nächsten Augenblick enteilt, wenn ich nicht allen Mut aufgeboten hätte, um die ragende Jungfrau noch einmal zurückzuhalten.

„Liebes Fräulein!“

„Wünschen Sie noch etwas?“ fragte sie verwundert.

„Ja, allerdings.“ In höchst bescheidenem Ton trug ich ihr meine Sehnsucht nach dem vermißten Zettel vor, der die Bullen des mächtigen Kirchenfürsten verzeichnete.

Auch hier wurde mir eine besondere Überraschung. Das Mädchen zögerte, reckte den schlanken Hals, und während sie mir einen erstaunten Seitenblick zuwarf, bemerkte ich zum erstenmal, wie in den hellen grauen Augen der Schalk aufleuchtete.

„Bullen?“ fragte sie gedehnt, wobei sie die mehlbestäubten Hände wieder langsam nach vorn brachte, um, wie spielend, den weißen Puder von den Armen fortzublasen. „Bullen?“

Und wirklich, jetzt lachte sie frisch und unbekümmert heraus und schüttelte, wie über einen schlechten Scherz, das glatt gescheitelte Haupt.

„Was gefällt Ihnen denn daran nicht?“ wandte ich verlegen ein.

Da richtete sie wieder hochmütig ihren Blick über mich hinweg und warf kurz hin: „Wozu brauchen die Päpste Bullen? Halten sie sich denn Vieh? Oder wie ist das?“

„Ob sich die Päpste?“ . . . Herr im Himmel! Konnte ich wirklich meinen Ohren trauen?

Zuerst stand ich völlig verwirrt, und der einzige Gedanke, der durch meine dumpfe Beklemmung schoß, er täuschte mir vor: sie hat einen Scherz gemacht. Sie hat ein Wortspiel gebildet. Kein ganz einwandfreies, aber an der Küste ist man vielleicht in dieser Beziehung nicht wählerisch. Aber ach, auch dieser Notanker wollte nicht haften. Gar zu frei, natürlich und selbstbewußt stand die hohe Gestalt, deren Glieder doch so ebenmäßig gefügt waren, vor mir, und ihre spöttisch aufgeworfenen Lippen bewiesen, wie sehr sie sich im Recht glaubte, als sie jene sonderbare Frage an mich richtete. Unwillkürlich griff ich an meine Stirn, hinter der sich die widerstrebendsten Gedanken kreuzten. War es nicht eigentlich beschämend, daß die Unwissenheit noch immer, gleich einer schwarzen Nacht, über der Masse des Volkes brütete? Aber dem war ja gar nicht so. Wie tausend Fackeln leuchteten Schulen und Vereine überall durch die Finsternis hindurch. Und gerade dieses schöne Geschöpf, das so stolz, so unnahbar vor mir glänzte, es war gleichgültig an all dem Licht vorübergeschritten? Freilich, was kümmerte es mich am letzten Ende! Warum bedrückte es mich beinah mit einem körperlichen Schmerz, bis ich aufseufzen mußte, um dadurch die Aufmerksamkeit der noch immer Verharrenden zu erregen? Ohne mir Rechenschaft darüber abzulegen, welche Teilnahme mich zwang, diesen sicheren grauen Augen, die in so selbstbewußter Ruhe schimmerten, einen Ausblick in lichtere Reiche zu ermöglichen, ohne eine Ahnung von der Macht zu besitzen, die mich schon jetzt zu der in Jugend und Kraft Prangenden hinzog, da versuchte ich es in abgerissenen Sätzen, die verwundert Aufhorchende über ihren Irrtum zu belehren. Aber siehe da, die Wikinger Tochter schüttelte nur nach einiger Zeit ablehnend das Haupt.

„So, das bedeutet das?“ äußerte sie kalt. Und sich achselzuckend zur Tür wendend, fügte sie noch gleichgültig, ja beinah verächtlich hinzu: „Die Studierten haben sich so viele komische Sachen ausgedacht. Das hat alles gar keinen Zweck. — Guten Morgen, Herr Vogt.“

Es war das erstemal, daß ich in scheuem Schrecken vor jenem tiefen Schanzgraben zurückwich, der wie nichts anderes auf dieser Erde die Gleichgeborenen scheidet und trennt. Über alle anderen Klüfte können sich allmählich verbindende Brücken legen. Der Unterschied des Besitzes, der Abstand der Geburt, das widerstrebende Rassegefühl, alles läßt sich zwischen Gutgearteten überwinden. Nur diese eine Untiefe, die von der Verschiedenartigkeit der Bildung und des Wissens aufgerissen wurde, sie vermögen die Staubgeborenen nicht zu überschreiten. Und selbst die Göttin der Liebe sitzt häufig an jenem Abgrund und schluchzt.

* * *

Die Wohlgerüche eines frisch gebackenen Napfkuchens, sie waren nicht ohne Bedeutung durch das Schifferhäuschen gezogen. Am Abend dieses Tages, gerade als ich die kleine weiße Studierlampe angezündet hatte, um nun, behaglich in die Ecke des geblümten Sofas zurückgelehnt, in einem meiner Bücher die Geheimnisse des päpstlichen Roms zu durchforschen, da öffnete sich langsam die Tür, und behäbig schob sich Mutting Düsterwald herein mit ihrer gewichtigen Persönlichkeit und wie immer umflossen von der weiß und blau getupften Riesenschürze. Von ihrem Antlitz, das dem der schönen Tochter so sehr ähnelte, strahlte eine besondere Feierlichkeit. Gott im Himmel, ließ sich das Hünenweib nicht sogar zu einem Knicks herab? Sie mußte etwas ganz Besonderes im Schild führen. Und wirklich, kaum war ich aufgesprungen, um die regierende Macht des Hauses zu begrüßen, da eröffnete sie mir auch schon unter einem gnädigen Schmunzeln etwas gar zu Hübsches und Lockendes.

„Essen Sie gern Gänsebraten, Herr Doktor?“ Sie legte den Finger an den Mund und schmatzte ein wenig dazu, als wenn sie das liebliche Geräusch des bratenden Wintervogels nachahmen wollte.

Mit einer gewissen Innigkeit neigte ich das Haupt.

„Und wie steht es mit einem Glas alten Tokaiers und frischem — ganz frischem Napfkuchen?“

Und als ich auch bei diesen schönen Bildern alle mich durchströmenden Seligkeiten zu erkennen gab, da erfuhr ich, daß Marie, „unsere liebe Tochter Marie“, heute ihr Wiegenfest feiere. Sie würde zwanzig Jahre, und deshalb hätte man für den Abend die beiden Freunde des Hauses eingeladen. Den alten pensionierten Kapitän Korthals sowie den städtischen Zeichenlehrer Herrn Petrus Knabe. Wenn der junge Herr Doktor nichts Besseres vorhabe, so würde man sich sehr freuen, ihn gleichfalls bei dem gemütlichen Abendbrot begrüßen zu dürfen. Natürlich man ganz einfach. Nicht etwa gebildete Sachen, sondern dusemang weg. Und das einzige, was der Herr Doktor am Ende vorher wissen müßte, das wären vielleicht die kleinen Eigentümlichkeiten der beiden Hausfreunde. Ja, darein müsse man sich eben schicken, und man dürfe die schnurrigen Besonderheiten der beiden Herren nicht weiter übelnehmen.

„Sie müssen nämlich wissen, wenn sich Kapitän Korthals erst einmal in eine Geschichte verbiestert hat, dann findet er sich nie wieder heraus. Dann beißt er sich in seinen Vortrag fest wie ein Hecht in den Zeigefinger.



Und eher läßt er sich schlachten, als bis er seine Erzählung wieder fahren läßt."

„Und Herr Petrus Knabe?"

Na, ein bißchen verwachsen wäre er ja, und seine Nase sei im Grunde auch kein gewöhnliches Menschengebilde, sondern eher ein dicker Dorn, aus dem unzählige Knöspchen hervorbrächen. Und besser wissen tue er auch alles. Denn dafür sei er eben städtischer Lehrer. Aber sobald man ihm in allen recht gäbe, ließe es sich ganz gut mit ihm auskommen.

Mit Freuden nahm ich natürlich die gütige Einladung an, und meine Hausmutter schien darüber so befriedigt, als hätte sie ein wirklich gutes Werk vollbracht. Nachdem sie sich ihre Finger noch einmal an der Schürze abgewischt, schüttelte sie mir lange und gewichtig die Hand. Und weiß Gott, so feierlich deuchte die Riesin ohne Zweifel dieser Auftritt, daß sie unter der Tür noch einmal zu einem ganz unwahrscheinlichen Knicks zusammensank.

Ich blieb allein. Nach wenigen Minuten trieb mich die innere Unruhe vor den schmalen Mahagonischrank, in dem meine Kleidungstücke untergebracht waren.

„Komm hervor, du ehrwürdiger schwarzer Gehrock, der du schon wichtige Lebensabschnitte meines seligen Vaters gesehen und begleitet hast. Diesmal sollst du einem besonders erhabenen Zweck dienen. Es ist dir doch klar, daß du heute nicht allein den scharfen Augen der schönen Haustochter ein wohlgefälliges Bild bieten mußt, o nein, noch viel mehr, du sollst sogar durch Würde und Eleganz zwei wichtige Persönlichkeiten des Hauses besiegen und aus dem Feld schlagen: den gesprächigen Kapitän und den rechthaberischen Zeichenlehrer. Also zeige dich, altes Möbel, und verleihe deinem Gebieter Anmut und Vornehmheit."

Ich stand vor dem Spiegel und strich mir die braunen Locken zurecht. Da fiel es mir ein. Wie denn? Ich durfte doch nicht ohne ein kleines Angebinde erscheinen. Aber was? Was in aller Welt konnte ich ihr darbieten? Zuckerzeug, eine Papeteriemappe oder gar einen Toilettengegenstand? Nein, das schickte sich gewiß nicht. Und außerdem — ich schüttelte mein Portemonnaie und erschrak vor dem kläglichen Kupferton, der sich darin vernehmen ließ. Es sollte ja auch eine besonders zarte und weihevolle Aufmerksamkeit werden. Was mithin? Da fiel mein Blick auf ein kleines Lederbändchen, das in schönem ausdrucksvollem Druck die Goetheschen Gedichte beherbergte. An den Ecken war es überdies mit strahlendem Goldschnitt versehen. Kein Zweifel, das war das Geeignete. Eine helle Freude erfaßte mich, als ich es sorgsam in Seidenpapier packte, um dem Geschenk dadurch noch eine höhere Bedeutung zu verleihen. Endlich hatte ich alle Vorbereitungen beendet. Noch einen letzten Blick warf ich in den Spiegel, und ich weiß, das Herz klopfte mir gewaltig, als ich jetzt die knarrenden Stufen herunterstieg. Selbst der Bratenduft, der so lieblich das Haus füllte, er konnte mir die ängstliche Vorstellung nicht verjagen, als ob ich in wenigen Minuten durch ein Tor treten müßte, hinter dem sich in blendender Deutlichkeit meine eigene Zukunft dehnen würde. Immer beklommener drückte ich den kleinen Lederband an mich, und wie von ungefähr schickte mir der Genius, der in ihm waltete, einen sonderbaren Spruch herauf. Ein Wort, das der Unsterbliche selbst an einer Schicksalswende gesprochen haben mochte:

„Kind! Kind! Nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts, als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam."

(Fortsetzung folgt.)

Vom Vorsagen.

Von Professor Dr. W. Mettin.

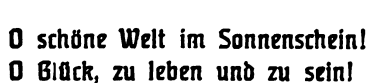
Die kleine Grete, 12 Jahre alt, kommt mit einem Strafzettel aus der Schule, sie hat wegen Vorsagens einen Tadel im Klassenbuch erhalten und zur Verschärfung der Strafe zugleich eine Mitteilung an die Eltern. Diese ungewöhnliche Strenge hat die Lehrerin für nötig befunden, um endlich einmal das abscheuliche Laster des Vorsagens durch Statuierung eines „Exempels" aus der Welt, die ihre Klasse bedeutet, zu schaffen. Arme, sorgsame Lehrerin, es wird dir nicht gelingen; wenn du den Felsblock auch wirklich einige Meter den Berg emporwälzen kannst, schließlich wird er doch deinen Händen wieder entgleiten und herabrollen! Gretel ist sehr unglücklich und vergießt reichlich Tränen, als sie der Mutter den Strafzettel überreicht, aber ihr Wesen zeigt doch dabei eine andere Note, als wenn sie eine Vase zerbrochen oder das neue Kleid zerrissen hat, es fehlt ihm das Gebrochene, Zerknirschte, es ist etwas Heroisches in ihm, das an die Triumphe der Märtyrer erinnert. Die Mutter findet nicht recht Gefallen an der Gemütstimmung ihrer Tochter, sie nimmt sie in ein anderes Zimmer und beginnt eine peinliche Untersuchung. „Wie kommst du denn nur auf diese Dummheit, durch die du uns nun wieder Aerger gemacht hast?" Gretel schluckt die Tränen herunter, dann sagt sie mit fester Stimme: „Mutti, ich konnte doch nicht anders, ich m u ß t e doch wegen der andern." —

Darin liegt der Schlüssel für die Vergeblichkeit aller Bestrebungen, die von jeher gegen das Vorsagen gerichtet wurden. Die Kinder wollen nicht vorsagen, sie müssen. Man hat vom Mitleid, diesem echt menschlichen Gefühl, als dem Ursprung dieses Lasters gesprochen: das Kind sage dem andern vor, weil dies ihm leid tue; man hat das Vorsagen als ein mechanisches Vorsichhinsagen aufgefaßt, eine Art Reflexbewegung, die automatisch einsetzt, sobald die Frage des Lehrers fällt — beide Erklärungen mögen in einzelnen Fällen richtig sein, in den meisten entspringt die Unsitte dem sogenannten „Korpsgeist". Auch diesen darf man nicht als so ideal ansehen, wie dies häufig geschieht, als den Ausfluß des Solidaritätsgefühls, das Zeugnis für ein schönes Gemeinschaftsbewußtsein. Der Korpsgeist setzt sich sehr oft aus ganz anderen Ele-



menten zusammen, aus Tyrannei der Stärkeren, Unterdrückung der Schwachen, und was dabei in der Knabenschule die Faust sündigt, das bewirkt bei den Mädchen die spitzere Zunge. Auf Korpsgeist halten am meisten die, die am meisten davon profitieren, und die sind es, die den Kodex dieses Geistes immer mehr erweitern wollen, die die Teilung des Frühstücks, Abschreibenlassen der Aufsätze und auch — das Vorsagen als eine der Ehrenpflichten hinstellen, die die Kameradschaftlichkeit gebieterisch von jedem honorigen Klassengenossen heische. Diese Champions des Korpsgeistes sind, wie gesagt, meist die Stärksten und Dümmsten. — Seht euch einmal eine Schulklasse an, wenn die Repetition, die stündliche oder auch umfassendere Wiederholung, beginnt. Die Schüler und — Schülerinnen setzen sich in Positur, sie nehmen eine gerade Haltung an, aber nicht zu Ehren des Lehrers oder der feierlichen Handlung, sondern zur Deckung ihrer tätigen Genossen. Wir nannten das einst „einen Buckel machen", und man kann es mit der Tätigkeit der Krieger vergleichen, die für Abhaltung von Störungen sorgen, wenn die Arbeiter ihres Volkes das Lager aufschlagen oder die Mahlzeit bereiten. Jetzt fällt die erste Frage, blitzschnell taucht der Hintermann des Aufgerufenen hinter dessen Rücken unter, um mit oder ohne Benutzung des Lehrbuchs ihm die Antwort zuzuflüstern. Dies geschieht so vorsichtig, daß nur die gespannteste Aufmerksamkeit des Lehrenden den Betrug entdeckt. — Und das ist gerade ethisch so interessant, daß die Schüler das Vorsagen nicht als Betrug gelten lassen wollen; wahrscheinlich betrachten sie es als eine Art Kriegslist, die bei dem Kampf um die Existenz in der Klasse wohl erlaubt ist. Eiserne Strenge strafgewaltiger Lehrer kann es in einzelnen Klassen wohl zeitweise beseitigen, vielleicht bewirkt auch große Verehrung für eine Lehrkraft gelegentlich das gleiche, aber das Vorsagen lauert doch wie eine Riesenschlange jeden Augenblick, um bei gegebener Gelegenheit wieder ihr unholdes Haupt zu erheben. Wenn sich nun aber einer oder eine diesem Ungeheuer entziehen wollte und dem falschen Korpsgeist zum Trotz nicht vorsagen? Der Fall kommt zuweilen vor als Äußerung einer echten Persönlichkeit gegenüber der Masse oder als Wirkung besonders sorgfältiger Erziehung im Haus und als Ausfluß kindlichen Gehorsams gegen die Eltern. Aber die, die es wagen, müssen schon starke Charaktere, Kämpfernaturen sein, denn ganze Feldzüge werden gegen sie eingeleitet. Man greift sie mit heftigen Schelt- und gar Schimpfworten an, man verdächtigt die Lauterkeit ihrer Gesinnung und beschuldigt sie der Streberei; man spielt ihnen allerhand Possen, um sie in dem Urteil der Lehrer herabzusetzen; man wendet endlich die Faust gegen sie an und läßt sie, wenn alles vergeblich war, links liegen. So mancher Treffliche ist in diesem sittlichen Konflikt, der für das Kind so gut tragisch ist wie ein größerer für den Erwachsenen, unterlegen; manche stärkere Natur hat aber gesiegt und ist einsam den Weg durch die Schule gegangen, arm an Freuden, arm an Freunden, deren Gunst er nicht mit Unehre bezahlen wollte. Trifft nun aber nicht auch einmal der Fall ein, daß ein solcher Willenstarker die ganze Klasse besiegte, daß er die anderen zwang, seinem Beispiel zu folgen und das Vorsagen aufzugeben? Ich kenne zwar nicht alle Schulen Deutschlands, aber ich wenigstens — das muß ich leider bekennen — habe nie von einem solchen Fall gehört. Er ist mir auch recht unwahrscheinlich.

Sonniger Wintertag.



O schöne Welt im Sonnenschein!
O Glück, zu leben und zu sein!

Ein sonniges, verschneites Feld
ward mir zum Spiegelbild der Welt.

Nun geh ich lächelnd hin und her:
das Schwerste scheint mir nicht mehr schwer.

Der Wind, der durch die Wälder zieht,
betört mich wie ein Liebeslied.

Der Schnee berührt das tote Land
wie eine zarte Frauenhand.

Und überall rings Sonnenschein:
o Glück, zu leben und zu sein!

Ludwig Winder.

Erfolgreiche Operettenkomponisten.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Man hat die Wiener Operette längst tot gesagt, und sie ersteht immer wieder zu neuem fröhlichem Leben, zeigt wieder ihre Stärke, indem sie mit spielender Leichtigkeit, lachend und tanzend, ihre ernstere Schwester, die Muse des Schauspiels, beinah zu Boden drückt.

Wien ist die Stadt der Operette, in der diese leichte musikalische Gattung gedeiht und blüht. Trotzdem die Absatzmöglichkeit in den letzten Jahren größer geworden ist, wächst die Produktion derart an, daß auch beliebte und erfolgreiche Komponisten oft Jahre warten müssen, ehe für ihr Werk Platz vorhanden ist. Die glücklichen Direktoren, die allabendlich volle Häuser sehen, geraten in Verlegenheit, denn sie haben mit dem einen Komponisten die vertragsmäßige Bestimmung abgeschlossen, daß dessen Operette nicht abgesetzt werden darf, solange die Wocheneinnahme soundso viel beträgt. Der andere Komponist besteht wiederum auf seinem Schein, nach dem die für seine Premiere bedungene Frist eingehalten werden soll. Da muß der Direktor schweren Herzens in die gefüllte Kasse greifen und Strafe um Strafe zahlen. — Welche Rolle heute die Operette im Theaterleben spielt, geht aus mancherlei Umständen hervor. In Wien hat sie





Spezialaufnahme der „Woche".

Franz Lehár.

in den letzten Jahren zwei Wiener Schauspielhäuser verdrängt: das Raimundtheater und das Bürgertheater. Beide Bühnen hatten ursprünglich auf ihr Programm das Unterhaltungstück, das klassische und Volkstück gesetzt. Dabei vermochten sie nicht zu bestehen. Nun ließen sie durch einen kleinen Türspalt Madame Operette in ihr Haus. Einmal drinnen, nahm sie von dem neuen Heim auch schon dauernden Besitz, und mit ihr kamen den Leitern der Theater die fetten Jahre. Auch Herr Jarno, der am liebsten nur „literarische Abende" veranstalten möchte, sieht sich durch den Kassierer zu der alljährlichen Frühlingsoperette veranlaßt.

Zur Sommerzeit in Ischl — da ist die große Operettenbörse. Im schönen Alpenort wimmelt es von Komponisten, Librettisten, denen der klingende Lohn aus ihren Werken gar prächtige Villen erbaut hat, von Sängern, Sängerinnen, Direktoren, Agenten und Verlegern. Nach allen Seiten schaut und horcht der „allgewaltige" Verleger aus Berlin, er prüft die Operetten schon in ihrer Entstehung, läßt sich in die Ideen der Textdichter einweihen, vom Komponisten die noch nicht fertige Musik vorspielen, damit ihm keine Novität entgehe. Man sieht ihn natürlich auch bei den Generalproben und Premieren „seiner" Operetten, und wenn sie einschlagen, dann ist es „sein" Erfolg, den er doch schon im Sommer vorausgesagt hat. Der geschäftliche Sinn, der den meisten schaffenden Menschen fehlt, ist bei ihren Verlegern stark ausgebildet. Der junge, aufstrebende, werdende Künstler will aufgeführt werden, und da er im Anfang seiner Laufbahn fast immer Geld nötig hat, nimmt er gern an, was ihm der tüchtige Verleger bietet.

In einer anziehenden autobiographischen Skizze erzählt Franz Lehár, daß ihm die Musik zu seinem „Rastelbinder" um zweitausend Kronen abgekauft wurde, der Verleger an den Musikalien allein 160000 Kronen verdient hat. Den gleich geringen Betrag erhielt Lehár für seine Operette „Wiener Frauen". Ein populär gewordener Marsch daraus hat dem Verleger schon vor Jahren die Summe von mehr als 50000 Kronen eingetragen. Aber die erfolgreichen Komponisten haben das allgemeine Mitgefühl zum Glück nicht nötig. Eine gute, erfolgreiche Operette — das ist das beste Geschäft unserer Tage, durch sie werden Autoren wie Direktoren und Verleger gleich wohlhabend und, die es schon früher waren, noch reicher.



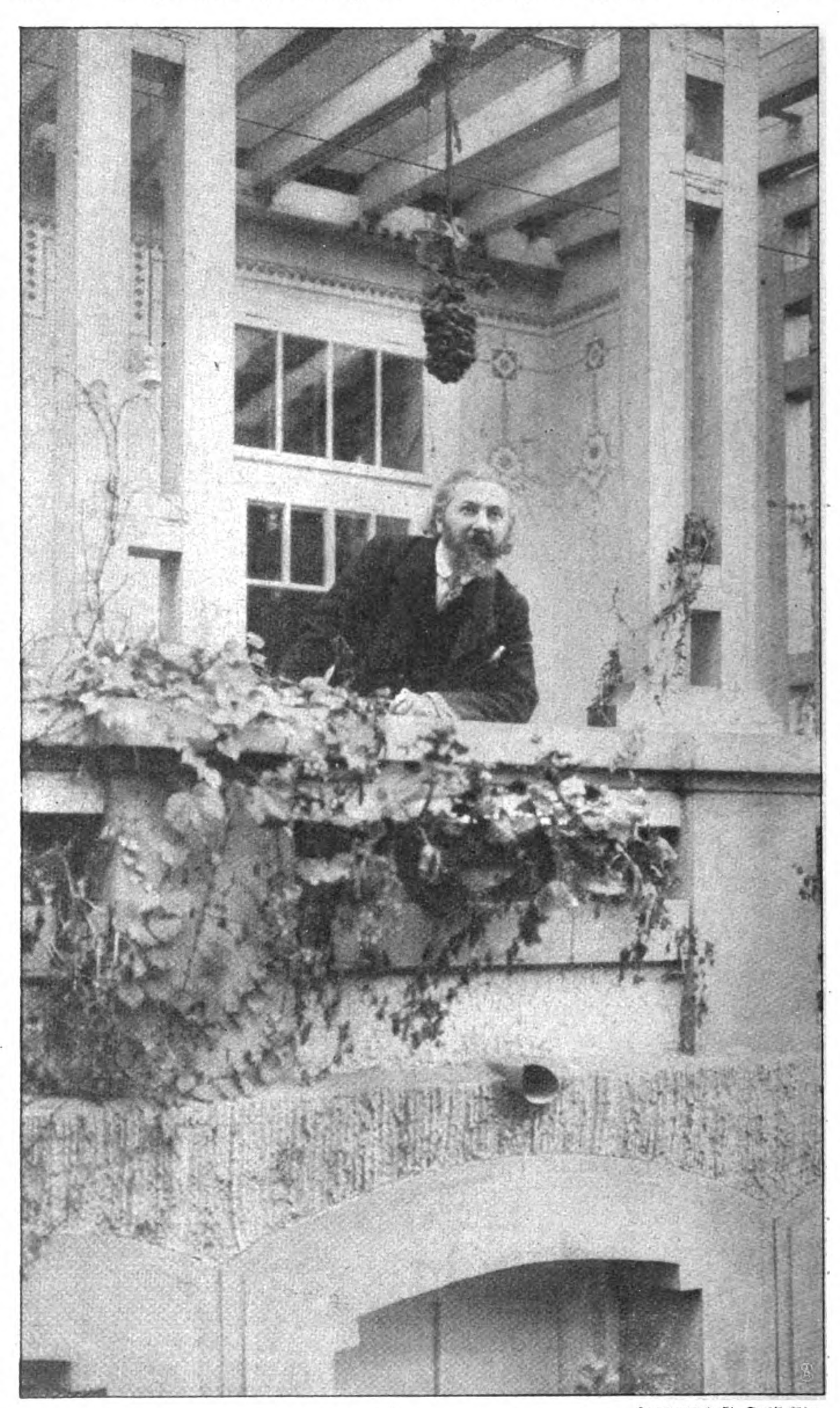
Spezialaufnahme der „Woche".

Leo Fall mit seiner Gattin.



Man muß die Generalprobe eines neuen Werkes von beliebten Operettenkomponisten, wie Lehár, Fall, Straus oder Eysler, mitmachen. Das ist eine Versammlung von Theaterdirektoren aus aller Welt. Nicht nur die Provinzbühnen Oesterreichs, die groß- und kleinstädtischen Bühnen Ungarns und Deutschlands, jetzt sind selbst die Londoner Bühnen vertreten. Die Wiener Operette hat sich außer Frankreich und England auch schon die Neue Welt erobert.

Eine Novität von Franz Lehár (Abb. S. 2083) bedeutet für alle, die an der Premiere beteiligt sind, große Aufregung. Erscheint der Meister trotz rechtzeitiger Mahnungen doch immer erst kurz vor der Generalprobe mit der noch von der Tinte feuchten Partitur, die er eben erst vollendet hat. Die letzten Einfälle sind oft die besten. Lehár ist ein Musikerkind, sein Vater war ein geschätzter Militärkapellmeister. „Mein erstes Lied habe ich im Alter von sechs Jahren im geheimen komponiert", plaudert Lehár, „und es meiner Mutter gewidmet."



Kammerphot. Ch. Scolik, Wien.

Edmund Eysler auf seinem Landgut bei Wien.

Nach einer flüchtigen Beschäftigung als Theaterdirigent war Lehár mit 20 Jahren ebenfalls Militärkapellmeister. Später leitete er eine Marinekapelle. Ernste Kompositionen, wie Sonaten, Opern, brachten Lehár, trotzdem Autoritäten wie Brahms sie sehr talentvoll fanden, nicht den gewünschten Erfolg. Der Herbst 1902 sollte der Welt einen neuen Operettenkomponisten bescheren. Innerhalb weniger Wochen hatte Lehár zwei Premieren; am 25. November wurden im Theater an der Wien seine „Wiener Frauen", am 20. Dezember im Carltheater sein „Rastelbinder" aufgeführt. Lehár war an das Ziel gekommen. Es folgten: „Der Göttergatte", die „Juxheirat", „Die lustige Witwe", „Mytislav, der Moderne" und nun „Die ideale Gattin". Der Erfolg der „Lustigen Witwe", deren Aufführungzahl in die Tausende geht, war beispiellos. Die klingenden Lieder, die Lehár in alle Welt sendet, fliegen ihm als klingendes Gold zurück.

Ebenso wie die „Lustige Witwe" hat sich der „Walzertraum" von Oskar Straus (Abb. S. 2085) in vielen Landen Heimatrecht erworben. Dieser bekannte Wiener Komponist konnte in seiner Vaterstadt erst über Berlin festen Fuß fassen. Wolzogen hat ihn mit seinem „Ueberbrettl" durch die hübschen Chansons und heiteren Lieder in Wien eingeführt. Die künstlerisch wertvollsten Werke von Straus, wie „Die lustigen Nibelungen" und „Hugdietrichs Brautfahrt", fanden merkwürdigerweise beim Publikum nicht die richtige Würdigung, dagegen gefielen „Didi", „Ein tapferer Soldat", „Die

kleine Freundin". Straus blieb die Not des Sichemporringens erspart.

Von diesen argen Kämpfen aus der Jugendzeit wissen Edmund Eysler (Abb. S. 2084) und Leo Fall (Abb. S. 2083) ein traurig Lied zu singen. Eysler, der Schöpfer der spezifisch wienerischen Musik, der Tondichter von „Bruder Straubinger", „Künstlerblut", „Schützenliesel", „Pufferl", „Der unsterbliche Lump", „Der Frauenfresser", des „Lachenden Ehemann", „Vera Violetta" und anderer Werke, und Leo Fall, der echte musikalische Lustspieldichter, genießen mit vollem Behagen ihren Ruhm und die materielle Unabhängigkeit, die sie ihrem künstlerischen Schaffen danken.

Eysler hat sein schönes Landgut in St. Andrä-Wördern zu einem stilvollen Erinnerungstempel seiner Erfolge gemacht und darin zahlreiche Kunstgegenstände gesammelt. In Hietzing hat sich Leo Fall seinen luxuriösen Wohnsitz errichtet. Während die Erstlingswerke, wie „Rebell" „Der fidele Bauer", noch im kleinen Kämmerlein entstanden, fand die Muse Falls für ihre Inspirationen zur „Geschiedenen Frau", „Dollarprinzessin", „Brüderlein fein", „Die schöne Risette", „Der liebe Augustin" schon ein prächtig ausgestattetes Palais. Die erfolgreichen Operettenkomponisten unserer Zeit erfreuen sich des Elektro- und Automobils, eleganter Stadthäuser und höchst komfortabler Sommersitze.

Aus ihrem Füllhorn streut Madame Operette verschwenderisch über ihre Lieblinge Ruhm, Wohlstand und Besitz aus.



Jean Gilbert mit seiner Gattin.



Kammerphot. Ch. Scolik.

Oskar Straus.

An Bord des Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich“.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 13 Aufnahmen.

Deutschen Jungen hat von jeher die Lust, zur See zu fahren, im Blut gesteckt. Wohl jeder von uns Alten hat in stürmischen Jugendtagen einmal die Absicht still im Busen gehegt, mit einem Schiff in weite Fernen zu segeln, und wahrlich, es stünde schlimm um uns und unsern Nachwuchs, falls dieser frische Mut zu kühnem Wagen unter unserer Jugend merklich nachgelassen hätte, mag er sich später nach überstandenen Brausejahren auch auf andern Gebieten betätigen.

Noch immer lockt die Poesie des Seemannslebens eine große Zahl von Söhnen deutscher Eltern fort, hinaus in die Welt, und wenn auch manch einer enttäuscht zurückkehrt, die Mehrzahl bleibt doch dem selbstgewählten Beruf treu. Und die dem Deutschen angeborene Gründlichkeit hat es noch stets erreicht, daß die bleibenden bald zu den besten in jeder Schiffsbesatzung zählen. So war und ist der Ruf von der Zuverlässigkeit deutscher Seeleute überall fest begründet. Wir wollen uns diesen Ruhm nicht rauben lassen, aber es heißt auch hier: Scharf vorwärts schauen!

Früher, als die Segelschiffe noch in der Mehrzahl waren, wurde aus dem Schiffsjungen erst nach mancher Fahrt ein tüchtiger Vollmatrose, der dann seinen Dienst aus dem Grunde verstand. Heutzutage läßt sich so mancher anheuern, der vielleicht ein guter Christ, doch lange noch kein Seemann ist! — Schlimmer aber scheint mir

Segelwaschen.

Oberes Bild: Die Herren Offiziere.

Zeugflicken.



der sich immer mehr bemerkbar machende Mangel an alten „gelernten" Seeleuten als Ausbildungspersonal zu sein, das die Aufsicht über die zwar seemännisch gekleidete, doch kaum in die Geheimnisse der Seefahrt oberflächlich eingedrungene Deckmannschaft führt. Ein Zustand, der bereits in anderen Handelsflotten zu Katastrophen schlimmster Art die Veranlassung gab. Wir brauchen, wollen wir nicht mit ins Hintertreffen geraten, einen vollkommen seemännisch ausgebildeten Ersatz für die mit der Zeit langsam aussterbenden seebefahrenen alten Matrosen, und der „Deutsche Schulschiffverein", an dessen Spitze der Großherzog von Oldenburg steht, hat in seiner nunmehr fast vierzehnjährigen Tätigkeit sich die Aufgabe gestellt, hier zielbewußt einzugreifen. Seine erfreulichen Erfolge sichern dem rührigen Verein nicht nur dauernd den Dank aus Schiffsreederkreisen, sondern auch den der auf deutschen Schiffen reisenden Passagiere und nicht zuletzt den der Jungen, die auf den beiden Schulschiffen des Vereins: der „Großherzogin Elisabeth" und der „Prinzeß Eitel-Friedrich", ihre Ausbildung erhielten, um später einen interessanten, ehrenvollen und lohnenden Beruf bei der Handelsmarine zu finden.

Nur selten ist es heute noch jemand vergönnt, eine längere Reise an Bord eines größeren Segelschiffs zu unternehmen. Man will und kann sich ja auch kaum der überall sich geltend machenden Hast erwehren; das Kursbuch fehlt in keinem Koffer, und verpaßt man irgendwo einmal den

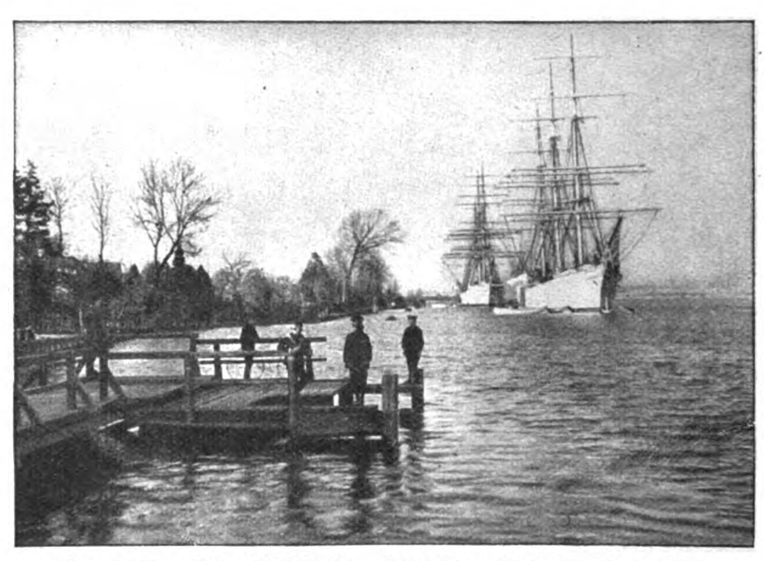




Urlauber. Oberes Bild: **Rein Schiff.**

Anschluß, muß man unterwegs einen oft ebenso unerwünschten wie unliebsamen Aufenthalt nehmen.

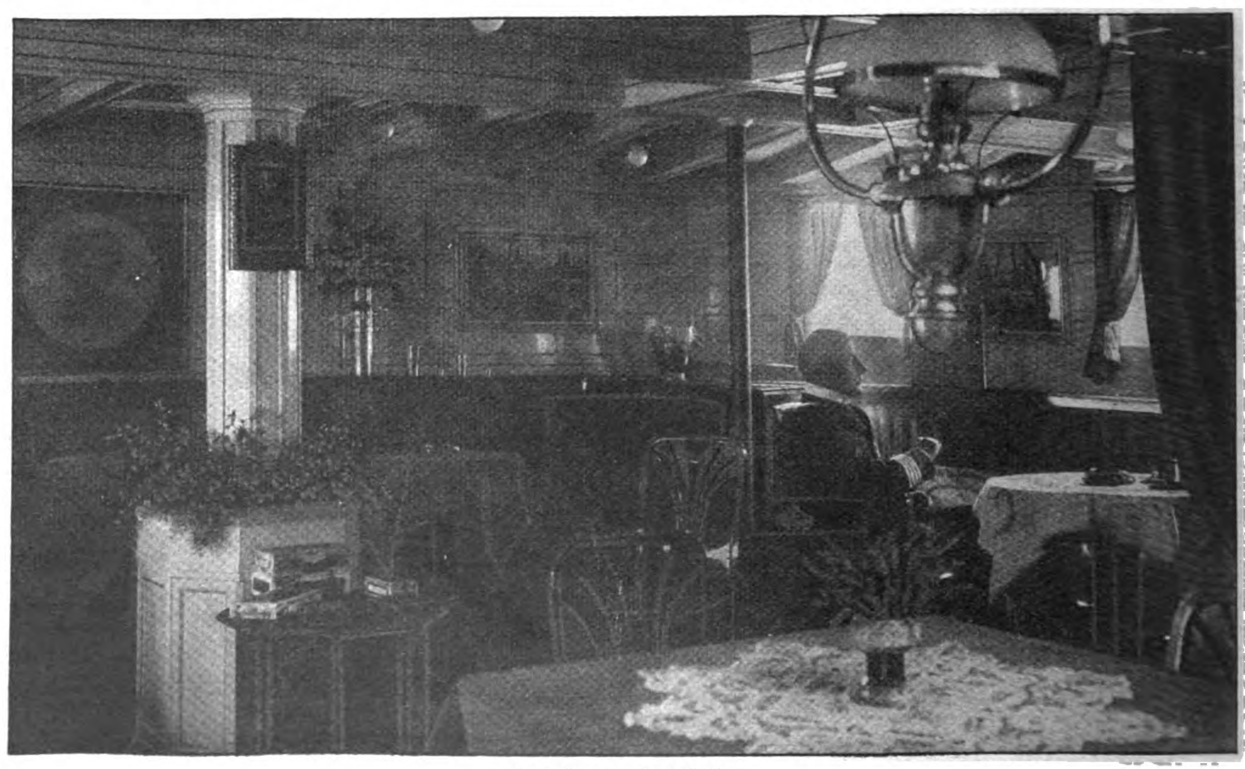
Wer mit einem Segelschiff fährt, muß sich Zeit lassen können. Die Abhängigkeit vom Wind bedingt ja von vornherein eine gewisse Verzichtleistung auf die genaue Innehaltung einer bestimmten Reiseroute, und wer sich dann dem Schicksal ergibt, den überkommt eine so wonnige Ruhe, daß er sehr bald in das ihn umgebende Milieu hineinpaßt und Zeit zu der Beobachtung findet, daß nur auf einem Segelschiff eine systematische seemännische Ausbildung der jungen Mannschaft für ihren zukünftigen Beruf erfolgen kann.



Die beiden Schulschiffe des Deutschen Schulschiffvereins **„Großherzogin Elisabeth" und „Prinzeß Eitel-Friedrich"** im Hafen von Elsfleth (Weser).

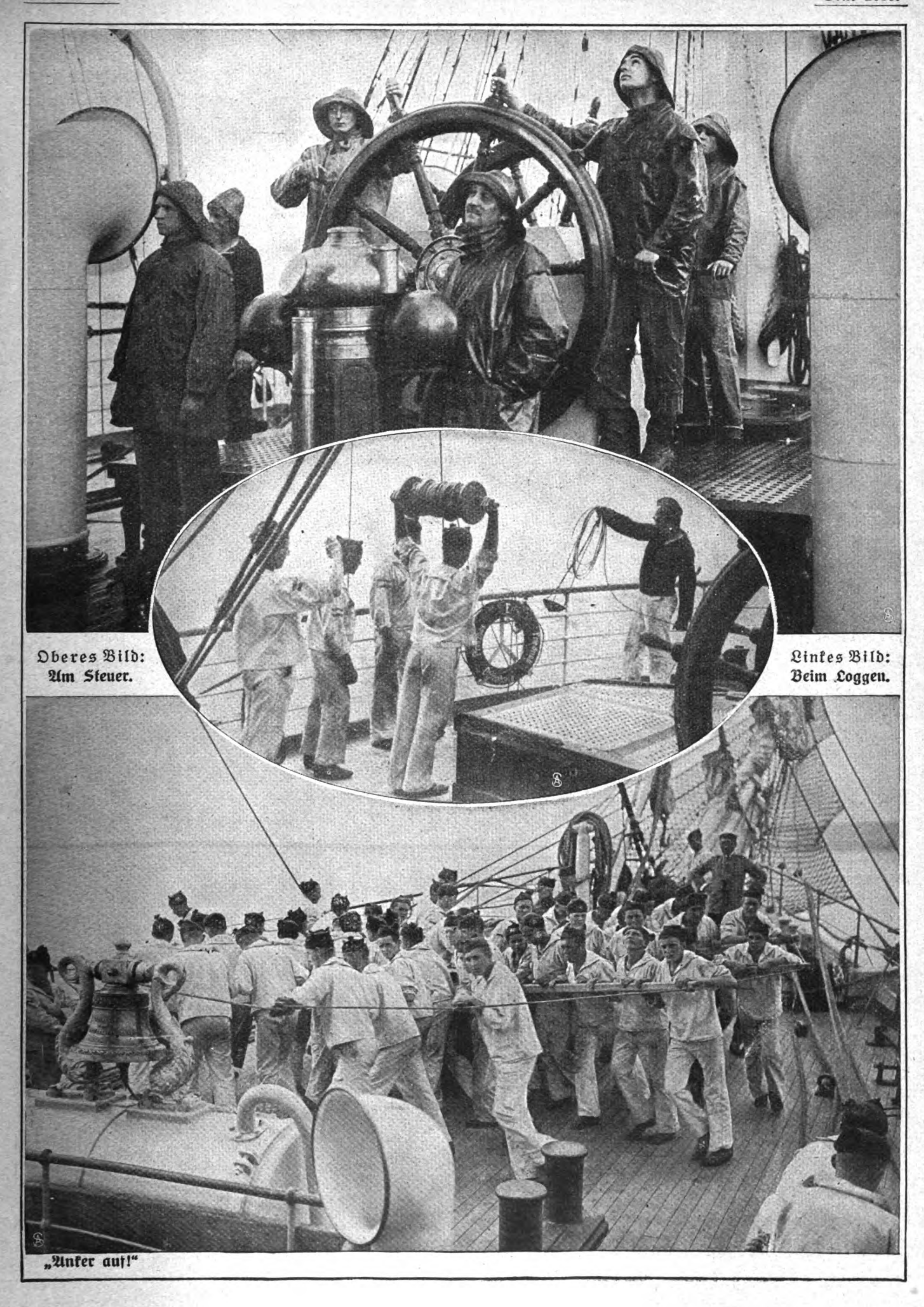
Sonnige, wonnige Tage an Bord des Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich" in der Ostsee liegen hinter mir, und wenn auch gelegentlich bei kräftiger Brise etwas „Bewegung" in den schmucken Dreimaster kam, das Gefühl vollkommener Sicherheit fehlte in keinem Augenblick. Wachte doch das Auge des Kapitäns von der Heide und seiner Offiziere über den jungen angehenden Seeleuten, deren seemännische Ausbildung bereits auf einer hohen Stufe stand. Jetzt segeln die braven Jungen schon seit Anfang Oktober im Atlantik umher, und wenn sie Mitte März in Bremerhaven abgemustert werden, haben sie in 100 Seetagen abermals über 11000 Seemeilen unter Segel zurückgelegt, das Weihnachtsfest werden sie fern der Heimat im Hafen von St. Thomas feiern.

Wer sich unsere beigefügten Bilder betrachtet, der wird mir beistimmen, daß man schon auf den ersten Blick die Gesinnung, die an Bord des Schulschiffs herrscht, mit freudiger Genugtuung erkennt. Vom Kapitän bis zum jüngsten Jungen steht jeder seinen Mann! Hier ernste, ihrer Pflicht und Verantwortung voll bewußte Offiziere, dort frische, frohe Jungen, die ihren schweren Dienst mit einer so fröhlichen Selbstverständlichkeit tun. Es ist, als wollten sie zeigen, daß ihre Vorgesetzten sich bereits auf sie verlassen können, und daß sie sich jederzeit bewußt sind, nicht nur für den Augenblick, sondern für ihr Leben zu lernen. Nur so ist es auch möglich, daß die oft recht schwierigen Seemannsarbeiten



Kapitän von der Heide.





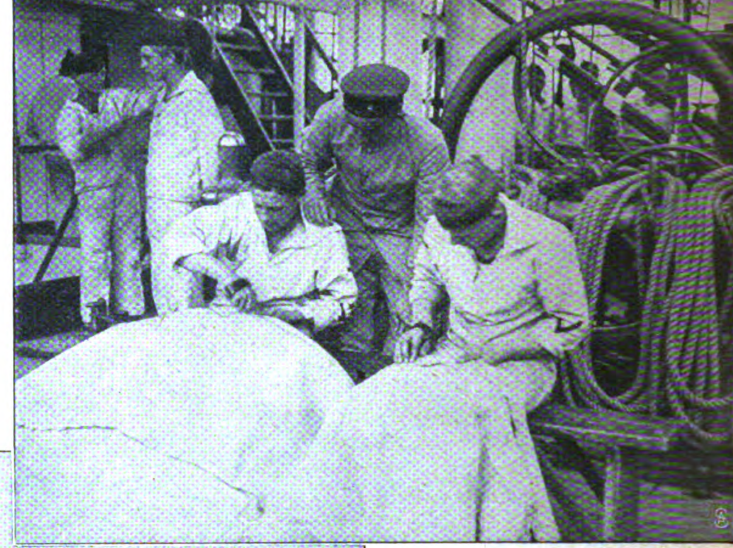
Oberes Bild: Am Steuer.

Linkes Bild: Beim Loggen.

„Anker auf!“

bei der verhältnismäßig kurzen Ausbildungzeit in derart trefflicher Weise ausgeführt werden. Und wie an Bord der „Prinzeß Eitel-Friedrich“, so spürt man auch den gleichen Geist auf dem Schulschiff „Großherzogin Elisabeth“.

Die Ausbildung der Jungen, die im Alter von 15 bis 19 Jahren stehen, richtet sich danach, ob die jungen Leute danach streben, Schiffsoffiziere in der Handelsmarine zu werden, oder ob sie es vorziehen, später auf Dampfern der Handelsmarine zu fahren, um dort dauernd, jedenfalls aber für längere Zeit zu verbleiben, so daß sie den Stamm für den Ersatz eines seemännisch vorgebildeten Unteroffizierpersonals an Bord der Dampfer unserer Handelsmarine bilden können. Die letzteren erhalten ihre Schulung als Dampferdeckmannschaften innerhalb von $6^1/_2$ bis 7 Monaten an Bord des Schulschiffs „Großherzogin Elisabeth“, erstere, die sich der höheren Seemannslaufbahn widmen wollen, werden an Bord der „Prinzeß Eitel-Friedrich“ in einem ein- beziehungsweise mehrjährigen Kursus dazu ausgebildet. Da die Dampferdeckmannschaften zumeist weniger wohlhabenden



Unterricht im Segelmachen.





Antreten zum Essenempfang. Oberes Bild: Instruktionsstunde.

Kreisen entstammen, werden an den Freistellenfonds des Deutschen Schulschiffvereins hohe Anforderungen gestellt; beanspruchte doch diese hochherzige Fürsorge im Rechnungsjahr 1912/13 allein für dieses Schiff den Betrag von 10896,90 Mark. Nach den Bestimmungen des Vereins haben die Schiffsjungen des Schulschiffs „Großherzogin Elisabeth" keine Pension zu zahlen, nur der Betrag für die Kleidung in Höhe von 130 Mark war noch zu entrichten, und auch diese Zahlung wurde noch für 81 Jungen erlassen. Später wird dieses Kleidergeld hier ganz fortfallen. Von den 138 im Jahr 1912/13 an Bord des Schulschiffs „Prinzeß Eitel-Friedrich" ausgebildeten Jungen erhielten 16 Freistellen in Höhe von je 425 Mark, einer rückte in eine halbe Freistelle ein, so daß dort die Summe von 7025 Mark verauslagt wurde. Als Stifter dieser Stellen waren der Deutsche Flottenverein mit 7 Freistellen, der Deutsche Flottenverein, Hauptausschuß für Berlin-Mark Brandenburg, mit 650 Mark, die Stadt Mannheim mit 850 Mark, die Städte Dresden, Flensburg, Leipzig, Lübeck mit 1700 Mark und zwei Privatpersonen mit je einer Freistelle zu 425 Mark beteiligt.

Erfreulicherweise findet somit das segensreiche Wirken des Deutschen Schulschiffvereins in weiteren Kreisen die richtige Würdigung, und darum konnte der Verein auch an den Bau eines dritten Schiffes denken, das im nächsten Frühjahr von Stapel laufen wird. Ständig wächst der Andrang, doch mußten leider bisher noch viele körperlich durchaus brauchbare Jungen zurückgewiesen werden.

So konnten beispielsweise im vorigen Jahr von 295 Bewerbern für das Schulschiff „Großherzogin Elisabeth" nur 165 in Frage kommen. Nach der Indienststellung des Neubaus hofft jedoch die Annahmekommission des Deutschen Schulschiffvereins, von der ihr im Interesse der Seefahrt höchst unerwünschten Ablehnungspflicht mehr und mehr enthoben zu sein. Wird es doch dann möglich werden, in drei Ausbildungskursen von je 7 Monaten an Bord dieses neuen Schiffes 600 Jungen für ihren seemännischen Beruf vorzubereiten, so daß außer dem auf dem Schulschiff „Prinzeß Eitel-Friedrich" auszubildenden Offiziersersatz dann jährlich 450 bis 460 Dampferdeckmannschaften der Handelsmarine zugeführt werden können.

***

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

13. Fortsetzung.

Gerda war mädchenhaft schlank geblieben, wie sie gewesen. Nichts an ihr war verändert, nur daß eine große Ruhe über ihr lag, die früher voll sprühenden Lebens gewesen war. Es paßte gut zu ihr, aber Fritz Widding machte sich Gedanken.

Er hatte seinen pflichtschuldigen Besuch gemacht, war gekommen, als schon Besucher dort waren, und hatte sich bald wieder entfernt.

Dann war er zu einer ersten Gesellschaft gewesen, bei der er mit der Frau des Hauses nur die Begrüßungs- und Abschiedsworte gewechselt hatte. Er sah, wie diese erste Gesellschaft ihr Sorge machte. Als Tochter im Haus hatte sie das nie empfunden. Die große Geselligkeit, die der Vater geführt hatte, war ihr selbstverständlich erschienen. Nie hatte sie selbst das geringste Gefühl der Verantwortlichkeit gehabt.

Jetzt war das anders. Ihr Mann hatte Sorge, ob auch alles fein genug war. Er mischte sich ein, immer wollte er es besser und reicher haben, damit verwirrte er sie, legte nebensächlichen Dingen übergroße Wichtigkeit bei und brachte Gerda um ihre schöne Ruhe.

Ob auch alle richtig gesetzt waren, schien seine größte Sorge zu sein. Sie hätte gern die Tradition durchbrochen, die Geselligkeit freier gestaltet. Früher, beim Vater, war es nie so darauf angekommen. Die Ehrengäste wurden möglichst günstig gesetzt, aber mit den übrigen wurden nicht viel Umstände gemacht, alle waren gut dabei gefahren. Georg Röbbeln aber hatte Sorge, daß auch alles der Konvention entsprach und sich niemand verletzt fühlte. Sie kannte ihre Dienstboten nicht, und die Diener hatte sie auch nicht ausprobiert — aber das war alles nicht so bedeutungsvoll. Trotzdem verlangte er, daß sie sich um die geringste Kleinigkeit kümmerte, und damit verwirrte er sie.

Widding spürte das deutlich. Als er versuchte, nach Tisch ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, ließ er schnell wieder davon ab, denn sie hörte nicht auf ihn, hatte ihre Augen beständig wo anders, damit nur ja kein Mißgriff geschah.

Ihr Mann kam an ihr vorbei und rief ihr ein Wort zu, und sie eilte davon in das Nebenzimmer und ließ ihn stehen.

Das war kein Vergnügen, so für die Gäste im eigenen Heim zu sorgen, wenn man nicht in Frieden gelassen wurde. Ein bißchen eigenwillig schien der gute Röbbeln zu sein. Ganz leicht war wohl nicht mit ihm auszukommen. Er hetzte sie, und das war sie von daheim nicht gewöhnt.

Hete war herübergekommen aus Berlin. Mit ihr wenigstens konnte Widding plaudern.

„Röbbeln ist ganz nett," sagte sie ihm, „aber zum Mann möchte ich ihn doch nicht haben."

„Aber weshalb nicht?"

„Er sieht mir zu viel auf andere Menschen. Ich hatte gedacht, wenn man so viel Geld hat, könnte man auf die ganze Welt pfeifen. Das tut er leider nicht. Er weiß das gar nicht zu benutzen. Man sollte denken, daß er sich dessen bewußt sein müsse. Gott, wenn ich soviel Geld hätte! Ich fragte den Deubel nach den Menschen, täte nur, was mir gefiele. Einfach!" . . .

„O Fräulein Hete, Sie gehen ja scharf ins Zeug."

„Ja, so war ich immer — bin ich immer gewesen."



„Ob das nicht auch ein wenig stimmt?"

„Natürlich! Was mir unsinnig erscheint, das möchte ich geändert sehen, vor allem gebessert. Ich dächte, jeder vernünftige Mensch dächte so. Sie vielleicht nicht?"

„Ich? — Ich stecke wohl zu stark in der Tradition. Das meiste auf der Welt finde ich gut, und es könnte von mir aus so bleiben."

„Ihnen geht es eben zu gut!" meinte Hete.

„Zu gut? — Doch nicht. Einiges freilich möchte auch ich anders haben."

„Na also. Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel? . . Nein! Das kann ich Ihnen nicht so sagen."

„Ist es so schlimm?"

„Nein, schlimm ist gar nichts dabei. Ich möchte zum Beispiel die Empfindung haben, die feste Ueberzeugung, daß Ihre Schwester restlos glücklich ist."

„Glauben Sie, daß sie es nicht ist?"

„Ich weiß nicht. Ich habe nicht das sichere Gefühl mehr, nachdem Sie eben gesagt haben, daß Sie selber Röbbeln nicht zum Mann haben möchten."

„Ach ich! Auf mich kommt es nicht an. Ich bin ganz gleichgültig. Ich habe meine besonderen Ideen. Ich glaube, Gerda fühlt sich sehr glücklich in ihrer Haut."

„Mehr will ich ja nicht."

„Seien Sie ehrlich, Herr von Widding. Sie haben sie sehr liebgehabt."

„Aber, Fräulein Hete, so was fragt man doch nicht."

„Weshalb nicht? Ich dachte, Sie hätten sie liebgehabt, und nur deshalb machen Sie sich jetzt Gedanken."

„Gewiß habe ich sie liebgehabt, auch heute noch."

„Vielleicht haben Sie es damals selbst nicht gewußt, wie sehr?" . . .

„Aber, mein gnädiges Fräulein! Das ist doch keine Unterhaltung für uns beide. Es handelt sich um Ihre Schwester, die nun verheiratet ist, um eine verheiratete Frau."

„Deshalb kann man doch darüber sprechen. Gerade weil es meine Schwester ist. Das wäre noch schöner, wenn man deshalb um den heißen Brei herumgehen müßte. Aber mir scheint, es ist Ihnen unangenehm. Ich sage es ihr nicht wieder. Sie hat es freilich nie glauben wollen, als ich es ihr früher gesagt habe, wie Sie es nun auch nicht wahr haben wollen. Und doch weiß ich es besser."

„Sie wissen, wie gut Freund ich mit Gerda war. Genügt Ihnen das nicht?"

„Weiß ich! Eben deshalb frage ich ja."

„Da kann man sich als Freund doch Gedanken machen."

„Selbstverständlich!"

„Nun also! Das tue ich eben. Und so hätte ich von Ihnen gern gehört, ob Gerda sich restlos glücklich fühlt."

„Ich denke doch. Vom Gegenteil habe ich wenigstens noch nichts gemerkt."

„Dann ist es gut. Mehr will ich nicht wissen. Und Sie selbst? Wie leben Sie?" . . .

„Wie man eben in Berlin lebt. Wir wissen manchmal nicht, wo uns der Kopf steht. Mama ist ganz aus aller Fassung. Jetzt hat sie sich ein wenig erkältet und ist unglücklich, daß sie heute nicht mit hier sein kann. Gerda sollte ihre Gesellschaft durchaus verlegen. Denn Mama hatte Angst, es könne schief gehen."

„Das scheint Herr von Röbbeln auch anzunehmen, so erregt läuft er herum."

„Höchstens seine Aufgeregtheit könnte Gerdas Glücklichsein beeinträchtigen. Sonst wüßte ich nichts. Ich selber allerdings existiere heute kaum für sie."

„Und ich überhaupt nicht. Sie scheint heute nur den Begriff der Gäste zu haben. Den einzelnen kennt sie nicht. Aber das wird sich auch geben."

„Gewiß! Im nächsten Jahr ist das anders. Man muß sich an alles erst gewöhnen", sagte Hete altklug.

„Sehr richtig, mein gnädiges Fräulein", sagte Widding mit zustimmender Verbeugung.

„Ach, Herr von Widding, ulken Sie mich bloß nicht an. Ich verdiene es nicht."

„Ich ulke Sie gar nicht an, sondern nehme Sie schrecklich ernst."

„Wissen Sie! Der ironische Ton steht Ihnen nicht. Wirklich nicht. Es wäre viel netter, wenn Sie sich mit mir auf freundschaftlichen Fuß stellen wollten. Da kämen wir beide entschieden besser weg. Ich will natürlich Gerda keine Konkurrenz machen."

„Ach, Ihre Frau Schwester scheidet jetzt aus. Die hat ihre Beschäftigung als sorgende Hausfrau."

„Nun also! Da hätten Sie um so eher die Verpflichtung, mich an die Stelle zu setzen. Wie wäre das?"

„Gut! Ich werde es mir überlegen."

„Nur glaube ich, Sie haben schon eine neue Freundin gefunden."

„Ich? Wieso?" —

„Gerda wenigstens meinte es."

„Gerda?" . . .

„Ja! Sie sagte neulich so."

„Ich verstehe nicht recht."

„In Fräulein Frida Kirschenreuter!"

„Ach so! . . . O ja!"

„Bei Gerda war's eine Hundefreundschaft, bei Fräulein Frida sind es die Pferde."

Nun mußte er herzlich lachen und sagte: „Ja, Sie haben recht. Die Pferde haben die Hunde abgelöst. Was machen übrigens meine Freunde, die Teckel?"

„Wissen Sie das nicht?" . . .

„Nein! Keine Ahnung. Was denn?" —

„Sie hat sie ein paar Tage vor ihrer Hochzeit schon fortgegeben."

„Fortgegeben? Wer? . . . Gerda?" . . .

„Ja, Georg mag doch keine Teckel leiden. Da hat sie ihm eben das Opfer gebracht."

„Oh!" . . . sagte er ganz erstaunt. „Nicht möglich!" . . .

„Ach," fiel sie schnell ein, „Sie denken an Ihren Melot?"

„Ja, den hätte ich gern gehabt."

„Wollen Sie das? Liegt Ihnen viel daran?"

„Es täte mir weh, wenn Melot, der Verräter, in unrechte Hände gekommen wäre."

„Ob er das ist, weiß ich freilich nicht."

„Wieso?" —

„Nun, ich habe ihn mir ausgebeten und habe ihn."

„Sie, Fräulein Hete?"

„Ja, ich! — Ich wollte nicht, daß er fortgegeben wurde. Gerda wollte es auch nicht. Melot ist bei mir. Aber wenn Sie ihn" . . .

„Gott bewahre!" sagte er rasch. „Dann ist ja alles gut. Ich dachte nur" . . .

„Ich kann ihn also behalten?" fragte sie rasch und erregt.

„Aber selbstverständlich! — Also bei Ihnen ist er?"

„Ja, und scheint sich ganz behaglich zu fühlen. Ich



nehme ihn oft mit hinaus, damit er nicht zu sehr unter der Großstadt leidet. Wir machen große Spaziergänge im Grunewald."

„Sieh mal an! Das freut mich! — Aber Gerda! Daß sie sich so leicht von ihren Tieren getrennt hat."

„Leicht ist es ihr wohl nicht geworden. Aber schließlich, was sollte sie machen? Georg kann die kleinen Krummbeine nicht sehen. Er hat eine wahre Idiosynkrasie dagegen. Da hat sie ihm das Opfer gebracht. Mama hat soviel geredet: etwas müsse eine Frau immer ihrer Heirat opfern. Da hat sich Gerda schließlich überreden lassen."

„Ich dachte, sie hinge doch mehr an ihren Hunden."

„Ein Mann ist schließlich mehr wert als eine ganze Meute. Mama hat uns wenigstens diesen Grundsatz eindringlich gepredigt."

„Also, die sind nun in alle Welt zerstreut!"

„Einige haben wir an Bekannte verschenkt."

„An m i c h hat niemand gedacht!"

„An Sie, Herr von Widding? — Gedacht vielleicht, aber ich glaube, es war Gerda peinlich, mit Ihnen darüber zu verhandeln, und da hat sie lieber gar nichts gesagt. Können Sie das nicht verstehen?"

„Nun, wenn nur Melot nicht in fremden Händen ist. Versprechen Sie mir, wenn Sie selbst seiner einmal überdrüssig sind, an m i c h zu denken!" . . .

„Aber gewiß, Herr von Widding. Allein, ich gebe ihn nicht fort, ich denke nicht daran, niemals."

„Nun, Sie könnten ja a u c h heiraten."

„Den Melot ließe ich mir deshalb noch l a n g e nicht verekeln. So bin ich nicht, Herr von Widding."

„Wirklich nicht? . . . Nun, dann um so besser."

„Denken Sie, er hatte doch Gerda früher so gern. Jetzt behandelt er sie, wenn sie zu uns kommt, wie den fremdesten Besuch, freundlich, aber gleichgültig, fast mit ein wenig Verachtung."

„Aber, Fräulein Hete, das bilden Sie sich ein."

„O nein! Melot ist ja so klug. Er weiß gewiß, weshalb er mir nichts, dir nichts fortgeschickt ist. Das kann ich in seinen Augen ablesen."

„Ein dummes Vieh war er freilich nicht."

„Er ist sogar sehr klug, das können Sie mir glauben."

„Glaube ich ja auch."

„Wenn ich wieder einmal nach Wuthenow komme, bringe ich ihn mit. Ich bin begierig, ob er Sie erkennen wird."

„Ich habe ihn ja nur ein paar Tage bei mir gehabt. Da zweifle ich, ob er sich meiner überhaupt erinnert."

„Ich glaube doch! Wir wollen es darauf ankommen lassen."

Damit nickte sie ihm zu, denn drüben stand ihre Freundin Lonny Kornap und wartete schmerzlich auf sie, daß sie so lange mit einem Mann sprach.

Widding hätte gern ein paar Worte mit Gerda gesprochen, obgleich er sich gekränkt fühlte, daß sie kein Wort über das Schicksal der Hunde gefunden hatte. Aber schließlich war das ja ihre Privatsache. Das wichtigste war, daß sie Melot nicht fortgegeben hatte, sondern der wenigstens in der Familie geblieben war.

Ein Weilchen drückte er sich noch herum, dann verschwand er mit den ersten, die aufbrachen.

Georg Röbbeln hatte also Gerda gleich unterbekommen. Gerda, die so selbstsicher und selbstherrlich gewesen, ließ sich einfach kommandieren und gehorchte.

Der Herr wünschte es, und sie gab ihre Lieblingstiere fort. Sie war gut gezähmt. Er mußte denken, welche Sorge sie gehabt hatte, damals, wenn eins der Tierchen krank war, wie sie beide sich bemüht hatten und die Teckel ein stetes Gespräch zwischen ihnen waren.

Während ihrer Abwesenheit in England hatte er sich täglich um ihren Zwinger gekümmert, hatte sie immer auf dem laufenden gehalten — und nun gab sie das alles leichten Herzens fort, als sei es nichts.

Sie mußte Röbbeln doch sehr lieben, wenn sie ohne weiteres auf diese langgepflegte Liebhaberei verzichtete.

War Röbbeln das wert? . . .

Widding legte sich darauf, ihn zu beobachten, und gab alle Bedenken auf, die ihn früher dem Röbbelnschen Haus ferngehalten hatten.

Vielleicht konnte Gerda einmal einen guten Freund brauchen. Deshalb schien es ihm töricht, fernzustehen.

Was konnte er ihr vorwerfen? Über seine Empfindungen hatte er nie gesprochen. Davon wußte sie ja nichts. Deshalb schien es ihm unsinnig, ihr zu zürnen oder das Gefühl einer Kränkung zur Schau zu tragen.

Der erste Sieg über Gerda, daß sie auf Anhieb ihm ihre Teckel geopfert hatte, mußte Röbbeln offenbar stolz gemacht haben, denn er spielte sich auf den Energischen hinaus, der seinen Willen durchzusetzen suchte. Er hatte den gewohnten Befehlston auch in seine Häuslichkeit übertragen, dekretierte gern, und das Seltsame war, daß Gerda das ruhig geschehen ließ.

Sie war das freilich ein wenig von zu Hause gewöhnt, denn wenn der Vater etwas wünschte, gab es dagegen keinen Widerspruch. Die Mutter hatte gefunden, daß nachgeben das Gescheiteste war, was sie tun konnte. Alle Verantwortung fiel dann fort, und wenn die Sache anders ausfiel, brauchte sie sich keine Vorwürfe zu machen.

Nun machte sich Röbbeln das seiner jungen Frau gegenüber zunutze. Sie war eine nachgiebige Natur, kannte sich in ihrer neuen Stellung nicht gleich mit voller Sicherheit aus und haßte nichts mehr, als sich über Kleinigkeiten zu ärgern. Bei den meisten Dingen war es wirklich gleichgültig, ob man sie so oder anders machte.

Widding empfand diese bedingungslose Unterwerfung peinlich. Es mochte sein, daß Gerda nur vor andern Leuten so willig tat; aber er fühlte, daß sie keinen Wert mehr auf eine ausgesprochene eigene Meinung legte. Sie gab sich ganz in die Hände ihres Mannes. Bedeutungsvolle Dinge kamen wohl noch nicht in Frage. Vielleicht hätte sie sich dann ihrer Haut gewehrt. Aber die Gefahr lag nahe, daß sie diesen Mangel an Entschlossenheit auch auf die wichtigeren Fragen des Lebens ausdehnte.

Widding fühlte in sich den Reiz, sie aufzuhetzen, sie stark zu machen und zum Widerstand zu reizen. Aber dann sagte er sich, es sei besser, daß er die Hand davonließ. Er durfte sich nicht einmischen, denn ihr schien es ja recht zu sein. Wenn er sie aufstachelte, daß sie ihr Sklaventum aufgab und sich zur Wehr setzte, lag die Gefahr vor, daß sie um ihre schöne, gleichmäßige Ruhe kam, in der sie sich augenblicklich so überaus wohlzufühlen schien.

* * *

Widding hatte zu Beginn der neuen Kampagne gleich wieder zwei Siege im Grunewald herausgeritten. Er war seines Erfolges mit Snowhill sehr sicher gewesen. Der Hengst war eingesprungen, nachdem er auf der



Flachen zu ungebärdig war, durch starkes Pullen all seine Kraft vergeudete und unter dem Jockei nur unlustig ging. Sie hatten offenbar keine Gewalt über ihn, und er brach jedesmal weg. Der mußte eine festere Faust spüren.

Widding war der rechte Mann für ihn. Snowhill sollte später zur Flachen zurückkehren, aber vorher sollte er ein paarmal über Hindernisse gehen. Frida Kirschenreuter hatte ihn deshalb Widding anvertraut. Keine Zeitung hatte den Sieger getippt, und Widding hatte im vollen Vertrauen zweihundert Mark am Toto und drei bei einem Buchmacher zum Totokurs gewettet.

Es gab 137 für 10, und 6850 Mark fielen ihm mit dieser einen Wette zu.

Ganz ruhig hatte er den Schimmel über Hecken und Mauer gebracht, hatte gleich die Führung übernommen und sie nicht wieder abgegeben. Vor jedem Sprung verlangsamte er das Tempo, und erst auf der Flachen nutzte er die Fähigkeiten von Snowhill aus, der lächerlich leicht gewann.

Er hatte ihn mit ganz tiefgehaltenen Fäusten geritten, die er über den Schulterblättern des Pferdes aufgestützt hielt. So ging Snowhill mit leichter Anlehnung an das Gebiß willig, ohne zu pullen. Den Sattel mußte man ihm möglichst frei halten, sich ganz heben, daß man ihn beim Auf- und Abwölben des Rückens nicht störte, dann entwickelte er immensen Speed, der durch nichts gehindert war.

Schade, daß Frida Kirschenreuter im letzten Moment nicht hatte kommen können. Es hätte ihm solche Freude gemacht, ihr zu zeigen, wie prächtig er sich mit dem Hengst verstand, der willig wie ein Kind unter ihm ging.

Seine Schimmelfarbe störte auf der Flachen. Zur Zucht eignete er sich nicht, da nun einmal im legitimen Sport die braune Farbe fast allein galt.

Ein Schimmel gab komische Farbenmischungen mit der dunklen Vollblutstute. Er war wie ein weißer Rabe und biß nach seinem Nebenbuhler, trug deshalb schon einen Maulkorb; aber Widding hatte darauf verzichtet. Und es ging auch so, wenn er das Kommando hatte; das aber war notwendig, damit er nicht unlustig wegbrach, wenn ihm ein anderer an die Gurten kam.

Snowhill mußte dermaleinst ein glänzender Steepler werden.

Widding war in bester Stimmung, weil er das Gefühl hatte, daß er etwas geleistet. Er sah ja, daß es anerkannt wurde, an der Teilnahme all der tausend Menschen, die er in helle Aufregung versetzt hatte, wie er mit eiserner Ruhe das Rennen zu Ende ritt.

Das war prächtig, wie kühl und überlegen er jetzt vorging, auch wenn das erregte Stimmengewirr von den Tribünen zu ihm herüberklang. Ihm war, als ob sein Herzschlag sich verlangsamte und fast stillstand. Eine erstaunliche Ruhe war in ihm, nur sein Gehirn arbeitete. Er hörte lediglich den Hufschlag der Pferde neben und hinter sich, auf den allein er achtete, hatte das ganz feine Empfinden, ob sich ein anderer ihm näherte und schneller wurde als das Pferd, das er unter sich hatte, es war ihm ein Instrument, das er meisterte; ihm gab er seine Kraft und Energie, er schien mit ihm eins zu sein, und diese Einheit beseelte nur das eine Ziel, vorn zu bleiben und alle andern hinter sich zu lassen. Dieser Wunsch übertrug sich auf das Pferd, und so gab es sein Letztes her. Alle Muskeln waren angespannt, und es ging um Leben und Sterben. Vornweg! war jetzt sein Wahlspruch.

Er hatte es sich angewöhnt, am Abend nicht gleich nach Wuthenow zurückzufahren. In dem neuen Siestahaus Unter den Linden hatte er sein Zivil und konnte sich umziehen und schlief auch dort bis gegen fünf Uhr früh. Dann war er mit dem ersten Zug um halb sieben zurück, und das reichte meistens.

Auf Geld brauchte er nicht mehr zu sehen. Dagegen zeigte es sich, daß er stärker wurde, und Graf Balk hatte ihm das Tanzen geraten. Das war das beste Mittel, um überschüssiges Fett herunterzubringen, zugleich auch das amüsanteste.

So ging er denn mit den Kameraden häufig in ein Ballokal, und ohne Rücksicht auf seine vielen Bekannten, tanzte er dort unermüdlich. Aus den Tänzerinnen machte er sich nicht viel. Einige waren ja ganz amüsant, die meisten langweilten ihn, aber für die Absicht, die er dabei hatte, war es ziemlich gleichgültig, wie sie sonst waren.

Eins nur störte ihn, daß Röbbeln so oft mitkam und von ihnen allen der Ausgelassenste war. Als ob er sich hier austoben und für zu Hause entschädigen wollte, als ob dort nur Langweile herrschte, so wirbelte er hier herum. Er hatte Widding anfangs sein Auto zur Verfügung gestellt, und sie waren gemeinsam nach ihrer Garnison zurückgefahren. Dann tat er es nicht mehr. Widding wußte weshalb. Denn eines Nachts sah er das Auto an sich vorbeirasen; trotz der Dunkelheit sah er Georg Röbbeln mit einer großen Blondine, die auf allen Rennen war. Die begnügte sich gewiß nicht damit, daß er sie nur nach Haus fuhr. Die Situation, in der er das Paar sah, war nicht falsch zu deuten.

So weit also war es schon in den ersten Monaten seiner Ehe. Röbbeln ließ Gerda viel allein, die in Wuthenow ziemlich verlassen war, seit die Eltern nach Berlin versetzt waren.

Sie hatte als Mädchen kurze Zeit an Frida Kirschenreuter eine Freundin gehabt. Durch ihre Heirat aber war sie mit ihr auseinandergekommen. Es war Gerda unangenehm, daß Widding sich für Frida zu interessieren schien. Die Eifersucht der Freundschaft, wie sie meinte, meldete sich bei ihr. Deshalb hatte sie Fritz Widding kühl behandelt und sich fast gar nicht mehr um ihn gekümmert. Es war nicht nötig, daß er so rasch von ihr abschwenkte. Sie fühlte sich gekränkt.

Nun aber, da Röbbeln sich so anders entpuppte, wie sie sich als Mädchen und Braut gedacht, erkannte sie, wie unrecht sie Widding getan hatte. Er war doch ein ganz anderer Charakter, zielbewußt und ruhig, während die Flatterhaftigkeit Georgs ihr täglich Sorge machte.

Röbbeln hatte selten eine feste Meinung. Oft hatte er ein Ziel und schien voller Energie darauf loszusteuern. Er schob alles andere rücksichtslos beiseite, alle um ihn hatten darunter zu leiden. Eine eiserne Konsequenz schien ihn zu treiben. Mit einem Mal wieder, ganz unmotiviert, ließ er seine Pläne fahren, ließ alles fallen, als sei es nichts, hatte jedes Interesse verloren. Ein neues Ziel lockte ihn, für das er sich mit der gleichen Begeisterung ins Zeug legte, um es nach einer Weile ebenso lässig wieder fallen zu lassen.

Jetzt war ihm längst gleichgültig, daß Gerda damals ihre Teckel hatte abschaffen müssen. Es tat ihm leid, wie er seinen Willen durchgedrückt hatte. Sie hätte eine Beschäftigung gehabt, während sie jetzt herumsaß und nicht wußte, womit sie ihre Zeit hinbringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)



Neue Gesellschaftsmoden.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Ihre größten Triumphe feiert die augenblickliche Moderichtung auf dem spiegelnden Parkett der Gesellschaftsräume. Sie ist mehr eine Treibhauspflanze als ein Gewächs der freien Natur. Am liebsten

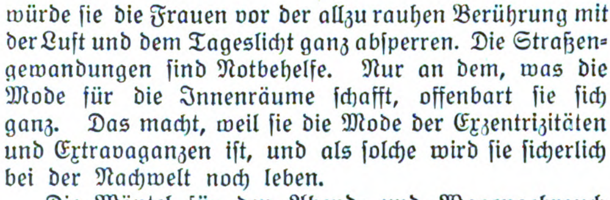


Linkes Bild: Abb. 1: **Abendmantel** aus gemustertem Samt mit grauem Fuchsfell.

Phot. Delius.

Rechtes Bild: Abb. 2: **Nachmittagskleid** aus Samt mit Hermelinstreifen.

Phot. Félix.



würde sie die Frauen vor der allzu rauhen Berührung mit der Luft und dem Tageslicht ganz absperren. Die Straßengewandungen sind Notbehelfe. Nur an dem, was die Mode für die Innenräume schafft, offenbart sie sich ganz. Das macht, weil sie die Mode der Exzentrizitäten und Extravaganzen ist, und als solche wird sie sicherlich bei der Nachwelt noch leben.

Die Mäntel für den Abend- und Wagengebrauch rechnen mit in das Gebiet der Gesellschaftsmode und haben reichen Teil an den phantasievollen Einfällen der Schneiderkünstler. Abb. 1 bringt einen der modernen Abendmäntel zur Anschauung. Der lichtgelb und dunkelviolett gemusterte Samt drapiert sich in

Phot. Delius.
3. Jugendl. Kleid aus blauem Taft.

Rechtes Bild:
4. Gesellschaftsmantel aus Tigerfell.
Phot. Intern. Agency.

Phot. Feltz.
5. Fliederfarbenes Taftkleid mit Tüll.

schweren Falten. Lichtgraues Fuchsfell schmiegt sich um Hals und Handgelenke und umwindet auch in Fortsetzung des beweglichen drapierfähigen Schalkragens wie eine Schärpe das Mieder. Den violetten Samtmuff von mächtigem Umfang und molliger Polsterung umgibt an den Seitenöffnungen gleichfalls Fuchs. Der kleine Hut mit seinem Vogelstutz auf der schlichten lichtvioletten Samtform gehört zu denen, die man zum eleganten Kleid im Teesalon findet. — Abb. 2 stellt ein Nachmittagskleid dar, das mit der dreifachen Hermelinumkreisung des Rocks eine der größten Originalitäten der herrschenden Mode veranschaulicht. Der Grund des Kleides ist blauschwarzer Samt; das Mieder schwarzer und weißer Seidenmusselin. Die schwarz-weißen Hermelinstreifchen liegen auf dem Ueberwurf des bis zu den Knien reichenden, mäßig weiten Doppelrocks, dessen Grundstoff schwarzer Atlas, dessen Ueberwurf aber wieder schwarzer Seidenmusselin ist. Man setzt fast immer Pelzstreifenverzierungen dieser Art auf dünne Stoffe. Sie sollen ihnen Halt geben und unterstützen an komplizierteren Modellen auch die Tendenz abzustehen, die diesen kurzen Ueberröckchen eigen ist. — Wir sehen diese Art auf Abb. 3, die ein jugendliches Kleid aus pastellblauem Taft darstellt, an dem die dreifach übereinanderliegenden Ueberwürfe des Rocks aus weißem Seidenmusselin sind. An Stelle des Pelzes tritt hier als Umrandung gerüschter Seidenmusselin, dem die nötige Steife durch eingelegten weißen Hutdraht verliehen wird. Der runde Gürtel ist aus rosa Libertyband. Der tiefe, spitze moderne Ausschnitt wirkt besonders jugend-

Phot. Ch. Delius.

6. Atlaskleid mit roter Gürtelung. Gesellschaftskleid aus Samt und Seide. Samtkleid mit Zobelbesatz.



lich durch den schlichten Reverskragen, der ihn abschließt. Die halben Aermel werden von weißen Seidenmusselinrüschen abgeschlossen. — Abb. 4 versinnbildlicht wieder einen der Mäntel, die für die Gesellschaftskleider geschaffen werden. Er vertritt die ernstere Gattung. Er ist sehr lang, im Gegensatz zu den Straßenmänteln für den Tag von Dreiviertellänge, und besteht aus Tigerfell, der Muff aus Opossum. Der kleine weiße Samthut, der den sibirisch anmutenden Pelzmantel begleitet, läßt auf das darunter getragene helle Gesellschaftskleid schließen. — Auf dem dunkelfliederfarbenen Taftkleid mit reichem, weißem Tüllaufputz (Abb. 5) kommt

Phot. Félix.

7. Nachmittagskleid aus blauem Wollstoff.

die abstehende Mode zum Ausdruck. Der Tüll des Kragens, des kurzen Röckchens und der Aermelabschlüsse ist steif appretiert und gibt dadurch dem Gewand etwas Keckes, das noch durch den Hut aus dunkellila Samt mit aufstrebender weißer Aigrette verstärkt wird. — Bei den drei Kleidern (Abb. 6) sind es wieder andere Formen der wandelfähigen Mode der kurzen Ueberröckchen, die hier zur Anschauung kommen. Bei dem zweimal



8. Gestreifter Wollstoffmantel.

Phot. Austin.



Phot. Félix.

9. Broschierte Schoßjacke.

kirschrot gegürtelten weißen Atlaskleid von moderner, d. h. naturgemäßer Linie (auf dem Bild links) besteht das Ueberröckchen in Wirklichkeit gar nicht. Es wird nur durch die zweite, unter den Hüften angebrachte Gürteleinschnürung, über die der Rockstoff überbauscht, angedeutet. Der Rock zeigt einen aus der Raffung heraus entwickelten Schlitz vorn in der Mitte. — Auch bei dem Kleid in der Mitte des Bildes befindet sich der Rockspalt am Saum der Mittelnaht. Er entsteht aus der Kreuzung des zur Schleppe verlängerten Untergewandes von altrosa Atlas und des die schiefe Tunika bildenden Ueberkleides von rötlich violettem Samt. Diese bildet



Phot. Félix.

10. Atlaskleid mit schwarzem Tüll.

zugleich das Ueberwurfröckchen, indem sie auf der linken Seite ganz kurz einen Spalt mit pelzumsäumtem Atlas wie ein kurzes Röckchen sichtbar werden läßt. Gleichfalls eigenartig ist das Mieder mit den langen, krausen und eng anschmiegenden Aermeln von rosa Seidenmusselin, die aussehen, als gehörten sie einer vorn offenen Unterjacke an, über die das eigentliche Kleid nur wie ein hoher Miederrock mit angesetztem pelzumsäum-

tem Bauernmieder ohne Aermel emporsteigt. Auffallend ist dabei wieder, daß der Miedergürtel von Zobel, das Röckchen von grauweiß meliertem Hermelin umsäumt ist. Das dritte Kleid endlich bringt in seinem vierfach übereinander glockenden enzianblauen Samtrock ein anderes Modell zur Ansicht. Den Saum des untersten Rockes umrandet hier ein Zobelstreif, und ein solcher faßt auch den bis zum Gürtel reichenden spitzen Miederausschnitt wie eine Art Fichu ein. — Noch andere Auffassungen der Röckchenmode bringen Abb. 7 und 10. Bei dem einfacheren Nachmittagskleid aus pflaumenblauem weichem Wollvoile (Abb. 7) liegen zwei gefältelte Ueberröcke auf dem glatten, runden Kleiderrock. Der obere wirkt dabei im Verein mit dem jackenartigen Mieder wie der Schoß dieser Jacke. Er ist leicht geschweift, während der unter ihm liegende gerade wie ein Doppelrock fällt. Bei dem anderen Kleid (Abb. 10) ist auch die Schoßwirkung angestrebt. Jackenmieder und Schoß von ziemlicher Länge bestehen aber aus schwarzem Tüll. Der Rand des Schoßes wird von einem durch Draht gesteiften schmalen Samtbändchen umsäumt. Unter dem langen, runden Schoß windet sich das untere Kleid aus schwarzem Atlas ziemlich eng um die Gestalt. — Abb. 8 zeigt mit seiner schlichten Form und dem groben, braun und gelb horizontal gestreiften Wollstoff eine Art von Mänteln, wie sie abends getragen werden. Man zählt solche Automobilmänteln gleichenden warmen Hüllen zu den elegantesten Gewändern. Die Automobilhaube mit dem langen Schleier, die den Mantel begleitet, taucht als abendliche Kopfbedeckung im Wagen neuerdings auf, seitdem man beginnt, außer den Hüten im Theater auch die Aigretten zu verbieten. — Was Abb. 9 betrifft, so stellt das Kleid in anmutvoller Schlichtheit seiner rot und golden broschierten, mit Zobel verbrämten, hochgegürtelten und normal beschoßten Jacke eine reizende moderne Jackenform dar, die man bei allen möglichen Geselligkeiten sehen kann.

Klementine.

Bilder aus aller Welt.

In Frankfurt a. M. fand im Kaufmännischen Verein die Erinnerungsfeier an die vor 100 Jahren geschehene Gründung des Frankfurter Frauenvereins von 1813 statt. Dieser Verein ist der älteste Frauenverein Deutschlands.

Die bekannte Münchner Schriftstellerin Everilda von Pütz, Enkelin des berühmten bayrischen Architekten Leo v. Klenze, beging ihren 70. Geburtstag.

Rosette Städel,
Gründerin, 1813.



Sophie de Neufville,
Gründerin, 1813.



Antonie Brentano,
Gründerin, 1813.

In der Nähe von Kassel hat die Fulda ein neues Walzenwehr und eine Schleuse erhalten, durch die der Schiffahrtsverkehr auf diesem Quellfluß der Weser sehr gefördert wird.

Das Bild des Tenors der Wiener



Hofphot. Voigt.

Freifrau Helene von Bethmann,
Stellvertr. Vorsitzende, 1913.



Hofphot. Marx.

Fr. Exz. Mathilde Schmidt-Metzler,
Vorsitzende, 1913.



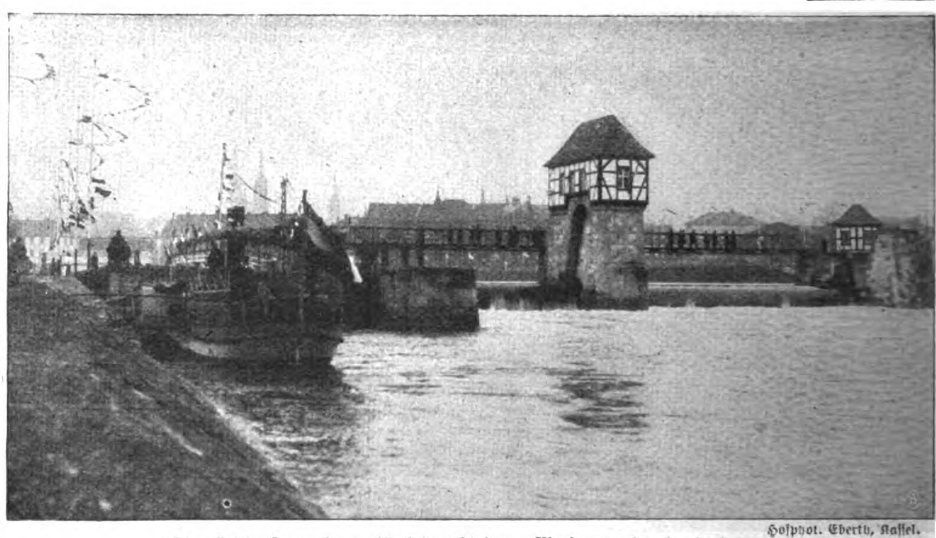
Hofphot. Marx.

Frl. Marie Kellner,
Stellvertr. Vorsitzende, 1913.

Von der Hundertjahrfeier des Frankfurter Frauenvereins.



Phot. Veritas.
Everilda von Pütz,
München, bekannte Schriftstellerin, wurde 70 Jahre.



Hofphot. Eberth, Kassel.
Die Schleusenanlage (links) mit dem Walzenwehr (rechts).
Zur Einweihung der neuen Fuldaschleuse bei Kassel.

Hofoper, Piccaver mit Frau, früher als Frl. Johanny am Dtsch. Volkstheater, wird seine Verehrer interessieren.

Ein sehr beachtenswerter junger Komponist ist Jobst Haslinde, Berlin. Seine einaktige Spieloper „Die kleine Baroneß" erlebte bei der ersten Aufführung in Dortmund einen schönen Erfolg.

Der Landschaftsmaler Artur Blaschnik, Berlin, früher langjähriger Sekretär des Vereins Deutscher Künstler in Rom, wird 90 Jahre.



Hof. phot. Metz.
Jobst Haslinde,
Berlin, erfolgreicher Komponist.



Artur Blaschnik, Berlin,
Landschafter, wird 90 Jahre.



Phot. d'Ora.
Der Tenor der Wiener Hofoper Piccaver mit seiner jungen Frau.



Phot. Seebald.
Das neue Wetterhäuschen im Wiener Stadtpark.





Lillian Russel, die beliebte amerikanische Operettendiva,
begibt sich auf eine Vaudevilletournee durch die Vereinigten Staaten von Amerika.



Phot. König.

Die Damen von links: Frl. Schulz, Frl. Sabine Edelmann, Frl. Wildhagen, Frl. Lange, Frl. Krug von Nidda, Frl. Seeliger, Frl. Margita Edelmann, Frl. Petersmann. Herren von links: Herr von Planitz, Herr von Reiswitz, Herr von Abendroth, Herr von Craushaar, Herr von Richthofen, Herr von Eichborn, Herr von Schlimpert, Herr von Klippgen.

Winterfest des Vereins für das Deutschtum im Ausland, Frauenortsgruppe Leipzig: „Leben und Mode einst und jetzt."

Im Wiener Stadtpark ist ein neues schmuckes Wetterhäuschen errichtet worden, das das rege Interesse der zahlreichen Spaziergänger erregt.

Die ewig jugendliche amerikanische Operettendiva Lillian Russel unternimmt jetzt mit eigner Truppe eine Vaudevilletournee durch die Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Frauengruppe Leipzig des Vereins für das Deutschtum im Ausland veranstaltete unter Leitung des Leipziger Malers Erich Gruner ein glänzendes Abendfest unter dem Namen „Leben und Mode einst und jetzt".

Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 51. Berlin, den 20. Dezember 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2145
Fröhliche Weihnacht! Von Hof- und Domprediger Vits	2145
Weihnacht im Dorfe. Gedicht von Richard Rieß	2147
Weihnachtsstimmung. Ein Klavierstück, für die „Woche" komponiert von Oskar Nedbal	2148
Der Junge mit den Hampelmännern. Von Charlotte Niese	2150
Weihnachten auf dem Gutshof. Von Thea von Puttkamer	2155
Unsere Bilder	2156
Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen)	2157
Der Fahnenträger. Roman von Georg Engel (Fortsetzung)	2161
Weihnachts-Besuch. Gedicht von Paula Dehmel	2163
Vom Himmel gefallen. Weihnachtsgeschichte von Marianne Mewis	2165
Maria und das Jesuskind in der Emailmalerei. Von Else von Boetticher. (Mit 9 Abbildungen)	2169
Weihnachten auf dem Ozean. Von Walter Tiedemann. (Mit 6 Abbildungen)	2173
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	2175
Adventsfeier im neapolitanischen Volksleben: Ländliche Musikanten vor der Weihnachtskrippe. Originalzeichnung von J. Matania	2177
In der Werkstatt des Kirchenkünstlers. Von G. S. Urff. (Mit 7 Abbildungen)	2179
Die Weihnachtskrücke. Von Leonie Lasdohn	2182
Bilder aus aller Welt	2186

Die sieben Tage der Woche.

11. Dezember.

Das Straßburger Kriegsgericht verurteilt drei Zaberner Rekruten, die die Vorgänge in der Kaserne an die Oeffentlichkeit gebracht haben, zu mehrwöchigen Mittelarreststrafen.

12. Dezember.

Der Reichstag vertagt sich zum 13. Januar.

In Berlin stellen die Studenten der Zahnheilkunde den Besuch der Vorlesungen ein, weil das Kultusministerium die Einführung des Titels Dr. med. dent. ablehnt.

In Florenz wird die aus dem Louvre geraubte „Mona Lisa" des Leonardo da Vinci aufgefunden.

13. Dezember.

Aus Wien wird gemeldet, daß die serbische Forderung neuer vertragswidriger Frachtdokumente nach Neu-Serbien und Saloniki Differenzen zwischen Serbien und Oesterreich-Ungarn hervorgerufen habe.

14. Dezember.

Das Kaiserpaar begibt sich mit Gefolge zum Besuch des bayrischen Königspaars nach München.

Das Großherzogliche Schloß in Schwerin wird von einer Feuersbrunst heimgesucht und teilweise zerstört.

Die deutsche Militärmission unter Führung des Generals Liman von Sanders trifft in Konstantinopel ein und wird am Bahnhof feierlich empfangen.

15. Dezember.

Durch Einsturz des Tunnels bei Braunsdorf (Sachsen) wird ein Personenzug verschüttet, wobei mehrere Menschen umkommen.

Der Kronprinz wird zum Großen Generalstab kommandiert.

Die nordalbanische Grenzkommission vertagt sich bis zum 14. April nächsten Jahres.

16. Dezember.

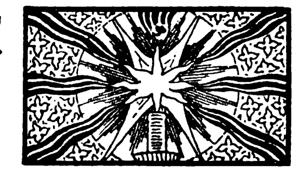
Das Kaiserpaar besucht das Rathaus in München und wird von Oberbürgermeister Dr. von Borscht mit einer Ansprache begrüßt.

Aus London wird gemeldet, daß der englische Marineminister Churchill sich Ende der Woche nach Frankreich und von dort aus zu längerem Aufenthalt nach Deutschland begeben wird.



Fröhliche Weihnacht!

Von Hof- und Domprediger Vits.



Fröhliche Weihnacht überall
Tönet durch die Lüfte froher Schall!
Weihnachtston, Weihnachtsbaum,
Weihnachtsduft in jedem Raum!

Fröhliche Weihnacht wünschen wir einander. Wer möchte nicht gern fröhliche Weihnacht halten? Vielleicht hat mancher von den vielen tausend Lesern dieser Zeitschrift seit Jahren, wohl gar seit seiner Kinderzeit kein wirklich frohes Christfest mehr gefeiert; aus seiner Seele kommt die sehnsuchtsvolle Klage: „Ach, wie liegt so weit, was mein einst war!" Und doch sollten wir, da wir älter, reifer geworden sind, reichere, wahrere, tiefere Weihnachtsfreude kennen als in unsern Kinderjahren.

Unter allen christlichen Festen ist das Weihnachtsfest das lieblichste und freudenreichste, zumal unser deutsches Weihnachtsfest, in dem sich deutsche Gemütstiefe und christliche Glaubenstiefe so wunderbar schön vermählt haben. Wieviel ärmer würde unser Volk sein, wieviel unschätzbare Gemütswerte würden ihm verloren gehen, wenn es sich das Weihnachtsfest mit seinem Lichterglanz und Tannenduft, seinem Singen und Klingen, seinem hellen Kinderjubel und seiner stillen Elternfreude, mit der Seligkeit des Gebens und Empfangens entreißen ließe. Emil Frommel sagt einmal: „Nehmt unserm Volk sein Weihnachten, und ihr habt ihm ein Stück seines Herzens genommen", und ich füge hinzu: „Ihr habt ihm die reichste und tiefste Freuden- und Segensquelle

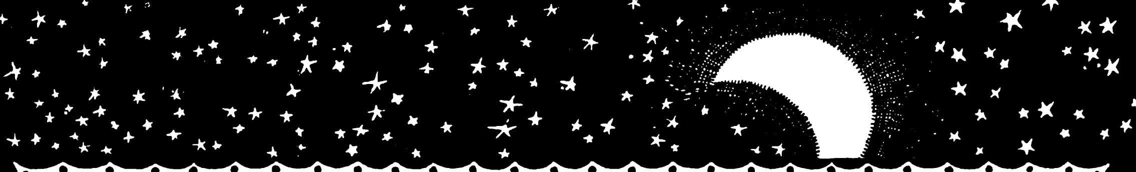


verschüttet.“ Sooft die heilige Nacht auf die Erde niedersinkt, weiht und läutert sie so viel unreines, sündiges Leben, erleuchtet und erwärmt sie so viel verdunkelte, kalte Herzen, bringt sie immer wieder Frieden und Freude manchem fried- und freudlosen Gemüt, manchem vereinsamten und verzagenden Menschenkind. Auch die erkältetsten Seelen, auch die gottentfremdeten Geister werden in diesen Tagen von ihnen selbst unerklärlichen weichen Gefühlen berührt und von einem Strahl des ewigen Lichts gestreift. — Aber wenn der Wunderberg der Weihnacht mit seinen reichen Schätzen sich uns auftut, bedürfen auch wir des mahnenden Rufs: Vergiß das Beste nicht, vergiß sie nicht, „die blaue Blume des Glückes“, vergiß nicht deines Gottes unaussprechlich große Weihnachtsgabe! Der Quell wahrer Weihnachtsfreude rauscht in jener uralten, ewig jungen Weihnachtsbotschaft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch ist heute der Heiland geboren.“

Es ist etwas Großes um die Freude. Wer uns fröhlich macht, leistet uns den allergrößten Dienst. Ging uns nicht unsere Arbeit, auch die saure mühevolle Arbeit viel leichter von der Hand, waren wir nicht viel regsamer und leistungsfähiger, wenn wir mit fröhlichem Herzen in den Tag hineinschritten? Es ist gar nicht zu sagen, was für eine Bedeutung es für unser ganzes Tagewerk, für all unser Tun und Lassen, für unser ganzes Wesen haben würde, wenn wir an jedem Morgen unser Herz mit einer großen, starken Freude füllen könnten. Wir würden eine wunderbare Steigerung und Bereicherung aller Lebenskräfte erfahren. Das würde selbst auf unser körperliches Befinden einen gewaltigen Einfluß ausüben. In der Freude steckt eine gesundmachende Kraft. „Leid löscht die Kraft und den Verstand, die Freud ist Gottes Feuerbrand“, sagt Ernst Moritz Arndt. Sie tötet in uns die Bazillen der Schwermut und der Sorge, des Mißmuts und der Verdrießlichkeit, sie weckt alle guten Geister in uns auf, sie stählt die Kraft zum Kampf wider Sünde und Leidenschaft. Aber es muß echte Freude sein. Nach der ins Ungemessene sich steigernden Fülle von Vergnügungen und Lustbarkeiten unserer Tage zu urteilen, müßte unser Geschlecht ein ganz besonders fröhliches Geschlecht sein. Und doch ist heute die Nervosität, die Unzufriedenheit, die Verdrossenheit, das Mißbehagen entsetzlich groß. Die herrschende Vergnügungsucht zeigt wohl unser Freudebedürfnis, aber auch das Fehlen wahrer Freude. Und Freude ist uns so not wie das tägliche Brot, aber nicht für teures Geld kultivierte, sondern ungekünstelte Fröhlichkeit. Man mag die geistvollsten Mittel erfinden, um Vergnügen zu erwecken, man mag sich die kostspieligsten, ausgesuchtesten Vergnügungen leisten können, zur Freude führt und kommt man damit nicht. Man ist noch kein Maler, wenn man sich mit einem Pinsel bewaffnet. Zum Malen gehört Talent oder Genie, zum Vergnügtsein muß man die Fähigkeit besitzen, fröhlich zu sein. Wahre Freude wird nicht durch äußere Mittel, durch Sinnen- und Nervenreize hervorgerufen, sie wird und wächst in der Tiefe des Menschenherzens, wie die Blume unter dem warmen Sonnenschein.

Große, heilige Menschheitsehnsucht! Durch die Jahrtausende ist ihr Lied erklungen, und nie ist's ganz verstummt. Bewußt oder unbewußt ringt sich auch aus der Seele des modernen Menschen der uralte Sehnsuchtsruf: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir; meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott.“ Still und mächtig wie der Drang, mit dem die aus der Samenhülle hervorgebrochene Pflanze sich nach der Sonne streckt, sucht das Beste, das wahrhaft Menschliche, das Göttliche, das Ewige in uns, unsere Seele — das ewige Licht.

Weihnacht verkündet: „Es ist erschienen die Liebe Gottes unter uns.“ „Das ewige Licht geht da herein, gibt der Welt einen neuen Schein.“ Und da feiert man wirklich fröhliche Weihnacht, da findet das zagende, sehnende, suchende



Menschenherz wahren Frieden, da wird echte, rechte, unvergängliche Freude geboren, wo man sein Herz unter die Sonne der ewigen Liebe stellt.

Mit Recht hat Lessing einmal gesagt, daß die Wahrheit des Christentums mit dem Gewicht einer Ewigkeit nicht an den Spinnfäden äußerer Beweise hänge, sondern an einer inneren Erfahrung erlebt werden müsse. Nun, jene heilige Gottesliebe, von der das Christfest singt und sagt, ist nicht ein schöner Menschengedanke, sondern ist in Jesus Fleisch geworden, greifbare, sichtbare, lebendige Wirklichkeit, und zwar eine Wirklichkeit, die heute noch in Christo als befreiende, erlösende, erneuernde Gotteskraft erlebt werden kann. Und je mehr wir mit unserm innersten Leben in dieser Liebe wurzeln, in Gott und aus Gott leben, um so mehr werden wir von der Welt der Vergänglichkeit frei. Unsere Seele lebt in ihrem eigentlichen Element, in dem sie frei und fröhlich atmet, wie der Fisch im Wasser, wie der Vogel in den Lüften. Wir werden wahrhaft lebensfrohe Menschen, denn wir wissen uns von ewigen Vaterhänden getragen und geführt, und wir wissen, wozu wir auf der Welt sind. Unser Leben hat einen Sinn bekommen, den höchsten Sinn: Ewigkeitswert und Ewigkeitziel. Jene Freude wird und lebt in unserm Innern, die nicht mit den Lichtern am Tannenbaum verlöscht, sondern die uns durchs Leben begleitet, eine Freude, die das ganze Leben weiht und verklärt, die sich an allem Schönen, Edlen und Herrlichen freut, die es versteht, auch in der bitteren Schale den süßen Kern zu finden. Wer von dieser Freude etwas in sich trägt, der kann selber fröhliche Weihnacht halten und anderen fröhliche Weihnacht bereiten.

Eine geistvolle Schwedin erzählt von dem Engel der Liebe, der einen Tropfen aus dem Becher Gottes an seinem Finger halte, und wo er ihn hinfallen lasse, da grünen verbrannte Steppen auf, und ausgetrocknete Quellen sprudeln, und tote Herzen, die ihren Gott verloren haben, werden wieder lebendig. Solchen Engelsdienst sollen und können auch wir verrichten. Nur ein Tropfen aus dem Meer der göttlichen Liebe kann Wunder wirken, auch heute.

Und das ist die wunderbare Erfahrung, die jeder machen kann: Je mehr wir andere erfreuen, um so reicher und tiefer wird unsere eigene Freude. „Geben ist seliger denn Nehmen.“ „Glücklich machen ist das größte Glück.“ Werden wir Lichtträger, Segenspender, Freudebringer für andere, dann feiern wir fröhliche Weihnacht!

Weihnacht im Dorfe.

In weißer Ruhe liegt das tote Land,
Und heiliger Friede hat von allen Pfaden
Entbehrung heut und Wandernot verbannt.

Der Himmel aber blüht aus Myriaden
knospender Sterne wie ein Blumenbeet,
in dem der Mond als Gartenwächter steht.

Im Dorfe ist der kecken Schlittenschellen
Kampfmut verstummt. Auf unhörbaren Wellen
trägt heut der Wind ein ander Läuten sacht:
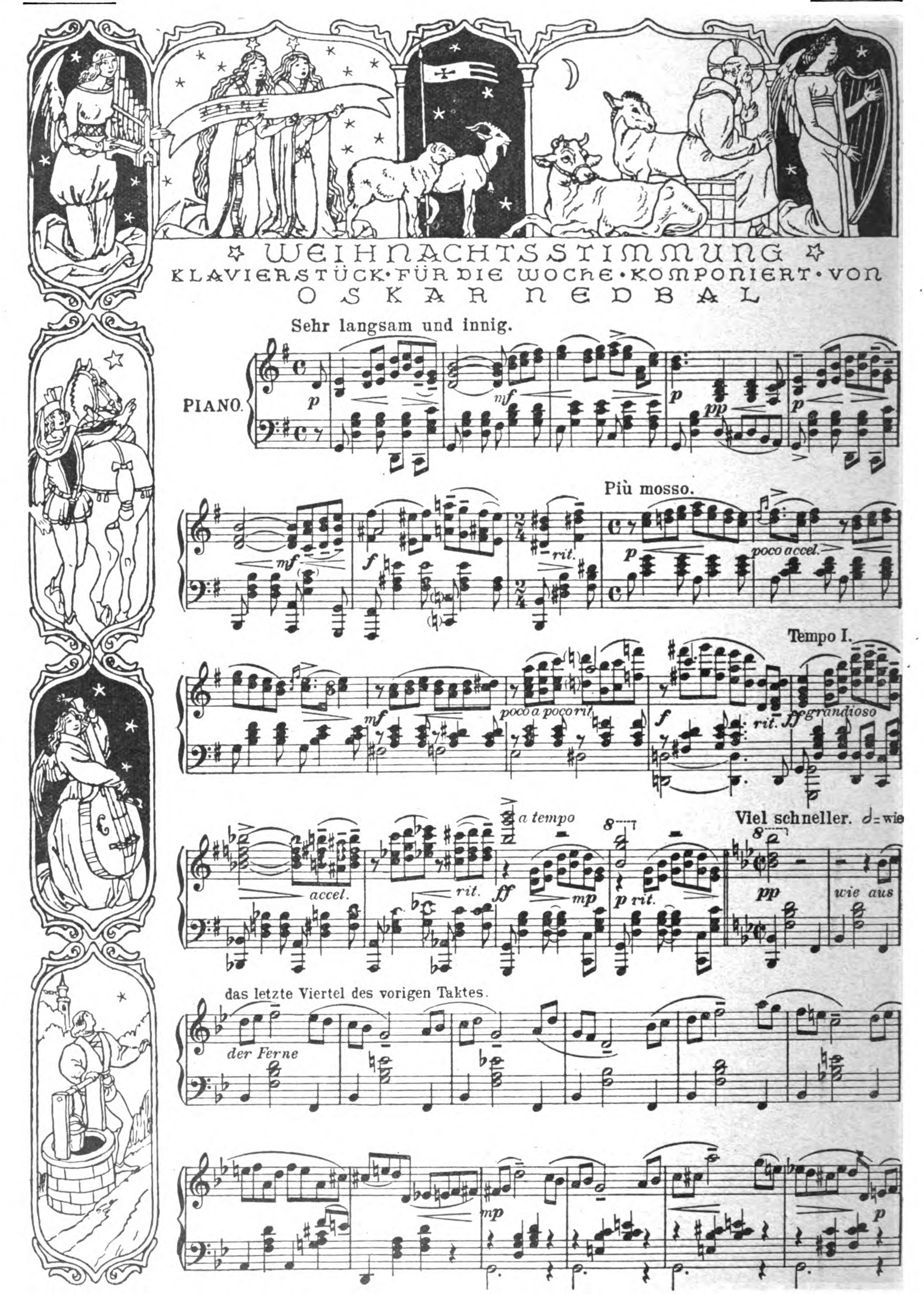
Vom Kirchturm kommt ein wundersames Klingen,
Drei Glocken schwingen reigenfroh und singen
Verkündung dieser großen heiligen Nacht . . .
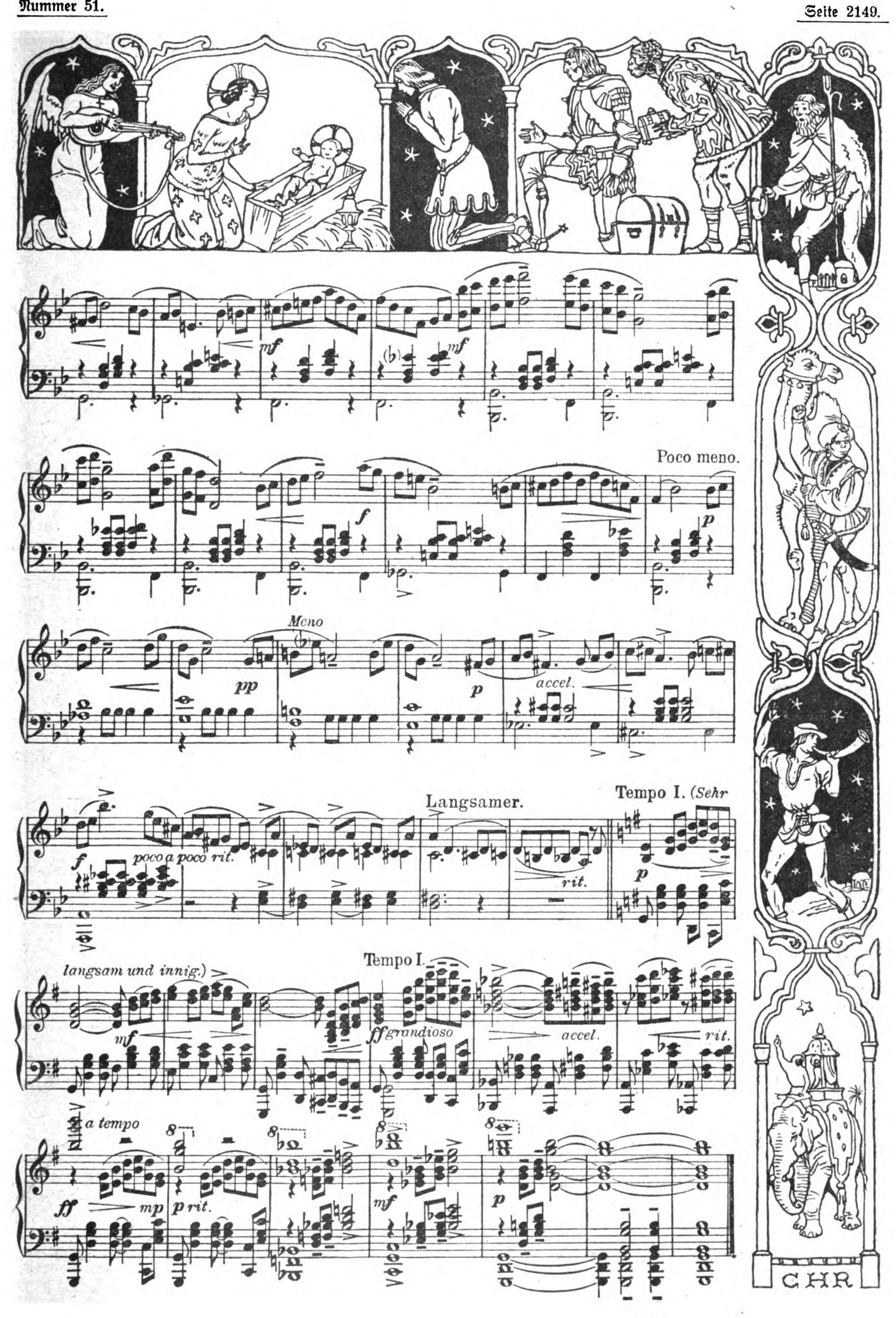
Richard Rieß.



HANNS ANKER




WEIHNACHTSSTIMMUNG
KLAVIERSTÜCK · FÜR DIE WOCHE · KOMPONIERT · VON
OSKAR NEDBAL
Sehr langsam und innig.
PIANO
Più mosso.
poco accel.
poco a poco rit.
rit.
grandioso
Tempo I.
accel.
rit.
a tempo
mp
p rit.
Viel schneller. 𝅗𝅥 = wie
wie aus
das letzte Viertel des vorigen Taktes.
der Ferne


Poco meno.
Meno
accel.
poco a poco rit.
Langsamer.
rit.
Tempo I. (Sehr langsam und innig.)
Tempo I.
ff grandioso
accel.
rit.
a tempo
mp p rit.
CHR



Der Junge mit den Hampelmännern.

Von Charlotte Niese.

Es war eben vor Weihnachten und ein rechter Nebelabend. Auf der Elbe bliesen und tuteten die Dampfer von allen Seiten, und man konnte kaum die Lichter der Schiffe erkennen. Aber der kleine „Hengist" legte doch an die Landungsbrücke, um Passagiere nach Hamburg mitzunehmen, und ein dicker Mann stieg würdevoll ein, während der Junge mit den Hampelmännern hinter ihm herschlüpfte und sich gleich hinter ein großes Faß, das auf Deck stand, versteckte. Denn wenn es irgend anging, wollte der Junge mit den Hampelmännern kein Fahrgeld bezahlen.

Die Maschinen des „Hengist" begannen wieder zu surren, trotzig ging er in den dichten Nebel hinaus, und der dicke Mann stieg in die Kajüte. Dort brannte die Petroleumhängelampe, die sehr stark roch, und dort war das rote Plüschsofa, das ehemals vielleicht hübsch gewesen, nun aber hart und verblaßt war. Aber es saß sich ganz gut hier, und der dicke Mann nahm eine Zeitung aus der Tasche und ärgerte sich nur, daß noch eine Frau neben ihm saß und ihm Platz wegnahm.

Der Junge mit den Hampelmännern hockte noch immer hinter dem Faß auf Deck. Er fühlte nach seiner Hosentasche, in der dreißig Pfennig waren, und er band seine Hampelmänner vorsichtig aneinander und hing sie sich um den Hals, damit sie keinen Schaden litten. Er hatte gedacht, in Blankenese alle zwölf loszuwerden, aber die Menschen dort waren eben so langweilig wie in Hamburg. Wenn er kam, dann erklärten sie, sie hätten schon im vorigen Jahr einen Hampelmann gekauft, der lebte noch. Als ob Hampelmänner so lange leben könnten! Der Junge ärgerte sich, wenn er daran dachte, aber ärgern half nichts; da dachte er lieber an die alte Dame, die ihm aus lauter Barmherzigkeit drei Hampelmänner abgekauft und auch geglaubt hatte, was er ihr von seiner kranken Mutter, dem toten Vater und den zwei kleinen Brüdern erzählte. Die andern Leute glaubten ja niemals mehr, was er sagte, und er log doch nicht. Er konnte nichts dafür, daß andere Jungen diese Geschichten flunkerten und von ihrem toten Vater sprachen, wenn er noch ganz gesund war. Sein Vater war ganz gewiß tot, seine Mutter lag im Bett, und Karl und Willi kriegten sicher gar nichts zu Weihnachten, wenn er nicht noch ein paar Hampelmänner los wurde und ihnen Pfeffernüsse kaufte. Aber Mutter würde das auch dann kaum noch erlauben. Sie wollte immer was zu essen für die Kleinen haben: Milch oder so etwas. Milch schmeckte auch gut und Butterbrot nicht minder. Eben ging ein Mann bei dem Jungen vorüber, der in ein großes Butterbrot biß. Dem Jungen mit den Hampelmännern lief das Wasser im Mund zusammen, denn er hatte seit heute morgen nur ein Stück trocknes Schwarzbrot gehabt; aber dann fühlte er, daß er auf einem Stück Segeltuch saß, und freute sich darüber. Wer warm war, der war schon halbsatt. Vorsichtig, damit seine Hampelmänner nicht litten, wickelte er sich hinein und vergaß bald seinen Hunger.

„Das Schiff geht mal langsam!" sagte die rundliche Frau Hollberg in der Kajüte und sah dabei den dicken Mann freundlich an. Sie war gut gekleidet und hatte ein nettes, rosiges Gesicht, aber der dicke Mann sah an ihr vorüber.

„Im Winter ist leicht Nebel!" entgegnete er kurz.

„Auf dem Wasser ist er ein büschen unangenehm!" meinte Frau Hollberg weiter, aber der Mann sah schon wieder in seine Zeitung.

„Wer bange auf dem Wasser ist, der soll man lieber zu Haus bleiben!" Er sagte dies sehr unfreundlich, aber Frau Hollberg sprach doch weiter.

„Gott, ich bin eigentlich nicht bange, aber —"

„Na, dann schweigen Sie man still!"

Der dicke Mann fuhr sie ordentlich an, und Frau Hollberg zuckte zusammen. Himmel, was gab es doch für unfreundliche Männer! Hoffentlich war der nicht so, den Onkel Matzen für sie ausgesucht hatte. Sie war ja schon drei Jahre Witfrau und sehnte sich wieder nach Gesellschaft. Weil sie doch keine Kinder hatte und eine Landstelle, die bewirtschaftet sein wollte. Onkel Matzen verstand viel vom Heiraten. Er wohnte in Hamburg eben hinter den Vorsetzen und kannte viele Menschen. Er hatte Ingeborg Schmitt einen ganz prachtvollen Mann besorgt, einen, der viel netter war

als ihr erster. Anna Hollberg hatte er gleichfalls einen großartig Netten versprochen, und daher fuhr sie heute abend nach Hamburg, um gleich morgen früh mit ihm zu sprechen und zu fragen, wie die Sache wäre. Heiraten ist nun einmal eine Lotterie, aber Onkel Matzen sagte, das wäre nicht so schlimm. „Sie kriegen einen mit Geld, Madam, und mit einem prachtvollen Kurakter."

Ja, der Charakter war die Hauptsache; Anna Hollbergs erster war darin nicht ganz sicher gewesen: besonders nicht an den ersten Feiertagen, wo er das Trinken nicht lassen konnte. Deshalb war er auch am ersten Ostertag vom Wagen gefallen und nicht wieder hochgekommen.

Oben schrie die Dampfpfeife gellend, ein dumpfes Brummen antwortete, der kleine „Hengist" machte eine Wendung, und dann schrammte er auf etwas Hartes. Frau Hollberg fuhr aus ihren Gedanken auf und wollte sich an den dicken Mann wenden; der aber war schon die Treppe hinaufgelaufen, und ein kleiner Junge, dem eine Anzahl von Hampelmännern um den Hals hingen, kam hinuntergehuscht.

„Da is nix passiert!" tröstete er Frau Hollberg, die mit gefalteten Händen stand und gerade schreien wollte. „Wir sind ein büschen auf Grund gefahren, aber wir werden morgen früh wieder flott. Das kam von dem großen Dampfer, der uns beinah anrannte. Son alter Kerl!" Und der Kleine sprudelte einige Schimpfworte hervor, die Frau Hollberg ein wenig beruhigten.

„Glaubst du, daß wir nicht sterben müssen?" fragte sie und sah dann den dicken Mann wieder in die Kajüte eintreten. Er trug einen Rettungsring um den Leib, und einen hielt er in der Hand.

Anna Hollberg wurde gerührt.

„Vielen Dank, mein Herr, daß Sie an mich gedacht haben! Aber ich hab das mit dem Rettungsring ein mal im Familienbad bei Wittenbergen probiert. Ich bin ein büschen völlig, und die Beine, mit Erlaubnis zu sagen, gingen mir gleich hoch. Da will ich lieber keinen Ring umhaben und in Frieden sterben!"

Der dicke Mann sah sie zornig an.

„Ich denke nicht daran, Ihnen den Ring zu geben. Zwei muß man haben, wenn man sich über Wasser halten soll. Meinetwegen können Sie versaufen!"

Frau Hollberg war so entsetzt, daß ihr die Worte fehlten, aber der Junge mit den Hampelmännern stieß sie in die Seite: „Seien Sie man nicht bang, Madam, ich will Ihnen wohl retten!"

Er reckte seine mageren Arme und lachte dabei übers ganze Gesicht. Nachdenklich betrachtete ihn Frau



Hollberg. Wie schlecht war er gekleidet und wie mager! Aber es ging doch wie eine Beruhigung von ihm aus. Eben wollte sie ihn anreden, da kam der Kapitän in die Kajüte gepoltert.

„Man immer ruhig, meine Herrschaften! Morgen mit der Tide kommen wir wieder los. Bloß ein büschen Geduld muß man haben!"

Er war wieder verschwunden, und der dicke Mann fluchte hinter ihm her.

„Ich will ihn verklagen! Wo ich an Bord bin und was in Hamburg zu tun habe! Und ich will nicht versaufen!"

„Wer bange auf dem Wasser ist, der soll man lieber zu Hause bleiben!" Frau Hollberg mußte es sagen, und der dicke Mann warf ihr einen zornigen Blick zu.

„Frauenzimmer sollten lieber den Schnabel halten!"

Frau Hollberg wollte antworten, als sie in des Jungen Gesicht sah. Er preßte die Lippen zusammen, um nicht laut herauszulachen, und da besann sich die Beleidigte. Sie wollte sich hier in Todesgefahr nicht mit einem fremden Kerl streiten.

„Du hast ja eine Menge Hampelmänner!" sagte sie zu dem Kleinen, und er lachte nicht mehr.

„Jawoll, Madam, das hab ich. Bloß, daß ich sie nicht los werde. Sie wollen mich alle nix abkaufen, und sie sagen, sie mögen ihnen nicht leiden. Und womit soll ich sonst in der Weihnachtzeit handeln?"

„Verdient dein Vater denn nichts?"

„Madam, der ist ja tot, und Mutter liegt im Bett. Ganz gewiß, das ist wahr, und Karl und Willi kriegen furchtbar wenig zu essen. Wenn ich einen Berg Hampelmänner verkaufe, dann sollen sie was zu Weihnachten haben!"

„Weihnachten!" Frau Hollberg wiederholte das Wort. Sie hatte ganz vergessen, daß Weihnachten in der Nähe war.

„Wenn wir hier glücklich loskommen, will ich dir wohl die Hampelmänner abkaufen!"

„Wirklich, Madam?" Die Augen des Kleinen begannen zu strahlen. „Auch vielen Dank! Passen Sie man auf, wir kommen schon los! Und wenn Sie mehr haben wollen, dann fragen Sie man nach Gerd Petersen in die Hafentwiete, da können Sie immer mehr kriegen!"

Der dicke Mann, der unbeweglich vor der Kajüttür saß, machte eine Bewegung, aber die zwei andern achteten nicht auf ihn. Frau Hollberg war etwas weniger traurig geworden und freute sich der Unterhaltung.

„Hast du denn gar keine Verwandte?" fragte sie weiter, während sie aus ihrem Korb ein Butterbrot nahm, das Gerd mit Vergnügen verzehrte.



„Ich soll 'nen Großvater haben!" berichtete er, vergnügt kauend. „Aber der will nix von uns wissen! Der hat sich mit mein Vater erzürnt und ist noch immer bös. Mutter hat ein paarmal an ihn geschrieben, das hat nix geholfen!"

Der dicke Mann sah sich wieder um, und Frau Hollberg bemerkte es.

„Männer sind oftmals schlecht!" sagte sie laut.

„Und Frauenzimmer sind oft dumm!" erwiderte der Dicke.

„Mein Herr, ich habe nicht mit Ihnen gesprochen!" entgegnete Frau Hollberg mit Würde.

„Aber ich spreche mit Ihnen. Die Männer sind besser als die Frauenzimmer, und wenn sie es mal nicht sind, dann haben sie ihre guten Gründe!"

„Madam, ärgern Sie sich nicht!" flüsterte der kleine Gerd. „Ich glaub auch, daß die Frauenzimmers besser sind, besonders wo sie mich immer mehr Hampelmänners abkaufen als die Männers!"

„Ja, mein Junge!" Frau Hollberg sprach sehr laut. „Eine Frau würde ihr Enkelkind nicht im Stich lassen, das bringen nur die Männer fertig! Komm, mein klein Jung, ich hab hier auch einen Schluck Wein. Da nimm nur was, und dann leg dich hin und schlaf! Wenn wir dann tot bleiben sollen, dann können wir es auch im Schlaf abwarten!"

Sie legte den Jungen auf das Plüschsofa, deckte ihn mit ihrem Tuch zu und schloß dann selbst die Augen. Denn ihr kam die Müdigkeit, und in der Kajüte wachte nur der dicke Mann mit seinen Rettungsringen.

Dann kam ein grauer Morgen, und nach einigen vergeblichen Versuchen wurde der „Hengist" wieder flott und legte bei den Landungsbrücken an. Gemütlich ging Frau Hollberg vom Schiff und neben ihr Gerd Petersen, der sehr vergnügt war. Denn niemand fragte ihn nach seiner Fahrkarte.

„Da hab ich einen feinen Profit gehabt!" vertraute er Frau Hollberg an. „Ich bin frei gefahren, und denn



habe ich Ihnen kennen gelernt. Nicht wahr, Sie kaufen mich ein paar Hampelmänners ab?"

Frau Hollberg faßte ihn an die Hand.

„Nun wollen wir erst mal Kaffee trinken, und dann kannst du mir zeigen, wo du wohnst!"

Einträchtig gingen sie miteinander fort, und der dicke Mann, der noch immer einen Rettungsring um den Leib trug, sah ihnen nach und merkte kaum, daß die Mannschaft vom „Hengist" über ihn lachte.

Es war zwei Tage später. Onkel Matzen saß in seiner Stube, rauchte aus einer kurzen Pfeife und hörte zu, was Frau Hollberg ihm erzählte. Es war eine lange Geschichte gewesen, und sie war dabei sehr heiß geworden. Als sie endlich schwieg, blies Onkel Matzen einige Rauchwolken vor sich hin, ehe er antwortete.

„Ja, mein liebe Madam, wenn Sie ihm nicht wollen, kann ich natürlich nix dabei machen. Ein büschen passen muß man zusammen, wenn auch viel an der Gewöhnung liegt. Aber der Geschmack ist verschieden!"

Frau Hollberg stand auf. „Vielleicht haben Sie mal was andres für mich! Im ganzen hab ich ja nichts gegen die Männer, und für Ingeborg Schmitt haben Sie so gut gesorgt!" Sie legte ein Zehnmarkstück auf den Tisch, und Onkel Matzen lächelte.

„Ganz gewiß, mein liebe Madam, ich habe noch mehr auf Lager; man nich verzagen, es wird noch alles gut!"

In diesem Augenblick klopfte es derb an die Tür, und der dicke Mann trat ein. Frau Hollberg wollte

haftig das Zimmer verlassen, aber der Eintretende stand mitten im Eingang, und sie konnte nicht an ihm vorüber. Er beachtete sie auch gar nicht.

„Onkel Matzen," begann er mit seiner unfreundlichen Stimme, „ich wollte nur sagen, daß ich keine Frau haben will! Das ist Takelzeug und taugt nichts!"

„Zehn Mark Unkosten!" entgegnete Onkel Matzen steif, aber der dicke Mann lachte kurz auf.

„Fällt mir nicht ein! Die ganze Nacht bin ich unterwegs gewesen, weil Sie mich herbestellten, und ich habe einen Berg Unkosten gehabt für nichts und wieder nichts. Sie können mir meine Unkosten wiedergeben! Und dann habe ich mich auch noch geärgert! Eine so gräsige Frau ist mit mir gefahren! Vor der hätten Sie auch Manschetten gekriegt!"

„Vielen Dank!" sagte Frau Hollberg, deren Augen zu blitzen begannen, und die nicht mehr ans Weggehen dachte, während Onkel Matzen seine Pfeife aus dem Mund nahm, was er nur tat, wenn er sehr aufgeregt war.

„Herr Gerd Petersen, diese Dame ist grade hier gewesen und hat mich verzählt, daß Sie Ihren leibhaftigen Enkel mit Hampelmänners laufen lassen, und daß Sie ganzen gewiß ein schlechtes Herz haben müssen. Und diese Dame hatte ich grade for Ihnen bestimmt. Denn sie hat dreißigtausend und ein edles Gemüt. Und sie wird leicht was andres kriegen, weil so eine wie sie bloß die Hand auszustrecken braucht, und da hängen fünf Männers daran. Denn es gibt noch Männers mit Verstand, wozu ich Ihnen, mit Erlaubnis zu sagen, nicht rechne!"

Onkel Matzen wollte noch mehr sagen, aber der dicke Mann trat auf Frau Hollberg zu.

„Wo ist der Junge mit den Hampelmännern?" Sie sah ihn nur böse an, da faßte er sie am Arm.

„Keine Fisematenten, Madam! Ich hab wohl gehört, wie Sie mit ihm gesprochen und wie Sie ihn verzogen haben, bloß um mich zu ärgern! Ich will wissen, wo der Junge wohnt!"

„Da hätten Sie sich schon früher um bekümmern können!" entgegnete sie, und er nickte ernsthaft.

„Das hätte ich auch, Madam, und vielleicht tut mir das ein bißchen leid. Aber mein Sohn ist immer gegen mich gewesen und hat geheiratet, ohne mich zu fragen. Das hab ich nicht gemocht, und da bin ich wohl unbarmherzig geworden. Jede Sache hat ihre zwei Seiten, Madam, und wenn Sie jeden Monat eine neue Haushälterin hätten und sonst noch Verdruß in der Wirtschaft, dann wären Sie vielleicht auch nicht immer nett! Und vielleicht möchten Sie auch nicht, wenn Sie mit einmal merken, daß Ihr leibhaftiger Enkel mit Hampelmännern handelt und am Verhungern ist!"



Er schwieg, und Frau Hollberg knotete an ihrem Hutband. „Sie hätten mir doch einen Rettungsring abgeben sollen!" sagte sie zögernd.

„Ja, das wäre besser gewesen, besonders da nichts passiert ist. Aber ich bin nun einmal manchmal gräsig, ich —" Herr Petersen fuhr sich an den Hals, als wollte er noch mehr sagen, konnte es aber nicht, und Onkel Matzen sah mit seinen scharfen Augen von dem dicken Mann zu Frau Hollberg. Aber er sagte nichts, und Frau Hollberg begann schon wieder zu sprechen.

„Ich habe nun gedacht, ich könnte den kleinen Jungen mit den Hampelmännern ins Haus nehmen und seine zwei Brüder und die Mutter dazu. Weil ich Platz habe und sie es nötig haben. Aber Sie sind natürlich der Erste dazu, Herr Petersen, und ich will mich nicht einmischen. Und die Rettungsringe hätte ich doch nicht gebrauchen können, wie ich schon einmal sagte. Ich weiß wohl, daß ich auch meine Fehler habe, und im Leben geht es nicht immer so, wie man möchte."

Herr Petersen sah sie aufmerksam an.

„Jedermann muß Geduld haben!" sagte er nach einer kleinen Pause. „Und wenn Sie vielleicht mir die Adresse von dem Jungen mit den Hampelmännern geben wollten, dann könnte ich sehen, was sich dabei machen läßt. Natürlich wenn Sie ihn haben wollen, und wenn Sie allein sind —"

Er räusperte sich, und Onkel Matzen nahm das Wort.

„Meine Herrschaftens, wolln Sie nicht zusammen zu den kleinen Jungen gehen? Da können Sie sich allens fein überlegen und denn weiter sehen! Jede Sache hat zwei Seiten, wie Herr Petersen vorhin sagte, und das ist gewiß wahr! Aber ich würd doch mal zusammen hingehen!" Einen Augenblick zögerte der dicke Mann, und Frau Hollberg errötete. Aber sie begann zuerst wieder zu sprechen.

„Ja, Herr Petersen, ich bin nun einmal für Kinder, und wenn man bedenkt, daß bald Weihnachten ist, und daß jedermann eine kleine Freude haben muß, so können wir vielleicht überlegen, was wir tun wollen!"

„Meinetwegen!" entgegnete der dicke Mann. Dann machte er die Tür auf, ließ Frau Hollberg vorangehen und folgte ihr langsam.

Onkel Matzen blieb allein. Aber er schien darüber nicht ungehalten. Er lachte vor sich hin, zündete seine Pfeife, die ausgegangen war, wieder an und schob das Zehnmarkstück, das noch auf dem Tisch lag, in seine Westentasche. Dann begann er mit sich selbst zu sprechen: „Ich hab nicht gewußt, daß ein Jung mit Hampelmänners mich Konkurrenz ins Geschäft machen wird. Abers so ist es, und ich ha[illegible] kein Schaden davon. Ich krieg meine zehn Mark, wenn nicht mehr, und er kriegt einen feinen Weihnachten!"

Weihnachten auf dem Gutshof.

Von Thea von Puttkamer.

Wüßten die Städter, was das heißt: „Weihnachten auf einem großen Gut!" — Für eine Frau, die ihren Leuten nicht nur Herrin ist, sondern eine Mutter, die, vielleicht ohne Telephon, mit „Besorgungen" in einem kleinen, meilenweit entfernten Städtchen auskommen muß. Als einziges Hilfsmittel wie als Maßstab dessen, was neu und modern ist, dienen die Kataloge der großen Firmen. Die Landfrau kann sich nicht recht vorstellen, daß in jenen Riesenbetrieben der einzelne Käufer nur eine Nummer ist. Mancher Artikel, der sich in der Vorstellung ganz schön ausnahm, genügt in Wirklichkeit nicht ihren Ansprüchen. Andere Sendungen lassen auf sich warten. Inzwischen wachsen die Besorgungzettel fürs Städtchen zusehends, die Kinder stellen mit größter Harmlosigkeit unmögliche Wünsche, Mamsell hat die Küchenrezepte verlegt und verläßt sich lieber auf die Mischungskünste und den Geschmack der Gnädigen, der Jäger bringt keinen Festbraten, der Kamin im Bescherungsaal raucht, der Gatte empfiehlt dringend, sich zu schonen, aber auch ja nichts zu vergessen! Bei den schwierigen Leuteverhältnissen müsse nicht nur Güte die Hand regieren. Klugheit sei beim Aussuchen und Verteilen der Weihnachtsgaben am Platz. Und so „rackert" sie sich weiter ab in den weiten zugigen Räumen des alten Gutshauses, rennt im Städtchen von einem Kramladen zum andern, um endlich resigniert — aus Mangel an Besserem — den angebotenen Ladenhüter zu nehmen. Nur ein stolzes Gefühl hält sie aufrecht inmitten der vielen Anforderungen, die neben denen des täglichen Lebens an sie gestellt werden, das Gefühl: für alles allein verantwortlich zu sein, eine Art Kraftprobe, wie alle Jahre um Weihnachten herum, siegreich zu bestehen! —

Ihr Bub und ihr Mädel kriechen im Saal unter Kisten und Paketen, Säcken und Kuchenbergen herum, möchten gern beim „Verteilen" helfen wie die große Schwester, die zum Fest aus der Pension kam, und wissen doch nicht recht wie. Eine Reihe tiefer Zinnteller steht auf der Tischplatte. Vier Säcke mit braunen und weißen Pfeffernüssen, mit Hasel- und Walnüssen davor. Aus jedem fliegt eine Handvoll in die Teller. Mutter und Tochter haben das schon ganz gleichmäßig „raus". Sie suchen auf der Liste: Hofmeister, Vorknecht, sechs Pferdeknechte, Kuhfütterer, „Schweinemajor", Gärtner, Hühnerjette, Hausmädchen, Leuteköchin usw. „Daß nur nicht wieder der Ortsarme vergessen wird. Peter, schnell noch einen Teller! Und Elsing, lauf mit, ob Mamsell noch nicht von der Laubkammer auf dem Boden gekommen wäre mit den Weihnachtsäpfeln!" — Mit grellroten Backen lachen jetzt die Aepfel in den Saal, und die Kleinen bemühen sich, diesen Glanz durch entsetzliches „Rubbeln" noch zu erhöhen. Aber die Mäulchen stehen nicht still. „Mutti, was is dies?" Aus einem länglichen Paket lugen zwei Stöcke. — „Neue Krücken für die lahme Jette, Kinder. Irma, hier auf dem Teller fehlen die Pflastersteine. Keine mehr da? Schreib mal auf, daß eine Tüte vergessen sein muß." „Mutti, Mutti, sollen wir denn das sehen?" — „Ach, denkt nicht immer, alles müßte für euch sein. Hier ist noch ein Dutzend solcher kleinen Puppen. Ihr bekommt doch nicht gleich zwölf auf einmal, und Dorfkinder spielen auch gern!" — „Und hi—er?" — Um die beiden Redseligen zum Schweigen zu bringen, wird ein „Grapschen" in die riesenhafte Bonbonbüchse erlaubt, aus der die große Schwester jedesmal sechs für jeden Teller abzählt.

Plauz — Aepfel und Wischtuch liegen auf der Erde. Denn der Kadett ist hereingestürmt, mit rotgefrorenen Händen und Lippen. „Bruder Jürgen, wo sind sie, die Weihnachtsbäume?" „Draußen, Kinnings, ganz famose haben Vater und ich dies Jahr gefunden. Nur für euch — etsch! etsch! gar keinen! Denn als wir gerade einen hatten, sprang ein Hase aus ihm heraus und schlug mit den Löffeln nach uns. Da trauten wir uns nicht, ihm sein Palais wegzunehmen." Elsing möchte beinah weinen. Aber Peter hat etwas Großartiges entdeckt: „Es schneit, es schneit!" Wahrhaftig, dicke, schwere Flocken, solche, die ganz breit auf dem gefrorenen Boden liegenbleiben und ihn wie mit einem Pelz überziehen. Und Mutter samt der „Großen" hört auf beim Sortieren der gestrickten Westen, der Hemden und Schals, sie blicken hinaus in den immer dichter fallenden Schnee und wünschen recht von Herzen, es gäbe diesmal übermorgen „Weiße Weihnachten!"

In der Gesindeküche bastelt Faktotum Kratzke an den „Tannfichten" herum, die gar nicht so ebenmäßig gewachsen sind, „wie Herr Kadett meinten". „Aber sein der junge Herr man ganz ruhig; hier nehmen wir'n Ast weg, hier bohren wir einen ein. Wat Kratzkes Hände seihn, dat können sine Oogen moaken!" Während der Alte noch am „Herrschaftsboom" schraubt, hängen die Mädchen an den fürs Gesinde allerhand grellblanke Blech- und wunderlich geformte Zuckersachen. Die hat die jnä Frau aber wieder zu scheen ausjesucht. Sie singen dabei: „Es ist ein Ros entsprungen . ." Ihre hohen, näselnden Stimmen dringen bis auf die Diele, von deren Tür Peter klein und Elsing auf den verschneiten Hof hinausstarren. Ihre Verbannung aus dem Saal, in dem auch der Baum geputzt wird, finden sie nicht sehr erquicklich. Aber zwei Probleme zerstreuen sie: Ob die Pferde sich auch wohl auf Weihnachten freuen, weil sie dann zwei Tage „stehen" können, und wie „Bauschan", dem Kettenhund, morgen, am Christabend, beschert werden könne. Lump und Hektor finden immer ihre Wurst unter dem Weihnachtsbaum, aber der arme Kerl muß ja den Hof bewachen . . . . . .

Schöner, dicker Schnee für den Heiligabend. Es wird nicht allzu früh dunkel; aber die Knechte, die wie stets im Winter in einer „Wechslung" durcharbeiteten, machen heute früher Schluß. Der Herr „Entspektor" läßt sie gewähren. „Fein gemacht", die Mützen in der Hand, stapfen sie nach und nach dem hellerleuchteten Gutshaus zu. Will denn der Schnee gar nicht die Stiefel loslassen? Sie wollen dem Herrn doch nicht Diele und Saal volltrampeln: Frauen und Kinder haben Holzpantoffeln, die sie draußen lassen, über die Schuhe gezogen, in denen sie ein wenig scheu und ungeschickt treten. — „Ob Hei Vörknecht woll de Pip kriggt?" — Un ick ne seine Peitsche?" — „Jung, wäs still, hör leiwerst dü Klocken!" Unablässig ruft eine kleine Glocke von dem hoch vor der Dorfkirche gelege-



nen Stuhl her. Für Fremde mag's nach Armsündergeleit klingen. Die Gutsleute aber freuen sich dran. Mancher wird nachher noch hingehen, um selbst den Strick zu ziehen. Denn nach altem hinterpommerschem Brauch dauert das „Beiern" die ganze Christnacht durch.

Und nun stehen sie alle im Saal. Drüben die blendende, ungewohnte Lichterpracht, drüben die Herrschaft. Die „Frau" ein wenig blaß und abgehetzt (Warum? denken die Leute), der Herr lange nicht so ernsthaft, wie sonst. Von den langen Tafeln her, deren weiße Decke man nicht mehr sieht — so dicht stehen Teller und Geschenke, zieht ein kräftiger Duft von braunem Pfefferkuchen heran. Er mischt sich mit dem leichten Stallgeruch, der die Knechte nicht verläßt. Aber der paßt hierher, paßt . . . zum uralten Lied von der Krippe, von Ochs und Eselein. Mit heller Stimme spricht Elsing ihr Weihnachtsgedicht; geübt und sicher tragen die Gärtner- und Kutscherkinder die Geschichte von Jesu Geburt vor. Peter möchte zu dem kleinen Tannenbaum, der dem Jüngsten allein gehört. Aber der Vater hält ihn. „Komm, du gibst jedem seinen Teller; Mutter besorgt das andre."

Nacheinander treten erst die Männer vor, dann die Frauen mit den Kindern, zuletzt die Hausleute. Der Vorknecht macht einen feinen Diener und reicht der „Gnäd'gen" die schwielige Hand. Die andern tun's ihm nach. Ein jedes findet neben seinem Teller, den Peter zitternd in das buntgewürfelte, saubere Taschentuch schüttet, eine nützliche Ueberraschung: ein Messer, eine Jacke, Bücher, Kleiderstoff, Schürzen. Mama hat an alles gedacht. Der Gutsherr reicht in Papier kleine Geldgeschenke, und der Kadett freut sich diebisch, daß er nicht wie im Vorjahr bei den Aufschriften die Geschenke an Mamsell mit denen für den Gärtner verwechselt hat. Etwas kommt ganz überraschend: für gute Pferdepflege erhalten zwei Knechte silberne Beschläge für die Peitschenstiele.

Endlich dürfen die Kinder zu ihren Tischen. Langsam verlassen die Leute den hellen Saal, und die Gutsherrschaft kann jetzt an sich denken. Im Lichtschein, der durch die offengebliebene Verandatür fällt, schimmert der Schnee, und durch die tiefe Einsamkeit, die sich um das Landhaus breitet, dringt unablässig der Glockenruf: „Friede auf Erden!" —

Unsere Bilder.

„Parsifal" im Deutschen Opernhaus (Abb. S. 2157 u. 58). Zum frühesten Termin, den das Gesetz zuläßt, am Neujahrstag 1914, wird das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg Richard Wagners „Parsifal" zur Aufführung bringen. Die Titelpartie wird Herr Kirchner singen, der vermutlich in absehbarer Zeit an die Königliche Oper in Berlin übergehen wird, die Kundry Frl. Gottlieb, den Gurnemanz Herr Blaß. Ob die Aufführung eine Entweihung des Bühnenweihfestspiels sein wird, wie die enragierten Freunde Bayreuths fürchten, oder ob hier der Schwanengesang des Meisters einem das Ereignis mit Sehnsucht erwartenden Publikum in würdiger Form vorgetragen werden wird, wie dieses nicht ohne Grund hofft, muß man abwarten. Für die Leistungsfähigkeit der Charlottenburger Volksoper spricht es jedenfalls, daß die Kostüme in ihrem eigenen Atelier unter Leitung ihres Garderobeinspektors Julius Köppe gefertigt werden konnten.

Das Ministerium Doumergue in Frankreich (Abb. S. 2159), das dem Präsidenten Poincaré nicht gerade besonders willkommen ist, hat in der Deputiertenkammer, nachdem der Ministerpräsident sein Programm entwickelt hatte, sein erstes Vertrauensvotum erhalten. Die Freunde des alten Kabinetts Barthou fürchteten und fürchten vielleicht noch, daß das neue dazu schreiten könnte, das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit rückgängig zu machen. Aber auch für Regierungen, die sich aus lauter radikalen Elementen zusammensetzen, gilt selbst in Republiken mit parlamentarischem Regime das Wort, daß sich die Sachen hart im Raum stoßen. Doumergue hat in seiner Antrittsrede erklärt, daß das Gesetz loyal angewendet werden solle.

Eine Türkin im Flugzeug (Abb. S. 2158). Wie im westlichen Europa ist die Frauenemanzipation auch in der modernen Türkei auf dem Marsch. Es gibt eine Gesellschaft „Osmanli Mudafai Hakiki Niszwan Dschemiett", zu deutsch: „Gesellschaft zur Verteidigung der Rechte der türkischen Frauen". Diese hat aber noch mehr zu tun als ähnliche Vereinigungen bei uns. Im Osmanenreich muß das weibliche Geschlecht sozusagen noch um das Recht, überhaupt in der Oeffentlichkeit eine Rolle zu spielen, kämpfen. Eine Etappe in diesem Kampf bedeutet es, daß jüngst eine Lehrerin, Bellis-Schefket mit Namen, als Begleiterin des Fliegeroffiziers Fethi-Bei einen Aeroplan bestieg und einen Flug über der Hauptstadt Konstantinopel mitmachte.

Herr und Frau Sayre (Abb. S. 2159), der Schwiegersohn und die Tochter des amerikanischen Präsidenten Wodrow Wilson, haben auf ihrer europäischen Hochzeitsreise u. a. auch Cambridge besucht. Unser Bild zeigt sie bei der Besichtigung des Christ College unter Führung des Mr. Carver vom Trinity College.

Franz Kossuth (Abb. S. 2159), der 72jährige Führer der Opposition im ungarischen Abgeordnetenhaus, die mit ihrer fortgesetzten Obstruktionspolitik vorläufig unterlegen ist, geht in seinen alten Tagen noch einmal auf Freiersfüßen. Von einer schweren Krankheit genesen, hat er sich mit der verwitweten Gräfin Alexander Benyosky verlobt.

Jahrhundertausstellung in Schwerin (Abb. S. 1260). Auf der großen Jahrhundertausstellung in Breslau war natürlich auch Mecklenburg, die Heimat der unvergeßlichen Königin Luise, vertreten. Aber so wertvolles war, was dort gezeigt wurde, es war doch nur ein Bruchteil dessen, was das Land an Andenken aus der großen Zeit birgt. Um das Bild zu vervollständigen, ist jetzt im Großherzoglichen Museum zu Schwerin unter Leitung seines Direktors Dr. Josephi und unter reger persönlicher Anteilnahme des regierenden Großherzogs eine mecklenburgische Spezialausstellung zur Erinnerung an die Freiheitskriege veranstaltet worden. Etwa 3000 Gegenstände geben einen fesselnden Ueberblick über Personen und Dinge aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Man ist auch nicht einseitig gewesen, man hat Napoleon nicht vergessen, der wenngleich ein hassenswerter, doch sicherlich ein großer Gegner gewesen ist. Was mit ihm in Zusammenhang steht, ist in einem Saal untergebracht; die beiden andern gehören Mecklenburg und dem preußischen Königshaus. Friedrich Franz I. blickt auf die Beschauer herab, und besonders zahlreich sind natürlich die in den einzelnen Sälen aufgestellten Andenken an die Königin Luise. Unsere Aufnahmen zeigen den Thron des Großherzogs Friedrich Franz I. sowie Kleider der Königin Luise, ferner ein Kabinett mit persönlichen Erinnerungstücken der Königin und ein Porträt der Königin Luise.

Nummer 51.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 2157.



Frl. H. Gottlieb als Kundry, Herr A. Kirchner als Parsifal.

Wagners Parsifal im Charlottenburger Opernhaus.

Herr Werner, Frl. Dänicke, Herr Blaß (Gurnemanz), Herr Heyer, Frl. Metzger.

Gurnemanz mit den Knappen.

Wagners Parsifal im Charlottenburger Opernhaus.



Eine mutige Türkin: Die Lehrerin Belkis Scheffet als Fluggast des Fliegeroffiziers Fethi-Bei.



Phot. Branger.

Das neue französische Ministerium.

Auf der untersten Stufe: Doumergue (Präsidium und Aeußeres). Auf der zweiten Stufe von links: Caillaux (Finanzen), Noullens (Krieg). Auf der dritten Stufe von links: David (Oeffentl. Arbeiten), Lebrun (Kolonien), Bienvenu-Martin (Justiz), Métin (Soziale Fürsorge). Auf der vierten Stufe von links: Jacquier, Perrel, Monis (Marine), Renoult (Inneres). Auf der fünften Stufe von links: Maginst, Malvy (Handel und Post), Viviani (Oeffentl Unterricht und schöne Künste).



Photopreß.

Die Tochter Wilsons in England: Mr. und Mrs. Sayre, geb. Wilson, bei dem Besuch eines College in Cambridge.



Frau Gräfin von Benyosky,
die Braut Kossuths.

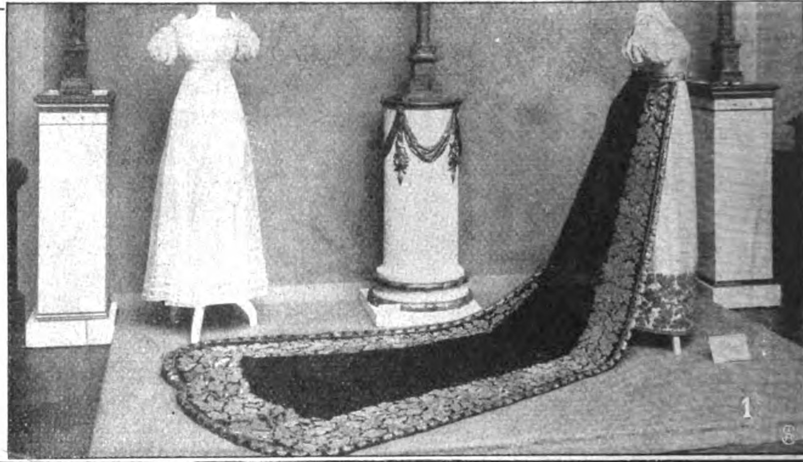


Wirkl. Geh. Rat v. Kossuth u. Udvard,
Führer der Opposition in Ungarn.

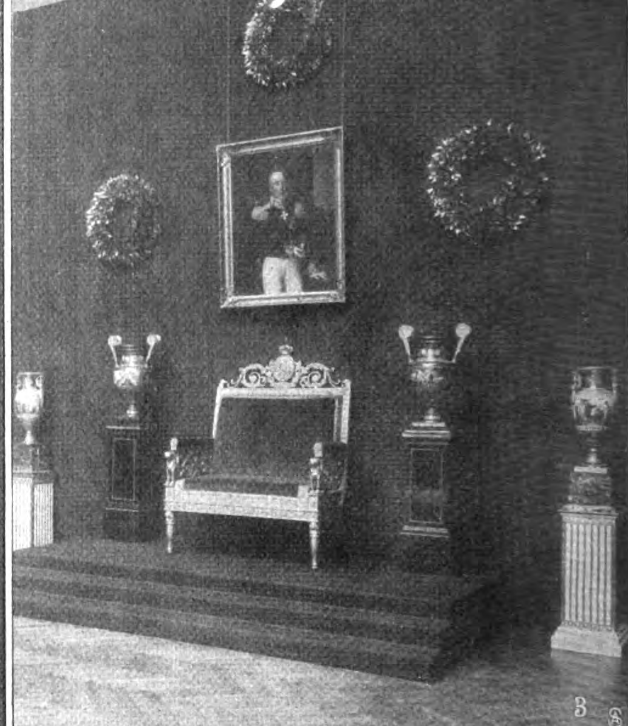
Von der mecklenburgischen Jahrhundertausstellung im Museum in Schwerin i. M.

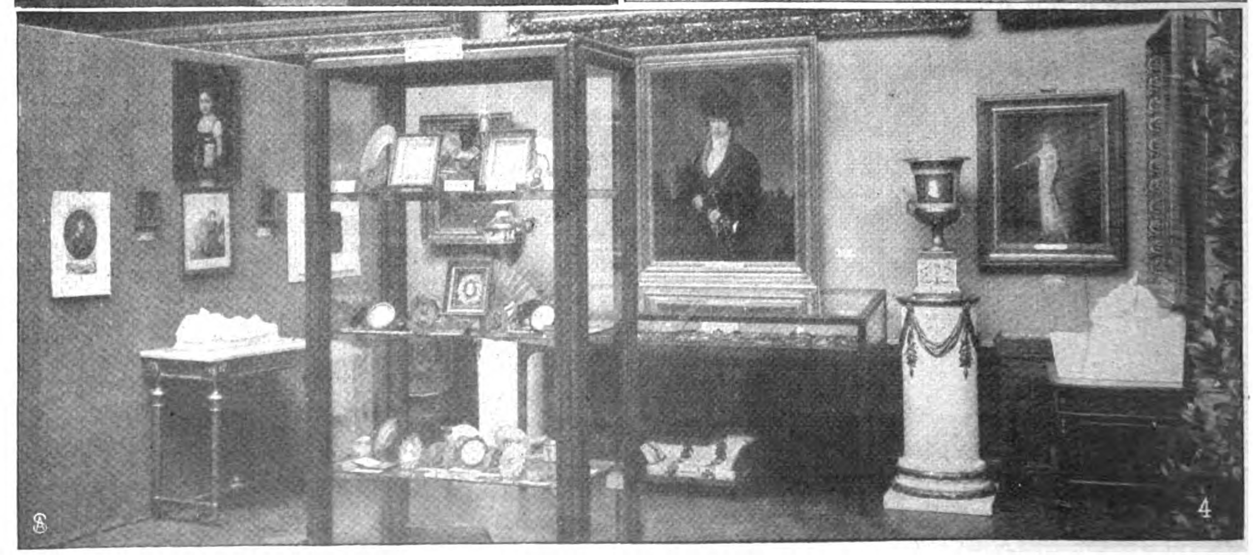
1. Kleider der Königin Luise.
2. Bild der Königin Luise.
3. Thron des Großherzogs Friedrich Franz I.
4. Kabinett mit persönl. Erinnerungsstücken an die Königin Luise.

Hofphot. Fr. Heuschkel, Schwerin.









Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

2. Fortsetzung.

Als die Haustochter gegangen war, stand ich da, biß in meine Finger, und trotz der bohrenden Enttäuschung, die Maries Eröffnung in mir entfesselt hatte, brauste mit Sturmeswehen doch nur der eine Wunsch durch meine verlangende Seele: Sie muß neben dir sitzen, du mußt sie spüren, wenn du über die glitzernden Schneefelder dahinfliegst. Menschen und Getier, Schneeflocken und Wind, sie sollen sich vor dieser ragenden Schönheit neigen.

Und ich setzte mein Begehren durch. Ohne Kenntnis davon, wie sicher der einfache, unverbildete Instinkt dieses Mädchens Menschen, Dinge und Tatsachen in ihrer Nähe zu begreifen und abzuschätzen vermochte, versuchte ich es, die Frau Kapitän sowie die beiden alten Hausfreunde für meine Wünsche zu gewinnen.

Und siehe da, die listige Bemühung gelang über alles Erwarten. Bei meinen Abendbesuchen wurde ich nämlich oft Zeuge, wie von der gewichtigen Mutter sowohl als auch von den beiden schnurrigen Käuzen die Freuden einer Schlittenfahrt in alle möglichen Gespräche eingeflochten wurden. Natürlich heimlich und versteckt. Aber dennoch trat ihre hilfreiche Absicht so deutlich zutage, daß ich oft fürchtete, Marie könnte mich und meine Bundesgenossen durchschauen. Allein nichts von alledem geschah. Im Gegenteil. Wenn der Kapitän hinter den blauen Dämpfen seiner Tabakspfeife eine recht ansehnliche Schilderung derartiger Wintergenüsse von sich gab, die er in allerlei wilden Gegenden ausgeführt haben wollte, dann ließ die Haustochter häufig ihre Arbeit sinken, dann lauschte sie gespannter als sonst den verlockenden Worten des Seebären, ja, ihr rascherer Atem und der kurze, verständnisinnige Seitenblick, den sie dabei über mich fortschweifen ließ, alles verriet mir, daß die Stolze noch nicht völlig den Wunsch und die Sehnsucht nach jenen fremden, ihr versagten Vergnügungen unterdrückt habe.

Und der alte Seemann steigerte seine Anstrengung, um das Mädchen für dieses eine Mal ihrem sicheren Kreis zu entreißen, in das wahrhaft Maßlose.

„Kuck, Mariing,“ erzählte er schmauchend, indem er mit dem ruhenden Schnürbein den Stuhl lustig hin und her wippte, „solch eine Schlittenfahrt is zu schön, is ganz wunderbar prächtig. Du glaubst, der Wind hätte dich auf den Arm genommen und führe mit dir nun so einfach davon. Über die weißen Stoppeln und die blitzenden Felder, die der liebe Gott ordentlich hell gescheuert hat. Denn auf seinen Staatssaal bildet er sich zur Winterzeit etwas ein und zeigt unseren Hausfrauen, wie es zu machen ist. Das hab ich alles in dem dänischen Märchenbuch gelesen, das ich dich auch sehr empfehle, denn du sollst ja jetzt auf das Lesen verflucht läufig sein. Und sieh, mein Mariing,“ fuhr er behaglich fort und schmatzte vor Vergnügen mit seinen wulstigen Lippen, „die gewöhnliche Erdenschwere fällt bei einer solchen Fahrt ganz von einem ab. Keine Spur. Du wiegst überhaupt gar nichts mehr und kannst zu jeder Schneeflocke sagen: ‚Komm her, Bruderherz, ich flieg mit dir.‘“

„Nun, das ist wohl nicht Ihr Ernst!“ keifte hier Herr Petrus Knabe dazwischen, der auf dem Glanzledersofa hinter dem Tisch wie ein vollgepacktes Bündel hockte, dessen Inhalt leider in Brand geraten war; denn der verwachsene Zeichenlehrer rauchte und fauchte, daß die blauen Dämpfe sich in seiner struppig braunen Perücke verfingen wie Schlachtendampf im Hügelgelände. „Das ist wohl nicht Ihr Ernst?“ ärgerte er sich und ließ seine Runzeln in dem bartlosen Gesicht durcheinandertanzen. Dann spuckte er ziemlich ungeniert aus. „Die Erdenschwere verliert leider kein menschliches Wesen. Sie beruht nämlich auf dem Gewicht der Luftsäule, die jedes Geschöpf auf dem Rücken trägt. Verstehen Sie?“

Das hätte er eigentlich nicht äußern dürfen, denn Kapitän Korthals schickte einen wenig teilnahmvollen Blick zu dem Auswuchs seines ewigen Gegners herüber und verzog sehr geringschätzig den ausdrucksvollen Mund.

„Na, vielleicht verringern Sie das Gewicht Ihrer Säule ein bißchen,“ sagte er, „das hilft Ihnen womöglich. Man kann nicht wissen. Was aber sonst die Schlittenpartien anlangt, da dürfen Sie mir nicht gegensprechen, weil Sie dafür nicht das richtige Verständnis haben.“

„Pardon, ich bin — —“

„Ein Stubenhocker, jawoll. Oder wollen Sie mir vielleicht auch abstreiten, daß ich dort oben in Grönland auf einem richtigen Renntierschlitten gesessen und über das vereiste Hochplateau gesaust bin? Kinnings“, fuhr der Erzähler fort, nachdem er zu seiner Begeisterung noch ein Glas dampfenden Grogs herabgeschüttet hatte; und dann hob er ein wenig das verschnürte Bein und rieb sich, in Erinnerung schwelgend, die Hände: „Das is noch was. Denk dich, Mariing, da sitzt man in einem richtigen Renntierkoffer drinnen, in den außerdem noch eine ganze lappländische Familie verstaut ist. Lauter kleine Ölgötzen mit Schlitzaugen und Trangeruch. Denn das ist bei diesem Volk das allervornehmste. Und dann sitzen sie neben dich und rauchen dir ins Gesicht. Bei diesen interessanten Leuten rauchen nämlich selbst die Frauen und die lütten Kinder so ein niederträchtiges isländisches Moos, wovon einem die Augen tränen, wenn man bloß daran denkt. Aber das tut alles nichts. Die Fahrt selbst bleibt herrlich. Acht bis zehn Renntiere sind dich vor eine solche Nußschale gespannt, und diese Renntierhirsche laufen und sausen, bis du glaubst, der Wind bleibe



hinter dir zurück. Eine ganz entfamte Schnelligkeit. Die Schnauzbärte der Männer krusten in der Kälte fest, und du kannst sie abbrechen. Sogar der Pelz, den du anhast, wird so hart, daß er dir Löcher auf der Haut scheuert. Aber was schadet das? Denn wenn nun noch der Polarsternenhimmel sich hoch über dir ausspannt und die vielen tausend Sterne herunterfunkeln, als wären sie Eisstückchen, hinter die man ein Licht gestellt hat, ich sag dich, Mariing, dann vergißt man an seine eigene kleine, erbärmliche Menschlichkeit, und kein Deuwel und kein Petrus Knabe kann einem die rührsame Erinnerung nehmen."

So sprach der Alte, und das blonde Mädchen hörte ihm mit niedergeschlagenen Augen zu. Auch ich selbst wagte oft in unser Gespräch kleine Andeutungen zu streuen, die auf die beabsichtigte Schlittenfahrt hinzielten, und bald überraschte es mich, daß sich Marie Düsterwald häufig für diese oder jene Einzelheit des Winterausflugs zu interessieren begann. Ach, und dann erschien jener Vorabend des Seminarfestes, an dem ich endlich die Früchte meiner Bemühungen pflücken sollte. Ich trat zur Abendstunde in die große Familienstube, wo man mich bereits als unausbleiblichen Gast erwartete, und fand die beiden Frauen allein. Aber welch ein Anblick! Da stand das schöne, große Mädchen vor dem alten, nachgedunkelten Mahagonispiegel aus veräftelter und verschnörkelter Holzarbeit. Hinter ihr verharrte die Riesenmutter, hob ein flackerndes Licht hoch über das Haupt der Tochter, und aus dem Spiegelglas heraus grüßte mich ein Bild von solch rotbäckiger Frische und Gesundheit, daß ich auf der Schwelle festwurzelte und keinen Schritt vorwärts zu setzen wagte. War es Wirklichkeit, was mir dort entgegenblitzte? Solche Eleganz und Schmiegsamkeit vermochte ein graues Pelzjäckchen, das kurz über den Hüften abschloß, zu verleihen? In der Tat, so viel schelmische Koketterie teilte sich einem stolzen, ersten Haupt mit, sobald es von einem Barett aus dem gleichen weichen Rauchwerk gekrönt wurde? Das war ja gar nicht mehr mein gemessenes, abweisendes Wikinger Mädchen. Nein und tausendmal nein. Da stand ein elegantes, junges Weib, das nur darauf zu harren schien, sich in die Kissen eines dahinstürmenden Schlittens zu schmiegen, um dann fröhlich und berauscht an der schützenden Seite irgendeines Glücklichen dem heranbrausenden Wintersturm entgegenzutrotzen.

Wie klopfte mir das Herz.

„Ja," sagte Mutting Düsterwald, indem sie bewundernd einen Schritt zurücktrat, damit sie den faltenlos herabfallenden Rock ihrer Tochter noch etwas glatter striche, „wenn es Ihnen Freude macht, Herr Doktor, dann nimmt mein Mariing Ihre Einladung für morgen dankbar an. Wir haben uns das nämlich überlegt. Warum soll sie nicht mal ein Vergnügen mitmachen? Sie ist ja noch so jung. Und", fügte sie überzeugter hinzu, „wenn Sie dabei sind, da kann meiner Tochter gewiß nichts passieren. Vating hatte recht, wir haben Vertrauen zu Ihnen, Herr Doktor."

Das alles brachte die Frau so treuherzig hervor, wie man nur oben am Meer sein Herz zu erschließen vermag. Die aber, die morgen meine Gefährtin sein sollte, sie beugte sich in ihrem engen Pelzjäckchen zurück und umfaßte mich mit einem einzigen merkwürdigen Blick. Was lag darin? Dankbarkeit sowohl als auch Furcht und zagende Erwartung. Und davon getroffen, zögerte auch ich, der ich doch alles veranlaßt hatte, in unentrinnbarer Vorahnung an der Tür. Schuldbeladen irrten meine Blicke über den weißen Estrich, als ob dort unser zukünftiges Schicksal, das sich mit dem morgigen Tag vereinigen sollte, mit feurigen Lettern auf und nieder spränge.

* * *

Meine Erinnerung setzt aus. Ein Zwischenraum folgt, leer, gestaltlos, eine graue Einöde, die nicht auf dem Erdball verankert ruht, sondern hin und her schwankt wie ein durch wallende Nebel gejagtes Schiff. Und durch das düstere Gewölk züngeln rote Blitze hindurch. Das sind die Gedanken, die da und dort einschlagen, um bald ein blasses, unkenntliches Antlitz mit grellem, unwirklichem Licht zu bestrahlen, bald eine rasch wieder entschwindende Gegend im fahlen Schein aufzucken zu lassen.

Hei, wie braust der Schlitten durch die schneeruhige Landschaft, hart an dem vereisten Fluß vorbei. Neben mir sitzt das hohe, strahlende Weib. Ich spüre ihre Nähe, da ihr Arm sich eng an den meinigen lehnt, der Dampf unseres Atems vermischt sich und spielt glitzernd in der Sonne.

Und doch — Tränen? Durch die Fugen des herabgelassenen Schleiers rinnen tröpfelnde Perlen?

Tränen — wirklich Tränen?

Vorbei! Gleich einem entschwirrenden Schatten versinkt alles, und der Blitz trifft eine neue Stätte. Wo befinde ich mich? Zerbröckelte Ruinen längst zerfallener Klostermauern umstehen mich, die beschneiten Äste ungeheurer Buchenstämme, die sich mitten in das Steinwerk gedrängt haben, sie bilden über meinem Haupt ein weißes, funkelndes Gewölbe. Und tief unter ihm stehen zwei junge Menschenkinder sich gegenüber, barhäuptig, ungeschützt gegen die Kälte, und in ihren ausgestreckten Händen leuchtet das Eisen, mit dem sie einander auf die warme Brust zielen. Und der eine dieser beiden, die um Sein und Vernichtung würfeln, das bin ich? Unmöglich! Vor wenig Wochen besaß ich noch keine Kenntnis davon, wie man den Hahn einer so gefährlichen Waffe löst. Ja, die Austragung knabenhafter Differenzen durch die Sendboten des Todes erschien mir unsittlich. Und trotz alledem — —?

Ja, trotz alledem. Von den weißen Bogen hoch über mir rinnen Tropfen herunter. Leuchtende, glitzernde Kugeln, die mitten in den sich anhebenden Kampf hineinsickern. Sind auch das Tränen? Mariens Schmerzenstränen? Und sie fließen mir ins Gesicht, sie entzünden in mir Haß, Wut und stürmische Verachtung, so daß alle meine Anschauungen über den Haufen stürzen und ich das blinkende Eisen festklammern muß als meinen besten Freund.

Und dann — wieder ein Blitz, ein wirklicher Feuerstrahl, die weißen Pfeiler über mir brechen krachend zusammen, und ich selbst sinke — sinke ins Bodenlose.

Als meine Sinne sich erhellen, sehe ich viele weiße Betten auftauchen, ich höre Stöhnen und Wehklagen,



Weihnachts-Besuch

von

Paula Dehmel

Ländliche Straße, dicht beschneit!
Knirschen, Geläut,
ein Schlitten,
inmitten
sitzen drei kleine Leut,
bis zu den Oehrchen vermummt.
Es singt und summt
von Weihnachtsglocken;
ein paar neugierige Flocken
lassen vom Wind sich herüberwehn,
wollen partout das Mädelchen sehn
mit den roten Kältebäckchen
und den goldbraunen Zottellöckchen
und das Bübchen daneben,
das sich eben
das immer tropfende Näschen putzt.
Großäugig, verdutzt,
bis zum Mäulchen zugedeckt,
im Wollmützchen fast versteckt,
sitzt das kleinste auf Mutters Schoß.
„Kutscher, ein bißchen los,
es wird kalt,
Sie wissen doch, drüben zum Förster am Wald."
Der Alte schmunzelt und knallt
mit der Peitsche, hü, hott —
Die Gäule bleiben bei ihrem Trott . . .

. . . Von drüben her Lichter,
zwei altliebe Gesichter
hinter den Scheiben:
Wo sie nur bleiben?
's ist schon die fünfte Stunde!
Da knurren die Hunde,
bellen, wollen hinaus,
Großmutter läuft vors Haus —

Da — — Knirschen, Geläut,
ein Schlitten,
inmitten
sitzen vier liebe Leut!
Wie das Altchen sich freut!
Unter Lachen und Weinen
wickelt sie aus den Tüchern die Kleinen,
Küßt die Tochter, nimmt ihr das Jüngste vom Knie:
„Ein prächtiges Kindchen, Gott schütz es, Marie!"
Neben ihr sprudelt ein Zünglein:
„Großmutter, komm doch rein,
Großmutter, sind die Hühner noch wach?
Großmutter, Vater kommt morgen nach,
er läßt schön grüßen." . . .
Auf bedächtigen Füßen,
als ging ihn die Sache gar nichts an,
kommt auch der Förster langsam heran.
„Na?
Seid ihr endlich da?"
Gleich läuft der Fritz auf ihn zu:
„Großvater, du,
guck mal drüben den roten Fleck,
och, Großvater, nu is die Sonne weg!"
„Die Sonne? Hm, laß man, drin is noch eine,
'ne ganze feine,
die wird uns bald blinken — —
nu aber, bitte, kommt Kaffee trinken."

— — — Der Platz wird leer,
schneestill und stumm.
Der alte Kutscher lenkt langsam um,
nickt vor sich her,
gedankenschwer
und brummelt für sich:
„De oll Förster hett's gaud, manch enner hett's nich."

und dann bemerke ich eine Anzahl weißgekleideter Männer, die mein Lager geschäftig umgeben. Jetzt wird es mir klar, ich liege krank, verwundet, und mein rechter Arm ruht neben mir, bewegungslos und fest geschient. Und wieder flattert mein Bewußtsein durch Nebel und Dunst, bis ich plötzlich etwas gänzlich Festes und Gegenständliches an meinem Lager spüre. Eine frische, wohlklingende Stimme unterbricht das dumpfe Hämmern des Blutes in meinen Ohren. Richtig — richtig, die aufrechte Gestalt des jungen Mannes, der eine hellblaue Korpsmütze unter dem einen Arm trägt, während er mir seine Rechte entgegenstreckt. Diese biegsame Figur habe ich zuletzt hinter dem Blitz der Pistole erschaut. Damals leuchtete sein Antlitz so ernst, entschlossen und selbstbewußt. Wie seltsam sich so etwas verändert. Denn heute spielt ein gutmütiges, fast mitleidiges Lächeln um seinen feinen, von einem schwarzen Schnurrbärtchen beschatteten Mund, und die dunklen Augen des jungen Barons Egon von Letzkow blicken fast verlegen, als er mich ermunternd fragt: „Na, lieber Vogt, ich möchte mich doch einmal nach Ihnen umsehen. Und nicht wahr, es geht doch vorwärts? Sie müssen nämlich wissen, es ist mir ein verdammt peinliches Gefühl, daß ich Ihnen Ihre rechte Flosse so arg zerschunden haben soll. Na, aber die Herren Rippensäger werden das ja wieder zusammenleimen. Menschenskind, um Gottes willen regen Sie sich nicht auf. Wenn Sie gestatten, setze ich mich jetzt ein bißchen zu Ihnen. Und dann möchte ich Ihnen auch in aller Sanftmut jene Aufklärung geben, die Sie so kriegerisch, wenn auch vergeblich, von mir zu erhalten strebten. Herrgott, ich bin ja an der ganzen Affäre verteufelt unschuldig, das können Sie mir wirklich glauben. Sehen Sie mal, Sie brachten da ein junges Mädchen zu unserem Seminarvergnügen mit. Wie beliebt? Eine junge Dame? Aber natürlich, bestreite ich nicht im mindesten, liegt mir völlig fern. Das Schicksal wirft uns zusammen in einen Schlitten, und die Fahrt soll beginnen. Da plötzlich entdecke ich in einem anderen Gefährt ein paar mir sehr nahestehende Freunde mit ihren Damen. Und ohne mich weiter zu besinnen, springe ich aus unserem Fahrzeug heraus, um dort drüben bei den mir näher Bekannten Platz zu nehmen. — Lassen Sie nur, ich gebe ja alles zu. Das Unglück will es, daß die dort drüben gleichfalls sogenannte Junker sind. Aber liebstes Kerlchen, wir sind doch hier ganz unter uns, war denn das nun wirklich ein so fürchterliches Verbrechen? Mußten Sie mir deshalb tatsächlich einen Brief schreiben, in dem Sie meinen junkerhaften Übermut zu rächen androhen und von mir eine demütigende Abbitte vor Ihrer jungen Dame verlangen? — Nein, nein, bleiben Sie still liegen. Wenn es Ihnen Freude bereitet, will ich mich ja gern zu dem Geständnis bequemen, daß ich vor der jungen Dame, die, wie ich höre, Ihre Wirtstochter sein soll und wohl nur ganz zufällig in unseren Kreis eingeführt wurde, wie gesagt, ich will gern einräumen, daß ich vor dem mir gänzlich unbekannten jungen Mädchen den größten Respekt hege. Verlangen Sie noch mehr?"

Oh, es war doch trotz Schmerzen und Trübsal eine gehobene und herrliche Zeit. Wie wichtig und gesegnet dünkte ich mich, wenn ich die Augen aufschlug und fand, daß die beiden Frauen aus dem Haus Düsterwald an meinem Lager saßen, um mich zu unterhalten und zu bedienen. Zwar erschien das schöne Mädchen nie ohne die Begleitung ihrer Riesenmutter, ja, auch der alte Kapitän, ihr Vater, der seine russische Fahrt beendigt hatte, er schloß sich den Frauen häufig an; und doch merkte ich an dem gedankenvollen und dankbaren Blick, den Marie oft aus ihrer tiefen Versonnenheit hinaus über mich fortgleiten ließ, wie sehr sich das Gemüt dieses unverdorbenen Kindes an meinem Unfall ganz allein beteiligt glaubte. So stark schien jenes Bewußtsein in ihr ausgebildet, daß sie es fast als eine Beleidigung empfand, wenn ich versuchte, die kranke Rechte allmählich an ihren Gebrauch zu gewöhnen. Nein, das duldete sie nicht. Ohne sich aufzudrängen, wünschte sie doch alles selbst für mich zu erledigen. Sie las mir die Zeitungen vor und wunderte sich errötend, sobald ich ihren Vortrag oftmals mit der Bemerkung unterbrach, wie wohllautend ihr tiefes Organ meine Sinne umschmeichele. Ach, und wenn sie mir die Kissen zurechtbettete, mit einer so natürlichen Bewegung, als könne das alles gar nicht anders sein, dann schmiegte ich manchmal meinen Kopf in ihre Arme, und ihre Brust atmete mir so nahe, als könne ich dort allein Ruhe und Frieden finden. In solchen Momenten überraschte mich der Wunsch, noch ungezählte Monde so hilflos liegen zu dürfen, bedient und betreut von der liebevollen Fürsorge dieses stillen Geschöpfes. Und wirklich, die Wochen schwanden dahin, die Eisblumen vor meinen Fenstern krusteten sich stärker, und eines schönen Tages befand ich mich wieder in meinem Stübchen im ersten Stockwerk des alten Seemannshauses, nach dem ich mich die ganze Zeit über heimlich und offen gesehnt hatte. Gott, ich war eingezogen wie ein Kind des Hauses. Überall, auf Kommode, Tisch und Schränken, prangten rote und weiße Hyazinthentöpfe, die meine Freunde zu meinem Empfang bereitgestellt hatten. Die schönsten und größten aber stammten von Herrn Petrus Knabe sowie von Kapitän Korthals, die beide an jenem ersten Vormittag in Begleitung der Familie Düsterwald erschienen waren, um mir ihre rege Befriedigung über meine Rückkehr auszudrücken. Und zu meinem aufrichtigen Erstaunen entdeckte ich, daß ich im Herzen dieser beiden komischen Knaster eine Stätte der Anerkennung und der Freundschaft besaß. Der Zeichenlehrer schob mir ein paar mächtige Bleistifte in die Hand, von ganz ungefügen Formen, von denen er behauptete, daß sie allein imstande wären, meine ersten Schreibversuche schmerzlos zu ermöglichen.

„Bismarck hat auch mit ihnen gearbeitet", eiferte er in seinem bissigen Ton, der stets irgendeinen Widerspruch zu erwarten schien. „Otto von Bismarck, der doch in früheren Jahren hier unten auf der Straße gewohnt hat. Und deshalb meine ich, daß sie auch Ihnen gut bekommen werden."

Kaum hatte der Verwachsene ausgesprochen, da nestelte Kapitän Korthals, als ob er sich durch dieses Geschenk bereits in den Schatten gedrängt sähe, ein merkwürdiges Metallband hervor und legte es mir eifrig um den Oberarm.

„Eine elektro-metallische Gesundheitsplatte aus Neu-



york, Herr Doktor, mit den geheimnisvollsten Kräften darin. Ne, ne, ohne Spaß, an mir erprobt, Herr Doktor. Es wirkt gleichzeitig gegen verdorbenen Magen, gegen Schnupfen und Gelenkschmerzen. Das is natürlich 'n ganz anderer Schnack als solche komischen Bleistiftdinger, bei denen man sich den Schreibkrampf holt."

Ach, diese zauberhafte Gemütlichkeit, das Bewußtsein, unter lauter teilnahmvollen Menschen zu leben, es trug mir ja viel mehr Linderung und Lebensmut hinzu, als es der geschickteste Heilkundige vermocht hätte.

Und dann — sei gegrüßt, du schicksalswendender, lichterdurchflammter Weihnachtsabend! Aber noch mehr du dämmervolle Nachmittagstunde, die ihm voraufging.

Da sitze ich auf meinem Sofa hinter dem ovalen Tisch, und während ich ab und zu einen Blick auf einen kleinen Pappkarton hefte, unter dessen Glasdeckel ein wunderbares, riesengroßes Exemplar eines argentinischen Schmetterlings ausgespannt glänzt, da bemühe ich mich, unter dem traulichen Flimmern der Lampe ein paar Begleitzeilen zu meinem geflügelten Weihnachtsgeschenk zu erfinden. Es ist das kostbarste Stück, das ich besitze, und die Augen Mariens haben stets mit kindlichem Wohlgefallen auf dem seidigen Blau des Insekts geruht.

Ich schreibe.

Nichts rührt sich in dem dämmernden Stübchen, nichts vernimmt man als das leise Knistern meines Papiers oder dazwischen zuweilen das unmerkliche Knacken und Fauchen des Torfs, der noch glimmend in der niedrigen Ofenröhre zerfällt. Alle Dankbarkeit, die die letzten Wochen der Pflege und der hilfreichen Sorge in mir für immer wachgerufen, ich raffe sie auf mich zusammen, um sie, so gut ich es vermag, in meine Zeilen niederzulegen.

„Sieh, liebes Mädchen,
Ungelenk bin ich und unscheinbar,
Und wundern würd ich mich nicht,
Wenn Dir die äußere Hülle
Anlaß böte zum Spott.
Und doch — meine Seele möchte fleckenlos schimmern vor Dir,
Gleich dem Strahlengewande des Düftedurchtaumlers,
Möchte Dir leuchten im seidigen Blau —
Ein Abbild des Morgenhimmels,
Damit er sich gleichartig fühle
Dem stillen, spendenden Licht Deiner Augen
Und dem reinen, unergründlichen Azurgezelt,
Das Du selbst in Dir trägst,
Wenn Du es spannst und wölbst über uns allen,
Nahen und Fernen zur Lust —
Aber besonders doch mir!"

Meine Feder knistert noch über die letzte Zeile. Und so sehr versinke ich in das Wohlgefühl, das mir die Klarheit meiner eigenen Empfindungen erregt, daß ich überhöre, wie an meiner Tür bescheiden gepocht wird.

(Fortsetzung folgt.)



Vom Himmel gefallen.

Weihnachtsgeschichte von Marianne Mewis.

Das Gut Korwethen, das mit einer eigenwilligen Kurve keck ins ungeheure Moskowiterreich hineinschneidet, gehört zu den weltverlassensten Gegenden Preußens. Hase und Fuchs scheinen sich dort bereits vor geraumer Zeit „gute Nacht" gesagt zu haben und seither in einen tiefen Dornröschenschlaf versunken zu sein. So einsam ist der Winkel, den von Kulturmenschen nur Arzt und Pastor genauer kennen. Selbst die Manöverleitungen, die sonst jede miserabelste Klitsche entdecken und „verwerten", meiden Korwethen aus Furcht vor „Grenzzwischenfällen". Zum Kirchdorf geht man eine, zum nächsten Städtchen drei Stunden und fährt kaum kürzere Zeit; vorausgesetzt, daß man das Ziel überhaupt erreicht. Denn die höckerigen, tiefgleisigen Lehmwege bedrohen bei Trockenheit Räder, Deichseln und Pferdebeine mit Bruch und verwandeln sich bei Regen und Tauwetter in einen einzigen ungeheuren Pechstiefel. Kraftwagen kommen überhaupt nicht durch. Auch besitzt niemand einen.

Das Land ringsum würde aus der Vogelperspektive wie gescheckt erscheinen. Kleine Felder; kleine Dörfer; kleine Wald- und Buschflecken; kleine Seen; kleine Gutshöfe. Die Dorfgehöfte sind armselig und die Gutshöfe nicht viel besser. Kleinbauernbesitz — jeder Zipfel in anderer Hand! Und das Strohdach schirmt die paar „Herren" so gut wie ihre Instleute.

Korwethen bildet keine Ausnahme. Es war bis vor kurzem das sehr durch Hypotheken beschränkte Eigentum eines alten pensionierten Offiziers und eingerosteten, verstaubten und vergrauten Junggesellen. Der liebe, kinderharmlose Mann scheiterte dereinst bereits als „Premier" an seiner grenzenlosen Gutmütigkeit und Nachsicht, die sich mit dem Beruf des rauhen Kriegers und strengen Rekrutenerziehers durchaus nicht vereinigen lassen wollte.

Nach Abschluß seiner Militärlaufbahn bewirtschaftete er als ewiger Leutnant fast ein Menschenalter das kleine Gut seiner Väter schlecht und recht. Mehr schlecht, d. h., er zog das Allernotwendigste für sich, eine frühverwaiste

Großnichte und die alten Leute heraus, die blieben, weil sie „es beim gnädgen Herrn Leitnantchen so sehrchens gut“ hatten und ihre Arbeit nach dem „Kommst-nicht-heute, kommst-doch-morgen-System“ verrichten durften.

Die Großnichte Elisabeth von Golau wuchs unter Assistenz einer dörflichen Kinderfrau und einer überständigen Gouvernante auf, wie es dem kleinen Fräulein beliebte. Als „Bethchen“ fünfzehn Jahre alt war, starb die Erzieherin, und der Großonkel wurde immer schwerhöriger und schwachsichtiger und konnte als Unterhaltung nur noch das Nönnchenspiel und das Patiencelegen brauchen. Also lebte Bethchen, da sie in der Gegend durchaus keine passende Freundin fand und der Leutnant seinen wenigen Verkehr notgedrungen aufgeben mußte, wie im Kloster. Glücklicherweise wirtschaftete sie als tätige Natur gern umher, schmökerte dazwischen die Klassiker, Romantiker und vergilbte Zeitschriften, den Inhalt der lang vernachlässigten Bücherschränke, durch; fand an den unzähligen Stichen, Holzschnitten, Miniaturporträten und Schattenrissen, die in schmalen Rähmchen die Wände des alten Familienhauses bedeckten, einige künstlerische Anregung und durfte auf ein einziges illustriertes Blatt abonnieren, das sie, neben dem Lokalblatt des Städtchens, über Zeitereignisse und Moden auf dem laufenden erhielt. So wurde sie siebzehn Jahre alt. —

Acht Wochen nach diesem Ereignis saß sie vor Anbruch des Christabends in dem langen, weißen Saal, dessen Wände die Gipsbüsten sämtlicher preußischen Könige zierten, am altmodischen Tafelklavier und probierte den Weihnachtschoral. Inmitten des großen Raumes ragte die frischgrüne lichterbesteckte Fichte zur Decke empor. Und Annuschke, Bethchens noch sehr rüstige ehemalige Kinderfrau, legte zu den einfachen Geschenken: Stalljacken in kreischenden Farben und Wollfäustlingen für das Mannsvolk, Kleiderstoff und Schürzen für die Weiber, Kittelchen, Holzschäfchen, Püppchen und Schreibgerät für die Kinder, Äpfel, Nüsse und die selbstgebackenen Pfefferkuchen auf die Tische. Als die gute Alte wahrnahm, daß ihr Pflegling das „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtzeit“ gar so stimmungslos herunterklimperte, lächelte sie schelmisch, nahm aus der großen irdenen Schüssel einen Pfefferkuchenmann und schob das flache und höchst primitive Gebilde Bethchen aufs Notenpult: „Das is är!“

„Wer denn, Annuschke?“

„Nu, är, was kommen wird, unser trautstes Freileeinchen freein. Der Breeitjam! Meein Myrtchen wird all Knospchens kriejen!“

„Ei, ei! Du gehst am Ende noch selber auf Freiersfüßen, Annuschke! Für mich wüßt ich niemand. Es müßte schon reinwegs einer vom Himmel fallen!“

„Warum sollt der liebe Gottchen nich einen runterschneen lassen?“ meinte Annuschke, der für ihr Ziehkind selbst ein Engel nicht zu schade erschien. „Man heit abend ins Ofenloch kieken, meein Goldchen! Wird sich schon zeijen, der scheene Schatzchen!“

Bethchen mußte lachen, womit die Alte ihren Zweck erreicht hatte. Der Leutnant kam aus seiner Stube und zündete die Christbaumlichter an, was er sich nie nehmen ließ, weil der Glanz seine trüben Augen erfreute. Nach dem Glockenzeichen wurden die Flügeltüren zum Flur geöffnet. Die Leute schoben sich linkisch in den Saal, sangen, nahmen die Gaben in Empfang, küßten ihrem Herrn und dem Fräulein die Hand und gingen wieder.

Bethchen setzte sich mit dem Großonkel zum Abend-



„— Sie saß am altmodischen Tafelklavier und probierte den Weihnachtschoral . . .“





„— Dort kratzten sie den Holzvogel aus dem Schnee und befreiten den Flieger davon ...“

essen. Und der alte Herr ließ sie, nachdem er seine Suppe zu sich genommen, wie jeden Abend allein und zog sich zu seinen Patiencen zurück.

Das junge Mädchen machte es sich in dem Damenzimmerchen mit den alten Biedermeiermöbeln bequem, las, knupperte Süßigkeiten und nippte von dem Punsch, den der Großonkel am Weihnachtsabend fürs Haus spendierte. Und warm und behaglich, wie sie sich fühlte, nahm sie sich vor, gar nicht zu Bett zu gehen. Denn um drei Uhr wurde zum Weihnachtsgottesdienst im Kirchdorf aufgebrochen, wozu sich jeder Besucher seine Kerze mitbrachte und auf das Gestühl klebte.

Bethchen hatte eine Liebesgeschichte gelesen. Dabei wurde ihr einsam ums Herz. Es mußte hübsch sein, einen lieben Menschen um sich zu haben! Annuschkes „scheener Schatzchen“ fiel ihr ein. Sie sah nach der Konsoluhr mit dem verliebten Schnitterpaar aus Goldbronze. Mitternacht nahte. Bethchen behielt den rückenden Zeiger im Auge, verzehrte dabei gedankenvoll den Pfefferkuchenmann und ging, als die Uhr zum Schlag aushob, mit einem brennenden Licht ins Nebenzimmer, den Saal. Vor dem Ofen kauerte das Fräulein nieder, riß, während es zwölf schlug, schnell die Feuerungstür auf und leuchtete in die dunkle Höhle. Ein Geprassel schreckte sie. Aber sie sah doch genau zu und fühlte sich unwillkürlich enttäuscht, als sie nur wahrnahm, daß die Holzstücke und Späne, die sich die Magd schon kunstvoll aufgebaut hatte, um vor der Kirchfahrt schnell Feuer entzünden zu können, zusammengepurzelt waren und einen kleinen Scheiterhaufen bildeten.

Bethchen lachte sich selbst aus, legte sich nun in dem warmen Stübchen, in die Wolldecke gewickelt, noch etwas auf das Langsofa zum Schlafen nieder und wurde erst munter, als Annuschke mit dem Kaffee kam. Dann kletterten Herrschaft und Gesinde wohlvermummt in die Schlitten.

An den letzten stürmischen Tagen war viel Schnee gefallen, hatte Hohlwege gefüllt und sich vom Wind an

Hecken und Anbergen zu hohen Wehen zusammentreiben lassen. Die Christnacht brachte Windstille, Aufklärung und bei spätem Mondschein beinah Tageshelle, dazu nur 2—3 Grad Kälte. Es war eine herrliche Fahrt!

Schon vernahmen die von auswärts kommenden Kirchenbesucher das Glockenläuten und den Choral der Schulkinder, die mit ihrem Lehrer singend durchs Dorf zogen, und sahen die Kirchenfenster von der bläulich weißen Lichtflut in warmem Gelb abstechen — da lenkte plötzlich ein nie gehörtes Schnurren und Rasseln in der Luft die Aufmerksamkeit aller vom erstrebten Ziel ab. Eines jeden Blick wandte sich zum dunkelblauen, sternfunkelnden Himmel.

Ein großer Vogel nahm im Niedersteigen immer unheimlichere Dimensionen an — wie der Vogel Rock im Märchen! dachte Bethchen — und schoß pfeilschnell zum Boden, wo er sich in die hohe Schneewehe vor der Weißdornhecke am Dorf einbohrte.

In Bethchens Kopf machte die Naturkunde der Brüder Grimm wahrscheinlicheren Annahmen Platz. Das Fräulein besann sich nur wenige Augenblicke und schrie dann dem Onkel ins Ohr: „Ein Flieger! Abgestürzt!" — obwohl sie noch nie ein Flugzeug anders als auf Bildern ihrer Zeitschrift gesehen hatte.

Gleich darauf gab sie dem alten erschrockenen Kutscher einen Stoß in den beschafpelzten Rücken und befahl ihm, auf die Wehe zuzufahren.

Dort fanden sich im Handumdrehen eine Menge Leute ein, schaufelten und kratzten auf Bethchens energische Anordnung den Holzvogel aus dem Schnee und befreiten den Flieger davon. Der war keineswegs tot, wie man fürchtete, sondern stand sogar bald auf seinen Beinen, sah auf die zerbrochenen Flügel seines Apparats und sagte betrübt: „Scheitholz!"

„Nun, und Sie?" fragte der Pastor, der im Talar seiner Gemeinde nachgelaufen war.

„Ein paar Schrammen und der rechte Arm!" entgegnete der vermummte Herr kaltblütig und wies mit der Linken auf das schlaff niederhängende Glied.

„Der Arzt ist bei der alten Romeike Sohn, den beim Holzfällen ein Baumstamm getroffen hat. Sie schickten noch in der Nacht zum Doktor. Glück im Unglück."

„Helft dem Herrn in den Schlitten. Ich bringe ihn ins Romeikesche Haus", entschied Bethchen.

„Und wir andern gehen zum Gottesdienst!" schloß der Pastor, faßte des ziemlich verwirrten alten Leutnants Arm und schritt den Versammelten zur Kirche voran.

Der Sohn der alten, wohlhabenden Bäuerin hatte außer Quetschungen einen Beinbruch erlitten. So „ging die Sache in eins hin". Der verunglückte Flieger wurde ebenfalls gepflastert und ihm der Arm eingerichtet. Darauf bot ihm der Leutnant die Gastfreundschaft Korwethens an, bis er sich etwas erholt hätte und reisefähig wäre. Denn die nächste Bahnstation ließ sich noch schlechter erreichen als das Gut.

Der Fremde stellte sich als Offizierflieger Leutnant Burt vor, gab eine Depesche auf, bestimmte über den Apparat und wurde dann im Schlitten ohnmächtig . . .

Es gab zu pflegen, denn der junge Herr hatte einen tüchtigen Nervenchok zu überwinden. Und der Armbruch war kompliziert. Am Motor des Flugzeugs fand sich ein kleiner Schaden, der den Unfall verursacht hatte und sich leicht beheben ließ. Des Fliegers Arm blieb voraussichtlich im Ellbogengelenk steif. Burt war auf einem Fernflug Metz—Memel unterwegs gewesen, hatte in Johannisthal das Aufhören des Sturmes abgewartet und die helle, stille Christnacht zu stimmungsvoller Weiterreise benutzt. Etwas abseits von seinem Weg ereilte ihn das Mißgeschick. Er hatte sein Sterbeglockengeläut zu hören geglaubt...

Nun bewährte sich die ostpreußische Gastlichkeit an ihm. Der alte Gutsherr bewies dem „Kameraden" eine rührende Freundlichkeit und Fürsorge und trat ihm sogar das geliebte Nönnchenspiel zur Zerstreuung ab. Aber der junge Herr unterhielt sich lieber mit einem lebendigen „Nönnchen", der einsamen Bethe. Sie machte er auch, als er ihrer herzlichen Teilnahme sicher war, zur Vertrauten seiner Sorgen für die Zukunft.

„Ich bin ein Landkind wie Sie, gnädiges Fräulein," erzählte er, „und schon eh ich konfirmiert wurde, verstand ich mich auf Fruchtfolge, Viehzucht, Wiesen, Feld und Wald. Mein ganzes Herz hing an dem allen. Doch wir waren eine Anzahl Geschwister. Als mein Vater zeitig starb, mußte das Mittelgut verkauft werden, damit jedem sein Recht geschah. Mein Geld reichte nicht recht für einen selbständigen Landwirt. Ich trat ins Heer und liebe meinen Stand. Aber —" Er sah schwermütig auf den verletzten Arm.

Bethchen schossen die Tränen in die Augen. Sie wandte sich zum Fenster, deutete hinaus nach dem unordentlichen Hof und den Feldern, deren ungleiche Wintersaat eingetretenes Tauwetter vom Schnee entblößt hatte, und sagte ablenkend: „Wenn Sie diese Dinge kennen — was halten Sie von Korwethen?"

Er suchte verlegen nach Worten: „Die Güte Ihres Herrn Onkels wird vielleicht mißbraucht —"

„Gestehen Sie aufrichtig: das Gut ist verlottert!"

Er widersprach nicht, meinte nur: „Am Boden liegt es nicht. Er scheint fast durchweg vortrefflich zu sein."

Am nächsten Tag fuhr Burt nach Königsberg, um sich bei einem Professor der Chirurgie sein „Todesurteil" zu holen. Er kehrte noch einmal nach Korwethen zurück: er hatte seine Sachen zu packen, zu danken und Lebewohl zu sagen.

„Der Arm bleibt steif. Ich habe mein Abschiedsgesuch eingereicht!" rief er dem alten Gutsherrn, den er allein im Wohnzimmer fand, ins Ohr.

„Und weiter?"

„Ein Jahr Praxis, ein Jahr Schule — dann denke ich zum Verwalter, Inspektor oder Gutspächter zu taugen."

„Räumen Sie mir Korwethen auf!" scherzte der Alte, um seine Rührung zu verbergen.

Doch der Junge machte ein ernstes Gesicht. „Das könnt ich wohl. Und was mangeln sollte, brächt ich mit. Aber eins müßt ich in der Einöde haben: eine Frau! Geben Sie mir Fräulein Bethchen. Und ich bin Ihr Inspektor!"

„Wenn Bethchen will! — Korwethen wird ihr Heiratsgut sein. Aber mit allen seinen Hypotheken und einem grilligen alten Mann belastet."

„Der Mann sollte es auf hundert Jahre bringen. Aber die Hypotheken nicht! Denen will ich zu Leibe!"

„Ich will Bethchen fragen."

„Tausend Dank! — Doch wenn man liebt, wirbt man selbst."

„Glück auf, Herr Kamerad!"

Eine Viertelstunde später war die Frage gestellt. Bethchen antwortete: „Mir ist ein Glück vom Himmel gefallen!"

Maria und das Jesuskind in der Emailmalerei.

Von Else von Boetticher. — Hierzu 9 Abbildungen.

Maria und das Jesuskind, das Symbol göttlicher **Mutterliebe**, süßen, menschlich-himmlischen Glücks, ist ein wunderlieblicher Vorwurf für den Künstler und gibt ihm nicht nur Gelegenheit, die Schönheit des Weibes zu preisen, sondern auch den ganzen Zauber holder Kindeseinfalt zum Ausdruck zu bringen. Besonders gern wurde früher Christi Geburt dargestellt, Maria und Joseph vor dem Kind in der Krippe, umgeben von musizierenden Engeln und anbetenden Hirten oder den heiligen drei Königen.

In der Frührenaissance fehlen niemals der Ochs und der Esel auf den Weihnachtsbildern. Vertraulich neigen sie ihre oft gestreckten Häupter über das zarte Jesuskindlein. Oft verband man mit dieser Darstellung auch die von Mariä Verkündigung oder der heiligen Familie. Je freier die Kunst in ihrer Formgestaltung wird, um so persönlicher stellt sie Marias Verhalten zum Kind dar, um so mehr fraulichen Liebreiz verleihen ihr die Künstler. Sie malen sie, von spielenden Knaben umgeben oder mit Joseph, Elisabeth und Johannes zu lieblichen Gruppen vereint. Mit Blumen und Früchten werden sie umkränzt. Ganze Geschlechter scharen sich in patrizischen Gewändern um Maria und das Kind, die lichte Freude ausstrahlen und die Blicke des Beschauers auf sich ziehen.

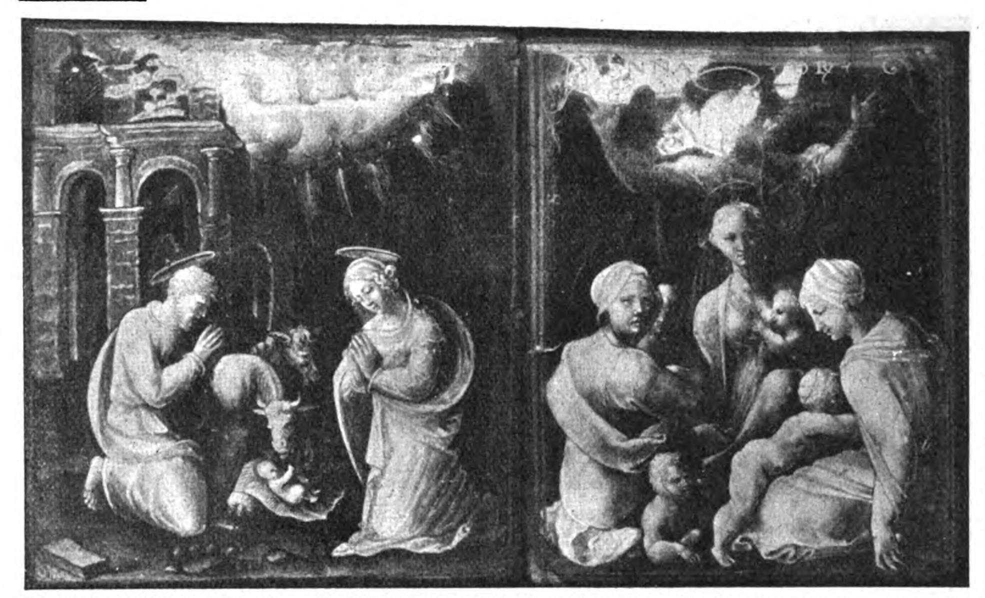


Verkündigung. Emailmalerei aus Limoges.
Von Jean I. Pénicaud. 16. Jahrhundert.

Aber nicht nur die Maler schildern diese heiligen Szenen, sondern auch die Kleinkünstler, die Bildschnitzer, die Miniaturen- und Elfenbeinmaler. Und als in Frankreich im 15. und 16. Jahrhundert die Emailmalerei zu hoher Blüte gelangt, da bemächtigt auch sie sich der alten Motive. Auf gold- und silbergerahmten kleinen Haus- und Reisealtären und auf kleinen, von Goldschmieden kunstvoll gefaßten Tafeln erscheinen aufs neue Maria und das Jesuskind in glänzender Pracht, umgeben von allen Wundern ihrer menschlich-göttlichen Herrlichkeit. Und auch die Emailkunst wird nicht müde, sie in gar vielfacher Gestalt darzustellen.



Verkündigung und Geburt Christi. Triptychon von Nardon Pénicaud. Anfang 16. Jahrh. Sammlung Mlle. Grandjean.



Die Geburt Christi. Von Jean II. Pénicaud. Die heilige Anna und ihre Nachkommen. — Louvre.

Niemand kennt den Ursprung der Email- oder Schmelzmalerei. Bei den Aegyptern, Etruskern und Byzantinern tritt sie in großen Zwischenräumen hervor. Nach Jahrhunderten erscheint sie in Deutschland, wo die Kölner Meister sie zur Blüte bringen. Diese tragen die Kunst nach Frankreich, wo eine neue Technik erfunden und das Limousiner oder Maleremail ausgebildet wird, jene preziöse Kunst, mit der sich ganze Generationen von Malern beschäftigen. Mit Metalloxyden gefärbte Glasflüsse werden breit angerührt und auf Metall, Ton oder Glas aufgetragen, das später gebrannt wird. Das Maleremail bringt wirkliche Malerei mit Schmelzfarben auf ein Metall, das in den meisten Fällen durch einen Ueberzug aus Glas einen Malgrund erhalten hat. Später pflegt man mit der Radiernadel die Zeichnung in poliertes Kupfer einzugravieren und dieses mit der durchsichtigen Lage eines schwachen Glasflusses zu bedecken; die Umrisse aber werden mit einer dunklen Schmelzfarbe nachgezogen. Von da an fällt die künstlerische Arbeit dem Ziseleur zu, der Emailleur hat nur den Grund zu kolorieren.

Im 16. Jahrhundert kommt ein neues Verfahren auf. Man überzieht das Blatt mit einer ziemlich starken Lage von schwarzem oder doch dunklem Glasfluß und malt auf ihm mit Weiß, das die Lichter gibt, wobei die Halbschatten durch ein schwächer aufgetragenes Weiß oder durch Schraffierung der dicken weißen Lichter erzielt werden. Die Gesichter sind lila angehaucht. Oft überzieht man auch den ganzen schwarzen Malgrund mit einer schwachen weißen Lage, radiert in diese die Umrisse und führt die Zeichnung durch Schraffierung weiter aus. Beide Manieren bringen Bilder grau in Grau oder „Grisaille" hervor. Die Fleischteile werden rötlich getönt und die Grisaillemalerei zuweilen noch mit durchleuchtenden Schmelzfarben überzogen. Solche Platten mußten mehrmals in den Schmelzofen kommen. Nach jedem Brennen konnten neue Lichter oder durchleuchtende Farben aufgesetzt werden, so daß die Gemälde immer vollkommener und feiner wurden. Man pflegte auch durch das Auflegen von Gold Glanzlichter hervorzubringen oder dem Grund Gold- und Silberplättchen aufzulegen, damit die Malerei erhöhte Leuchtkraft gewönne.

Die hier abgebildeten Emailmalereien sind durchweg Grisaille, und die meisten sind von Mitgliedern der Künstlerfamilie Pénicaud gemalt. Der älteste Pénicaud, Leonard oder Nardon, starb 1539. Seine Malereien sind, ausgenommen die Fleischtöne und das Türkischblau, mit schwarzer Farbe auf weißem Grund gemalt und fest umrissen. Trotz ihrer Naivität und



Triptychon von Jean II. Pénicaud.

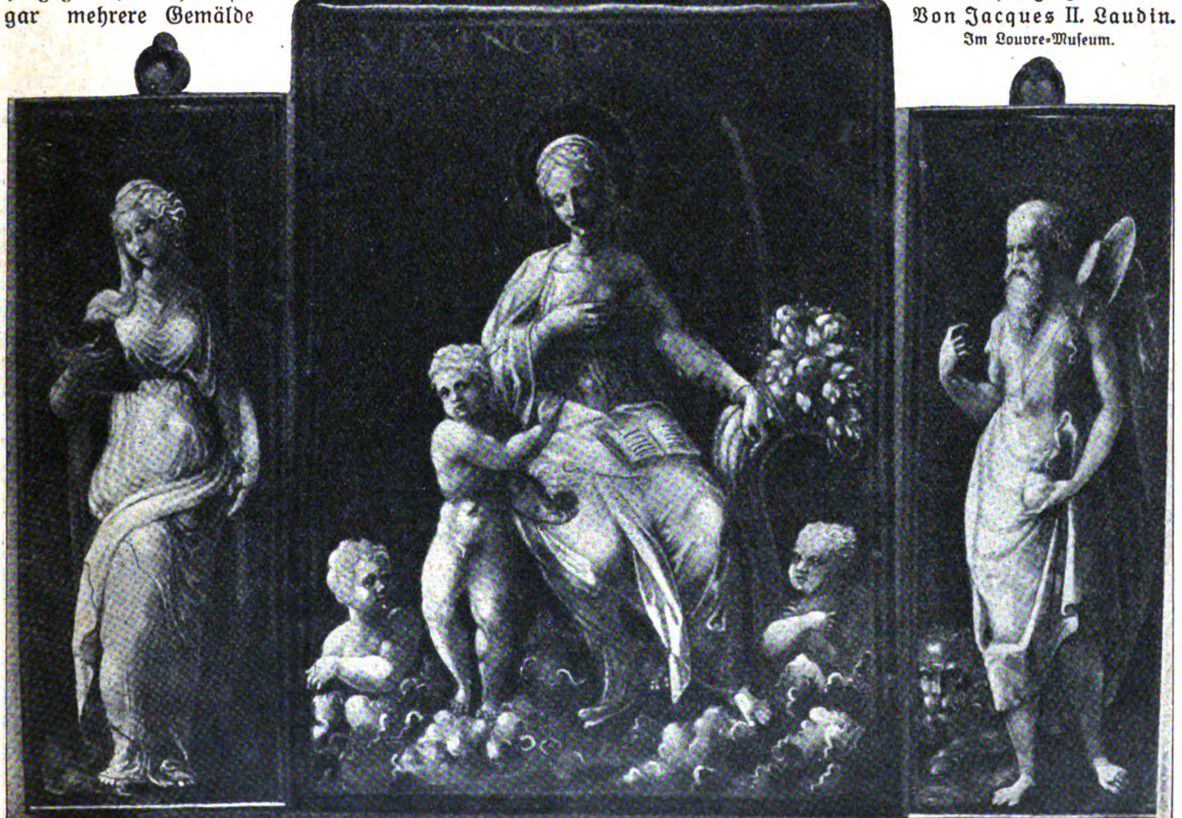


Die Jungfrau und das Jesuskind. Von Jean II. Pénicaud.
Sammlung Boy.

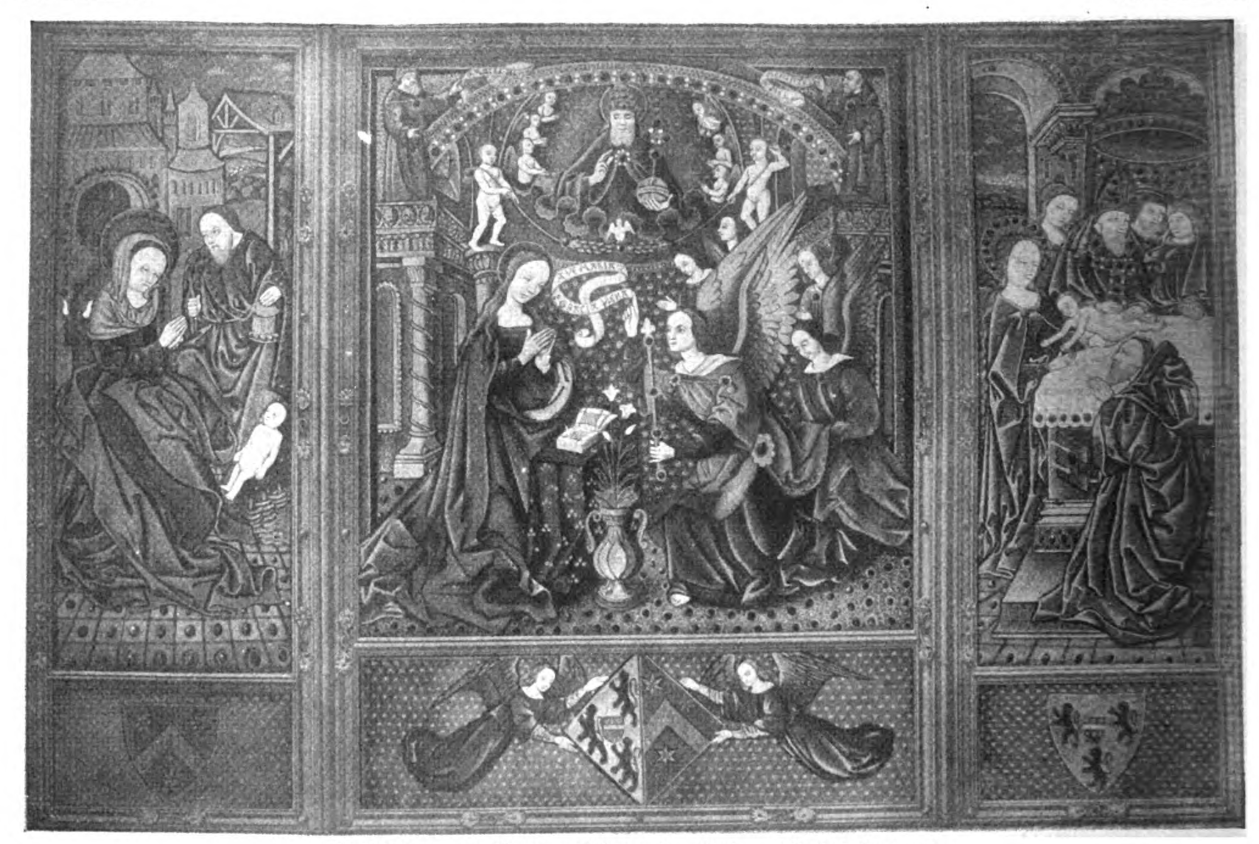
Unbeholfenheit atmet die Zeichnung gleichwohl die Innigkeit und das starke Empfinden der deutschen Malerschule, das auch die „Verkündigung" von Jean Pénicaud beseelt (Abb. S. 2169). Dieser hat sich in seinem künstlerischen Stil ganz deutschem Einfluß hingegeben, er hat sogar mehrere Gemälde



Die heilige Familie.
Von Jacques II. Laudin.
Im Louvre-Museum.



Die heilige Katharina, Jungfrau und Kinder, der heilige Hieronymus. Von Jean III. Pénicaud. — Louvre.



Triptychon von Nardon Pénicaud. Anfang 16. Jahrhundert.

Dürers nachgeschaffen. Er ist ein etwas jüngerer Zeitgenosse Nardons, gehört seinen Werken nach noch zur Schule des 15. Jahrhunderts und hat auch deren violette Fleischtöne.

Neue Bahnen schlägt Jean II. Pénicaud ein. Er malt auf einer grauen Emailschicht, in die die Umrisse so eingezeichnet sind, daß der schwarze Grund zum Vorschein kommt. Oft legt er eine zweite graue Schicht darüber, in die er schraffiert. So erzielt er eine viel größere Weichheit der Zeichnung, als wenn die Schattenstriche schwarz erschienen. Sein Porträt der Jungfrau und des Kindes (Abb. S. 2171) zeigt ganz porträtähnliche individuelle Züge. Auch die Gestalten auf dem großen Triptychon (Abb. S. 2170) verraten einen scharfen Blick für das Charakteristische und einen großen Fortschritt der Zeichnung. Ihm werden auch die Darstellungen von Christi Geburt und dem Geschlecht St. Annas zugeschrieben (Abb. S. 2170), die zu den schönsten Werken der Emailmalerei gehören. In der Technik jedoch gleichen sie so sehr dem Triptychon: „Jungfrau und Kinder", „St. Katharina" und „St. Hieronymus" (Abb. S. 2171), von Jean III. Pénicaud gemalt, daß man versucht ist, beide Werke dem jüngeren Meister zuzuschreiben, der die gleiche Signatur benutzt wie sein Vater und in dessen Werkstatt arbeitet. Jeans III. Grisaillen zeichnen sich durch Weichheit der Farbengebung und sanft-rosige Fleischtöne aus. Er richtet sich meistenteils nach italienischen Vorbildern, hat auch häufig Raffael kopiert.



Die heilige Familie. Von Jacques II. Laudin. — Louvre.

Seine Zeitgenossen sind die Laudin, eine große Emailleurfamilie, über deren Glieder noch nicht völlige Klarheit herrscht. Die Bilder von Jacques II. Laudin sind in lichten Farben gehalten und von kräftigen schwarzen Umrißlinien umgeben.

Heute versucht man, diese Kunst aufs neue zu Ehren zu bringen. Man kennt nicht nur die Technik der Schule von Limoges, sondern auch die der orientalischen und deutschen Meister und bildet aufs neue Teller, Kannen, kleine Tafeln, die man mit Porträten und Landschaften schmückt.

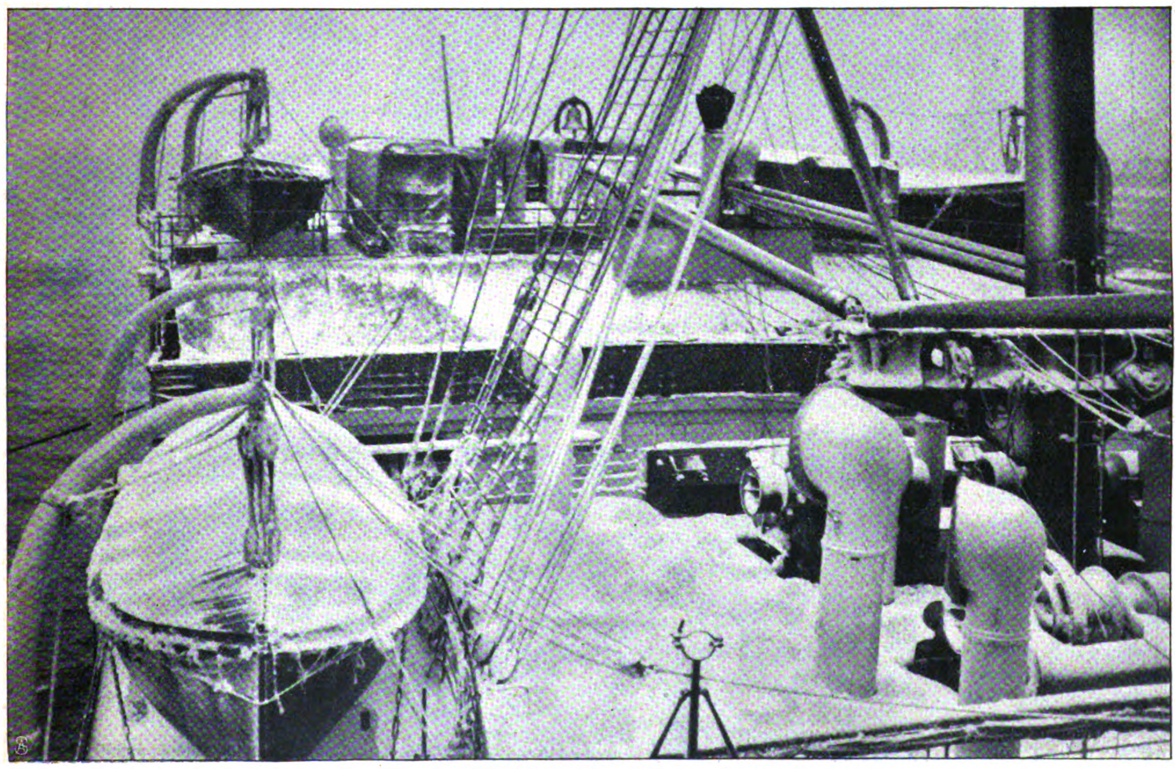
Weihnachten auf dem Ozean.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von O. Reetz.

Der heilige Abend bricht heran und läßt seine grauen Schleier auf die Nordsee niederwallen; stampfend kämpft das Schiff gegen den schwer aus Südwest rollenden Wogendrang an, hin und wieder zersplittert sein Bug ein zerrissenes Feld jener Jungeisschollen, die der Seemann wegen ihrer runden Form als „Pfannkucheneis“ bezeichnet. Echtes Nordsee-Winterwetter, gar nicht nach dem Geschmack der Landratten, die sich auf dem obersten Deck im trüben Dämmerlicht des Salons wortkarg in die Ecken des Ledersofas schmiegen und das häßliche Gespenst der Seekrankheit zu bannen suchen. Zwar ist das Schiff eigentlich ein Frachtdampfer, der regelmäßig zwischen Hamburg und den Häfen Portugals und Spaniens verkehrt, aber er hat auch Einrichtungen für eine beschränkte Anzahl von Passagieren. Diesmal sind es nur vier oder fünf, tritt doch niemand gerade um diese Zeit gern eine Seereise an. Der mutigste der Leidensgenossen gibt sich energisch einen Ruck und steckt draußen die Nase in den Wind, aber

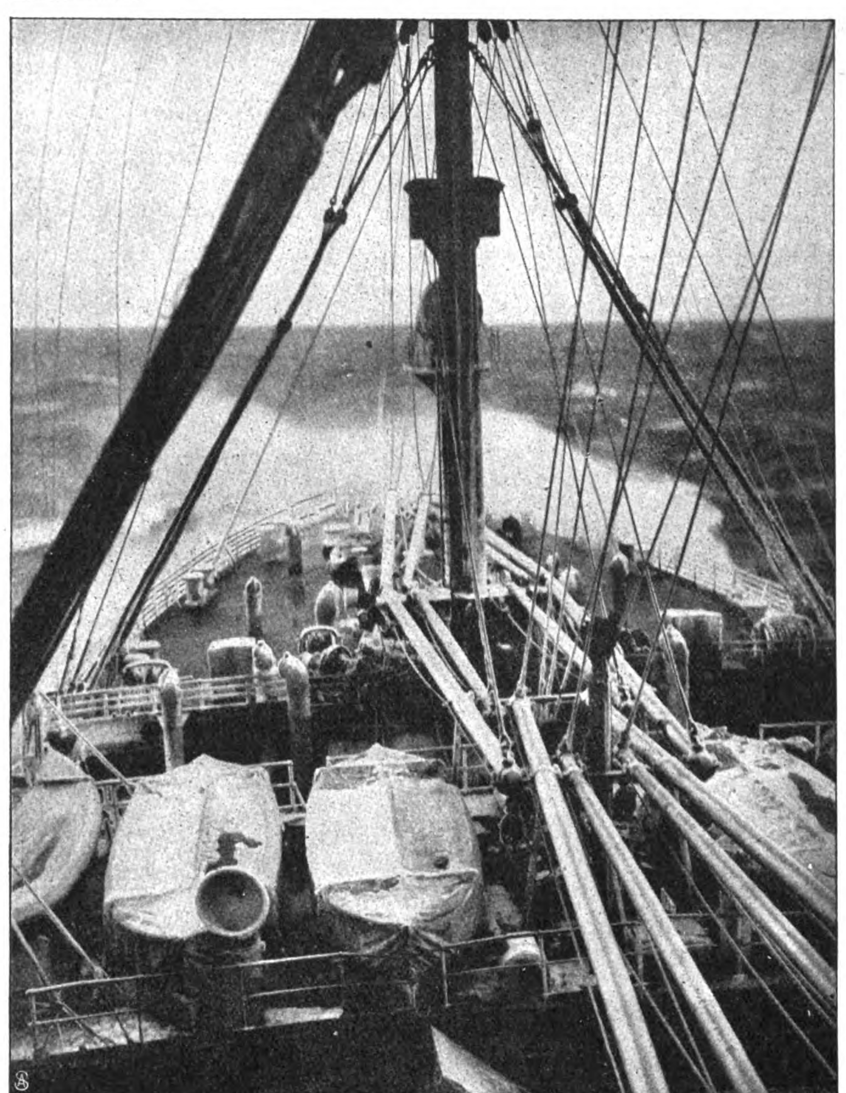


Vereistes Vorderdeck.



Bootsdeck nach einer Schneewehe.



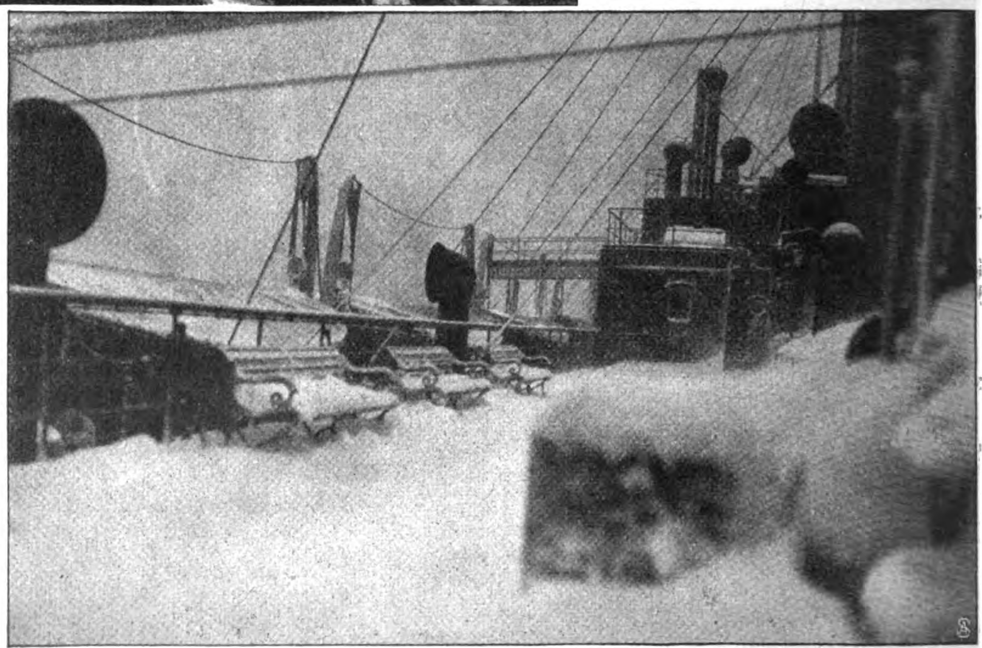


Im Wintersturm
auf dem Ozean.

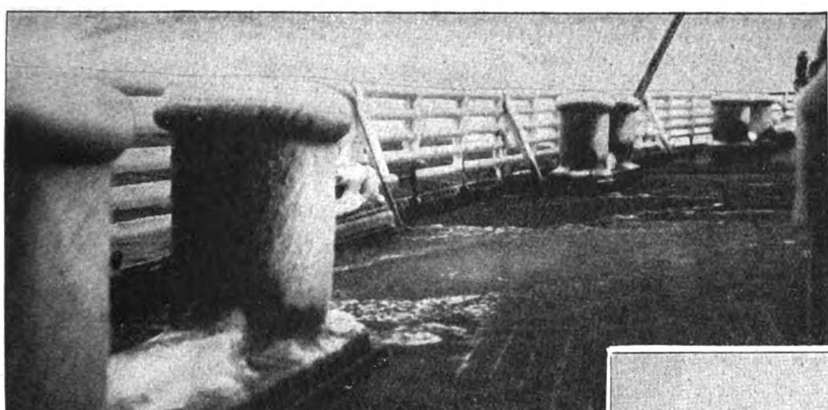
was er dort sieht und spürt, stimmt ihn nicht heiterer. Seit gestern mittag, als sie den Hamburger Hafen verließen, ist die Sonne nicht zum Vorschein gekommen; Himmel und Meer zerschmelzen ohne wahrnehmbaren Unterschied in ein trostloses, fahles Grau. Prickelnd und eisig pfeift dem Fahrgast der Wind um die Ohren. Es hat die ganze vorige Nacht tüchtig rumort, und über Nacht hat sich das Schiff in eine Winterlandschaft verwandelt. Alle Planken, Wände, Rundhölzer und Geländer sind mit dicken Eiskrusten bedeckt, den erstarrten Niederschlägen der Spritzer und Sturzseen. Stundenlang hatten die Leute in wetterfester Vermummung zu tun, um das vereiste und verschneite Deck einigermaßen gangbar zu machen und die stellenweise unglaublich kompakten Massen der unerwünschten Anhängsel dort zu entfernen, wo sie am meisten störten.

Nordsee-Mordsee, denkt der vorwitzige Fahrgast und balanciert über das tückische Glatteis der Deckplanken wieder zum warmen Salon zurück. Wie gemütlich wäre es jetzt daheim bei den Lieben, festen Boden unter den Füßen und in Erwartung des strahlenden Weihnachtsbaumes! Im Mannschaftslogis gibt man sich solchen Gedanken nicht hin. Ob heiliger Abend oder nicht, der Fahrplan fragt nicht danach, Seefahren ist nun einmal nötig, und außerdem stehen für heute abend noch allerlei erfreuliche Dinge in Aussicht: ein gutes Essen und später Grog, heißer Grog in nicht zu knapp bemessenen Rationen. Wenn nur das Wetter sich hält, damit nicht wieder alle Hände auf Deck gepfiffen werden wie in der vorigen bösen Nacht.

Und siehe da, der Gott der Winde, der Gott der Fluten, sie haben ein Einsehen. Als die Dunkelheit den Dampfer umfängt, hört der Wogentanz auf, immer



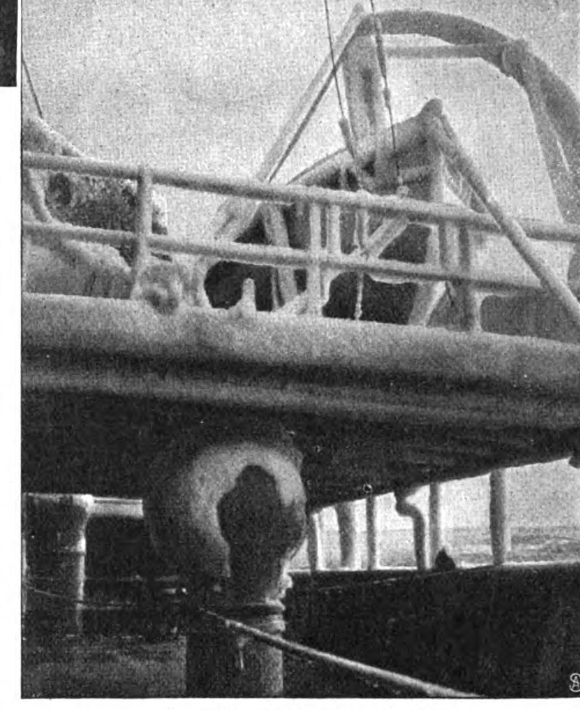
Verschneites Deck.



Vereiste Reling.

ruhiger und sanfter haspelt das brave Schiff seine vorgeschriebenen Knoten ab. Die Passagiere atmen auf, alle Lebensgeister werden schnell wieder munter; auch der Küchenchef ist froh, denn er hat nun die Gewißheit, daß sein genial entworfenes Weihnachtsmenü gebührende Würdigung finden wird. Bald darauf sieht der Salon eine heitere Tafelrunde unter dem Vorsitz des Kapitäns versammelt. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen, und man hätte noch wenige Stunden vorher auf einen so ungetrübten heiligen Abend nicht zu hoffen gewagt. Während des Schmausens erlöschen plötzlich die Glühbirnen, dann wird ein kleiner, mit brennenden Kerzen geschmückter Tannenbaum, die vom Obersteward vorbereitete Ueberraschung, feierlich hereingebracht. Der erste Offizier setzt sich ans Piano und läßt die Akkorde von „Stille Nacht, heilige Nacht" ertönen; zögernd erst, dann mutiger stimmen die Anwesenden, so gut wie sie es können, das schöne alte Weihnachtslied an. Und noch lange sitzt die Korona beim dampfenden Punsch gemütlich beisammen.

Auch im Mannschaftslogis befindet sich die Stimmung auf der Höhe. Der Zimmermann hat seine Sache gut gemacht und vor der Abfahrt in Hamburg ein schönes Bäumchen besorgt; der Kapitän zeigt sich von der spendabelsten Seite und läßt es an nichts fehlen, was ein Seemannsherz erfreut: an trinkbaren Stoffen und Rauchtabak. Da sitzen nun die Alten und die Jungen, soweit sie dienstfrei sind, um den brennenden Baum herum, singen, spielen Ziehharmonika und spinnen manch bedeutsames Garn.



Ein Blick auf die wogende See.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

15. Fortsetzung.

Widding blieb bei seinem zurückhaltenden Ton, aber Gerda meinte: „Sie haben sich fast vor uns versteckt, und das war nicht nötig, Herr von Widding."

„Also ich gelobe Besserung. Ich dachte, in einer jungen Ehe hätte man so viel mit sich selbst zu tun, daß jeder Dritte nur eine unliebsame Störung bedeute."

„Bei uns ist das nicht der Fall. Wir haben gern Besuch, vor allem Georg, wenn er zu Haus ist. Eine philosophische Natur ist er nicht gerade, daß man viel mit ihm disputieren könnte, wenn man zu zweien ist. Sobald ein Dritter dabei ist, wird er gleich gesprächiger. Der Dienst beschäftigt ihn mehr, als man denkt."

„Ja, er ist eifrig bei der Sache, das weiß ich. Unser Alter schätzt ihn hoch ein."

„Ach, Herr von Widding, was Dienst ist, kenne ich vom Vater her zur Genüge. Es interessiert mich nicht sehr, und ich kann das nicht so ernst nehmen. Für die Leute seines Zuges habe ich auch nicht das hinreichende Interesse. Die Leute wechseln alle Jahre, aber er bleibt sich gleich. Ein Drittel kommt jährlich neu hinzu, und doch höre ich immer nur die gleichen Gespräche, die gleiche Zufriedenheit und Unzufriedenheit."

„Hatten Sie sich Ihr Leben als Offiziersfrau anders vorgestellt?"



„Ein klein wenig ja. Ich weiß nicht, ich fühle mich nicht mehr so wohl hier wie früher. Es fehlt mir etwas. Ich weiß nicht recht, was es ist — nicht die Eltern! Es ist im Gegenteil manchmal sehr schön, von ihnen frei zu sein."

„Mir scheint, die Ehe ist nicht immer die Erlösung aus dem Mädchentum für eine Frau."

„Für andere vielleicht. Ich bin nicht modern genug oder vielleicht auch zu modern, um das rechte Verständnis dafür zu haben. Aber jetzt muß ich hinauf. — Reiten Sie noch manchmal des Morgens? Ich habe es fast ganz aufgegeben."

„Meine Pferde sind alle im Training, und mein Dienstpferdchen ist ein braves Tier, dem ich unnötige Galoppsprünge erspare. Es wird auch so genug angestrengt."

„Schade!" . . .

„Aber das hindert nicht, daß wir wie früher einen Spazierritt machen. Ich würde mich furchtbar freuen."

„Sehen Sie, das klingt schon anders. Also wir verabreden das bald mal. Heute sage ich nur: Auf Wiedersehen, Fritz Widding."

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau!" . . .

Ein leichter Schatten legte sich auf ihre Augen bei dieser Anrede; aber dann glitt sie wortlos darüber hinweg, und ohne sich noch einmal umzusehen, ging sie ins Haus.

Widding gefiel das alles nicht. Gewiß, sie waren sehr befreundet gewesen.

Aber wie sie bei diesem ersten Mal, daß sie sich aussprechen konnten, ihm keinen Zweifel gelassen hatte, daß in ihrer Ehe nicht alles war, wie sie erhofft hatte, wollte ihm nicht behagen. Früher wäre sie viel zu stolz gewesen, um so etwas einzugestehen.

Sie tat ihm leid. Aber sie hatte es ja nicht besser gewollt. Sie ganz allein hatte sich so gebettet.

Allzu rasch hatte sie sich in diese Ehe gestürzt, wenn auch die Eltern wohl nachgeholfen hatten, deren pekuniäre Lage eine Aufbesserung dringend erforderte.

Sie hatte Georg Röbbeln nicht hinreichend gekannt, konnte gar nicht im klaren über seine Charaktereigenschaften sein. Die militärische Erziehung, die Uniform schon schaffte äußerlich eine solche Gleichartigkeit, daß der wahre Mensch meistens erst zu Hause im Zivilrock herauskam.

Aus all ihren Worten klang eine herbe Enttäuschung. Seine Vermutung bestätigte sich also doch!

Ob sie wußte, auf welche Weise sich Röbbeln in Berlin amüsierte? . . .

Jedenfalls mußte sie auf allerlei Vermutungen kommen, wenn er erst am folgenden Morgen zurückkehrte, obwohl er sein Auto mithatte, und es keine Entschuldigung gab, daß der Zug ihm fortgefahren sei. Sein Zustand mußte ihr genug sagen. Übersehen ließ sich das nicht.

Neulich hatte Widding das Ehepaar von fern beobachtet, wie sie gelangweilt dasaßen und kaum miteinander redeten. Allzu vergnüglich war ihre Ehe nicht, das mußte selbst der Fernstehende merken.

Anderen Leuten gegenüber gab sich Gerda gewiß nicht so offenherzig. Ihm konnte sie ihr Herz ausschütten, wenn sie so, wie früher zueinander gestanden hätten. Aber sie waren sich fremd geworden, und einen fremden Mann hatte sie Einblick in ihr intimstes Leben tun lassen.

Sie hatte berechtigten Grund, böse auf ihn zu sein, daß er sich so zurückgezogen hatte. Ob sie fühlte, weshalb er es getan?

Heute wußte er, daß sie gar keine Empfindung dafür gehabt. Sie verstand gar nicht, daß er schmollte, sondern sie fühlte sich grundlos von ihm zurückgesetzt.

So hatte es wenig Zweck, wenn er ihr Haus noch ferner mied. Seit er sie wiedergesehen hatte, fühlte er das Bedürfnis, ihr nahezusein. Sie übte wieder den alten Zauber auf ihn aus.

Das Frauliche stand ihr gut, und die melancholischen Augen taten ihm so weh. Ihre Hilflosigkeit, die sie offenherzig vor ihm ausgebreitet hatte, rührte ihn, daß er alles tun wollte, um die alte Freundschaft wieder aufleben zu lassen.

Freundschaft! . . . Mehr empfand er nicht für sie, die die Frau seines Kameraden war.

Er durfte nicht anders empfinden, unterdrückte jedes aufkeimende wärmere Gefühl. In ruhiger Sicherheit hatte er fern von ihr gelebt — jetzt, wo er ihr näher kam, verlor er den festen Boden unter den Füßen. Wohin sollte das führen?

Sein guter Kamerad, sein alter Freund! . . . Und er sollte der Anlaß sein, sie vom Weg abzubringen?

Das durfte nicht sein!

* * *

In Fridel Kirschenreuter wollte er sich ein Gegengewicht schaffen. Wenn er das blasse Gesicht vor sich sah, wenn sie lässig im Sessel lehnte, so still, dann überkam es ihn wie Friede und Glück.

So schmeichlerisch klang ihre tiefe Stimme. Sie war so recht für das Haus geschaffen, wo sie mit Ruhe und Umsicht schaltete. Alles trug ihr persönliches Gepräge.

Ihm kam es vor, als gehe sie in letzter Zeit viel leichter.

Eines Tages, als er ihr nachsah, errötete sie, und dann fragte sie: „Warum sehen Sie mich so an? — Fällt Ihnen etwas an mir auf?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Sagen Sie ruhig! Vielleicht ist es etwas Angenehmes."

„Ja! Ich finde, daß Sie sich viel rascher bewegen, als Sie es gewöhnlich tun."

„Oh, das wäre gut!"

„Weshalb?"

„Weil ich weiß, woher das kommt. Ich mache eine gymnastische Kur durch, und ich fühle selbst, wie gut es mir tut. Ich habe eine ganz andere Sicherheit bekommen."

„Es ist erstaunlich, aber es stimmt."

„Ich habe mich immer geniert, aber der Arzt hat stets gewollt, ich solle am Stock gehen."

„Weshalb tun Sie es nicht?"

„Es ist mir vorgekommen, als fiele es dann noch mehr auf. Ich habe mich geniert. Nur zu Hause habe ich es getan."

„Sie sollten es immer tun."

„Wollen Sie es einmal sehen?"

„Gewiß!"

Sie eilte hinaus und kam am Stock zurück, mit dessen Hilfe sie sich bewegte, daß ihr Hinken gar nicht auffiel.

„Aber ich verstehe nicht, weshalb Sie das nicht immer getan haben!"





Adventsfeier im neapolitanischen Volksleben: Ländliche Musikanten vor der Weihnachtskrippe.
Originalzeichnung von J. Matania.

„Es schien mir komisch, ich mochte nicht, glaubte, es fiele noch mehr auf.“

„Aber gar nicht!“

„Ich bin damals zu feige gewesen. Der Professor wollte den Knochen nochmals brechen, da er schief angewachsen war. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, konnte nicht noch einmal wochenlang still liegen. Ich fürchtete mich vor neuen Schmerzen auf dem Streckbett.“

„Wirklich?“

„Ja, wenn man in solch einer Stimmung und Lage ist, verliert man allen Mut und wird feige. Ich könnte es noch jetzt tun. Jetzt hätte ich den Mut dazu. Ich verstehe nicht, wie feige ich damals gewesen bin. Hätte ich es nur getan!“

„So viel liegt Ihnen daran?“

„Jetzt ja! Wo ich weiß, wie es mich hindert, daß ich so flügellahm durch die Welt schleichen muß. Ich bin den Leuten um mich her eine Last.“

„Das stimmt nun gar nicht.“

„O doch! Es ist niemand eine Freude, sich mit einem Krüppel zu beschäftigen.“

„Also da muß ich doch ernstlich böse werden, daß Sie solch einen Unsinn sagen. Wer hat Ihnen das eingeredet? Wann in aller Welt haben Sie das empfunden?“

„Bei Ihnen nicht, Herr von Widding!“

„Wollte ich mir auch ausgebeten haben!“

„Oh, wie böse Sie werden können. Und doch, vor allen Leuten kann es keinem Menschen angenehm sein, sich in Begleitung eines Wesens zu zeigen, das die Aufmerksamkeit der Welt, ihre Neugier oder gar ihr Mitleid auf sich zieht. Das ist peinlich, Sie mögen sagen, was Sie wollen.“

„Ich weiß nichts davon. Bei mir ist es nicht der Fall.“

„Das ist sehr lieb von Ihnen, Herr von Widding, aber ich habe Sie dem auch noch nie ausgesetzt.“

„Wieso das?“

Da sah er sie an und begriff und mußte ihr stillschweigend recht geben. Wie klug sie war.

Was für wundervolle Augen sie hatte. Und in diesen Augen lag eine Welt voll Freundlichkeit und Liebe. Wie eine aufgespeicherte Sehnsucht nach Zärtlichkeit glomm es darin.

Das traf ihn ganz plötzlich. Er verstand sie mit einem Mal, ihr Bestreben, wieder wie alle Menschen gehen zu können. Die Verurteilung ihrer Feigheit, daß sie es damals nicht gewagt hatte, sich noch einmal den Händen des Professors anzuvertrauen, der sie vielleicht geheilt hätte.

Eine stille Resignation lag zugleich in ihrem Blick, der Widding rührte, daß er ihre Hand ergriff und seine Lippen darauf ruhen ließ, auf dieser feinen, weißen Hand, die seine Finger einen Moment wie krampfhaft umschloß, als ob sie ihn nicht wieder lassen wollte.

Dann aber lösten sich ihre Finger, und sie lehnte sich wie müde zurück und schloß die Augen, und es schien Widding, als habe sie noch nie so lieb ausgesehen wie jetzt, wo ein wenig Naß zwischen ihren dunklen Wimpern hervorquellen wollte, das sie mit aller Willenskraft zurückdrängte.

Sie war viel schöner als Gerda, ihre zaghafte Scheu entzückte ihn, und er verglich mit ihrer stillen Mädchenhaftigkeit die Klagen Gerdas, die kühn den Schleier von Geheimnissen gehoben hatte, die für eine Frau eigentlich unantastbar sein sollten.

Er sah dieses blasse Gesichtchen an, als sehe er es heute zum erstenmal.

Dann schlug sie die Augen rasch auf, sah ihn fest an und sagte: „Ach! Wir wollen nicht sentimental sein! Ich glaube, es steht uns beiden nicht. Kommen Sie, wir wollen auf den Scheibenstand gehen, wenn Sie noch ein bißchen Zeit haben. Das wird mich auf andere Gedanken bringen.“

Sie griff nach dem zierlichen Stock, und wie sie jetzt vor ihm ging, war er ganz erstaunt, wie sicher sie sich bewegte.

Sie hatte den Diener rufen lassen; und in wenigen Augenblicken war der Scheibenstand in Ordnung gebracht, und sie sagte: „Jeder sechs Schuß. Sie fangen an, Herr von Widding.“

„Aber Sie müssen mir vorgeben, sonst hat es keinen Zweck, denn Sie haben die größere Übung vor mir voraus mit Ihren Pistolen.“

„Gut! Also ich vier Schuß, Sie sechs.“

„Darauf gehe ich ein.“

Und er hob langsam die Pistole, und der erste Knall schlug wie eine Erlösung nach der sentimentalen Anwandlung an ihre Ohren.

„Oh!“ sagte er, als sie geschossen hatte. „Was ist mit Ihnen? Nur um einen Punkt mehr heute? Nur acht?“

„Ich weiß nicht, ich bin wohl ein bißchen unsicher.“

„Da könnte ich fast auf eine Vorgabe verzichten.“

„Schön! Versuchen Sie es.“

„Lieber nicht. Ich will erst abwarten.“

Sie schossen wieder. Beim dritten Schuß hatte sie seine Zahl, die 30, schon erreicht, dann schoß sie die Zwölf und hatte mit vier Schuß 42.

„Nun!“ lachte sie ihn an. „Wie ist das jetzt?“

„Ich sehe, Sie sind mir doch noch über. Also wieder vier zu sechs.“

„Einverstanden. Sie schießen jetzt schon viel besser.“

„Freilich! Ich hatte zu selten geübt. Ich bin ein ganz guter Jäger, aber mit der Pistole weiß ich nicht so gut umzugehen.“

„Und ich mache mir nichts daraus, harmlose Tiere selber totzuschießen; so wenig, wie ich das Rind töten möchte, das auf unseren Tisch kommt.“

„Aber ich bitte Sie. Es handelt sich doch nicht um das Totschießen bei der Jagd. Der Aufenthalt in der Natur, der Pirschgang ist die Hauptsache.“

„Das habe ich freilich nie mitgemacht.“

„Oh, diesmal müssen Sie sich geschlagen geben, ich habe einundfünfzig, und Sie können mit Ihren vier Schüssen nur achtundvierzig erreichen.

„Da gebe ich eben noch einen zu, das gilt eigentlich nicht, daß Sie mit einem Mal so gut schießen. Sie haben sich wohl früher nur verstellt? . . .“

„Nein, ich spüre nur die größere Sicherheit, seit Sie mir gezeigt haben, wie ich Ihre Pistole halten soll, denn der Griff ist eigentlich für mich zu zierlich. Oh, nur zweiunddreißig, also dann noch zwei, denn mit dem fünften allein schaffen Sie es doch nicht.“

„Also doch neunundvierzig. Nun könnten wir aber wirklich ohne Vorgabe weiterkämpfen, denn jetzt sind Sie ein ernsthafter Gegner geworden.“

„Ich bin dabei!“

Sie schossen mit wechselndem Glück, dann erklärte sie, daß ihr die Hand weh tue, und sie saßen eine Weile plaudernd im Garten, bis Widding aufbrach.

(Fortsetzung folgt.)



In der Werkstatt des Kirchenkünstlers.

Von G. S. Urff. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.

Auch die Kirchenkunst hat in der Neuzeit eine Umgestaltung erfahren und erfreut sich allerseits des lebhaftesten Interesses. Die protestantischen Kirchen, die früher wohl einen etwas nüchternen Eindruck machten, weil sie sich aus Prinzip jedes äußeren Schmuckes enthielten, sucht man jetzt mehr und mehr künstlerisch auszustatten und ihnen dadurch eine eindrucksvolle Weihe zu verleihen. Die katholische Religion hält nach wie vor an der alten sogenannten Stilkunst fest. Dennoch ist auch bei ihr der Bedarf an Neuschöpfungen sehr groß, und dieser beschränkt sich nicht nur auf die Ausschmückung der Kirchen und Altäre, sondern von den vielen Kapellen, die in Städten und Dörfern, an Wegscheiden oder auf aussichtsreichen Höhen den Wanderer begrüßen, hat fast jede ihr besonderes Heiligtum, das gewöhnlich auch zur bildlichen Darstellung gelangt. Dazu kommen die vielen Kreuzwege, die zu berühmten Wallfahrtsorten hinführen, und die mit bildlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu einmal wieder neu ausgestattet werden.



Punktieren mit dem „Storchschnabel".

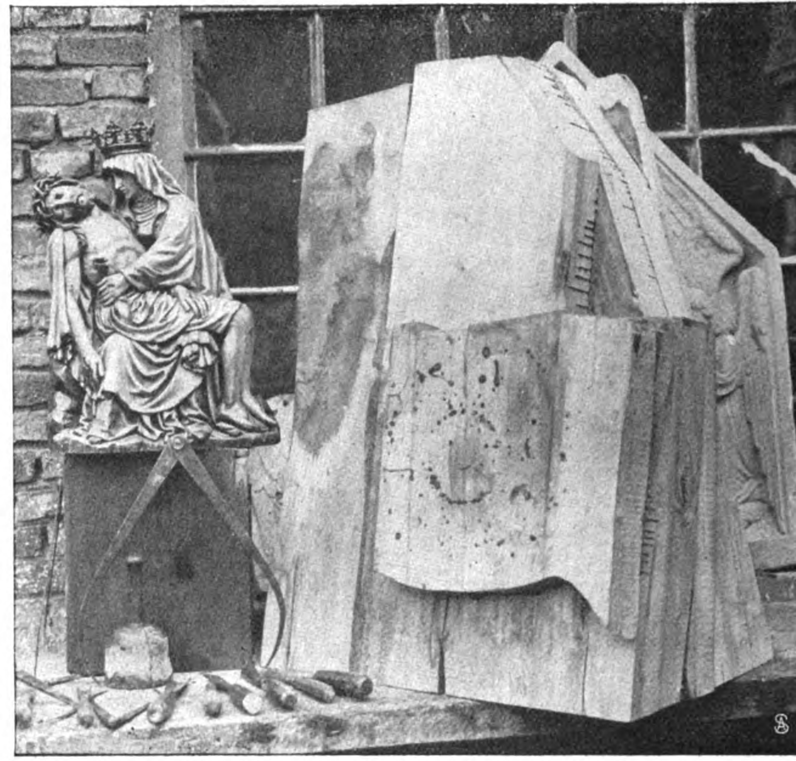


Die Holzfiguren werden bemalt.

Es handelt sich ausschließlich um plastische Darstellungen, die, insofern sie aus Holz gearbeitet sind, meist noch durch Farbe oder Vergoldung reicher ausgestattet werden. Als Material verwendet man Holz oder Stein, beides meist in leicht zu bearbeitender Qualität. So kommt als Holz fast ausschließlich Lindenholz zur Verwendung, als Stein benutzt man meist den weichen Kalkstein.

Die Art der Bearbeitung hat mit der Tätigkeit des frei schaffenden Bildhauers die größte Aehnlichkeit, nur daß durch den Zweck und auch mancherlei äußere Rücksichten der Freiheit des Schaffens gewisse Grenzen gesetzt sind.

Angegeben wird ihm von seinem Auftraggeber gewöhnlich nur der Zweck seines Werkes, z. B. ob Altar oder Kanzel, einzelne Figur oder Gruppe, ferner der Stoff, ob Stein oder Holz, und gewöhnlich auch die Größe, die das betreffende Werk haben soll. Oft wird auch ein Wunsch über das Motiv, das der Ausführung zugrunde liegt, geäußert. Nehmen wir an, es wird eine Altarfüllung gewünscht, die etwa die Darstellung Jesu im Tempel veranschaulichen soll. Die Maße der Füllung sind gegeben. Es handelt sich nun zunächst darum, die einzelnen Figuren auf die Fläche zu verteilen. Zu dem Zweck fertigt der Künstler eine Tonskizze an, auf der die einzelnen Figuren zur Darstellung kommen. Alsdann werden, nach vorausgegangenen Gewandstudien, die Kleider in den günstigsten Faltenwurf gebracht. Danach muß der Ton durch festeres Material ersetzt werden. Als am besten geeignet zu diesem Zweck hat sich der Gips erwiesen. Von



Das Modell und der dazugehörige Holzblock.

Vorteil ist dabei auch, daß sich der Ton niemals mit dem Gips verbindet und deshalb leicht wieder von ihm abgehoben werden kann. Man braucht also das Tonmodell nur mit einer entsprechend starken Gipsschicht zu übergießen und diese, sobald sie erstarrt ist, von dem Ton abzunehmen. Alsdann erhält man die Gipsform, bei der alles, was im Tonmodell erhaben ist, vertieft wiedergegeben wird, und umgekehrt. Gießt man nun diese Gipsform, nachdem man sie mit Seifenschaum überstrichen hat, um das Zusammenbacken zu verhüten, mit Gips aus, so kann man dann später das fertige Gipsmodell von der Form ablösen.

Das Gipsmodell muß nun auf den Werkstoff, den Stein oder das Holz, übertragen werden. Es geschieht dies durch das sogenannte Punktieren. Es gibt da verschiedene Verfahren. Am gebräuchlichsten ist das Kastenpunktieren und das Punktieren mittels des „Storchschnabels“. Das erstere wendet



Kircheninneres.



man jedoch nur bei freistehenden Figuren an, dazu bedient man sich eines doppelten viereckigen Rahmens, in den einerseits das Modell, anderseits das anzufertigende Bildwerk hineingestellt wird (Abb. unten rechts). Die Rahmenkanten dienen als feststehende Punkte, von denen aus mittels eines Lineals, an dem ein Zeiger auf und ab geschoben werden kann, die Entfernung der wichtigsten Punkte des Bildwerks festgestellt wird.

Die Anwendung des „Storchschnabels" ist noch einfacher und zugleich genauer (Abb. S. 2179). Er besteht aus einem festen Gestell, an dem ein Hebelarm auf und ab bewegt werden kann. Der Hebel ist in allen möglichen Richtungen verstellbar. Er trägt einen eisernen Stift, der sich vor- und zurückschieben läßt. Durch diesen Stift werden die wichtigsten Punkte übertragen. Es ist dabei zugleich möglich, einen verschiedenen Maßstab anzuwenden und so das Modell vergrößert oder verkleinert oder auch in gleicher Größe zur Ausführung zu bringen. Auf beide Arten läßt sich ziemlich genau arbeiten, allerdings bleibt der persönlichen Formgebung immerhin noch ein weiter Spielraum. Handelt es sich um eine Ausführung in Holz, so ist zunächst der passende Holzblock zu verschaffen. Es geschieht dies gewöhnlich durch das Zusammenleimen verschiedener Bohlen in möglichst verschiedener Richtung, damit sich das Holz nicht verzieht.

Bei aller Bearbeitung, sei es in Holz oder Stein, gilt es als Regel, zunächst die am weitesten hervorragenden Punkte herauszuholen und ganz allmählich weiter in die Tiefe zu gehen. Nur leicht verletzbare Teile, wie z. B. einen ausgestreckten Finger, eine erhobene Hand u. dgl., spart man bis zuletzt auf, damit sie nicht etwa durch irgendeine Unvorsichtigkeit beschädigt werden.



Behauen einer Holzfigur.



Marienaltar (geöffnet).

Beim Kastenpunktieren.



Von Leonie Lasdohn.

Lore Günzel fand es ganz unerträglich in Berlin! Ueberall wogender Weihnachtslärm, blendend helle Schaufenster, laut rufende Spielwarenhändler und hoch mit Paketen beladene Familienmütter!

Das Fest kündigte sich wirklich gar zu aufdringlich an. Und war doch nur eine Freudenzeit für glückliche Familien, fürs Haus — nicht aber für alle die andern, Alleinstehenden, denen nichts übrigblieb, als sich in dieser Zeit am fremden Herd zu wärmen oder in trüber Einsamkeit alten Erinnerungen nachzuhängen.

Auch in ihr erwachte dann alljährlich das Heimweh nach dem allzufrüh verlorenen Elternhaus im fernen Norden.

Wozu war das alles gut? ... Sie wollte lieber vergessen ...

Fort wollte sie aus Berlin, tüchtig rodeln, grüne Tannen sehen und Schneeluft atmen. Monatelang hatte sie nun von früh bis spät in der Malschule vor der Staffelei gestanden. Es litt sie einfach nicht mehr in der Stadt!

Und sie kannte ein Familienheim im Harz, bei Goslar, der alten Kaiserstadt. Am Bergabhang lag's, und die Harzriesen schauten von oben zu den Fenstern herein.

Geschnitzte Schränke und schwere Truhen schmückten den blankgebohnten Estrich und die hellen Stuben mit den großen Fenstern und den braunroten Türen. Und eine blonde Hausfrau waltete darin, die jedem Fremden ihr Haus zum Heim gestaltete.

Lore schrieb an ihren Bruder Wolf, den Referendar in Frankfurt a. O., und schlug ihm vor, sie dahin zu begleiten.

Er willigte ein, und am 24. Dezember begaben sie sich auf die Reise.

Berlin war in ein undurchdringliches Nebelmeer gehüllt und von feinem, dichtem Regen überrieselt, aus dem die langen Reihen von Weihnachtsbäumen auf den Straßen und Plätzen wie graue Silhouetten hervorschauten.

Auf dem Bahnhof gab es ein wahres Hasten und Jagen, Stoßen und Drängen, daß einem schier der Atem verging. Kein Zug ging fahrplanmäßig ab; alle paar Minuten verließ ein Vor- oder Nachzug mit schrillem Pfeifen die Halle. Man war froh, wenn man einen Stehplatz im Gang eroberte. Die Wagen waren überheizt, die Leute mit Schachteln und Koffern beladen und ihre Mäntel voll Regendunst. Die meisten waren schlechter Laune.

So fuhren sie in die sinkende Dämmerung hinein. An allen Stationen gab es endlosen Aufenthalt und ein Laufen, Rufen und Türenschlagen. Der Regen aber hatte sich in einen dichten Nebel verwandelt, aus dem die Laternen am Bahnsteig wie rote Augen hervorleuchteten.

In Halberstadt wurde im Augenblick der Abfahrt die Tür ihres Abteils aufgerissen, ein Herr mit blondem Schnurrbart und Lodenjoppe sprang hinein und rief: „Gottlob, endlich im richtigen Zug!"

Er kam aus Hamburg, fuhr auch nach Goslar, war in einen falschen Extrazug geraten und hatte mehrere Stunden warten müssen, ehe er sich seinem Reiseziel nähern konnte. Bald war er in lebhaftem Gespräch mit den Geschwistern und empfahl ihnen eine Reihe von Fußtouren, da aus dem Wintersport doch nichts werden würde.

Lore schlug ihre Wanderkarte auf und entwarf mit Eifer ein Programm für die nächsten Tage, während Wolf, der selbst ein großer Pfadfinder war, etwas zweifelnd dreinschaute.

„Nur eins rate ich Ihnen, mein gnädiges Fräulein," sagte der Fremde, „Sie müssen zu Ihren Wanderungen unbedingt einen Stock mit eiserner Spitze haben. Sonst ermüden Sie zu sehr auf den schlüpfrigen Wegen. Vielleicht können Sie ihn noch heute abend kaufen."

Lore war Feuer und Flamme, und als sie in Goslar gegenüber dem Bahnhof einen Laden mit Reiseartikeln erblickte, eilte sie flugs hinein. Dort prangte schneeig leuchtend eine Reihe weißer Pickelstöcke mit großen krummen Hakengriffen, matt poliert, kräftig und dabei doch leicht und bequem. Lore griff ganz entzückt nach solch einer Krücke und kletterte schon im Geist damit auf den Brocken.



Der Bruder sagte spöttisch: „Du mußt auch auf jeden Fremden hören! Wozu die Krücke?"

Sie aber ließ sich nicht beirren und wanderte im Triumph mit ihrem Stecken gen Goslar.

Die Weihnachtsglocken zogen mit hallendem Klang über die alte Stadt, und die Leute strömten gerade aus den großen Domen mit den hohen Türmen ihren altertümlichen Häusern zu. Die spitzen Giebel mit den vorstehenden Oberstockwerken ragten in der Dunkelheit phantastisch empor und schienen sich zu einander zu neigen, als wollten sie sich einen Festgruß sagen. Aus der Klosterkirche an der Stadtmauer aber erscholl lauter Weihnachtsgesang, und die erhellten romanischen Fenster leuchteten wie bunte Edelsteine in die dunkle Nacht hinein.

Draußen vor der Stadt lag ihr Reiseziel. Die blonde Hausfrau empfing sie mit frohem Lächeln. Alle Stubentüren waren mit Tannenreisern umwunden. Auf dem Speisetisch prangten Misteln und Stechpalmen und große Sträuße aus Tannenzweigen. Unter dem Weihnachtsbaum aber sangen die Kinder „Stille Nacht, heilige Nacht" und jubelten über die neuen Spielsachen. Die Wachskerzen dufteten, und die silbernen Sterne an den Zweigen funkelten. Dann saß man noch lange beim Weihnachts-Punsch beisammen und aß Aepfel und braune Lebkuchen, und ein pensionierter Major, der gleichfalls zur Erholung hergekommen war, erzählte von Anno siebzig und ließ die Kanonen knattern und die Kavallerie zur Attacke reiten... Draußen aber tobten die Geister des Harzes — wild und unbändig. Sie heulten und schrien, sie rüttelten an den Fensterläden und kreisten um den Dachfirst. Klatschend prasselte der Regen an die Scheiben und trommelte einen stürmischen Festmarsch.

Es war, als seien alle Sturmgewalten losgelassen, um den lufthungrigen Großstädtern die Naturfreude zu vergällen — als wehrten sie sich gegen die Eindringlinge, die fremde Sitten und fremdes Wesen in die alte Harzstadt bringen wollten.

Um so größer war die Freude, als am nächsten Morgen ein wolkenloser Himmel auf sie niedersah. In sanftem Blau spannte er sich über die welligen Höhenzüge mit den wogenden Waldmassen, die von einem milden Frühlingshauch bewegt wurden.

Lore und Wolf beschlossen, eine Morgenwanderung zu machen.

In froher Eile lief Lore voran. Am Gartentor aber blieb sie plötzlich stehen und rief: „Mein Stock! Ich habe ihn vergessen!"

„Natürlich, so seid ihr Frauen! Zuerst kaufst du ihn, und dann läßt du ihn stehen!" höhnte Wolf.

Er war aber doch so liebenswürdig, noch einmal nach oben zu laufen, um ihn zu holen.

Lore stand draußen und wartete . . .

Zwei Minuten vergingen . . . noch zwei . . . jetzt waren es fünf . . .

Und Wolf kam noch immer nicht.

Sie begann langsam vorauszugehen.

Endlich erschien er mit leeren Händen und behauptete, den Stock überall gesucht zu haben, sogar im Kleiderschrank und im Flur und im Badezimmer. Kein Mensch im Haus aber habe ihn gesehen . . .

Das ärgerte Lore. Brüder sind doch gar zu ungeschickt! — Seufzend trat sie den Aufstieg an. Die Wege waren glatt und aufgeweicht, so daß der Fuß immer wieder zurückglitt. Sie stöhnte bei jedem Schritt. „Hätte ich doch meinen Stock!" klagte sie. — „Wenn dir nicht gestern der geheimnisvolle Fremdling eingeredet hätte, daß du ihn jetzt brauchst, würdest du gar nicht an ihn denken", sagte Wolf. „Meine Hände kommen mir so leer vor. Ich habe immer das Gefühl, als müßten sie ihn halten." „Ihr Frauen lebt doch nur von Einbildungen." — „Und ihr Männer seid ungeschickte Tölpel", rief Lore mit puterrotem Gesicht. — „Lohnt es sich, daß wir uns um eines Stockes willen unsere Weihnachtsreise verderben?" fragte Wolf erhaben. — Da schwieg sie und ging verstimmt neben ihm her. — Ihr Weg führte zwischen welken, gelbgrünen Grashalden empor, dem ragenden Tannenwald zu. Geheimnisvoll raunten und flüsterten die Wipfel. Tief unter ihnen aber brauste zwischen steilen Felswänden die Gose zu Tal. Von fern jedoch erglänzten Goslars runde Trutztürme und hohe rote Dächer friedlich im Sonnenschein.

Plötzlich erblickten sie an einer Wegkreuzung den Fremden aus der Eisenbahn.

Er grüßte höflich und fragte nach ihrem Ergehen. Als er von Lores Verlust hörte, stellte er ihr seinen Stock zur Verfügung und bat bescheiden, sich ihnen anschließen zu dürfen, damit er ihn dann wieder mit sich nehmen könne.

Lore war plötzlich wieder in strahlender Laune.

Sie war auch froh, als Doktor Axel Schmidt — so stellte der Fremde sich vor — die Führung übernahm und sie durch den bläulich schimmernden Tann geleitete, vorüber an rauschenden Wasserfällen, an leeren Sportplätzen und verödeten Rodelbahnen. An steilen

Stellen griff er nach dem Stock und zog Lore daran empor, so daß sie überhaupt nicht müde wurde und wie auf Flügeln dahinschritt.

Als sie nach vielstündiger Wanderung mit hochroten Backen und zerzausten Haaren heimkehrten, waren sie schon so bekannt, daß sie verabredeten, nachmittags im Städtchen einen Weihnachtschoppen zu trinken.

Sie trafen sich in der alten historischen Wirtschaft, im runden Stadtturm mit dichtem Efeugewand. Dort brannte in der altdeutschen Bierstube ein großer Weihnachtsbaum, und die Bürger saßen gerade beim Dämmerschoppen. Als das Hausgrammophon ein Weihnachtslied anstimmte, fielen alle im Chor ein. Sie sangen: „O du fröhliche, o du selige Weihnachtzeit" und „O Tannenbaum", und Lore sang mit und dachte, daß das Weihnachtsfest doch nicht so schlimm sei, wie es ihr noch gestern erschienen war.

Sie fand es so behaglich auf der roten Lederbank in der Stubenecke, daß sie abends gar nicht heimgehen wollte. So bestellten sie einen Weihnachtskarpfen, der köstlich mundete, und tranken dazu alten Rheinwein, der die Zungen löste und sie einander näherbrachte.

Axel Schmidt erzählte von seinen Reisen. Als Schiffsarzt hatte er einmal die Welt umschifft und dabei nicht nur die Wunder der Tropen, sondern auch die großzügigen Organisationen der Neuen Welt kennen gelernt. Jetzt aber leitete er schon seit drei Jahren eine Klinik, hatte gute Einnahmen und hing mit ganzer Seele an seinem Beruf.

Lores Augen glänzten. Auch ihr ganzes Sehnen stand darauf, hinaus in die weite Welt zu kommen. Und nichts war ihr lieber, als von fremden Ländern und Sitten zu hören. Ihre Backen röteten sich. Die braunen Löckchen an ihren Schläfen zitterten fröhlich.

Wieviel Wärme und Festigkeit lagen in seinem Wesen! Wie weit und reich war sein Interessenkreis! Plötzlich kam ihr kleines Malerinnendasein, auf das sie bisher mit dem Stolz des Arbeitsfrohen geblickt hatte, ihr recht arm und einseitig vor, und sie sagte sich, daß es draußen noch eine Lebensfülle gab, die sie nur ahnte.

Am nächsten Tag wollten sie zu dritt den Brocken besteigen. Mit der Bahn sollte es nach Harzburg gehen, von da aber, teils zu Fuß, teils zu Wagen, hinauf zum Brockenhaus und zurück über Schierke, wo man auch übernachten konnte.

„Auf dem Brocken muß es doch Schnee geben!"

Sie waren voll Wintersehnsucht! Ihren Weihnachtschnee wollten und mußten sie um jeden Preis haben. Der gehörte doch zum Fest. . . .

Der Himmel war aber gar zu unfreundlich gesinnt. Er schickte wieder Regen. . . . Graue, rieselnde, endlose Wassermassen umhüllten Häuser und Bäume. Es war gar nicht abzusehen, wann sie weichen würden.

Bei völliger Dunkelheit standen die Geschwister morgens auf, und Lore versetzte das ganze Haus in Aufregung, indem sie noch einmal überall ihren Stock suchte. Er war nirgends zu finden. Die Hausfrau machte tausend Entschuldigungen, und die Dienstboten waren ganz verlegen.

Im letzten Augenblick entdeckte sie ihn in den Falten ihres Wettermantels, der friedlich im Kleiderschrank hing! Dort hatte kein Mensch ihn finden können.

Im strömenden Regen ging es dann nach Harzburg, wo sie sich im Bahnhofsgebäude telephonisch mit dem Brockenhaus verbinden ließen und fragten, ob es oben Schnee gäbe.

„Oben Tauwetter und Schneetreiben. Aufstieg für Fußgänger beschwerlich", lautete die trostlose Antwort.

So beschlossen sie betrübten Herzens, den Brocken aufzugeben und mit der Bahn direkt nach Schierke zu fahren.

Vielleicht konnten sie von dort aus am nächsten Tag den Aufstieg machen.

Sie gingen in den Wartesaal, bestellten einen Frühschoppen und unterhielten sich so lebhaft, daß sie alle drei vergaßen, nach der Uhr zu sehen. Plötzlich rief Axel: „Nach zwei Minuten geht unser Zug!"

Sie stürmten davon, eine Treppe hinauf, eine hinunter, durch einen langen Tunnel mit weißen Kachelwänden und endlich wieder eine Treppe hinauf.

Auf der obersten Stufe keuchte Lore: „Mein Stock! Ich habe ihn unten stehen lassen!"

In dem gleichen Augenblick erschien der Zug am andern Ende der Bahnhofshalle. Wolf rief dem Doktor zu: „Steigen Sie nur ein! Ich bin gleich wieder da!" und lief eilig treppab.

Lore und der Doktor aber bestiegen ein leeres Nichtraucherabteil, und er nahm ihr mit solcher Sorgfalt den Wettermantel ab, daß sie beide nicht merkten, wie der Zug sich in Bewegung setzte. Ehe sie sich dessen versahen, war er schon in vollem Gang.

Wolf war in Harzburg geblieben!

Was nun? Umkehren konnten sie nicht mehr, ihn benachrichtigen auch nicht. Verlegen sahen sich die beiden an.

Endlich beschlossen sie, nach Schierke zu fahren und dort auf ihn zu warten. Ein Hotel war gestern genannt. Gewiß würde er nachkommen.

Lore ware anfangs sehr erschreckt, denn sie fürchtete die Hochflut des brüderlichen Zorns.

Schließlich aber fand sie es doch sehr nett, allein mit dem Doktor in die Welt zu fahren. Sie kam sich in seiner Nähe so geborgen vor. Und er tat jetzt noch bekannter als vorher, als seien sie schon seit Jahren alte Freunde.

Es machte ihm den größten Spaß, sie mit ihrer stets vergessenen Krücke zu necken.

Sie aber behauptete, nur er wäre schuld daran, daß sie jetzt ohne Stab und Stütze sei. Er habe sie unselbständig machen wollen, und das räche sich immer.

Da erbot er sich ritterlich, ihr alle toten und lebendigen Stützen zu ersetzen.

Sie aber verlangte nur, daß er sie in den Winter führe. Sie wollte wenigstens einmal Schneeluft riechen.

In Wernigerode konnte er ihren Wunsch noch nicht erfüllen. Die Straßen trieften von Regen, und das alte Schloß schaute mißmutig durch dichte Nebelschleier ins Tal.

Als sie dann aber mit der Brockenbahn zu Berge fuhren, von einer energisch fauchenden kleinen Lokomotive geführt, da erblickten sie plötzlich zwischen Tannen und Felsblöcken die ersten schüchternen Schneespuren. Wie weiße Blüten lagerten sie im dunklen Moose.

Je höher sie emporklommen, um so zahlreicher wurden diese weißen Flecken, um so klarer wurde der Himmel, um so kälter und würziger die Luft.

Und endlich begann es herabzurieseln. Leise und weich wie zart fließender Silberschaum. Es legte sich auf die düstern Tannen und die braune Erde und hüllte sie in ein schimmerndes Festgewand, so leuchtend und zart, wie noch nie eines Menschen Hand es hervor-



gebracht hat. Und je weiter sie kamen, um so weißer wurde es um sie her. Sie waren wirklich im Reich des Winters angelangt.

Lore jubelte.

„Das ist ja der richtige Weihnachtschnee! Jetzt erst glaube ich es, daß Weihnachten ist", rief sie ein Mal über das andre.

Am liebsten wäre sie aus dem Zug gesprungen, um in die Schneelandschaft hinauszustürmen.

Als sie bei Dreiannen-Hohne auf dem höchsten Punkt der Bahn angelangt waren und feststellten, daß es nun wieder bergab gehen würde in die Region des Nebels und Regens, da war sie so betrübt, daß er ihr vorschlug, zu Fuß nach Schierke zu wandern. Der Weg ginge durch herrlichen Tannenwald und wäre gar nicht so weit.

„Ich muß doch Ihren Wunsch erfüllen und Sie in den Winter führen."

So schritten sie nebeneinander hinaus in das Flockengeriesel. Sie waren ganz allein in der weiten, schweigenden Einsamkeit. Beiden war zumute, als erlebten sie ein Märchen.

Ihr Gespräch verstummte.

Auch im Wald herrschte tiefe Stille. Er schien heute seine Weihnacht zu feiern. Jedes Bäumchen empfing die Schneelast als köstliche Gabe und stand regungslos da in andächtigem Schweigen.

Auf kleinen geheimnisvollen Fußpfaden wanderten sie hügelab, hügelan. Die Bäume standen so dicht beieinander, daß ihre Zweige sich fast berührten. Sie waren wie greifende Arme, die sich um die beiden legten und sie zwangen, sich dicht aneinander zu schmiegen, um gemeinsam ihren Weg zu erkämpfen.... Um sie her aber wurden allmählich die kleinen Kobolde des Harzes lebendig.

Sie schauten aus den Wacholderbüschen mit den grotesken Formen. Sie kicherten und lachten in den kleinen Gebirgsbächen, die zwischen Wurzeln und beschneiten Felsblöcken eilig zu Tal liefen. Sie webten in den Lüften, daß es Lore schien, als höre sie ferne hallende Glockentöne, und als schwebe sie durch den Wald, immer an Axels Seite, und als wäre es immer so gewesen und müßte auch ewig so bleiben.

Ja, sie hatten sich sogar auf dem schneenassen Waldboden niedergelassen und brachten Lore zum Gleiten, so daß Axel ihren Arm nehmen und sie führen mußte.

Plötzlich aber lenkten sich die Schritte der zwei einem steilen Abhang zu, wo sie fast senkrecht zwischen Stein und Geröll hinabklettern mußten. Lore strauchelte und wäre beinah gestürzt.

Da hatte Axel sie aber auch schon in seinen Armen aufgefangen. Und er küßte sie wohl tausendmal und wollte sie gar nicht mehr loslassen. „Lore, meine kleine Lore", flüsterte er.

Und dann küßte er sie wieder und hob sie in seinen Armen hoch.

„So trage ich dich durchs Leben!"

Sie aber griff nach den Zweigen eines großen Tannenbaums und schüttelte sie über ihm, daß die ganze Schneelast auf ihn herabrieselte und er mit weißem Bart vor ihr stand wie ein Schneemann.

„Jetzt bist du mein Weihnachtsmann. Ich hatte die Weihnachtsfreude verloren. Du aber hast sie mir wiedergeschenkt!"

Und plötzlich rief sie laut und feierlich, als sollten der verschneite Wald und alle umherhuschenden Harzgeisterchen es hören:

„O du fröhliche,
O du selige Weihnachtzeit!"

Und es war, als wiederholte jeder der kleinen Kobolde ihre Worte mit frohem Lachen.

Dann faßten sie sich bei den Händen und liefen im Sturmschritt zu Tal, froh und übermütig wie die Kinder.

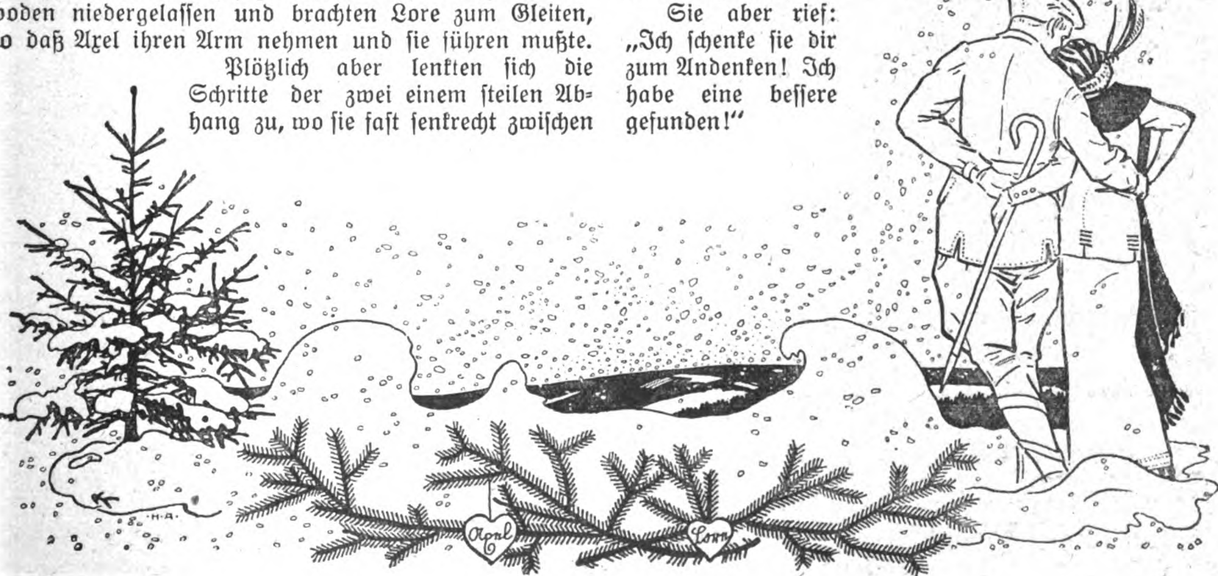
Die Harzbäume aber neigten ihre verschneiten Wipfel, als wollten sie sie grüßen. In der Nähe von Schierke versuchten schon einige Buben auf der frisch beschneiten Rodelbahn ihr Heil.

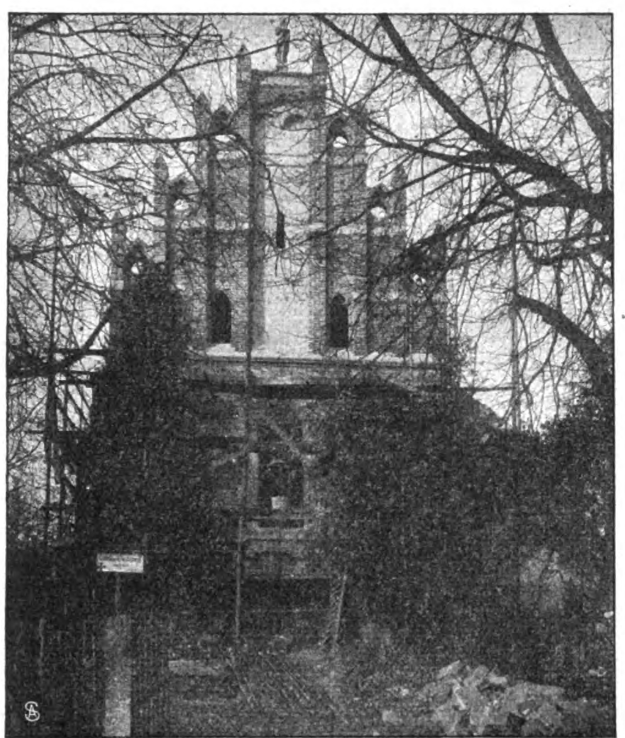
Und in der Vorhalle des großen Hotels standen vor den goldstrotzenden Weihnachtsbäumen Gruppen von Damen und Herren in roten, gelben und weißen Sweatern und Kappen. Sie alle warteten auf den Frost, der die ersehnten Sportfreuden bringen sollte, und lauschten gespannt den Wetterberichten, die klare Kälte vorhersagten.

Drinnen im Speisesaal aber erschollen weiche Walzerklänge, und ein Teil der Gesellschaft saß noch an kleinen Tischen beim Lunch.

Dort saß auch Wolf ganz allein beim Römer und stärkte sich nach einsamer Fahrt. Als er Lore erblickte, erhob er drohend die Weihnachtskrücke.

Sie aber rief: „Ich schenke sie dir zum Andenken! Ich habe eine bessere gefunden!"





Die wiederaufgebaute Ordenskirche zu Tharau, die 1911 durch Feuer zerstört wurde.

Bilder aus aller Welt.

Im Jahr 1911 brannte die alte historische Ordenskirche in Tharau teilweise nieder. Mit dankenswertem Eifer schritt man zu ihrer Restaurierung. Sie ist jetzt äußerlich vollendet, und im Jahr 1914 soll an den Innenausbau gegangen werden.

Fräulein Martha Novelly, eine talentvolle Künstlerin, wurde an das Berliner Lustspielhaus engagiert.

Der Stadtdirektor (Oberbürgermeister) von Hannover hat ein kostbares Wohnhaus erhalten. Grund und Boden kosteten 200 000 Mark, der Bau etwa 300 000 Mark.

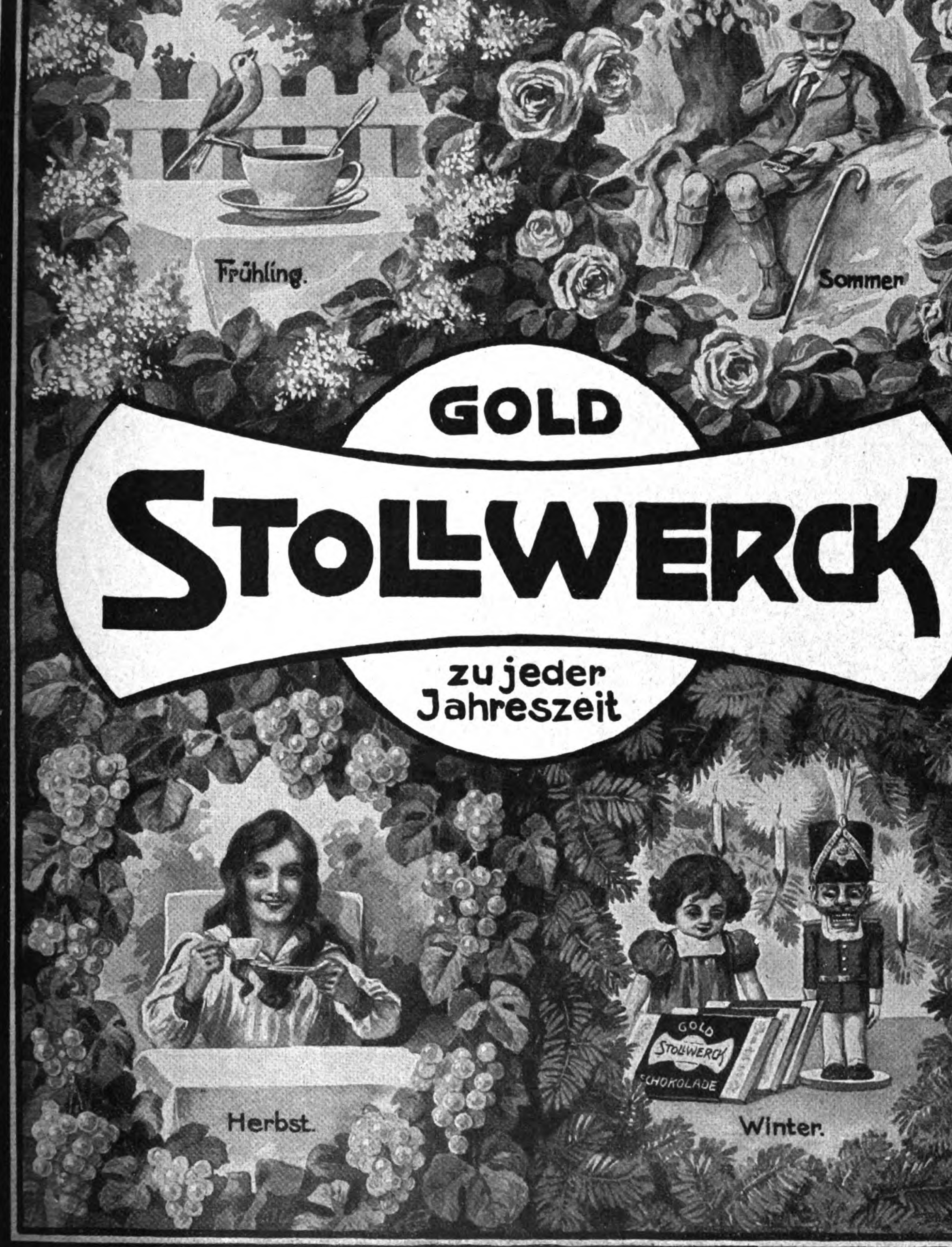


Frl. Martha Novelly, wurde an das Berliner Lustspielhaus engagiert.



Die neue Dienstwohnung des Oberbürgermeisters von Hannover.

Schluß des redaktionellen Teils.


Frühling.
Sommer
GOLD
STOLLWERCK
zu jeder
Jahreszeit
GOLD
STOLLWERCK
SCHOKOLADE
Herbst.
Winter.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Gartenlaube-Kalender 1914. (1 M.) — Kalender des Allgemeinen Wegweisers 1914. (75 Pf.) Beide im Verlage von August Scherl G. m. b. H. in Berlin erschienen. — Deutscher Wehrkalender. (1 M.) Oldenburg i. Gr., Verlag von Gerhard Stalling. — Kalender des Deutschen Schulvereins für das Jahr 1914. (1.30 M.) Herausgegeben vom Deutschen Schulverein. Wien, Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn. — Deutscher Volkskalender für das Jahr 1914. (80 Heller.) Wien, Selbstverlag des Deutschen Schulvereins. — Deutscher Juristen-Kalender. Begr. u. herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. Arthur Kallmann. Berlin, Verlag von Otto Liebmann. — Berliner Kalender 1914. Herausgegeben vom Verein für Geschichte Berlins. (1 M.) Berlin, Verlag von Martin Oldenbourg. — Thüringer Kalender 1914. Herausgegeben vom Thüringer Museum in Eisenach. (1 M.) — Schlesischer Kalender 1914. (1 M.) Kattowitz, Phönix-Verlag Siwinna. — Höntschs Gärtner-Kalender 1914. (1 M.) Leizig, Reichenbachsche Verlagsbuchhandlung. — Jahrbuch für den Kleingartenbau. Herausgegeben von Bernhard Cronberger. (40 Pf.) Frankfurt a. Main, Verlag des Vereins zur Förderung des Kleingartenbaues.

Ein allgemein anerkanntes, schmerzstillendes Mittel.

In den Kliniken und Krankenanstalten der Professoren von Irsay, H. v. Felekn, v. Noorden, Dr. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern und vielen anderen wurde einwandfrei nachgewiesen, daß Kephaldol ein schmerzstillendes Mittel von ganz hervorragenden Eigenschaften ist. Es wirkt rasch und sicher bei allen rheumatischen Schmerzen, Hexenschuß, Ischias, bei jeder Art von Kopfschmerzen, sogar bei den Schmerzen des Rückenmarkskranken. Außer dieser prompten Wirkung hat Kephaldol anderen ähnlichen Präparaten noch den großen Vorzug gegenüber, daß es vollkommen harmlos ist und weder auf das Herz noch auf die Nieren unangenehme Nebenerscheinungen hervorruft. Überdies half Kephaldol auch in Fällen, in denen andere Mittel vollkommen versagten. Ein Versuch mit Kephaldol, das in jeder Apotheke erhältlich ist, wird einen jeden von seiner Vorzüglichkeit überzeugen. Kephaldol sollte daher in keinem Haushalte fehlen und stets bereitgehalten werden. (Bitte ausschneiden.)

*

Verschiedene Mitteilungen.

— Die billigste Lichtquelle auf der Erde ist nach dem Ergebnis neuerer Forschungen Dr. Höhn's gesetzlich geschützte Spannlampe. Denn sie verbraucht tatsächlich, so unwahrscheinlich es auch klingt, in 24 Brennstunden für nur 1 Pf. Petroleum. Sie ist in Hunderttausenden Exemplaren in Schloß und Hütte verbreitet und dient als Beleuchtung für Schlafzimmer, Kinderzimmer, Dienstbotengelasse, für Korridor, Treppe, Klosett usw. Dabei spendet sie nicht nur Licht, sondern auch Wärme. Sie hält die Milch der Säuglingsflasche die ganze Nacht auf der richtigen Trinkwärme. Auch als Desinfektionslampe leistet die Spannlampe wichtige Dienste. Dieses kleine Wunderwerk kostet in Aluminium oder Messing 4.25 M., in Nickel oder Altkupfer 4.75 M. franko durch den Alleinfabrikanten Dr. Karl Höhn Ulm a. D. 10.

— Wichtige Notiz für Sammler von Reklame-Siegel-Marken. Der neueste, von alt und jung eifrig geübte Sammelsport hat sich in überraschend schneller Weise über ganz Deutschland verbreitet und greift neuerdings auch auf das Ausland über. Die Bedeutung dieses Sports und der darauf fußenden Industrie ist nicht zu verkennen, erreichen doch die Umsätze in Reklame-Siegel-Marken heute schätzungsweise wohl schon viele Millionen. Die Herstellung der Reklamemarken bietet vielen Fabrikanten Gelegenheit zu einer vornehmen Propaganda für ihre Fabrikate unter Wahrung einer künstlerisch einwandfreien Form. Bessere und neuere graphische Erzeugnisse in Siegelmarken werden denn auch seitens des Publikums mit einer wahren Sammelwut erworben. Es dürfte weitere Kreise interessieren, zu erfahren, daß die Metallwarenfabrik Meyer & Niß G. m. b. H. in Bergedorf 34 (bei Hamburg), Fabrikanten der rühmlichst bekannten Petroleum - Heizöfen - Marke „Turm", kürzlich Reklamemarken in besonders schöner und ansprechender Ausführung herausgebracht hat. Eine Serie dieser Marken, die uns die genannte Firma einsendet, enthält unter anderem folgende Bilder: „Imperator", größter Dampfer der Welt, den Hamburger Hafen verlassend. Bismarck-Denkmal, Hamburg. Segelschiffhafen, Hamburg. Rathaus, Hamburg. Jungfernstieg, Hamburg. Helgoland und das Marine-Luftschiff. Kieler Kriegshafen. Wegen ihrer hervorragend künstlerisch schönen Ausführung erfreuen sich diese Siegelmarken in Sammlerkreisen besonderer Beliebtheit, und als schlagender Beweis dafür ist der Umstand anzusehen, daß die Firma um Zusendung dieser Marken







Vornehme intime Beurteil. der Charaktere. Apart. Prospekt frei. P. Paul Liebe, Augsburg.

Echte Briefmarken billigst. Preisliste gratis: F. B. Keller, Steglitz b. Berlin.





Nestle's Dauerwellen

sind die größte aller Erfindungen, durch welche das glatte, strähnige, fettige, dünne Haar jeder Dame in dauernd naturkrauses, bauschiges verwandelt wird.

„Nestle Wellen" pflegen das Haar, lassen es wachsen, sparen Zeit u. Geld, da sie dauernd sind, ermöglichen jeder Dame, sich schick u. modern selbst zu frisieren, sind untersucht u. empfohlen d. Aerzte, Forscher u. Autorit.

„Nestle Wellen" sind nur in den Spezialateliers untenstehender Firmen herzustellen und kosten für **Damen 4.00 M.**, für **Kinder 2.00 M.** pro Wickel.

Ueberzeugen Sie sich durch persönlichen Besuch, oder verlangen Sie illustrierte Broschüre von

Paul Lange Berlin C, Königstr. 38 | **Institut Damentrost** Berlin W, Nürnberger Str. 60, E. Tauentzienstr. | **Richard Winzer** Berlin W, Bayrischer Platz 8 | **C. Holzenthaler** Berlin W, Potsdamer Str. 126

Bedeutendste Spezialfirmen für alle Haararbeiten sowie für Haarfarbe und Haarfärben.





Das populäre Auto!

Man verlange Prospekt Nr. 716/2

Luxus-, Sport- u. Tourenwagen, Last- u. Lieferungswagen, Krankentransport- u. Feuerwehrautomobile, Motorspritzen.

Adler 5/13 PS.
Neu! Viersitzer Sitze hintereinander
Zweisitzer Sitze nebeneinander
Idealer Sportwagen. Unübertroffen für Berufszwecke.
Billig
in Anschaffung und Betrieb.

ADLERWERKE vorm. Heinrich Kleyer A-G FRANKFURT a. M.



Rückgrat-Verkrümmungen

Ihre Behandlung nach „System Haas". Hochinteress. Broschüre, reich illustriert, gegen Voreinsendung von Mark **1.**— in Briefmarken von

Centrale Franz Menzel
Dresden-Blasewitz A.

Preisgekrönt auf dem 17. Internat. Aerzte-Kongreß London 1913

Sitzen Sie viel?

Gressners präpar. Sitzauflage aus Filz f. Stühle etc., D.R.G.M., verhütet das Durchscheuern u. Glänzendwerden d. Beinkleider. 95000 in Gebrauch. Preisl. frei. **H. Gressner, Bln.-Lichterfelde 17a.** Schutzmarke.

1000 Vervielfältigungsapparate aus Liquidation stammend, Aktenformat, f. jed. Geschäftsmann u. Privaten geeign., rasch u. deutlich alle Schriftstücke kopierend, auch Schreibmaschinenschrift, Briefe m. Kopiertinte od. Tintenstift geschrieben, selbst nach 10 Jahren, statt M. 20,— M. 8,— p. St. kompl. in ff. poliert. Holzkasten. Garantie Zurücknahme. Probeapparat M. 8,80 fr. per Nachn. **Direktor Fasbender, Bonn, Schumannstr. 72.**

THERMAL-SHAMPON

wirkliches Haarpflegemittel. Aerztlich empfohlen. Glänzend begutachtet. In allen Drogerien zu haben. Fläschchen 30 Pfg.

Preise haben erhalten:
1. Frau Zilla Behrotter, Breslau,
2. Frau A. Dowerg, Guttentag,
3. Frau Helene Dünnebier, Weinböhla,
4. Frau Emmy Goldstein, Baumschulenweg,
5. Frl. Martha Gluch, Tarnowitz,
6. Frau Gertrud Heinrici, Halensee.

Trostpreise haben erhalten:
M. Bachmann, H. Richert, I. Ortmanns. E. Hennecke, G. Glufke, C. Kuckla, A. Bußmann, Staib, L. Kweschel, G. Altmeyer, H. Maaser, O. Bürgel, H. Wienen, E. v. Horn.
Werrmann & Co., Berlin-Friedenau.





Modernes Tanzlehrbuch: Nicht in wenig Stunden — wie viele Inserate behaupten — wohl aber in ca. 14 Tagen kann jeder die hauptsächlichsten Tänze erlernen, wenn er sich in den Besitz des obigen Buches setzt. Zu fast allen Tänzen ist jeder einzige Schritt und Tritt genau und deutlich abgebildet und auch ausführlich erläutert. Ein Mißlingen ist daher ausgeschlossen! Außerdem enthält das Buch: das Arrangieren von Tanzspielen, die Gunst der geliebten Person zu erlangen, wie man Gespräche anknüpft usw. **Über 100 Abbildungen!** Statt M. 2.25, M. 1.30 franko.

Großer Katalog gratis durch:
Albrecht Donath, Leipzig 49.

Ueber 300 000 im Gebrauch!

Haarfärbekamm



(gesetzl. geschützte Marke „Hoffera") färbt **graues** od. **rotes** Haar **echt blond, braun** oder **schwarz.**

Völlig unschädlich! Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. Stück M. **3.00.**
Rud. Hoffers, Kosmet. Laboratorium, **Berlin 6, Koppenstr. 9.**

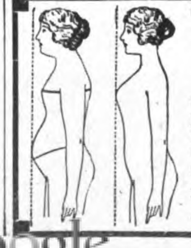


Petri & Lehr, Offenbach a. M. 3, vers. grat. Katal. A über **Selbstfahrer** (Invalidenräd.), Kat. B üb. **Krankenfahrstühle** für Straße u. Zimmer. Klosett-Zimm.-Rollstühle, ca. 150 Mod.

Schönheit der Augen



Ein strahlendes Auge und einen feurigen Blick verleiht mein **„Fenol"**. Trübe, matte Augen erhalten Glanz und Anmut, Wimpern u. Augenbrauen werden zu einer interessant machenden Fülle entwickelt und geben dadurch den Augen einen bestrickenden Reiz. **„Fenol"** stärkt die Sehkraft und ist für schwache oder tränende und rote Augen unersetzlich. **Preis M. 3.50,** Grosser Vorratsflakon **M. 7.—**
Laboratorium Herm. Wagner, Cöln 1, Blumenthalstrasse 99.



Transformine!! neuestes amerikan.

Entfettungsmittel

Dieses ist tatsächlich das beste Mittel, schlanke, graziöse Figur zu erzielen! Beseitigt in kurzer Zeit alle Verdickungen und Geschwülste, wie starken Leib, Hüften, Magen und Nacken. Frei von Jod u. allen schädlichen Substanzen. Wird nur an den gewünschten Stellen eingerieben und schadet der Haut nicht. Katalog geg. Rückporto. Preis 6.— u. 10.— M.
Frau M. Laun, MÜNCHEN W, Neuhauser Str. 2/I.

Schlanke Figur

durch **Dr. Richters Frühstückskräutertee.**

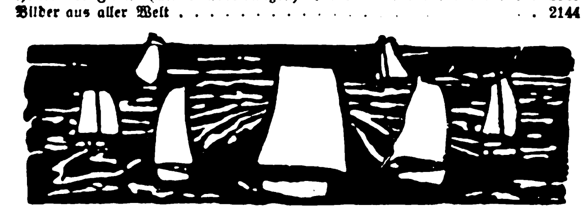
Natürlichstes, unschädlichstes Getränk von angenehm. Geschmack u. sicherem Erfolg. Bedeutende Gewichtsabnahme.
Viele Dankschreiben! — Aerztlich empfohlen!
1 Paket M. **2.—**, 3 Pakete M. **5.—**.
Institut Hermes · München 45
Baaderstraße 8. — Prospekte gratis.

DIE·WOCHE

Nummer 50. Berlin, den 13. Dezember 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	2103
Das Reichsland. Von Prof. Dr. W. Rein	2103
Vorweihnachten auf der Straße. Von Adelheid Weber	2105
Sonnenwende. Plauderei von Margot Isbert	2107
Unsere Bilder	2109
Die Toten der Woche	2110
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	2111
Der Fahnenträger. Roman von Georg Engel (Fortsetzung)	2119
Alte Dinge im neuen Kleid. Plauderei von Hans Dominik	2124
Amerikanische Schauspielerinnen. Von Georg von Skal. (Mit 22 Abbild.)	2126
Neu-Hamburg aus der Vogelschau. Von Dr. Marx Möller. (Mit 9 Abbild.)	2132
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung)	2136
Bisonjagd im Auto. Von Heinz Karl Heiland. (Mit 7 Abbildungen)	2140
Hellerauer Zinn. (Mit 5 Abbildungen)	2143
Bilder aus aller Welt	2144



Die sieben Tage der Woche.

4. Dezember.

Der Reichstag nimmt nach Besprechung der Interpellationen über die Vorgänge in Zabern mit 293 gegen 54 Stimmen einen Antrag an, in dem ausgesprochen wird, daß die Behandlung der Angelegenheit durch den Reichskanzler den Anschauungen der Volksvertretung nicht entspricht. — Der Reichskanzler begibt sich abends nach Donaueschingen.

Aus London wird gemeldet, daß die britische Regierung auf ein Ersuchen der mohammedanischen Liga für Indien, bei den Balkanstaaten für religiöse und bürgerliche Gleichberechtigung der Mohammedaner einzutreten, entgegenkommend geantwortet hat.

5. Dezember.

In Donaueschingen halten der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg, der Statthalter von Elsaß-Lothringen Graf Wedel und der Kommandierende General v. Deimling dem Kaiser Vortrag über die Vorgänge in Zabern. Der Kaiser bestimmt darauf, daß die in Zabern garnisonierenden beiden Bataillone nach den Truppenübungsplätzen von Bitsch und Oberhofen verlegt werden (Abb. S. 2113).

Der Kaiser begibt sich von Donaueschingen nach Stuttgart.

Der Staatssekretär des Innern Dr. Delbrück erklärt in Beantwortung einer sozialdemokratischen Interpellation im Reichstag die Frage der Arbeitslosenversicherung für noch nicht spruchreif.

Im Reichstag beantragen Zentrum, Nationalliberale, Freisinnige und Sozialdemokraten durch einen Nachtragsetat, Mittel für die Beteiligung Deutschlands an der Weltausstellung in San Franzisco 1915 zur Verfügung zu stellen.

Der hamburgische Senat wählt den Senator Dr. Predoehl (Abb. S. 2116) zum Ersten, den Senator Dr. v. Melle zum Zweiten Bürgermeister für das Jahr 1914.

6. Dezember.

Der Kaiser nimmt mit dem König von Württemberg an der Jahrhundertfeier des württembergischen Dragonerregiments Königin Olga in Ludwigsburg teil (Abb. S. 2112).

Die Straßburger Regierung macht bekannt, daß der Statthalter Graf von Wedel durch kaiserliche Willensäußerung sichere Gewähr dafür erhalten hat, daß in Zukunft die verfassungsmäßigen Zuständigkeiten strengere Beachtung finden werden.

Im Reichstag antwortet der Staatssekretär des Innern auf eine Interpellation der Konservativen, daß er keinen Anlaß sehe, das Inkrafttreten der Bestimmungen über die Dienstbotenversicherung zu verschieben.

Der preußische Kultusminister erläßt eine neue Ferienordnung, nach der von Ostern 1914 ab die Ferien an allen Schulen sowohl zeitlich wie der Dauer nach gleich gelegt werden.

7. Dezember.

Der Kaiser kehrt aus Stuttgart nach Potsdam zurück.

In Bulgarien werden die Neuwahlen zur Sobranje ohne störende Zwischenfälle vollzogen.

8. Dezember.

In Frankreich bildet der Senator Doumergue ein neues Kabinett, in dem er neben dem Vorsitz das Ministerium des Aeußern, Caillaux das der Finanzen übernimmt (Abb. S. 2115).

Auf dem Kongreß der tschechischen Sozialdemokraten in Prag wird die Kräftigung alles dessen als notwendig bezeichnet, was der Erhaltung Oesterreich-Ungarns dient.

9. Dezember.

In der bayerischen Abgeordnetenkammer erklärt Ministerpräsident Freiherr von Hertling, die Regierung sei bereit, der Frage einer Reform der Reichsratskammer näherzutreten.

Einer Meldung zufolge hat der mexikanische Präsident Huerta Verhandlungen mit seinem stärksten Gegner Carranza eingeleitet.

10. Dezember.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß der Kongreß die letzten Präsidentschaftswahlen für ungültig erklärt hat.

Das Reichsland.

Von Prof. Dr. W. Rein.

Ganz Deutschland hat in den vergangenen Wochen mit einem zum Teil unfreiwilligen Interesse nach der Grenzmark im Westen geblickt. Die tiefe Erregung, die durch die Geschehnisse in Zabern sich des elsässischen Stammes bemächtigt hatte, griff über den Rhein hinüber und pflanzte sich mit gleicher Stärke bis in die Ostmark fort. In dieser Erregung traten bald zwei grundverschiedene Strömungen hervor. Die eine stellte sich rückhaltlos auf die Seite der Militärbehörde, weil sie von der Voraussetzung ausging, daß die Tumulte durch die Hetze der nationalistischen Blätter des Reichslands und die sozialistischen des Reiches verursacht wären, denen die Entgleisung des jungen Leutnants geradezu willkommen war, um die Stimmung gegen Deutschland und sein Heer zu verschärfen. Ja, einige altdeutsche Zeitungen gingen so weit, auch bei dieser Gelegenheit die Verleihung der Verfassung an das Reichsland als die Grundursache der entfesselten Leidenschaften im Wasgau darzustellen und die Entfernung des Reichskanzlers und des Statthalters in Straßburg zu fordern. Diese Strömung beschränkt sich aber nur auf einen kleinen Teil unseres Volkes, dem offenbar die seelischen Zustände der Bewohner des Reichslands so fremd sind, daß es ihm schwer fällt, sich in sie zu versetzen und mit ihnen zu fühlen.

Die große Masse unseres Volkes hat sich in diesen schweren Tagen offen und rückhaltlos auf die Seite der Elsässer gestellt. Das zeigte die Abstimmung im Reichstag bei der Reichskanzlerresolution. Die Bewohner des schönen Wasgaus haben dies auch sofort herausgefühlt,

so daß die Zaberner Tragödie sie keineswegs Deutschland entfremdet hat. Dies konnte nur der erste, bald vorübergehende Eindruck sein. Die pessimistische Stimmung, die ja auch in den Reichstagsverhandlungen hervorgetreten ist, als ob im Reichsland nun alles „kaputt“ sei, trifft nicht das Richtige. Es überwiegt durchaus das Bewußtsein, daß der deutsche Stamm jenseit des Rheins enger als je an die Deutschen diesseit des Stromes geknüpft sei.

Man hat zuweilen die Meinung gehört, daß nur ein gemeinsam geführter glücklicher Krieg das Reichsland an das Mutterland festbinden würde. Es mag sein. Aber gemeinsame Schicksale pflegen die Menschen ebenso fest zu verbinden. Und die Zaberner Vorfälle sind solche Schicksale, die alle deutsche Stämme in gleicher Weise durchlebten, die Elsässer so gut wie die Schwaben, Thüringer und Hessen. Wir alle haben mit den Alemannen im Wasgau gezittert und erlitten mit ihnen den gleichen inneren Schmerz. Wir alle haben die Worte der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung“ uns zu eigen gemacht: „Die Elsaß-Lothringische Vereinigung, die stets für den restlosen Anschluß der Elsaß-Lothringer an das deutsche Kultur- und Staatsleben eingetreten ist, bedauert aufs tiefste die Vorgänge in Zabern, die im ganzen Land größtes Befremden über die Haltung der Militärbehörden hervorgerufen haben. Wenn auch die Elsaß-Lothringische Vereinigung die Ausschreitungen einzelner verhetzter junger Leute mißliebigen Offizieren gegenüber verwirft und die Gefährdung der militärischen Disziplin verurteilt, so kann doch der Militärverwaltung der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie es nicht verstanden hat, den verletzten Gefühlen eines selbstbewußt denkenden Stammes rechtzeitig und in angemessener Form die schuldige Genugtuung zu geben.“

Das sind Alt-Elsässer, die so sprechen. Die es tun nicht aus Gegnerschaft gegen das Militär, sondern die besonders betonen, daß die Bevölkerung des Reichslands militärfreundlich sei und nur den Wunsch hege, daß man in Heereskreisen bei aller notwendigen Durchführung der militärischen Aufgaben mehr als bisher den Anschauungen der reichsländischen Bevölkerung Rechnung trage. Dieser Wunsch ist durchaus berechtigt. Nur zu oft vergessen wir in Alt-Deutschland, daß Elsaß-Lothringen zweihundert Jahre zu Frankreich gehört hat; daß es gewaltige und große Zeiten unter französischer Herrschaft durchlebt und noch jetzt mit vielen Fäden an das Transvogesenland geknüpft ist. Durch eine harte Operation haben wir nach einem glücklichen Krieg den Wasgau von Frankreich losgetrennt. Nur allmählich kann sich die Wunde schließen, die dadurch entstanden ist. Der Prozeß der Heilung hatte begonnen. Namentlich unter der festen und doch schonenden, warmherzigen Führung des jetzigen Statthalters hatte er trotz aller „Fälle“ doch im Grunde einen ruhigen Fortgang genommen. Die Zaberner Vorgänge schienen, wie gesagt, anfangs dazu geeignet, den Heilungsprozeß zu stören. Aber sie bedeuten nur eine Zuckung, die überwunden wird. Die Fieberzustände sind bereits vorüber. Das Bewußtsein: Wir gehören doch für alle Zeit zusammen, macht sich stärker als je geltend bei uns und unseren elsaß-lothringischen Stammesgenossen. Wir sind und bleiben ein Volk.

Es kann auch nicht anders sein. Ein gleiches Grundempfinden beseelt uns. Das Ehrgefühl der Elsässer wurde durch das unbedachte Schimpfwort verletzt. Denn ein solches ist es trotz aller philologischen Exegese. Und ebenso wurde unser Ehrgefühl beleidigt, denn die Elsässer sind keine Fremdlinge, die uns nichts angehn; sie sind unsere Brüder. Und da eine Sühne ausblieb, wie sie dem Volksempfinden entsprochen hätte, mußten die gemeinsamen Gefühle sich verstärken. Wer nur eine leise Ahnung von Volkspsychologie besitzt, der weiß, was für Folgen entstehen, wenn dem begangenen Unrecht die angemessene Sühne fehlt. Man braucht sich nur an Kleists Michael Kohlhaas oder an das Haberfeldtreiben in Oberbayern zu erinnern. Verletztes Ehrgefühl schreit nach Sühne. Sowie sie erfolgt, glätten sich die Wogen. Bleibt sie aus, dann werden alle Verletzten mit einem unsichtbaren Band zusammengeschmiedet. Der Eisenhammer von Zabern hat auch diesmal ein gutes Werk vollbracht. Zu den Zeiten der Gräfin von Saverne hat er an dem gemeinen Verleumder die Strafe vollzogen; heute hat er Brücken über den Rhein gezogen und den Elsässern den Weg nach dem Osten gezeigt, von wo ihnen Zustimmung und Hilfe zuteil wird. So wächst aus dem Übel etwas Großes und Gutes hervor: die Altdeutschen stehen Schulter an Schulter mit dem wiedergewonnenen Reichsland in gemeinsamem Kampf für Recht und Gerechtigkeit.

Und das muß in alle Welt verkündet werden. Dem spottenden und höhnenden Ausland, das in den Zaberner Vorgängen den inneren Zerfall des Reiches voraussehen will, sei es gesagt, daß diese Vorgänge vielmehr das Gegenteil bewirken: die gemeinsame Arbeit im Dienst gemeinsamer Ideale. Die Elsässer erhalten dadurch den erneuten Anstoß, sich an den gemeinsamen deutschen Aufgaben zu beteiligen; die Altdeutschen aber, von denen viele jetzt erst ihr Herz für den wiedergewonnenen Bundesstaat entdecken, fangen an, die Entwicklung der Dinge im Reichsland mit dem gleichen Interesse zu verfolgen wie in den andern Bundesstaaten.

Darum wollen wir die Geschehnisse in Zabern, so traurig sie an sich sind, nicht schelten. Sie sind zu einer Stufe innerer Annäherung geworden. Wer daran denkt, unter welch unsagbaren Kämpfen, Widerwärtigkeiten und Streitigkeiten die deutschen Stämme sich zum Nationalstaat durchgerungen haben, der wird nicht verzweifeln und wird nicht denen recht geben, die da meinen, es seien in diesen Wochen unsagbare nationale Werte verloren gegangen. Im Gegenteil. Es ist ungeheuer viel gewonnen worden. Man muß es sich nur vor Augen halten, wie Elsässer und Altdeutsche gemütlich nahegerückt worden sind dadurch, daß sie erlittenes Unrecht in gleicher Stärke empfanden, und daß sie in dem gleichen Entschluß sich zusammengefunden haben, für Recht und Gerechtigkeit auf deutschem Boden allezeit fest zusammenzustehen. Unglück und Leiden sind ein festerer Kitt als froh verlebte Stunden. Was in jenen Zaberner Tagen das Herz der Elsässer erzittern machte, das hat den gleichen Widerhall in ganz Deutschland gefunden. Ganz anders im Ausland, wo man frohlockte über den scheinbar unüberbrückbaren Gegensatz der Bevölkerung zum deutschen Militär und trügerische Hoffnungen stärkte auf den Abfall des Reichslands.

Trügerisch sind solche Hoffnungen. Die 40 Jahre der Zugehörigkeit Elsaß-Lothringens zum Reich sind doch nicht spurlos vorübergegangen. Sie haben große, tiefgehende Umwälzungen im Reichsland vollzogen. Noch sind die Früchte nicht reif. Aber schon beginnen sie sich zu färben. Die Zaberner Stürme werden die Reife beschleunigen. Die Bewohner des Wasgaus sind erwacht. Nicht, daß sie unter französischer Herrschaft geschlafen hätten; aber sie waren wie die anderen Departements



doch nur Teile eines scharf zentralisierten Staats, die von Paris regiert wurden und von dorther ihre Weisungen erhielten. Ihre Stammesart und Stammeskraft war unterbunden, wenn auch einzelne Männer gleichsam unter der Decke ihrer angestammten deutschen Natur folgten und Ausdruck gaben. Das „Neue Elsässer Schatzkästel“ von D. Müntzer legt Zeugnis davon ab. Aber nun, als selbständiges Glied des Deutschen Reichs, ist Elsaß-Lothringen sich selbst zurückgegeben. Von dem Reichtum des deutschen Lebens, das ehedem im Wasgau sich entfaltet hatte, war keine Erinnerung geblieben. Die französische Revolution, die glorreichen Schlachten Napoleons I., der Ruhm und die Größe des französischen Staats hatten die Gemüter gefesselt und die alten Zeiten verwischt. Es war die höchste Zeit, daß die Alemannen und Franken jenseit des Rheins zurückgewonnen wurden, ehe sie ins französische Volkstum sich verloren. Nun aber wurde die Bahn frei für eine neue Entfaltung der deutschen Natur. Als selbständiger Bundesstaat geht das Reichsland einer neuen Entwicklung von bodenständiger Kraft und ausgesprochener Eigenart entgegen, einer Entwicklung, wie sie unter der zentralistischen französischen Herrschaft ausgeschlossen war. Diese Rückkehr der Elsaß-Lothringer in die deutsche Völkerfamilie konnte sich nicht so schmerzlos vollziehen wie die Heimkehr der Schleswig-Holsteiner. Das ist leider so oft von Altdeutschen verkannt worden und gewiß auch oft von Offizieren, die im Reichsland standen. Man forderte Liebe und Anhänglichkeit, wo solche Gefühle noch nicht dasein konnten. Man vergaß, daß sich Gefühle nicht kommandieren lassen, sondern daß man sie gewinnen muß. Man gewinnt sie auf keinem andern Weg, als daß man sich in die Seele des andern versetzt, daß man mit ihm fühlt, mit ihm denkt, mit ihm will, an seinen Sorgen und Bestrebungen teilnimmt und ihm sein Herz öffnet. Haben die Altdeutschen, die ins Reichsland kamen, sich das immer vor Augen gehalten? Sind sie nicht oft der Versuchung verfallen, als Herrscher aufzutreten, wo sie hätten dienen sollen? Haben sie die schwere Rolle des Volkserziehers immer auf sich genommen? Aber die Elsaß-Lothringer, so könnte man einwenden, haben sie denn die Hand, wenn sie ihnen dargeboten und nicht als Faust ihnen entgegengehalten wurde, immer ergriffen? Das zu beantworten, sei den Bewohnern des Reichslands überlassen. Wir Altdeutsche wollen nicht über sie zu Gericht sitzen; wir wollen uns freuen über jede Regung deutscher Denkart und deutschen Fühlens, die uns aus dem uralten deutschen Stammland entgegenquillt, und wollen sie willkommen heißen. Schon flutet ein starker Strom deutschen Empfindens durch das Reichsland, und tausend Anzeichen lassen erkennen, daß die schwersten Zeiten hinter uns liegen. In die Zukunft laßt uns gemeinsam den Blick richten. Elsaß-Lothringer und Altdeutsche, trotz Zabern, ja gerade wegen Zabern! Zabern ist ein Markstein in der Entwicklung. Die Begeisterung für die Geschicke des Reichslands, die das Gemüt der Deutschen jetzt hebt, findet ihren Widerhall in den Herzen der Elsaß-Lothringer. Auf ewig ungeteilt, sangen einst die Schleswig-Holsteiner. Auf ewig verbunden in Freud und Leid, so stehen heute nach Zabern die Elsaß-Lothringer mit den übrigen deutschen Stämmen zusammen. So soll es bleiben! —

****

Vorweihnachten auf der Straße.

Von Adelheid Weber.

Es ist früh im Dezember; aber der Schnee liegt schon — in den Schaufenstern; da umrahmt er mit dem Tannengrün zusammen allerliebste Stilleben. Heute ging ich über die Brücke des Fahrdamms herüber, um dahinterzukommen, was eigentlich ein Schaufenster auf der andern Straßenseite füllte: es waren kleine, graue, getupfte, jede mit Tannen und Schnee umrahmte Scheiben — Pasteten? Austern? Es waren — Gummischutzringe für Absätze. Sie lachten mich so vergnügt an, daß ich mitlachen mußte und mir wahrhaftig den Kopf zerbrach, wem ich ein solches Angebinde zu Weihnachten verehren könnte. Ist dieses München eine vergnügte Stadt! Von den Städten, die ich in diesem letzten Semester gesehen, hatten manche ihr ganz bestimmtes Charakteristikum nicht nur in Bauart und Plätzen, sondern auch in ihren Bewohnern. In Hirschberg sind von drei Menschen zwei alte adelige Damen, und der dritte ist ein Jägerleutnant oder mindestens ein Soldat. In Karlsruhe ist jeder Mensch ein Hofrat oder denkt, einer zu werden, oder ist wenigstens dazu geboren und geht deshalb fein gesittet und gebildet daher; in Jena ist jeder Student oder möchte es doch sein, denn ein anderer Mensch hat dort gar keine Daseinsberechtigung. In Berlin — ja, Berlin besteht bekanntlich aus vielen Städten; aber in Berlin W ist jeder zweite Passant eine Dame mit nichts an wie einen etwas sehr oberhalb der Knöchel zugeschnürten Rock, etwa wie eine in einen engen Sack gesteckte Odaliske. In München — ja, München ist so bunt, daß keine Menschenspezies hervorsticht; aber von drei Menschen lacht mindestens immer einer. Es ist nicht nur das gute Bier, es ist auch die gute, leichte Höhenluft und der Ring der Straßen, was diese Vergnügtheit zuwege bringt. Wie sollte die Stadt da jetzt nicht lachen, jetzt, wo sie noch halb im Tannengrün von den Königstagen her steckt und halb wieder in neuen Kränzen, die der Weihnachtsmann mitgebracht hat. Denn „der Weihnachtsmann ist angekommen!“ so steht es in flammenden Lettern über einem Spielzeugladen. Es tut auch gar nichts, daß hier „das Christkind“ die Geschenke bringt; der Weihnachtsmann wird auch verstanden, wenn er so schöne Sachen zu verteilen hat, wie hier z. B. Fenster und Fenster voll Puppen, und zwar durchaus nicht so viele „Charakterpuppen“, wie man doch wegen der vielen hiesigen Künstler meinen sollte, sondern die echten, rechten, zuckrigen, dummen Gesichter, die für ein Kind nun mal den Gipfel der Schönheit bedeuten, und aus denen seine Phantasie je nach Bedarf ein weinendes oder lachendes, artiges oder unartiges Persönchen, eine Prinzessin oder ein Gänsemädchen machen kann. Ein paar realistische Dachauerinnen, ein richtiges nettes Bauernkind u. dergl. sind auch darunter und sollen für Puppenmütterchen mit vielen Kindern willkommen sein; aber das kleine, saubere Mädelchen hatte schon recht, als es vor einem schmutzigen Rotznäschen entrüstet ausrief: „Pfui, und dös Saubüble soll jetzt dös Christkindle mit seine saubere Fingerle anfassen!“

Aber da steht ja unser lieber alter Weihnachsmann in Person mit seinem weißen Bart, dem Schnee auf dem



Pelzrock, dem Sack mit Nüssen auf dem Rücken und dem Christbaum unter dem Arm! „O na, schaun's nöt? Dös is ja der heilige Nikolaus — schaun's nöt, er hat ja die Ruten in der Hand", belehrt mich ein sechsjähriger Bub, aber der andere kräht: „Du, i hob nimmer Angst vor die Ruten — hast du?" Jo, wann eins nu nöt beten kann", meint mein Freund zweifelnd. „No, was unser Niklaus is, der derf uns bloß Furcht machen, schlagen derf er nimmer, weil er doch der Loysel ist, unser Hausmeister." „Jo, ober bei uns is 's der Pappi selber, und der kann furchtbar hauen."

O heiliger Nikolaus, auch der Glaube an dich ist „nimma" mehr bei der Jugend — so vom sechsten Jahr an — zu finden! Woran haben wir — wir Kinder von ehemals und in der kleinen Stadt oder auf dem Land — nicht alles geglaubt und gefürchtet und uns entzückt! Da war nicht nur der Nikolaus, der bei uns Ruprecht hieß, aber auch im umgekehrten Pelz und — sonderbarerweise — in Großvaters hohen Pelzschuhen erschien und uns mit der goldenen Rute so arg bedrohte, daß wir Morgen- und Abendgebete, Weihnachtslieder und Rechenexempel durcheinander herstotterten, wonach er uns dann mit schrecklich tiefer Stimme Ablaß für die begangenen und Warnung vor kommenden Sünden, dazu viele Äpfel und Nüsse und die ersten Pfefferkuchen erteilte. Und da ging vor allen Dingen in der Vorweihnachtzeit der „Brummtopf" herum, getragen von einem Gnom mit pechschwarzem Gesicht, begleitet von einem andern, eine schreckliche Knarre tragenden Zwerg. Die drangen in unsere Stuben hinein, brummten, schnarrten und sangen fürchterlich und wurden mit Äpfeln und Pfennigen beschenkt. Für den ausgestandenen Schrecken vor den Unholden entschädigte ein Mann im Purpurmantel von Kattun, der eine goldene Krone auf pechschwarzen Locken trug und vor sich her einen Leierkasten, der zugleich Schaubühne war. Das war der König Herodes, und der mußte zur Strafe für seine Sünden die ganze Weihnachtsgeschichte zur Musik des Leierkastens vortragen, wobei oben auf dem Kasten auf einer Art Bühne, die mit rotem Papier ausgeschlagen war, klein, aber ganz realistisch erschienen: Maria mit dem Kind, himmelblau angetan und mit sehr roten Wangen, Joseph als uralter Mann mit langem, weißem Bart, Öchslein und Eselein, die Engel und die Hirten, die heiligen drei Könige mit ihrem Stern. Der bethlehemitische Kindermord wurde nicht vorgezeigt, über den ging der König Herodes wohl aus Scham — oder weil unsere Mütter Greuelszenen verboten hatten — rasch und schonend hinweg. Aber die Passionsgeschichte wurde, zwar sehr abgekürzt, drapiert mit dem König Herodes, der — unhistorisch, aber wirksam — einfach mit dem ersten Herodes zusammenfiel, mit Pilatus, dem kreuztragenden Jesus und vor allem und als schönstem mit Petrus und dem Hahn, der sehr schön krähte, und mit Judas, der bucklig und sehr abscheulich aussah, einen riesigen Beutel trug, aus dem er sich Geld in die Hand zählte, während hinter ihm schon der Teufel, feuerrot gewandet, einherschlich und ihm plötzlich den Kopf umdrehte und abriß. Mit diesem wunderschönen, stürmisch bejubelten Effekt schloß die Schaustellung, worauf Herodes den Kasten zudeckte und die Hand aufhielt, in die eins von uns Kindern einige Pfennige hineinlegte — eine Tathandlung, die die Illusion keineswegs störte. Die drei Könige mit ihrem Stern erschienen freilich erst nach Weihnachten, aber vor dem Fest durften wir Kinder abends beileibe nicht mehr auf die Straße gehen, erstens, weil der Weihnachtsmann umging und in die Fenster blickte, um zu sehen, ob die Kinder auch hübsch artig wären, und wir ja schon aus den Märchen wußten, daß man nicht hinsehen darf, wo ein Zauber vor sich geht, weil er sonst verschwindet. Daneben gingen auf der Straße aber auch allerlei Unholde um mit feurigen Augen und Zungen in blutroten Köpfen auf riesengroßen Körpern — ein Zauber, der durch illuminierte Kürbisköpfe und Bohnenstangen zuwege gebracht wurde, und ein erschrecklicher Lärm drang bis in unsere Stuben und machte unsere Kinderherzen erschauern.

Ja, vor dem Zauber dieser Nächte, holden und unholden, sind die Straßen der Großstadt freilich sicher; aber der eine ist doch noch da: der Wald kommt noch immer in die Stadt, sich das Christfest anzuschauen. Die herrlichen großen Plätze sind umsäumt mit Tannen, die Nornen und die Heroen auf den Brunnen schauen mit großen, leeren Augen auf die Schönheit, die sich noch in unsere Tage hinübergerettet hat, und die Vögel, die Meisen, Buchfinken, Stare, die hier so zahm sind, daß sie dem Fütternden die Körner aus der Hand picken, kommen vom Englischen Garten herüber und setzen sich auf die grünen Zweige. Nicht lange aber: denn bald wird es ihnen zu bunt. Buden auf Buden werden aufgeschlagen, Kisten auf Kisten ausgepackt; Kohlen unter den Füßen und Nasen in den Gesichtern glühen um die Wette — denn die richtige Weihnachtskälte hat sich eingefunden. Und nun stehen, ganz unter Grün, auch hier Maria und Joseph und das Kindlein, Öchslein, Esel, Schafe, Hirten und Könige vor andächtigen Kinderaugen; denn die Mütter kaufen sie für die Krippe, die unter dem Christbaum nicht fehlen darf. Und da stehen alle die primitiven Spielsachen, an denen sich seit der Großmütter Zeiten die Kinderaugen ergötzten, viel mehr als an den Luxussachen in den Schaufenstern. Und an der andern Seite des Platzes stehen nun gar die Buden mit den Lebkuchen, den vielen süßen Männlein und Fräulein, den buntbeklebten Herzen mit schönen Verslein, den Schornsteinfegern und heiligen Frauen. Alles wie vor grauen Jahren. Doch halt! Wirklich, da ist ein leibhaftiges Auto aus Pfefferkuchen; das Ungeheuer der Neuzeit ist in das zeitlose Zauberreich eingebrochen! Nun, die Kindermagen werden auch das vertilgen, und riechen tut's Gott sei Dank nicht. Aber unter den Spielsachen neben Hampelmännern und Kasperle, neben dem Nikolaus mit der goldenen Rute und dem heulenden Buben im Sack — die Zeppelinzigarren, ganz ordentlich mit Propellern und Gondeln — Zeppelin mit der weißen Mütze steht drin. Und da eine Taube mit ausgebreiteten Flügeln: ein Eindecker. Und die Buben reden darüber mit Einsicht und Kritik wie früher über ihre Papierdrachen, und ich glaube, der Arbeitsmann im Kittel unter dem Mantel wird seinem Rupert einen Zeppelin kaufen müssen, und die Dachauerin in der mächtigen Haube mit dem Stirnschleier und mit den Ärmelwülsten beschert ihrem Sepp eine Fliegertaube. Aber jene alte Frau, die über ihrem kurzen, abstehenden Faltenrock ein so lustiges Schultermäntelchen trägt und über dem Runzelgesicht ein keckes graugrünes Dirndlhütchen, geht sie nicht geradeswegs auf die Bude mit dem Auto zu? Wahrhaftig, sie nimmt es in die Hand — sie beguckt es von allen Seiten; sie prüft die Maschinerie — sie fragt nach dem Preis, feilscht lange und ernsthaft. Nun zieht sie ein uraltes, abgegriffenes Portemonnaie heraus, zahlt — und ergreift ein hölzernes „Kaschperle". Das Auto stellt sie hin. Sie hat sich doch wenigstens eine Zeitlang einbilden können, daß sie es kaufen würde, wenn —. Ganz wie

wir — oh, ganz wie wir auch. Des Menschen Gelüste sind zeitlos und Gott sei Dank seine Phantasie auch, die das Wenn für das Ist nimmt, w e n n es eben nicht anders geht. Und ich hoffe, die kleine Marie in Neuhofen freut sich über das Kaschperle auch, wenn die Großmutter es ihr beschert. Ich muß wirklich sehen, wo Großmutter im Dirndlhütchen bleibt, und was sie noch alles zusammenkauft. Zu den Krippen geht sie nicht, die wird gut gehütet bei ihrer Tochter, und Kinderfinger dürfen die heiligen Insassen nicht anfassen, noch weniger zerbrechen. Nur a bissel Golddraht kauft sie für die abgenutzten Heiligenscheine und a bissel Goldschaum für die Äpfel, die sie vor den gierigen Kindermäulchen bis zum Fest versteckt hat. Ha, und jetzt noch ein paar Lebkuchen und ein bissel Zuckerwerk. Dann trabt sie ab, seelenvergnügt, mit allen Zahnlücken lächelnd, und das Hütel wippt immer verwogener über dem dünnen grauen Zöpflein. Ich gehe immer hinter ihr her, durch die Tannengasse, die sich durch die reizenden Straßen zieht und sich an jedem Plätzlein zum Gärtchen ausbuchtet. An dem reich geschmückten Rathaus biegt Großmutter ab, geht ins Ratskaffee hinein — ein Treppchen hinunter — ins Volkskaffee. Es ist erstickend voll und heiß hier, voll lauter Frauen, die eifrig ein großes, pfannkuchenartiges Gebäck in Kaffee stippen. Schmeckt gut und kostet zusammen 15 Pfennig. „Dürfen hier keine Männer 'nein?" frage ich Großmutter. Sie lacht mich an: „Derfen tun's schon, aber Sie ferchten sich vor die viele Weibsleut", sagt sie. Wir sitzen an einem braunen Tisch im Dutzend friedlich zusammen und plaudern — vom Christfest und von den Buben und Mädeln daheim.

Auch hier ist Weihnachtsmarkt. Ein ganzes Brett mit Löwen, Eseln und Hunden wird auf unsern Tisch gestellt, betastet, auch wohl gekauft. Schürzen, Jacken, Lebkuchen, Holzwaren, Karten mit König und Königin, der Krönungskutsche, weißgekleideten Mägdelein werden fortwährend an den Tischen vorgewiesen und gekauft. Ein Summen wie in einem Bienenstock, nur lauter. Ich stehe auf: „Grüß Gott, alle beienand! Fröhliche Weihnacht!"

Sonnenwende.

Plauderei von Margot Isbert.

Neben mir, auf dem schmalen Fenstersims des Viehwagens, der notdürftig zum Personenverkehr eingerichtet ist, brennt eine tropfende Stearinkerze. Bei jeder Kurve, die der lange Weihnachtzug nimmt, flammt der gelbe Schein erschreckt wie ein aufgescheuchter Vogel durch den Raum. Drüben, wo ein paar Frauen mit großen Körben schweigend sitzen, macht unserer fürstlichen Beleuchtung ein schwankendes Öllämpchen Konkurrenz. Ein kleiner, krummer Ofen steht rot angelaufen vor Glut und zittert durch seinen ganzen massiven Körper beim Rattern des Zuges.

Es ist alles von einer nebelhaften Unwirklichkeit. Die Hast am Bahnhof, die hinter uns liegt. Der schwarze, unversiegbare Strom von Menschen, die sich auf den einlaufenden Zug stürzten, alle heiß vor Eifer, und dann zu den offenen Türen hereinquollen, wie in hundert weit aufgesperrte Mäuler einer Riesenschlange. Und wir nun im Viehwagen! Dunkelheit draußen; erst noch von schwarzen Häuserwänden unterbrochen; dann ganz leer. Irgendwo tauchen Lichter auf. Eine Station; Stimmen draußen, die spröde klingen in der harten Kälte. Ein paar Männer kommen zu uns herein, die Gesichter rot vom Frost, Dampf vorm Mund. Wie die Tür auf- und zugeht, packt ein eisiger Zugwind unsere Kerzenflamme, zerrt sie hin und her, daß aus ihrem schüchternen Gelb blaue und grüne Lichter zuckend herausschlagen. Wir sitzen eng nebeneinander. Wandervögel, ausgeflogene. Die Mäntel dicht um die Schultern, die Knie hochgezogen, denn auf dem Boden vor uns liegen unsere prallen Rucksäcke. Im Arm die Klampfen, deren Saiten bei jedem Schüttern des Zuges mit leisen, feinen Klagetönen zu klingen beginnen.

Der blonde Bub mir gegenüber singt mit halblauter Stimme und greift ein paar Akkorde dazu, die voller Weichheit in den verräucherten Raum hineinziehen. — Drüben nimmt ein Arbeiter die kurze Pfeife aus dem Mund und gibt der dicken Frau, die schlafend in der Ecke sitzt, einen aufmunternden Puff. „Horch emal . . .!" sagt er. Und aus irgendeiner stillen Gemeinsamkeit des Empfindens heraus werden sie alle ruhig und hören auf die sachten Klänge des Volksliedes.

Langsam, wie ich mich an die Kälte und den dumpfen Geruch des Abteils gewöhne, kommt mein Ergreifen der Dinge zurück. Was ist das für eine köstliche Wirklichkeit! Schon steh ich mitten drin. Mein Museumsschreibtisch mit der grünen Lampe . . . tausendjährige indische



Ringe . . . dickleibige Bücher — wie weit das alles hinter mir in der Dunkelheit bleibt. Man denke sich: ein ehemaliger Viehwagen mit alten, sonst längst pensionierten Bänken. Dunkelheit draußen, schwarz in Schwarz. Drinnen lauter Menschen, die alle irgendwo auf dem Grund ihrer Gedanken mit Weihnachten zu tun haben. Ganz nüchtern vielleicht, aber doch: mit Weihnachten! Und wir fahren zur Sonnenwende!

Und dann die kleine Station, die dunkel, verschlafen, mitten in Schnee und Dunkelheit liegt. Da stehen wir nun. Die letzte Laterne unseres Zuges, der sich unentwegt mit rollenden Rädern in die schwarze Ferne verliert, winkt noch eine Weile. Steifgefroren stehen wir, recken uns ein wenig und gähnen. Drei Mädel und ein Bub — und alle doch mit einer mächtigen Lust nach dem weiten, einsamen Weg durch die Dunkelheit.

Neun Uhr! Ich habe in meinem Leben noch nicht so einen stillen Nachtweg vor mir gehabt. Ich bin der einzige Neuling unter den vieren! Kein zünftiger Wandervogel; nur ein Gast zur Sonnwendfeier. Nachts auf der Landstraße! Das ist ganz neu und klingend vor Frische. Das Lodenhütel in die Tasche. So. Fort damit! Und Stirn und Haar frei für den kalten Wind.

Mucksmäuschenstill schleichen wir durch die Dorfstraße. Dann liegen die letzten Häuser hinter uns. Der schwere, bleigraue Nebel, der in dicken Fetzen über den Straßen der Stadt lag, kaum besiegt von dem weißlichen Licht der Laternen, ist nun lichter geworden. Drüben kommt der Mond heraufgezogen. Es sieht aus, als hielte einer über den schwarzen Rand des Horizonts hin seine große, runde, rotgelb leuchtende Laterne. Aber wie die Nacht tiefer wird, steht die klare Scheibe unendlich hoch und kalt: eine silberweiße Blüte auf dunklem Wasser.

Kein Laut außer unseren Schritten. Wenn man das zum erstenmal empfindet, ist es wie ein Erschrecken vor der großen Ruhe. Hier und dort ein Krachen. Das sind die alten Bäume am Wegrand, die im Schlaf stöhnen vor Frost. Schwarz und starr stehen die Weiden drüben; verkrüppelt und wie in unendlicher Müdigkeit zusammengekauert. So hocken sie nun frierend da. An steinerner Brücke winkt eine Pappel mit langen, dürren Armen; winkt und erstarrt wieder zu zitternder Ruhe. Am Waldrand, von dem man nicht sagen kann, ob seine sepiafarbene Linie nah oder fern aus dem ungewissen taucht, treten ein paar Föhren hervor. Einsam und sturmverweht. Uralte Gesellen, die sich freigemacht haben von der Gemeinschaft der anderen und nun alle Wetter tiefer fühlen müssen, bis ins innerste Mark. Vier Birken streben in langer Reihe zur Landstraße hin. Sie sind wie weiße, frierende und ganz junge Mädchen, die sich an den Händen gefaßt halten.

Hinter all dem steht die Ferne, die irgendwie etwas Drohendes hat. Sie ist gleichbedeutend mit dem Nichts. Sie ist wunschlos, ohne Ziel und Sehnsucht; erfroren in Müdigkeit.

Wir gehen schweigsam in einem fremden Glück; in einer Stärke und Gelassenheit des Genießens. Einer, der wie wir in die Dunkelheit der Sonnwendnacht hineinwandert, kommt an uns vorüber. Ganz allein, den Knotenstock in der Hand, den Hut tief in der Stirn. Ob der heim geht zum Fest? Wir sagen „Heil", und er gibt den Gruß zurück. Vom Schreiten bewegt klingt ab und zu ein Saitenton der Gitarren. Tönt und schwingt in die weiße Ferne hinein, ungerufen und ohne Ziel . . .

Ein Licht taucht am Wegrand auf. Ein einsamer Hof, breit und reich, wie alle die Wetterauer Höfe. Die Ställe dunkel und langgestreckt. Das Wohnhaus mit hohem Giebel und zwei hellen Fenstern drunter, gleich neben der Tür. Der gelbe Schein greift ruhig und sicher in die Dunkelheit hinaus. Ein Hund schlägt an; der langgezogene Ton seines Bellens läuft hinter uns her, lange noch . . . und bleibt dann müde zurück.

Durch ein Dorf führt uns der Weg. Keiner fragt, wie es heißt. Namen sind wesenlos heute. Es liegt mit alten, schönen Fachwerkhäusern zwischen zwei Hügel geduckt. Wenn man die lange, dunkle Straße herkommt, springt plötzlich der Kirchturm auf wie ein großer, schwarzer, wachsamer Hund, der sich den Nahenden mitten in den Weg stellt, stumm . . . Um ihn her graue Dächer, die sich eng aneinander drängen in Furcht und Kälte der wunderreichen Nacht und wie Kinder sind, die nicht allein in dunkler Stube sein mögen.

Verlassen Marktplatz und Gassen. Der Brunnen vor der Kirche läßt Tropfen um Tropfen rinnen in seiner eisigen Einsamkeit. Aber irgendwo in der tönenden Stille des breiten Platzes ist vom Tag her noch ein Kinderlachen hängengeblieben.

Vom Kirchturm singen ein paar Glockentöne. Mich wundert, ob die außer uns noch einer hört? Aus bunten Fenstern kommt der rötliche Schein vom ewigen Licht. Und drinnen steht sicher, von frommen Kinderhänden geschmückt, unserer lieben Frau Bild, die in diesen heiligen Tagen wieder ihrer Mutterschaft traurig süßes Mysterium feiert.

Es ist so bitterkalt. Wenn wir im Marschieren ein paar Worte wechseln, zerspringt der Klang wie sprödes Glas in der Dunkelheit. Aber was wir reden, alles hat irgendwie eine stille Tiefe. Weiß bei all unserer Jugend von Dingen, die wahr sind und Wert haben und uns näher sind heute als sonst.

Alte Obstbäume am Straßenrand. Und drüben ein ganz einsames Haus. Ohne Licht, als sei keine lebende Seele darin. Schwarz wie ein großer Sarg liegt es im Schnee.

Noch liegt eine halbe Stunde Weges vor uns. Ein paar Wolken sind über die tiefe Klarheit des Nachthimmels heraufgekommen, wollig wie große Heidschnuckenschafe, die über eine dunkle Wiese gehen. Langsam lösen sich ein paar erste dichte Flocken, die taumelnd fallen. Wir sind nicht müde. Gar nicht! Aber wie das erste Licht des Dorfes, dem wir zustreben, aus der Dunkelheit taucht, werden unsere Schritte im knirschenden Schnee schwerer.

Wir rufen in die Nacht hinein den alten Gruß der fahrenden Schüler: „Heil!" . . .

Keine Antwort. Nur fern drüben in der großen Stille ein Echo.

Wir stehen lautlos still; halten den Atem an. Jetzt kommt doch ein Ton aus der weißen Ferne, drunten her, wo die ersten Häuser sich hinter verschneite Hecken ducken wie Kinder, die im Dunkeln Versteckens spielen.

„Heil!" . . . ruft es herauf. Und drüben ist schon der Himmel rot vom Schein des Sonnwendfeuers, bei dem uns die andern erwarten, das langsam in tausend Fünkchen und Flammen erwacht und wächst und zu lodernder Helle aufflammt.

Eine dunkle Mauer von jungen Menschen rundum. Viele darunter, die wir nie vorher sahen. Wir drücken uns still durch die Reihen, wegmüde und kalt. Ganz vorn am Feuer, wo Burkasroda seine braunen Knabenfinger über die altersdunkle Gitarre gleiten läßt, machen sie uns Platz. Da werfen wir die Rucksäcke auf den Bo-



den, ziehen die Mäntel enger um die Schultern und sitzen dann zwischen den andern, von lodernder Helle beschienen. Der Qualm des feuchten Holzes beißt zuweilen, wenn ihn uns der Wind ins Gesicht weht, mörderisch in die Augen. Drüben wischt sich ein Kleiner mit frischem Lausbubengesicht über die dicken Kinderbacken, die schwarz sind von Ruß. Einer, ein großer, blonder mit breiten Schultern, steht vorn, ganz nah an den Flammen und spricht. Wir hören halb hin in einer verdämmernden Müdigkeit; fassen die Worte kaum und wissen doch, daß seiner Stimme junge Sicherheit und das, was er sagt, zu dieser Sonnwendnacht gehört, aus ihr heraus geboren wurde ohne Phrase. Keiner rührt sich, als er geendet hat. Nur ein ganz junger mit blanken Augen sagte leise, wie zu sich selbst: „Danke, Klemens!"

Hier und dort ein paar geflüsterte Worte: „Wer hat den Platz gefunden?"

Es ist ein breiter Platz am Berghang. Gerade unterhalb der Feuerstelle eine Schlucht. Schwarzer Wald drüben, endlos gedehnt. Über uns die letzten sturmzerzausten Fichten und Ebereschen der Höhe. Wenn man mit vorgehaltener Hand am Feuer vorbeischaut, kann man bei aller Dunkelheit weit ins verschneite Land sehen.

„Puck hat ihn entdeckt!" sagte einer. Nicht weit von mir sitzt Puck und singt ein uraltes Madonnenlied. Da hört er seinen Namen nennen und sieht so mitten im Spielen und Singen auf mit jungen, guten Augen — und singt weiter, was Maria ihrem Kind sang.

Dicht neben mir kauert einer mit dunklem Haar. Auch ein ganz Junger noch, der plötzlich sein schmales, braunes Knabengesicht näher zu mir neigt und in einem drängenden Fragen sagt: „Du bist ja die Margot Isbert, gelt?" Die Selbstverständlichkeit, mit der er mich duzt, ist prachtvoll. Hier duzt sich eben alles. Und in der Art, wie er das sagte, ist etwas, das mich froh macht. Mit ein paar schnellen Bewegungen sucht er in der Tasche seiner Lodenjoppe, zieht ein Stück Papier heraus, arg zerknüllt und vom Schneewasser mit dünnen Rinnsalen bedeckt. Das schiebt er mir in die Hand. „Da . . ." Es sind ein paar Gedichte, die ich heute nacht noch drunten im Dorf bei der trüben Ölfunzel meines Quartiers lesen werde. In dem großen, hochgetürmten Familienbett der Bauernstube wird meine kleine Schwester schon tief und fest schlafen. Derweilen sitz ich noch ein halbes Stündchen über den Gedichten. Aber dann schlüpf auch ich unter das rotweiß karierte Deckbett und hab noch die Verse im Kopf, die von Gefühl triefen und doch so ehrlich empfunden und gewissenhaft gereimt sind, und dabei jung . . . jung! Lieber kleiner Kerl du . . .

Von der Höhe herab schleppen sie neue Späne und Scheite fürs Feuer. Ein paar blitzgeschwinde, sehnige Kerlchen stoßen mit angekohlten Stangen in die Glut, daß die Funken in breiten Garben aufschießen. Ihre heißen, rotangeglühten Gesichter sind wie aus einem Meunierschen Bild herausgeschnitten.

Und über dem allen ist die Stimmung, die sich nicht kaufen läßt mit allem Gold der Welt. Die uns so Feines und Köstliches gibt, daß wir vielleicht nie im Leben ganz arm werden können, weil wir einmal der Erfüllung so nah waren. Lieber Himmel, die Jungen, die hier um mich sitzen, die sind vielleicht in zehn, zwanzig Jahren ehrsame Kaufleute, Lehrer, Beamte, die mit Romantik nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun haben! Und die Mädel werden brave Mütter sein, die breit mitten drin stehen in des Lebens Nüchternheit. Aber es wird immer etwas Gutes in ihnen bleiben, ein Rest von der Sehnsucht ihrer Jugend. Denn sie haben doch einmal nach der Erfüllung gegriffen, sind in blaue Sommertage und Winterkälte hineingewandert, die Augen warm von Wünschen und Staunen — haben in einer harten, eiskalten Nacht am Sonnwendfeuer gekauert, stumm und glücklich, und in die weiße Ferne geträumt. Sie sind doch einmal den tiefsten Dingen des Lebens nah gewesen, und das wird nicht verloren gehen. Es wird in ihren Kindern wieder erwachen und stark in ihnen sein und der Menschheit bleiben für alle Zeit.

Unsere Bilder

Donaueschingen und Ludwigsburg (Abb. S. 2112 und 2113). Der Kaiser weilte in der vergangenen Woche einige Tage in Donaueschingen. Hier fiel kurz vor der Abreise des Monarchen nach Stuttgart die Entscheidung über die bekannten Vorgänge in Zabern. Der Reichskanzler, der Statthalter von Elsaß-Lothringen, Graf von Wedel, und der Kommandierende General des XV. Armeekorps, Generalleutnant von Deimling, waren zum Vortrag beim Kaiser erschienen. Inzwischen hat das Infanterieregiment 99 seine Garnison verlassen, um vorläufig auf den Truppenübungsplätzen Oberhofen und Bitsch zu bleiben. — Von Donaueschingen aus begab sich der Kaiser über Stuttgart nach Ludwigsburg, wo er mit dem württembergischen Königspaar an dem Jubiläum des Dragonerregiments Königin Olga teilnahm.

Generalleutnant Liman von Sanders (Abb. S. 2111) ist zum Chef der türkischen Militärinspektion und zum Kommandeur des 1. Türkischen Korps ernannt worden und hat sich mit den ihm beigegebenen deutschen Offizieren bereits nach Konstantinopel begeben. General Liman v. Sanders steht im 58. Lebensjahr. Er war ursprünglich Infanterist. Nach Besuch des Berliner Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums trat er in das hessische Leibgarde-Infanterieregiment Nr. 115 ein und wurde dort 1875 Offizier. Vier Jahre später wurde er Kavallerist; er wurde in das hessische Gardedragonerregiment Nr. 23 versetzt. 1900 wurde er Kommandeur der 6. Husaren in Leobschütz, 1908 Generalmajor und Kommandeur der 4. Kavallerieinspektion und vor zwei Jahren Generalleutnant und Kommandeur der 22. Division. Auf S. 2110 bringen wir ein Bild der Offiziere, die General Liman von Sanders nach Konstantinopel begleitet haben.

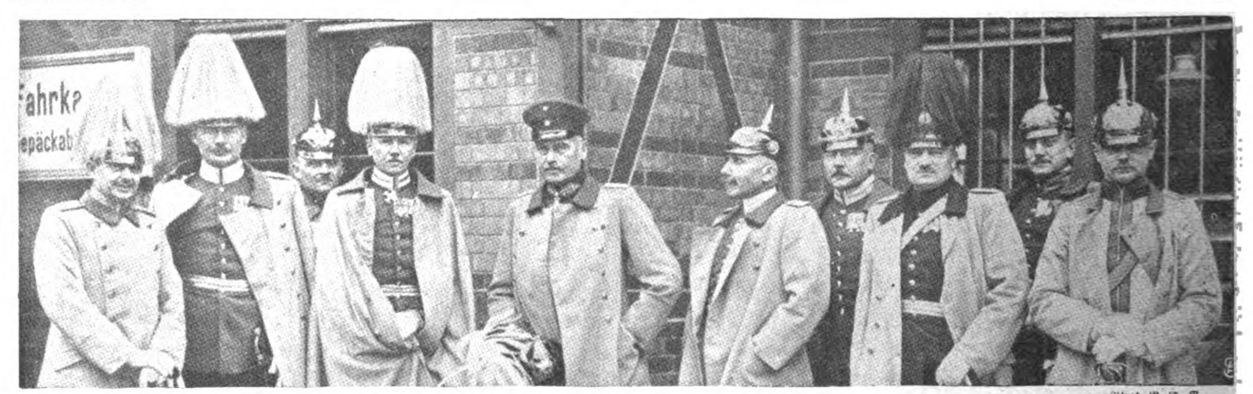
Die deutsche Militärmission in Italien. (Abb. S. 2116) wurde von König Viktor Emanuel in der denkbar liebenswürdigsten und zuvorkommendsten Weise empfangen. Man brachte von deutscher Seite besonders den kavalleristischen Leistungen der italienischen Armee hohes Interesse entgegen. Der Führer der Deputation, General von Jacobi, und die übrigen deutschen Offiziere äußerten sich bewundernd über die Leistungen ihrer italienischen Kameraden.

Das neue französische Ministerium (Portr. S. 2115) hat sich nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen von seiten Poincarés nun endlich gebildet. Präsidium und Aeußeres hat Senator Doumergue übernommen, während Senator Bienvenu-Martin Justizminister und der Deputierte Caillaux Finanzminister wurden.

Kardinal Oreglia (Portr. S. 2115), der Senior des Kardinalkollegiums, ist in Rom im Alter von 85 Jahren gestorben. Kardinal Luigi Oreglia entstammte einer alten und reichen piemontesischen Adelsfamilie.

Die Ausstellung „Alt-Berlin" (Abb. S. 2117), die in der Ausstellungshalle am Zoo stattfindet und die Reichshauptstadt um das Jahr 1800 darstellt, erregt außerordentliches Interesse namentlich bei denen, die mit Liebe an dem immer mehr entschwindenden alten Berlin hängen. Ein besonders anziehendes Bild gewährt den Besuchern der Ausstellung die Ostseite der Halle, wo der Verlag August Scherl G. m. b. H. ein Weihnachtsinterieur geschaffen hat, das uns in die Zeit unserer Urgroßväter versetzt und an das Christfest von damals erinnert. Die Scherlsche Spezialausstellung „Weihnachten 1813" ist entworfen und ausgeführt von Herrn Archi-





Von links nach rechts: Major Perrinet v. Thauvenay, Major v Feldmann, Hauptmann v. König, Oberst Bronsart v. Schellendorf, Generallt. Liman v. Sanders, Oberst Weber, Milit. Intendanturrat Buchardi, Major Nicolai, Oberstabsarzt Prof. Dr. Mayer, Oberleutnant Mühlmann.

Die deutsche Militärmission für die Türkei.

tekten Oskar Usbeck. Die Sammlung alter Krippen ist von Frau Alice Usbeck geliehen worden.

Eine mongolische Mission (Abb. S. 2115) hat sich vor kurzem in Petersburg aufgehalten, um mit den maßgebenden russischen Kreisen über eine Anleihe und die Sendung von Militärinstrukteuren zu verhandeln. An ihrer Spitze steht der mongolische Ministerpräsident Sayd Nan-Shan-Surun, der sich, wie unser Bild zeigt, mit Frau und Sohn nach Rußlands Hauptstadt begeben hatte.

Aus dem Theaterleben. (Abb. 2118.) Im Münchner Residenztheater wurde Bernard Shaws Komödie „Pygmalion"



Nuscha Butze †
hervorragendes Mitglied des Berliner Kgl. Schauspielhauses.

mit großem Erfolg aufgeführt. Das Blumenmädchen Eliza wurde von Frl. Ritscher meisterhaft verkörpert. — Das Königliche Opernhaus in Berlin wird in der Koloratursängerin Ada Pellnj eine neue vielversprechende Kraft erhalten; die Künstlerin wurde vom Herbst 1915 ab der Berliner Hofbühne verpflichtet. — Sent M'ahesa, die bekannte Tänzerin, tritt zurzeit in Berlin auf und zeigt im Theatersaal der Königlichen Hochschule für Musik ihre ägyptischen Tänze. — Karl Schönherrs neue Komödie „Die Trenkwalder" erlebte am Deutschen Volkstheater in Wien ihre erste Aufführung. Wir bringen ein Bild von Fräulein Charlotte Waldow in ihrer Rolle als Wallfahrtsweibl.

Jahrhundertfeiern (Abb. S. 2112 und 2114). Zur Erinnerung an den ruhmvollen Kampf des schwedischen Husarenregiments Kronprinz gegen Franzosen und Dänen vor hundert Jahren wurde bei Bornhöved in Holstein ein Gedenkstein feierlich eingeweiht. Eine Abordnung des schwedischen Husarenregiments war zu der Feier erschienen. — Zur Erinnerung an die siegreichen Kämpfe vor hundert Jahren ist u. a. vor kurzem auf dem historischen Boden bei Leipzig, im Bezirk Dölitz, ein österreichisches Völkerschlachtdenkmal enthüllt worden. Im Auftrag des Kaisers Franz Josef war Exzellenz Kailer erschienen, um das Denkmal in die Obhut der Ortsverwaltung zu übergeben.

Der Londoner Bilderball (Abb. S. 2114). In der bekannten Albert Hall in London fand ein Kostümball statt, zu dem die Teilnehmer in den mannigfachsten historischen Trachten erschienen waren, um im Verlauf des Festes während der Pausen lebende Bilder zu stellen. So erschien Lady Randolph Churchill in einem Kostüm, das nach dem byzantinischen Mosaikbild der Kaiserin Theodora entworfen war, während Mrs. John Lavery den Frühling von Botticelli verkörperte.

Der Besuch des Walis von Erzerum, Reschid-Pascha (Abb. S. 2116), der den Posten eines Generalgouverneurs in dem ausgedehnten Territorium bekleidet, bei dem deutschen Konsul Anders, dessen Konsulat im September gegründet wurde, beweist, daß die reinpolitischen Konsulate für Armenien von hoher Bedeutung sind.

Personalien (Portr. S. 2112, 2114 u. 2116). Geh. Reg.-Rat Dr. Abicht ist zum Dezernenten für die Ostmarken ernannt worden. Geh. Rat Abicht ist seit dem Jahr 1912 als Vortragender Rat im Landwirtschaftsministerium tätig und wirkte vorher acht Jahre als Landrat in Bromberg. — Don Miguel Cruchaga hat die Geschäfte als chilenischer Gesandter in Berlin übernommen. — Der hamburgische Senat hat für das Jahr 1914 Bürgermeister Dr. Predoehl zum Ersten Bürgermeister gewählt. — Seinen sechzigsten Geburtstag feiert in Frankfurt a. M. Kommerzienrat Heinrich Kleyer, der Gründer und jetzige Generaldirektor der Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A. G.

Die Toten der Woche

John Freih. von Berenberg-Goßler, badischer Generalkonsul, † in Hamburg am 8. Dezember im Alter von 74 Jahren.

Camille Jenatzy, Sieger im Gordon-Bennett-Rennen für Automobile im Jahr 1903, † auf der Jagd bei Brüssel am 8. Dezember.

Prof. Franz Kullak, bekannter Musikpädagoge und Komponist, † in Berlin am 9. Dezember im 70. Lebensjahr. (Portr. nebenst.)



Prof. Franz Kullak †

Dr. Jon Lehmann, Verleger der „Breslauer Zeitung", † in Breslau am 4. Dezember, 48 Jahre alt.

Kardinal Luigi Oreglia di Santo Stefano, der Senior des Kardinalkollegiums, † in Rom am 6. Dezember, 85 Jahre alt. (Portr. S. 2115.)



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Fr. Langhammer.

Generalleutnant Liman von Sanders

wurde zum Chef der türkischen Militärinspektion, zum Mitglied des obersten Kriegsrates und zum Kommandanten des 1. Türkischen Korps ernannt.



Geh. Reg.-Rat Dr. Abicht,
Berlin, der neue Dezernent für die Ostmarken.



Phot. Renard.

Gedenksteinenthüllung
in Bornhöved.
Zur Erinnerung an den Sieg der Schweden über die Dänen und Franzosen 1813.
Eine schwedische Erinnerungsfeier auf deutschem Boden.



Phot. Sohn.

Oben: **Der Kaiser und der König von Württemberg nach dem Feldgottesdienst.** Unten: **Reiterspiele.**
Von der Hundertjahrfeier des Dragonerregiments Königin Olga in Ludwigsburg.



Von der Konferenz in Donaueschingen.

Unten:
Der Kaiser und der Reichskanzler im Gespräch.
Phot. Hoffmann.

Rechts:
Statthalter Graf von Wedel.
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Links:
Gen. d. Inf. Freiherr v. Lyncker (rechts) und Gen.-Ltn. v. Deimling.
Phot. Hoffmann.



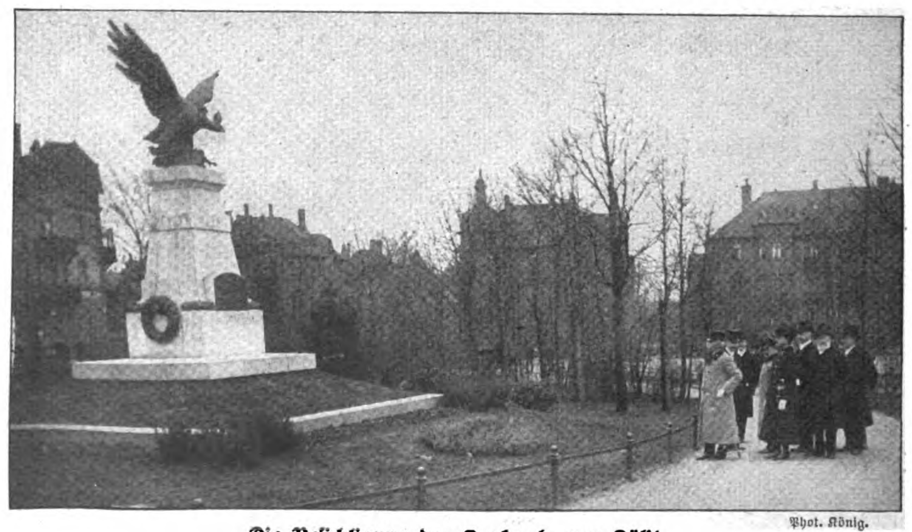




Dover Street Studios.

Mrs. John Lavery als Bild von Botticelli. **Lady Randolph Churchill als Kaiserin Theodora.**

Von einem Londoner Bilderball.



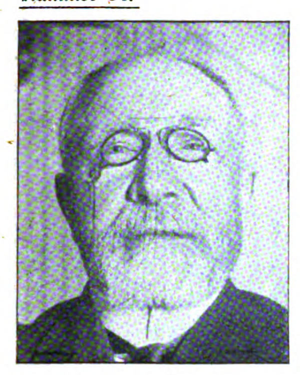
Phot. König.

Die Besichtigung des Denkmals von Dölitz
durch den Präses des Maria-Theresia-Ordens, Exzellenz Kailer.
Von den Völkerschlachtdenkmälern der Oesterreicher bei Leipzig.



Hofatel. Marx, Frankfurt a. M.

Kom.-Rat Heinrich Kleyer,
Frankfurt a. M., Gründer und Leiter der Adlerwerke, wird 60 Jahre.



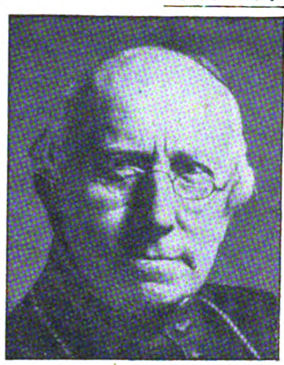
Bienvenu Martin,
Justiz.



Phot. Manuel.
Senator Doumergue,
Präsidium und Aeußeres.



Phot. Manuel.
Deputierter Caillaux,
Finanzen.



Phot. Abeniacar.
Oreglia di Santo Stefano †
Kardinal in Rom.

Von dem neuen französischen Ministerium.

Phot. Bulla.

Ministerpräsident Fürst Sayd Nan-Shan-Surun mit Frau und Sohn.
Die Sondermission der autonomen Mongolei in St. Petersburg.





Phot. Morano-Piscutti.

Der König von Italien mit dem Führer der Militärdeputation General von Jacobi (×).
Die deutsche Militärdeputation in Italien.



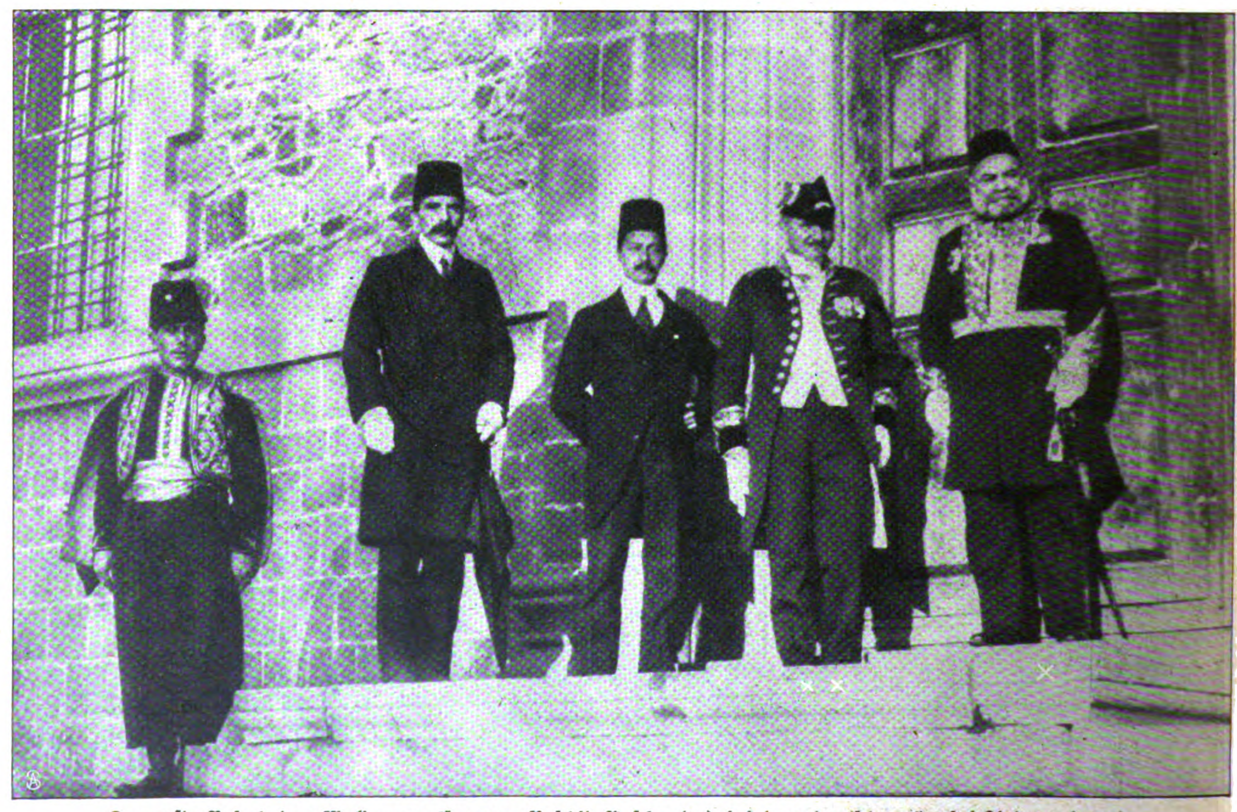
Phot. N. d. W.

Don Miguel Cruchaga,
der neue chilenische Gesandte in Berlin.



Hof-phot. E. Bieber,

Bürgermeister Dr. Predoehl,
Hamburgs Erster Bürgermeister für 1914.



Der erste Besuch des Walis von Erzerum Reschid-Pascha (×) bei dem deutschen Konsul Anders (××).
Von dem in der asiatischen Türkei in Erzerum neu errichteten deutschen Konsulat.



Die alte „Konter-eskarpe“ mit der Ausstellung des Verlages August Scherl G. m. b. H.

Das alte Berliner Rathaus.

Von der Ausstellung ‚Alt-Berlin‘ in den Ausstellungshallen am Zoo.

Unten: Ein Weihnachtsmarkt 1813.

Mitte: Leben und Treiben vor 100 Jahren. (Phot. Boedecker.)



Phot. Schneider.

Fr. Ada Pellnj,
Lübeck, wurde der Berliner Hofoper verpflichtet.



Phot. Wanda v. Debschitz-Kunowski, München.

Sent M'ahesa,
tritt mit ihren altägyptischen Tänzen in Berlin auf



Phot Hoffmann.

Helene Ritscher als Eliza in Shaws „Pygmalion".
Ein neues Mitglied der Münchner Hofbühne.



Magasin Metropola.

Frl. Ch. Waldow als Wallfahrtsweibl.
Von der Uraufführung „Die Trenkwalder" von Schönherr am Wiener Volkstheater.



Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

1. Fortsetzung.

Wie deutlich steht mir diese Geburtstagsfeier vor Augen.

Als ich in das langgestreckte Zimmer eintrat, schlug die hohe Kastenuhr in der Ecke gerade die achte Stunde. Dumpf und dunkeltönend rollten die Klänge durch den Raum, und alle Anwesenden unterbrachen ihr Gespräch, als müßte der Gesang des Stundenweisers mit besonderer Andacht genossen werden. Erst als der letzte Nachhall verklungen war, richtete sich die untersetzte Figur des Kapitäns Korthals ein wenig von seinen zwei Stühlen empor, um mich zu begrüßen. Denn jener seltsame Mann brauchte leider zwei Sitzgelegenheiten, weil er, wie fast alle ausgedienten Seeleute, von heftigem Podagra geplagt war, das ihn zwang, sein mit Watte und wollenen Lappen dick verschnürtes linkes Bein, starr von sich gestreckt, auf einem Sessel liegend zu erhalten. Schwerfällig richtete er sich auf, legte die Hand quer über die Augen, wie wenn er nach einem fernen Schiff Ausschau halten müsse, und brach, nachdem er mich kurz und sicher gemustert, mit ungeheuer belegter, fast heiserer Stimme in die wohlwollende Einladung aus: „Fix, Herr Vogt, wir wissen all, wer Sie sind. Is uns allens schon berichtet. Und die Hauptsache bleibt dieser Gansvogel. Man muß ihn nämlich anschneiden, solange das liebliche Fett noch von außen über ihn wegläuft. Sehen Sie, die Amerikaner in Neuyork sind gleichfalls der Ansicht ..."

Hier jedoch erhob der andere Gast seine gewaltig verwachsene Gestalt, in deren ungeheurem Höcker ein bartloses, faltiges Haupt steckte, und schlug mit der spindeldürren Hand flach durch die Luft. Seine spitzen, schwarzen Augen funkelten dabei erregt, und seine struppige braune Perücke erhielt hinten von dem traurigen Auswuchs einen solchen Stoß, daß sie dem Träger beinah über die Stirne glitt.

„Erlauben Sie," rief Herr Petrus Knabe ungnädig, „ich habe Ihnen schon einmal bedeutet, daß die Amerikaner ..."

„Ih, das muß ich doch besser wissen", krächzte der Kapitän dagegen und hob den verschnürten Fuß, als ob er damit feindselig nach seinem Widersacher stoßen wolle. „Wenn ein Mann wie ich ..."

„Na, meine Lieben, nu lassen Sie das man", mischte sich hier besänftigend die Stimme der Hausfrau dazwischen, während sie zugleich meine Hand ergriff, um mich näher an den Tisch heranzuleiten. „Hier, Mariing, der Herr Doktor sitzt heute neben dir. Und sieh bloß mal," fuhr sie fort, und dabei starrte sie sehr befriedigt auf das kleine Paket, das ich noch immer sorgsam unter dem Arm an mich preßte, „sieh mal bloß, ich glaube gar, der Herr Doktor bringt dir etwas. Ja, ja, die studierten Herren wissen, was sich schickt. Was kann das wohl sein? Eine Schleife oder Schokolade oder gar ..."

Inzwischen hatte sich das große, schöne Mädchen erhoben und reichte mir langsam die Hand. Auch sie warf einen schnellen Blick auf die Seidenpapierhülle, und dann schüttelte sie leise das Haupt, ein bißchen tadelnd und bedenklich, als ob sie meine Geberlaune nicht ganz in Ordnung fände. Vielleicht erwog ihr praktischer Verstand in diesem Moment, wie wenig sich meine Vermögensverhältnisse für solche galanten Spenden eigneten. Seltsam, unter ihrem Blick befiel mich wieder jene Scham, die ich sooft schon vor ihrer Sicherheit und kühlen Denkungsart empfunden. Mit einem halben Murmeln vermochte ich deshalb auch nur meine Glückwünsche auszusprechen. Und als ich ihr endlich das kleine Paket übergeben hatte, da packte mich eine starke Neugierde, was die Beschenkte wohl zu meiner Wahl sagen würde. Unter allgemeiner Spannung streifte das Wikinger Mädchen die papierne Hülle ab.

„Ah," rief Herr Petrus Knabe, der mir neugierig über die Schulter gespäht hatte, „Goethes Gedichte — der Fischer und die wandelnde Glocke. Ja, ja, das müssen die Kinder bei uns in der Schule auswendig lernen."

„Wandelnde Glocke?" knurrte Kapitän Korthals aufhorchend, und seine Freude am Widerspruch schien sich abermals zu regen, „das ist wohl nicht Ihr Ernst, Herr Knabe? Wie kann eine Glocke wandeln? Solche komischen Dinger können doch nicht in so einem schönen Buch drin stehen, wie?"

Er blies seine blauroten Backen auf und schüttelte den mächtigen Kopf, bis die grauen Locken, wie vom Sturmwind geweht, hierhin und dorthin flogen. Die Haustochter aber strich liebkosend über das braunrote Leder des Buches, und dann führte sie es an die Nase und roch daran.

„Ein sehr schöner Einband," stellte sie fest, „sehr schön. Ich danke Ihnen vielmals, Herr Vogt."

Damit rückte sie mir bereits einen Stuhl an den Tisch, und mir blieb kaum noch Zeit, ihr zuzuflüstern, wie sehr ich mich freuen würde, wenn sie das Büchlein ihrer Bibliothek einverleiben wolle.

Marie Düsterwald jedoch, die bereits die Bratenschüssel in der Hand hielt, um mir, als dem fremdesten in diesem Kreis, das erste Stück auf den Teller zu legen, sie hielt noch einmal inne und sah mich verwundert an.

„Oh, eine Bibliothek habe ich nicht," versetzte sie, über eine solche Zumutung beinah belustigt, „aber Vating hat mir ein Wirtschaftsbuch geschenkt, das hat fast den gleichen Einband. Und neben dem soll das neue von jetzt an auf der Kommode stehen. Ist Ihnen das recht?"



„Ja gewiß", stammelte ich.

Sie schritt um den Tisch herum, bediente die Festteilnehmer auf das aufmerksamste und ruhte nicht eher, bis jeder nach ihrer Meinung ein recht schmackhaftes Stück erhalten hätte. Dann kehrte sie zu mir zurück und schalt mich aus, weil ich dem stattlichen Vogel gar so bescheiden zugesprochen. Ohne meine Einwilligung abzuwarten, bedeckte sie meinen Teller von neuem mit der leckeren Speise. „Darf ich Ihnen nicht auch ein bißchen Bier einschenken?" fragte sie gutmütig, während sie mein Glas bereits in der Hand hielt. „Sie sollen sich doch bei uns ganz wie zu Hause fühlen, nicht wahr? So hat es doch der Vater gemeint."

Und wirklich, so kleinbürgerlich, eng und befangen mich auch alles anmutete, eine warme Behaglichkeit begann mich trotz alledem zu umspinnen. Wie sicher mußte sich das schöne Geschöpf in ihrem häuslichen Walten fühlen. Wie lautlos und ohne viel Aufhebens ging ihr alles von der Hand. Und von allen Dingen, wie stolz und königlich kleidete sie jede Bewegung, selbst wenn sie sich der unscheinbarsten Beschäftigung hingab. Eine herrliche Frische und Unverdorbenheit strahlte diese hochgewachsene Jungfrau aus. Das empfand ich immer stärker und wohltuender. Und doch trieb mich Unseligen eine unbezähmbare Gier, ihre geistige Regsamkeit von neuem zu prüfen.

„Haben Sie denn schon eins von den Goetheschen Gedichten gelesen, liebes Fräulein?" stammelte ich unterdrückt, obwohl ich es nicht vermochte, meinen Blick von dem Teller zu ihrem offenen Angesicht zu erheben.

Das Mädchen wandte sich mir zu und spielte gleichgültig mit ihrem Messer.

„O ja," kam es unbefangen zurück, und sie schien gar nicht zu ahnen, daß ich sie jetzt einer Prüfung unterzog, „wir haben ein paar solcher Sachen in der Volksschule gelernt. Aber ich hab sie jetzt längst wieder vergessen. Man hat ja so viel anderes zu tun."

Wieder wuchs meine innere Beklemmung, und in dem unbezwinglichen Wunsch, dem schönen Geschöpf möglichst viel von dem mitzuteilen, was ich selbst besaß, da fuhr es mit einer gewissen Leidenschaft aus mir heraus, ob ich den Herrschaften nicht nach dem Mahl eins der schönsten Poeme des Dichterfürsten vorlesen dürfe. Denn ich rechnete mir auf meine Vortragskunst, die schon in meiner Heimat bewundert wurde, viel zugute. Und wirklich, alles schien über meinen Vorschlag höchlichst erfreut. Das war doch mal etwas. Etwas anderes, wie man es in diesem Kreis gewohnt sein mochte. Vergnügt klopfte sich Kapitän Korthals auf das kranke Knie und schnob mit seiner heiseren Stimme: „Ausgezeichnet, junger Herr, ausgezeichnet. Ich bin immer für so was. Und recht lustig muß es zugehen. In Neuyork hab ich auch mal einen Nigger deklamieren gehört. Und auf einer Gitarre hat sich der Kerl immer dazu begleitet. Bim, bim, bum, bum, wie es gerade kam. Es handelte sich um so ein schnurriges Gedicht über einen gewissen Franklin, der ja, glaube ich, die Elektrizität erfunden hat."

Hier erhielt die Perücke des Zeichenlehrers einen erneuten Stoß von der Rückengegend aus, so daß sie seinem Besitzer wieder tief in die Stirn herabsank. Dazu begannen die schwarzen Augen des Herrn Petrus Knabe unheimlich zu funkeln.

„Unsinn", knirschte er und hob wie entsetzt die Spinnenfinger bis zur Brust in die Höhe. „Was reden Sie von Elektrizität, Kapitän Korthals, von der Sie doch gar nichts wissen? Dieser Franklin hat den Blitzableiter erfunden, verstehen Sie?"

Allein der Seemann ließ sich nicht verblüffen. Mit knarrendem Geräusch schob er vielmehr seinen Stuhl von dem Tisch zurück und wies mit der aufgeschwollenen Faust befehlshaberisch nach einem kleinen Eckbrett hinüber, auf dem zwei einsame Bände eines alten Konversationslexikons träumten.

„Gib mich das mal rüber, Mariing," befahl er im schönen Bewußtsein seines Rechts, „ich werde diesem Schulfuchs gleich meinen Franklin beweisen. Paßt bloß auf. Ich bin doch nicht einer von seinen Klippschülern, denen er immer mit einem eisernen Stäbchen eins auf die Finger versetzen soll?"

„O bitte", unterbrach jetzt der Angegriffene, und es schien, als ob sich seine Verkrümmung immer höher wölben und runden wolle, während zu gleicher Zeit in seinem bartlosen Antlitz die tiefen Falten wie ein Nest von Schlängchen durcheinander irrten; „solche Anspielungen gehören hier gar nicht zur Sache. Wir sprachen von Franklin. Ich werde sofort nachschlagen."

Jedoch mitten in diesen Streit schob die Hausmutter eine große Schüssel des köstlichen Napfkuchens. Und ehe noch die beiden Gegner ihre Beweismittel in den Händen hielten, da wurde durch jene neue Erscheinung ihre Aufmerksamkeit aufs glücklichste abgelenkt. Die feine Backware trug den Sieg über den berühmten Amerikaner davon, und in friedlichem Plaudern ging diese sonderbare Mahlzeit zu Ende. Bald wurden die Pfeifen herbeigetragen, denn die beiden Hausfreunde genossen das Recht, sich dieser Lieblingsgeräte des abwesenden Kapitäns zu bedienen. In blauen Wölkchen zog der feine Rauch um die große weiße Hängelampe herum. Die Frauen hatten ihre Handarbeiten vorgenommen, und eine Weile hörte man nichts als das Schnaufen und Pusten des gichtbrüchigen Seemanns sowie das beruhigende Ticken und Klappern der Stricknadeln. An den geschlossenen Fensterladen strich zuweilen ein leise summender Wind vorüber, und ab und zu drang durch die Stille des verschlafenen Gäßchens das ferne Ziehen der Dampfpfeifen.

Oh, es herrschte eine Gemütlichkeit, der man sich kaum entraffen konnte. Ich saß neben meinem schlanken Mädchen, spähte heimlich auf ihre rastlos sich bewegenden Finger, und wirklich, ich hätte gewünscht, jenes köstliche Schweigen wäre niemals von uns gewichen.

Da legte Mutting Düsterwald ihren Strickstrumpf beiseite, von dem Sofa suchte sie ein neben ihr liegendes umfangreiches Lederfutteral hervor, und nachdem sie eine beträchtliche Brille aus ihm gezogen hatte, setzte sie sich die leuchtenden Gläser auf die Nase. Dann sah sie sich wichtig im Kreis um. Uns allen wurde klar, daß nun eine bemerkenswerte Aktion folgen müsse.

Und wirklich, die Riesin streckte sich, atmete ein paar-



mal bedeutsam auf und hob mir, dem in tiefe Gedanken Verlorenen, ihre Hand so feierlich entgegen, daß ich unwillkürlich zusammenschrak.

Was wünschte die Frau?

„Herr Doktor," begann sie aufmunternd, „jetzt is es so weit."

„Ja, aber ich weiß nicht recht", entschuldigte ich mich.

„Das Gedicht", bestimmte die Hausfrau und starrte mich immer dringlicher an.

Und sofort fiel auch Kapitän Korthals ein, der wieder sein verschnürtes Bein auf einem vor ihm stehenden Stuhl gebettet hatte.

„Richtig," dröhnte er, „jetzt los, junger Herr. Immer ohne viel Genierung. Und wenn Sie vielleicht Musik dazu brauchen, dort in der Ecke haben wir ja solch einen alten Klimperkasten. Und Petrus Knabe kann spielen, und Mariing kann auch. Überhaupt in Neuyork" ...

„Wir wissen," schnitt Herr Petrus Knabe erbarmungslos ab, und um seinen glatt rasierten Mund lagerte sich eine unglaubliche Menge von Hohn und Überlegenheit, „wir wissen."

Mich aber überfiel gegenüber der freundlichen Aufforderung ein lähmendes Bedenken. Sollte ich wirklich in diesem Kreis meine Kunst zeigen, durfte ich in der Tat die herrlichste Tempelpforte des Menschengeschlechts vor Ungeweihten öffnen, die wahrscheinlich lachend und unbeteiligt mit knirschenden Sohlen die weißen Marmorquadern betreten würden? Zögernd ergriff ich das rotbraune Lederbüchlein und blätterte stumm in den goldbeschnittenen Seiten hin und her. Noch rang ich mit den Zweifeln, die mich erfaßt hatten, aber ein Blick aus den erwartenden Mädchenaugen, die so groß und spannungsvoll auf mir ruhten, als solle jetzt eine Offenbarung, ein ganz unwahrscheinliches Wunder folgen, er riß mich fort. Ich begann: „Der Zauberlehrling".

„Wie, was?" versuchte Kapitän Korthals dazwischenzuwerfen. „Die halten sich nun auch bereits Lehrlinge? Das ist mich sonderbar."

Aber die tobende Flut des Gedichts rauschte über die unbedeutende Unterbrechung hinweg.

Heißer, inniger, begeisterter versenkte ich mich. Schmeichelnd und sanft, drohend und vernichtend hörte ich meine Stimme die lautlose Stille füllen. Ich fing einige kurze Atemzüge auf, die wie erschreckt vor der Wucht des unheimlichen Ereignisses stockten, und undeutlich dämmerten vor mir ein Paar glühende Wangen, die sich an dem Züngeln des mystischen Feuers entzündet haben mußten. Dann sah und hörte ich nichts mehr. Die Welt versank zu meinen Füßen, und nichts blieb als das Bewußtsein, daß ich selbst dastände wie ein Magier, der mit kecker Hand an dem Vorhang der Geisterwelt zerre, um ihn herunterzureißen und zu zeigen, wie hinter ihm aus wallenden Schatten geschäftige Naturkräfte heraufstiegen, um mir zu dienen und zu gehorchen.

Da sah man ihn laufen, den eilenden Besen, den ich zu meinem Dienst gezwungen. Er hatte Knechtsgestalt angenommen, trug auf dürren Armen Eimer um Eimer aus dem nahen Fluß herbei, zum Bad, das ich genießen wollte. Horch, sie plätschern, sie rauschen, die Wasser! Und immer eilender stürzt der Knecht, und immer höher füllt sich der Behälter, bis sich das Element nicht mehr bändigen läßt und brausend den Saal überschwemmt. Genug — genug, halt, hört auf! Ich stürze mich auf den Unhold mit meiner Axt und schmettere ihn in zwei Teile auseinander. Aber Entsetzen, die Geisterwelt verlacht mich. Anstatt des einen erheben sich zwei neue Träger, rennen zum Fluß, schwingen die Eimer, und die Fluten steigen mir um die beängstigte Brust. Da endlich — Erlösung. Der Meister kehrt heim. Der Zaubergewaltige, der die Geister nicht nur entfesseln, der sie auch zu bändigen vermag.

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

In dumpfen Schauern verebbte das letzte Wort. Meine Hände zitterten; ich fühlte erst jetzt, daß ich irgendeinen Gegenstand zwischen den Fingern hielt. Und langsam und in banger Erwartung wagte ich es, meine Augen gegen die Zuhörer zu erheben, die mir bis dahin hinter einem blitzenden Nebel verschwunden waren.

Seltsam, ganz regungslos verharrte die kleine Gemeinde. Auf ihren Plätzen saßen sie wie gebannt, hielten den Atem an, als ob ihnen noch nicht erlaubt wäre, in das gewöhnliche Leben zurückzukehren, und etwas von der empfangenen Erlösung schwebte um jede Stirn. Die erste, die sich befangen erhob, um mir kaum hörbar etwas zuzuflüstern, wie wenn sie sich scheute, in diesem Raum eine menschliche Stimme erklingen zu lassen, in dem die Geisterwelt noch eben vernehmlich geredet, es war das schöne Mädchen, dem doch allein meine zitternde Beredsamkeit gegolten.

„O Herr Vogt," hauchte sie fassungslos in ihrer Erschütterung, „daß es so etwas gibt!" Und dann noch einmal: „Daß es so etwas gibt!"

Und mit einer raschen Bewegung und unbekümmert darum, ob sich auch aller Augen auf uns richteten, streckte sie mir beide Hände entgegen und begann wie ein dankbares Kind rasch und warm meine kalten Finger zu streicheln, die noch immer das kleine Büchlein hielten.

Was war das?

Freude, Jauchzen, Erhörung! Es war geschehen! Von einem dumpfen, unberührten Gemüt, das so lange zufrieden, ahnungslos durch den grauen Arbeitstag gewandelt war, da fiel durch ein Wunder die Binde der Blindheit, und ein entzücktes Auge blinzelte zum erstenmal durch die verdeckenden Wolken hindurch und sah, daß der Äther mit höheren Wesen erfüllt sei, und wie auf der Erde Kräfte sich regten über alles Verständnis und Begreifen.

Zum erstenmal. Und ich verblendeter Tor, der stolz und aufrecht neben ihr weilte, als wäre ich selbst der Meister, der einen demütigen Schüler gerettet, ich vermeinte, der Alltag, der alle seine Wesen in emsiger Zucht erhält, er wäre durch das Aufsprühen all dieses bunten Glanzes für immer überwunden und gebannt.

Ich Tor!

Allmählich löste sich auch die Erstarrung der anderen.



„Hören Sie," begann Kapitän Korthals, indem er sich mit der Hand schnäuzend über die Nase fuhr, wie wenn er sich mit Gewalt wieder auf dem ihm doch eigentlich viel bekannteren und behaglicheren Erdensitz niederzulassen gedächte, „dieses ist mich doch komisch. Ich hab in den Zauberbuden ja schon Feuerfresser gesehen und so einen alten Ekel, der wahrhaftig Glasscherben verschluckt hat. Und einmal auch einen Mischling zwischen einem Huhn und einem Dachshund. Alles so was kommt vor. Aber hören Sie mal, die Geschichte mit dem Besen, die ist mich doch zweifelhaft. Das hat sich dieser Goethe gewiß aufbinden lassen. Denn selbst in Neuyork, wo doch solche Spitzbuben zu Hause sind, da — —"

Aber der Sinn seiner Worte verwehte vor mir.

Ein Schwanken und Beben war in mir, daß mir jede klare Gegenständlichkeit entschwand. Ich hörte sprechen, ich vernahm das komische Hadern der beiden Alten, ich fing auf, wie die Teller klapperten, und der feine Duft des Kuchens schlug würzig an meine Sinne, und doch wandelte ich auf unbetretenen Wolkenpfaden dahin, einzig und allein begleitet von dem schönen, stolzen Mädchen, das Hand in Hand mit mir den seltsamen Weg schritt, halb als Gefährtin, halb als Führerin. Merkwürdig, die schwellende Woge gesteigerten Wohlbefindens, sie schwemmte mich fort, sie trug mich tatsächlich und körperlich von meinem Platz hinweg, ohne daß ich recht merkte, wie ich ihn verlassen, oder welche Zauberkraft mich plötzlich über die rote Diele bis in die nahe Küche getragen, wo über dem altertümlichen Herd ein kupferner Kessel brodelnde Wasserdämpfe zu dem schwarzen, tief herabhängenden Rauchfang emporschickte. Richtig, richtig, nach dem Auftrag des alten Kapitäns sollte ich ja Marie Düsterwald behilflich sein, jenen steifen, herrlichen Grog zu brauen, ohne den sich die beiden Hausfreunde den Abschluß eines Festes einfach nicht zu denken vermochten. Und so ungeschickt und wirtschaftsunkundig ich mich zu jeder gewöhnlichen Zeit auch bewährte, o Wunder, die Wünsche und Befehle des emsigen Mädchens erweckten in mir eine Schnellkraft, die ich bis dahin noch niemals entfaltet. Beflissen trug ich ihr die große Rumflasche herbei, geduldig hielt ich die blitzende Karaffe, bis von ihren Händen der feine Streuzucker hineingeschüttet wurde, und dann rührte ich auf ihr Geheiß ernsthaft mit einem großen Holzlöffel die aromatische Flüssigkeit durcheinander. Alles, alles geschah aus dem neu schaffenden, beseligenden Gefühl einer Zusammengehörigkeit heraus, eines belohnten Suchens und Findens, das mich über alle Erdensorgen erhob, bis es mir und dem geliebten Geschöpf zwei goldfunkelnde Kronen auf die Häupter drückte, bis es mir ein Reich vorspiegelte, in dem wir beide weltenfern und in göttlicher Einsamkeit herrschten.

Ein rasches Wort schlug mich aus dem Traum.

„Was wünschen Sie, Herr Vogt? Bitte, unterlassen Sie das!"

Wehe, wehe — gar zu weit hatte ich mich aus der Welt entfernt. Zurückfahrend fand ich mich wieder, wie ich, durch all die flimmernden Gespinste verführt, den Arm um die kräftige Hüfte des Mädchens geschlungen hatte, um die sich Sträubende mit raschem Entschluß an mich zu ziehen. Aber die Starke, Hochragende war mir überlegen. Mit flammenden Wangen und energischer Abwehr warf sie beide Hände gegen meine Brust, und ich fühlte, wie ich, dem Stoß folgend, unsanft gegen den Messingrand des Herdes taumelte.

„So etwas ist bei uns nicht Sitte", rief das Mädchen stärker, und es lag wie ein Klirren in ihrer Stimme. „Das viele Kosten des Grogs ist Ihnen gewiß zu Kopf gestiegen? Sie sollten sich rasch ins Bett legen."

Und ehe ich mich noch besinnen oder nur ein hinfälliges Wort der Entschuldigung stottern konnte, da hob die Entweichende bereits in selbstbewußtem Schwung die weiße Bowlenterrine hoch empor und schritt hallend aus der Küche heraus.

Was dann noch geschah, das entglitt mir, das verdampfte in den Nebeln, die qualmig und durchleuchtet aus dem brodelnden Kessel schwirrten. Von tausend Stimmen summte es dem Beschämten, Gedemütigten durch die hämmernden Schläfen. Gläserklingen, das gröhlende Lachen des Seemanns, das feine Zirpen des Windes, alles mischte sich durcheinander. Und durch die Wirrnis hindurch summte der Kessel aufreizend und anklagend:

„In die Ecke,
Besen! Besen!
Seid's gewesen.
Denn als Geister
Ruft euch nur zu seinem Zwecke
Erst hervor der alte Meister."

* * *

Dann strichen Wochen vorüber, Monate, die an dem Leben in meinem geruhigen Heim nichts änderten. Was ich gefürchtet hatte, es trat nicht ein. Dienstwillig und treu sorgend, wie stets, hielt die Haustochter mein Stübchen in Ordnung, und ihre Miene verriet deutlich, daß sie mein aufdringliches Betragen von jenem Abend längst verziehen hätte. Ich aber litt noch häufig unter der Erinnerung an jenen peinlichen Vorfall. Über alle Beschreibung quälte es mich, daß ich dem unbewußten und doch so schönen Stolz dieses Naturkindes zu nahe getreten sein sollte. Und als ich erst bemerkt hatte, daß die Haustochter in ihrer stillen Vornehmheit auch vor den Ihrigen den häßlichen Zwischenfall verschwiegen und unerwähnt gelassen, da suchte ich durch tausend kleine Aufmerksamkeiten meine unzarte Annäherung vergessen zu machen. Bald trug ich ihr seltsame Versteinerungen ins Haus, die ich an der Meeresküste für sie gesammelt, bald kaufte ich die unerhörtesten bunten Seiden für sie ein, weil ich sah, daß Marie Düsterwald kunstfertige Stickereien auf Kissen und kleinen Decken auszuführen vermochte. Am häufigsten jedoch setzte ich meine Bemühungen fort, ihr allerlei Bücher zuzutragen, von denen ich annahm, daß sie ihr Interesse erwecken könnten.

Und eines Morgens feierte ich einen fröhlichen Tag. Mutting Düsterwald erschien nämlich mit ihrem gewohnten Knicks vor mir, und nachdem sie zur Einleitung mit dem Wischtuch über ein paar der blankpolierten Stühle gefahren, stemmte sie die Arme in die Seiten und schüttelte in großer Verwunderung das glatt gescheitelte Haupt.



„Mit Mariing is das jetzt komisch", sagte sie, und eine merkwürdige Verständnislosigkeit malte sich auf ihren breiten Zügen. „Wissen Sie, was sie jetzt tut? Sie sitzt auf dem Fenstertritt und liest. Jetzt am Vormittag. Es soll ja eine alte Klostergeschichte sein, die Sie ihr zugetragen haben. Eberhard oder Eckehart, ich weiß auch nicht so genau. Aber wissen Sie was," fuhr sie bedenklicher fort, und in ihre grobe Stimme drang eine rechte Treuherzigkeit, „passen denn solche Geschichten auch für jeden? Und setzen sie nicht manchem, der daran nicht gewöhnt ist, allerlei Läuse in den Kopf?"

Ohne meine Antwort abzuwarten, wischte die Riesin noch etwas gewaltiger über die blank polierten Stühle hinweg, schüttelte noch mehrmals in mütterlicher Besorgnis das Haupt und knickste endlich schwerfällig durch die niedrige Pforte hinaus.

Ich aber blieb zurück, und ich wußte weder, warum ich mich freute, noch konnte ich mir erklären, weshalb mir das Herz wie nach einem großen Erfolg klopfte und schwoll.

In einer eigentümlichen Befriedigung stellte ich mich vor das Fenster und schickte meine Blicke über den gefrorenen Fluß hinweg, weit hinaus auf die verschneiten Wiesen. Dort draußen kräuselte der Wind bläuliche Flockenschleier über der Schneefläche zusammen, wirbelte sie herum und trieb sie stäubend dem fernen Kiefernschlag zu, aus dem der Frost in blauen Schwaden hervordampfte. Doch mein Geist wurde von dem schönen Bild des Wintertages nicht eingefangen. Nein, immer wieder kehrten meine Gedanken zu dem großen Mädchen zurück, das unten auf dem Fenstertritt hockte, um sich in eine Welt hineinzulesen, in eine Zeit der bunten starken Vergangenheit, die sie doch nur beschritt, weil ich mit meinen zähen Wünschen am Tor stand. Ob ihr Sinn sich jetzt wohl weiten würde für all die trotzige Pracht eines klirrenden Völkerwerdens? Und ob sie auch daneben das Feinere, Leisere verstehen könnte, das zarte Werben des gelehrten Mannes, der für die geliebte Frau unermüdlich die Kleinodien und Geschmeide einer untergegangenen, nur noch aus der Ferne herüberstrahlenden Kultur herbeitrug? O wie herrlich, wenn sie das alles zu fassen imstande wäre! Und während ich meine Stirn an die vereisten Scheiben preßte, täuschten mir Traum und Hoffnung bereits den Augenblick vor, wo wir beide Hand in Hand sitzen würden, um in Frage und Antwort über dem wunderbaren Geschenk des Dichters unsere eigenen Seelen einander zu erschließen.

Allein der Augenblick erschien nicht. Sooft ich auch bei meinen jetzt häufigeren Abendbesuchen eine versteckte Andeutung wagte, Marie Düsterwald schien mich nicht zu verstehen, und ich mußte mich damit begnügen, daß sie mich immer vertraulicher und rückhaltloser in die kleinen Sorgen des Tages einweihte, von denen ihr eigenes Dasein ausgefüllt wurde. Wie sehr ich mich auch dagegen sträuben mochte, unvermerkt glitt ich selber in die Sphäre einer dumpfen Bürgerlichkeit hinüber, die lachend und behaglich ihren Zweck darin erblickt, ohne ernsthaftere Sorgen zu essen, zu trinken und nach getaner Arbeit traumlos zu schlafen.

Entsetzlich! Manchmal stieg mir vor dieser Umgebung, die immer enger und zwingender auf mich einrückte, eine nagende Beklemmung, ein finsteres Widerstreben empor, die ich durch irgendeinen raschen Entschluß zu zerstreuen gedachte. Indessen, wenn ich dann neben dem schönen Geschöpf verweilte, sobald ich ihre Nähe spürte, den mütterlichen Blick auffing, mit dem sie sich zu überzeugen trachtete, ob für alle meine Bedürfnisse auch gesorgt sei, dann entflatterte mir immer von neuem der Mut, das trauliche Idyll meines jetzigen Daseins zu unterbrechen.

So war das neue Jahr in das Land gezogen. Schon rüstete sich die Familie, den heimkehrenden Hausvater zu empfangen, dessen Schiff bereits die Eisregionen verlassen haben mußte, da fiel das in unser Leben, was meinem Hinvegetieren ein für allemal ein Ende bereiten und meinen irrenden Nachen vorzeitig in den



Hafen leiten sollte, bevor er noch jemals das offene Meer gesehen:

Eines Tags — die Schneeflocken wirrten gerade wieder so prachtvoll durcheinander, während drinnen in meinem Stübchen die Buchenscheite im Ofen munter knackten und sprangen — ein Geräusch, das mir Schauer des Wohlbehagens über den Rücken jagte — an einem solchen Tag klingelte es unten an der Haustür, und wenige Sekunden später hörte ich, wie Mariens eilende Tritte über die Treppe zu mir in die Höhe strebten. Gleich darauf stand sie vor mir, die Wangen von der raschen Bewegung gerötet, und überreichte mir einen umfangreichen Brief.

„Das muß eine Einladung sein", frohlockte sie, indem sie in kaum verhehlter Spannung das breite Kuvert emporhielt. „So etwas haben Sie die ganze Zeit über nicht empfangen. Es ist hübsch, daß Sie einmal unter Menschen kommen sollen."

„Meinen Sie?" fragte ich verwundert, und dabei riß ich bereits die Hülle von dem Schreiben ab.

Da stand es: Das historische Seminar, zu dem ich gehörte, veranstaltete am nächsten Sonntag vormittag eine Schlittenfahrt nach dem fernen Hain, der seit dem Tagen der wendischen Götter in unentweihter Wildheit und Pracht die Riesenstämme seiner Buchen wie eine schützende Heerschar gegen die See vorschickte. Und auf der Einladung stand noch besonders hervorgehoben, daß es jedem Teilnehmer gestattet sei, eine Dame mitzubringen.

Hei — das war etwas!

Ohne jeden Übergang durchschlug mich die freudige Vorstellung, daß meine Dame bereits gefunden sei. In fliegenden Worten teilte ich Marie Düsterwald den Sachverhalt mit, und während ich unwillkürlich ihre Hand ergriff — es war das erstemal nach jener Begegnung in der Küche, daß ich eine solche Annäherung wagte — da wiederholte ich in stürmischer Hast meine Aufforderung.

„Sie müssen mit, liebes Fräulein, ganz bestimmt. Das dürfen Sie mir nicht abschlagen." Und als ich sie zurücktreten und erschreckt das Haupt schütteln sah, da bedrängte ich das schöne Geschöpf noch heftiger wie zuvor. „Aber das ist doch ganz selbstverständlich. Wen sollte ich denn auffordern? Ich besitze doch hier in der Stadt keinen, der mir näher stände, nicht wahr? Sehen Sie das nicht ein?"

Aber sonderbar, das starke, furchtlose Mädchen, das jeder Gefahr willig die Stirn geboten hätte, es zögerte, wurde abwechselnd rot und blaß, bis es endlich, wie in scheuer Abwehr, die Hände über der Brust faltete.

Diese Wahrnehmung trieb mich immer weiter. Ganz sicher, ich mußte ihre scheue Zurückhaltung besiegen. Sie durfte sich mir, der ich doch stolz darauf war, eine solche Schönheit neben mir zu zeigen, nicht entziehen. O nein, ihre unbegreifliche Scham mußte überwunden werden. Immer ungestümer redete ich auf sie ein. Ohne es zu ahnen, streichelte ich ihr überredend den schönen, vollen Arm und wunderte mich in meiner Benommenheit gar nicht darüber, wie die vor sich Hinstarrende meine Berührung kaum zu empfinden schien. Allein plötzlich trat sie zurück und schlug ihre grauen Augen groß auf.

„Nein, es geht nicht", entschied sie fest und völlig entschlossen. „Ich gehöre dort nicht hin. Das verstehen Sie nicht, Herr Vogt. Ihre Leute lieben so etwas nicht, davon hat man mir schon erzählt. Und deshalb will ich mich nicht eindrängen, wo man mich nicht gern aufnimmt."

„Aber, liebe Marie," bat ich abermals, und es entging mir, wie ich sie achtlos beim Vornamen nannte, so nahe dünkte ich mich bereits dem prachtvollen Wesen, „wie dürfen Sie nur so etwas glauben. Die Herrschaften können sich ja höchstens freuen, wenn ein so kluges, gutes Mädchen an unserer Veranstaltung teilnimmt. Ein so — so" wunderbar schönes Geschöpf wollte ich fortgerissen hinzusetzen, jedoch ihr klar auf mich gerichteter Blick trieb das Wort im Entstehen wieder zurück.

„O nein," entgegnete sie vollkommen gefaßt, „vor solch Gebildeten weiß ich mich nicht zu benehmen. Und da nützt auch alle Mühe nichts. Sehen Sie, Herr Vogt," fuhr sie zutraulicher fort, obgleich ich doch merkte, wie schwer ihr das nun folgende Geständnis fallen mochte, „ich eigne mich nun mal nicht zu Büchern und dergleichen. Auch der Roman, den Sie mir letzthin gebracht haben, vom Eckehart, Sie wissen schon, er hat mich wohl große Mühe gekostet, aber so recht verstanden habe ich ihn doch nicht. Nein, nein, lassen Sie nur," besänftigte sie mich, als sie sah, daß ich mich beschwichtigend zum Erklärer anzubieten wünschte, „ich sagte Ihnen ja, das nützt alles nichts. Und nun geben Sie das nur auf, und machen Sie sich weiter um mich keine Sorge. Ich weiß ja, Sie haben es gut mit mir gemeint."

Sie raffte sich empor, lächelte wieder ganz selbstbewußt und trotzig und schritt mit ihrer hohen Gestalt zur Tür hinaus, so voller Anstand und unbeabsichtigter Würde, als ob eine Königin ihr Reich verließe.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Dinge in neuem Kleid.

Plauderei von Hans Dominik.

„On revient toujours à ses premiers amours." — Der alte Spruch hat auch in der Technik Geltung, und an zahlreichen Stellen finden wir heute in neuem Gewand alte Konstruktionen, die Jahrzehnte, ja Jahrhunderte hindurch für erledigt und überwunden galten und dann doch eine fröhliche Auferstehung feierten.

Betrachten wir das Feuerzeug aus Urgroßvaters Zeit. Ein dosenartiges Ding, oftmals in schöner, künstlerischer Ausführung, die sogenannte „Zunderbüchse". Sie enthielt ein Stück Stahl, gewöhnlich in Form eines ovalen Ringes, ein Stück Feuerstein. Endlich den Zunder, meistens alte Leinwand, die mit Salpetersäure behandelt und dadurch nitriert und besonders leicht brennbar gemacht worden war.

Das Feueranmachen mit diesem Apparat war nicht ganz einfach. Man mußte die Dose öffnen, den Feuer-



stein in die linke Hand nehmen, den Stahlring über zwei Finger der rechten Hand schieben und dann den Stahl mit kräftigem Schlag am Stein vorbeistreichen lassen. Dabei ergoß sich ein Funkenstrom auf den Zunder, und dieser begann an den getroffenen Punkten zu glühen. Damit hatte man Glut, aber noch keine Flamme. Handelte es sich darum, die beliebte Pfeife anzuzünden, so wurde einfach ein Stückchen des glimmenden Zunders auf den Tabak gelegt, und unter kräftigem Saugen am Pfeifenrohr nahm die Geschichte ihren Fortgang. Brauchte man dagegen helles Feuer, so trat noch der Schwefelfaden in Aktion. An ihm entstand, wenn er an den Zunder gehalten wurde, eine winzige bläuliche und gräßlich stinkende Flamme, die nun weiter auf den Lampendocht oder einen Fidibus übertragen werden konnte.

Das Ganze war eine reichlich umständliche Sache. Geringe technische Verbesserungen, derart, daß Stein und Stahl gleich beim Öffnen der Dose durch eine starke Feder gegeneinander geschlagen wurden, konnten daran nichts ändern, und die Zunderdose verschwand in dem Augenblick, da die chemischen Streichhölzer aufkamen. Sie verschwand für zwei Menschenalter, um dann in moderner Form als „Zereisenfeuerzeug" wiederzukommen.

Die Streichholzsteuer einerseits, die bedeutsame Auersche Erfindung der pyrophoren Zerlegierungen anderseits haben jenes Feuerzeug entstehen lassen, das sich als klare technische Fortsetzung der Zunderbüchse darstellt. Der Stahl ist geblieben, aber in die Form einer besonders wirksamen Feilenfläche gebracht worden. An die Stelle des gemeinen Feuersteins ist das Zereisen getreten, eine Legierung, die, wenn sie mit Stahl angerissen wird, einen ungleich heißeren und wirksameren Funkenstrom wirft. Der mangelhafte Zunder endlich ist durch einen Benzindocht ersetzt worden. Die Wirkung dieser Anordnung ist genugsam bekannt und läßt sich in die Worte zusammenfassen: Ein Druck, und es brennt. Und doch ist dieser moderne, zuverlässige und bequeme Apparat ein direkter Abkömmling der alten Zunderbüchse.

Das Zereisenfeuerzeug ist ein besonders prägnantes Beispiel, aber es lassen sich noch manche andere finden. Als das Leuchtgas aufkam, riskierte man es zunächst noch nicht, die ganze Stadt mit einem Rohrnetz zu versehen. Nur einzelne Häuser bekamen Leitungen, die von den Brennern bis zum Keller führten. Das Gas wurde in der Gasanstalt in große eiserne Kessel gepumpt, und diese fuhr man zu den Häusern, brachte sie in die Keller und verband sie provisorisch mit der Hausleitung. Dieses im Anfang der Gastechnik geübte Verfahren zeigte so schwere Mängel, daß man es schnell aufgab und sich zur Legung ganzer Stadtnetze entschloß. Das Gas bildete im Kessel unter dem Druck allerlei ölige Rückstände und verlor dabei seine Leuchtkraft. Außerdem ging bei dem überhaupt möglichen Druck sehr wenig Gas in die Kessel hinein, so daß sie sehr häufig ausgewechselt werden mußten. Viele Jahrzehnte hindurch hat daher diese Art der Gasversorgung geradezu als Beispiel eines unvollkommenen und technisch minderwertigen Verfahrens gegolten. So lange, bis man es nun für die Versorgung einzelner Landhäuser und Gebäudekomplexe erfolgreich wieder aufgenommen hat. Freilich mit einigen Verbesserungen, die aus den früher so unbrauchbaren Verfahren mit einem Schlage eine gute brauchbare Sache gemacht haben.

Man hat zunächst verschiedene Leuchtgase erzeugt, die einen sehr hohen Druck von zwanzig und noch mehr Atmosphären vertragen, ohne irgendwelche Einbuße an Leuchtkraft und Heizwert zu erleiden. Man hat ferner Transportgefäße konstruiert, die solchen hohen Druck sicher aushalten. Man hat endlich drittens Apparate geschaffen, in denen sich das hochgespannte Gas in aller Gemächlichkeit auf einen brauchbaren Betriebsdruck entspannen kann. Damit war das Verfahren mit einem Schlag brauchbar und wird heute wieder an zahlreichen Stellen benutzt. Für ein normales Landhaus genügt es, wenn etwa alle zwei bis drei Monate einmal neue Druckgefäße angefahren und an Stelle der alten mit der Hausleitung verbunden werden. Die Ausgabe für diesen Transport ist verhältnismäßig gering, und die Bewohner abgelegener und sonst von keiner Leitung erreichter Häuser genießen dabei alle Vorzüge einer geordneten Gasversorgung.

Ein anderes Beispiel bieten in der Elektrotechnik die galvanischen Elemente. Solange es keine Dynamomaschinen gab, war man bekanntlich auf Elemente angewiesen, die gewöhnlich Zink und Kohle in allerlei Säuren enthielten und die elektrische Energie durch Verbrennung des Zinkes in der Säure erzeugten. Diese Elemente waren an und für sich teuer, weil eben Zink ein kostspieliges Brennmaterial ist, sehr viel kostspieliger jedenfalls als Kohle. Überdies aber erforderte solche galvanische Batterie eine fortwährende sehr sorgfältige Wartung und war eine Quelle unendlichen Gestankes und nimmer abreißender Scherereien.

Als daher Siemens mit der epochalen Erfindung der Dynamomaschine hervortrat, als man Steinkohlenkraft und Maschinenarbeit ohne weiteres in Elektrizität umsetzen konnte, waren die galvanischen Batterien mit einem Schlag erledigt. Sie verschwanden spurlos, und nur für den minimalen Verbrauch von Klingeln und Haustelegraphen blieben die bescheidenen Léclanché-Elemente in Gebrauch.

Bis man in unsern Tagen dahinterkam, daß es bisweilen doch recht angenehm ist, für Lichterzeugung im kleinen Stromquellen zu besitzen, die von jeder Maschinenanlage unabhängig sind. Man ging nur zögernd an das Problem, und zuerst wurde den Erfindern, die sich damit befaßten, immer wieder der alte Ausspruch entgegengehalten: Kohlen sind billiger als Zink. Jahre hindurch galten die Bestrebungen, neue Primärelemente zu schaffen, geradezu als ein bedauerlicher Rückfall in die barbarische Zeit vor Erfindung der Dynamomaschine.

Bis dann endlich doch Elemente entstanden, vor denen die Gegner kapitulieren mußten. Praktisch gipfelt der Erfolg heute darin, daß wir beispielsweise elektrische Handlampen besitzen, Lampen von der Helligkeit einer kleinen Petroleumlampe, die mitsamt der zugehörigen Batterie in einer leicht tragbaren Ledertasche installiert sind und mit dieser neuen Batterie bis zu 300 Brennstunden erreichen. In der Tat sind in den letzten Jahren für die so lange verachtete galvanische Batterie Neukonstruktionen gefunden worden, die ihr einen beachtenswerten Platz auf dem großen Gebiet der Lichterzeugung sichern.

Genau betrachtet, bedeutet sogar die wichtigste Errungenschaft auf dem Gebiet des modernen Maschinenbaues, die Dampfturbine, ein Zurückgreifen auf alte und lange Zeit verlassene Prinzipien. Ausnahmslos waren die ältesten Motoren der Menschheit für eine einfache Drehbewegung eingerichtet. Da haben wir das uralte Göpel-



werk, in dem Pferde oder Ochsen ständig im Kreis umherliefen und so eine Rotationsbewegung der Maschine erzeugten. Ferner Windmühlen mit sich drehendem Flügelkreuz und Wassermühlen mit rotierenden Schaufelrädern. Kreisförmig wurde die Bewegung erzeugt, und kreisförmig wurde die Arbeit auch an den mahlenden Mühlsteinen verbraucht. Erst sehr viel später kam die hin und her gehende Bewegung in die Maschinentechnik. Damals, als man Pumpen für Bergwerke baute und sie nach dem Stand technischen Könnens nur für solche Bewegung einrichten konnte. Da mußten zunächst die ersten Antriebsmaschinen, die sogenannten Wasserkünste, für hin und her gehende Bewegung eingerichtet werden, und als die Kolbendampfmaschine ihre Karriere in den englischen Bergwerken begann, wurde sie ebenfalls auf diese Bewegung abgestimmt.

Siebzig Jahre später kamen die Elektromotoren, die nur eine Drehbewegung kennen und damit sofort große Überlegenheit besaßen, und wiederum vierzig Jahre später kehrte man mit der Dampfturbine auch im Dampfbetrieb zu der einfachen gleichmäßigen Rotation zurück, die nun einmal für den Maschinenbetrieb das beste ist.

Dem zwanzigsten Jahrhundert gelang auch die Konstruktion brauchbarer Rundlaufpumpen, und so ist hier die ganze Entwicklung wieder zur Drehbewegung zurückgekehrt, und die hin und her gehende Bewegung kommt ernsthaft nur noch für Pochwerke und ähnliche Arbeitsmaschinen in Betracht. Im modernen Gewand verkörpert die neuzeitliche Dampfturbine genau die gleichen Verhältnisse, die vor Jahrhunderten und Jahrtausenden schon an Göpeln und Mühlen herrschte. So bewahrheitet sich auch hier das Wort: „on revient toujours ...

Amerikanische Schauspielerinnen.

Von Georg von Skal, Neuyork. — Hierzu 22 Aufnahmen.

Die amerikanische Bühne hat in den letzten Jahrzehnten eine Wandlung durchgemacht, die eine entschiedene Besserung bedeutet. Das alte Starsystem, unter dem sich alles um einen wirklich bedeutenden Künstler drehte und alle anderen Rollen so billig wie möglich besetzt wurden, ist so gut wie ganz verschwunden. Es kann nicht mehr vorkommen, daß ein Edwin Booth in Shakespearedramen auftritt, die für ihn zurechtgeschnitten worden sind, und bei deren Aufführung der nicht vollständig anspruchslose Zuschauer sich mit Ekel abwendet, wenn der Star nicht auf der Bühne ist. Heute wird überall ein wenigstens annehmbares Ensemble gefordert, und wenn auch noch immer Dramatiker Stücke schreiben, die einem bestimmten Künstler angepaßt sind, so wird doch die Umgebung nicht gänzlich vernachlässigt, wie das früher die Regel war. Das hat auch zur Folge gehabt, daß junge Talente bessere Gelegenheit erhalten, ihr Können zu zeigen, und an der Stelle von vielleicht einem halben Dutzend bedeutender Schauspielerinnen haben wir heute eine ganze Reihe. Ist auch in diesem Augenblick keine vorhanden, die an die ganz Großen, wie Fanny Kemble, Laura Kean und Clara Morris, heranreicht, so gibt es doch genug tüchtige Kräfte, die diesen nahekommen, und die wir vielleicht nur geringer einschätzen, weil die Erinnerung uns die anderen in glänzenderem Licht erscheinen läßt.

An erster Stelle muß natürlich Minnie Maddern Fiske (Portr. S. 2131) genannt werden, die schon als dreijähriges Kind den Herzog von York in „Richard III.“ spielte und dann zusammen mit Laura Kean, McCullough und Booth auftrat. Frau Fiske besitzt nicht nur Darstellungskunst und Leidenschaft, sondern auch einen sehr scharfen Verstand, der es ihr ermöglicht hat, auch aus wenig glaubhaften Charakteren lebenswahre Figuren zu schaffen. Ihre erste große Rolle war die Luise in den „Beiden Waisen“; dann trat sie in „Divorçons“ und „Frou-Frou“ auf und feierte einen Triumph in dem sentimentalen Rührstück „Tess of the d'Urbervilles“. Sie hat Heyses Maria von Magdala und Ibsens Nora und Hedda Gabler dargestellt und ist heute noch eine der strebsamsten aller amerikanischen Bühnenkünstlerinnen.

Die bekannteste Shakespearedarstellerin ist Julia Marlowe (Portr. S. 2130), die als Kind in „Pinafore“ auftrat, aber bald zu ernsten Rollen überging. Sie ist nicht nur eine vorzügliche Künstlerin, sondern auch von einem Liebreiz, der ihr die Herzen aller gewinnt. Seit Jahren führt sie mit ihrem Mann, dem jüngeren Sothern, nur noch Shakespeare auf und hat sich große Verdienste in dieser Richtung erworben. Ihr steht Viola Allen (Abb. S. 2130) zur Seite, die schon mit John McCullough die Virginia, die Desdemona und Parthenia spielte und dann für diese Rollen von Tomaso Salvini engagiert wurde. Später war sie in Lawrence Barretts Gesellschaft, und in neuerer Zeit tritt sie in Charakterrollen auf, wie die Roma in Hall Cains „Ewiger Stadt“ und die Mingkaiserin in Pierre Lotis „Tochter des Himmels“. Blanche Walsh (Abb. S. 2127), ein Neuyorker Kind, begann ihre eigentliche Laufbahn als Olivia in „Wie es Euch gefällt“ und ging dann langsam zu dem Fach über, das der Amerikaner als „emotional actresses“ bezeichnet. Er meint damit Rollen, die die Entwicklung starker Leidenschaftlichkeit erfordern. Blanche Walsh machte ihren Weg über Rollen wie Trilby zu Shakespeares Kleopatra, Tosca und den Hauptrollen in Tolstois „Auferstehung“ und der „Kreuzersonate“. Neben ihr muß Julie Opp (Abb. S. 2128) genannt werden, die im alten „Little Germany“ aufgewachsene Tochter eines Deutschen, die als eine der ersten Frauen den Bericht eines Reporters ergriff, sich aber der Bühne zuwandte, als ein Theaterdirektor auf ihre Begabung aufmerksam wurde. Sie trat zuerst mit Sarah Bernhardt in der „Kameliendame“ auf, spielte dann Shakespearesche Rollen und ist bei diesem Fach geblieben. Ihr letzter Erfolg war die Portia in „Julius Cäsar“. Auch Julie Opp wird durch eine blendende Erscheinung und eine außergewöhnliche Bildung unterstützt.

Blanche Bates (Abb. S. 2131) ist eine der vielseitigeren Künstlerinnen auf der amerikanischen Bühne. Sie begann ihre Laufbahn als Lustspielsoubrette, versuchte sich dann nicht ohne Erfolg als Nora und ging schließlich zum Melodrama über. Sie machte Furore als Cigarette in „Unter zwei Flaggen“ und kreierte dann, geleitet



Maxine Elliott.

Maude Adams.

Blanche Walsh.

Annie Russell.





Ethel Barrymore

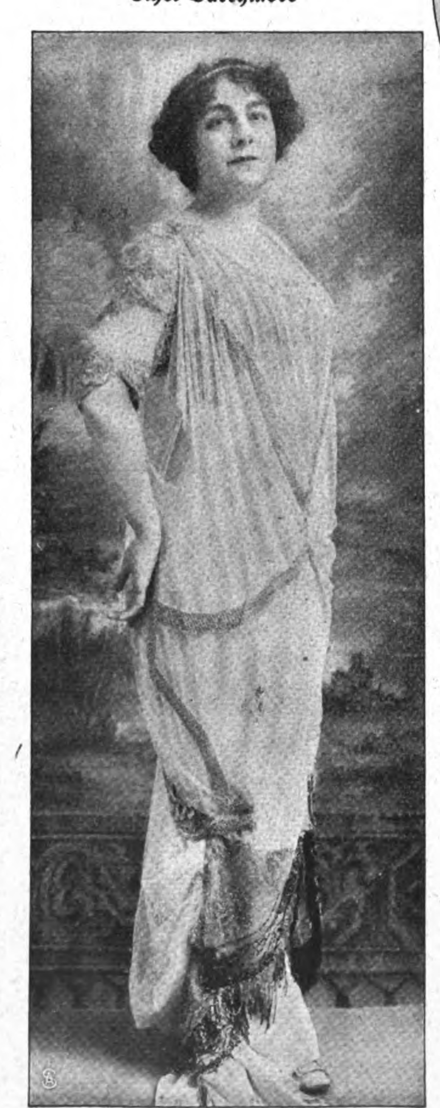
von Belascos Meisterhand, das „Mädchen aus dem Goldenen Westen“. Jetzt ist diese anziehende und intelligente Künstlerin wieder zu Rollen übergegangen, die eigentlich in das Fach der Lustspielsoubrette fallen. Auch die schöne Margaret Anglin (Abb. S. 2129) bereitet sich darauf vor, ganz zu Shakespearerollen überzugehen. Sie trat schon in ihren



Laurette Taylor.



Julie Opp.



Cathrine Countiß.

Anfängen als Ophelia auf, wechselte dann zwischen Aufgaben ernster und heiterer Natur und spielte die Roxane im „Cyrano“. Sie besitzt einen köstlichen Humor und zieht Rollen vor, in denen sie ihn zur Geltung bringen kann, weil sie glaubt, darin naturwahrer zu sein als in tragischen Partien. Sie plant jetzt Aufführungen von „Wie es Euch gefällt“, „Was Ihr wollt“, „Die bezähmte Widerspenstige“ und „Antonius und Kleopatra“. In dem letztgenannten Drama sollen ganz neue Dekorationen verwendet werden, und Miß Anglin hat im letzten Frühjahr Max Reinhardts Methoden in Berlin studiert und will die Zwischenräume der Handlung durch pantomimische Uebergänge ausfüllen lassen.

Die Russin Alla Nazimova (Abb. S. 2131), die erst vor acht Jahren hierher kam, ist in Amerika völlig heimisch geworden. Sie spielte im Stück „Das auserwählte Volk“ und die meisten Ibsenschen Rollen. Trotz ihres starken Akzents, der stellenweise ihre Worte schwer verständlich machte, erkannte man ihren Wert doch sofort, und sie hat sich jetzt, nachdem sie auch die englische Sprache



Jane Cowl.

beinah ganz bemeistert hat, eine unanfechtbare Stellung geschaffen. Sie tritt noch immer gern in Ibsenrollen auf, hat sich aber in der letzten Zeit auch in andern modernen Stücken wohlverdienten Beifall erworben. Eine der schönsten Erscheinungen ist unzweifelhaft Maxine Elliott (Abb. S. 2127), der man den Tribut



Margaret Anglin.

Charlotte Walter.



Effie Shannon.



Elsie Ferguson.

gezollt hat, ein Neuyorker Theater nach ihr zu benennen, und die einer der ausgesprochenen Lieblinge des Publikums ist. Auch sie wechselt zwischen klassischen Rollen und modernen Partien, die starke Gefühlsausbrüche erfordern, ab. Die Porzia im „Kaufmann von Venedig", die Olivia in „Wie es Euch gefällt" und Hermia im „Sommernachtstraum" gehören zu ihren Glanzrollen. Ihr steht Mary Mannering (Abb. untenst.) würdig zur Seite, die mit der gewinnenden äußeren Erscheinung ein Organ von wunderbarem Klang und selten edler Sprache verbindet. Sie ist eine ebenso vollendete Salondame wie Charakterdarstellerin und hat als Domini in „Allahs Garten" eine Meisterleistung geschaffen, durch die sie die Zahl ihrer Bewunderer noch vermehrte.



Mary Mannering.



Julia Dean.

Von den Künstlerinnen, die fast ausschließlich in modernen Werken auftreten, muß zuerst die einer alten Schauspielerfamilie entstammende Ethel Barrymore (Abb. S. 2128) genannt werden. Eine äußerst liebenswürdige Künstlerin, deren Kraft aber zu großen Rollen nicht ausreicht, wie sie als Nora bewies. Dagegen gelingen ihr sentimental angehauchte Partien vorzüglich. Ihr Gegenstück in dieser Beziehung ist Margaret Illington (Abb. S. 2131), die vor allem in Bernsteins „Der Dieb" sich einen Namen machte. Sie wurde einmal bühnenmüde, ist jetzt aber wieder in der überaus packenden Rolle der unschuldig verurteilten und dadurch zur Verbrecherin gewordenen Verkäuferin in „Innerhalb der Grenzen des Gesetzes" damit beschäftigt, neue Lorbeeren zu sammeln. Die gleiche Rolle wird gegenwärtig von Jane Cowl (Abb. S. 2128) gespielt, die eine neue Erscheinung auf der amerikanischen Bühne ist, aber unzweifelhaft eine große Zukunft hat. Dies gilt auch für Elsie Ferguson (Abb. S. 2129), die in modernen Problemstücken ernstes Streben an den Tag gelegt und viel Beifall gefunden hat. Einen ganz anderen Weg hat Laurette Taylor (Abb. S. 2128) gemacht. Sie trat zuerst im Varieté auf, und es dauerte längere Zeit, bis ihre Versuche, auf die ernste Bühne zu gelangen, von Erfolg begleitet waren. Sie wurde eigentlich erst bekannt, als sie die Hawaiierin in „Der Paradiesvogel" mit so viel Leidenschaft und Realismus ausstattete, daß sie tatsächlich das Publikum im Sturm eroberte. Gegenwärtig spielt sie die jugendliche Heldin in „Peg o' my Heart", das sich als ein Riesenerfolg erwiesen hat und nächstes Jahr in Berlin unter dem Titel „Herzblättchen" aufgeführt werden soll. Charlotte Walker (Abb. S. 2129) ist ernsterer Art; eine Schülerin Richard Mansfields, liegen ihr ernstere Rollen mit schweren Konflikten am besten. Sie war Virginia Carwell in der „Krisis", trat dann unter Belascos Direk-



Viola Allen.



Julia Marlowe.



Mrs. Maddern Fiske.

tion in den „Warrens von Virginia" auf und hat jetzt die Hauptrolle in einem der in neuerer Zeit so beliebten Dramen aus dem amerikanischen Westen. Als das „Opfer einer Geldheirat" führte sich Julia Dean (Abb. S. 2130) beim großen Publikum ein. Die starke Rolle der jungen Frau, die den brutalen, selbstsüchtigen Gatten zum edlen Menschen umwandelt, lag ihr vortrefflich. Auch in ihrer neuen Rolle als die Frau, die den Gatten durch ihr erspartes Geld ohne sein Wissen vom Untergang rettet und dadurch beinah das Opfer seiner Eifersucht wird, in dem Drama „Ihr eigenes Geld", zeigte sie sich als hervorragende Künstlerin. Dagegen ist Cathrine Countiß (Abb. S. 2128) auf langem, mühsamem Weg zur Berühmtheit gelangt. Sie wirkte lange in einer der wenigen Theatergesellschaften Amerikas, die ein stetig wechselndes Repertoire aufführen. Sie hat so ziemlich alle Charakterrollen gespielt, die erfolgreich gewesen sind, und erst als sie als Vivi in ‚Mrs. Warrens Gewerbe' auftrat, machte sie die großen Direktoren auf sich aufmerksam, die ihr dann einen angemessenen Wirkungskreis verschafften. — Eine ganz eigenartige Stellung nimmt Amelie Bingham (Abb. nebenst.) ein, die auf der Volksbühne anfing und in roh gezimmerten Melodramen spielte, bis sie ihre eigene Gesellschaft bildete und mit einem Schlag durch ihre Kunst wie durch ihre prachtvolle Erscheinung populär wurde. Clydes Fitchs Drama „Die Streber" war das Sprungbrett, das ihr zum Erfolg verhalf. Sie ist dann u. a. in „Eine moderne Magdalene" aufgetreten und führt jetzt auf der Varietébühne einzelne Szenen großer Dramen und Lustspiele auf, wie beispielsweise „Madame Sans Gêne". — Zu der Klasse der Naiven gehört eigentlich Maude Adams (Abb. S. 2127), wohl die beliebteste Schauspielerin auf der amerikanischen Bühne. Sie hat sich freilich auch als Jungfrau von Orleans versucht und die Titelrolle in „L'Aiglon" gespielt, aber zu Heldenrollen ist weder ihre Persönlichkeit noch ihr höchst angenehmes, aber keineswegs starkes Organ geeignet. Ihr ganzes Wesen verweist sie auf Partien wie Barrys

Blanche Bates.





Margaret Illington.



Alla Nazimova.



Amelie Bingham.

„Der kleine Pastor" und vor allem Peter Pan, worin sie jung und alt entzückte. Sie versteht es, den Schleier der Poesie über alle ihre Darbietungen auszubreiten, und das hilft ihr auch in Rollen, denen sie eigentlich nicht gewachsen ist. Fast ebenso beliebt ist Annie Russell (Abb. S. 2127), die zuerst in Kinderrollen auftrat, dann sentimentale Liebhaberinnen spielte, als Puck im „Sommernachtstraum" viel bewundert wurde und sich jetzt mit Vorliebe in Shakespeareschen Lustspielen sehen läßt. Gleich ihr begann Effie Shannon (Abb. S. 2129) ihre Laufbahn in zartem Alter; ihre erste Rolle war die kleine Eva in „Onkel Toms Hütte". Sie ging dann mit Hilfe Daniel Frohmans in das Fach der Salondame über und ist jetzt bei Belasco engagiert, der ihr die Hauptrolle in dem Drama „Die Zeit der Reife" anvertraut und damit einen glücklichen Griff getan hat.

Neu-Hamburg aus der Vogelschau.

Von Dr. Marx Möller. — Hierzu 9 Aufnahmen von Hugo Kühn, Baden-Baden.

Hamburg ist von konservativer Art, wie sich das für eine norddeutsche Stadt schickt. Nagelneuste Moden werden da mit Argwohn betrachtet; unsolider Aufputz findet da keinen Markt. Die vornehme Hamburgerin aus gutem Haus wird niemals nach den allerletzten Kleidermoden Verlangen tragen. Die Patrizierfrau sowie die Gattin des geachteten Kaufmanns trägt sich auf der Straße ebenso unauffällig wie anderswo etwa die Ministerfrauen. Ganz unmöglich wäre es in dieser Stadt, daß eine Modeschöpfung, die heute in irgendeiner Operette „kreiert" wurde, übermorgen oder morgen schon sich in den Familien einbürgern könnte.



1 Der große Bakenhafen.

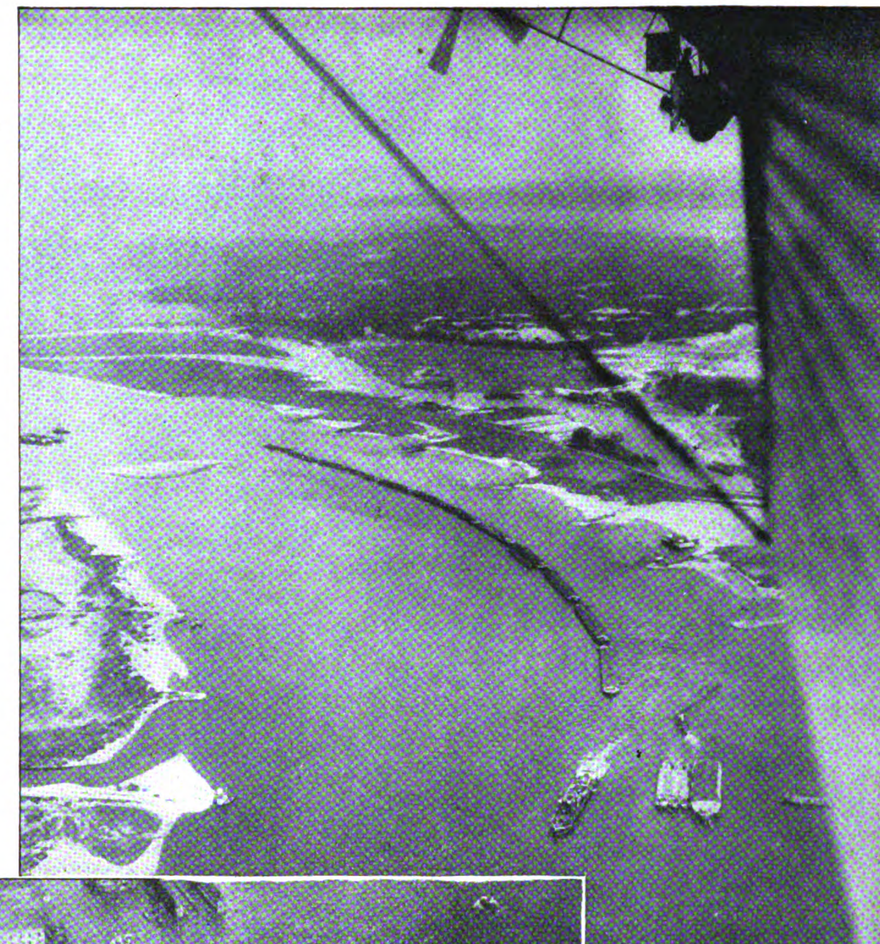
2. Der Mundsburger Damm.

Die Hamburgerinnen machen es darin ihrer Vaterstadt nach. Mutter Hammonia gönnt sich auch Ruhe in ihren Neuanschaffungen; und geruhsam kann sie warten und prüfen, ehe sie an ihrem Gewand etwas ändert, denn was sie sich dann anschafft, soll nicht nur für ein paar Saisons zur Fremdenverblüffung ausreichen, sondern gediegen und von Dauer sein. Halbwertiges wird auf alle Fälle vermieden.

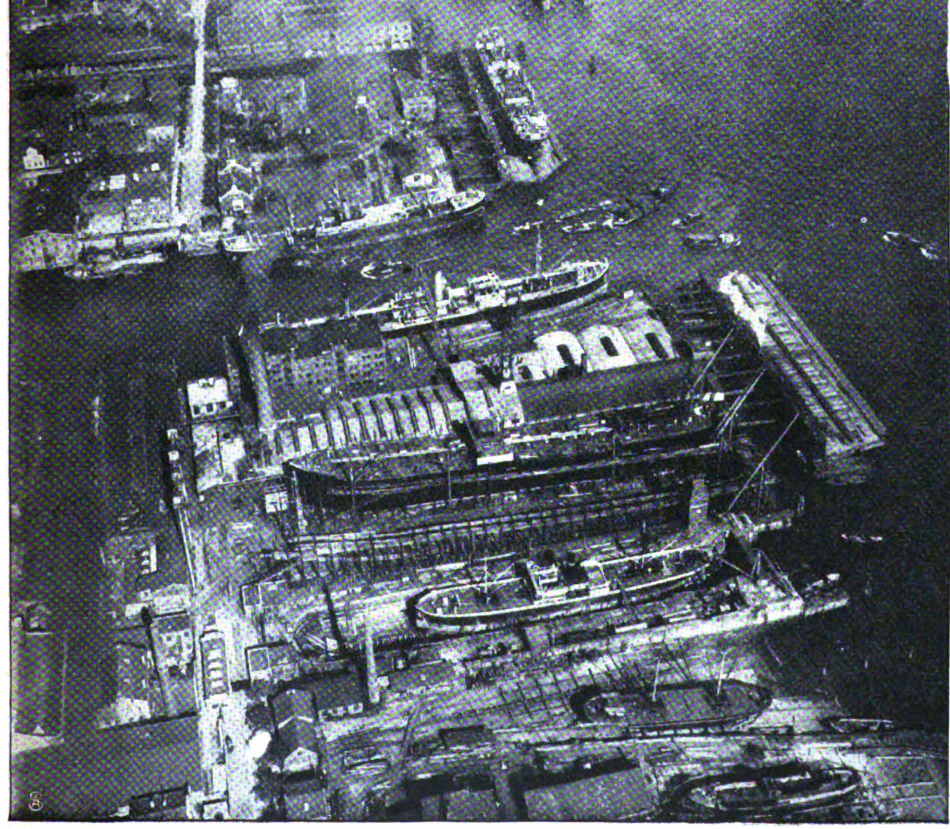
Es ist der Stadt bitter schwer geworden, sich von manchen traulichen alten Schönheiten zu trennen.

Viel alte Plätze, die den Maler entzückten, die dem jungen Geschlecht tausend stolze und liebe Geschichten erzählten, sind abgerissen. Mancher, der da geboren ist, findet all die lieben Stätten seiner Kindheit nicht mehr vor, wenn er sie wieder aufsuchen möchte. Wo früher althamburgisches Volksleben sein behaglich kleinstädtisches Leben fand, wo wir als Jungen die ganze Romantik alter Speicherräume an alten Fleeten genossen, wo allerlei fremdländisches Auswanderervolk das enge Giebelstraßenbild seltsam belebte und dästiger Fischfrauenhumor und Vierländergemütlichkeit strahlte, da breiten sich jetzt große Kanäle, stehen jetzt mächtige nüchterne Zollgebäude.

Wie ist das alles anders geworden! Wenn wir damals als Kinder mit der Mutter einen Spaziergang zur alten Elbbrücke machten, so gingen wir am schönen weißen Elbstrand entlang, wo wir Muscheln und Blumen fanden und ein ganz ländliches Gasthaus mit richtigen Kühen, Schweinen und Hühnern uns erquickte. Und wie wunderschön wirkte damals der Hafen! Wir sangen in der Schule das Lied: „Stadt Hamburg an der Elbe Auen, wie bist du herrlich anzuschauen mit deiner Türme Hochgestalt und deiner Schiffe Mastenwald!"



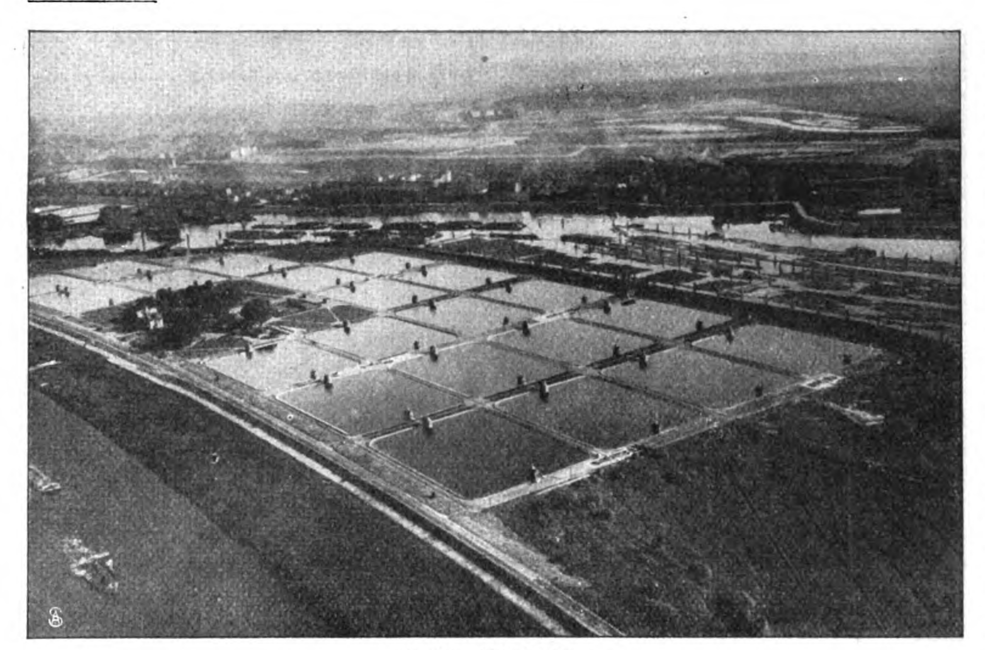
3. Der Moorwärder.



4. Der Reiherstieg.

Dieser wundervolle Mastenwald der Schiffe, den man so schön und bequem vom Stintfang aus übersehen konnte, ist jetzt von seinem Platz verschwunden, denn man hat die Segelschiffe alle nach dem fernen Segelschiffhafen verlegt. Da haben sie mehr Raum; aber sie dienen dem Stadtbild nicht mehr zu roman-





5. Die Klärbassins.

zug einer oberelbischen Schiffahrtsgesellschaft auf dem Weg von Hamburg nach Magdeburg. Der Zug hat völlig das Ansehen einer riesigen Seeschlange, die ihres Wegs dahinzieht. Ruhevoll neben all dieser Beweglichkeit mutet uns das Bild der Klärbassins der Hamburger Stadtwasserkunst an (Abb. 5); hier wird durch Kiessand das Trinkwasser gereinigt.

Seit der Cholerazeit ist man sehr vorsichtig in Hamburg geworden. Wir waren als Kinder nicht so ängstlich; und wenn wir in Vaters Jolle durch die Elbe kutschierten, hatten wir immer die „Karaffe" bei uns im Boot und tranken das Elbwasser mit Stolz, ohne uns dabei irgend etwas zu denken. Die Angst vor den Bazillen ist jetzt so ernst geworden, daß sogar die wunderschönen Badeanstalten in der Elbe eingehen sollen; dann wäre die Badeanstalt an der Alster beim Mundsburger Damm (Abb. 2) die einzige größere öffentliche Badeanstalt der Stadt. Mit den Badeanstalten der Elbe schwindet ein Stück Romantik, das ich in meinen Hamburger Jugenderinnerungen nicht missen möchte. Wie waghalsig schön war dies Herumklettern und Mitfahren auf so manchem vorüberziehenden Kahn; wie heiter gedieh da ein echt volkstümlicher Humor! Was für ein Panorama breitete sich vor den

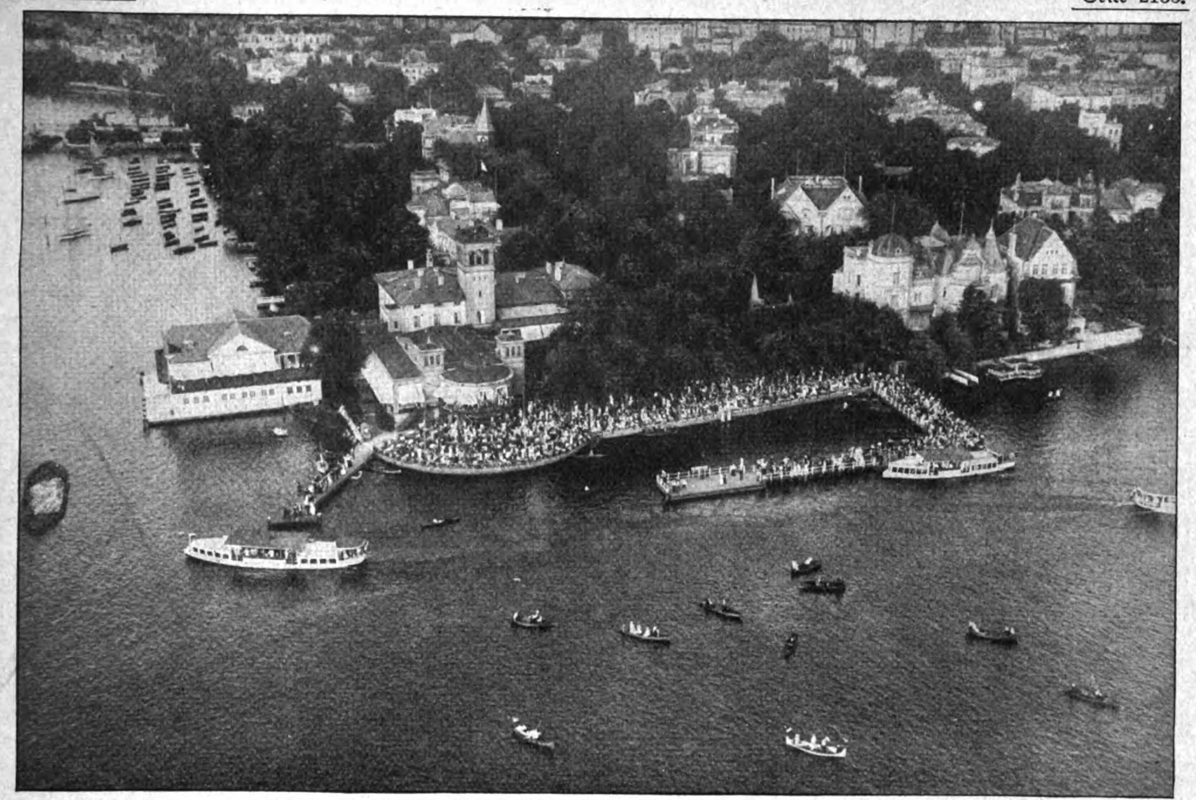
tischem Schmuck. Die Auen, von denen das Lied singt, werden immer mehr bebaut; es entstehen Werften und allerhand andre nützliche Anlagen.

Um über all diese regsame Buntheit jetzt einen klaren Ueberblick zu haben, müßte man schon das Luftschiff besteigen. Erst aus solcher Höhe würde sich die Schönheit und Harmonie des neuen Hamburg und besonders der neuen Hafenanlage entschleiern. Zierlich wie Kinderspielzeuge erscheinen von hoch oben die gewaltigen Schiffe. Wir sehen den großen Bakenhafen (Abb. 1), in dessen Nähe die berühmten Fruchtschuppen liegen. Der Bakenhafen ist bekanntlich reserviert für die Schiffe der Wörmann-Linie, der Ostafrika-Linie und der Hamburg-Bremer Afrika-Linie. Wir sehen den Reiherstieg (Abb. 4), den großen Kanal zwischen der Norder- und Süderelbe; hier befindet sich auch noch im Vordergrund das einzige und letzte Trockendock, während sonst allgemein das praktischere und neuere Schwimmdock in Gebrauch gekommen ist. Malerisch wirkt auch das Bild des Elbarms der Oberelbe oberhalb Rotenburgsort (Abb. 6). Hier finden die großen Holzläger ihren Platz.

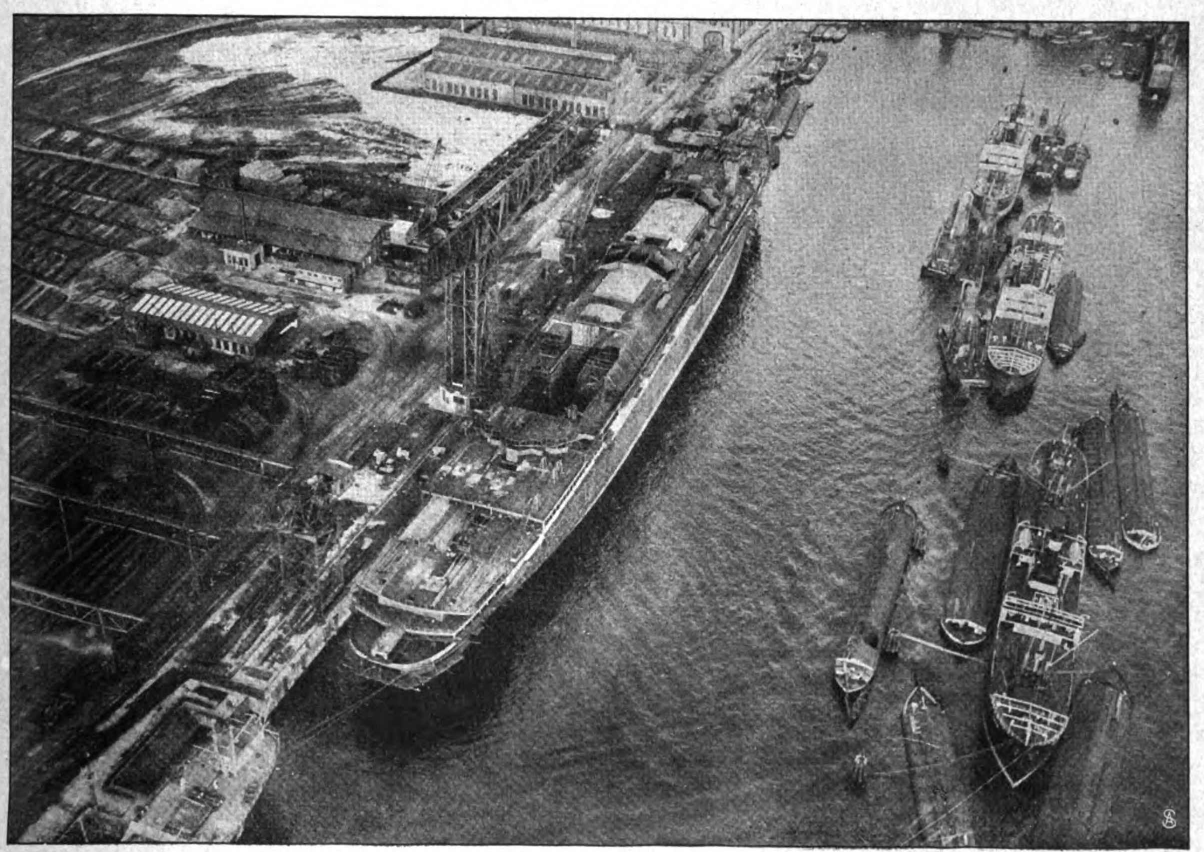
Im Kuhwärderhafen (Abb. 8) liegt der Riesenkoloß „Das Vaterland", der noch größer ist als der „Imperator". In der Gegend von Moorwärder (Abb. 3) erblicken wir den langen Schlepp-



6. Elbarm oberhalb Rotenburgsort.

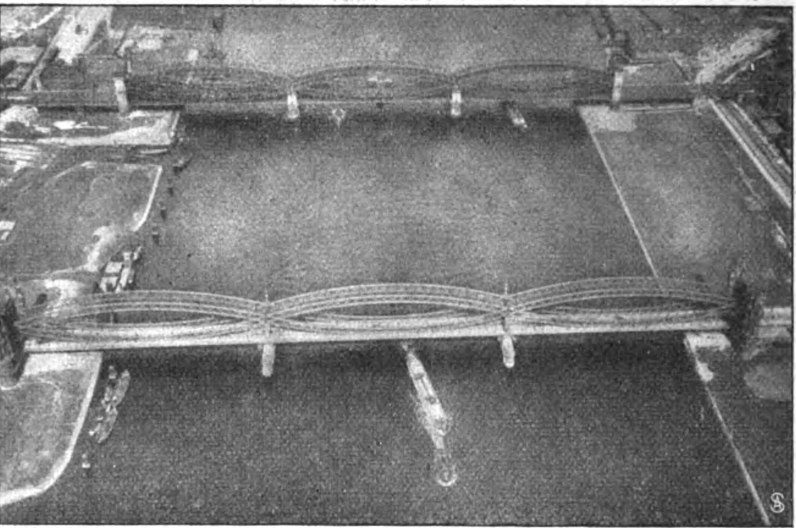


7. Das Uhlenhorster Fährhaus.



8. Der Kuhwärderhafen.

jungen Blicken aus! Man fühlte sich stolz im ständigen Anblick dieser vielen Segelschiffe und dieser Kirchtürme! Man kannte damals ja auch noch in den Jugendkreisen all die Geschichten dieser Türme; schmerzliche Erinnerungen an den großen Brand und an die Franzosenzeit waren noch nicht verdrängt durch neue sieghafte Pracht. Man schaute noch liebevoll in die Vergangenheit. Jetzt ist das anders. Jetzt ist ein neuer hellerer Tag angebrochen, und Merkur regiert die Stunde, und der Hafen wurde immer weiter und die Stadt immer größer.



9. Die beiden Elbbrücken.

Ja, es will sogar einigen scheinen, als hätte man diesem Hafen noch mehr Raum schaffen müssen, als hätte man besser getan, wenn man die beiden Elbbrücken (Abb. 9) noch mehr elbauswärts gelegt hätte!

Jenseit dieser Elbbrücken dehnt sich das Auswandererviertel mit all seinen vielerlei Seltsamkeiten. Da wandeln all die Menschen, die Fernweh tragen, oder die Not oder Haß vertrieben hat, und warten auf die Abfahrt der Riesendampfer. Da weht kaum noch Romantik, denn alles Fremdländische ist dort längst zur alltäglichsten Alltäglichkeit geworden. Wie anders war das früher, als all das östliche und südliche Volk noch in der Nähe von Poggenmühle und des Meßbergs logierte und mit uns Kindern scheue Freundschaft schließen und kleinen Tauschhandel treiben konnte!

Und welch ein Unterschied zwischen diesen heutigen Stätten Hamburger Arbeit und den Plätzen des sorglosen Hamburger Vergnügens an der Alster. Abb. 7 zeigt das Uhlenhorster Fährhaus mit seinen vielen Gästen und Ruderbooten. Hier herrscht ständig Feststimmung und Sorglosigkeit. Hier ist der Sammelpunkt aller Freunde des Rudersports. Besonders an den Abenden ist es hier schön, wenn die vielen Boote illuminiert sind, wenn die Musik spielt und die zahmen Schwäne in all dem Gewirr ruhig dahingleiten.

****

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

14. Fortsetzung.

Gerdas Haushalt wurde in einem Stil geführt, daß sie keine Gelegenheit hatte. viel dafür zu tun. Sie sollte, nach Georgs Anordnung, die Dienstbotenräume und die Küche nicht betreten. Das duldete auch die Köchin nicht, die sie ihrem Mann abgerungen hatte, der anfangs durchaus einen Koch haben wollte. Nun hatte sie in ihrer Wirtschaft nichts zu sagen. Der Speisezettel wurde ihr vorgelegt, aber meist bestimmte Georg, was ihm gerade einfiel — im letzten Augenblick warf er oft alles rücksichtslos um und verlangte anderes.

Bei den Eltern hatte sie sich um mancherlei gekümmert. Für ihr eigenes Zimmer hatte sie selbst zu sorgen gehabt. Jetzt empfand sie, wie sie dadurch ein Heim für sich gehabt hatte, wie dieses Zimmer ihr gehörte, an das sie, wenn das Mädchen die gröbere Arbeit getan hatte, selbst Hand anlegte.

Aber fremd ging sie durch die vielen Räume ihrer Villa, die ihr kahl und öde vorkamen, trotzdem sie mit erlesenem Geschmack eingerichtet waren. Sie hatte kein Möbelstück, an dem eine Erinnerung haftete, keinen Winkel so recht für sich, und so langweilte sie sich. Handarbeiten waren ihr ein Greuel gewesen, und so schien ihr der Morgen endlos und der Nachmittag, an dem sie hie und da einen Besuch machte, meist langweilig.

Die einzige Freude machten ihr die Besuche in Berlin bei den Eltern, oder wenn Hete herüberkam, die das Haus im Nu mit ihrer Lustigkeit erfüllte und von einer heillosen Respektwidrigkeit gegen Georg war, der noch immer versuchte, sie als Kind zu behandeln. Aber sie war jetzt ganz junge Dame und nahm den Ton mit großer Sicherheit auf; er konnte gegen ihre Keckheit nicht ankommen.

Dann war alles voller Leben und Bewegung. Hete verstand es glänzend, die Dienstboten zu kommandieren und auf die Beine zu bringen, daß sie liefen und sprangen.

Selbst dazu konnte sich Gerda nicht entschließen. Sie wollte für sich selbst Ruhe haben und ließ sie auch den andern.

Merkwürdig war, wie der Teckel, den Widding ihr einst gebracht hatte, nichts mehr von ihr wissen mochte, seit er bei Hete war. Sie hätte sich Melot gern zurückgefordert, aber sie traute sich nicht, den Wunsch zu äußern.



Sie wußte, daß Hete es ihr glatt abschlagen würde. Die hatte dafür einen Spruch, den sie schon als Kind anwandte: Was geschenkt ist, bleibt geschenkt — kommt nicht wieder ins Haus gerennt.

Und an Melot hing sie mit großer Zärtlichkeit, während das Tier von Gerdas Anwesenheit kaum Notiz nahm. Er schnopperte ein wenig an ihr herum und wandte sich wie beleidigt ab.

Auch von Frida Kirschenreuter hatte Gerda nichts mehr gehört. Georg mochte sie nicht. Er hatte eines Tags erklärt: die lahme Ente brauche bei ihm nicht herumzuwatscheln.

„Georg, wie abscheulich! Die arme Kleine, ein so hübsches Gesicht und dies Unglück!" . . .

„Gott ja, wenn sie sitzt, ist sie ganz nett. Aber auch dann muß ich immer daran denken, daß sie b l o ß nicht aufsteht. Sie stört mein ästhetisches Empfinden, diese Sitzschönheit."

„Du bist herzlos!"

„Mag sein. Ich kann es nicht ändern. Schaff sie ab!"

„Wie kann ich das, Georg? Sie ist wirklich so lieb."

„Meinetwegen behalte sie. Aber ich will sie nicht sehen. Sorg bitte dafür!" . . .

„Du bist ungerecht. Wenn du wüßtest, wie lieb sie in England mit mir gewesen ist."

„Ist ja alles ganz schön und gut. Ich aber mag sie nicht. Ich war nicht mit ihr in England; und wenn du sie mir weiter ins Haus bringst, mußt du m i c h schon entschuldigen, daß ich mich drücke. Damit basta!" —

Die Tränen kamen ihr; aber sie bezwang sich und schwieg, weil sie fühlte, daß es zu einem ernsthaften Zank kommen würde.

Sie hatte Sorge, daß, wenn er Fridel einmal wieder begegnete, er unzart gegen sie sein könnte, und so hatte sie den Verkehr einschlafen lassen.

Jetzt, wo sie sich allein fühlte, versuchte sie, den Verkehr wieder aufzunehmen; aber nun war Fridel scheu und zurückhaltend, und ein Umgang bahnte sich nicht wieder an. Der Riß ließ sich nicht wieder verkleben.

Dafür bemühte sich ein anderer eifrig um Gerda.

Der Rittmeister von Beckenstedt, Widdings sportlicher Rivale, hatte sich an sie herangemacht. Er fand Freundschaft mit Georg, kam häufig ins Haus und suchte sich lieb Kind zu machen.

Gerda hatte ihn nie gemocht. Jetzt, da sie keine Menschenseele hatte, nahm sie ihn hin, wenn sie auch auf der Hut war und ihm nur mit Widerstreben nahekam.

Seine Augen gefielen ihr nicht. Er hatte eine eigentümliche Art, sie anzusehen, als läge er auf der Lauer, als warte er auf den geeigneten Augenblick, um sich von einer ganz anderen Seite zu zeigen. Und doch war er der einzige Mensch, der sich ihr jederzeit zur Verfügung stellte. Sie machte nicht allzu reichlich Gebrauch davon, aber manchmal griff sie auf ihn zurück, damit sie wenigstens e i n e n Menschen hatte, mit dem sie ein paar Worte wechseln konnte.

Beckenstedt hatte auch Verkehr mit Frida Kirschenreuter gesucht, seit Snowhill ihrem Stall angehörte. Er hatte den Schimmel von ihr erwerben wollen, aber sie hatte sich ablehnend verhalten, denn sie wußte, auf wie gespanntem Fuße Beckenstedt mit Widding stand.

Von Widding hörte sie jetzt nur wenig, außer wenn es sich um ihre Pferde handelte. Dann kam er gleich.

Eine seltsame Unrast hatte sich seiner bemächtigt. Er fiel von einem Extrem ins andere, konnte Abend für Abend zu Hause hocken über kriegswissenschaftlichen Büchern, denn er war für den Generalstab vorgemerkt, dann wieder warf er alles beiseite, wenn sich Gelegenheit bot, — und tobte die Nächte durch, sobald ein Ritt ihn nach Berlin oder sonst einer großen Stadt führte.

Alle Augenblicke war er auf einem anderen Rennplatz.

Fridel hatte immer den Gedanken, einmal mit Gerda Röbbeln darüber zu sprechen, ob s i e ihren Einfluß nicht auf ihn ausüben wollte und konnte, daß Widding nicht so auf sich loswütete. Wohin sollte denn solch ein unsinniges Leben führen? Aber dann traute sie sich nicht, davon anzufangen, denn sie kam nicht über den Gedanken fort, daß die beiden sich einmal geliebt hatten.

Die beiden Frauen wußten nicht recht, wie sie sich zueinander stellen sollten; jede begegnete der anderen mit verstecktem Mißtrauen.

* * *

Eines Tags, als Gerda nach Wochen bei Fridel Kirschenreuter war, um sich nach der Adresse einer gemeinschaftlichen Freundin in England zu erkundigen, wurde Fritz von Widding gemeldet.

Als er in den Salon trat, war er im ersten Augenblick verwirrt, wie er die beiden Damen beisammen sah. Ihm fiel jener Frühlingsmorgen ein, da er mit Frida am Hause des Obersten vorbeigeritten war und Gerda nach ihrer Krankheit so blaß droben am Fenster gelehnt hatte.

Seit jenem Tag hatte er sie nie wieder zusammengesehen, wußte gar nicht, ob sie noch miteinander verkehrten.

Während er rasch in ein Gespräch kam, verglich er sie miteinander. Die eine schon etwas fraulich, die andere mädchenhaft blaß und fast gebrechlich, mit den schmalen Gelenken und überschlanken Händen, die doch die Zügel so fest zu führen verstanden.

An Gerda war alles grobknochiger. Sie hatte kräftige Hände und schmale, durchaus nicht kleine Füße, wie eine richtige Landedelfrau, wenn sie selbst auch nur in den verschiedenen Garnisonstädten großgeworden war und vom Land nicht viel verstand.

Aber nebeneinander wirkten sie wie Stadt und Land. Fridel blaß, etwas farblos, mit ihren großen, scheuen Augen, die jetzt so forschende Blicke auf Widding richteten.

Er war gekommen, um über Snowhill mit ihr zu sprechen, der ein warmes Bein hatte. Er war am Tag zuvor draußen gewesen in Hoppegarten und hatte ihr versprochen, persönlich Bericht zu geben, was zu tun war.

So erzählte er denn, nachdem er sich vergewissert hatte, daß Gerda von Röbbeln von allem wußte: der Gaul schonte links ein wenig, aber ein paar Tage Ruhe und Umschläge würden genügen. Es war ohne Bedenken. Das kam bei ernster Arbeit schon vor, man mußte es nur gleich in Behandlung nehmen.

Auch Aliena hatte sich gegriffen.

Eine Weile sprachen sie von Pferden, und Gerdas Lebhaftigkeit wurde geweckt. Ihr Mann stand dem Sport ziemlich kühl gegenüber. Er hatte die schönsten Pferde, aber meinte, im Krieg komme es nicht auf die Schnelligkeit an, höchstens, wenn es sich ums Ausreißen handelte; und dafür sei er weniger zu haben. Er wollte ausdauernde Pferde haben, die Strapazen vertrugen, keine verwöhnten Tiere, die alle Lust verloren, wenn



Futter und Stall mal nicht erstklassig waren. Das gab es im Ernstfall nicht. Treibhauspflanzen hatten keinen Wert. Die andern mochten züchten und ausprobieren. Er sah gern dabei zu, aber aktiv sich beteiligen, dazu hatte er keine Lust. Alle guten Pferde kamen doch aus England oder Frankreich. Wozu sollte man da die Fiktion aufrechterhalten, als ob Deutschland irgendeinen Anteil daran habe? Es handelte sich beim Rennen einzig darum, Gelegenheit für die gewerbsmäßigen Spieler und Wetter und deren Anhang, die Dummen, zu schaffen, die da glaubten, sie könnten auf dem grünen Rasen Geld gewinnen.

Das Leben und Treiben auf der Rennbahn interessierte ihn gesellschaftlich, aber edles Vollblut kam für ihn nicht in Betracht, und die alten, angeknackten Steepler sagten ihm noch weniger zu.

Das war Röbbelns Standpunkt, den er mit Eifer verteidigte. Ihm waren die Remonten für seine Rekruten wichtiger, Landesprodukte, die für den Ernstfall in Betracht kamen, die man nötig hatte, keine Luxustierchen, bloß zur Schau zu stellen. Gutes Halbblut war die Hauptsache.

So hatte auch Gerda wenig Gelegenheit, sich um den Sport zu kümmern. Kaum, daß sie überhaupt noch zu Pferde stieg, seit der Arzt ihr abgeraten und Georg es ihr verboten hatte, da er ihre Kinderlosigkeit damit in Zusammenhang zu bringen suchte. Im Haus des Vaters hatten immer ein paar Sportzeitungen gelegen, in die sie regelmäßig hineingeblickt hatte. Georg hielt das für höchst überflüssig. Es genügte, wenn man aus der Tageszeitung erfuhr, wann und wo ein Rennen stattfand, und wenn man an großen Tagen selbst hinging und ein wenig zuschaute. All der Krimskrams drum herum war überflüssig, unnützer Ballast, mit dem man sich schon aus Reinlichkeitsgefühl nicht befassen sollte.

Gerda hatte früher die Pferde und die bekannteren Reiter aufmerksam verfolgt. Ihr Vater hatte oft das Gespräch auf die Rennen gebracht. Alex von Oettgen hatte aus seiner Leutnantzeit den Ruf eines bekannten Rennreiters, war in den Erinnerungsrennen der alten Herren noch als Oberstleutnant in den Sattel gestiegen und hatte sich leider im letzten Augenblick im Ziel abfangen lassen und totes Rennen geritten.

Gegen den Willen Georgs wollte Gerda nichts tun; so hatte sie darauf verzichtet, sich eine Sportzeitung zu halten, aber von Widdings Erfolgen wußte sie aus den Berichten der Tageszeitung, die freilich kein rechtes Bild gaben.

Jetzt hörte sie wieder einmal direkt. Sie erkundigte sich lebhaft nach Black Head.

„Ja, mit ihm haben wir Großes vor."

„Soll er etwa in die Internationale oder das Große Berliner Jagdrennen?"

„Jawohl, kommt er!" fiel Fridel rasch ein.

„Ist er für den Großen Preis reif?"

„Ob reif, weiß ich nicht," sagte Widding, „jedenfalls ist er genannt, und ich glaube, er ist nicht ohne Chance."

„Ich habe ihn lange nicht gesehen", sagte Gerda. „Hat er sich herausgemacht in den Jahren?"

„Das will ich meinen. Es war ein glücklicher Griff, daß ich ihn Mister Walters gegeben habe. Ich selbst könnte ihn doch nicht so fit machen, wie der das versteht. Im Winter hat er natürlich angesetzt, aber das ist schon alles wieder herunter. Kein Lot überschüssig."

„Und er scheut natürlich längst keine Hecke mehr?"

Da lachte Widding.

„Er scheut *nichts*! Er kennt alle Bahnen. Man kann ihm soviel freie Hand als nur irgend möglich lassen, er reguliert sich selbst seine Pace und ist ehrgeizig — wirklich: der ausgesprochene Kämpfer, in der Arbeit meist lasch — aber voll Feuer zwischen den Flaggen, während zum Beispiel Snowhill eigentlich feige ist und sich zum Schluß gern drücken möchte, wenn er nicht vorn ist und weiß, daß er sicher siegt."

„Ja, man hat seine Not", sagte Fridel. „Dabei geht er in der Arbeit so willig und steckt es auf, wenn's ernst werden soll."

„Unter mir nicht!..."

„Nein, Herr von Widding! Da freilich nicht! Unter Ihnen gibt er jeden Widerstand von vornherein auf. Da scheint ihm das Galoppieren Spaß zu machen. Eine Freude, es zu sehen."

„So gehört es sich auch. Er geht nur unter einem Herrn gut und ist auf der Flachen nicht so leicht zu gebrauchen. Nur *die* Arbeit, die einem Spaß macht, hat vollen Wert."

Gerda nickte leise zu diesen Worten, aber sie beteiligte sich nicht direkt an dem Gespräch, sie hörte still zu, wie die beiden über die nächsten Aufgaben ihrer Pferde sprachen. So hatte auch sie einst mit Widding über all seine Pläne und Absichten geplaudert, nur nie über die letzte, bis der andere kam und dann alles aus war.

Immer hatten sie eine gemeinsame Linie gefunden, genau wie die beiden vor ihr sich in ihren Anschauungen trafen.

Wie mußte das sein, wenn man gemeinsame Interessen derart behandeln konnte, wo jeder den andern anhörte, wo man sich überzeugte und überredete, alles abwog und dann beschloß, was am besten zu tun war.

Ganz still saß sie daneben und hörte voller Neid zu.

Das Interesse, das diese beiden ihren Tieren widmeten, konnte man auch auf das eigene Leben anwenden, konnte darüber so vornehm debattieren und durch gegenseitige Nachgiebigkeit das Beste für die Zukunft finden.

Ein brennender Neid überkam sie, wie sie das mitanhörte. Bei ihr wurde entweder dekretiert — es hieß: So! und nicht anders! . . . Oder aber sie stieß auf völlige Gleichgültigkeit, die noch beleidigender in ihrer Nichtachtung wirkte als die tyrannische Selbstherrlichkeit, die sich gegen so manchen ihrer Wünsche richtete.

Nun sah sie es vor sich, daß es auch anders ging.

Ein Gefühl des Hasses stieg in ihr gegen Widding und Frida Kirschenreuter auf, und doch sagte sie sich, daß sie ihnen unrecht tat. Wenn sie sich gegen jemand wenden wollte, mußte sie es gegen ihren eigenen Mann tun, der nicht gewöhnt war, ernsthafte Angelegenheiten sorgsam zu erörtern, sondern alle Dinge einfach über das Knie brach.

Ihr Zorn auf Widding wich einer starken Sehnsucht, von nun an die alte Freundschaft wieder aufleben zu lassen. Sie hatte das Gefühl, als hätten sie sich nie so fremd werden dürfen, wie es geschehen war. Es war töricht, daß Menschen, die miteinander befreundet gewesen, durch äußerliche Dinge auseinandergebracht wurden.

Ihre Heirat war etwas Aeußerliches; die hatte sie gar nicht verwandelt. Es war alles wie mit einem Schleier verdeckt gewesen, der nun davon abgezogen wurde, daß das eigentliche Gesicht der Dinge wieder zutage trat.



Sie wartete, bis Widding seine Angelegenheiten mit Frida Kirschenreuter erledigt hatte, und als er gehen wollte, brach auch sie auf, ohne auf die erstaunten Augen Fridels zu achten, die nicht begriff, was hier vorgehen mochte — die aber doch fürchtete, daß ihr etwas genommen wurde.

* * *

Sie traten hinaus auf die Straße.

Zum erstenmal seit ihrer Heirat war Fritz Widding mit Gerda wieder allein. Dabei konnte die junge Frau sich viel freier bewegen, als es das junge Mädchen je gekonnt hatte.

Gerda schlug den Weg nach ihrem Haus ein, und auf dem engen Bürgersteig der Straße, wo alle Augenblicke jemand sie grüßte, konnten sie nur eben beieinandergehen. Er mußte immer ein wenig zurückbleiben, wenn ein Mensch ihnen begegnete.

Eine ganze Weile gingen sie stumm neben- oder hintereinander hin. Widding wußte nicht recht, was er sagen sollte, nachdem er eben noch mit Frida Kirschenreuter ohne Pause gesprochen hatte. Eben noch so lebhaft und eindringlich, wußte er mit einem Mal nicht, wie er sich mit der jungen Frau unterhalten sollte, mit der ihm, als sie noch Mädchen war, der Gesprächstoff nie ausgegangen war.

Jetzt war er fast in Verlegenheit.

Sie ging stumm neben ihm hin. Dann sah er, wie sie lächelte, und schließlich fragte sie: „Sollten wir uns gar nichts mehr zu sagen haben?"

„Ich wollte gnädige Frau nicht in Ihren Gedanken stören."

„Meine Gedanken? Die sind nicht weit her. — Wie seltsam das klingt! Da ist man jahrelang Fräulein G e r d a gewesen — manchmal auch schlechtweg Gerda, wenn nicht gerade wer daneben stand; und da klingt es, ich möchte beinah sagen, wie eine Kränkung, fast wie eine Beleidigung dieses Allerweltswort: Gnädige Frau!"

„Aber ich kann doch nicht schlechtweg den Vornamen von gnädiger Frau gebrauchen."

„Sie haben recht. Sie können nicht!" sagte sie stolz. „Vielleicht ist es schade, vielleicht auch gut so. Denn Sie haben das Rechte getroffen, daß ein anderer Mensch vor Ihnen steht, als wie Sie mich einst gekannt haben, als wie die alte Gerda."

„Oh", sagte er und sah sie rasch an. „Sie haben nur gehalten, was sie schon als Mädchen versprachen."

„Lieber Herr von Widding! Auf das Aeußere kommt es nicht an. Daran habe ich n i c h t gedacht. Das ist gleichgültig. Sollte es zwischen alten Freunden sein. Man wandelt sich innerlich."

„Hoffentlich auch zum Vorteil", sagte er leichthin.

„Das glaube ich nicht, möchte es fast bezweifeln. Und doch: heute, seit kurzem kommt es mir vor, als sei das alles gar nicht so viel anders — als lebe in mir noch die alte Gerda, die Sie einmal gekannt haben, und die ich für tot hielt."

„Eine junge Frau hat andere Pflichten und Rechte!"

„Andere Rechte? — Glauben Sie? — Ach! Fritz Widding, das ist ein weites Feld, würde der alte Fontane sagen, und er hätte wieder einmal sehr recht."

„Hat das Leben Sie enttäuscht? Ist nicht alles, wie Sie es sich dachten, Frau Gerda?"

„Ah! Sehen Sie! . . . Also g a n z vergessen ist es d o c h nicht! Das ist wie ein Klang aus einer unbekümmerten Jugendzeit, als man noch keine Rechte und keine Pflichten kannte. Wissen Sie noch, unsere alte Kameradschaft?" . . .

„Ich weiß", sagte Wilding still und ernst. „Ich weiß es nur z u gut, weiß erst jetzt, was diese Freundschaft mir war." —

Sie warf ihm einen Blick zu und zog dann die Unterlippe ein wenig über die Zähne, wie sie das schon als Mädchen getan, wenn sie über etwas nachdachte, einen Entschluß gefaßt hatte, den sie noch nicht laut werden ließ, oder wenn sie mit sich selbst aus einer Unklarheit ins reine gekommen war.

Rittmeister von Beckenstedt und der kleine Archim kamen an ihnen vorbei, und sie mußten grüßen.

„Ihr alter Widersacher!" sagte Gerda, als sie außer Hörweite waren.

„Und Ihr neuer Freund, wenn ich recht berichtet bin."

Sie sah ihn fest an, blieb stehen und sagte voll Überzeugung: „Mein Freund? Nein! Nur der Bekannte meines Mannes, der mir manchmal über eine öde halbe Stunde durch seine Gegenwart hinweggeholfen hat, wenn ich dachte, daß ich keinen Menschen auf der Welt mehr hätte, da alle meine alten Freunde mich im Stich gelassen haben."

„Ist das wirklich der Fall?"

„Denken Sie an sich selbst."

„Oh, ich!" . .

„Ja, Sie! . . wie Sie aus meinem Leben verschwunden sind. . . Als wären wir flüchtige Reisebekannte, die sich noch einmal eine Ansichtskarte schreiben und dann nie wieder voneinander hören."

„Wenn eine Frau heiratet, dann . . ."

„Dann soll sie mit ihrem ganzen früheren Leben brechen? . . A l l e s soll mit eins vergessen sein? Das ist ein seltsames Verlangen."

„I c h verlange es ja nicht. Ich konstatiere nur die Tatsache."

„Das mag bei andern der Fall sein. Aber muß es auch zwischen guten Freunden sein?"

„Es muß nicht gerade, aber die Verhältnisse bringen es wohl so mit sich, d a ß es geschieht. Eine Frau hat ihr Haus, ihren Mann, ihre . . ."

„Kinder, wollen Sie sagen? Um die kann ich mich leider nicht sorgen. Um den Mann brauche ich es nicht, der weiß seine Wege und geht sie auch — und mein Haus? . . . Manchmal habe ich das Gefühl, als ob ich in meiner Villa nur zu Gast sei, und könne jeden Augenblick fortgehen, ohne etwas zu vermissen, ohne etwas zurückzulassen, daran mein Herz hängt. Nein, lieber Widding, an all diesen Dingen liegt es nicht. Sie hindern mich nicht, mich an alte Zeit zu erinnern. Das sollen Sie einmal wissen. Und wenn Sie noch ein wenig für mich übrighaben, so wird es mich freuen, wenn Sie den Weg wieder zu mir finden wollten. Ich plaudere l i e b e r mit I h n e n als mit Beckenstedt, glauben Sie mir, und ich gestehe Ihnen offen, daß Sie mir eine Freude machen würden, wenn Herr von Beckenstedt Ihretwegen sich dann mehr fern von mir halten würde."

„Ich soll also als Kinderschreck dienen, als Vogelscheuche für weniger beliebte Gäste?" scherzte er.

„Das nicht! Aber ich möchte gern, daß die Spannung nachließe, die, wie mir scheint, zwischen uns geherrscht hat, denn leugnen Sie nicht, es ist eine starke Kühle zwischen uns eingetreten, und die mag ich nicht, mag ich nicht länger!" (Fortsetzung folgt.)



Bisonjagd im Auto.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 7 Aufnahmen des Verfassers.

Der Motor arbeitet. Ich nehme hinter dem breiten Steuerrad Platz, neben mir mein eingeborener Spürer, dann gleiten wir in langsamer Fahrt auf den holprigen Waldweg hinaus. Mißmutig kehrt Munusami, der indische Chauffeur, in die kleine Küche des Bungalows zurück. Gar zu gern hätte er eine der Jagdfahrten durch die Wildnis mitgemacht. Sein Wunsch war unerfüllbar, denn dem Wagen mußte auf den furchtbaren Wegen jede irgend vermeidbare Last erspart werden.

Wenige hundert Meter vom Bungalow das erste Hindernis — ein kleiner Fluß ohne Brücke, beide Ufer mit rundlichen Steinen übersät. Mühsam auf den hohen Kanten zwischen den tiefausgefahrenen Gleisen balancierend, seitlich gleitend und schwankend, gelangt der Wagen ins Wasser, das nur bis zur Achse reicht.

Mit Leichtigkeit zieht der starke Motor uns durch das kiesige Bett, eine steinübersäte Halde hinauf, dann dehnt sich eine verhältnismäßig gute Straße. Eilend erklimmen wir einen langgestreckten Hügel — eine weitere Meile, dann halte ich am Rand eines breiten, doch jetzt zur trockenen Jahreszeit flachen Flusses.



Im Dschungel.

Auch Karodega muß nun den Wagen verlassen und hat bald, bis über die Knie im Wasser watend, die andere Seite des Flusses erreicht. Die Bremse lösend, schieße ich vom steilen Ufer hinein ins Wasser, das sich schäumend vor dem Motor aufbäumt — eine dichte Dampfwolke schlägt zischend empor, da die glühenden Auspuffgase direkt ins Wasser gelangen.

Wasser dringt durch den Fußboden — in einer brennend heißen Woge die Füße überflutend. Wie rasend arbeitet die Maschine, dank der eingeschalteten kleinen Uebersetzung, den schweren Wagen mit Riesenkraft über große Steinblöcke und Geröll schleppend.

Der Motor hält aus, das steile jenseitige Ufer ist er-



„Das gewaltige Tier ist verendet ...“

„Die Bremse lösend, schieße ich hinein ins Wasser ...“

klommen. Noch eine starke Steigung hinauf, dann ist eine verhältnismäßig ebene Strecke der Dschungelstraße erreicht. In möglichst geräuschloser Fahrt gleiten wir dahin, bald den alten Wagengleisen folgend, bald mühsam am Rand der Straße entlang balancierend, da die Gleise zu tief ausgefahren sind, um für den Motor passierbar zu sein. — Einige Meilen noch, dann lenke ich den Wagen zur Seite der Straße, die Büchsen zur Hand, und wir dringen hinein in das Gewirr des Bambus, der zur Rechten und Linken die Straße umsäumt. Kaum hundert Meter entfernt, kreuzt ein vielbegangener Wildwechsel den Dschungelweg. Eine langgedehnte sumpfige Niederung erstreckt sich zur Rechten und Linken, gerade hier sich verengernd. Ein kleiner Sumpfsee, auch jetzt, zur Zeit der größten Dürre, mit Wasser gefüllt, schließt sich unmittelbar an die Straße, einer grasigen Fläche auch jetzt grünes Leben einhauchend.

Mühsames Umwenden des Riesen.

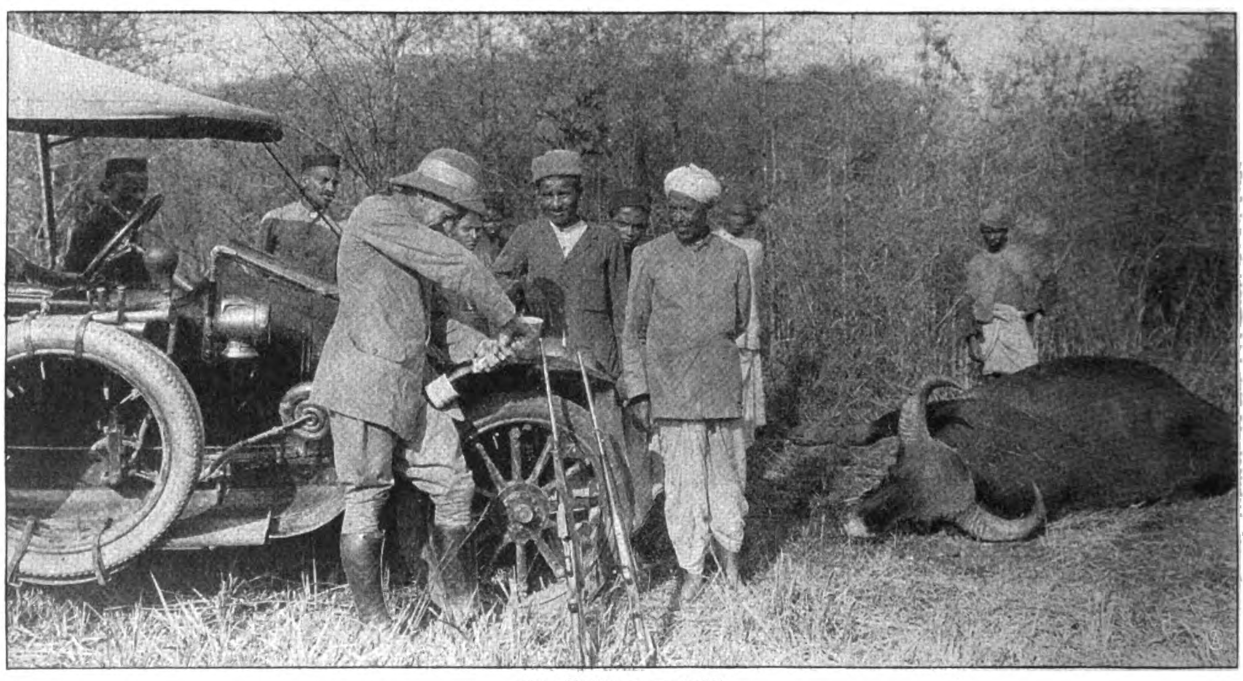
Präparieren des Bisonkopfes.



In endlosem Zickzackmarsch, die undurchdringlichen Bambusklumpen vermeidend, durchstreiften wir langsam, möglichst lautlos das Dickicht. Immer wieder und wieder haltend, um unbeirrt vom Geräusch der eignen Schritte auf jedes Zeichen lauschen zu können, das die Nähe einer Bisonherde verriete. Lastende Stille im



Der Verfasser mit seinen Leuten.



Ein Weidmannsheil!

sonst so lauten Dschungel. Vertrieben die gesamte Tierwelt. Einer der sommerlichen Waldbrände wütete hier. Unangenehm beizend dringt der aufgewirbelte Aschenstaub in die Augen und legt sich schwer auf die Lunge.

Wir schreiten durch die todesstarre Wildnis. Kein Laut verrät die Nähe eines lebenden Wesens. Lautlos auf dünnen Gummisohlen folge ich Karodega, dessen negerartige Gesichtzüge voll innerer Spannung jenen raubtiergleichen Ausdruck zeigen, wie er nur den Jagdvölkern der Wildnis eigen.

Wieder lauscht der Kanarese, die dunklen Augen scheinen das Dickicht durchbohren zu wollen — — einen Augenblick, dann verschwindet er geräuschlos hinter einem breit auslaufenden Baumstamm, mir hastig zu folgen winkend. Erstaunt folge ich der Mahnung, kein Geräusch hatte mir die Nähe eines Tieres verraten — — keine Bewegung im Dickicht war mir aufgefallen. Den schärferen Sinnen des Naturmenschen trauend, suche auch ich das Dickicht mit dem Auge zu durchdringen. Ein leises Scharren, als ob ein Ast über eine lange, rauhe Fläche streiche, eine ungeheure schwarze Gestalt bewegt sich fast lautlos auf uns zu. Kaum hörbar die Hufe auf dem entlaubten Boden — eine Bisonkuh.

Unbewußt der Nähe von Menschen schreitet sie vorwärts. Eine zweite kleinere Gestalt kommt aus dem Bambusgewirr zum Vorschein, ein Bisonkalb. Das ganze Dschungel scheint behext; wohin ich sehe, dräuen die gewaltigen, fast manneshohen Gestalten der Gaur, neben dem Rhinozeros das gefährlichste Wild, das die Erde trägt.

Wehe uns, wenn ein Kalb in unsere Nähe kommt und erschreckt einen Angstruf ausstößt, ein Angriff der ganzen Herde wäre wohl unvermeidlich — sein Ausgang sogar bei meiner schweren Bewaffnung zweifelhaft. Einen Augenblick kriecht ein kaltes, widriges Ge-

fühl über den Körper herauf, doch dann beobachte ich mit Interesse die Bewegungen der Tierkolosse, die in solcher Nähe, kaum zehn Meter entfernt, wohl kaum jemals ein Europäer geschaut. Ein halbausgewachsenes Kalb schreitet direkt auf unseren Baum zu, starrt mir eine kurze Zeit direkt ins Gesicht, ungewiß über den seltsamen Gegenstand, der seitlich des Baums sichtbar. Ich wage nicht, den Kopf zurückzuziehen — plötzlich wirft sich der junge Bison herum und verschwindet im Dickicht — beunruhigt folgt die ganze Herde.

Aufatmend setzen wir unseren Weg fort. Umsonst, kein Bison ist zu sehen, obwohl sicherlich der zu jener Herde gehörende Leitbulle in der Nähe ist. Der Abend naht — langsam kehren wir zur Straße zurück. Ein letzter Versuch gilt jenem sumpfigen Teich, vielleicht daß er einem Bison zur Tränke dient.

Geräuschlos geht es sich auf der grasigen Kante der Straße — ich blicke um die Ecke des Bambusgebüsches — fast unmittelbar vor mir steht gleich einer schwarzen Wand ein ungeheurer alter Bulle, das massige Gehörn halb seitlich gewandt.

Dröhnend hallt der Knall der schwerkalibrigen Mauserbüchse durch die Stille der Wildnis — der Bison wirft den schweren und doch so gewandten Körper herum und ist hinter den Sträuchern verschwunden, gefolgt von einem zweiten der schweren Geschosse.

Ich winke Karodega, der mir durch Zeichen bedeutet, daß sich der Bulle noch auf der gleichen Stelle befinden muß. Wunderbar beruhigend wirkt der kalte Lauf der Büchse, als ich mich Fuß um Fuß heranpirsche. Eine leichte Bewegung — der Schweif des Bisons, der unruhig hin und her peitschend den Standort des Wildes verrät. Geräuschlos wechsle ich die schwere Büchse gegen die automatische mit ihren furchtbaren Dumdumgeschossen.

Zwei blitzschnell sich folgende Schüsse — ein Krachen des Bambus — der Bison stürzt zusammen. Wildes Schlagen der Läufe, ein dritter Schuß auf zwei Meter Entfernung, das gewaltige Tier ist verendet. —

Die Dunkelheit nahte. Karodega als Wache gegen etwaiges Raubzeug zurücklassend, das die prachtvolle schwarze Decke des Bisons beschädigen könnte, eilte ich zum Motor zurück. Glücklich wurden die beiden Flüsse passiert, bald hielt der Wagen auf dem Hügel an altgewohnter Stelle, und wieder war ich von einer der gefährlichsten Jagden ohne einen Hautriß zurückgekehrt.

****

Hellerauer Zinn

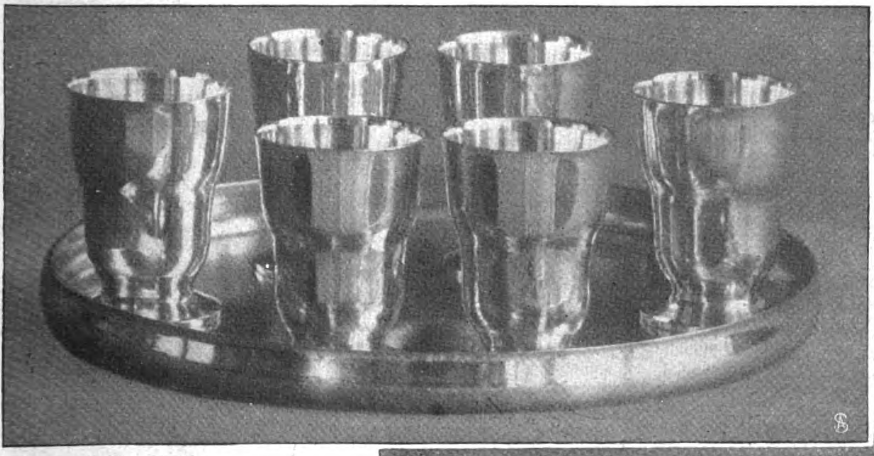
Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Schon zu wiederholten Malen sind in unserm modernen deutschen Kunstgewerbe Versuche gemacht worden, das Zinn zu neuen Formen zu erwecken. Jetzt endlich kann man diese Versuche als gelungen betrachten. Künstler, wie Richard Riemerschmid, Wolfgang von Wersin u. a., haben das altbeliebte Zinn wieder zu Ehren gebracht. Bisher erinnerten die Zinngefäße allzusehr an glattes, glänzendes Nickelgeschirr oder an schweres, reiches Silbergerät. Aber das Zinn verträgt nur schlichte und einfache Linien. Aus dieser Erkenntnis heraus ist das Hellerauer Zinn geschaffen, das eine bis ins einzelne gehende Beherrschung der Technik und ein starkes Gefühl für Handlich-



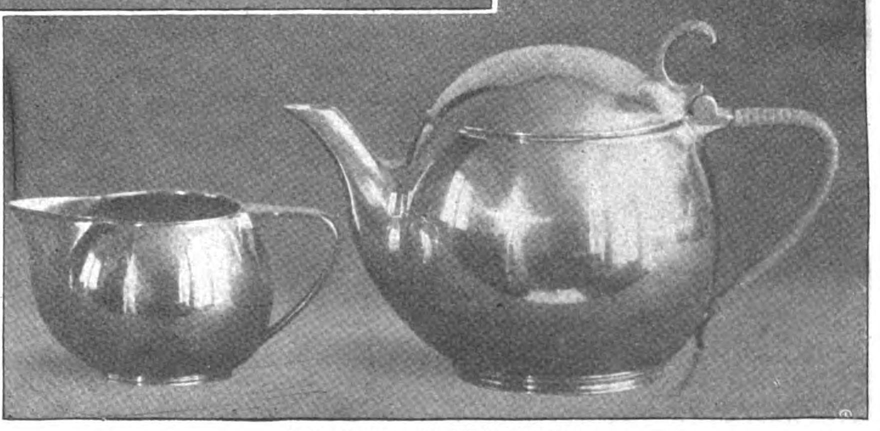
Kanne aus Zinn.

Moderne Zinngefäße.



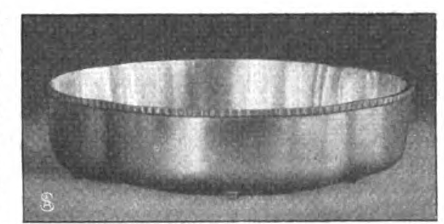


Trinkbecher.

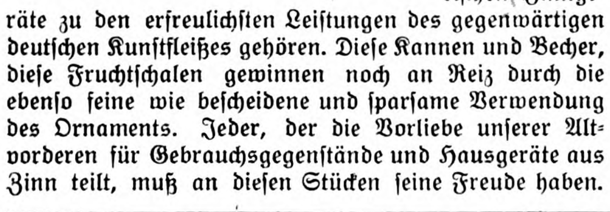


Kaffeekanne und Milchkännchen.

keit verrät. Das gute handwerkliche Herkommen der alten sächsischen Zinngießerstadt Altenberg, das fast



Waschschale.



Fruchtschale.

in Vergessenheit geraten war, hat bei den „Deutschen Werkstätten“ durch die Beziehung zur modernen Kunst eine neue Pflege gefunden. Aus unseren beigefügten Abbildungen geht hervor, daß die neuen künstlerischen Zinngeräte zu den erfreulichsten Leistungen des gegenwärtigen deutschen Kunstfleißes gehören. Diese Kannen und Becher, diese Fruchtschalen gewinnen noch an Reiz durch die ebenso feine wie bescheidene und sparsame Verwendung des Ornaments. Jeder, der die Vorliebe unserer Altvorderen für Gebrauchsgegenstände und Hausgeräte aus Zinn teilt, muß an diesen Stücken seine Freude haben.



Bilder aus aller Welt.

Der Begründer und langjährige Leiter des bekannten Mellini-Theaters in Hannover, Hermann Mellini, begeht seinen 70. Geburtstag.

Die beliebte Sängerin Fr. K. Fleischer-Edel hat nach einer durch einen Bühnenunfall bedingten Pause von einem Jahr ihre künstlerische Tätigkeit am Hamburger Stadttheater in dieser Saison wieder aufgenommen.

Dr. L. Wessel, ein beliebter Kanzelredner, bisher in Mülheim a. d. Ruhr, wurde als Pfarrer an die Nikolaikirche in Berlin berufen.



Dr. Ludwig Wessel,
hervorragender Kanzelredner, wurde nach Berlin berufen.
Nach einem Gemälde von Prof. v. Gebhardt.



Phot. Moczigav.
Fr. Katharine Fleischer-Edel,
hervorragende Sängerin und beliebtes Mitglied des Hamburger Stadttheaters.



Hofphot. Kuj Nachflg.
Hermann Mellini,
bekannter Varietéleiter, wird 70 Jahre

Schluß des redaktionellen Teils.



Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Fritz Berolzheimer: „Moral und Gesellschaft des 20. Jahrhunderts“. 416 S. (Geh. 6 M., geb. 8 M.) München, Verlag von Ernst Reinhardt. Der Verfasser behandelt in seinem neuen Buch alle in das Thema des Titels fallende Fragen des Rechts, der Gesellschaft und des Wirtschaftslebens mit der ihm eigenen Selbständigkeit des Urteils und ohne sich um die Überlieferungen oder Voreingenommenheit der Zunft zu kümmern. Er zieht aus den auf und ab gehenden Wogen der Bewegung und der Strömungen des modernen Lebens mit Folgerichtigkeit die Konsequenzen und stellt sich dabei mit beiden Füßen auf einen absoluten Standpunkt, der alles über Bord zu werfen geneigt ist, was nicht mehr in unsere Zeit paßt. Die Probleme des Gesellschaftslebens, des Rechts und der Politik finden in ihm einen ebenso vorurteilsfreien Beurteiler wie die des Erwerbslebens. Er steht dem Kapital ebenso unparteiisch gegenüber wie dem schwer ringenden Mittelstand, dem Bauern- und Arbeiterstand und den untersten Schichten der Gesellschaft. Berolzheimers Buch ist außer durch den Inhalt, dank seiner gewandten und flüssigen Feder, äußerst interessant und anregend. Dr. J. D.

Gräbners Robinson Crusoe, illustrierte Volksausgabe, 38. Auflage. Jubiläums-Neubearbeitung. (4.80 M.) Verlag von Gustav Gräbner, Leipzig. Ein alter Freund der Jugend wird hier in einer Ausgabe geboten, die in berechtigter Weise die Abenteuerlust der Jugend befriedigt. Diese amtlich empfohlene, preisgekrönte Robinsonausgabe ist bereits ein „Volksbuch“ im besten Sinne des Wortes geworden.

Jugendbücher.

Paul von Szczepanski: „Adolf Starcks Abenteuer im Orient“. Erzählung für die reifere männliche Jugend. 306 S. (4.20 M.) Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Günther Boschen: „Kriegserinnerungen 1870/71“. 190 S. (Geb. 1.50 M.) Oldenburg, Verlag von Gerhard Stalling.

A. Blasius: „Das Eigenhaus“. Eine Erzählung für die weibliche Jugend. 158 S. (3 M.) — Jahrbeck und Bierwisch: „Aus dem Reiche Stephans“. Heiteres aus dem Postleben in Wort und Bild. 154 S. (Eleg. kart. 2 M.) Leipzig, Verlag von Otto Hillmann.

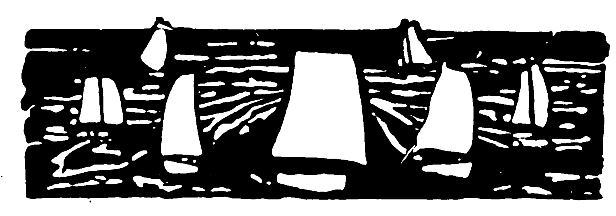
DIE WOCHE

Nummer 52. | Berlin, den 27. Dezember 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.

Seite

Die sieben Tage der Woche 2187
Die Neublüte eines alten Volkes. II. Menschen und Dinge in Griechenland. Von Prof. Eduard Engel 2187
Zur Naturgeschichte des Monokels. Von Siegmund Feldmann 2190
Vom 2. Deutschen Armee-Fechtturnier (Mit 2 Abbildungen) 2192
Unsere Bilder 2193
Die Toten der Woche 2194
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen) 2195
Der Fahnenträger. Roman von Georg Engel (Fortsetzung) 2203
Pflanzenleben unter dem Schnee. Von Prof. Dr. Udo Dammer 2208
Erscheinung. Gedicht von Ludwig Winder 2210
Die Admirale unserer Hochseeflotte. Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter. (Mit 9 Abbildungen) 2210
Javanische Tänzerinnen. Von Robert Saudek. (Mit 8 Abbildungen) . 2214
Durchs Ziel. Roman von Heinz Tovote (Fortsetzung) 2218
Das Chamäleon. Von Aenny Fahr. (Mit 6 Abbildungen) 2222
Gesellschaftstrophäen. Plauderei von Dr. Ernst Franck 2225
Aphorismen. Von Ferdinand Bruger 2226
Bilder aus aller Welt 2227



Die sieben Tage der Woche.

16. Dezember.

Der Kaiser besucht in Begleitung der Kaiserin das Rathaus in München und beantwortet die Begrüßungsrede des Oberbürgermeisters von Borscht mit einer Ansprache (Abb. S. 2197). Abends tauschen bei einer Galatafel in der Residenz der Kaiser und König Ludwig herzliche Trinksprüche aus.

In der italienischen Deputiertenkammer hält der Minister des Aeußern Marquis di San Giuliano eine Rede über die internationale Politik. Er führt darin aus, daß sich der Dreibund bewährt habe und nennt besonders die Beziehungen Italiens zu Deutschland intim, warm und herzlich.

Bei den Landtagswahlen in Kroatien erringt die regierungsfreundliche unionistische Partei 58, die staatsrechtliche Opposition 24 Mandate.

17. Dezember.

Der Kaiser und die Kaiserin kehren von München nach Potsdam zurück.

Auf der Schichauwerft zu Danzig läuft der neuste Dampfer des Norddeutschen Lloyd vom Stapel und wird von der Kronprinzessin auf den Namen „Kolumbus" getauft.

In Berlin beschließt eine Versammlung von Studenten der Zahnheilkunde, an allen Universitäten den Besuch der Vorlesungen wieder aufzunehmen.

Aus London wird gemeldet, daß der Marineminister Winston Churchill die Absicht, sich zu mehrwöchigem Aufenthalt nach Deutschland zu begeben, dementiert.

Philippe Nogga kommt als Delegierter der provisorischen Regierung von Albanien nach Berlin, um mit dem Prinzen zu Wied Verhandlungen zu pflegen.

Die bayrische Kammer der Reichsräte nimmt die Erhöhung der Zivilliste einstimmig an.

In Rom stirbt, 70 Jahre alt, der Kardinal Mariano Rampolla (Portr. S. 2198).

18. Dezember.

Das Kuratorium der Nationalflugspende hält in Berlin unter dem Vorsitz des Prinzen Heinrich von Preußen eine Sitzung ab. Es erkennt den Sonderpreis von 100000 Mark dem Flieger Viktor Stoeffler zu, die übrigen Preise erhalten Schlegel, Caspar, Thelen, Kastner, Geyer und Stiefvater.

Es wird gemeldet, daß das Deutsche Komitee für die Weltausstellung in San Franzisko beschlossen hat, sich aufzulösen.

Die italienische Deputiertenkammer erteilt dem Ministerium Giolitti mit 362 gegen 90 Stimmen bei 13 Enthaltungen ein Vertrauensvotum.

Der rumänische Senat genehmigt einstimmig den Bukarester Friedensvertrag und die rumänisch-bulgarische Grenzfeststellung.

Aus Tetuan wird gemeldet, daß die spanischen Truppen ein neues heftiges Gefecht zu bestehen hatten, bei dem die Marokkaner große Verluste erlitten. Auf der spanischen Seite wurden zwei Soldaten getötet und ein Major schwer verwundet.

19. Dezember.

Das Kriegsgericht der 30. Division in Straßburg verurteilt den Leutnant von Forstner aus Zabern wegen rechtswidrigen Waffengebrauchs und Körperverletzung zu 43 Tagen Gefängnis.

Die italienische Deputiertenkammer lehnt einen Antrag auf Einführung der Ehescheidung mit 228 gegen 123 Stimmen ab.

20. Dezember.

Aus Marokko wird berichtet, daß die Notablen der Riffdjebalas Raisuli zum Sultan ausgerufen haben.

Die Neublüte eines alten Volkes.

Menschen und Dinge in Griechenland.

Von Professor Eduard Engel.

II.

Südalbanien. — Nordepirus. — Mazedonien und Thrazien. — Kreta. — Athen.

Lauter von Waffen starrende neue griechische Gebiete, in denen das bürgerliche Leben und die geistige Kultur einen friedlichen Gang eingeschlagen haben, wie seit vielen Jahrhunderten nicht. Gemeinsam ist allen diesen eroberten Landesteilen die hohe Entwicklung des Schulwesens aller Gattungen. Gleichviel ob man von Duldsamkeit oder von Stumpfsinn reden will, die Tatsache bleibt bestehen, daß die Türken in ihrer bald fünfhundertjährigen Herrschaft — Saloniki wurde schon 1430 eingenommen — die griechischen Schulen nicht angetastet haben; ja mehr als ein türkischer General und Regierungspascha verdanken ihre ganze höhere Bildung dem Besuch der Gymnasien der griechischen Giaurs. Bei den athenischen Friedensverhandlungen zwischen den griechischen und türkischen Bevollmächtigten wurde zwar überwiegend Französisch gesprochen, doch diente mehr als einmal das Griechische als willkommene Aushilfesprache. Das in ganz Griechenland hohes Ansehen genießende Gymnasium zu Janina führt seine Entstehung bis in die byzantinischen Zeiten, ins 13. Jahrhundert zurück, es war für das ganze türkische Nordgriechenland all die Zeit hindurch eine Pflanzstätte klassischer Bildung, wie in Deutschland etwa Schulpforta oder Sankt Afra.

Ob die Mächte Griechenland im eroberten Besitz des griechischen Südalbanien belassen werden, erscheint in der Stunde, in der ich dieses schreibe, zweifelhaft, und hier

ist nicht der Ort, über das Recht Griechenlands an Südalbanien, d. h. an den Bezirken Koritsa, Argyrokastro, Delwino und Santi Quaranta, zu streiten. Gleichviel aber ob diese Landesteile an das neue Fürstentum Albanien kommen oder bei Griechenland bleiben — daß sie von ihrer griechischen Sprache und Kultur nicht abfallen werden, das kann kein Augenscheinkenner des Landes bestreiten. Die Zeiten sind vorüber, in denen man einem des Lesens und des Schreibens kundigen, überdies leidenschaftlich nationalgesinnten Volk eine fremde Sprache aufzwingen kann. Was die Türken nicht gewollt oder nicht vermocht, das wird der zukünftigen Regierung Albaniens, selbst wenn sie es unternehmen wollte, in den griechischen Grenzbezirken gewiß nicht gelingen.

Auf sein Epirus, das ja jetzt zum größten Teil aus hinzuerobertem Land besteht, ist jeder Grieche stolz, und wenn er darauf zu sprechen kommt, so zählt er mit gutem Gedächtnis eine lange Reihe der bedeutendsten Männer Neugriechenlands, besonders seiner opferfreudigsten Millionenspender her, ohne deren wahrhaft großartige Wohltätigkeit fürs Vaterland viele der schönsten Einrichtungen des Landes fehlen würden. Der fünfhundertjährige Druck der Fremdherrschaft hat Herz und Geist der Epiroten nur gestählt, und jetzt, wo der Druck zu Ende, beweist gerade diese Provinz eine Schwungkraft, die auch dem Fremden Bewunderung abzwingt. Mit weiser Einsicht in die dringendsten Bedürfnisse dieses Hochgebirgslandes hat die griechische Regierung vor allem den Wegebau in Angriff genommen, und in überraschend kurzer Zeit ist ein Netz von mehr als 300 Kilometer ausgezeichneter Straßen neu entstanden oder durch Verbesserung elender türkischer Heerstraßen vervollständigt worden, so daß man jetzt ganz gemächlich im Kraftwagen in 4 bis 5 Stunden Strecken zurücklegen kann, die früher im Wagen nur mit Lebensgefahr und mit einem Zeitaufwand von mindestens 15 Stunden bewältigt wurden. Alle diese Hauptstraßen sind an landschaftlicher Schönheit ebenso reich wie die meisten Hochpässe der Schweiz, nur daß man in Epirus im Sommer keine Gletscher und erst vom Spätherbst ab Schneefelder zu sehen bekommt.

Die beiden wichtigsten Häfen des jetzigen Epirus sind Santi Quaranta, mit langsamem Dampfer etwa 1½ Stunden nördlich von Korfu, und Prewesa am Eingang des Meerbusens von Arta oder Ambrakia, gegenüber dem weltgeschichtlich berühmten Aktion. Santi Quaranta ist ein Loch, ein Nest, ein von den Albaniern und den Türken wetteifernd geplündertes, verbranntes, niedergehaltenes Hafenstädtchen; aber es hat einen vorzüglichen Ankergrund und wird im Besitz eines handels- und schiffahrtkundigen Volkes eine für die Aus- und Einfuhr ungemein wichtige Stadt werden. Selbst in dem noch immer recht elenden Zustand, in dem es jetzt erscheint, bringt Santi Quaranta monatlich eine Einnahme von 60,000 Drachmen aus den verhältnismäßig sehr niedrigen Einfuhrzöllen, die vorläufig und bis zur endgültigen Entscheidung über die Zugehörigkeit zu Griechenland auf der gleichen bescheidenen Höhe wie zur Zeit der Türkenherrschaft, nämlich auf 11 vom Hundert des Wertes der Waren, geblieben sind.

Sollte wider alles Erwarten das ganz griechische Santi Quaranta dem siegreichen Griechenland durch die Großmächte entrissen werden, so würde natürlich die griechische Regierung alles dran setzen, um den Ein- und Ausfuhrverkehr von Epirus nach Prewesa zu lenken, das schon heute eine Hafenstadt hohen Ranges ist, so wenig erfreulich es für einen längeren Aufenthalt sein mag. Es wird von den meisten Dampfern, die in den Häfen Westgriechenlands verkehren, auch von denen des österreichischen Lloyds, angelaufen, und die Zolleinnahmen Prewesas belaufen sich auf über 3 Millionen Drachmen im Jahr

* * *

Auf Mazedonien richten sich seit den letzten zwei Balkankriegen die brennenden Wünsche der Griechen, die jetzt mit Recht die Stunde für den Eintritt Griechenlands in die große Verkehrsgemeinschaft Europas gekommen sehen. Für immer zwar wird Griechenlands Zukunft oder schon Gegenwart auf dem Wasser liegen, und niemals wird das hellenische Eisenbahnnetz an wirtschaftlicher Bedeutung wetteifern können mit dem feinmaschigen Netz seiner Seeschiffahrt. Die Entwicklung des griechischen Eisenbahnwesens, die für ein Gebirgsland wie Hellas aller Ehren wert ist, hat nicht Schritt halten können mit der des Seeverkehrs unter griechischer Flagge, nicht zu reden von dem der zahlreichen fremden Dampfergesellschaften, deren Schiffe in allen wichtigeren Häfen Griechenlands regelmäßige Gäste sind. Dennoch wird der Ausbau des griechischen Eisenbahnnetzes unablässig weitergefördert, und die Eroberung Mazedoniens mit seiner volkreichen Hauptstadt Saloniki eröffnet Griechenland zum erstenmal die Pforte des Schnellverkehrs zu Lande nach „Europa", wie die Hellenen bis zur Stunde das ganze nichtgriechische und nichttürkische Europa nennen. Es ist ein ganz ander Ding in Saloniki als in Athen mit dem Gedanken an den Weltverkehr. Aus Saloniki fährt jeden Morgen ein Schnellzug nordwärts, der in 36 Stunden Wien erreicht. Man glaubt gar nicht, wie stark diese doch nicht grade erschütternde Tatsache das Gefühl eines Landes für seine Stellung in der Welt zu beeinflussen vermag. Schon jetzt sorgt die griechische Regierung durch einen an jedem Werktag von Piräus nach Saloniki abgehenden gemieteten Postdampfer dafür, daß Mazedonien nicht nur selbst in enge Beziehung zum alten Neugriechenland kommt, sondern Saloniki dient auch als erster Überleitungshafen für den südgriechisch-europäischen Menschen- und Briefverkehr. Die griechische Nordsüdbahn reicht einstweilen nur bis an die ehemalige türkische Grenze, und von ihrem Endpunkt führt noch kein fahrbarer Weg ostwärts um den Olymp herum nach Saloniki. Wer von Athen nach Chalkis auf Euböa mit der Eisenbahn fährt — in 3 Stunden — und hier aufs Schiff geht, kann Saloniki in 24 Stunden erreichen und umgekehrt Athen von Saloniki. Durch den Ausbau der griechischen Nordsüdbahn wird sich der Zeitaufwand für diese Reisen allerdings nur auf etwa 16 Stunden ermäßigen; unberechenbar aber ist der Gewinn an Bequemlichkeit und besonders an Regelmäßigkeit für den Schnellverkehr zwischen Griechenland und den Eisenbahnländern Ost- und Mitteleuropas.

Macht Janina selbst nach seiner Erlösung von der türkischen Fremdherrschaft noch immer im wesentlichen den Eindruck eines türkischen Riesendorfes, so erscheint Saloniki als eine werdende Großstadt. Gar zu ohnmächtig war hier gegenüber einer Bevölkerung von 60 000 Griechen und nahezu 80 000 Juden der türkische Einschlag von höchstens 30 000 Menschen, der schon jetzt, nach dem Verschwinden der Besatzung und der Beamtenwelt, auf wenig über 10 000 Türken zusammengeschmolzen ist. Die größte Merkwürdigkeit Salonikis sind nicht die mancherlei uralten, zum Teil sehr schönen griechischen Kirchen aus der Byzantinerzeit, sondern die Juden. Sie

stammen weit überwiegend aus Spanien, sind im 15. und 16. Jahrhundert vor der Inquisition geflohen und bis zum heutigen Tag ihrer Muttersprache, dem Spanischen, treugeblieben. So treu, daß sie die spanische Sprachstufe des Zeitalters ihrer Flucht in die neue Heimat hinübergerettet haben und ein Spanisch reden, wie es von Calderon und Cervantes geschrieben wurde. Selbstverständlich blüht in Saloniki die Kultur des Filmtheaters, das alle Welt beleckt und gerade in der Levante das allerbeliebteste Vergnügen geworden ist. Als ich die Anpreisungen der Riesenzettel vor den Flimmertheatern Salonikis in griechischen oder hebräischen Buchstaben zu lesen versuchte, konnte ich eine Weile keinen Sinn herauslesen; die entzifferten Worte „en tres actos" unter einem Schauspieltitel gaben mir die Lösung: die Juden Salonikis sprechen ihr Altspanisch, schreiben es aber mit griechischen oder hebräischen Buchstaben, was in vielen Fällen zu nicht geringen Schwierigkeiten führt, da das Hebräische nur eine mangelhafte Wiedergabe der Vokale einer fremden Sprache gestattet. Die meisten Juden Salonikis sprechen auch Griechisch, und es klingt zuerst sehr seltsam, wenn man sich bei der Einfahrt in den Hafen von einem alten rabbinerähnlichen Barkenführer auf griechisch anrufen hört.

Eine der für das neuste Griechenland schwierigsten Kulturfragen wird die der Gewinnung der großen jüdischen Bevölkerung Salonikis für das griechische Gesamtgefühl sein. Das anfänglich herrschende Mißtrauen der Juden Salonikis gegen die neue Regierung ist allerdings in den letzten Monaten einer gewissen Beruhigung gewichen, und so werden die Juden dieser großen Handelsstadt sich sehr bald überzeugen, welch ein Unterschied zwischen einer auf Gesetz und Recht ruhenden Regierung und einem Zustand wie dem früheren ist, unter dem die Sicherheit des Handels und des Besitzes nicht einmal durch regelmäßige Bestechungen erlistet werden konnte. Daß in Griechenland keine antisemitische Bewegung aufkommen kann, selbst nicht in den Landesteilen mit starker jüdischer Bevölkerung wie in Korfu und Zante, ist wohlbekannt, und die griechische Regierung wird sich hüten, es mit der nahezu die Hälfte von Salonikis Bevölkerung bildenden Judenschaft zu verderben.

* * *

Auf Kreta, der seit mehr als fünfzig Jahren nie ganz zur Ruhe gekommenen großen Griecheninsel, der mit ihren 8600 Quadratkilometer größten Insel des Mittelländischen Meeres, herrscht wie überall in den eroberten Provinzen Neugriechenlands seit der Besitzergreifung vor dreizehn Monaten vollkommene Ruhe und Sicherheit. Die Bevölkerungsverhältnisse Kretas sind nicht ganz so einfach wie die in Epirus und auf den der Türkei entrissenen ganz griechischen Zykladen. Es gibt in den beiden Hauptstädten Kanea und Kandia — heute amtlich Heraklion — zusammen noch gegen 12,000 Muselmanen unter insgesamt 340 000 Einwohnern. Schwierigkeiten wird die muselmanische Bevölkerung schon darum nicht bereiten, weil sie sich zusehends vermindert: der Türke hält es im allgemeinen in einem Land nicht aus, wo er nicht Willkürherrscher oder demütiger Sklave ist, und die muselmanische Einwohnerzahl hat sich seit 1898, seit der Selbständigkeit der Insel unter einer nur noch dem Namen nach weiterbestehenden türkischen Oberhoheit, bis zum Ausbruch des letzten Krieges von 70 000 auf 25 000 vermindert, natürlich durch Massenauswanderung. Nicht zu übersehen ist hierbei, daß auch die muselmanischen Kreter nicht türkischer, sondern griechischer Abstammung sind, was allerdings an ihrem Glaubenseifer für den Islam nichts ändert.

Kanea und Kandia machen ungefähr den Eindruck kleiner italienischer Hafenstädte, und die rege Bautätigkeit, in Kandia noch mehr als in Kanea, verspricht schon für die nahe Zukunft eine Neublüte, die während der unaufhörlichen politischen Umwälzungen nicht gedeihen konnte. Große Hafenverbesserungen sind geplant, sogar eine von Kanea über Rethymno nach Kandia laufende elektrische Küstenbahn soll in Angriff genommen werden, und bei dem außerordentlichen Reichtum der Insel an wertvollen Bodenerzeugnissen bedeutet die endliche Einverleibung der schwergeprüften Insel in das Königreich Griechenland einen wirtschaftlichen Zuwachs von hohem Wert. Schon jetzt belaufen sich die jährlichen Zolleinnahmen Kretas auf zwei Millionen Drachmen, obwohl noch die niedrigen türkischen Zölle beibehalten sind. Unter den wesentlich höheren griechischen Zöllen werden sich die Einnahmen demnächst mehr als verdoppeln.

Für die Altertumswissenschaft, aber auch für den kunstverständigen Reisenden bildet die seit fünfzehn Jahren ausgegrabene Hauptstadt Knossos aus der vormykenischen, sogenannt minoischen Zeit die Hauptanziehung. Zwar das Labyrinth des Königs Minos hat man nicht ergraben; aber die archäologische Wissenschaft neigt heute überwiegend zu der Ansicht, daß das Labyrinth, Namen und Sache, nur auf einer Sage beruht, und der englische Ausgraber Evans, dem wir die Freilegung jener ungeheuren Königspaläste verdanken, hat das Hauptgebäude selbst mit seinen vielverschlungenen Gängen als das sagenhafte Labyrinth des Minos bezeichnet.

* * *

Über die den Türken fast ohne Schwertstreich abgenommenen Inseln des Ägäischen Meeres ist zu sagen, daß sie jetzt auch äußerlich geworden, was sie ihrer Bevölkerung und Kultur nach von jeher gewesen waren: rein griechisch. Auch auf ihnen wird nach dem Verschwinden der türkischen Herrschaft die Entwicklung den gleichen Gang nehmen wie im älteren Neugriechenland. Für die Reisendenwelt eröffnen sich durch die Einverleibung Kretas und der östlichen Zykladen und Sporaden sehr reizvolle neue Ziele. Von Piräus geht jeden Tag mindestens ein Dampfer der vielen kleinen griechischen Schiffahrtsgesellschaften nach den Inseln, und mit der Zeit werden sich diese jetzt noch sehr bescheidenen Dampfer gewiß den Forderungen des Fremdenverkehrs besser anpassen. Nach der Eröffnung der europäisch-griechischen Nordsüdbahn wird ein Ausflug nach Kreta, nach Lesbos oder Chios nicht mehr allzu schwierig sein. —

Wer sich durch den Augenschein überzeugen will, daß die Neugriechen imstande sind, eine Kultur wie die im übrigen Europa zu erzeugen und weiterzufördern, der komme nur auf eine Woche nach Athen. Bedenkt man, daß diese glänzende Hauptstadt Neugriechenlands mit ihren jetzt 200 000 Einwohnern, mit ihren zwei bedeutenden Hafenstädten Piräus und Phaleron, die zusammen auch schon 80 000 Menschen zählen, sich da erhebt, wo bei der Begründung des Königreichs nur ein elendes Dorf mit überwiegend albanischer Bevölkerung stand, so muß man über dieses herrliche Emporblühen aus Wust und Schmutz erstaunen. Allerdings sind die meisten öffentlichen Gebäude, darunter einige der prächtigsten der Welt, nicht von dem armen griechischen Staat, sondern von den reichen Griechen, zumeist denen des Auslandes, errichtet worden; in welchem andern Land aber gibt es eine aus dem freien Opfersinn vater-

ländischer Bürger entstandene Palästestadt wie in Griechenland? Wo immer sich in Neuhellas ein dringendes Kulturbedürfnis geltend macht, das der griechische Staat mit seinen durch die letzten Kriege ins Unermeßliche gesteigerten Auf- und Ausgaben nicht befriedigen kann, da findet sich mit Sicherheit einer der griechischen Millionäre bereit, die sich mit dem einfachen Ehrentitel eines „Ewerjetis“ (Euergetes, Wohltäters) begnügen.

Gestern abend wohnte ich einer heitern Jahresschau, den „Panathenäen“, bei, die von einer ausgezeichneten Gesellschaft in dem stattlichen Volkstheater aufgeführt wurde. Natürlich ist das Haus ein Wohltätergeschenk, denn aus den eigenen Einnahmen kann sich ein Theater ersten Ranges in Athen noch nicht halten. Die Panathenäen sind schon mehr als 120mal gespielt worden, und noch immer erlahmt die Teilnahme der athenischen Bevölkerung nicht. Die Ereignisse des letzten Kriegsjahres werden in liebenswürdig heiterer Darstellung an uns vorbeigeführt, und ich spreche nicht aus philhellenischer Voreingenommenheit, wenn ich freimütig bekenne: ich stelle diese athenische Jahresschau hoch über die glänzend ausgestatteten „Revuen“ anderer großer Theater Europas. Was mir am meisten auffiel, war die Anständigkeit des lustigen Spiels, die nicht etwa durch Einmischungen einer sittenstrengen Zensur, sondern durch das natürliche Sittlichkeitsgefühl dieses Volkes als Selbstverständlichkeit durchgesetzt wird. Was sind anderswo, nicht zuletzt in Deutschland, fast alle Ausstattungstücke dieser Art? Wenig Witz, spärliche Anmut, sehr viel Beine. In Athen hat es schon hier und da unliebsames Aufsehen erregt, daß die beiden Darstellerinnen des Krieges und des Friedens — übrigens zwei ehrbare verheiratete schöne Schwestern — mit Trikotbeinen auftreten, die die Knie zeigen. Niemals aber gab es das lüsterne Beineschwenken zu sehen, ohne das im züchtigen Deutschland kaum noch eine als lustig beabsichtigte Schaustellung denkbar ist. Und wehe dem athenischen Schauspieler dieser im übrigen sehr ausgelassenen politischen Posse, der sich eine der offenen oder verhüllten Zoten erlauben wollte, wie sie in Deutschland heute gang und gäbe sind. — Wohltuend wirkte das Fehlen übermütiger Siegesprahlerei gegen die geschlagenen Feinde. Enver-Bei, Zar Ferdinand und Boris, die sogenannte Regierung Kemal-Beis in Südalbanien wurden mit Witz und Humor, aber ohne giftige Bosheit verulkt, und man kann sich die ungeheure Heiterkeit denken, die der albanische Herr Unterrichtsminister mit seinen zwei Pistolen im Gürtel und seinem Sichkratzen entfesselte.

Athens vergötterte Schauspielerin ist Fräulein Marika Kottopuli (Hühnchen). Sie spielt, ähnlich wie Sarah Bernhardt, in ihrem eignen „Theater Kottopuli“ und verfügt über eine Vielseitigkeit, wie nicht viele ihrer Kunstschwestern. In den Panathenäen hat sie fünf Rollen gespielt und ist in jeder mit Recht stürmisch bejubelt worden. Daß sie aber auch den größten Aufgaben gewachsen ist, hat sie vor einer Woche durch das nicht geringe Wagnis einer Aufführung von Goethes Iphigenie in neugriechischer Volkssprache bewiesen. Es gab Augenblicke mit höchster Wirkung, und das ergreifende Lied „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht!“ habe ich noch nie mit so bezwingender Gewalt vortragen, vielmehr singen hören. Morgen findet eine Aufführung von Aristophanes' Fröschen in der Umdichtung von Suris in die Volkssprache statt; wie zu alten Zeiten ist den Frauen der Zutritt zu dieser Aufführung verwehrt.

Zur Naturgeschichte des Monokels.

Von Siegmund Feldmann.

Lord Kitchener hat einen Sieg errungen, auf den er vielleicht stolzer ist als auf die Eroberung des Sudan: er hat das Monokel überwunden. Sooft er einen Offizier damit betraf, schwoll ihm die Zornesader auf der umlorbeerten Feldherrnstirn, hinter der finstere Pläne brüteten. Nun sind sie ans Licht getreten. Auf sein Betreiben erließ der Kriegsminister ein hochnotpeinliches Monokelverbot für das englische Heer. Es gibt keinen Pardon und auch kein ärztliches Zeugnis mehr für das verruchte Einglas, das der Armeebefehl als einen „Auswuchs alberner Eitelkeit“ brandmarkt, der „eines Offiziers unwürdig ist“.

Das klingt hart. Was würde Reiff-Reifflingen sagen, wenn ein solches Verbot bei uns erginge? Und was täten seine Kameraden, die seit Großvaters Tagen über die Bühne schwärmenden Schwerenöter in Uniform, denen man plötzlich das Hauptrequisit ihrer Unwiderstehlichkeit aus der Hand schlüge? Den entzückenden Mädels, die ihnen jetzt rettungslos ins Garn laufen, bliebe nichts übrig, als im letzten Akt unscheinbare Zivilisten zu heiraten, das deutsche Lustspiel käme in Gefahr, und die Herren Kadelburg und Skowronnek sähen sich gezwungen, künftighin nur noch den „Hamlet“ zu dichten. Dieses Unglück hat der edle Lord nicht erwogen, dessen Haß entschieden das Kind mit dem Bade verschüttet. Schließlich sind Monokel und Monokel doch zweierlei. Die Brille ist nicht jedermanns Sache und verleiht dem Gesicht einen pedantischen Zug, der am wenigsten dem Kriegsmann ansteht; der Kneifer aber ist ein launenhaftes Ding und kann auf einer talentlosen Nase zu einem Folterwerkzeug von solcher Grausamkeit entarten, daß, damit verglichen, alle Schreckenskammern des Mittelalters sich zu behaglichen Sanatorien verklären. Bleibt also wirklich nur das Monokel, das obendrein den Vorzug einer sehr bequemen Handhabung besitzt, leicht wie eine Flaumfeder ist, in keinem Etui schläft und nicht ewig in allen Taschen gesucht werden muß. Und wenn die Gelehrten der Fakultät es mit Bedacht verordnen, haben sie gewiß ihre Gründe dafür.

Auch Lord Kitchener dürfte sich diesen Gründen kaum verschließen, allein er folgt einem Gedankengang, in den ich mich leicht hineinfinden kann. Er sagt sich: Entweder die Sehkraft eines Offiziers ist derart beschaffen, daß er ohne Monokel tatsächlich nicht zurechtkommt, dann eignet er sich eben im Ernstfall für seinen Beruf nicht und soll seinen Abschied nehmen; oder seine Sehkraft und seine Nase sind ganz normal, dann verdient er seinen Abschied, indem er von diesem „albernen, seiner nicht würdigen Auswuchs der Eitelkeit“ nicht läßt. Gegen die erste Folgerung ließe sich einwenden, daß man sie bisher in keiner einzigen europäischen Armee gezogen hat, obschon man auf dem Kontinent solche Wahrnehmungen auch nicht zu vernachlässigen pflegt. Immerhin bildet sie ein Argument, das der Nachprüfung unterliegt und durch die Erfahrung bestätigt oder widerlegt werden kann.

Die zweite Folgerung hingegen beruht auf einer rein persönlichen Auffassung, die mich gerade bei einem Soldaten befremdet, der doch vor allen andern eine Eigenschaft schätzen müßte, ohne die der Herr mit dem Monokel undenkbar ist: den Mut. Jawohl, es gehört ein bewundernswerter Mut dazu, in unserer Zeit der imperativen Unauffälligkeit mit aufgepflanztem Monokel auf die Straße, unter eine Million Menschen zu treten und ihren mehr oder minder spöttischen, mehr oder minder strafenden Blicken den Willen zu seiner Erscheinung tapfer entgegenzusetzen. Denn was hülfe es, sich dieser Erkenntnis zu verschließen: das Volk, die ungeheure Menge, mindestens neunzehn Zwanzigstel dieser Menschenmillion um uns, empfinden, genau wie der englische Lord, das Monokel als ein äußerst lächerliches, weil völlig unnützes Ding. Diese Empfindung verrät einen banausischen Sinn. Seit wann ist etwas unnütz, weil es bloß der Eleganz dient? Die Eleganz hat auch ihr Recht; es hat sogar jahrhundertelang und bis zu diesem Tag in die Ohrläppchen der Frauen Löcher gebohrt, die gleichfalls völlig unnütz waren. Warum sollte es ihm verwehrt sein, kleine, runde Glasscheiben in die Augenhöhle der Männer zu schieben?

Nun wäre freilich vorerst die Frage zu entscheiden, ob das Monokel wirklich „elegant" ist. Damit gerieten wir aber bloß in den Sumpf beweisloser Geschmacksurteile. Vielleicht rücken wir der Beantwortung etwas näher, wenn wir der Geschichte des Monokels, seiner Verbreitung und seinem Ursprung nachforschen. Bekanntlich zerfällt die ganze Welt in zwei Gruppen von Gegenständen: in jene, die „schon die alten Griechen kannten", und in jene, die sie noch nicht kannten. Die erste Gruppe gilt allgemein für feiner; man darf sich daher höchlich verwundern, daß dieses patente Volk, dem die Menschheit die schönsten unregelmäßigen Zeitwörter verdankt, keine Ahnung von dem Monokel besaß, trotzdem sich in seiner Mitte — und nur da — eine große Familie von Lebewesen tummelte, die es sehr gut hätte gebrauchen können: die Zyklopen. Man male sich einmal die wahrhaft tragische Verlegenheit des Polyphem aus, der sich mit einem Kneifer oder einer Brille behelfen soll. Ein Monokel hingegen wäre ihm trefflich zustatten gekommen. Allein er trug keins; weder Homer, noch Euripides, noch Theokrit wissen etwas davon.

Da es mit den alten Griechen nichts ist, gewährt es immerhin einen Trost, daß wenigstens die alten Römer nicht versagen. Sueton berichtet, daß Nero, um schärfer zu sehen, sich einen geschliffenen Smaragd in die Augenhöhle klemmte. Dieses Musterscheusal genoß eines zu schlechten Rufes, um Nachahmer zu finden. Sonst hätten vielleicht die Kaiser und Könige, die nach ihm die Völker regierten, seinem Beispiel folgend, ihren angestammten Herrscherblick gleichfalls durch ein Monokel unterstützt. Allein das einzige Staatsoberhaupt, das nach ihm mit einem Monokel in die Geschichte eingegangen ist, war ein republikanischer Souverän jüngsten Datums: der Präsident Felix Faure.

Dieser französische Siebenjahrspotentat gefiel sich zwar sehr in gesalbten Mätzchen, allein Nero eiferte er gewiß nicht nach. Sein Monokel knüpfte an andere, neuere Vorbilder an, die er in seiner Jugend höchlich bewundert, beneidet und darum nachgeahmt haben mag. In die Tage des zweiten Kaiserreichs fällt die Wiedergeburt und Blüte des Monokels. Kurz vorher war es noch so unbekannt, daß Balzac — achtzehn Jahrhunderte nach Sueton — in einer seiner späteren Novellen, dem „Albert Savarus", äußerst überrascht die „Dummheit" einiger Stutzer festnagelte, „die ihr Lorgnon ohne Verwendung der Hände, lediglich durch eine Zusammenziehung der Wange und des Augenbogens halten". Das machte einen ganz verrückten Eindruck auf ihn.

Balzac starb 1850, und 1855 war diese „Dummheit" bereits eine Mode geworden, die, seltsam genug, von einer Menschenklasse ausging, die sich gerade auf ihre Gescheitheit was einbildet: von den Schriftstellern. Nicht vielleicht bloß von den stets vorrätigen „Neutönern", die ihren langen Haaren und klafterbreiten Schlipsen noch eine weitere Absonderlichkeit hinzufügen zu sollen glaubten, um das widerspenstige Publikum endlich doch von ihrem Genie zu überzeugen. Nein, in allen Schulen, Gruppen und Lagern, in der Poesie wie in der Prosa, bei den Idealisten und den Realisten, den Meistern und den Jüngern erhoben sich die Freunde des Monokels, das sie, wie der Barbier sein Messingbecken über die Tür seines Ladens, gleichsam als Berufsabzeichen über ihre Wimpern auftakelten. Der klassizistische Leconte de Lisle, ein Mitglied der Akademie wenn ich bitten darf, der unserm Klopstock noch eine Mandel Oden vorgeben konnte, und der in dekadenten, bis heute noch unenträtselten Versen schwelgende Jean Moréas fanden sich brüderlich in diesem einen Punkt. Daher konnte auch Paul Verlaine die beiden als „monoculistes par excellence" in übermütigen Strophen feiern.

Verlaine selber trug kein Monokel. In den armseligen Vorstadtkneipen, in denen diese herrliche Vagantenseele sich umhertrieb, hätte er damit kaum imponiert. Das war eine Mode für den Boulevard, auf dem Emile de Girardin, Baudelaire, Barbey d'Aurevilly, etwas später François Coppée, Aurelien Scholl, Alphonse Daudet und ein Dutzend anderer, die ihren Fuß bereits über die Schwelle des Ruhms gesetzt hatten, sie zu Ehren brachten. Natürlich bekehrten sich ihre Trabanten, auch wenn sie mit ihnen nichts gemeinsam hatten als das Kaffeehaus, ebenfalls zu dieser „Zier", die selbst, und nicht nur mit Leconte de Lisle, ihren Einzug in den hehren Kreis der vierzig Unsterblichen hielt. Und heute noch hat das Monokel zwei stolze Vertreter in der französischen Akademie: Edmond Rostand und den Romancier und Lyriker Henri de Regnier. Alfred Capus wird sehr bald der dritte sein.

In dem Prozeß, den das Monokel vor der Öffentlichkeit noch immer auszufechten hat, traten diese Namen als seine Eideshelfer auf. Was verschlug es, daß der alleweil hochkonservative Balzac es eine Dummheit schimpfte! So viele seiner Nachfolger, und nicht die geringsten, haben es adoptiert, daß man „alberne Eitelkeit" als einzigen Antrieb nicht gut gelten lassen kann. Hier müssen noch unerklärte, tiefere, feinere Zusammenhänge mitspielen; sonst wäre es nicht ein Requisit des literarischen Dandysmus geworden, der erst durch Ansteckung auf verwandte oder angrenzende Gesellschaftssegmente abfärbte. Und damit hätten wir uns unversehens wieder an die Grundfrage herangepirscht, ob das Monokel „elegant" sei oder nicht. Es war, wie wir sehen, anfangs ein Ausdrucksmittel oder, wenn man will, ein snobistisches Aushängsel der geistigen Eleganz. In Frankreich fühlt man diese Besonderheit noch, ohne sich dessen bewußt zu sein. Jedenfalls ist auf dem Pariser Pflaster, von dem aus es seinen Rundzug über die Erdkugel antrat, das Monokel weit seltener, als man glaubt, gewiß seltener als in Berlin und London, wo die mehr oder minder junge, mehr oder



minder goldene Jugend das Einglas als den höchsten Triumph des „Chic“ zu betrachten scheint. Wenigstens nach den deutschen und englischen Theatern zu urteilen, auf denen die Schauspieler ihre Maske regelmäßig durch ein Monokel vervollständigen, um den „richtigen“ Pariser herauszubeißen. Das gibt ein noch falscheres Bild als unser Monokelleutnant, der als Karikatur einer Ausnahme sich eine typische Geltung anmaßt. Ich habe zwanzig Jahre lang in den Pariser Theatern vor allen modernen Komödien gesessen, ich habe darin die gefeiertsten „Liebhaber“ von Delaunay bis Le Bargy, alle Herolde des guten Fracks und des guten Lacks gesehen, aber ich erinnere mich nicht, daß einer von ihnen auch nur ein einziges Mal seiner Verführerrolle durch ein Monokel nachgeholfen hätte. Nur wenn sie ihr gelegentlich auch eine komische Note abgewinnen wollten, funkelten und flunkerten sie damit ins Parkett hinein.

Also ist das Monokel doch komisch! Gemach, so glatt liegt die Entscheidung nicht; und so billig dürfen seine Widersacher nicht triumphieren. Nein, das Monokel an sich ist nicht komisch. Es ist vor allem nicht komisch, wo es einen Sehfehler verbessert, gleichviel ob ein anderes optisches Instrument den gleichen Dienst täte; nur ein Tropf wird daran etwas zu bekritteln finden. Aber es ist nicht einmal unbedingt komisch, wo die bloße Gefallsucht sich selber darin gefällt. Es wäre eine Vergewaltigung, wenn eine Zeit, die dem „Recht am eigenen Bild“ einen so übertriebenen Schutz gewährt, dem Staatsbürger das Recht am eigenen Gesicht bestritte. Wer seine Physiognomie durch ein Talerstück aus Fensterglas zu veredeln vermeint, mag damit ruhig in die Sonne gehen; manchen — nicht vielen — sitzt es wirklich nicht übel. Nur warne ich den Vermessenen mildherzig vor einer Gefahr: er übernimmt Pflichten, die nicht leicht zu erfüllen sind. Das Monokel ist die einzige Exzentrizität, die ein tadellos gekleideter Gentleman sich verstatten darf. Die peinlichste Unterordnung unter alle Gesetze der „Fashion“, der unfehlbare Geschmack, die absolute Korrektheit sind hier eine unerbittliche Voraussetzung. Der Monokelherr, der einen Regenschirm schwingt, dunkle Handschuhe über die Finger streift oder die Krawatte nicht einwandfrei zur Weste stimmt; dessen Spazierstock aus einem banalen Holz mit einem banalen Griff besteht, dessen Paletot vorjährig oder nagelneu erscheint, dessen Bügelfalte um einen Millimeter zu kantig die Hose herabläuft und dessen Zylinderhut nicht die dogmatischen acht Reflexe ausstrahlt, darf sich nicht beklagen, wenn der Blick, der ihn streift, nicht von Bewunderung trieft. Das Einglas hat nun einmal etwas Herausforderndes; es meldet einen Anspruch auf Erlesenheit, auf eine Absonderung von der Menge an, und dieser Anspruch kann nur durch die Vollkommenheit begründet werden. Das muß sich der Monokulist — um Verlaines Wort zu gebrauchen — stets vorhalten. Monocle oblige. Wem es dient, der muß ihm dienen.

Man dient ihm manchmal mit Nutzen. Das Monokel besitzt verborgene Tugenden, die man bisher verkannt hat. Es ist eine harmlose Impertinenz, die ein gesteigertes Selbstgefühl erzeugt, eine gewisse Andacht zur eigenen Person verrät. Wem diese Andacht gänzlich fehlt, der ist übler daran als jener, der sie überschraubt. Darum sollten alle, die sich vernachlässigen, weil ihnen die nötige Anleitung fehlt, es mit einem Monokel versuchen. Schon am nächsten Tag werden sie ihre schiefgetretenen Absätze zum Schuster schicken; schon nach einer Woche wird kein Fettfleck ihren Besuchsrock entweihen; schon nach einem Monat werden sie ihre Röllchen dem Portier schenken. Die Vollkommenheit, die das Monokel heischt, werden sie freilich nicht erreichen. Was tut's? Lessing hat das Ringen um die Wahrheit höher gepriesen als die errungene Wahrheit: so bringt auch schon das Ringen um die Eleganz eine Erhöhung, eine Läuterung mit sich. Wem wäre nicht schon die Frau begegnet, der die „Einfachheit“ ihres Mannes alle Freude vergällt. Er ist herzensgut, er verweigert ihr nichts, was ihr gebührt; allein er liebt nun einmal die „Flausen“ nicht. Wenn die Frau klug ist, schwatzt sie dem Ehegemahl ein Monokel auf. Er wird ihr dann nie wieder zumuten, auf der Untergrundbahn in die dritte Klasse zu kriechen; und auf der nächsten Sommerreise wird es keine Kämpfe mehr geben. Nicht sie, er wird darauf dringen, daß man in dem teuerern Hotel absteige.

So kann das Monokel auch im inneren Menschen Wunder wirken. Indem es das Selbstgefühl steigert, erzieht es ihn. Ein Liebender, der über seine Schüchternheit verzweifelt, schaffe sich ohne Verzug ein Monokel an; er wird dann Dinge wagen, über die er fast selber erschrickt, und bei gleichen Bedingungen alle Nebenbuhler ausstechen. Nicht weil sein Glas die Geliebte berückt; so sehr von vorgestern sind die Mädchen von heute nicht. Aber weil das Monokel dem Mann „Haltung“ suggeriert. Wer hätte einen Monokulisten je auf einer heftigen Gebärde oder gar in einem Ausbruch der Leidenschaft ertappt? Er weiß, daß jede pathetische Bewegung den festen Sitz seines Monokels erschüttern müßte, und er gewöhnt sich eine Gemessenheit und Selbstbeherrschung an, die ihm bald zur Natur wird und den Anschein der Ueberlegenheit hervorruft. Diese Ueberlegenheit prägt sich zumal im Gesicht aus, das er doppelt ängstlich überwachen muß. Die Starre, die notwendig ist, das Monokel einzuzwicken, bleibt, allein sie sänftigt sich bereits nach kurzer Uebung zu jenem gebietenden, vornehm abweisenden, keine Emotion verratenden Zug, der als Kennzeichen alter Adelsrassen gilt.

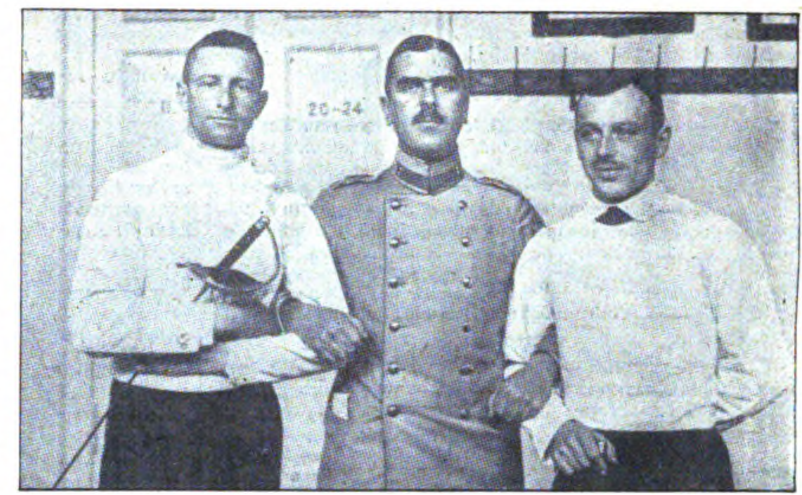
Das macht nicht nur Eindruck auf die Damen, das ist ein Lebenswert für alle Fälle. Schon um dieses Erfolges willen sollte man dem Monokel alle Sünden verzeihen. Das hätte Lord Kitchener bedenken sollen; das sollten wir bedenken. Wann wird man dies erkennen? Wann wird das Leitwort ertönen: Das Monokel als Erzieher? Und wann wird in allen Landen das Denkmal ragen, auf dessen Sockel die Inschrift prangt: „Ihrem Wohltäter Nero, dem Erfinder des Monokels, die dankbare Menschheit.“

Vom 2. Deutschen Armee-Fechtturnier.

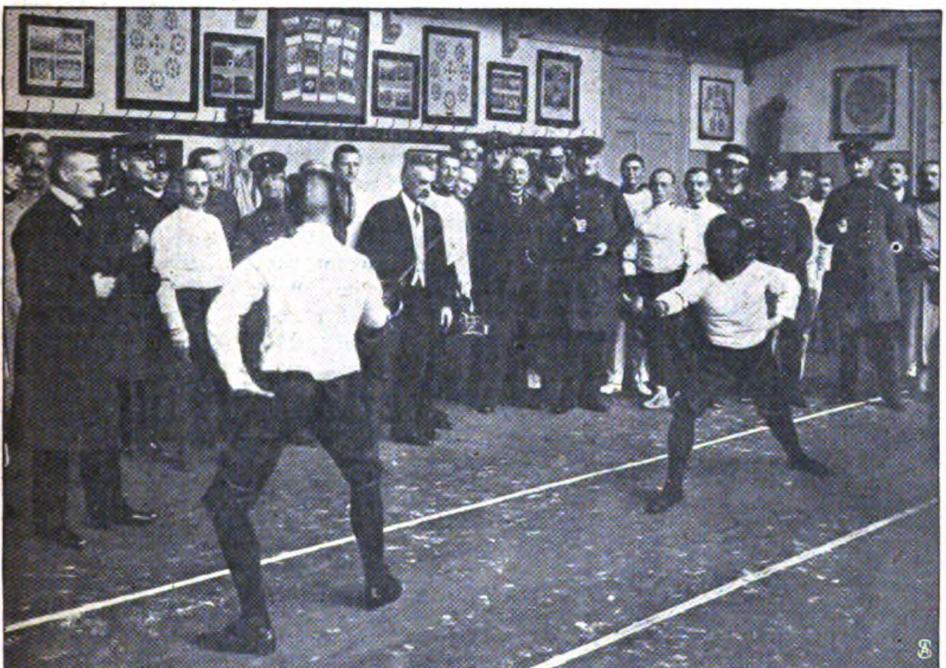
(Hierzu 2 Abbildungen.)

In den Sälen der Berliner Militärturnanstalt wurden am Ende der vorigen Woche in spannenden Kämpfen die dreitägigen Konkurrenzen anläßlich des 2. Deutschen Armee-Fechtturniers zum Austrag gebracht, eine Veranstaltung, die wegen der gebotenen guten fechterischen Leistungen weit über den Rahmen eines rein militärischen Interesses hinaus auf allgemeine Beachtung Anspruch machte. Der Kaiser, der am dritten Tag den Wettkämpfen beiwohnte, hatte sein lebhaftes Interesse an dem Turnier durch Stiftung eines Ehrenpreises bekundet, um den 25 aktive Offiziere der Armee, Marine, der Schutztruppen, des Sanitäts- und Veterinärkorps stritten, die noch keinen Kaiserpreis erfochten haben. Für die Bewertung der Leistungen waren nicht in erster Linie gute Treffer maßgebend, sondern vor allem die ritterliche Haltung und korrekte Fechtweise. An allen drei Tagen wurde Hervorragendes geboten, und es war für den Zuschauer eine Freude, die Beweglichkeit der Offiziere, ihre Gewandtheit und Geistesgegen-

wart beobachten zu können. Am ersten Tag fiel die Entscheidung in Gruppe zwei, in der die Offiziere des Beurlaubtenstandes miteinander fochten. Sieger wurde der bekannte Meister der leichten Säbel, Leutnant d. L. Plaskuda. In der ersten Gruppe, die um den Ehrenpreis des Kaisers am zweiten Tag kämpfte, wurde Hauptmann Fitting Sieger; den zweiten Preis errang Leutnant Hartbrich, den dritten Leutnant Osterberg. Am dritten Tag fand das Schaufechten der Sieger aus sämtlichen Gruppen statt, dem der Kaiser beiwohnte; er überreichte selbst den von ihm gestifteten Ehrenschild. Das Armee-Fechtturnier, das übrigens voraussichtlich zum vorletztenmal in den alten Räumen der Anstalt vor sich ging, da diese im Herbst 1915 nach Wünsdorf bei Zossen verlegt werden soll, hat den Beweis erbracht, daß unsere Offiziere nicht ruhen, bereits im Frieden auf allen Gebieten des ritterlichen Sports sich die Fertigkeit zu verschaffen, über die sie im Ernstfall verfügen müssen, um ihren Untergebenen stets ein nachahmenswertes Beispiel zu geben.



Leutnant Osterberg (Dritter), Hauptmann Fitting, Sieger im Kaiserpreis, Leutnant Hartbrich (Zweiter).
Die erfolgreichen Bewerber um den Kaiserpreis.



Vom 2. Deutschen Armee-Fechtturnier: Ein Gang auf leichte Säbel.

Unsere Bilder

Kaisertage in München (Abb. S. 2197). Der Kaiser und die Kaiserin haben einige Tage zum Besuch König Ludwigs III. in München geweilt. Der Kaiser, der die bayrische Hauptstadt nicht zum erstenmal betrat, erfreut sich dort schon seit langer Zeit großer Beliebtheit, die die Bevölkerung schnell auch auf seine Gemahlin übertrug. Auf dem Rathaus brachte der Oberbürgermeister Dr. von Borscht in seiner Begrüßungsrede, die der Kaiser mit einer kurzen Ansprache erwiderte, die Gefühle der Einwohnerschaft zum Ausdruck, und diese selbst ließ es an begeisterten Kundgebungen der Sympathie nicht fehlen, wo sie das Kaiserpaar erblickte. Für die herzliche Freundschaft aber, die den Kaiser und den König verbindet, legten ihre Trinksprüche beredtes Zeugnis ab.

Königin Elisabeth von Rumänien (Abb. S. 2195), geborene Prinzessin zu Wied, feierte am 29. Dezember ihren siebzigsten Geburtstag. Mit Stolz darf sie auf ihr Leben zurückblicken, denn als Fürstin hat sie die Liebe ihres Volkes, als Frau die Hochschätzung der ganzen gebildeten Welt errungen. Ungewöhnliche Gaben des Herzens und des Geistes zeichnen sie aus. Für die Rumänen ist die Königin, die sich stets mit voller Hingebung in den Dienst der Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit stellte, vermutlich in erster Reihe die Helferin auf dem Thron, für uns ist sie die Dichterin auf dem Thron, die unter dem Namen Carmen Sylva allbekannt geworden ist.

Der Aufenthalt des Kronprinzen in Danzig (Abb. S. 2196) hat früher sein Ende gefunden, als man noch vor kurzem annahm. Er ist unter Entbindung von dem Kommando des Leibhusarenregiments zum Großen Generalstab der Armee kommandiert worden und wird demnächst nach Berlin übersiedeln. Der Kronprinz hat sich in Danzig offenbar sehr wohl gefühlt; er hat der Stadt sowohl wie seinen Soldaten warme Abschiedsworte gewidmet. Unsere Aufnahme zeigt ihn mit dem Kommandeur der 2. Leibhusaren in Langfuhr, Edler Herr und Freiherr von Plotho, mit dem ihn herzliche Freundschaft verbindet.

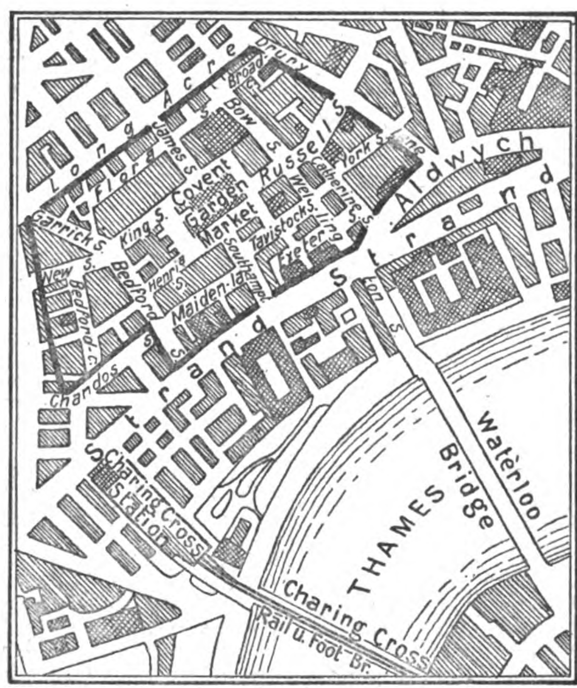
Prinzessin Charlotte Reuß j. L. (Abb. S. 2196), geborene Herzogin zu Mecklenburg, die seit zwei Jahren verwitwet ist, findet Trost über den Verlust ihres Gemahls, des Prinzen Heinrich XVIII., in dem Besitz ihrer drei Söhne, von denen der älteste im 26., der jüngste im 22. Lebensjahr steht. Auf unserm Bild sehen wir die Prinzessin mit den drei Prinzen.

Die „Mona Lisa" des Leonardo da Vinci (Abb. S. 2199), die, aus dem Louvre in Paris geraubt, mehrere Jahre verschwunden war, unlängst aber in Florenz aufgefunden wurde, war dort ausgestellt und soll noch in anderen italienischen Städten ausgestellt werden, bevor sie die Rückreise nach der Seine antritt. Inzwischen wird der Dieb als Vaterlandsfreund gefeiert, weil man ihm glaubt, daß er das Kunstwerk nur aus patriotischen Gründen nach Italien habe bringen wollen, obwohl er eine halbe Million Lire für die Hergabe des Bildes verlangt hat

Exkönig Manuel (Abb. S. 2196), der nach der Revolution in Portugal zuerst seinen Aufenthalt in England nahm, hat sich jetzt mit seiner Gemahlin, der geborenen Prinzessin von Hohenzollern, wieder dorthin begeben.

Luisenwahl (Abb. S. 2202), eine kronfideikommissarische Besitzung auf den Hufen in Königsberg i. P., soll nach einer vom Magistrat den Stadtverordneten unterbreiteten Vorlage in städtische Verwaltung übernommen werden. Es ist geplant, den Park zu einer öffentlichen Anlage auszubauen und das Wohnhaus, das der königlichen Familie 1808/1809 zeitweilig zum Aufenthalt gedient hat, in ein vaterländisches Museum umzuwandeln. Der Kaiser, der sich lebhaft für das Projekt interessiert, hat dem Oberbürgermeister seine Beihilfe bei der Ausstattung des Museums mit Erinnerungstücken zugesagt.

Ein umfangreicher Grundbesitzwechsel in London (Abb. S. 2200), wohl der umfangreichste, der je zwischen Privatpersonen vollzogen wurde, macht in England viel von sich reden. Der Herzog von Bedford hat seinen im Herzen der Hauptstadt



Das Covent-Garden-Viertel.
Ein Millionen-Verkauf in der Londoner City.

gelegenen Besitz, der rund achtzig Quadratkilometer mißt, an den Parlamentarier Mallaby-Deeley veräußert. Das Terrain, zu dem unter anderem der Covent Garden gehört, umfaßt nicht weniger als 25 Straßen und neun Plätze mit 750 Häusern und mehr als 10,000 Bewohnern (s. obenst. Karte).

Das Großherzogliche Schloß in Schwerin (Abb S. 2202), das jüngst von einer Feuersbrunst heimgesucht wurde, war, wenn auch nicht einer der ältesten, so doch einer der schönsten deutschen Fürstenpaläste. Auf einer Insel in einem Binnensee erbaut, ragte es stolz in die Lüfte. Der Brand, dessen Ursache Kurzschluß sein soll, nahm schnell einen gefährlichen Umfang an und konnte erst gelöscht werden, nachdem die Feuerwehren von Hamburg und Rostock in Sonderzügen zur Unterstützung der Schweriner herbeigeeilt waren. Ein beträchtlicher Teil des Schlosses und auch der „Goldene Saal" sind durch das Feuer zerstört worden.

Eisenbahnkatastrophe am Harrasfelsen (Abb. S. 2202). Zwischen Gunnersdorf und Braunsdorf im Königreich Sachsen hat ein Tunneleinsturz eine beklagenswerte Eisenbahnkatastrophe verursacht, der leider auch Menschen zum Opfer gefallen sind. Von der Decke des durch den Harrasfelsen führenden Tunnels hatten sich Steinmassen gelöst, auf die ein Personenzug mit voller Wucht auffuhr. Die Lokomotive bäumte sich bei dem Anprall förmlich in die Höhe, und durch die Erschütterung fiel noch neues Gestein herab. Die Wagen, die nicht vorwärts konnten, schoben sich ineinander und wurden zum großen Teil zertrümmert.

Aus dem Theaterleben (Abb. S. 2198 u. 2200). Für die Aufführungen des Wagnerschen Bühnenweihfestspiels sind in der Charlottenburger Volksoper verschiedene Besetzungen der Hauptrollen vorgesehen. Unsere Aufnahme zeigt Frau Melanie Kurt als Kundry. — Im Deutschen Schauspielhaus zu Berlin wurde mit großem Erfolg das Märchenspiel „Peterchens Mondfahrt" von Gerdt von Bassewitz aufgeführt. Wir bringen Frl. Serda mit ihren jugendlichen Kolleginnen. — Frau Elsa von Dulong, geb. Rütgers, ist in der Neuen Oper in Hamburg erfolgreich als Recha in Halévys „Jüdin" aufgetreten

Neuyorker Damen beim Rennen (Abb. S. 2201). Die amerikanischen Pferderennen, die vermöge der günstigeren Zuchtbedingungen über den deutschen stehen, erfreuen sich bei allen Bevölkerungschichten des größten Interesses. In den Berichten der Neuyorker Zeitungen beispielsweise kann man immer von der großen Menge der Besucher lesen, von denen dann einige bekannte Persönlichkeiten mit Namen erwähnt werden, so besonders die Damen der oberen Vierhundert in ihrer Toilettenpracht. Unsere Aufnahmen zeigen Mrs. Robert Goelet mit ihren Söhnen, die vor zwei Jahren einmal zur kaiserlichen Frühstückstafel in Korfu geladen war, Miß Joan Whitney, Miß Leita Fleitman und Mrs. Herbert Harriman, die Witwe des vor vier Jahren verstorbenen Eisenbahnkönigs.

Personalien (Portr. S. 2198). Der neue Kommandeur der Schutztruppe in Kamerun, Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck, der am 20. März 1870 geboren wurde, ist seit 1888 Offizier. Herr von Lettow, der seit 1908 an der Spitze des Zweiten Seebataillons stand, hat an der ostasiatischen Expedition und an der Unterdrückung des Hereroaufstandes in Südwestafrika mit Auszeichnung teilgenommen. — Dr. Alfred Schmieden, der zum Intendanten des Schweriner Hoftheaters ernannt wurde, war ursprünglich Offizier. Seine Künstlerlaufbahn begann er am Meininger Hoftheater als Volontär, dann war er als Darsteller und Regisseur an verschiedenen Bühnen tätig und führte auch eine Zeitlang die Direktion des Neuen Theaters in Berlin. — Der neue deutsche Gesandte in Sofia, Dr. Michahelles, wurde kürzlich von König Ferdinand in Audienz empfangen; er sprach dem Monarchen die besten Hoffnungen und Wünsche für Bulgariens Zukunft aus, und dieser dankte ihm mit freundlichen Worten. — Geh. Hofrat Hans Meery, der langjährige Dramaturg und Regisseur des Stuttgarter Hoftheaters, tritt demnächst in den Ruhestand und wird nach München übersiedeln. — Branddirektor Hugo Jenisch ist zum Kommandanten der Wiener Feuerwehr ernannt worden und hat seinen Posten bereits angetreten.

Todesfälle (Portr. S. 2198). In Rom starb, 70 Jahre alt, der Kardinal Mariano Rampolla, Marchese von Tindaro. Mit ihm ist einer der hervorragendsten Staatsmänner des Vatikans dahingegangen, der vermutlich der Nachfolger des Papstes Leo XIII. geworden wäre, wenn nicht Oesterreich von seinem Vetorecht Gebrauch gemacht hätte. — Auf Capri starb, 62 Jahre alt, der Maler Karl Wilhelm Dieffenbach. Der Verewigte lebte früher als Naturmensch in Hellriegelsgereuth bei München und machte durch seine Wunderlichkeiten viel von sich reden, bis er schließlich von der Polizei ausgewiesen wurde.

Die Toten der Woche

Karl Wilhelm Dieffenbach, bekannter Maler, † auf Capri am 16. Dezember im Alter von 62 Jahren (Port. S. 2198).

Oberbaurat Julius Koch, † in Heidelberg am 15. Dezember im Alter von 61 Jahren.

Professor Moltke-Moe, bekannter Ethnologe, † in Christiania am 15. Dezember im Alter von 54 Jahren.

Kardinal Mariano Rampolla, Marchese von Tindaro, † in Rom am 17. Dezember im Alter von 70 Jahren (Portr. S. 2198).

Graf Friedrich Karl von Schönborn-Wiesentheid, † in Wiesenthal am 16. Dezember im Alter von 66 Jahren.

Nummer 52.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

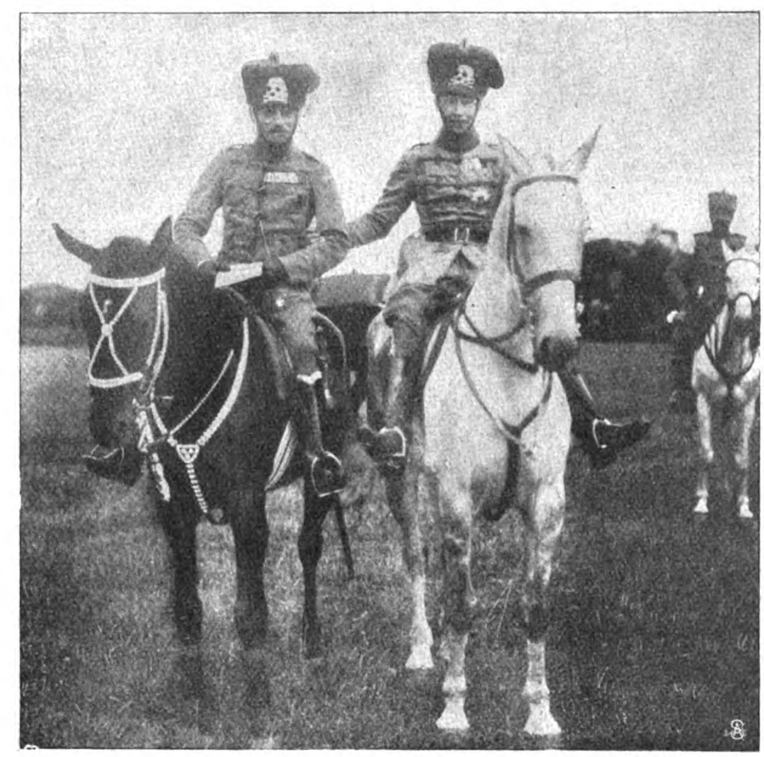
Seite 2195.



Hofphot. Mandy.

Königin Elisabeth von Rumänien, geb. Prinzessin zu Wied.

Zu ihrem 70. Geburtstag.



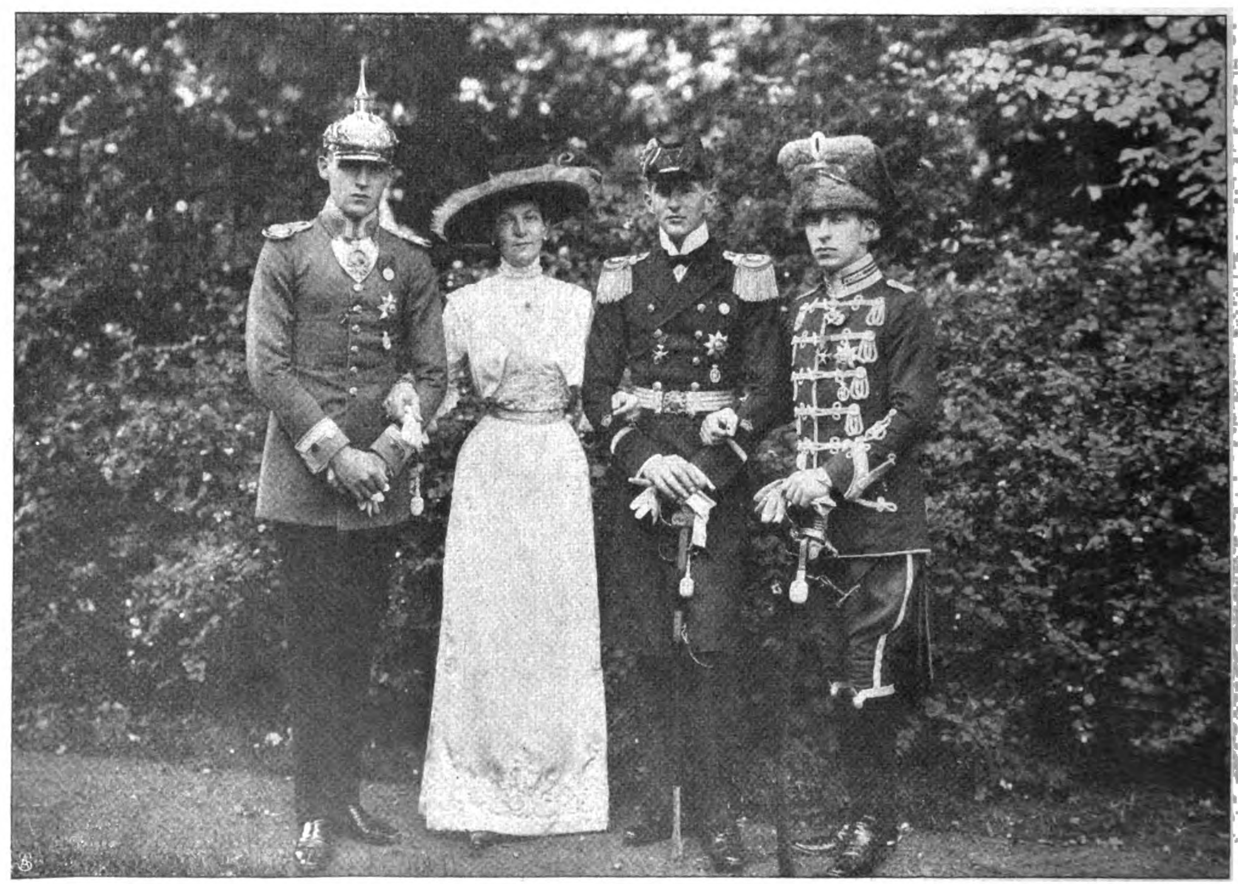
Phot. Streich.

Der Kronprinz mit dem Kommandeur der 2. Leibhusaren,
Edler Herr und Frhr. von Plotho.



Central News.

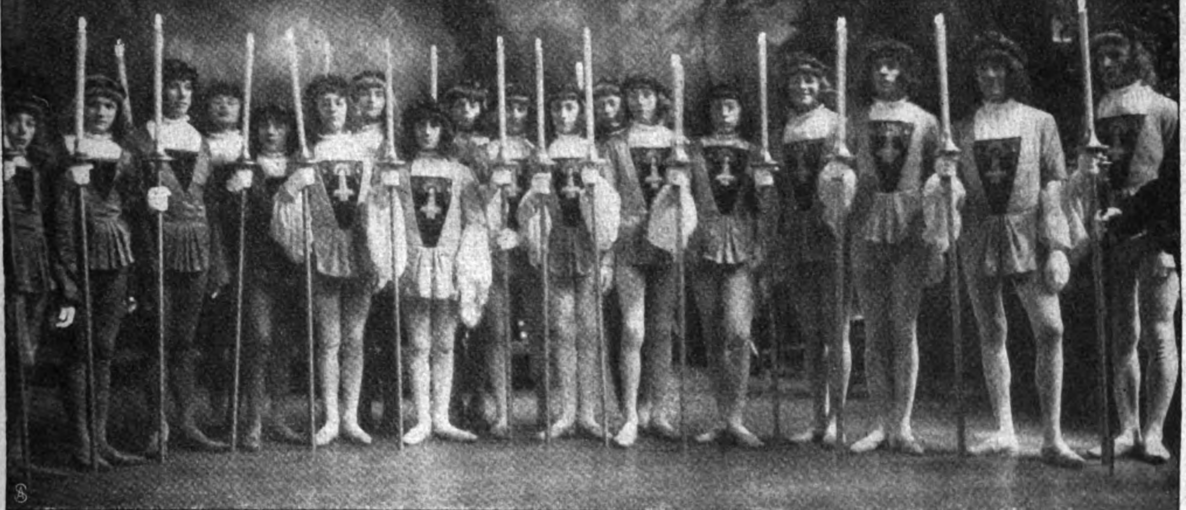
Exkönig Manuel mit Gemahlin
auf der Fahrt nach England.



Prinz Heinrich XXXVIII. Prinzessin Charlotte. Prinz Heinrich XXXVII. Prinz Heinrich XLII.

Hofphot. Ferd. Esch.

Verw. Prinzessin Charlotte Reuß j. L., geb. Herzogin zu Mecklenburg, mit ihren Söhnen.



Oben: Das Kaiserpaar mit Oberbürgermeister von Borscht auf dem Balkon des Rathauses. Unten: Die Pagen im Rathaus.

Vom Kaiserbesuch in München. — Phot. Hoffmann, München.



Zur Parsifalaufführung im Deutschen Opernhaus: Melanie Kurt als Kundry. Phot. Rembrandt.



Hofatel. Pilartz.

Dr. G. Michahelles,
der neue deutsche Gesandte in Bulgarien.



Phot. Felici.

Kardinal Rampolla †
Rom, früher erster Minister Leos XIII.



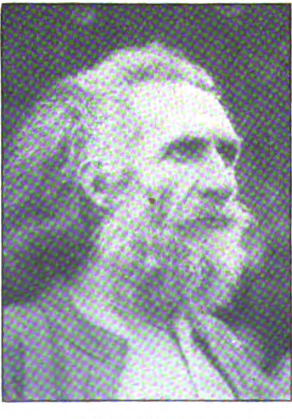
Phot. Walther.

Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck,
der neue Kommandeur der Schutztruppe für Kamerun.



Phot. Dorrenbach

Dr. Schmieden,
der neue Intendant in Schwerin.



Dieffenbach †
Capri, bekannter Naturapostel.



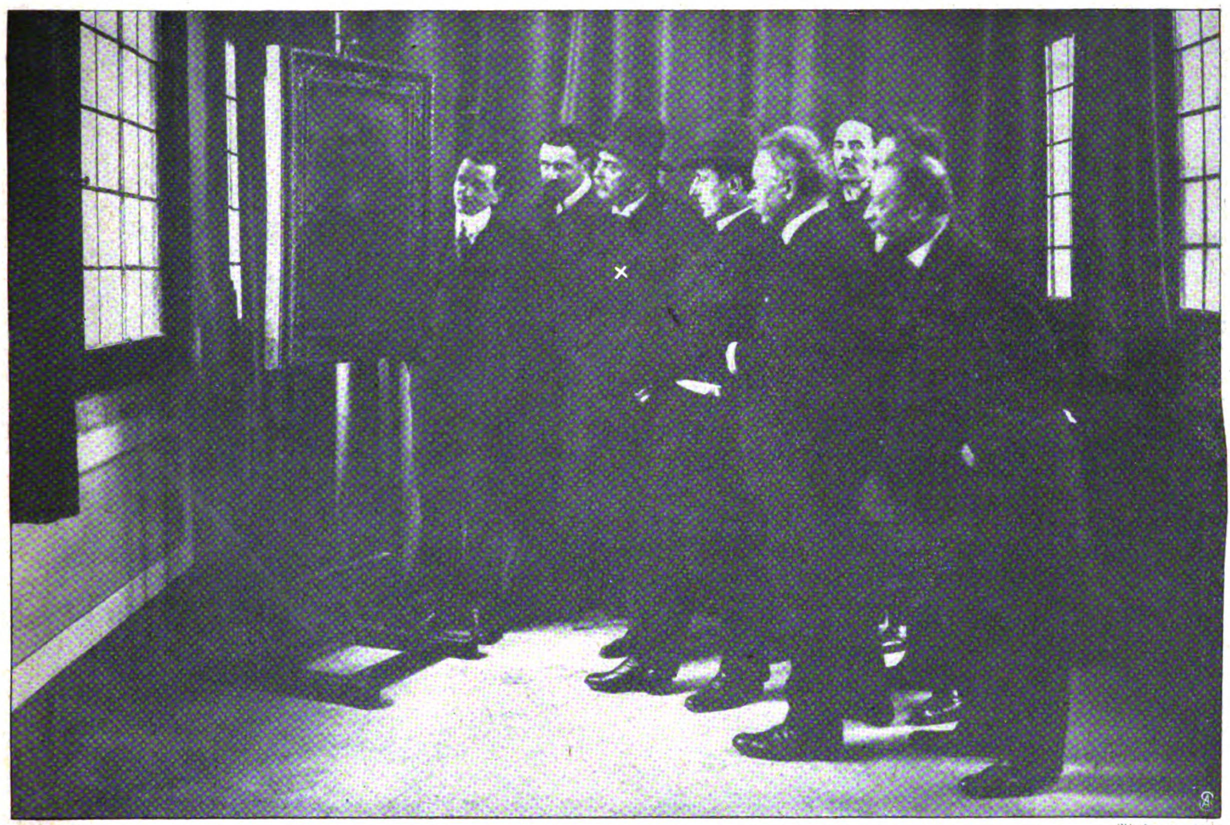
Phot. Widensohler.

Oberregisseur H. Meery,
Stuttgart, tritt von seinem Amt zurück.



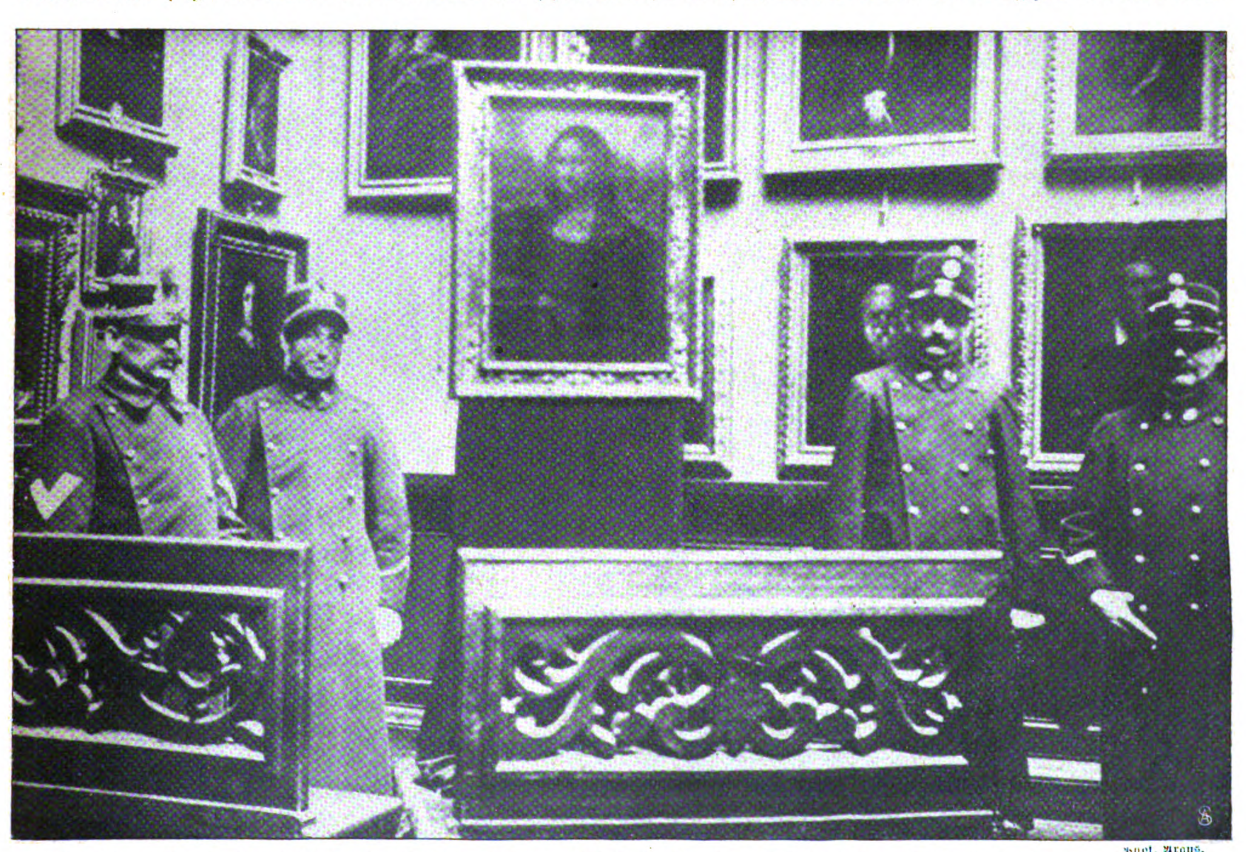
Phot. Harkányi.

Hugo Jenisch,
der neue Branddirektor von Wien.



Phot. Ferazzo.

Corrado Ricci (×), der Direktor der Altertümer und schönen Künste in Rom, mit den Direktoren der Uffizien vor dem Bild.



Phot. Argus.

Die Mona Lisa in den Uffizien in Florenz: Schwere Bänke halten das Publikum fern, Beamte bewachen das Bild.

Zur Wiederauffindung der „Gioconda".





Phot. v. Salzen.

Elsa v. Dulong, geb. Rütgers,
trat in der Hamburger Neuen Oper als Recha in der „Jüdin“ auf.



Phot. Wiuinger.

Julia Serda mit Florence Jacobi und Ellen Marion Grunwald.
Von der Aufführung des Märchenspiels „Peterchens Mondfahrt“ von Gerdt von Bassewitz in Berlin.



Central News.

Der Herzog von Bedford, der Verkäufer.

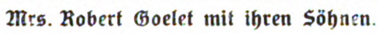


Central News

Mr. Harry Mallaby-Deeley, der Käufer.

Ein Millionenverkauf in der Londoner City: Das „Covent-Garden“-Viertel geht in anderen Besitz über.
Hierzu die Karte auf Seite 2194.





Mrs. Robert Goelet mit ihren Söhnen.



Miß Joan Whitney.



Miß Leita Fleitman.



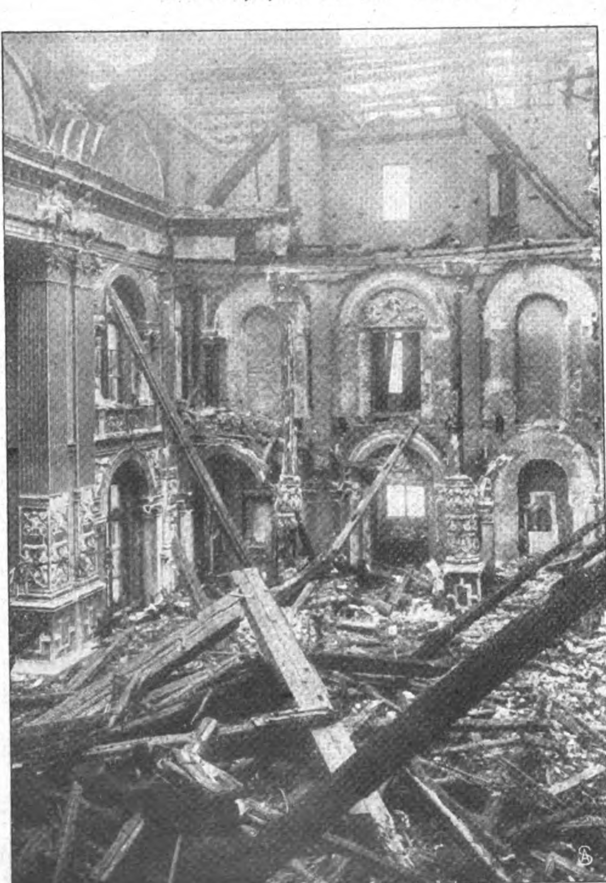
Mrs. Herbert Harriman.

Damen der Neuyorker oberen 400 beim Rennen auf Long Island. — Phot. Thompson.



Phot: Radschun.

Das Wohnhaus im Park „Luisenwahl“ in Königsberg als vaterländisches Museum geplant.



Hofphot. Heuschkel.

Der ausgebrannte „goldene Saal“.

Der Brand des Großherzogl. Schlosses in Schwerin i. M.



Phot. Groß.

Die von den Felsmassen verschüttete Lokomotive.

Der Tunneleinsturz an der Südseite des Harrasfelsens bei Chemnitz.

Der Fahnenträger.

Roman von

Georg Engel.

8. Fortsetzung.

Als Mariens Gestalt, der doch alle meine Gedanken gelten, unter dem weißen Rahmen erscheint, selbst dann rege ich mich noch nicht. Es ist ja so natürlich, daß das liebe Bild lebendig wird und so vor mir verharrt, wie ich es noch eben in meinen Träumen malte und formte. Einen Augenblick bleibt es ganz still zwischen uns. Wir schauen uns an, als ob jeder sich scheute, das erste laute Wort in diesem friedendurchfluteten Raum zu sprechen. Dann aber nimmt Marie allen Mut zusammen, schreitet dicht bis an meinen Tisch heran und streckt mir mit einer raschen und doch verschämten Bewegung ein dünnes Lederheft entgegen. Eine Schreibmappe, deren oberstes Feld durch eine Zeichnung ausgefüllt wird.

Ist das nicht das Schifferhäuschen, in dem wir wohnen?

Wahrhaftig, in wenigen kräftigen, ungekünstelten Strichen ist es hingezaubert, so klar und sicher, wie diese hellen Augen alles um sich herum aufzufassen gewohnt sind. Und in dem gleichen Moment durchschlägt mich eine mächtig sich hebende Dankbarkeit. Ganz stark empfinde ich, was die Spenderin mit ihrer Gabe beabsichtigt. Ich soll die Erinnerung an ihr Vaterhaus nicht verlieren. Sie überliefert es mir gleichsam zu dauerndem Besitz. Das Höchste, Heiligste, Sicherste, was ihr das Leben bisher geboten, sie vertraut es mir an, jenen Händen, die schon einmal für sie zur Waffe gegriffen. Heiß und berauschend steigt es mir in die Kehle. Wie ich ihr darauf den kleinen Glaskarton hingeschoben und das Gedicht unmerklich dazugelegt, davon war mir später die Erinnerung zerstoben. Ich finde mich erst wieder, als wir auf meinem Sofa nebeneinander sitzen, Hand in Hand. Ja, das bleibt das Merkwürdige, ihre Rechte ruht in der meinen, kräftig und fest, und doch, während wir über die ernsthaftesten Lebensdinge reden, da fühle ich, wie dieses klare Geschöpf ihren eigenen Lebenspfad nicht verlassen will, wie sie zögert und stockt, weil sie nicht begreift, auf welche Weise ihr Weg in den meinen münden soll. Ich muß sie darum gebeten haben, heiß und dringend. Und zu allem schüttelt sie doch unveränderlich, helläugig und überlegen das glatt gescheitelte Haupt. Immer und ewig werde ich diese vernünftigen Worte hören, die doch eine Zärtlichkeit verraten, eine mütterliche Neigung, die sie vergebens zu verschleiern trachtet.

„Nein, nein, Herr Vogt, ich glaube, davon muß ich Sie zurückhalten. Das ist meine Pflicht. Wir stehen zu weit voneinander. Sie sind ein gelehrter Mann und werden es gewiß einmal weit bringen. Zum Professor, was doch in unserer Stadt das allerhöchste ist. Und ich? Ja, es ist wahr, ich würde Ihnen Ihr Haus in Ordnung halten können, wenn es auch mit noch so wenigem bestellt werden muß, und könnte immer für Sie sorgen in all den Dingen, die Sie nicht recht verstehen. Und würde es auch gern tun. Sehr gern. Weil ich das Gefühl habe, daß Sie so etwas nötig brauchen. Wenn nur das Schlimmste nicht wäre."

„Das Schlimmste, mein liebes Kind, das Schlimmste?"

„Das ist es eben", fuhr sie entschlossen fort, obwohl sie mehrfach ansetzen mußte, um ihrer Stimme den ruhigen, gleichmäßigen Klang zu bewahren; denn ihre Brust hob und senkte sich, als ob sie das eigene Geständnis schmachvoll dünke. „Es ist schlimm, glauben Sie mir, es ist sehr schlimm, wenn ein Mensch, der einem so nahe lebt, das Beste, was ein Mann geben und schaffen kann, nicht versteht noch begreift."

„Aber liebste Marie, danach frage ich ja gar nicht."

„Jetzt nicht, Herr Doktor, aber es wird geschehen. Und dann ist es zu spät, und die Scham wird Ihnen kommen. Sehen Sie, und das würde ich nicht ertragen."

Da übernahm mich der starke Wunsch, dieses wertvolle Leben an mich zu fesseln. Ohne Überlegung, hingerissen von dem Rauschen und Klingen, das in mir brauste, warf ich plötzlich die Arme um ihren stolzen Nacken und fühlte einen Moment, wie stark und regelmäßig ihr Herz gegen das meine hämmerte. Unsagbar gewaltig strömte etwas von ihrer Lebensflut in mich über. Ich schloß die Augen, und widerstandslos fühlte ich mich fortgetrieben, in ein Meer des Neuen und Unbekannten. Plötzlich jedoch tauchte etwas Fremdes vor mir auf, felsenhaft, riesengroß, an dem mein Nachen anlief.

„Herr Doktor!"

„Mariing!"

„Kinnings — Herr des Himmels, was bedeutet das?"

Unter der Tür ragten die beiden Riesengestalten von Mutting und Vater Düsterwald. Der Kapitän trug einen kleinen, lichterbesetzten Tannenbaum in den Händen, den die Familie für mich zum heiligen Abend bestimmt hatte. Jetzt sahen sie das Geschenk vor sich, das das Geschick ihnen selbst zum Segen oder Unheil ins Haus getragen.

Lichterschein füllte das Zimmerchen, erregte Stimmen fuhren hin und wider, und die beiden Menschenkinder, deren scheues Geheimnis nunmehr offen und unverwischbar der Umwelt preisgegeben war, sie blickten sich bebend und mit maßlosem Erstaunen an. Jetzt zitterte die Hand des Mädchens wirklich zwischen Frost und Glut in der meinen.

„Ne, so was lebt nich!" dröhnte der Kapitän, wobei er den Tannenbaum wie eine Fackel rücksichtslos über seinem Haupt schwenkte. „Mutting, kuck, was habe ich dich ümmer gesagt? Der Anstand bleibt das höchste. Nun kriegen wir einen richtigen Doktor zu Weihnachten geschenkt, einen Schwiegersohn mit Büchern und Tintenfaß. Na, warum nich? Wenn sich die Menschens nur



liebhaben, alles andere ist Nebensache. Nich wahr, Mutting, verhält sich das nich so?"

Und das Flittergold glitzerte auf dem Baum, und alles schwieg und horchte auf das Singen und Klingen, das wie von Schicksalstimmen durch den kleinen, gemütlichen Raum summte.

* * *

Hier brachen die Aufzeichnungen des Professors Jakobus ab. Viel später erst war mit verblaßter Tinte hinzugeschrieben:

Und jetzt? Ich bin Professor geworden und lehre meine wenigen Schüler die Zusammenhänge alles Werdens und Vergehens. Ich bin alt und grau geworden und stehe an der Küste, ohne das Meer befahren zu haben. Alles, was ich leisten kann, besteht darin, an dem gewaltigen Schiff zu zimmern, an dem herrlichen Segler der Erkenntnis, der neue Menschen zu neuen Gestaden führen soll. Höre mich, Erika, mein teures Kind. Vielleicht erlebe ich noch den Tag, wo das Meerschiff in die heilige Flut gleitet. Aber du sollst auch die Klage meines Lebens wissen. Ich habe es allein befrachten müssen, ein einzelner, Stück für Stück. Ohne die hilfreiche Hand, die da hebt, trägt und mitschafft und uns die Last erleichtert.

Ich wurde der Professor Jakobus, ein wunderliches Original, ein Schnüffler im Mottenpelz, und in meinem Haus waltet treu und sorglich, Pfennige zusammenhaltend und berechnend, unsere liebe Mutter, die Frau Professor Xanthippe.

Aber eines Tages wird doch das Meerschiff die heilige Salzflut durchstürmen. Eines Tags wird der weiße Gischt aufspritzen vor dem Kiel, der aus der drückenden Enge ins Weite strebt.

Der Choral.

Über die ausgetretenen Steinstufen, die zu der Eingangstür des Professorenhauses leiteten, sprangen eilige Tritte. Kurz und kräftig hallten sie in der menschenleeren Straße wider. Man merkte, daß der junge, hochgewachsene Mensch, der da heraufstürmte, als ob er bereits eine Verspätung befürchtete, auf festen Füßen durchs Leben zu schreiten gewohnt war. Ein heftiger Klingelzug schrillte durch das Haus, und gleich darauf knarrten die Holzstufen unter dem gleichen festen Druck. Jetzt wurde die Glastür zurückgeschlagen, ein schnelles Klopfen, und im nächsten Moment hörte man eine helle Mädchenstimme durch den verbauten engen Vorraum rufen: „Guten Abend, Harry Heiden. Lieber Junge, warum kommst du so spät? Professor Dellin ist schon hier und auch Geheimrat Vollert. Beide sind auf die Minute erschienen. Da kannst du dir denken, wie oft Mutting schon nach dir gefragt hat. Überhaupt, merkst du nicht, daß in der Küche etwas furchtbar Festliches vorbereitet wird?"

Der junge Mann, der noch bis zum Kinn in dem ihn verhüllenden Überzieher steckte, hob schnoppernd das kurz geschorene Haupt, und sofort schien er den süßen Bratenduft, der aus der nebenan liegenden Küche herausschlug, enträtselt zu haben.

„Hasenbraten?" flüsterte er, indem er sehr erstaunt den Zeigefinger an die scharf geschnittene Nase führte; und dabei hing er rasch seinen Mantel an den nächsten Riegel, so daß erst jetzt seine schlanke und doch breitschultrige Gestalt völlig sichtbar wurde. „Erika, was bedeutet das? Ihr feiert wohl irgendeine Festlichkeit? Herrgott, ich habe doch nicht etwa einen Geburtstag vergessen?"

Aber das stattliche und doch zierliche Mädchen beruhigte den Aufgestörten.

„Nein, nein, Harry," warf sie hastig und gleichfalls ein wenig aufgeregt hin, „du kannst mir glauben, wir wissen selbst nicht, um was es sich handelt. Vater hat alles so angeordnet. Zum erstenmal in seinem Leben. Er muß etwas ganz Merkwürdiges planen. Denk dir, obwohl ich gewiß schon viermal dort oben an sein Studierzimmerchen geklopft habe, so war er trotzdem nicht zu bewegen, zu uns herunterzusteigen. Er sei noch nicht fertig, gab er mir stets zur Antwort. Aber weißt du, in einem so geheimnisvollen und freudigen Ton, wie ich's kaum jemals von ihm gehört habe. Ist dir vielleicht bekannt, auf was das alles hinzielt?"

„Mir?"

Der junge Mann mit den ausdrucksvollen, bartlosen Zügen, den man viel eher für einen forschen, kräftigen Landwirt als für einen der Schüler des Historikers Jakobus Vogt halten konnte, er blinzelte überlegend in das Licht der kleinen Petroleumlampe hinauf, die verträumt auf einem Eckbrett des schmalen Flurs dahindämmerte. Und unvermerkt stiegen seine Gedanken in das Dachzimmer jenes Mannes empor, zu dem ihn vor Jahren seine Mutter als zu ihrem besten Freund geleitet, damals, als er das heimatliche Mustergut verließ, um, einer mystischen, ihn plötzlich überfallenden Neigung folgend, hier drinnen an dem Born alles Wissens die Gottesgelahrtheit zu studieren. Blitzartig rief sich Harry Heiden zurück, wieviel er dem dürren, ausgetrockneten Männchen dort oben verdanke. Zwar seiner eigenen brünstigen Flamme, die in dem jungen Menschen nach diesem einen ihn völlig verwandelnden Ereignis in heiliger Kraft und Helligkeit funkelte, ihr hatte der alte Herr, wenn der Nachsinnende es sich recht überlegte, niemals neue Nahrung zugeführt. Nein, er ließ diese stille Leidenschaft vielmehr ruhig leuchten und brennen. Und nur, wenn der jüngere, den niemals ein Zweifel befiel, über diesen oder jenen Gegenstand, der von der Legendengeschichte in die Historie hinüberspielte, eine Aufklärung, ein ermunterndes Wort von dem Gelehrten verlangte, dann hatte der Einsame dort oben dem Sohn seiner schlesischen Landsmännin, die gleich ihm hierher, hoch in den Norden, verschlagen worden war, dann hatte er dem Auskunftheischenden wohlwollend auf die Schulter geklopft, um ihm zuversichtlich ins Ohr zu raunen: „Später, mein Jüngling, später. Geh ruhig deinen Weg, du wirst schon sehen."

Allein Harry Heiden sollte mit seiner Überlegung nicht zu Ende gelangen. Das junge Mädchen, das so zutraulich mit ihm verkehrte, als wäre sie seine Schwester oder zum mindesten eine Ratgeberin von bedeutendem Gewicht, sie zog ihn, ohne seine Antwort abzuwarten, rasch über die Schwelle.

Da stand er in dem großen, ziemlich kahl möblierten Zimmer, und die Strahlen der umfangreichen Bronzehängelampe, in die sich noch der Schimmer der Kerzen



rings auf dem Lampenkranz mischte, sie glänzten auf ein Bild von ungewohnter Feierlichkeit herab. Unwillkürlich blieb der frische, große Mensch am Eingang stehen. Er vergaß sein Kompliment zu vollführen und starrte in unentschiedener Bewunderung auf all diese festlichen Zurüstungen. Nein, sieh einmal, konnte man sich das wirklich denken? Da war über den viereckigen, stämmigen Eichentisch sogar die herrliche seidene Decke gebreitet, von der sich Harry entsann, daß er sie der gestrengen Hausfrau, der Frau Professor Xanthippe, in seiner praktischen Ahnungslosigkeit vor Jahren zum Weihnachtsabend einbeschert hatte. Und dieses kostbare Stück wurde heute hervorgesucht? Dazu prangten ein paar Rheinweinflaschen mit silbernen Untersätzen auf der Tafel, und — war es möglich — sogar die Servietten zeigten sich in allerlei künstliche Formen gefaltet, bald als Schwäne, bald als Fächerpalmen? Nein, ganz gewiß — der unverdorbene Mensch hatte ein für allemal seine Entscheidung getroffen — hier lauerte zweifellos ein bedeutendes Geheimnis. Und ein fröhliches mußte es sein; denn sonst hätte sich dieses Haus, in dem doch die Sparsamkeit auf jedem Stuhl hockte, nie und nimmer zu einem solchen Luxus herbeigelassen.

„Da sind Sie ja", begrüßte den Eintretenden Frau Marie Vogt von ihrem Sofa aus, dessen Mitte sie einnahm. Und da es eine ihrer Gewohnheiten bildete, die Dinge ohne gesellschaftliche Verhüllung beim rechten Namen zu nennen, so fügte sie kurz und bündig hinzu: „Wir warten schon über eine halbe Stunde. Es ist nämlich bereits halb neun."

Der junge Mensch zog sehr verlegen seine silberne Uhr und holte die versäumten Verbeugungen nach, indem er sich sowohl gegen die beiden älteren Herren, die in Korblehnstühlen um den Tisch lagerten, sowie vor der ungehaltenen Dame mit der kraus verzogenen Stirn mehrfach und ehrfürchtig verneigte.

„Oh, es tut mir außerordentlich leid," stammelte er, um Entschuldigung bittend, „aber eine Missionspredigt, die ich besuchen mußte" —

„Lassen Sie nur, es ist nicht Ihretwegen", versetzte Frau Xanthippe gleichmütig, während ihr scharfer Blick spähend nach der kleinen, runden Stubenuhr hinüberflog, die an der gegenüberliegenden Wand zwischen allerlei Familienbildern ihr nicht sehr symmetrisches Dasein fristete; „es ist nicht Ihretwegen, aber ich fürchte, der Hasenbraten dürfte mir allmählich schwarz und verbrannt geworden sein."

Hier jedoch regte sich zum erstenmal ihr ältester Gast, der Geheimrat Vollert. Mit einer weit ausladenden Geste warf er den ihn malerisch umwallenden Gehrock zurück, klopfte sich schallend auf die breite Heldenbrust, so daß es hallte und dröhnte, und während er spielerisch an den flatternden Enden seiner altertümlichen Halsschleife zupfte, da warf er mit keckem Schwung die welligen grauschwarzen Locken zurück, von denen sein mächtiges Haupt gekrönt wurde.

Hei, es war eine Lust, diesem aufrechten Recken der Kunstgeschichte in die funkelnden und blitzenden Augen schauen zu dürfen. Nicht ganz leicht fiel zwar ein solches Beginnen, denn über den tief eingefallenen Höhlen, in denen die knisternden Flammen zuckten, da lag es wie ein Gebüsch von halb verdorrtem Dornengestrüpp. Und dieses Gestrüpp hob und senkte sich, je nachdem irgendein wichtigerer Gedanke die leidenschaftliche Seele des Herrn Geheimrats kreuzte.

„Verbrannt, meine liebe Frau Marie," rief er in seinem feurigen Schwung und fegte mit der Hand durch die Luft, als wolle er ein solches Bild der Häßlichkeit ein für allemal von sich verscheuchen, „ein Werk Ihrer Meisterhand kann nicht verbrennen, teuerste Frau. Ein Werk, dargestellt und geschaffen von Ihrem Künstlertum, mit jener unbeschreiblich glänzenden, wollüstig dunkelbraunen Farbe, es kann nur eine Meisterleistung aus dem Ihnen eigentümlichen Gebiet werden. Andere Frauen von minderer Phantasie in jenem so überaus wichtigen Beschäftigungskreis — zum Beispiel wie die meine, ich muß es leider gestehen — sie erfüllen durch die Sättigung und Verpflegung ihrer Angehörigen eine alltägliche, eine poesielose Pflicht. Sie aber, hochverehrte Frau — nein, schütteln Sie nicht abweisend das gedankenreiche und ernste Haupt — Sie erleuchten unergründliche Tiefen der Seele, sobald Sie bei festlichen Gelegenheiten ausziehen, um den ganz gemeinen gewöhnlichen Hunger zu einer Art hochkultivierter Kunstbetätigung zu verklären."

Als der Geheimrat dies mit seinem gewohnten wild lodernden Feuer und prachtvoller Beredsamkeit vorgetragen hatte, hörte man plötzlich ein feines samtnes Geräusch, das von dem anderen Herrn in dem Korblehnstuhl herrührte, der applaudierend die zarten Hände zusammenschlug. Und anerkennend, wenn auch vorsichtig, tönte das weiche Organ des Theologieprofessors Dellin, als er nun seine schmächtige Diplomatenfigur aus dem Strohgeflecht höflich vorbeugte.

„Vortrefflich!" äußerte er langsam, und es war, als ob hinter der hohen Stirn, die sich schimmernd unter den dünnen, weit voneinander abstehenden, grauen Haarsträhnen verlor, jedes Wort einzeln überlegt würde; „vortrefflich. Wenn ich freilich unseren eigenen Frauen nicht zu nahe treten möchte, so muß doch auch ich anerkennen, daß unserer ausgezeichneten Wirtin stets der Kranz in allem Häuslichen gebührt. Gerade wir Vertreter der Wissenschaft, die doch gewöhnlich nicht mit den Gütern dieser Welt bis zum Überdruß gesegnet sind, wir vermögen ein so resolutes und bestimmtes Zusammenhalten in manchmal recht schwierigen Verhältnissen ganz besonders hoch einzuschätzen. Ich will damit natürlich durchaus nicht angedeutet haben," fuhr die feine Diplomatenfigur noch etwas zurückhaltender fort, „als ob in diesem gastlichen Heim jemals der äußere Eindruck besonderer Sparsamkeit oder auffallenden Bescheidens irgendwie zur Geltung gelangt wäre. Im Gegenteil, jeder Besucher kann sich unter der Obhut der gnädigen Frau nur behaglich fühlen."

Mit einer leichten Verbeugung und einer zierlichen Handbewegung wurden diese höflichen Worte geschlossen.

Die aber, der sie galten, sie strich ungeduldig über das seidene Tischtuch und richtete ihre hellen Augen gerade und unverwandt auf das schmale Antlitz des weltgewandten Theologen. Dann fuhr es ziemlich hastig aus

dem strengen Mund, dessen Winkel bereits von zwei sichtbaren Querfalten umlagert wurden: „Sie fühlen sich also wohl bei uns, Herr Professor Dellin?" fragte sie unumwunden.

„Ich?"

Von der deutlichen Frage betroffen, ließ der geschmeidige Professor der Kirchengeschichte erst einen hilfesuchenden Blick zu seinem reckenhaften Kollegen herübergleiten, bevor er sich nochmals mit verbindlichstem Lächeln verbeugte.

„Aber, meine Gnädige, das bedarf doch nicht erst der Versicherung", versetzte er gewandt.

Um die scharf gekrümmte Nase schmiegte sich ein Zug verbindlichsten Feingefühls, und die etwas hervorquellenden gläsernen Augen blitzten hinter der goldenen Brille voll aufrichtigen Wohlwollens. Aber wie erschrak die zierliche Gestalt des Mannes, als die aufrechte feste Frau ihm gegenüber kurz und hart die Antwort hervorstieß: „Dann wundert es mich nur, Herr Professor Dellin, daß Ihre liebe Frau stets eine Ausrede bereithält, um mein Haus zu vermeiden."

„Wie, was?" lispelte der Kirchengeschichtler, vor dem unbekümmerten Angriff tödlich erschrocken.

„Hallo, Hallo!" warf jetzt der Recke von Geheimrat hastig dazwischen; und in dem Bemühen, den unangenehmen Streit ins Komische zu ziehen, schlug er sich dröhnend auf die Heldenbrust und drohte, trotz seiner Verlegenheit, mit dem riesigen Zeigefinger zu der finster entschlossenen Wirtin herüber.

„Aber Mama!" schob auch Erika tief errötend ein, und ihr schmales Jungfrauenantlitz wandte sich hilfesuchend an ihren Jugendfreund Harry Heiden, der vor Beklemmung nichts anderes zu vollführen vermochte, als den Saum des seidenen Tischtuches knisternd und unablässig durch seine Finger gleiten zu lassen.

Krachend wie ein großer, plumper Feldstein war die Verlegenheit mitten auf den festlich gedeckten Tisch gefallen. Alle, die um ihn versammelt waren, fühlten, wie Frau Xanthippe sich wieder einmal eine jener gesellschaftlichen Unmöglichkeiten geleistet hatte, um deren derber Rücksichtslosigkeit willen sie gefürchtet und von den Frauen des Gelehrtenkreises gemieden wurde. Alle verharrten mit geneigten Stirnen, ohne es zu wagen, einen Blick miteinander zu tauschen. Nur die Hausfrau blieb unerschüttert. Über der Nasenwurzel gruben sich die Falten vielmehr noch etwas schärfer ein, und ihr Blick wurde nur starrer und unbestechlicher, als sie jetzt ohne eine Spur von Befangenheit ausbrach: „Oh, bitte, ich sage immer, was ich denke. Lieber Herr Heiden, geben Sie doch die Tischdecke frei, sie leidet darunter. Und Ihnen, Herr Professor, wiederhole ich nochmals, daß es doch eigentlich eine Schande ist, wenn ein Mann so wenig Macht über seine Frau besitzt. Meinen Sie nicht auch?"

Ein tiefes Stillschweigen entstand. So verletzt und innerlich beleidigt fühlte sich die schmächtige Figur des Zurechtgewiesenen, daß aus seinem abgezehrten Antlitz jede Farbe entwich und er, hoch und tief atmend, nur hilflos die schmalen Schultern in die Höhe heben konnte. Dazu lief über die gläsernen Augen ein trockener Schatten, so daß sie den toten Sternen eines Fisches immer ähnlicher wurden. Statt des Niedergerungenen jedoch versuchte der alte Kunstrecke, Geheimrat Vollert, noch einmal mit seinem prächtigen Schwung dieses fatale Gespräch in eine harmlosere Bahn zu lenken.

„Macht über die verehrten Gattinnen?" dröhnte er mit einem gewaltigen Lachen, obwohl dieser Heiterkeitsausbruch beträchtlich gezwungen klang. „Hochverehrte Frau Kollega, die theoretischen Grundlagen für diese so überaus nötige Wissenschaft sind leider noch nicht gefunden. Das entzückende zarte Geschlecht entwickelt sich nämlich hinter den Schanzen der Ehe zu einer Besatzung von derartig imponierender Kraft und Stärke, daß an ein Überrennen ihrer fortifikatorischen Positionen gar nicht gedacht werden darf. Ein ehrenvoller Waffenstillstand unter gegenseitiger scharfer Beobachtung bleibt noch das allerrätlichste. Wir Gelehrten sind wenigstens in der glücklichen Lage, uns vor der Beschießung zwischen himmelanragende Büchermauern zurückziehen zu können. Dahinter verstecken wir uns dann und kommen erst in milderen Zeiten wieder zum Vorschein. Habe ich recht?"

Die Gesellschaft atmete auf, jedoch die Hausfrau schüttelte unwirsch das glatt gescheitelte Haupt und erhob sich rasch hinter dem Tisch. Ihr schwarzes seidenes Kleid rauschte dabei scharf und feindlich.

„Was Sie damit meinen, verstehe ich nicht ganz, Herr Geheimrat", entgegnete sie ruhig. „Sie wollen sich vielleicht über mich lustig machen. Aber da die Herren ja zu meinem Mann gekommen sind, so wird es in der Tat die höchste Zeit, ihn hinter seinen Büchermauern, wie Sie es nennen, hervorzuholen. Bitte, entschuldigen Sie, ich muß das jetzt wirklich selbst übernehmen."

Damit richtete sie sich auf und schritt, ohne eine weitere Bitte um Nachsicht, stattlich und gerade zur Tür hinaus.

Einen Moment lang folgten die Blicke der Zurückbleibenden wie auf Verabredung dieser hohen, imponierenden Frauengestalt, die, ohne es zu ahnen, so viel strenge Vornehmheit um sich verbreitete. Und es war wohl das allgemeine Urteil, das sich in den Gedanken des mächtigen Geheimrats Vollert verdichtete, als er sich versonnen mit der ungeheuren Hand über die Stirn strich, um, seiner Gewohnheit folgend, mit deutlich sich bewegenden Lippen ein innerliches Selbstgespräch abzuhalten: Schade, schade! Welch eine prachtvolle, originelle Person. Nur zu streng, zu verbittert. Eine ungeheure Portion Pfeffer an dem Gericht des Lebens. Ungenießbar — hm. Wie mag die Frau wohl dazu gekommen sein? Denn unser Jakobus Vogt ist doch das zarteste, sanftmütigste Geschöpf, das in der Welt der Bücher überhaupt dahinvegetiert. Merkwürdig, sollte hier vielleicht die unseligste und gemeinste der irdischen Verlegenheiten eine Rolle spielen? Diese verfluchten runden Dinger, die unter dem Namen Münzen in jedem Winkel ihr verruchtes Gewerbe treiben? Schade, sehr schade.

War es nicht merkwürdig? Kaum hatte die Frau Professor den weiten Raum verlassen, da schien es, wie wenn alle Geister der Gemütlichkeit, die sich aus Furcht vor Streit und Unfrieden unter Schrank, Tisch und Sims geflüchtet hatten, neugierig ihre winzigen Häupter



hervorstreckten, um ihrem Versteck dann unauffällig wieder zu entschlüpfen. In kurzer Zeit war durch die liebenswürdige Kunst des jungen Mädchens beinah die grobe Art der Mutter vergessen, und mit erstaunlicher Gewandtheit wußte sie die beiden Professoren, deren Alter doch so wenig zu der fröhlichen Jugend ihres vertrauten Freundes stimmte, zu einer interessierten Unterhaltung mit dem frischen und offenen Menschen zu veranlassen. Anschaulich und mit einem gewissen Stolz schilderte das klare Mädchen die Schönheiten des großen Guts, das dem jungen Mann gehörte, und auf dem sie selbst häufig bei der Mutter Harrys zu Gast weilte. Liebevoll erkundigte sie sich nach dem Befinden der alten Dame und erfuhr, daß die Gutsbesitzerin noch immer dem großen Anwesen mit ihrer ungetrübten Heiterkeit und erstaunlichen Energie vorstände. Freilich, in den letzten Tagen wäre die weißhaarige alte Dame wieder von ihrem alten Leiden befallen worden, das sie nötigte, das Bett aufzusuchen.

„Aber es handelt sich doch nicht um etwas Schlimmes?“ warf Erika, die dicht vor ihrem Jugendfreund Platz genommen, in heimlichem Schrecken ein.

Allein der Gefragte schlug ganz erstaunt seine großen, blauen Kinderaugen auf und schien das leise Beben in der Stimme des Mädchens, das er wohl vernommen hatte, keineswegs begreifen zu können.

„I bewahre, was denkst du, Erika. Meine alte Dame! Alles Stahl und Elfenbein“, lachte er mit heimlicher Genugtuung, und es wurde schon jetzt klar, daß dieser junge, breitschultrige Geselle die dahinschleichenden schwarzen Schatten auf dieser Erde nicht wahrzunehmen vermochte, sondern ihre grünen Gefilde überall von tanzenden Glücksgöttinnen gefüllt sah. „Du kennst sie ja. Die wirtschaftet noch alle ihre Beamten in Grund und Boden. Übrigens ist sie ja auch noch eine ganz junge Frau, kaum dreiundsechzig. Ich sage dir, wenn die einmal ihr Bett aufsucht, dann tut sie es nur, um sich mal ordentlich auszuruhen. Aus keinem anderen Grunde, als damit sie hinterher wieder zwölf Stunden täglich rackern und schuften kann. Nein, nein, unbesorgt, mit meiner Mutter habe ich Kontrakt. Unter hundert darf sie sich nicht zurückziehen. Feste Verpflichtung.“

Und er lachte wieder sein dröhnendes, wohlgefälliges Lachen, als wenn die Glücksgöttinnen um ihn, den Auserwählten, einen Kreis geschlossen hätten, damit das helle Sonnenlicht, das ihn umspielte, niemals sich mindere noch entweiche.

Jawohl — ein Glücklicher.

Jedoch das braune Mädchen forschte weiter: „Wird deine Mutter etwa wieder von ihrem Husten gequält, Harry?“

„Oh, bloß eine leichte Erkältung, Erika. Du kannst wirklich ganz beruhigt sein.“

„Hören Sie mal, junger Herr“, mischte sich hier Geheimrat Vollert ins Gespräch, der es nicht lange auf einem festen Sitz aushalten konnte und deshalb seine gewaltige Reckengestalt in dem langgestreckten Zimmer spazierenführte. Weiten Schrittes wandelte er auf und ab. In prachtvollen Falten statterte der Gehrock um ihn her. „Hören Sie mal, mein Liebster,“ begann er und pflanzte sich mit den Händen auf dem Rükken vor dem jungen Menschen auf, „ich wollte Sie schon lange einmal fragen. Wenn man Sie so mustert, dann scheinen Sie doch eigentlich das auserwählte Exemplar eines Landmanns zu sein. Außerdem sind Sie ja, wie ich erfahre, der einzige Erbe Ihrer Frau Mutter, der ich natürlich das Alter der Patriarchen wünsche. Und schließlich das Landleben! Wenn man so zwischen einem blühenden Haferfeld dahinschreitet und all die Millionen grün silberner Glöckchen nicken und läuten um den Wanderer herum und der Heuduft kommt auf starken Schwingen von der nahen Wiese herübergeflogen; und an der Seite des Weges schnoppern die breit gestirnten Rinder, Herrgott, ist es dann nicht, als ob Frau Natur dem Beseligten wie ein leuchtendes rotwangiges Mägdelein entgegenläuft, das es gar nicht erwarten kann, dem Glücklichen um den Hals zu fallen. Und das alles besitzen Sie? Und haben dennoch den Entschluß gefaßt, der Kanzel Ihr Leben zu weihen?“

So berechtigt und natürlich schien diese Frage, daß sich aller Augen auf den Herausgeforderten richteten, und es war, als ob die Einbildungskraft der Anwesenden sich wirklich nur schwer seine wuchtige, breitschultrige Gestalt in dem Talar des geistlichen Kleides denken könnte. Aber Harry Heiden blieb ganz ruhig. Energisch strich er sich über den kurzgeschorenen Kopf, und indem seine Rechte wieder verloren mit dem Saum des seidenen

Tischtuchs spielte, äußerte er bescheiden und doch wie einer, der sich seiner Sache ganz sicher fühlt: „Ich? Oh, das hat schon seinen Grund. Glauben Sie mir, das hat seine ganz bestimmte und zweifellose Ursache."

„Könnte man die nicht erfahren?" wandte sich nun auch der schmächtige Professor Dellin an den jungen Mann, dessen Bild von den trüben Fischaugen hinter der goldenen Brille mit immer größerem Interesse beobachtet wurde.

Allein der von allen Seiten Bedrängte schüttelte noch einmal mit seinem kindlichen Lächeln den scharf geschnittenen Kopf.

„Wenn Sie erlauben," sagte er ganz ruhig, „möchte ich eigentlich nicht darüber sprechen. Es ist so etwas, was man nicht entdecken darf, weil es von andern so leicht mißdeutet werden könnte. Etwas so ganz Besonderes", setzte er in sich gekehrt hinzu, und seine blauen Kinderaugen schweiften plötzlich über die Gesellschaft hinweg, groß und hell, wie wenn sie sich in eine unerreichbare Weite verlören.

„Nein, wirklich, das kann man nicht erzählen", murmelte er noch selbstvergessen hinterher.

Sonderbar umsponnen und entrückt klangen die schlichten Worte. Doch ehe die Anwesenden noch dazu gelangten, sich völlig über die Weigerung des Studenten klar zu werden, da wurde ihre Aufmerksamkeit für immer abgelenkt.

Endlich — endlich!

Die große Haupttür öffnete sich, und durch sie hindurch stolperte das zerzauste Männlein Jakobus Vogt, dem man in guten Stunden den Ehrennamen eines Hausherrn verlieh. Achtlos stieß er an die Schwelle, so daß seine kleine, kurzsichtige Figur in ihren Grundfesten erschüttert wurde und er von Frau Marie, die ihm folgte, ins Gleichgewicht gebracht werden mußte.

„Vorsicht, Vogt."

„Ja, ja — ich danke, liebe Marie — ich danke."

Er rückte sich die Brille über den noch immer lebhaft funkelnden Augen zurecht und schritt, seine Gäste mit freudigem Zuruf begrüßend, bis dicht unter die Bronzehängelampe. Der strahlende Lichterschein fiel auf seine glänzende Haarplatte, so daß sie sich wie poliert spiegelte und sich mit ihrer verbogenen Rundung scharf gegen die angrenzenden grauen Seitenbüschel abhob.

Himmel, was war aus dem braunlockigen Jüngling geworden, seit er vor zweiundzwanzig Jahren in der engen Hafenstraße zum erstenmal den Klingelzug vor der Tür des Schifferhäuschens gezogen hatte.

Schwermütig schlotterte an dem dürren Leib das schwarze Gehröckchen herab. Weit und faltig buchteten sich die Beinkleider aus, und hinter dem viel zu umfangreichen Kragen hob sich ein magerer Hals, der von hundert Kerben und Runzeln überquert wurde, als hätte sich jedes entwichene Jahr gerade an dieser Körperstelle mit einem tiefen Schnitt eingezeichnet.

Nur die Augen leuchteten in ihrer alten Glut, und sie strahlten förmlich ein innerliches, flackerndes Feuer aus, als das Männchen jetzt ein dickes blaues Heft, das es bisher unter dem Arm getragen, in starker Erregung über seinen kahlen Schädel schwang.

„Vollert," rief er mit vor Aufregung heiserer Stimme, „Dellin, Harry Heiden — hier ist es, meine lieben Freunde. Hier ist es!"

(Fortsetzung folgt.)

****

Pflanzenleben unter dem Schnee.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Winter ist's Still ruht die Natur ringsum. Kahl stehen Bäume und Sträucher, braun sind die Grashalme, die am Weg aus dem Schnee hervorragen. Kein Vogel zwitschert im Wald, kein Käfer läuft über den Pfad, das ganze Leben in der freien Natur scheint erloschen und erstorben.

Und doch ist es nur Schein. Wer genau hinsieht, der findet trotz Schnee und Eis auch jetzt noch pulsierendes Leben draußen im Freien, denn still steht das Leben nicht, das wäre gleichbedeutend mit Tod, es spielt sich nur langsamer ab, unbemerkbarer. Mit dem tiefsten Sonnenstand ist auch der Tiefpunkt des organischen Lebens erreicht, mit der Sonnenwende setzt auch der Pulsschlag der Natur wieder kräftiger ein, um dann im Frühjahr plötzlich die letzten Fesseln zu sprengen. Und dräut der Winter noch so sehr mit trotziger Gebärde, und streut er Schnee und Eis umher, es muß doch Frühling werden.

Entsinnst du dich noch, lieber Leser, der Schneeglöckchen, die im letzten Frühjahr deinen Garten schmückten? Suche die Stelle, entferne den Schnee und lockere die Erde ein wenig. Aber sei vorsichtig. Denn dicht unter der Oberfläche wirst du bereits auf die kleinen Frühlingsboten stoßen, die jetzt mit Macht aus der Tiefe empordringen: der Frühling naht. Am Rand eines Gebüsches hatten wir im Spätsommer kleine verhutzelte Knollchen des Winterlings dem Boden anvertraut. Wie kleine braune Steine sahen sie aus, kaum mochten wir glauben, daß noch Leben in ihnen stecke. Jetzt finden wir an der Stelle dicht unter dem Boden bereits die jungen Blumenknospen, und noch vor den Schneeglöckchen entfalten sie sich und zeigen uns den ersten gelben Farbenton in der Natur und entzücken uns mit dem ersten Honigduft. Auch die Krokus, die wir im Herbst pflanzten, sind mit ihren Trieben schon so weit vorgeschritten, daß sie dicht unter der Oberfläche angelangt sind.

Es ist ganz interessant, zu beobachten, in wie verschiedener Weise die jungen Triebe sich durch die Erde drängen. Krokus und Schneeglöckchen bilden eine dünnhäutige Scheide, die die jungen Organe fest umschließt. Diese Scheide ist nach oben hin spitzkegelig und hat etwas gewölbte Fläche.

Ein Ingenieur würde uns durch Rechnung gewiß beweisen, daß gerade diese Form die ist, die dem vordringenden Gebilde den größten Schutz gegen Eindrücke gewährt. Ganz anders dringen die jungen Triebe des Winterlings im Boden vorwärts. Das Köpfchen steil nach abwärts gerichtet, zwängt sich der Stil durch das Erdreich, so daß es aussieht, wie wenn jemand



mit eingezogenem Kopf zwischen den Schultern sich aufrichtet. Merkwürdig ist es, daß Verwandte des Winterlings, Anemonen, ganz in der gleichen Weise aus der Tiefe dem Licht zustreben, doch wohl ein Zeichen dafür, daß diese Art zu wachsen schon sehr alt sein muß. Wir werden diese Erscheinung später auch noch bei vielen keimenden Pflanzensamen antreffen. Ganz besonders beachtenswert ist es ferner, daß die zarten Gebilde, die so dem Licht zustreben, fast stets vollständig unversehrt an der Oberfläche erscheinen. Man sollte glauben, daß sie sich an den kleinen scharfen Steinpartikelchen des Bodens schrammen und ritzen müßten. Aber wenn wir sie auch mit dem Vergrößerungsglas darauf hin untersuchen, so finden wir doch nur höchst selten eine Verletzung. So merkwürdig es zunächst auch klingen mag, so hat es doch seinen Grund darin, daß in den Zellen, die diese Gebilde zusammensetzen, ein sehr starker Druck herrscht. Was das bedeutet, davon können wir uns eine recht gute Vorstellung machen, wenn wir einen dünnwandigen Gummischlauch, den wir ja leicht biegen können, an einem Ende fest verschließen, ihn dann am Hahn der Wasserleitung befestigen und nun Wasser hineinlaufen lassen. Unter dem Druck des Wassers wird der Schlauch schließlich fast so hart erscheinen wie ein Stück Holz. So zart die Zellen, die die zarten Organe bilden, auch an sich sind, so stehen sie doch unter einem Innendruck, der mehrere Atmosphären stark ist!

Wie die genannten Pflanzen, so treiben jetzt schon eine ganze Anzahl anderer Arten im Erdreich dem Licht entgegen. Außer diesen arbeiten aber noch viele vorläufig ohne sichtbares äußeres Anzeichen. Viele krautige Pflanzen, die alljährlich immer wieder an der gleichen Stelle erscheinen, überwintern im Boden mit einem wurzelähnlichen Stamm, einem sogenannten Wurzelstock. Der oberirdische Teil der Pflanzen stirbt alljährlich ab, nur der unterirdische bleibt am Leben. An diesem befinden sich bald wenige, bald zahlreiche Knospen, aus denen im Frühjahr die jungen Triebe hervorgehen. Diese Knospen sind im Lauf des vorigen Sommers angelegt worden. Jetzt findet in ihnen ein lebhaftes Treiben statt. Fortwährend werden neue Zellen gebildet und die Stengel und Blätter immer weiter ausgebildet, bis sie zu Beginn des Frühlings endlich die definitive Gestalt erreicht haben. Wenn dann warmes Wetter eintritt, dann nehmen die Wurzeln aus dem durchfeuchteten Boden reichlich Wasser auf, die kleinen Zellen dehnen sich, und die einzelnen Organe, die schon in ihrer Form vollständig vorgebildet worden sind, brauchen sich nur noch zu dehnen und zu strecken, um die endgültige Größe zu erreichen. Wir wundern uns wohl im Frühjahr manchmal, wie außerordentlich schnell sich die Vegetation entfaltet. Daß sie das kann, ist nur eine Folge der emsigen Tätigkeit der Zellen im Winter. Von dieser Tätigkeit macht sich der Laie nur schwer eine Vorstellung. Es sei deshalb einmal kurz auf sie eingegangen. Wenn wir durch die Spitze einer Knospe einen Längsschnitt machen, dann ein sehr feines Stückchen der Schnittfläche mit einem haarscharfen Messer abtrennen und dies unter das Mikroskop legen, dann sehen wir, daß die Spitze aus sehr kleinen, fast würfelförmigen Zellen, ähnlich denen einer Bienenwabe, geformt ist. Jede solche Zelle ist gebildet aus einem außerordentlich dünnen Häutchen, der Zellwand. Erfüllt ist die Zelle mit einem wasserklaren, sehr feinkörnigen Schleim, dem sogenannten Protoplasma, in dem ein fast kugeliger, etwas dichterer Körper, der Zellkern, liegt. Von diesem Zellkern gehen nun die Vorgänge aus, die zu der Teilung der Zelle führen. Bei starker Vergrößerung erkennt man in dem ruhenden Zellkern eine bestimmte Anzahl kleiner, unregelmäßig verzweigter Körperchen, die regellos in dem Zellkern verteilt sind. Wenn nun die Zelle zur Teilung schreitet, dann ziehen diese kleinen Körperchen ihre Äste ein und lagern sich zu einem lückenlosen Faden zusammen. Nach einiger Zeit zerfällt der Faden wieder in einzelne Stücke, und zwar in genau so viele, wie ursprünglich vorhanden waren. Nunmehr ordnen sich diese Stücke zu einem Ring, und zwar am Äquator des Kerns. Sowie dies geschehen ist, verliert der Kern seine Hülle, und es treten aus dem umgebenden Protoplasma feine Stränge in das Innere des Kerns, die sich an die kleinen Stücke so legen, daß sie an den Polen des Kerns zusammenstoßen. Hierauf findet eine Teilung der einzelnen Körperchen in der Weise statt, daß statt eines Ringes nun zwei vorhanden sind. Wenn das geschehen ist, ziehen sich die feinen Plasmastränge zusammen, nehmen dabei die Hälften der kleinen Körperchen mit sich, die nun also nach den Polen des Kernes hingezogen werden. Dann bildet sich um jede Hälfte des Kernes eine neue Membran. Gleichzeitig entsteht nun auch eine Membran in der Zelle selbst, die die Plasmamasse in zwei Hälften teilt. Zunächst sind die beiden Zellhälften noch kleiner als die ursprüngliche Zelle, aus der sie entstanden. Aber durch Aufnahme von Reservestoffen, die ihnen aus den Zweigen oder aus besonderen Reservestoffbehältern zugeführt werden, wachsen sie schnell zu der Größe der ursprünglichen Zelle heran, um sich dann selbst von neuem zu teilen. Es genügt ein sehr einfaches Rechenexempel, um festzustellen, in wie kurzer Zeit sich aus einer einzigen Zelle eine ganz unglaublich große Anzahl von Zellen gebildet haben muß. Jetzt wachsen die jungen Zellen nur wenig heran. Die Hauptsache ist ja zunächst, daß alle die Zellen gebildet werden, die die Blätter und die sie tragenden Stengel zusammensetzen. Erst später, im Frühling, strecken sich diese Zellen durch Wasseraufnahme.

Doch nicht nur an den überwinternden Pflanzen können wir das Leben jetzt feststellen. Im Herbst fielen die Früchte und Samen der Pflanzen zur Erde. Regen und Schnee haben sie wohl etwas in die Erde geführt, oder fallendes Laub hat sie bedeckt, so daß sie nun unter dem Schnee in einer gleichmäßig feuchten Umgebung sich befinden. Da erwacht auch in ihnen das Leben von neuem. Der Samen ist, streng genommen, nichts anderes als ein junges Pflänzchen, das von einer derben Hülle umgeben ist. Weichen wir z. B. eine Erbse in etwas warmem Wasser einige Stunden ein, dann können wir sehr leicht die derbe Hülle entfernen, und wir haben dann das junge Pflänzchen vor uns. Freilich ist es zunächst nicht leicht, eine junge Erbsenpflanze zu erkennen. In der festen Hülle war es fest eingepackt, da mußte es sich auf den möglichst geringen Platz beschränken. So hat es seine beiden dicken, ersten Blättchen dicht aneinandergelegt, das Stengelchen in eine Furche zwischen die beiden Blättchen gezwängt und die Spitze mit den ersten Anlagen der nächsten Blätter ganz zwischen den beiden dicken ersten Blättchen verborgen. Legen wir das von seiner Hülle befreite junge Pflänzchen auf einen Teller auf ein Stückchen nasses Löschpapier und decken, damit letzteres nicht austrocknet, ein Wasserglas darüber, so können wir schon nach kurzer Zeit sehen, wie das junge Pflänzchen sich streckt und dehnt. Das junge Stengelchen mit der ersten Wurzel an seiner Spitze hebt sich von den Keim-

blättern ab, diese selbst breiten sich auseinander, und nun sehen wir die Spitze des Stengelchens mit den ersten Blattanlagen ganz deutlich. Nicht alle Samen enthalten nur dieses junge Pflänzchen. Lassen wir uns z. B. ein Rizinuskorn in einer Samenhandlung geben, so finden wir, wenn wir es einige Zeit in warmem Wasser aufgeweicht und die braune, gesprenkelte, feste Hülle entfernt haben, daß in ihr ein gleichförmiger, fester Körper liegt, an dem wir keinerlei Differenzierung in Stengelchen und Blätter erkennen können. Wenn wir aber diesen Körper der Länge nach so spalten, daß wir zwei flache Hälften erhalten, dann sehen wir, daß in seinem Innern ein kleines Pflänzchen ruht, das zwei große Blätter, ein kurzes Stengelchen und zwischen den Blättchen, die hier sehr dünn sind, eine kleine Knospe trägt. Bei dem Rizinus bildet die dicke, feste, das junge Pflänzchen umgebende Masse das Nährstoffreservoir für den jungen Keimling. Bei der Erbse dagegen sind die beiden Keimblätter zu solchen Reservoiren umgebildet. Infolge der gleichmäßigen, feuchten Umgebung findet nun jetzt im Samen der verschiedensten Pflanzen ebenfalls in den Knöspchen eine rege Neubildung von Zellen statt. Die Bildungsstoffe finden die jungen Pflänzchen in den Reservestoffbehältern, die wir eben kennen gelernt haben. Diese Reservestoffe sind in den Reservoiren bei den verschiedenen Pflanzen in verschiedener Gestalt niedergelegt. Bei manchen Pflanzen dient Stärke dazu, da treffen wir die Zellen der Reservoire dicht vollgepfropft mit Stärkekörnchen. Bei anderen Pflanzen sind es Fette und Öle, bei noch anderen ist es nur eine einfache Zellmembran, d. h., die Zellen sind hier mit außerordentlich stark verdickten Zellwänden versehen. Das ist z. B. bei der Dattel der Fall, deren Samen fast ganz aus sehr stark verdickten Zellen besteht. Das junge Pflänzchen ist hier sehr klein und ruht in einem kleinen Grübchen, das wir in der Mitte des Dattelkernes auf seinem Rücken leicht finden, weil es von einem kleinen, etwas hervorgewölbten Deckelchen geschlossen ist. Stärke und Zellmembran sind chemisch sehr gleichartig gebaut, daher kommt es, daß auch die Membran als Reservenahrung dienen kann. Daß aber das junge Pflänzchen diese Reservestoffe verarbeiten kann, das verdankt es gewissen, Fermente genannten Stoffen, die die Stärke sowohl als auch die Zellmembran in Zucker umwandeln, der nun leicht zu den Verbrauchstellen wandern kann.

Hat sich nun das junge Pflänzchen durch reichliche Neubildung von Zellen bis zu einem gewissen Grad ausgebildet, dann fängt es an, sich zu dehnen und zu strecken, es sprengt die schützende Haut, die mittlerweile weich geworden ist, und verläßt sein Gefängnis. Die erste Wurzel streckt sich schnell in die Tiefe, befestigt das junge Pflänzchen im Erdreich und führt ihm gleichzeitig Nahrung aus dem Boden zu. Das Stengelchen aber streckt sich aufwärts und hebt die Knospe über den Boden. Dabei können wir gar mancherlei verschiedene Wachstumsweisen feststellen. Manchmal bleiben die Keimblätter unter der Erde, manchmal werden sie mit über die Erde gehoben. Sehr häufig sehen wir, daß das Stengelchen sich ganz in der gleichen Weise durch die Erde hindurchzwängt, wie wir es früher bei den jungen Trieben des Winterlings und der Anemone gesehen hatten. Augenblicklich können wir von solchen jungen Pflänzchen in der freien Natur noch wenig bemerken. Am ehesten treffen wir sie noch unter altem Laub an, das von Schnee gut bedeckt ist. Wenn aber erst einige Wochen ins Land gegangen sind, dann können wir auf jedem Spaziergang immer mehr von ihnen an verborgenen, geschützten Stellen antreffen. Dann naht der Frühling mit Macht, und es bedarf nur einiger warmer Tage, um über der Landschraft jenen zarten, grünen Schleier zu bemerken, der uns aufatmen läßt in dem Bewußtsein, daß der Winter zu Ende geht und der Frühling vor der Tür steht.

Erscheinung.

Sie ist an mir vorbeigeglitten
mit einem Lächeln auf den Wangen.
Nun klingelt durch den Wald ihr Schlitten.
Der weiße Mond ist aufgegangen.

Und traumhaft sah ich Sterne fliegen.
Und traumhaft fielen große Flocken.
Da träumte ich, daß ihre Locken
auf meinen kalten Händen liegen.

Ludwig Winder.

Die Admirale unserer Hochseeflotte.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter. — Hierzu 9 Porträtaufnahmen.

Acht Admirale und zwei Kapitäne zur See, die der Beförderung zum Flaggoffizier nahesind, haben augenblicklich die führenden Stellen unserer Hochseeflotte inne. Natürlich ist diese Zahl der führenden Admirale keine willkürliche, sondern hängt von der Schiffzahl und den Anschauungen über ihre taktische Verwendung ab.

Bekanntlich führt jeder Admiral und jeder, der den Dienst eines solchen tut, an einem Mast des Schiffes, auf dem er eingeschifft ist, als Zeichen seiner Kommandoführung ein Kommandozeichen, seine Flagge. Je nach dem Rang sieht diese Flagge verschieden aus, wird an verschiedener Stelle geführt und erhält verschiedene Ehrenbezeigungen — Salut — nach genauen Vorschriften. Alle deutschen Admiralsflaggen bestehen in der Hauptsache aus einer quadratischen weißen Flagge mit einem von Rand zu Rand gehenden eisernen Kreuz darin. Darin hat der Großadmiral, der dem Generalfeldmarschall entspricht, zwei gekreuzte Kommandostäbe, der Admiral führt die Flagge ohne Abzeichen, der Vizeadmiral führt in einer Ecke einen kleinen Ball darin, der Konteradmiral in zwei Ecken solch einen Ball und der Kapitän zur See in der Stellung eines Admirals führt den Kommodorestander, der nichts ist als die Admiralsflagge mit zwei lang auswehenden Zipfeln daran. Die Dienstgrade der Admirale sind ganz international überall gleich, auch

vieles in der Führung der Flaggen. Neuerdings kann man sogar fast die Anschauungen über die Zahl der Admirale in den Flotten international nennen.

Fast überall unterscheidet man in den Flotten Divisionen, zu denen fast durchweg vier Schiffe zusammengefaßt werden. Zu jeder solchen Division gehört immer ein Konteradmiral. Diese Divisionen werden nun je nach der taktischen Anschauung entweder direkt einem Flottenchef unterstellt, oder es werden wie bei



Phot. A. Meyer (Schulz).
Vizeadmiral Scheer,
Chef des 2. Geschwaders.

uns, in England und Frankreich zwei zu einem Geschwader von acht Schiffen vereint, das die taktische Einheit darstellt und von einem Vizeadmiral als Geschwaderchef geführt wird. Die Konteradmirale heißen bei uns die Zweiten Admirale des Geschwaders. Ueber allen Geschwadern, überhaupt über allen Seestreitkräften der Flotte, zu denen ja auch noch die Torpedoboote und Unterseeboote unter besonderen Befehlshabern treten, steht dann erst der Flottenchef, ein Admiral oder Großadmiral. Man kann sich ein Bild über die Notwendigkeit



Hofphot. E. Bieber, Berlin.
Admiral von Ingenohl,
Chef der Hochseeflotte.

dieser Admirale in ganz allgemeiner Art etwa an der Ueberlegung machen, daß die Hauptkampfschiffe jeder Flotte, die Linienschiffe, wie ihr Name sagt, ihren Posten in der langen Gefechtslinie haben. Diese Linie fest in der Hand zu haben und schnell in jeder Richtung und Art zu bewegen, ist Hauptaufgabe der Erziehung für das Gefecht. Dazu müssen in durch



Hofphot. Urbahns.
Konteradmiral Schütz,
Chef des 3. Geschwaders.

Erfahrung bestimmten Abständen in solcher Linie Führer verteilt sein, Angelpunkte, durch die oben wehende Flagge kenntlich. Sie befassen sich mit nichts anderem, während die Kommandanten der einzelnen Schiffe mit Führung und Gebrauch der Waffen ihres Schiffs voll beschäftigt sind. Die Uebereinstimmung der größten Flotten in der Zahl dieser Führer ist jedenfalls bemerkenswert. Der von direkter Führung einer Gefechtseinheit, eines Geschwaders, befreite Flottenchef



Hofphot. Urbahns.
Vizeadmiral von Lans,
Chef des 1. Geschwaders

hat in gleicher Art die Möglichkeit, den ganzen Gang des Gefechts freier zu überwachen und zu leiten.

Nach der in den Flottengesetzen festgelegten Organisation unserer Hochseeflotte, die identisch ist mit der dort so genannten aktiven Schlachtflotte, ist also die Zahl ihrer Admirale eigentlich gegeben. Die Flotte verlangt einen „Chef der Hochseeflotte", es sollen weiter drei Linienschiffsgeschwader zu acht Schiffen bestehen, jedes verlangt einen „Geschwaderchef" und, wie gezeigt, einen „Zweiten Admiral", also gehören dazu sechs



Kapitän zur See Mauve,
2. Admiral des 2. Geschwaders.

Flotte gewesen, er war statt dessen Inspekteur des Torpedowesens und führte jährlich den Oberbefehl des Lehrgeschwaders, blieb also dadurch mit den Aufgaben der Flottenführung im Zusammenhang, nachdem er Kommandant in der Flotte gewesen. Auch der Chef des 2. Kieler Geschwaders, der vor wenigen Tagen beförderte Vizeadmiral Scheer, ist nach seiner Kommandantenzeit nicht Zweiter Admiral gewesen, dafür aber Chef des Stabes der Hochseeflotte. Der Chef des noch unvollständigen 3. Geschwaders, Konteradmiral Schütz, ist unmittelbar aus der Tätigkeit als Chef des Stabes der Hochseeflotte in seine jetzige Stellung im Herbst 1913 übergetreten. Der Zweite Admiral des 1. Geschwaders, Konteradmiral Gädeke, hat vorher drei Jahre ein Linienschiff in der Flotte befehligt, er und der Chef des 3. Geschwaders haben die ersten Großkampfschiffe als Kommandanten geführt. Kapitän zur See Mauve ist vom Kommandanten direkt zum Zweiten Admiral im 2. Geschwader in diesem Herbst aufgerückt. Bei den Aufklärungsadmirale. Hierzu tritt nun der Verband der Aufklärungschiffe, zu denen nach dem Gesetz acht große und achtzehn kleine Kreuzer gehören sollen. Man hat sie vorläufig alle unter einen Befehlshaber zusammengefaßt und würde für diesen Verband von 20 Schiffen nach dem früher gesagten 5 Admirale, darunter einen Geschwaderchef, den „Befehlshaber der Aufklärungschiffe“, gebrauchen. Insgesamt braucht also die fertige Flotte in Führerstellen zwölf Admirale. Hierzu tritt noch der Chef des Stabes der Flotte, der zwar kein Führer im eigentlichen Sinn ist, aber doch hinzugerechnet werden muß, so daß die Zahl auf 13 steigt. Nun ist bekanntlich das dritte Linienschiffsgeschwader noch nicht fertig, hat vielmehr erst vier Schiffe, es braucht also auch nur einen Admiral, und die Kreuzer sind leider erst recht nicht vollzählig; dazu gehören erst zwölf Schiffe, also drei Admirale statt fünf. Damit ist denn die Zahl zehn erreicht. Diese Führer bis auf einen sind hier im Bild wiedergegeben. Es ist natürlich notwendig, daß die Admirale in der Hochseeflotte nicht häufig wechseln und nur wenige zu gleicher Zeit. Dieser Grundsatz spricht sich auch bei jedem Kommandowechsel aus, der in der Regel mit Beginn des neuen Ausbildungsjahres, also im Herbst, stattfindet. Der Flottenchef Admiral von Ingenohl gehört der Hochseeflotte schon ununterbrochen seit dem Herbst 1910 an, über zwei Jahre als Geschwaderchef, dann als Flottenchef. Der Chef des 1. Geschwaders, des Nordseegeschwaders, das ganz aus Großkampfschiffen besteht, Vizeadmiral von Lans, ist als Kommandant des „Iltis“ vor Taku eine bekannte Persönlichkeit. Den Befehl über das Geschwader führt er seit dem Herbst 1912. In der Regel ist jeder Geschwaderchef vorher Zweiter Admiral in der



Phot. A. Meyer (Schulz).

Konteradmiral Gädeke,
2. Admiral des 1. Geschwaders.

Hofphot. Urbahns.

Konteradmiral Hipper,
Befehlshaber der Aufklärungsschiffe.



Phot. H. Hinz.

Konteradmiral Funke,
2. Admiral der Aufklärungsschiffe.

schiffen ist auch nur ein neuer Admiral in diesem Herbst hinzugekommen. Der bisherige Zweite Admiral Konteradmiral Hipper ist zum Befehlshaber, also zum Geschwaderchef aufgerückt, der Dritte Admiral Konteradmiral Funke zum Zweiten und Konteradmiral Maaß trat als Dritter Admiral neu hinzu, besonders dazu vorgebildet durch langjährige Torpedobootstätigkeit, deren Kenntnis für diesen Kreuzerführer besonders im Vordergrund steht. Durch diese ganze Stellenbesetzung zieht also der Grundsatz der Stetigkeit der Führer in der Flotte deutlich erkennbar seinen roten Faden. Die Flottenführer sind alle noch jung. Der Flottenchef trat im Jahr 1874 ein, der jüngste der andern Führer, der Chef des Stabes, 1884. Rechnet man mit einem Durchschnittsalter von 18 Jahren beim Eintritt, so bedeutet das, daß sie alle durchschnittlich im Alter von 57 bis 47 Jahren stehen, wobei der Flottenchef dem ältesten der Geschwaderchefs um vier Jahre voransteht, so daß die übrigen im Alter zwischen 53 und 47 stehen. Alle Flotten haben lange erkannt, daß die körperliche Leistungsfähigkeit, die nun mal von dem Alter nicht zu trennen ist, gerade für den Seekrieg von ausschlaggebender Bedeutung ist, der an den Kommandanten vielleicht höhere körperliche Anforderungen stellt wie an den Matrosen, mit dem er Kampf und Ruhe in der gleichen schwimmenden kleinen Welt teilt. Alle, die in den Altersverhältnissen ungünstiger stehen, sind darauf bedacht, das zu ändern. England und wir stehen in diesem Punkt ziemlich gleich, und wir wollen uns dessen freuen, daß die Führung der einen Flotte, die wir nur haben, in tatkräftigen jungen und doch erfahrenen Händen liegt.



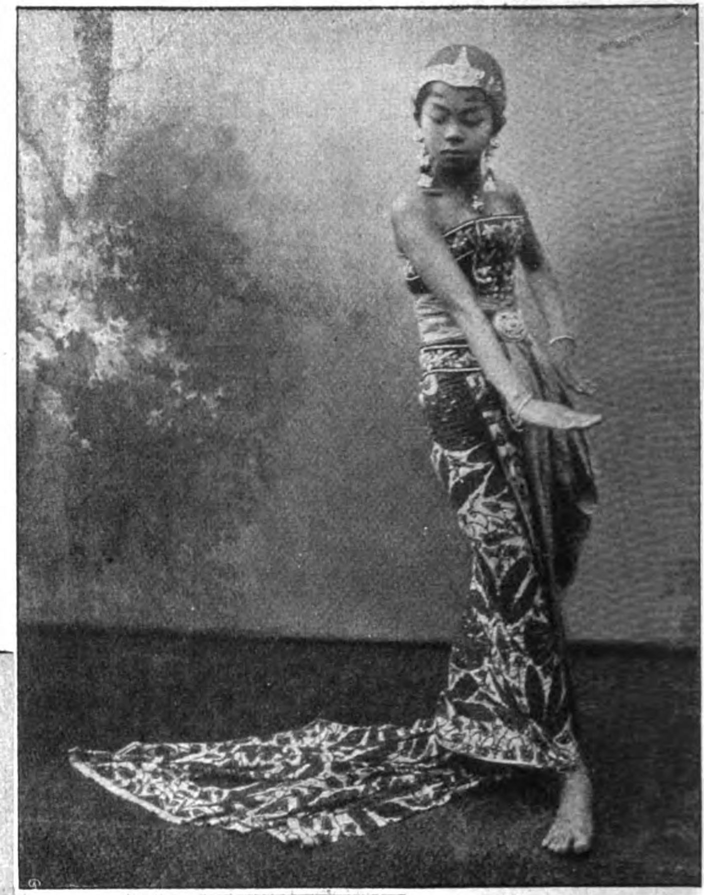
Phot. Chr. Scheel.

Kapitän zur See Ritter von Mann,
Chef des Stabes der Hochseeflotte.

Javanische Tänzerinnen.

Von Robert Saudek. — Hierzu 8 Aufnahmen.

Auf Java, der wunderreichen Insel des niederländisch-indischen Reiches, sind wir allen europäischen Lebensgewohnheiten entrückt. Es ist nicht etwa nur das tropische Klima, das unsere Bedürfnisse herabsetzt und wandelt — es ist die unvergleichlich paradiesische Landschaft, die uns mit leiser Ueberredungskunst täglich inniger dazu verlockt, mit den Javanern auf ihre Weise zu leben. Dann wird uns so frei und leicht, als wären wir durch ein sanftes Märchenland gewandelt. Die Erlebnisse auf dieser Wunderinsel scheinen keinerlei Zusammenhang mehr mit dem Leben der abendländischen modernen Menschen zu haben, und es gibt Stunden in unserm prosaischen und geschäftsmäßig hastenden Alltagsleben, da man der eigenen Erinnerung nicht traut. Waren sie wirklich, die stillen Tropennächte, die doch so voll von lautem Leben sind?



Junge Tänzerin.



Zwei javanische Tänzerinnen, die feindliche Reiter darstellen.

Tönten sie wirklich in die tiefschwarze Dunkelheit hinein, all die gespenstischen Tier- und Menschenstimmen, oder war alles nur ein Spiel der Phantasie?

Merkwürdig schrille, gequetschte Schreie, die aus einer Menschenkehle zu kommen scheinen, lassen mich auf meinem nächtlichen Spaziergang auf der Landstraße aufhorchen. Im ersten Augenblick glaube ich Notschreie zu hören, und der Schreck hemmt meine Schritte. Die seltsamen Töne aber wiederholen sich mit genauer Regelmäßigkeit und haben zweifellos eine zusammenhängende Tonfolge. Nun kann ich auch die melancholischen, sanften Töne des Gamelang und den dumpfen, brummenden Schlag des großen Gongs unterscheiden, und deutlich

quietscht der Rebab, eine zweiseitige Abart unserer Violine, dazwischen. Ich folge den Tönen und komme sehr bald an eine Lichtung. Der volle Mond bestrahlt das entzückendste Bild und dämpft durch sein bläuliches Licht die vielen bunten Farben der Gewänder, zu denen die wuchernden, tiefgrünen Tropenpflanzen einen eigenartigen Hintergrund bilden. — Da bin ich als einziger Europäer mitten hineingeraten in ein Topeng babakan, in ein malaiisches Straßentheater, zwischen eingeborne Tänzer und Musikanten.

Ich will mich beiseitedrücken, um das andächtig lauschende javanische Publikum nicht zu stören, aber die sehr liebenswürdigen braunen Menschlein machen mir Platz, schieben mich sanft in die vorderen Reihen, und hinter mir schließt sich der dichte Kreis der gespannt aufhorchenden Menge; mein Kommen hat keinerlei Unterbrechung verursacht, und die Tänzer lassen sich in der Ausübung ihrer Kunst nicht stören.

Im Hintergrund hockt im Halbkreis das malaiische Orchester am Boden, die Metallplatten des Gendeer und des Gamelang gangsa erklingen sanft, das Kenong, ein großer Metallkessel, etwa unserer Pauke vergleichbar, grollt dazwischen, der Gong brummt, der Rebab drängt sich ein wenig hervor, und all die andern seltsamen, zahlreichen Instrumente, die fast alle aus hohlen Bambusstämmen und -zweigen gemacht sind, lassen eine zarte, traurige Musik erklingen, die zwar mit dem, was wir unter Musik verstehen, nichts gemeinsam hat, die unser Empfinden aber dennoch weich und melodisch einlullt. Ein steinaltes, klapperdürres Weibchen, das ganz aus braunem, zerknittertem Leder zu sein scheint, hockt vor dem Orchester; ihre dünnen Finger halten einen Holzklöppel, mit dem sie fortwährend auf eine hölzerne Platte schlägt, und ihrer ausgemergelten Brust entringen sich jene lauten und schrillen Quetschtöne, die mich hierhergelockt haben. Also ein weiblicher Dalang, eine Märchenerzählerin! — Ihre grellen Kreischtöne erklingen unermüdlich in der gleichen Stärke. Es ist mir unerfindlich, woher das verhutzelte Mütterchen die Kraft nimmt. Sie verstummt nur, wenn ihre Gegenspielerin, eine junge Person, die Rolle des Dalang für kurze Zeit übernimmt. Die Stimme der Jungen ist vielleicht nicht ganz so schartig, aber sie singt mit den gleichen schrillen Quetschtönen ihren Text herunter.



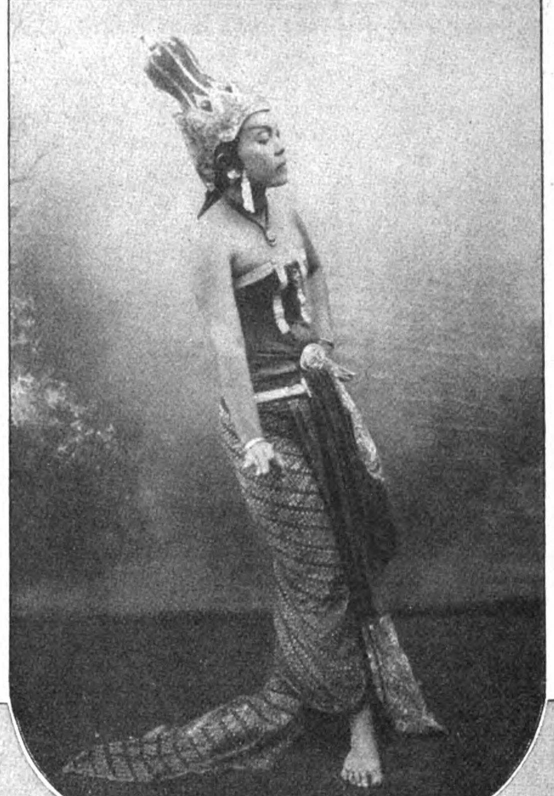
Die schönste Tänzerin des Sultans von Djocja.

Zwei Tänzerinnen bewegen sich in dem leeren mondbeschienenen Halbkreis und illustrieren durch pantomimische Tänze die Heldenerzählungen des Dalang. Die Mädchen sind phantastisch bunt aufgeputzt, ihre kleinen Köpfe tragen kriegerische Helme (Abb. S. 2214). Sie stellen zwei feindliche Ritter dar. In abgezirkelten steifen und eckigen Bewegungen, die aber trotzdem eine eigenartige Grazie nicht entbehren, schieben sich ihre nackten braunen Füße über den steinigen Boden. Die Arme krümmen und heben sich, die schönen kleinen Hände

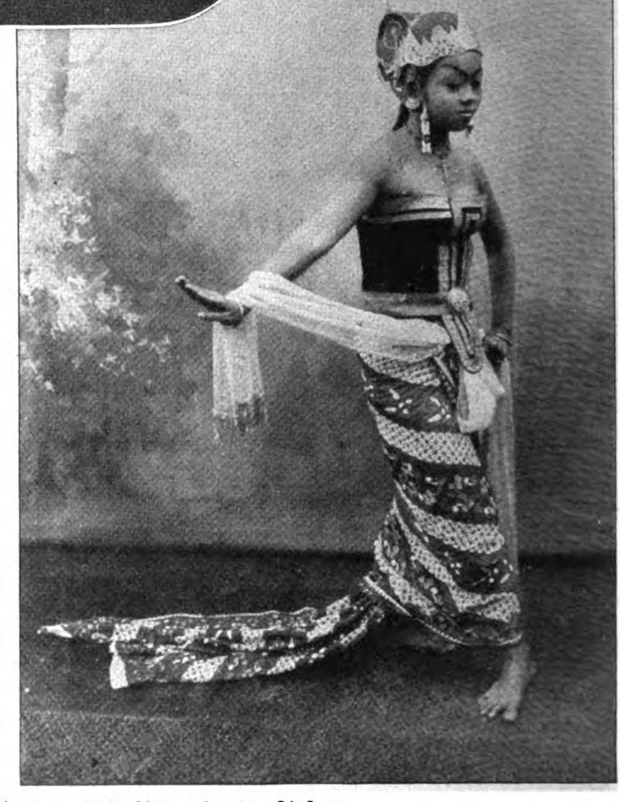


ergreifen mit gespreizten Fingern bunte Seidenenden, die ihnen von der Taille über die Hüften hängen, und schwenken sie charakteristisch ruhevoll auf und nieder. Die Tänzerinnen begegnen einander, entfernen sich wieder, schlagen die Hände zusammen, fallen in die Knie, beugen sich nach vorn und zur Seite. Dies alles führen die Mädchen in ruhigen, gleichmäßigen Rhythmen und mit tödlichem Ernst aus. In ihren wohlgebildeten Gesichtern bewegt sich kein Muskel, der Ausdruck ihrer Züge wechselt nicht, es ist, als verstünden sie weder zu lachen noch zu weinen.

Der erste Teil der Vorstellung ist beendet, das Orchester ertönt lauter, die Alte arbeitet unermüdlich mit dem Holzklöppel und singt ihre Erzählung weiter. Der Szenen- und Kostümwechsel findet bei voller Mondbeleuchtung und vor den Augen des Publikums statt; Garderobieren und Kulissenschieber braucht das wandernde Märchentheater nicht. Die jungen Tänzerinnen drehen uns ganz einfach für eine kleine Weile den Rükken zu, und die beiden Sängerinnen sind ihnen beim Abnehmen der Ritterhelme behilflich. Sie nehmen nun groteske, langnasige Masken vors Gesicht, sehen noch kriegerischer aus als vorher und beginnen von neuem den Tanz. Spinöse und niederträchtig lächeln sich diese Masken an und erscheinen, trotzdem sie aus bemalter Pappe sind, durch dies grimmige Lächeln fast weniger leblos als vorher mit ernsten Mädchengesichtern aus Fleisch und Blut. Wir Zuschauer merken jetzt erst, wie böse diese beiden zierlichen Ritter in Frauenkleidern aufeinander sind: gewiß, es wird ohne einen kleinen Mord nicht abgehen, die Pappnasen strecken sich gar zu spitz und feindselig in die Welt. Der Gamelang klingt stärker, die Alte wird noch um ein paar Nuancen schriller, und die kleinen, nackten Füße trampeln ein paarmal fest und kriegerisch auf. „Aha, es kommt zum Klappen." Und richtig, nach ein paar „Gängen" liegt







Tänzerinnen einer malaiischen Wandertruppe in ihrem bunten Aufputz.

der eine Ritter besiegt an der Erde, und der andere stützt stolz die Hände in die Hüften und streckt die siegreiche Pappnase triumphierend in die Luft.

Das Spiel ist aus, die Tänzerinnen nehmen die fürchterlichen Masken ab, und nun geschieht ein Wunder. Die götzenhaft unbeweglichen Gesichter verziehen sich plötzlich zu einem ganz menschlichen Lächeln, ihre Besitzerinnen knien anmutig zu den Füßen der Zuschauer nieder und halten schelmisch die Ritterhelme hin, um das Spielhonorar einzusammeln. Man sieht daran, daß Geldnehmen immer eine lustige Angelegenheit ist, selbst bei den kleinen javanischen Tänzerinnen, deren ernste und unbewegliche Mienen selbst den Europäer vorher ordentlich ehrfurchtsvoll gestimmt hatten.



Eine „Serimpi" (fürstliche Tänzerin).

Tänzerin im Palast eines Sultans.

Die Künstler müssen mit ihrer Einnahme zufrieden sein, denn sie geben aus eigenen Stücken noch einen Tanz zu, ohne nochmals um ein Geldgeschenk zu bitten. Dann packen sie ihre Geräte und Instrumente zusammen und wandeln auf nackten Füßen in den Urwald hinein, bis zum nächsten Städtchen, wo man ihre Künste vielleicht wird sehen wollen. Wir sentimentalen weißen Menschen vermögen es nicht ohne Rührung zu sehen, wie dies Künstlervölkchen still und bescheiden durch die Lande zieht und mit dem geringsten Lohn zufrieden ist. Die Tänzerinnen wandeln im vollen Ornat ihrer Ritterrollen über Geäst und Stein, und die alte Frau und ein winzig kleines braunes Bürschchen von etwa 3 Jahren, das Söhnchen

einer Tänzerin, laufen wacker mit der ganzen Truppe mit. Ich habe während meines Aufenthalts auf Java noch häufiger tanzen sehen, nie aber hat mich das Fremdartige und Zauberische der javanischen Tänze so stark berührt wie in jener Nacht, da die arme umherziehende Wandertruppe ihre Künste im Mondlicht produzierte. Selbst die Serimpis, die prächtig gekleidet und mit Edelsteinen überladen sind und sozusagen im festen Engagement der einheimischen Fürsten stehen, haben mir nicht einen so starken Eindruck machen können. Vielleicht fiel auch hier, wie so häufig im Leben, das Wunderbare der Gewohnheit zum Opfer.

Durchs Ziel.

Roman von

Heinz Tovote.

16. Fortsetzung.

Widding hatte jetzt mannigfachen Ärger im Dienst. Der neue Kommandeur, der anfangs so nett war, erschien weniger liebenswürdig. Er ärgerte sich vielleicht, daß die Hofhaltung, von der er sich so viel versprochen hatte, für ihn ohne Bedeutung war; denn im Winter waren die Herrschaften häufig in Berlin, die übrige Zeit des Jahres brachten sie auf ihrem Sommersitz zu.

Das wurmte ihn, und Widding hatte als Adjutant am häufigsten darunter zu leiden. Ihm wurden die mannigfachsten Klagen vorgebracht, er sollte zur Besserung beitragen, aber er mußte die Achseln zucken und konnte nicht abhelfen. Und das wollte man Widding nicht glauben; vor allem Beckenstedt, der es als persönliche Beleidigung auffaßte, daß nicht alles ging, wie er sich gedacht hatte und gern haben wollte.

Ihm wurde der Urlaub zu den Rennen nicht so bewilligt, wie er das gewöhnt war.

„Ein Eskadronchef habe mehr zu tun, als auf Rennbahnen herumzuhoppen", hatte der Oberst gesagt, während Widding viel eher reisen konnte.

Der Major Graf Orlig machte ihm vergebens klar, daß Widding den Urlaub zu seinen Ritten bekam und in seiner Stellung eher abkömmlich war als ein Rittmeister. Der Kommandeur hatte gemeint, daß Beckenstedt doch nur als Zuschauer dabei sei, wenn seine Pferde liefen. Da er aus dem Leutnantsalter heraus sei, gehöre er vor seine Schwadron. Das sei wichtiger, das andere ein Firlefanz, den ein gesetzter Mann nicht mehr mitzumachen brauche.

Beckenstedt faßte das persönlich auf und ließ sich nicht ausreden, daß Widding schuld daran trage, der eben mehr an sich denke und nicht auch aus Kameradschaftlichkeit für ihn Urlaub erwirkte.

Er ließ durchblicken, als ob Widding das mit Absicht tue und ihn aus Konkurrenzneid fernhalte.

Es waren vage Redensarten, wie: Widding könne mehr tun! er müsse es auch, sonst könnten andere leicht auf den Gedanken kommen, daß er es an Eifer fehlen lasse, wo er allen Anlaß haben mußte, den leisesten Verdacht von sich fernzuhalten.

Widding ging zu Grehlen, der in Hannover auf Reitschule gewesen war, um mit ihm die Angelegenheit zu besprechen und zu beraten, was er tun solle. Der Freund erklärte sich sofort bereit, Beckenstedt aufzusuchen und ihn um Aufklärung zu ersuchen, vorläufig im eigenen Namen, indem er Widding noch aus dem Spiel ließ.

Er deutete an, wie Widding die Redensarten falsch auffassen könne; und Beckenstedt erklärte denn auch, daß es ihm völlig ferngelegen habe, Widding irgendwie zu nahezutreten. Aber er betonte wiederum seine Auffassung, nach der Widding alle Veranlassung habe, nicht selbst so viel in alle Windrichtungen zu fahren, während selbst kleinere Reisen anderen abgeschlagen wurden.

Grehlen riet ihm, wenn er sich zurückgesetzt fühle, so solle er sich direkt an den Kommandeur wenden, da Widding mit den Urlaubsgesuchen und Bewilligungen nicht das geringste zu tun habe.

Jedenfalls war Beckenstedt in aller Form gewarnt, daß er nicht weiter schimpfte. Er hatte dann keine Entschuldigung, wenn ihn Widding bei der nächsten Gelegenheit direkt zur Rede stellte.

In der nächsten Zeit sollten sie als schärfste Konkurrenten aufeinander treffen.

In Hannover mit ihren Pferden, in Strausberg würden sie auch als Reiter ein Duell auszufechten haben.

Grehlen riet Widding, seine Aliena dort nicht laufen zu lassen. Weshalb sollte er die Sache noch mehr zuspitzen?

„Das wäre ja noch schöner", sagte Widding. „Sport ist Kampf, und ich weiche nicht. Wenn Beckenstedt sich mit mir nicht messen will, mag er zurücktreten."

„Tu, was du willst. Mußt es am besten wissen. Ich ginge ihm aus dem Weg."

„Fällt mir nicht ein. Mag er Reugeld zahlen. Ich reite. Viertausend Mark haben oder nicht, ist schließlich kein Pappenstiel."

„Nein, wie geldgierig du geworden bist! Man sieht doch: der idealste Sport verdirbt den Charakter."

„Möglich! Man kann dabei neidisch werden, gewinnsüchtig, rechthaberisch, und wenn man dazu veranlagt ist, wünscht man seinen Gegnern Hals- und Beinbruch, wenigstens den vierbeinigen. Die Enttäuschung macht einen griesgrämig und melancholisch, kurz, man wird in der Tat ein schlechter Mensch, wenn man nicht von Natur solch guter Kerl ist, wie ich das bin."

„Na also, Widding, bleib es aber auch. Hör mal, du verkehrst wieder eifrig bei Gerda Röbbeln?"

„Wer sagt das?"

„Nun! Man erzählt es sich allgemein!"

„Und? . . ."

„Weiter nichts! Ich dachte, der gute Beckenstedt hätte sich dort ein warmes Nest gebaut."

„Ein Nest wohl, ob aber auch warm?"

„So meine ich das nicht, lieber Kerl! Frau Gerda ist über jeden Verdacht erhaben. Das ist klar. Wir wollen lieber sagen, er hat versucht, sich einzunisten."



„Scheint ihm nicht ganz gelungen zu sein, wenigstens nach dem, was Frau Gerda äußerte."

„Er steht mit Röbbeln gut, sogar sehr gut. Mit dem bummelt er jetzt."

„Siehst du, Grehlen, das kann ich nicht. Vielleicht zwei Ehemänner zusammen, ja. Aber mir als Junggesellen, der ich weiß, was für eine nette Frau daheim auf solch einen durchgehenden Ehemann wartet, mir ist das eklig, zumal, wie ich mit Gerda gestanden habe."

„Verstehe ich vollkommen."

„Nein, Grehlen, da kann ich nicht mitmachen. Ich glaube, Röbbeln nimmt mir das übel, hält mich für einen Philister. Ich bin keinem Menschen Rechenschaft schuldig. Wenn wir beide Dummheiten machen, geht das niemand was an. Wir dürfen! Aber bei denen? Wozu haben sie eigentlich geheiratet und sich ein Heim geschaffen, wenn sie sich nachher wieder mit andern abgeben?"

„Ja, mein Junge! Man wird wohl dadurch gerade im Anfang verdorben, daß einem die Ehe nicht immer alles hält, was man sich so versprochen hat. Ich stehe ganz auf deinem Standpunkt. Ich würde nie ein Spielverderber sein und mich nicht unter den Pantoffel bringen lassen, aber schließlich würde ich mich doch wohl fragen: Wozu das alles? Lohnt es sich?"

„Sieh, wenn man daheim ein Schrecknis hat, kann ich's begreifen. Aber Gerda Röbbeln ist doch alles andere."

„Und Frida Kirschenreuter? Was ist das?" . . .

„Ja, lieber Junge, das ist so eine Sache."

„Du hast sie wohl an die Stelle von Gerda rücken lassen, scheint mir? Freundschaftsersatz?"

„Das wohl nicht; aber man hat ja sonst kein weibliches Wesen, mit dem man mal nett plaudern kann. Ihr Alter, mit seinem ewigen Mißtrauen, hat gegen mich, scheint's, nicht viel einzuwenden. Fridel ist ein kluges Mädchen und so angenehm, und dann habe ich immer die Empfindung, als müsse man an ihr wieder gutmachen, was ein dummer Zufall ihr angetan hat."

„Und da willst du dein Teil mit zu beitragen?"

„Will ich!"

„Du! Sie ist eine glänzende Partie, objektiv betrachtet, die beste im ganzen Umkreis."

„Weiß ich! — aber Kirschenreuter?"

„Den Namen verliert sie ja."

„Bei uns nicht, wo jedes fremde weibliche Wesen sich zuerst einmal erkundigt, was für eine Geborene die andere ist, ehe sie sich ihr nähert."

„Und die böse Geschichte mit der Mutter!"

„Das ist das Schlimme daran, freilich!"

„Hast du wieder recht."

„Es kommt zu viel zusammen! Sie ist fest entschlossen, nicht zu heiraten. Wir haben neulich darüber gesprochen."

„Habt ihr das?" . . .

„Ja! Warum nicht? Nee du! Sie ist sich g a n z klar. Rührend klar. Und diese verteufelte Resignation reizt einen zum Widerspruch, daß man fast versucht wird, nur um ihr das Gegenteil zu beweisen, ihr einen Antrag zu machen."

„Hübsch ist sie ja! Das muß man ihr lassen!"

„Und kleidet sich mit raffinierter Einfachheit, daß keine andere dagegen ankommt."

„Ja, mein Junge. Wenn man nicht der Träger eines bunten Rockes wäre, hätte manch einer die Sache in ernsteste Erwägung gezogen, vorausgesetzt, er käme näher mit ihr zusammen, was freilich von uns allen nur d i r allein blüht."

„Könnt mich ruhig darum beneiden, allesamt."

„Tun wir auch!"

„Also, ihr redet darüber?"

„Wie man eben über solche Dinge redet, gewiß."

„Von mir aus! Aber das sage ich dir: kommt mir das Geringste zu Ohren, was mir nicht paßt, dann fasse ich mir den betreffenden!"

„Keine Sorge! Es fällt niemand ein. Auf Wort nicht."

„Wollte ich euch auch geraten haben!"

„Du bist wirklich in einer Weise kriegerisch gestimmt!"

„Bin ich gar nicht. Bin im Gegenteil der friedfertigste Mensch von der Welt, wenn man mich in Ruhe läßt. Mehr will ich nicht. Das verlange ich aber auch."

„Also dann lasse ich dich jetzt in Ruhe, lieber Junge. Das mit Beckenstedt überlege dir. Geh ihm aus dem Weg. Er ist geladen auf dich!"

„Ich weiß, aber ich kümmere mich nicht darum. Laß gut sein, Grehlen, ich werde ihn nicht unnütz reizen. Aber ich gehe ihm auch nicht einen Zollbreit aus dem Weg. Das Ausweichen ist an ihm allein."

* * *

Der Diener trat bei Gerda von Röbbeln ein und meldete den Rittmeister von Beckenstedt.

Einen Augenblick lang überlegte sie und sah Fritz Widding an, der seit einer halben Stunde bei ihr auf der Terrasse saß, dann sagte sie: „Ich lasse bitten!" . . .

Als der Diener fort war, fügte sie hinzu: „Wie abscheulich, aber es ging nicht anders. Vielleicht geht er gleich wieder, wenn er sieht, daß er hier überflüssig ist."

Widding schüttelte zweifelnd den Kopf.

Es war traumhaft ruhig auf der Gartenterrasse. Die Markise war herabgelassen, obgleich die Sonne nicht bis hierher drang, aber sie gab bei dem stahlblauen Himmel ein wunderbar gedämpftes Licht, das den Augen und der ganzen Stimmung wohl tat.

Die Drosseln jagten sich auf den gepflegten Wegen, zuweilen ließ der grüne Papagei kreischend seine Stimme aus der Nebenvilla ertönen.

Auf einer Matte lag ihres Mannes Barsoi, der sich an Gerda angeschlossen hatte. Trotz seiner Anhänglichkeit mochte sie das Tier nicht recht; sie behauptete, es habe einen Kopf wie ein Fuchs und unehrliche Augen.

Jetzt hob er den Kopf, als er Schritte hörte, aber beachtete Beckenstedt nicht weiter, während er bei Widding jedesmal aufsprang und ihm entgegeneilte.

Beckenstedt küßte Frau Gerda die Hand und gab Widding flüchtig seine Fingerspitzen.

„Ah, sieh da! Sie hier?" fügte er hinzu.

„Wie Sie sehen, ja!" . . .

Widding hatte es lässig gesagt, während in Beckenstedts Stimme eine verhaltene Gereiztheit lag.

„Ja," sagte Gerda, „wir haben die alte Freundschaft wieder aufleben lassen."

„Das ist ja sehr erfreulich."

Widding verhielt sich still. Er saß da wie selbstverständlich und wartete auf das, was Beckenstedt sagen würde, der ein Gespräch gewaltsam herbeiführte, das nicht vorwärts gehen wollte.

Schließlich sah Widding ein, daß es auf die Dauer nicht ging, er beteiligte sich ein wenig daran, und dann erhob er sich. Es war doch wohl besser, er zog sich zurück,



denn er konnte schwerlich abwarten, daß Beckenstedt ihm das Feld überlassen würde. Es schien ihm unklug, in irgendeiner Weise Gerda zu schaden, wenn er unnütz lange blieb.

So erhob er sich denn, verabschiedete sich von Gerda und wartete, ob Beckenstedt mit ihm kommen würde. Der aber blieb wie der Sieger zurück, nur daß sein Triumph sofort getrübt wurde, weil Widding auf der Treppe zur Terrasse der Frau Major von Hübner begegnete, die Besuch machen wollte.

Nun konnte Beckenstedt sich nicht anschließen, obgleich er die Dame nicht mochte, die immer beleidigend kühl zu ihm war. Ein paar Augenblicke mußte er noch bleiben, denn er traute sich nicht, sie zu reizen, wenn er offensichtlich die Flucht vor ihr ergriff.

Widding aber freute sich, daß der Rittmeister so rasch mit seinem Triumph abgefallen war. Nun blieb er nicht mit Gerda allein und fand keine Gelegenheit, über ihn zu reden.

Flüchtig hatten sie die bevorstehenden Rennen gestreift, und Beckenstedt hatte gesagt: „Ihre Pferde sind wohl alle ganz fertiggemacht?"

„Man tut, was man kann", sagte Widding.

„Natürlich; Sie haben ja auch reichlich Zeit, sich darum zu kümmern."

„Das tu ich leider mehr brieflich. Ich habe meine Gäule seit zwölf Tagen nicht gesehen."

„Ach? Ich dachte, Sie wären alle Augenblicke draußen?"

„Keineswegs! Dazu habe ich keine Zeit. Mein Trainer sorgt schon."

Damit hatte er das Thema fallen lassen und Gerda in das Gespräch hineingezogen.

Beckenstedt hatte sich in Frankreich einen Steepler erstanden: Ecrivain, einen alten Kämpen, der drüben die größten Erfolge erzielt hatte. Da mußte ihm Black Head im Weg sein, der glänzend im Gang war, und dem in den Zeitungen von allen deutschen Pferden die größte Chance im Großen Berliner Jagdrennen zugebilligt wurde.

Schade, daß dies Rennen mit seinen 80 000 Mark kein Herrenreiten war und Widding seinen Hengst einem Jockei anvertrauen mußte. Er hätte ihn lieber selber geritten, hatte lange geschwankt, ob er ihn dafür nicht im Kaiserpreis laufen ließ, aber der Große Preis lockte zu sehr. Das war eine schöne, runde Summe, nach der die Hand auszustrecken schon ein großer Reiz war, dem man sich nicht entziehen konnte.

Er wollte selbst Black Head noch einmal im Rosenbergrennen zuvor reiten, um zu sehen, ob er ihm vertrauen konnte oder ihn lieber in das Internationale Hürdenrennen am Tage zuvor steckte und später dann mit ihm auf die Armee marschierte.

Aber er bekam dann gewiß zuviel Gewicht, vor allem durfte der Tag nicht zu heiß sein, das machte Black Head in letzter Zeit nervös, dann ging er nicht so willig wie sonst.

Diesmal mußte es sich entscheiden, ob das Glück ihm günstig war. Er selbst fing wahrhaftig an, nervös zu werden, vor allem, seit er beständig das süffisante Gesicht Beckenstedts vor sich sah. Aber diese Unruhe gab sich jedesmal, wenn die Entscheidung direkt bevorstand. Nur das Warten war unangenehm.

* * *

Ehe Widding sich heute in Karlshorst auf die Tribüne begab, schlug er den Waldweg vom Eingang an ein, an der großen Eiche mit ihrer Rundbank vorbei, die breitästig zwischen den rotbraunen Föhren stand, und er warf einen Blick in den Stall, in dem Black Head und Rat mort untergebracht waren. Der Stallmann stand in der offenen Tür. Er war verantwortlich, daß niemand die Pferde störte, bis sie hinausgeführt wurden. Ein fremder Bursche stand in der Nähe, der sich langsam entfernte, während Widding herankam und eintrat, um den beiden Gäulen den Hals zu klopfen.

Black Head kam ihm sofort entgegen und schnopperte an ihm herum.

„Nein, mein Alter, ich habe keinen Zucker! Vor dem Rennen gibt's das nicht."

Dann nickte er dem Aufseher zu und ging auf den Sattelplatz, über den eben das erste Glockenzeichen schallte.

Überall wurden die Pferde im Kreis herumgeführt, und die Zuschauer sahen, da die Gäule noch in ihre Decken eingehüllt waren, nach den Armbinden der Stallburschen und suchten in dem Programmheft nach, wen sie da vor sich hatten.

„Na, Widding? Black Heads Starten im Rosenbergrennen heute ist eine Vorprüfung für den Großen Preis, was?"

„Freilich, wollen mal sehn, was sich machen läßt!"

„Ich dachte, Beckenstedt wollte seinen Ecrivain auch im Rosenbergrennen laufen lassen. Ich höre eben, daß er Reugeld gezahlt hat und dafür Blue Trady stehen läßt."

„Ach, nicht möglich!"

„Hat wohl Angst vor Ihnen? Will seine Karten nicht aufdecken?"

„Keine Ahnung!"

„Also machen Sie Ihre Sache nachher gut. Ich lege ein paar Pfund auf Ihren Ritt an. Wenn auch nicht viel bei Ihrer Favoritenstellung herauskommen kann, ein bißchen bringt es doch wohl noch ein. Beckenstedts Blue Trady ist auch nicht schlecht."

Widding ging vor dem zweiten Rennen an der Tribüne vorbei und sah dort in einer Loge Frida Kirschenreuter. Er stieg zu der Loge hinauf, um sie zu begrüßen, und sagte ihr: „Ich habe eben Snowhill besucht! Tadellos."

„Schade, daß Sie ihn nicht reiten können."

„Ja, wenn ein Gaul so gut im Gewicht fortkommt, wäre es töricht, ihm unnütz durch den Reiter mehr aufzuhalsen."

„Wenn Sie nicht schon zwei Ritte hätten, würde ich Sie trotzdem gebeten haben."

„Das Vertrauen ehrt mich, aber es ist besser so. Archim ist sehr gut für Snowhill, das ist der sichere Sieg. Sie sollen mal sehn! Da kommen die Pferde schon. Rowdy, Gerte, Muschik, und da kommt Snowhill, ein Mordstier. Auf die Entfernung wirkt er noch eindrucksvoller als in der Nähe."

„Ich habe Herzklopfen. Ach, wenn Sie doch hier bleiben könnten."

„Aber mit größtem Vergnügen."

„Möchten Sie nicht lieber auf Ihre Tribüne?"

„Im Gegenteil. Sehen Sie, gut gesprungen. Oh — oh, was ist mit Muschik? Ist ja schaudervoll zu sehen."

„Müssen Sie sich nicht umziehen?"

„Nur Rock wechseln und die Mütze, das ist alles."

„Sind Sie nicht aufgeregt?"

„Fast gar nicht und in fünfundzwanzig Minuten überhaupt nicht mehr."

„Wie lange das dauert. Diese Promenade am Start

ist doch höchst überflüssig. Snowhill gefällt das nicht. Die Pferde sehen sich und werden nur ungeduldig, daß es noch nicht losgeht."

„Wie wir alle, nur daß die Leute noch wetten wollen. Die Zeit dazu muß ihnen eben gegönnt werden."

„Ab! . . ."

Nun schwiegen sie und verfolgten mit den Gläsern das Rennen, das endlich abgeläutet war.

„Snowhill liegt sehr gut."

„Oh, was war das? — Nein! Doch nicht! Snowhill ist noch dabei; ich glaubte eben, er wäre am Graben gestürzt. Es war Rowdy."

„Sehen Sie, wie schrecklich. Deshalb ist mir Hoppegarten viel lieber. Da kommen solche Zufälle nicht vor, da ist alles einfacher."

„Gewiß! Aber da tue ich nicht mit. Jetzt liegt Snowhill neben dem zweiten. Er macht das Rennen."

Schon kamen die Pferde in den Einlauf, und obwohl zwei andere Pferde an ihn herankamen, galoppierte Snowhill überlegen durchs Ziel.

„Also: ich gratuliere!"

Sie saß blaß da und zitterte ein wenig. Leise sagte sie: „Sehen Sie, wie gern würde ich nun hinunter und mit dabei sein, wenn Snowhill abgesattelt wird, und muß nun hier wie gebannt bleiben. Gehen Sie, Sie müssen ja fort, und geben Sie ihm im Vorbeigehen einen dankbaren Klaps. Ich wäre sehr zufrieden mit ihm."

„Will ich gern besorgen."

Er eilte zur Wage, während aller Augen nach oben gerichtet waren, denn mit schnurrenden Propellern flog langsam und majestätisch die silbernschimmernde Hansa langsam um den Rennplatz und verschwand dann in der Ferne, um nicht zu stören.

Widding blieb einen Augenblick stehen, nachdem er rasch noch bei Snowhill den Belohnungsklaps angebracht hatte.

Dann ging er nach dem Sattelplatz, sich nach Black Head umzusehen.

Als er nahekam, hörte er, wie ein Junge sagte: „Aber das ist ja unser Eimer, hier ist eurer."

Er machte sich an der Box zu schaffen und verschwand rasch, ohne daß jemand weiter auf ihn achtete.

„Es ist schwül. Ich glaube, wir lassen Black Head tüchtig saufen", meinte Mister Walters. „Er kann es vertragen, und es erfrischt ihn jedesmal."

„Bitte!" . . .

Und der Trainer hob ihm selbst den Eimer hin, der Gaul schnopperte und sog das Wasser ein. Dann pausierte er und schnobberte lustlos.

„Na, magst du heute nicht?"

Er hielt ihm nochmals das Wasser hin, aber auch diesmal soff er nicht.

„So, und nun komm, my darling."

Mister Walters griff nach dem Schwamm, ließ ihn voll Wasser saugen und fuhr Black Head damit tief in das Maul, wo er ihn ausdrückte, ein-, zweimal, daß das Wasser nur so tropfte.

Black Head schüttelte sich, aber er sog es mit den Lefzen ein.

Es wurde an ihm gebürstet und gestriegelt, die Nasenlöcher ausgewischt, der Schweif geglättet. Geduldig ließ er alles mit sich geschehen, indem er nur zuweilen den Kopf warf, wenn der Junge den Zügel zu fest hielt. Dann wurde er hinausgeführt, und schon war es Zeit zum Aufsitzen.

Widding prüfte noch einmal die Sattelgurten und Bügelriemen. Dann schwang er sich behend aufs Pferd und ließ sich in die andrängende Menge des Sattelplatzes führen, und dann war er draußen auf dem grünen Rasen und galoppierte bald auf die Probehürde zu.

Es kam ihm vor, als springe Black Head nicht so selbstverständlich leicht wie sonst. Am Start verhielt er sich ganz ruhig und blieb beim ersten Mal stehen.

Falscher Start! . . . den er verursacht hatte, was ihm noch nie passiert war. Beim zweiten Mal kam er gut mit ab, konnte aber seine Beine nicht finden und galoppierte am Schluß in dem ruhigen Tempo, das die vorderen Pferde einschlugen.

Widding versuchte ihn aufzurütteln, aber er reagierte nicht darauf, dann wartete man eben noch, die Reise war ja lang. An der Mauer wäre er fast gestürzt. Er ging darüber weg, als ob es eine lebendige Hecke sei, riß ein paar Fetzen des Rasenbelags ab, daß die Erde stob, und fiel dabei noch mehr zurück. Es war unmöglich, ihn vorwärts zu bringen; er wurde immer langsamer, und das Feld war schon weit voraus, daß er keinen Anschluß mehr finden konnte. Die nächste Hürde ließ er ihn noch springen, fast wäre sie ihnen beiden zum Verhängnis geworden — dann ließ Widding dem Hengst die Freiheit, der langsamer wurde und zuletzt in einen müden Schritt fiel.

Was war denn mit ihm? Wenn das so weiter ging, bekam er das Pferd nicht über den Platz, während die andern schon durchs Ziel hindurchgaloppierten.

Widding sprang ab und blieb neben Black Head stehen, der den Kopf hängen ließ. Der Hengst war krank. Er bekam einen jähen Schreck und zog ihn am Zügel fort, aber nur schwer bewegte er sich von der Stelle, als wolle er am liebsten stehenbleiben, um sich niederzutun.

Er führte ihn gleich zu den Ställen im Wald, aber er mußte ein paarmal stehenbleiben. Die Menschen liefen zusammen, als er sich näherte. Er las auf allen Gesichtern die Verwunderung und schickte einen Jungen fort, daß er den Tierarzt holen sollte.

Als Black Head in eine leere Box geführt wurde, stand er stumpf da, Wasser verweigerte er, und dann legte er sich nieder, was er sonst nie tat.

Der Trainer war ratlos.

„Als ob er vergiftet sei!"

Frida Kirschenreuter stand neben ihm, und er hörte, wie sie zum Doktor sagte: „Herr Doktor, ich glaube, er ist gedopt. Es ist gar nicht anders möglich."

„Glauben Sie?"

„Ja, es kann kaum was anderes sein."

Der Arzt schickte fort, um ein paar Gläschen zu holen, und entnahm dem Pferd Speichelproben.

„Ich finde sonst nichts; mir scheint's a u ch , als habe man ihm ein Betäubungsmittel beigebracht."

„Das ist ganz ausgeschlossen!" sagte Mister Walters. „Black Head wurde keinen Augenblick allein gelassen."

Der Stallmann und alle Burschen wurden gerufen und befragt. Nichts kam heraus. Endlich fiel dem Jungen, der Black Head gehalten hatte, ein, daß kurz vor dem Satteln einer mit einem Eimer gekommen war und dafür den an der Box stehenden, den er selbst mit Wasser gefüllt hingestellt hatte, fortgeholt hatte, mit der Behauptung, es sei i h r Eimer.

Aus diesem Eimer hatte Black Head dann zu saufen bekommen.

Der Junge sollte seinen Kollegen beschreiben, aber

er kannte ihn nicht, hatte ihn nie gesehen und gar nicht darauf geachtet.

Widding sagte: „Ja, das habe ich auch gesehen, wie einer sich an dem Eimer zu schaffen gemacht hatte. Aber wer das getan hat, weiß ich nicht. Keine Ahnung, wie der Mann ausgesehen hat."

„Wo ist der Eimer geblieben?" fragte der Arzt.

Er ging mit dem Stalljungen fort. Der Eimer wurde gefunden, aber der Junge hatte ihn gleich ausgeschüttet. Es war ihr eigener Eimer, das stimmte.

Auf diese Art war nichts herauszubekommen.

„Wer hat denn das Rennen gemacht?" fragte Widding.

„Rittmeister von Beckenstedt mit Blue Trady."

Beckenstedt? Aber nein! Was für ein Gedanke ihm kam. Das war ja Unsinn, sagte sich Widding. Er war zwar der einzige, der ein Interesse hatte, daß Black Head ausschied, aber es war ausgeschlossen, daß Beckenstedt seine Hand dabei im Spiel haben konnte.

(Fortsetzung folgt.)

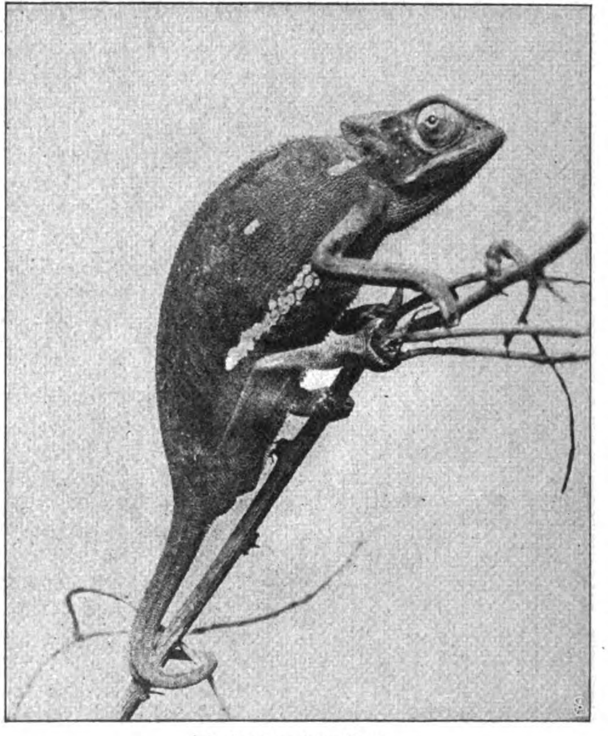
****

Das Chamäleon.

Von Aenny Fahr. — Hierzu 6 Originalaufnahmen der Verfasserin aus dem Zoologischen Garten Frankfurt a. M.

Unter einem „Chamäleon" stellen sich Uneingeweihte meistens ein stumpfsinniges und träges Tier vor, das sich tage- und wochenlang auf ein und demselben Fleck aufhält und befähigt ist, öfters plötzlich seine Farbe zu wechseln. Letzteres ist ja bei diesen sonderbaren Tieren auch tatsächlich der Fall, und zwar in sehr ausgeprägter Weise, trotzdem ist dies jedoch nicht die einzige Merkwürdigkeit des seltsamen Geschöpfs. Man kennt bis jetzt etwa 85 verschiedene Arten, von denen die Hälfte auf Madagaskar und den benachbarten Inseln, die andern im heißen und gemäßigten Afrika leben.

Die Chamäleons gehören der vierten Ordnung der Schuppentiere, der 2. Unterordnung „Wurmzüngler" und der Familie „Chamaeleontidae" an. Letztere Familie zerfällt nun wiederum ihrerseits in die Gattungen: Rhampholeon, Chamäleon und Brookesia.



1. Lappenchamäleon.

Mit Unrecht werden diese Tiere als langweilig verschrien, weil sie oft stunden- und tagelang auf ein und demselben Platz verharren. Wer aber die Tiere genau beobachtet und versucht, einen Einblick in deren Tun und Treiben zu gewinnen, der wird sich gar bald vom Gegenteil überzeugen. Allerdings trifft man die diesen Tieren eigene Langsamkeit der Bewegungen nur bei sehr wenigen anderen Kriechtieren an.

An den Chamäleons ist eigentlich alles interessant. Zunächst der Körperbau, der diesen herrlichen Baumechsen ein merkwürdiges Aussehen gibt. Der helmförmige Kopf nicht minder wie der Leib, der Wickelschwanz, der sich spiralförmig aufrollen läßt und zum Festhalten beim Klettern im Geäst dient, sowie die langen Beine, deren zangenartige Greiffüße auf die Klettereigenschaft des Tieres hinweisen. Jeder Fuß besitzt je zwei und drei Zehen, die mit kleinen Krallen versehen sind; die beiden Außenzehen können nach rückwärts gedreht werden. Hochinteressant sind die irisartig funktionierenden, ringförmigen Augenlider; die Augen sind mit einem winzigen Lidspalt versehen, voneinander völlig unabhängig und können ausgedehnte Drehbewegungen in der Augenhöhle ausführen. Die Zunge ist lang und fleischig und läßt sich auf mehr als Körperlänge Entfernung hervorschleudern.

Die Tiere vermögen ihren Körper in senkrechter Richtung unter seitlicher Abplattung durch Aufblähen der Lungen auszudehnen. Eins der eigenartigsten Merkmale ist natürlich der Farbwechsel, der sich mitunter sehr oft und rasch vollzieht. Die Farbenveränderung, die nicht, wie irrtümlich angenommen wird, nur durch die verschieden gefärbte Umgebung hervorgerufen wird, entsteht fast ausschließlich durch Erregung verschiedener Art, sei es nun Aerger, Hunger, Durst, Angst, Paarungstrieb usw., auch Licht und Temperaturunterschiede spielen dabei eine große Rolle. Der Farbwechsel wird also hauptsächlich vom Gemützustand des Tiers beeinflußt. Ebenso sind Trockenheit und Feuchtigkeit die Ursache von auffallenden Farbenveränderungen. Bei hochgradig erregbaren Chamäleons braucht man nur mit der Hand ins Terrarium zu kommen, und sogleich ändert sich die Farbe der Tiere, und die Echse, die vielleicht zuvor noch dunkel gefärbt war, erstrahlt nun plötzlich in einem hellen, gelblich und grünen Farbenkleid. Der Anblick größerer Echsen, ja sogar der ihrer eigenen größeren Artgenossen vermag bei ihnen ein großes Angstgefühl hervorzurufen, wobei sie in den prächtigsten Farben, bald getupft, bald gefleckt oder gestreift erscheinen, und hocherhobenen Rückens und mit



2. Chamaeleon verrucosus Cuvier.

aufgeblasenem Kehlsack bekunden sie Furcht und Aerger durch Fauchen und Zischen. Auch Beißen ist bei frisch importierten Exemplaren keine seltene Erscheinung. Die Farben selbst sind bei vielen dieser Tiere verschieden; häufig herrscht ein Hell-, Dunkel- oder Blaugrün vor, manche ändern ihre Farbe sehr wenig und behalten oft ein schmutziges graues Gewand. Der Kehlsack ist bei einigen Arten in der Erregung von herrlich hellblauer Farbe und mit leuchtend roten Punkten besetzt. Letzteres habe ich besonders bei meinem Pantherchamäleon, Chamaeleon pardalis Cuvier (Abb. 5), beobachtet. Ich hielt dieses mit einem gewöhnlichen Chamäleon, Chamaeleon vulgaris Daudin (Abb. 6), zusammen, und häufig hatte ich Gelegenheit, die wunderbare Färbung des Cham. pardalis zu beobachten. Auch durch heftiges Kopfnicken zeichnete sich die Erregung dieses Tiers aus. War die Färbung zuvor noch dunkelgrün mit rotbraunen Streifen längs der beiden Körperseiten, so veränderte sie sich beim Anblick des Cham. vulgaris plötzlich in ein zartes Grün, an den Kieferrändern bildeten sich zitronengelbe Streifen, und die rotbraunen Längstreifen verwandelten sich in Weiß und nahmen nach und nach eine hellblaue Farbe an. Das gewöhnliche Chamäleon zeigt hierbei fast immer eine dunkelbraune bis schwarze Färbung.

Des Nachts sitzen die Chamäleons meistens hoch oben im Geäst und zeigen zu dieser Zeit fast ständig eine helle Farbe. Auch am Tag halten sie sich fast immer auf den Zweigen und Pflanzen auf, ein großer Teil von ihnen nimmt Wasser nur in Tropfenform zu

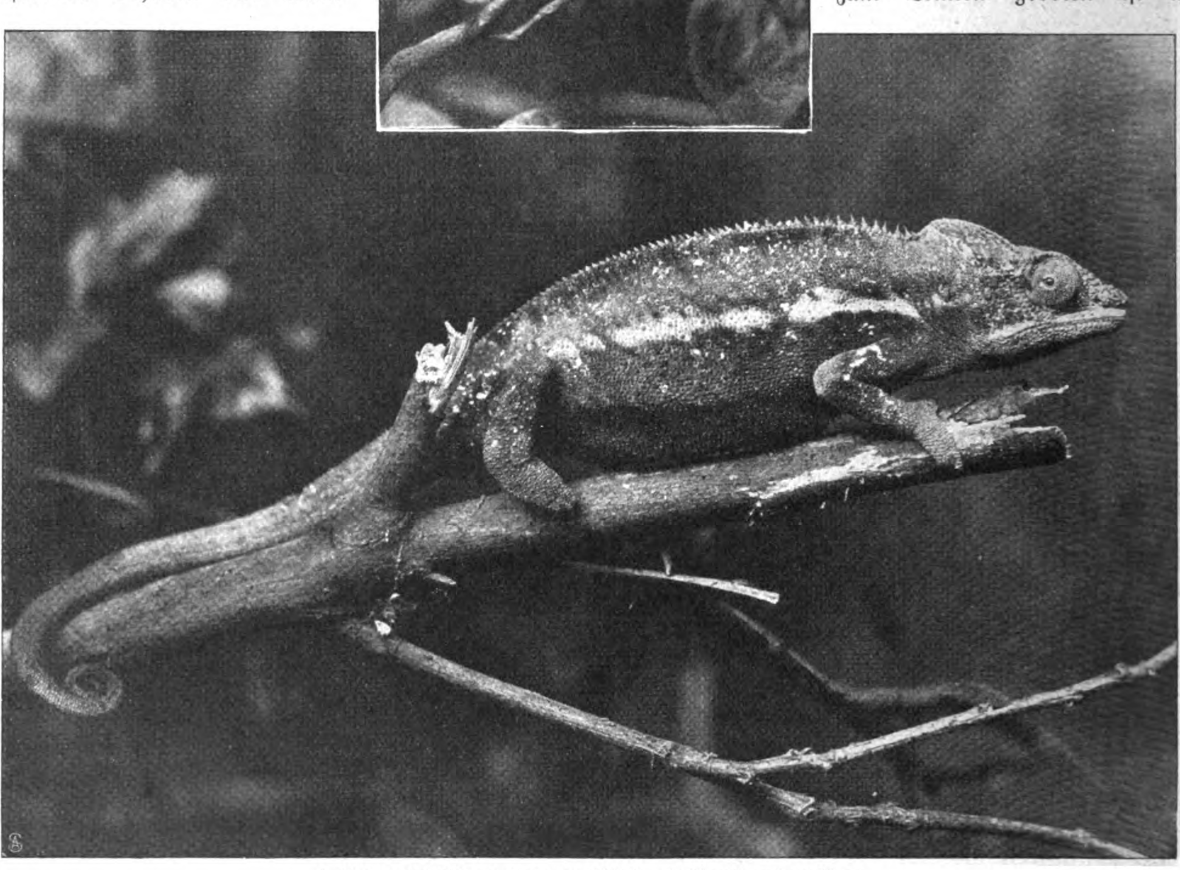


3. Sudanchamäleon.

sich, andre wieder steigen herab zum Boden, um am Wassernapf ihr Trinkbedürfnis zu befriedigen. Alle Chamäleons lieben die Sonne sehr; sobald sie von ihr beschienen werden, nimmt ihr Körper eine abgeplattete Form an und gleicht einer ovalen Scheibe, der Kehlsack wird aufgeblasen und der Schwanz spiralförmig aufgerollt. Das ganze Tier nimmt also in der Sonne eine vollständig andere Gestalt an. Der Körper wird dabei oft sehr zur Seite geneigt, und mit Wohlbehagen werden die Sonnenstrahlen aufgenommen. Die der Sonne zugekehrte Körperseite zeigt in solchen Fällen eine dunkelbraune, fast schwarze Farbe, die andere ist gewöhnlich hell.

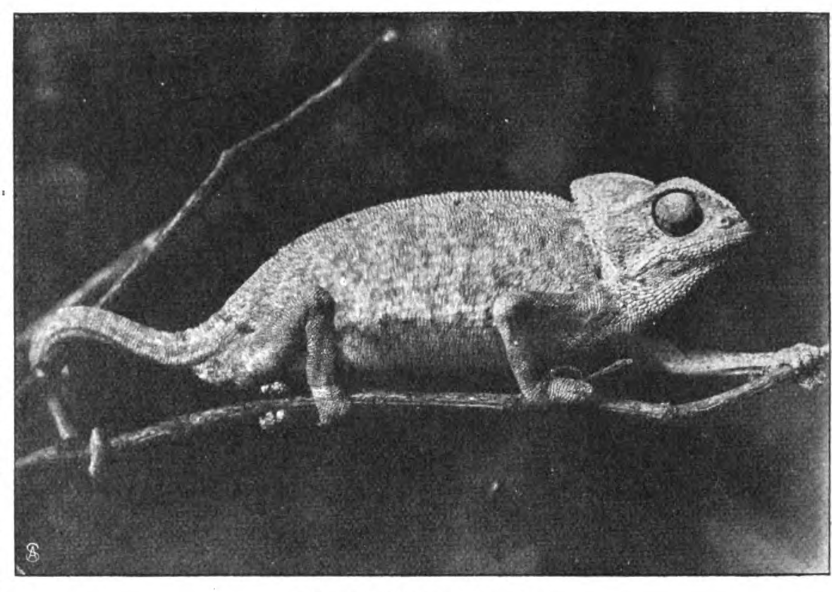
Besonders entzückt ist das Publikum von dem interessanten Freßakt der Tiere. Als Nahrung kommt nur lebendes Futter in Betracht wie: Heuschrecken, Mehlwürmer, Käfer (besonders Schaben und Kakerlalen), Grillen, Tag- und Nachtschmetterlinge, unbehaarte Raupen, Schmeißfliegen, Maden, Engerlinge usw., doch werden auch junge Mäuse, ebensolche Eidechsen, Frösche und Regenwürmer angenommen, letzteres ist jedoch nur Ausnahme. Vor allen Dingen muß die Nahrung reichlich und abwechslungsreich sein; lange Zeit ein und dasselbe Futter zu nehmen, sagt dem Chamäleon keineswegs zu. Hält man dem Chamäleon ein Insekt aus ziemlicher Entfernung vor, so richtet es zunächst die kleinen Augen auf seinen Beobachter, d. h., mit dem einen Auge schaut es nach dem Futtertier, während das andre auf den Beobachter gerichtet ist. Dann mißt es erst die Entfernung mit beiden Augen ab, und hierauf erst tritt die eigenartige Zunge in Tätigkeit. Im Ruhezustand ruht diese im Schlund zurückgezogen, beim Freßakt hingegen wird sie mit Blitzesschnelle hervorgeschnellt, worauf das Insekt an ihrem kolbig verdickten, schleimbedeckten Ende festgeklebt und schleunig in das geräumige Maul gezogen wird, um sodann tüchtig verkaut und verschluckt zu werden.

Grundbedingung zur Erhaltung der Chamäleons ist, daß tagsüber im Behälter gleichmäßige Temperatur (25—30 Grad Celsius) herrscht; ferner öfteres Bespritzen der im Terrarium befindlichen Pflanzen mit lauwarmem Wasser, so daß den Tieren immer Gelegenheit zum Trinken geboten ist und außerdem hierdurch die feuchtwarme Treibhausatmosphäre hergestellt wird; letztere beschleunigt den Häutungsprozeß der Chamäleons, der etwa alle sechs bis acht Wochen stattfindet. Am besten hält man diese Tiere für sich allein im Terrarium, da eine Vereinigung von ihnen mit anderen Echsen auf sie ungünstig und störend wirkt. Das Terrarium muß zudem noch mit buschigen Pflanzen und Kletterästen reich ausgestattet sein. — Wenn alle diese Bedingungen in vollem Maß erfüllt sind, können wir



4. **Zwergchamäleon** (oberes Bild). 5. **Pantherchamäleon.**

den Chamäleons wenigstens einigermaßen die Heimat ersetzen. Leider haben diese zarten Echsen in der Gefangenschaft nur eine kurze Lebensdauer, deshalb kann man von Glück sagen, wenn man im November noch über lebende Tiere verfügt. Auch im Aquarium des Zoologischen Gartens zu Frankfurt a. M. befanden sich im November noch eine Menge dieser interessanten Kriechtiere, insgesamt acht verschiedene Arten. Unter anderm das allbekannte gewöhnliche Chamäleon, dessen Heimat Nordafrika, Sudan, Andalusien, westliches Kleinasien, Syrien, Arabien, Cypern, Samos und Chios sowie auch Südspanien ist. Im allgemeinen hält dieses Tier in der Gefangenschaft sehr schlecht aus, da es wohl die empfindlichste und weichlichste Art ist. Die zweite, schon seltenere Art ist das Sudanchamäleon, Chamaeleon basiliscus Cope (Abb. 3), das im Sudan, Oberägypten bis Kamerun und Gabun vorkommt. Cham. vulgaris erreicht eine Länge bis zu 30 cm und Cham. basiliscus eine solche von über 40 cm. Eine weitere Art, Chamaeleon dilepis Leach, das Lappenchamäleon (Abb. 1), wird über 30 cm lang. Dieses lebt im tropischen und südlichen Afrika, ferner im Osten Afrikas bis zum Viktoria-Njansa. Charakteristisch sind bei diesen Tieren die weißen Streifen zu beiden Seiten des Körpers, desgleichen rechts und links des Unterkiefers.



6. Gewöhnliches Chamäleon.

Das in den letzten Jahren häufig im Handel erschienene Zwergchamäleon, Chamaeleon pumilus Daudin (Abbildung 4), gehört zu den kleinsten Arten und erreicht eine Länge von gegen 15 cm. Seine Heimat ist die Kapkolonie. Im Reptilienhaus des Zoologischen Gartens in Frankfurt a. M. befinden sich außer den genannten noch zwei große Arten, nämlich Chamaeleon verrucosus Cuvier (Abb. 2), das über $^1/_2$ m lang wird und Madagaskar bewohnt, sowie das Pantherchamäleon, dessen Länge gegen 50 cm beträgt, und das außer in Madagaskar auch noch auf Bourbon und Mauritius anzutreffen ist. Diese beiden Arten sind in mehreren großen, herrlichen Exemplaren vertreten. Das größte und stattlichste, Chamaeleon verrucosus, 56 cm lang, ist ein Prachtexemplar, das jeden Besucher entzücken muß. Wenn es auch der Größe nach zu den stattlichsten Chamäleons gehört, so kann es doch, was Färbung anbelangt, mit dem Pantherchamäleon keineswegs konkurrieren, denn letzteres übertrifft mit seinem prächtigen Farbenkleid alle mir bis jetzt bekannten Tiere dieser Art. Zum Glück sind diese großen Exemplare auch bedeutend ausdauernder als die kleinen Arten, so daß Hoffnung besteht, sie noch recht lange zur Freude des Zoologischen Gartens und des Publikums am Leben zu erhalten.

Gesellschaftstrophäen.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Als wir Kinder waren, winkte uns, sooft die Eltern eine Gesellschaft gaben, allemal ein himmlischer Moment. Das war der große Augenblick, wo die Schar der Gäste aus dem Speisezimmer aufbrach und sich in die anderen Räume verteilte. In diesem Moment stürzten wir gleich einer Indianerbande aus dem Hinterhalt, in dem wir harrend gelegen hatten, und fielen wie die Wilden über die verlassene Tafel her. Was warteten unserer da alles für Herrlichkeiten: volle Champagnerkelche, kaum berührte Gläser mit weißen und roten Weinen, halb geleerte Dessertschalen, Trauben, Krachmandeln, Käsestangen und sonstige Rester, die anderwärts auch der feinste Lohndiener nicht hochmütig verschmäht. Wir kamen uns vor wie erfolgreiche Rothäute auf dem Kriegspfad, und was wir erbeuteten, zeigten wir einander stolz als unsere „Gesellschaftstrophäen".

Wenn es wahr ist, was wir Erwachsene uns zuweilen versichern, daß nämlich die jeweilige gesellschaftliche Saison ein Feldzug ist, der allwinterlich gegen unsere Mägen, Börsen und — Herzen geführt wird, so kann es auch diesem Feldzug nicht an allerlei Trophäen fehlen. Und man braucht nicht lange zu suchen, um dahinterzukommen, daß im Grund jeder, der viel ausgeht, jeder, der viel gesellschaftlichen Verkehr hat, bei sich zu Hause eine ganze Reihe unterschiedlicher Gesellschaftstrophäen aufbewahrt.

Von einer gesellschaftlich sehr ehrgeizigen Familie wird erzählt, daß einmal der Träger eines herzoglichen Namens sie dadurch beglückte, daß er eine Karte bei ihr abwarf, und daß seitdem die herzogliche Besuchskarte in der Kartenschale im Vorzimmer dauernd obenauf gelegen habe, auch als der Herzog bereits — längst verstorben



war. Visitenkarten gelten eben in erster Linie als gesellschaftliche Trophäen, und zwar als um so kostbarere und stolzere Trophäen, je vornehmer oder berühmter die Namen sind, die auf ihnen verzeichnet stehen. Es steht außer Zweifel, daß in den meisten Visitenkartenschalen diese Karten mit ersten Namen eine merkwürdige Neigung haben — obenauf zu schwimmen. Aber auch wer nicht gerade dieser naiven und harmlosen Eitelkeit erliegt, wird die Besuchskarte einer bedeutenden oder hochgestellten Persönlichkeit immer gern als interessante Gesellschaftstrophäe aufbewahren, ähnlich wie der Gymnasiast die Visitenkarte seiner „Flamme“ als Heiligtum hütet, und gar eine Besuchskarte des Kaisers, wem sie zuteil wird, vererbt sich wohl in der Familie sorgsam bewahrt auf den Sohn und Enkel.

Einen intimeren Reiz haben wiederum jene Gesellschaftstrophäen, an die sich heitere und herzliche Erinnerungen des Gesellschaftslebens knüpfen. Eine Kommodenschublade voll verwelkter Kotillonsträußchen hat zwar für den Fernerstehenden wenig Anziehendes, bedeutet für die Besitzerin aber in der Regel einen Juwelenschrein strahlender Erinnerungen an Abende, wo sie, vielleicht als glückliche Ballkönigin, glänzende Triumphe gefeiert hat. Gibt es doch auch so manchen Herrn, der seine Kotillonorden jahrelang so gewissenhaft aufbewahrt, als wären es die in einem langen Leben „von oben“ verliehenen Auszeichnungen. Diesen oder jenen Orden bewahrt er aber vielleicht nicht in der großen Sammlung auf, die auf schwarzem Samt an der Wand seines Junggesellenheims hängt, sondern hütet ihn als besonders kostbare Beute, in Seidenpapier eingeschlagen, im Geheimfach seines Schreibtisches. Es ist der Kotillonorden, der von „ihr“ stammt und, wie der bekannte Fichtenbaum die Palme, ein korrespondierendes Sträußchen grüßt, das von „ihm“ kam und irgendwo in einem Schmuckkästchen einsam und schweigend trauert und welkt.

Ich entsinne mich, als kleiner Junge einmal vier Ferienwochen bei einer Tante verbracht zu haben, die im Hotel zu speisen pflegte. Als ich nach Ferienschluß heimkehrte und der Vater mich scherzend fragte: „Na — hast du uns denn auch was mitgebracht?“ da zog ich zu seiner Verblüffung stolz — sämtliche Menükarten aus der Tasche, mit denen ich zu Hause wohl zu imponieren gemeint hatte.

Nun, es soll ja auch erwachsene Leute genug geben, die mit Leidenschaft Menükarten sammeln; ich hätte mir also die mißbilligenden väterlichen Worte nicht so zu Herzen nehmen brauchen. Viele freilich sammeln nur die Karten der Menüs, die sie selbst mitgegessen haben, und das kann man begreifen. Denn „ungegessene Menükarten“ haben schließlich nur platonischen Wert, während jene ein schmunzelndes Erinnern wachrufen und daneben noch ein Zeugnis dafür sind, daß wir „dabei waren“. Findet sich in einer solchen Sammlung auch die Speisenfolge eines Hofdiners oder interessanten öffentlichen Festdiners, so repräsentiert sie zugleich auch ein Kapital bevorzugter gesellschaftlicher Geltung und wird daher nur von gemütslosen Menschen achtlos in den Papierkorb geworfen.

Karten sind überhaupt unter den Gesellschaftstrophäen am reichhaltigsten vertreten: Da gibt es Einladungskarten, und beneidenswert ist, wer mit einer Einladungskarte zum Hofball oder zu einer Audienz beim Papst prunken kann, mit einer Tanz- oder Tischführungskarte, die einen glänzenden Namen trägt. Die altfranzösische Sage erzählt aus früher Zeit von einer seltenen Gesellschaftstrophäe dieser Art. Der Zauberer Merlin nämlich, so berichtet sie, verfertigte für die Tafelrunde des Königs Artus einen Wundertisch, der immer nur für so viel Ritter groß genug war, als an ihm zu sitzen berechtigt waren. Wem diese Auszeichnung zuteil werden sollte, dessen Name zeigte sich, wunderbarerweise, in goldener Schrift auf dem Stuhl, der für ihn an die Tafel gesetzt wurde — eine gewiß märchenhafte Tischkarte, an die nicht einmal die von amerikanischen Milliardären ihren Gästen zuweilen gewidmeten Tischkarten aus kostbaren, edelsteinbesetzten Metallen hinanreichen.

Silberne Löffel und elegante Messerbänkchen gehören in unseren Breiten ja glücklicherweise noch nicht zu den begehrten Gesellschaftstrophäen, aber Sektpfropfen und Weinetiketten finden tatsächlich manchen beutesüchtigen Liebhaber, und sehr oft wird die extrafeine Zigarre aus der Kiste des Gastgebers keineswegs geraucht, sondern als Erinnerung im Triumph mit nach Hause gebracht. Mir fällt dabei eine niedliche kleine Geschichte ein, die man von Brahms erzählt. Dieser berühmte Komponist und sehr sparsame Mensch bot einmal einem besonders begeisterten Verehrer eine Zigarre an und bemerkte dazu ausdrücklich, es sei eine seiner besten. Verwundert, daß der Gast sie nicht in Brand setzte, fragte er nach dem Grund und erhielt zur Antwort: „Die wird nicht geraucht, sondern aufbewahrt, denn eine Zigarre von Brahms ist etwas, was man nicht alle Tage bekommt.“ — „Nun,“ meinte Brahms lächelnd, „für diesen Zweck genügt schließlich auch eine geringere Sorte“, nahm dem verdutzten Verehrer die feine Zigarre aus der Hand — und gab ihm eine von minderer Güte dafür.

Als eine besonders kostbare Gesellschaftstrophäe werden beispielsweise auch von den Herren des Hofes die bei einer Prinzessinnenvermählung nach dem Fackeltanz zur Verteilung gelangenden Strumpfbandfragmente der fürstlichen Braut aufbewahrt, das heißt, die kleinen Samt- und Seidenbänder, die für diesen Zweck hergestellt und mit Krone und Initialen der Prinzessin versehen wurden. Die interessanteste Kollektion dieser Art besitzt freilich nur das Königliche Hausarchiv, das eine vollständige Sammlung dieser Strumpfbandstücke von sämtlichen in Berlin vermählten Prinzessinnen aufbewahrt.

Ihren Charakter als „Trophäe“ aber bekommt die Gesellschaftstrophäe schließlich am meisten in dem Fall, wo ein glücklicher Jagdgast einen glänzenden Schuß getan hat und von seinem Besuch beim Jagdherrn das sorgsam „ausgeschlagene“ Geweih des erlegten Zwölfenders mit nach Hause tragen darf. Hier wird die Gesellschaftstrophäe und Jagdtrophäe zu einem wirklichen Siegeszeichen, das dem glücklichen Gesellschaftsmenschen mehr wert ist als alle anderen ruhmreichen Gesellschaftstrophäen.

Aphorismen.

Ferdinand Bruger.

Schon mancher verlernte vor der Ironie des Schicksals — das Lachen.

Die wahre Liebe fürchtet nichts, die Leidenschaft — alles.

Oft ist unsere Nachsicht gegen andere nur — Vorsicht.



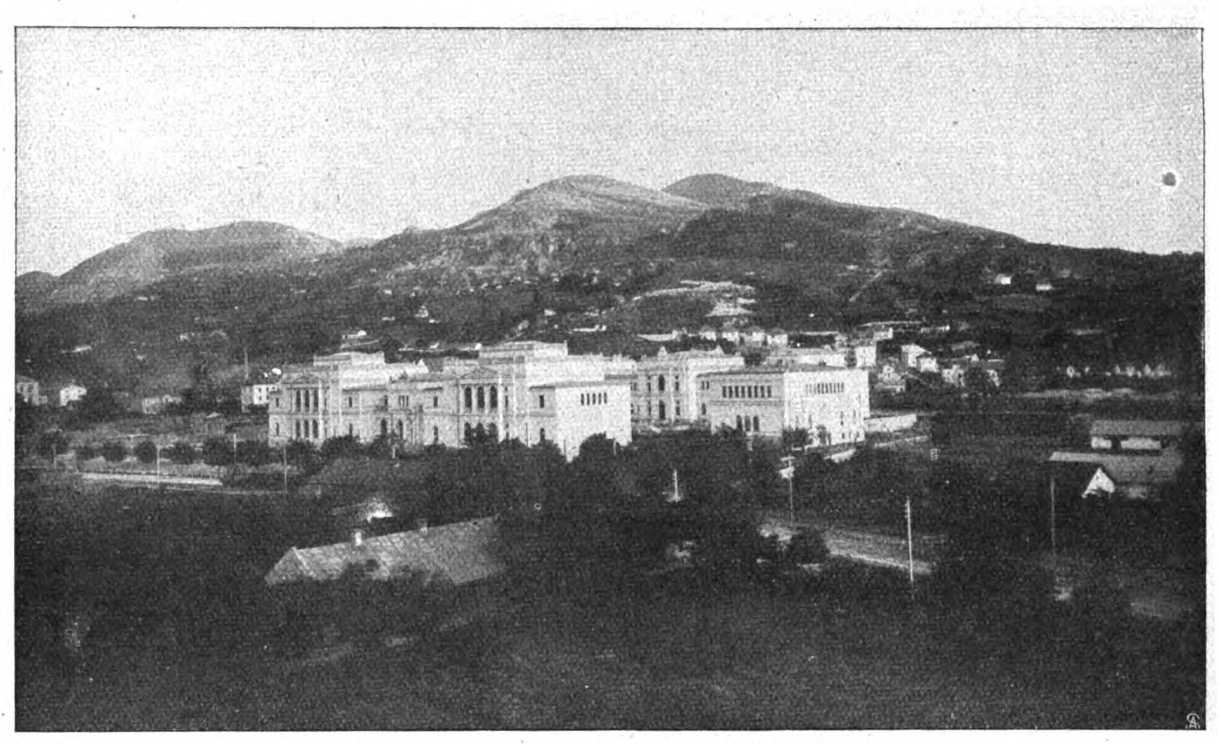
Bilder aus aller Welt.

Vor kurzem wurde in Serajewo ein Landesmuseum eröffnet. Um sein Zustandekommen und um die Installierung der Sammlungen haben sich der Intendant des Museums Sektionschef a. D. Hörmann und Dr. Truhelka große Verdienste erworben.

Vor dem Rathaus in Treuenbrietzen wurde vor wenigen Tagen ein Hohenzollernbrunnen enthüllt.

Dr. Hubert Knipping, der neue deutsche Generalkonsul in Schanghai, war früher deutscher Richter in Samoa, Vizekonsul in Sydney und sieben Jahre lang Konsul in Tientsin.

Das erste bayrische Veteranenerholungsheim auf der Wülzburg bei Weißenburg ist im Sommer seiner Bestimmung übergeben worden. Die Stadt Weißenburg, Besitzerin der Wülzburg,



Das neue Landesmuseum in Serajewo: Ansicht von Nordwest.



Der vom Bildhauer Eberhard Encke geschaffene Hohenzollernbrunnen mit dem Denkmal Friedrichs I. in Treuenbrietzen.





Hofphot. Hahn Nachflg.

Dr. H. Knipping,
deutscher Generalkonsul in Schanghai.



Phot. Stürmer.

Das Veteranenerholungsheim auf der Wülzburg bei Weißenburg in Bayern.

hat gelegentlich des Regierungsjubiläums des Kaisers dem bayrischen Veteranen- und Kriegerbund die alte Burg unentgeltlich überlassen.

Das Covent-Garden-Theater in London eröffnete seine diesjährige Wintersaison mit dem Musikdrama Joan of Arc, das schon seit geraumer Zeit in allen Zeitungen besprochen wurde. Nicht nur, daß der Komponist Raymond Rôze (ein Sohn der früher in Paris als Carmen so viel gefeierten Sängerin) nach eigener Aussage zwölf Jahre „Tag und Nacht" an diesem Werk gearbeitet hatte, verhieß ein künstlerisches Ereignis, sondern auch die Tatsache, daß er selbst das Libretto geschrieben, die szenischen Bilder entworfen, die Kulissen zum größten Teil eigenhändig gemalt und die Kostüme nach echt englischen Originalen selbst gezeichnet hatte. — Alles nur, um etwas noch nicht Dagewesenes zu schaffen: ein echt britisches Werk, an dem jede nicht englische Mitarbeit oder Einwirkung ausgeschlossen bleiben sollte. Ueber die musikalische Leistung und die Vielseitigkeit des Künstlers sind die Meinungen geteilt. Unbestritten ist der Glanz der Ausstattung, die namentlich in der historischen Kleiderpracht der Damen ein Raffinement erreicht, das man bisher in London nicht kannte, und dem Summen geopfert wurden, die ein ehrfurchtsvolles Staunen hervorrufen. Vorzügliche Sorgfalt verrieten namentlich die Kopfbedeckungen, die denn auch den Schlager der ganzen Aufführung bildeten. Unsere Abbildungen zeigen einige der im wahrsten Sinn des Wortes hervorragendsten: Die Wulsthaube mit allerlei umfangreichem Beiwerk; den zuckerhutförmigen Kegel, den „Hennin", mit flatterndem Schleier behangen; die Hörnerhaube, die von der Sendelbinde unter dem Kinn festgehalten wird, und die Scheibenmütze, die rund abstehend über der flach anliegenden Kappe hin und her schwankt. Alles das funkelt von Gold und Edelsteinen und ist „echt" bis zum kleinsten Goldquästchen, echt — bis auf das Gewicht. Die Damen um 1400 und einige Jahre weiter schleppten schwere Lasten auf ihren schönen Köpfen herum, denn die Gestelle der Hauben waren zumeist aus Eisenbändern zusammengeschmiedet, selten nur aus Draht gebogen. Wuchtige Wergpolster füllten die Rundungen, die wie Kissen von den Ohren abstanden, und drückende Edelmetallreifen umpreßten die Stirn.

Solche Folterqualen blieben den Bühnenkünstlerinnen diesmal erspart. Frei und mit bemerkenswerter Sicherheit fügte sich auch die letzte Figurantin dem farbenreichen Bild ein und verhalf dem Komponisten und Dichter zum Erfolg.

Ballonaufnahmen sind jetzt modern, unser letztes Bild zeigt die holländische Residenzstadt „Der Haag" mit dem imposanten Friedenspalast.

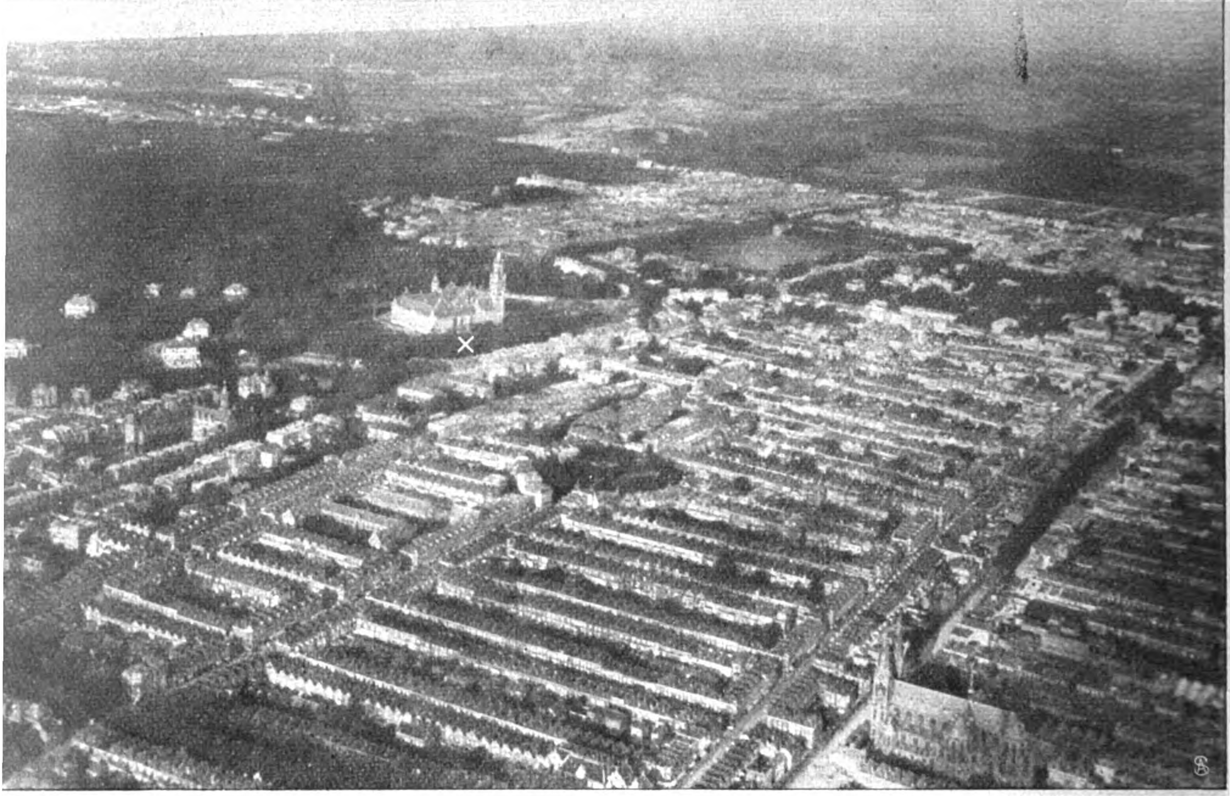






Mittelalterliche Hutformen aus der Aufführung des Musikdramas

„Die Jungfrau von Orleans" im Londoner Covent-Garden Theater.



Haagsch Ill. u. Preßbureau.

Die holländische Residenz „Der Haag" mit dem Friedenspalast (×) vom Ballon aus.

Schluß des redaktionellen Teils.


Biomalz
empfohlenes natürliches Kräftigungsmi
Rekonvaleszenten, Blutarme und
Frauen, alternde Personen. Unentbehrlich für Kinder
Dose Preis 1.90 Mk. ½ Dose Preis 1 Mk.
Fabrik Gebr. Patermann, Teltow-Be
1913.

Büchertafel.

Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet in keinem Fall statt.

Dr. Paul Meißner: „Der Praktikus“. Mit zahlreichen Abbildungen von Hanns Anker-Berlin. — Eines der nützlichsten Bücher, die in letzter Zeit für den praktischen Gebrauch geschrieben worden sind. In unterhaltenden Plaudereien hat der Verfasser hier all die kleinen und doch so wichtigen Kenntnisse und Erfahrungen eines wahren Lebenskünstlers niedergelegt, um auch seinen Mitmenschen Dasein, Arbeit und Beruf angenehm zu gestalten. Das kleine Werk birgt eine reiche Fülle praktischer Lehren und Winke für das tägliche Leben.

Emmi Elert: „Des Gesetzes Freipaß“. Roman. 346 S. Dresden 1913, Verlag von Carl Reißner.

Carl Ewald: „Vier feine Freunde und andere Geschichten“. Naturwissenschaftliche Märchen. 301 S. (Geb. 4.80 M.) Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

v. Sprösser: „Bestimmungen über den Dienst der Einjährig-Freiwilligen usw.“. 102 S. (Geh. 1.20 M.) Halle a. d. S. 1913, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

August Meininghaus: „Heimatklänge“. 20 S. (30 Pf.) Dortmund 1913, Verlag von C. L. Krüger G. m. b. H.

*

Verschiedene Mitteilungen.

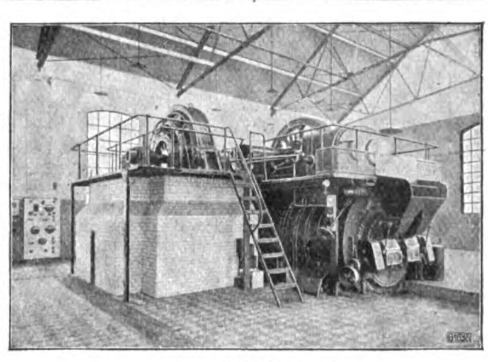
— Wenn wir einem Menschen begegnen, wenn wir ihn grüßen, mit ihm sprechen, so schauen wir ihm ins Gesicht. Wir brauchen ihn nicht unverwandt und starr anzusehen, aber wir müssen doch in der Hauptsache unsere Blicke auf sein Gesicht konzentrieren, das erfordern die Regeln des Anstands. So ist es denn ganz natürlich, daß die Gesichtsfläche eines Menschen der Beobachtung seines Gegenübers am meisten unterliegt und wir die geringste Hautunreinigkeit im Gesicht eines andern viel leichter bemerken als etwa einen Defekt seiner Kleidung, das kleinste Ge-

Die Heinrich-Lanz-Werke in Mannheim.

Deutschland darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, einen Betriebsmaschinentyp, den es seinerzeit von England in der bescheidensten Form übernommen hat, bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet zu haben: es ist die Dampfmaschine im Zusammenbau mit dem Kessel: „Die Lokomobile“.

Zu den außerordentlichen Vorteilen, die die Lokomobile dadurch bietet, daß kein besonderes Kesselhaus mehr erforderlich ist, und daß sich somit nicht nur die Anlagekosten und die Fundamentierung, sondern auch die Wartung der Maschine wesentlich billiger stellt, kommt noch hinzu, daß die Lokomobile durch ihren inneren Ausbau auf eine so hohe Stufe der Wirtschaftlichkeit gebracht worden ist, wie sie von keiner anderen Dampfmaschinengattung erreicht wurde.

Die größte Errungenschaft im modernen Lokomobilbau aber ist die von Heinrich Lanz, Mannheim, vollzogene Einführung der Ventilsteuerung „System Lentz“, denn kein anderes Steuerungssystem vermag mit so einfachen Mitteln und mit nur einfacher Ueberhitzung eine für die Dauer so weitgehende Ausnützung der Vorteile des überhitzten Dampfes zu bieten. Es sind heute kaum fünf Jahre darüber vergangen, daß die Firma Heinrich Lanz ihre Ventillokomobilen auf den Maschinenmarkt gebracht hat, und schon arbeiten rund 300,000 Pferdestärken in allen Teilen der Welt.



Zentrale Hohenschönhausen der Nordöstlichen Berliner Vorortbahn A.-G., Berlin
Das Maschinenhaus enthält (neben einer älteren Riemenlokomobile) eine 510—660 PS Lanzsche Heißdampf-Verbund-Lokomobile mit Ventilsteuerung „System Lentz“. Bemerkenswert ist die direkte Kupplung der Lokomobile mit einer Dynamomaschine.

Daß diese Neuheit in so kurzer Zeit einen solchen Erfolg aufweisen konnte, hatte seinen Grund selbstverständlich darin, daß sie von einer Weltfirma auf den Markt gebracht wurde, von der man wußte, daß nur erstklassige Maschinen ihre Werkstätten verlassen. Lanzsche Ventillokomobilen sind heute unstreitig Präzisionsmaschinen ersten Ranges von größter Oekonomie, höchster Einfachheit der Gesamtanlage und zählen zu den bevorzugtesten und modernsten Kraftanlagen für industrielle Betriebe. Sie werden mit Leistungen bis 1000 PS. und für elektrische Betriebe mit direkt gekuppelter Dynamo geliefert.

Welche Bedeutung den Lanzschen Werken aber auch volkswirtschaftlich in der deutschen Großindustrie zukommt, geht daraus hervor, daß dieselben über 4400 Arbeiter und 800 Beamte auf einem geschlossenen Fabrikareal von 410,000 Qudratmeter beschäftigen und in der Lokomobilfabrikation allein jährlich über 2000 Stück produzieren, so daß die Lanzschen Werke in ihrer Art die größten der Welt sind.



Den modernsten und feinsten

PELZ

beziehen Sie von

Stöckig & Co.  **Hoflieferanten**

Dresden-A. 16 (f. Deutschland) Fürstl. Lipp. Bodenbach i. B. (f. Österreich)

gegen bar oder erleichterte Zahlungsweise

Kataloge an ernste Interessenten kostenfrei:

Katalog R 88: Moderne Pelzwaren.
Katalog U 88: Silber-, Gold- und Brillantschmuck, Taschenuhren, Großuhren, Tafelgeräte, echte und versilberte Bestecke.
Katalog S 88: Beleuchtungskörper für Elektrizität, Gas und Petroleum.
Katalog P 88: Kameras, Ferngläser usw.
Katalog L 88: Lehrmittel und Spielwaren.
Katalog T 88: Teppiche, deutsche und echte Perser.
Katalog M 88: Geigen, Lauten, Mandolinen und Gitarren.
Katalog H 88: Gebrauchs- und Luxuswaren; Artikel für Haus und Herd, u. a.: Lederwaren, Plattenkoffer, Bronzen, Marmorskulpturen, Terrakotten, kunstgewerbliche Gegenstände u. Metallwaren, Kunst- u. Tafelporzellan, Kristallglas, Korb- und Ledersitzmöbel, weißlackierte sowie Kleinmöbel, Küchenmöbel u. -geräte, Wasch-, Wring- u. Mangelmaschinen, Metallbettstellen, Kinderwagen, Nähmaschinen, Fahrräder, Grammophone, Barometer, Rasierapparate, Reißzeuge, Schreibmaschinen, Panzerschränke, Schirme, Straußfedern, Geschenkartikel usw.







JOE LOE

SALAMANDER STIEFEL

MARKE SALAMANDER 12,50 SALAMANDER SICO 14,50 SALAMANDER LUXUS 16,50

Salamander Schuhges. m. b. H. Berlin Zentrale Berlin W. 8 Friedrichstrasse 182

Fordern Sie Musterbuch V.

Waschbar **Geniale Erfindung!** Bequem



Prospekte gratis!

„Electra“ ges. gesch. Istein

wirklicher Büstenformer und bildet eine tadellose Figur ohne jegliche Einlagen. Fester Sitz. **Größe und Form der Büste** nach Belieben regulierbar. **Unentbehrlich** für die jetzige Mode. Zu Mk. 2.75, 3.75 und 5.50 (Seide) in Verbindung **mit Schweißblättern** Mk. 1.— extra. **Neues Modell mit Rückenhalter** verleiht ohne Beschwerden eine **gerade Haltung,** Mk. 6.50. Sämtliche Modelle ges. gesch. Versand gegen Nachnahme. **Electra Korsettersatz,** gold. Medaille prämiirt. **Electra Hüftformer, Leibbinden. L. Paechtner, Dresden 88,** Bendemannstr. 15.

Briefmarken für Sammler billigst. — Preisliste 24 u. Briefmarkenzeitung sendet gratis **August Marbes, Bremen.**

100 000e im Gebrauch



Dr. Höhn's Spannlampe

ges. gesch. Universal-Haushaltungslampe.

Vielseitigste Verwendungsmöglichkeiten, z. B.: Nachtlampe mit Erwärmungsapparat; für Kinder- u. Dienstbotenzimmer, Korridor, Treppe, Klosett. Geruchlos. Sturmsicher.

Verbraucht in 24 Std. f. 1 Pf. Petroleum.

Hochelegante, gediegene Ausführung.

Preis: in Aluminium oder Messing **M. 4,25,** Nickel oder Altkupfer **M. 4,75** franko.

Zahlreiche Anerkennungen aus allen Kreisen.

Alleinfabrikant: Dr. Karl Höhn, Ulm a. D. 10.

Illustr. Prosp. gratis

Bei

Nervosität & Blutarmut

wird

Maltocrystol

von vielen Aerzten mit bestem Erfolge angewandt & empfohlen.

Zu haben in allen Apotheken u. Drogenhandlungen oder beim Fabrikanten Dr. Chr. Brunnengräber, Rostock i. M.

sichtspickelchen viel eher wahrnehmen als eine Beule an seiner Hand. Diese Tatsache läßt in jedem Menschen den begreiflichen Wunsch aufkeimen, eine möglichst reine, glatte, frische Gesichtshaut zu besitzen, die sympathisch und angenehm wirkt. Doch es ist leicht, sich diesen Wunsch zu erfüllen, wenn man sich an tägliche Waschungen mit der bewährten Steckenpferd-Teerschwefelseife von Bergmann & Co., Radebeul, gewöhnt, die für 50 Pf. das Stück überall zu haben ist.

— Reisegläser. Gute Reisegläser haben ihren Wert durchaus nicht darin, daß man durch sie größer und deutlicher sieht, sie vermitteln auch ganz besonders ästhetische Genüsse, die man auf andere Weise gar nicht beschaffen kann. Nehmen wir an, ich hole durch ein gutes Prismenglas das Bild eines Talkessels mit dem abschließenden Gebirgsstock aus der Ferne heran; ich sehe ihn größer und bildmäßiger umgrenzt und mit all der verschönernden Luft zwischen ihm und mir, die beim Anblick fehlen würde, auch wenn ich ihn aus der Nähe, also ebenso groß, sehen könnte wie durchs Glas. Betrachten wir z. B. Wasser und Himmel. Im Spiel des glitzernden Wassers enthüllt sich ein ganz neues Leben von lebendigem Licht und entzückenden Farben. Gleiches gilt von den Wolken: hier können, besonders bei Sonnenuntergang, überirdische Schönheiten sich dem Prismenglase erschließen, von denen das freie Auge trotz all seiner Freude noch gar nichts sah. Ebenso bergen die ganz „leisen" Feinheiten am fernen Horizont der Tiefebenen häufig Ueberraschungen. Der Durchschnittsbenutzer von Prismengläsern will mit ihnen vor allem das Ferne „näher", das heißt größer haben, an Nahbeobachtungen denkt er im allgemeinen nicht. Und doch ist die unmittelbare Nähe für Entdeckungen nicht minder reich als die Ferne. Ein Krautgrüppchen zwischen drei Steinen, ein bemooster Baumstumpf, fünf Aehren im Feld — das kann für Prismenglasbeobachtungen zu Schaubühnen werden, vor denen man lange in anregenden und befruchtenden intensiven Genüssen verweilen mag. Und dann die Tiere! Ein Hund, den's schläfert, ein Igel, der sich „auftut", eine Henne, die sinniert, ein Spatz, der füttert, ein Star der vor sich hinschwatzt, eine Libelle, die „steht", eine Käfergruppe auf einer Blütendolde, — wer ein Prismenglas zu benutzen weiß, wird diese Gewöhnlichkeiten vollkommen als Neuheiten sehen, nun er die Tiere in all ihrer Unbekümmertheit nicht nur vor sich „wie auf dem Tisch", sondern wohl gar über Lebensgröße sieht. Solche Beobachtungen können oft in höchstem Maße „interessant", sie können aber auch durch ihre ästhetischen Werte geradezu beglückend sein. Für die Beobachtung mit Prismengläsern aus größerer Nähe muß man Aufstecklinsen verwenden. Die optische Werkstätte Carl Zeiß in Jena liefert solche für ihre erstaunlich kompendiösen Fernrohrlupen. Mit ihnen kann man

noch aus einer Entfernung von kaum einem Meter mit sechs-, ja achtmaliger linearer Vergrößerung beobachten, was übrigens auch für Museumsbesucher gelegentlich angenehm und nützlich ist.

— Unter dem Namen „Structator“ erscheint ein neuer Metallbaukasten, der nach seiner ganzen Anlage berufen ist, bei dem Kinde freudigste Aufnahme zu finden. In der Tat liegt hier eine ganz hervorragende Neuheit vor, ein Baukasten, dessen hoher pädagogischer Wert von fachmännischer Seite in warmen Worten anerkannt wird. Ein wesentlicher Faktor, welcher den Structatorkasten vor allen übrigen bisher bekannten Spielzeugen ähnlicher Art wesentlich unterscheidet, besteht darin, daß derselbe die Anwendung von Schrauben prinzipiell vermeidet. Die Bearbeitung eines aufzubauenden Gegenstandes erfolgt nach Maßgabe der in den Vorlageheften enthaltenen Abbildungen. Für Kinder jeden Alters ist der Structator-Baukasten sowohl als Spielzeug als auch als interessantes Lehrmittel gleich hervorragend geeignet.

— Die Ofenfrage tritt mit den kalten Tagen wieder an uns heran. Da wird es manchem gelegen kommen, einige Grundbegriffe von dem Ofen und seinen Arten zu erhalten. Es gibt Zimmeröfen sog. amerikanischen und irischen Systems. Die ersteren sind mit Feuerkorb und Füllschacht ausgestattet und brennen ununterbrochen den ganzen Winter durch. Sie erhalten die ganze Tagesfüllung von oben auf einmal; die Kohle rutscht dann sukzessive von selbst nach. Die „Irischen“ Oefen dagegen, die sich mehr zur Erwärmung größerer oder nebensächlicher Räume eignen, sind ausgemauert und können sowohl für zeitweisen wie auch — bei Verwendung entsprechenden Brennmaterials — für permanenten Brand verwendet werden. Außer diesen gibt es noch die alten Kamine mit offenem Feuer, dann Kachelöfen, welch letztere ihre Vervollkommnung hauptsächlich aber erst dadurch erlangen, wenn ein Dauerbrand-Einsatz in sie eingesetzt wird. Jeder gute Ofen ist heutzutage darauf eingerichtet, verschieden starke Wärme zu erzeugen. Dies geschieht durch Regelung von Zug

und Gegenzug. Zug entsteht durch die Verbindung der durch den Rost strömenden Verbrennungsluft mit dem Schornstein; Gegenzug dagegen durch direkte Absaugung der Verbrennungsluft zu dem Abzugskanal. Die willkürliche Regulierung von Zug zu Gegenzug ist aber sehr schwierig und unsicher, daher ein guter moderner Ofen einer empfindlichen mechanischen Reguliervorrichtung bedarf. In all diesen Arten, besonders was die patentierte Hebelvorrichtung zur genauesten Regelung der Zimmerwärme nach Thermometergraden betrifft, stellen die Rießner-Oefen der Firma C. Rießner & Co. in Nürnberg das überhaupt Beste dar. Berühmt sind ihre Marken Phönix (amerikanisch), Britannia (irisch) und das Iram-System. Beim Einkauf von Oefen achte der Laie streng auf die Firmeninschrift, da die innere Konstruktion für ihn schwer zu beurteilen ist und es viele minderwertige Nachahmungen gibt.

— Den ungalanten Angriffen von Wind und Kälte auf unser Gesicht und unsere Hände bietet man am besten ein Paroli durch eine vernünftige Hautpflege. Besonders gut hierfür geeignet ist Kombella, die nicht fettende Hautcreme. Ueberraschend schnell zieht Kombella in die Poren ein, ohne nur im geringsten zu fetten und zu kleben, kann also ohne Berufsstörung auch am Tage jederzeit verwendet werden. Von Aerzten empfohlen und verordnet ist Kombella unübertroffen gegen rote, rissige, aufgesprungene Hände und reinigt den Teint von allen Unreinigkeiten, wie Mittesser, Pickel, Pusteln. Kombella ist in allen Apotheken, Drogerien und Parfümerien für 20, 60 und 100 Pfg. zu haben.

Annahme von Inseraten bei **August Scherl** G. m. b. H., **Berlin SW 68**, Zimmerstraße 36—41, sowie in den folgenden Filialen: **Bremen**, Obernstraße 38 I, **Breslau**, Ohlauer Straße 87 II, **Cassel**, Wilhelmstraße 19, **Dresden-A.**, Prager Str. 35, **Elberfeld**, Herzogstr. 38, **Frankfurt a. M.**, Kaiserstraße 10, **Halle a. S.**, Gr. Steinstraße 11, **Hamburg**, Neuerwall 2, **Hannover**, Georgstraße 20, **Köln a. Rh.**, Wallrafplatz 2 I, **Leipzig**, Petersstraße 22, **Magdeburg**, Breite Weg 184 I, **München**, Theatinerstraße 3 I, **Nürnberg**, Karolinenstraße 51 II, **Straßburg i. E.**, Gutenbergplatz 7, **Stuttgart**, Königstr. 11 I, **Würzburg**, Neubaustraße 18. — Der Preis für die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum beträgt 3,50 Mark, unter der Rubrik „Stellen-Angebote“ Mk. 1.—, unter der Rubrik „Stellen-Gesuche“ Mk. 0.80. — Inserate müssen spätestens vierzehn Tage vor dem Erscheinungstage aufgegeben werden.

Reiseführer für Winter und Frühling

Prospekte der nachstehend aufgeführten Inserenten sind kostenlos entweder direkt zu beziehen oder durch das Reise-Auskunfts-Bureau des „Berliner Lokal-Anzeigers", Berlin SW 68, Zimmerstr. 36-41, sowie durch die Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und in den größeren deutschen Städten, ferner in Wien u. Zürich.

Die Reihenfolge der einzelnen Inserate gibt keinen Anhalt über Rangverhältnisse der betreffenden Hotels etc.

Schweiz.

Arosa Hotel u. Kurhaus Valsana, I. Rg., vorzügl. Lage, Jahresbetr. Komfort. Pension von Fr. 9.— an. Prosp. Bes. Jösler.
Hotel Rhätia und Villa Germania. I. Rg. Modern. Komfort, beste Lage a. Wald. Ideal. Winteraufenthalt.
Eden-Hotel, I. Rgs., neu, aller Komf., stets offen, beste Lage. Bes. **Mettier.**
Hotel Waldhaus, vorzgl. Lage, **keine Lungenkr.** Pens. v. Fr. 7 an Ill. Prosp.
Hotel Excelsior, neu eröffnet, mod. Komfort, Lift. Staubfr., sonnige Lage am Wald. Pension Fr. 9.— an. Bes. **Müller-Oberrauch.**
Hotel Pension Bristol, erstkl. Küche, Pens. v. Fr. 7.50 an. Auch Privatwhng.

Arosa Waldsanatorium 1850 m ü. M. Heilanstalt für Lungenkranke. Ärzt. Leit. **San.-R. Dr. W. Römisch.** Prosp. B frei.

Basel Grand Hotel Univers. Modernstes Haus am Platze. Haus des Deutschen Offizier-Vereins.

Bevers bei St. Moritz. Abzweig.-Stat. n. d. Unterengadin. Sportplatz. **Hotel Beverin & Crasta Mora.** Zentralhz., 50 Betten. Pens. v. 8 Fr. an. Behagl. Familien-Hotel.

Davos-Dorf Neues Sanatorium. Alle hygienischen Einrichtungen. Gr. Vestibül. Terrassen. Prospekte. Besitzer **M. Neubauer.** Arzt **Dr. Hermann Frey.**

Engelberg Grand Hotel und Kurhaus und Hotel Titlis, 600 Betten, modernster Komfort. Gebr. Cattani, Besitzer.
Hotel Villa Schöntal, besteingericht. f. Wintergäste, Table-d'hôte, Diätküche. Prosp. **Ed. Gander-Odermatt.**

Griesalp Berner Oberland, 1510 m Wintersportplatz mit best. Schneeverhältnissen. Schönst. Ski-Gebiet. Eig. Orchester. Prosp. **Grand Hotel u. Kurhaus.**

Lausanne Hotel de l'Europe, nahe Bahnhof, moderner Komfort. Lift. Zimmer von 2—4 M.
Hotel Metropole, av. Florimont, Familienhotel I. Rg. Zimmer v. Fr. 3.— und Pension von Fr. 7.— an.

Lugano Grand Hotel du Parc, altbekanntes Haus I. Ranges. Vornehmstes Haus von Lugano.
Hotel-Pens. Adler - Stadthof, deutsch. Haus a. Bahnh., ganz. Jahr offen. Gartenrest., off. Biere u. Weine. Zentralhzg., elektr. Licht, Zimm. v. 2 Fr., Pens. v. 7 Fr. an.

Maloja (Engadin) 1811 m. Wintersportplatz I. Rgs. Herrl. sonnige Lage. **Palace-Hotel**, modernst. Komf. Eislaufplätze, Rodelbahn, günstigstes Skiterrain. **Direkt. H. Schlagenhauff.**

Montreux Grand Hotel Eden, neuest. Haus. I. Rg., beste Lage a. See u. Kursaal, all. Kf. **A. Eberhard.**
Grand Hotel Suisse, Schweizerhof. Allerbeste Lage a. See, nächst. Schiff und Bahn. Pens. Fr. 10— an. **Fam. Schöri, Besitzer.**

Territet Sanatorium l'Abri, Kuranstalt für Diätetik, Physio- u. Psychotherapie. Dr. Loy.

Orselina bei Locarno — Kurhaus Viktoria. — Sanatorium für physik. - diätet. Therapie. Arzt: **Dr. Haslebacher.** Prospekt gratis.

St. Moritz Engadin. Hotel Steffani. Altbek. Familienhotel in best. Lage. Mod. Komf. Mäß. Preise. **Bes. Steffani-Stoppani.**

St. Moritz-Dorf. Neues Posthotel, in schönster Lage, bestrenomm. und behagliches Familien-Hotel. **And. Marugg.**
Schweizerhof-Château. Vornehmes Familienhaus. Zentrale, sonnige Lage, letzter Komfort, offen Sommer und Winter.

Wengen a. d. Wengernalp-Jungfraubahn, 1300 m. Wintersportpl. I. Rg. **Hotel Brunner.** Rodelbahn, günst. Skiterrain. Eisbahn dir. a. Hotel. Ill. Prosp. fr.

Zürich Grand Hotel Baur au Lac. Vornehmstes Haus, modern. Komfort.

Oesterreich.

Arco Südtirol Wärmster klimatischer Winterkurort d. Oesterr.-Ung. Monarchie. Prospekte. Hotel- u. Pensionsverzeichnisse d. d. **Kurverwaltung.**
Kurmittelhaus. Inhalationen, Bäder jeder Art, Lichtheilapparate, Massagen. **F. Priester, Inhaber.**

Brioni bei Pola. Hotels I. Ranges, geheiztes Winterseebad, immergrüne, subtropische Vegetation, Jagd und Sport aller Art. Auskünfte: **Hoteldirektion Brioni.**

Gries bei Bozen Winterkurort. Saison 1. Septbr. bis 31. Mai **Pension „Villa Antonia"** Prospekte; **Hotel Pension Austria**, I. Rg., mod. Komf.; **Pension Bavaria**, sonnigste ruh. Lage; **Pension Erika**, kl. Familienhaus; **Hotel Pens. Germania**, herrl. Lage, ziv. Preise; **Kuranstalt u. Pens. Grieserhof**, Prosp.; **Hotel Pension Habsburg**, I. Rg. Garten u. Wandelhalle; **Pension „Monsejour"**, Prospekte.

Gries bei Bozen, Sanator. f. Leichtkranke d. Atmungsorgane. Leitender Arzt **Dr. Malfèr.**

Kitzbühel Für alle Sporte erstklassiger Platz. Windstill, schneereich, sehr sonnig, nebelfrei. Anerkannt bestes Skigelände Europas. **Hotel Eckingerhof**, mod., feingeführt. Haus inmitt. d. Sportgel. Prosp. **E. Mitter.**
Hotel Tiefenbrunner (Post), altren. Haus, Zentralhzg. (f. Sommer Garage). Prosp. **H. Mamoser.**

Lovrana Klimatischer Kurort u. Seebad, herrl. geschützte Lage, gute Unterkunft u. Verpfleg. Ärzte, Apoth. Schöne Ausflüge zu Wasser und zu Lande.

Meran Grand-Hotel & Meraner-Hof, grösstes Hotel vollkommenst. Komf., beste Lage, ganzjährig geöffnet. Zu Weihnachten und während der Wintermonate bedeutend ermäßigte Preise.

Meran D. & J. Biedermann, Bankgesch., Wechselst., Salon, Reiseb. Vertr. von **Thos. Cook & Son.**

Obermais Maendlhof, Winterkuren für Nerven-, Herz- u. Internkur. (Tuberkulose ausgeschlossen.)

Plansee Tirol. 1000 Meter. **Einer der schönsten Alpenseen.** Jahresbetrieb. **Hotel Forelle.** Haus I. Ranges. Pension M. 7.— bis 10.—. Prospekt.

Riva am Gardasee Sanatorium u. Wasserheilanstalt Dr. v. Hartungen, alle mod. Heilbehelfe. 200 m Seestrand. Strandliegehalle. Lufthüttenkolonie. Prosp.

Villach (Tauernbahn) Fremdenzentrum Kärntens. Mittelpunkt der Kärntner Seen und Badeorte. **Park-Hotel.** Beste Zwischenstation auf der Reise: München-Triest-Abbazia. Wien-Tirol. Wien-Italien.

Ungarn.

Tátra Széplak Weszerthelm, 1010 m ü. d. M. Höhenkurort, Touristenstat., Wasserheilanstalt, Sanatorium für Nerven- und Basedowkranke, ganzjähriger Betrieb. **Wintersport.** Prospekt gratis.

Norddeutschland.

Osterode Ostpr. Herrl. Umgeb. Wald, Seen, Parkanl. Verb. d. Oberländ. Kanal m. Ostsee. Vorz. Schulen, Theater, Konzerte, Garnison. Mod. sanit. Einricht. Günst. Wohnen. Industriegelände preiswert. Ausk. d. **Magistrat.**

Stettin Sanat. Kurh. Buchheide Stettin-Finkenwalde f. Nervöse, Erholungsbed., Herz- und Stoffwechselkrankh. Pension täglich 7—12 M. Leit. Arzt: **Dr. Mosler.**

Brandenburg.

Berlin Pension Steinplatz, Uhlandstr. 197 am Steinplatz, 1 Minute v. Bahnh. Zoo. 126 Zimmer. Größter Komfort. Ruhigste Lage. Prospekte.

Birkenwerder bei Berlin. Sanatorium San.-Rat Dr. Sperling. Wunderv. Wald-Umgeb., hervorragende Erfolge. Jllustr. Prosp. **6–12 M.**

Buckow Kr. Lebus (Märk. Schweiz) — **Erholungsh. u. Sanat. Waldfrieden.** Pens. el. Licht, Bäd. i. Hause. Park a. See. Empf. v. D. Off.-V. Luftb. Tel. Buckow Nr. 55.

Eberswalde Sanat. Drachenkopf, phys.-diät. Heilanst. Dr. med. Heidemann. Som. u. Wint. geöffnet. Prosp. d. **Dir. A. Bellair. Fspr. 97.**

Falkenhagen Seegefeld-A. b. Berlin. **Sanatorium** San.-Rat Dr. Strassmann. **6–9 M.**

Schlachtensee Dr. Weils Sanator. ½ Stunde von Berlin. Mod. Heilanstalt für Nerv.- u. innerl. Kranke. Stoffw.-Kuren. (Röntg.-Hochfr.-Kab.) Leit. Ärzte: Gen. Arzt König, Dr. Kroner, Dr. Stern.

Wilhelmsdorf b. Brandenburg (Havel). Christl. Erholungsheim i. Walde u. Nähe d. Plauer Sees. Gute Verpfl., keine alkohol. Getränke. **Dr. P. Jellinghaus.**

WoltersdorferSchleuse b. Erkner-Berlin. Sanat. f. nerv. u. inn. Kr. Herrl. Lage a. Wald u. Wass. **Dr. Paul Grabley.**

Zehlendorf (Wannseeb.) b. Berlin. Erholungsh. u. Sanatorium Monrepos, f. Nervenleidende, Erholungsbedürftige und Kranke. Tel. 43.

Schlesien.

Bad Reinerz Sanator. f. Leichtlungenkranke. Billige Preise. **Bes. Dr. Schoen.**

Breslau Hotel du Nord, Haus I. Rgs. Neuerbaut mit allem Komfort. Elektr. Licht, Zentralhzg. Lift. Zimmer v. Mk. 3.— an. **Bes. Gustav Riedel.**

Brückenberg i. Rsgb. oberh. Krummhübel, **Hotel Franzenshöh** m. all. K., 860 m ü. M., inm. d. Sportgb. Neu. Bes. **W. Böthling.**

Obernigk b. Breslau. Waldsanatorium f. Leichtlungenkranke. Höchst. Komf. Winter- u. Sommerkuren. **Dr. Kontny.**

Schreiberhau Erst. u. größt. Winter-Kurort und Winter-Sportplatz i. schles. Riesengebirge. Ausk., Prosp., Programm durch den **Verkehrsausschuß.**

Bayern.

Alexandersbad Fichtelgeb. Mod. ärztl. geleit. Kuranstalt. Stahl- u. Moorbad m. Hotel u. Pens. Elektr. Bel. Auto-Garage. Ganz. Jahr geöffnet. Ausführl. d. u. Prosp. **Badeverwaltung.**

Bad Reichenhall Sanator. Bad Reichenhall. Erstkl. Anstalt f. Rekonvaleszent., interne Frauen- u. chirurg. Leid. Sommer- u. Winterstat. Reichenhall. Kurmittel i. Hause.

Berchtesgaden Grand Hotel u. Kurhaus, nach fertiggestellt. Umbau ab Weihnachten 1913 für vollständigen Winterbetrieb geöffnet. Prospekt durch die **Direktion.** Hotel Deutsches Haus, mit neuerb. Dep. Erstes Hotel mit Zentralheizung. 50 Zimmer. Trockenräume. Gute Restaurationsräume. Vorzügl. Küche.

Garmisch Grand Hotel Sonnenbichl. Haus allererst. Rg., direkt am Walde u. See. Appartements, Zentralheizung. Jahresbetrieb. Prospekte.

Garmisch Famil.-Pens. Schubert, Villa Zugspitze, Zugspitzstr. 267. Wintersportpl. bequem zu erreich. Bad, elektr. Licht, Bibliothek. Urgemütl. Aufenth. Pens. v. 5.50—7.50. Freie Sonnenlage. Vorzügl. Verpfleg.

Garmisch Park-Hotel Alpenhof, Winterkur u. -Sport. Familienhaus I. Rg. Appartements u. Schlafzimmer mit Bad. Zentralhzg., Lift. Prosp.

Kainzenbad bei Partenkirchen. Neuerb. moderne Kuranstalt f. innerl. Kranke, Nervöse u. Erholungsbedürftige. Moor- u. Schwefelbad. Jahresbetrieb. Prosp. d. d. Verw. **Dr. Behrendt, Dr. Hingst.**

Partenkirchen Hotel Haus Gibson, Fam. Haus I. Rg., in gesch. Höhenlage, Nähe d. Wintersportplätze. All. mod. Komf. Bevorz. Haus d. vornehmst. intern. Reisepubl. **Fr. Stanner.**

Partenkirchen Oberbayern. Dr. Wiggers Kurheim. Klinisch geleitetes Sanatorium f. innere-, Nervenkranke u. Erhol.-Bedürftige. Mod. Einricht. f. Diagnostik u. Therapie, Diät-Abt. 5 Ärzte. Neues Kurmittelhaus. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. 5 Ärzte.

Starnberg bei München. — Dr. Plange's Kurheim für Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Mod. Therapie, jeder Komfort. Prospekte. Tel. 47.

England.

Bournemouth besuchtester Badeort d. Südküste. Hotel Mont Dore, bestren. Haus. prachtv. Lage. W. Kneese, Manag.

Heilanstalten

Siehe auch Reiseführer!

Kinder-Sanatorium Luisenruhe
unter dem Protektorat Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin Luise von Baden.
Klinisch geleitet. Das ganze Jahr geöffnet. Vollständig individuelle Behandlung. Unterricht. Aufnahme von den ersten Lebenswochen. Nach langjähr. Betrieb jetzt neu erbaute Anstalt **inmitten herrlicher Tannenwälder**, in sonniger, geschützt. Lage, mit allen hygien. Erfordernissen d. Neuzeit eingerichtet. — Röntgenzimmer usw.



Leiterin: Schwester **Frida Klimsch.** Leitend. Arzt: **Dr. med. H. Schall.**
Königsfeld im Bad. Schwarzwald 800 m ü. d. Meere. Für Winterkuren besonders geeignet. — In allen Ferien Aufnahme nur ausruhebedürftiger Kinder in besonderer Abteilung. — Ansteckende Krankheiten auch Lungentuberkulose ausgeschlossen. — Mäßige Preise. — Ausführliche Prospekte.

Wartburg-Sanatorium Eisenach i. Physik.-diätet. Heilweise. Das ganze Jahr geöffnet. Chefarzt: **Dr. med. Peters.** Wintersport. Reichillustrierter Prosp. frei.

Alkoholentwöhnung zwanglos. **Rittergut Nimbsch 6** b. Sagan (Schlesien). Arzt. Prsp. fr.

Unterricht

Kuck's Vorbereitungs-Anstalt spez. z. Einjähr.-Freiw.-Ex. in kürz. Zeit u. höh. Privatschule. Arbeitsstd. Prim.- u. Abiturex. Berlin W, Nürnberger Str. 2.



Vorbildung z. Einjähr.-, Prim.-, Abit.-Prfg. i. Dr. Harangs Anst., Halle S. 3.

Thüringisches Technikum Jlmenau Maschinenb. u. Elektrotech. Abt. für Ingenieure, Techniker u. Werkmstr. **Dir. Prof. Schmidt**

Institut Boltz Einj., Fähnr., Prim., Abitur. Jlmenau i. Thür. Prosp. frei.

Höhere Handelskurse, Vorb. z. Einj.-Freiw.-Examen. **Handelslehranstalt Jlmenau.**

SCHNEIDER-AKADEMIE Herren- u. Damenkleidung. Neue deutsche Zuschneider-Lehrbücher, auch zum Selbstunterricht. **Professor L. Hassler.** Prsp. frk. **Paris,** 5 rue des Filles-St.Thomas.



Pfeiffer'sches Institut Jena. Pens. f. Oberrealsch. 89 Einj. seit 1909. Prosp.

Jnstitut Traub, Frankfurt a. Oder 5. Einj., Fähnr., Prim., Abit., Dam. Prosp.

Militärvorbereitungs-Anstalt für Fähnrichprüfung und Prima. — Nimmt nur Fahnenjunker. — 1911 bestanden 75, 1912 bestanden 98. **Berlin W, Bülowstrasse 103. Dr. Ulich.**

Dr. J. Wolff's Vorbereitungsanstalt Breslau 3, Freiburg.Str.42 gegr. 1903, für die **Einj.-Freiw.-, Fähnr.-, Seekadetten-, Priman.- u. Abitur.-Prüfung** sowie z. Eintritt in d. **Sekunda** einer höh. Lehranstalt. **Streng geregelt. Pensionat.** Besondere **Damenkurse** für die **Prima u. Abiturium.** Bisher bestanden bereits **698** Prüfl., dar. **99 Abiturienten.** 1912 u. 1913 bestanden **186 Prüfl.,** dar. **43 Abitur.** (dar. **26 Damen**), **24** für **O I u. U I** (dar. 1 Dame), **60** für **O II u. U II,** **16** für die übrigen Klassen und **42 Einjährige.** — **Prospekt.** — **Tel. 11687.**

Stellen-Angebote

Inserate unter dieser Rubrik kosten M. 1.— für die einspaltige Nonpareillezeile.

Eingeführte **Maß-Korsett-Fabrik** sucht jederzeit **redegewandte Reisedamen** zum Besuch von **Privatkundschaft** gegen **hohe Provision.** Ausführliche Angebote unter **K. 56054** an **Haasenstein & Vogler A.-G., Magdeburg.**

Vom **Schiffsjungen zum Kapitän** Karriere d. Handelsmarine Illust. Broschüre versend. kostenlos **Fiedr. Glatzel, Schiffsoffizier** Altona (Elbe) Palmaille 54 I.

2—10 M. u. mehr täglich zu verdienen. Prosp. gratis. **Adressenverlag Joh. H. Schultz, Cöln W 49.**

Heimarbeit, garantiert dauernde, gut lohnende, erhält jede Dame durch leichte interessante Handarbeit. Die Arbeit wird nach jedem Orte vergeben. Prospekt mit fertigem Muster gegen Einsendung von 50 Pfennig in Marken. **Centa Kolb, Kempten W** (Bayern). Altrenommiertes Versand-Geschäft. Erste Referenzen von Damen, die schon 10 Jahre für mich arbeiten.

Mark 20.- u. mehr täglich verdienen Personen jeden Standes leicht durch stille Mitarbeit. Anfragen befördert jederzeit unter **C. L.** die **Annoncen-Expedition Daube & Co., Zürich (Schweiz).** Auslandsporto.

Wer bei der Handelsmarine als **Schiffsjunge** auf erstkl. Segelschiff od. Dampfer eintr. will, erhält kompl. seegem. Ausrüstg. u. gr. Auskft. b. **M. Glöde, Hamburg,** Vorsetzen 67. Gegr. 1889. Das abgelegte Steuermannsexam. berecht. z. einj. Dienst bei d. Kais. Marine b. freier Stat.

Sofort Stellung erhalten junge Leute jeden Standes, 14—35 Jahre alt, als Diener, Lakai, Leibjäger, Reisebegleiter usw. in herrschaftlichen, gräflichen u. fürstlichen Häusern unter Garantie nach Besuch der **Diener- und Servier-Fachschule Godesberg a. Rhein.** Prospekt gratis. Eintritt täglich.

Schiffsjunge – Kapitän Schiffsoffizier- Karriere der Handelsmarine. Illustrierte Broschüre versendet kostenlos **Heinr. Zabel, Altona (Elbe), Breite Str. 46, III.**

Platzvertreter in allen Städten d. Dtsch. Reiches **gesucht. Erfurt,** Postfach 55.

Junge Leute aller Berufsklassen erzielen gutes Einkommen, wie z. B. als Steward (Schiffskellner), Bäcker, Schlachter, Schlosser, Elektr., Mechan., Klempner, Kohlenzieher, Heizer, Maler, Zimmerleute, Aufwäscher, Matrosen usw., wenn sie als solche zur See fahren wollen. Guter Verdienst bei freiem Logis und Verpflegung. Auskunft und Rat in allen seemännischen Angelegenheiten erteilt auf ausführliche briefliche Anfrage die **Schiffahrts-Informations- u. Reise-Büro-Gesellschaft m. b. H., Abt. 74, in Berlin SW 68,** Kochstraße 5. — Rückporto erbeten.

Tüch. Buchhandlungsreisende gesucht, Volks Verlag, **Leipzig,** Elisenstr.

Wer bei der Handelsmarine **Offizier** werd. will, erhält kostenl. Ausk. v. **Johs. Brandt,** Altona Elbe, Fischmarkt 20.

4—5 Mk. tägl. leicht i. H. zu verdienen. Näh. geg. Rückporto **Alfred Schröter, Dresden M. 62.**

Offene Stellen aller Berufe enthält stets die Zeitung **Deutsche Vakanzenpost, Esslingen 34.**

Vertreter für Neuheiten sucht **P. Holfter, Breslau 181.**

Buchhandlungsreisende suchen **Gutberlet & Co., Buchhandlung, Leipzig-R.**

Der **Frankfurter Schwesternverband** der seine Tätigkeit in den **städt. Krankenanstalten** ausübt, sucht bei günstigen Bedingungen **gebildete Mädchen** im Alter von 20 bis 30 Jahren, welche sich der Krankenpflege widmen wollen, zum Eintritt **als Lehrschwestern.** Näheres bei **Frau Oberin von Mässenhausen, Städt. Krankenhaus, Frankfurt a. M. 1.** Staatlich anerkannte Krankenpflegeschule.

Verlag von August Scherl G.m.b.H., Berlin SW, Zimmerstr. 36/41. — Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Paul Dobert, Berlin; in Oesterreich-Ungarn für die n verantwortlich: B. Wirth, Wien VI, Theobaldgasse 17, für die Herausgabe Robert Mohr, Wien I Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Bienfalt, Berlin

